Weltgeschichte.

Dritter Band.

Weltgeschichte

Begründet von Hans F. Helmolt.

Unter Mitarbeit von

Gustav Antze, Erwin von Baelz, Rudolf Beer, Adolf Birch-Hirschfeld, Carl Georg Brandis, Max von Brandt, Berthold Bretholz, Karl Dyroff, Gottlob Egelhaaf, Heinrich Friedjung, Martin Große, Hugo Grothe, Konrad Haebler, Viktor Hantzsch, Herbert Heitz, Eduard Heyck, Johannes Hohlfeld, Nicolaus Jorga, Julius Jung, Clemens Klein, Arthur Kleinschmidt, Rudolf Kötzschke, Richard Mahrenholtz, Richard Mayr, Wladimir Milkowicz, Johannes Ranke, Rudolf von Scala, Alfred Schachtzabel, Hans Schjöth, Emil Schmidt, Richard Schmidt, Georg Schneider, Ernst Schober, Heinrich Schurtz, Friedrich Freiherrn Stromer von Reichenbach, Alexander Tille, Wilhelm Walther, Otto Weber, Karl Wegerdt, Karl Weule, Hugo Winckler, Heinrich Zimmerer und Hans von Zwiedineck-Südenhorst

herausgegeben von

Armin Tille.

Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage.

Mit etwa 100 Karten, 400 Tafeln und 1000 Abbildungen im Text.

Leipzig und Wien.
Bibliographisches Institut.

Weltgeschichte

Dritter Band

Afrika – Pyrenäenhalbinsel – Altgriechenland.

Von Heinrich Schurtz (†), Viktor Hantzsch (†), Alfred Schachtzabel, Hugo Grothe, Karl Dyroff, Eduard Grafen Wilczek (†), Karl Wegerdt, Rudolf Beer (†) und Rudolf v. Scala.

Mit 8 Karten, 5 Farbendrucktafeln, 25 schwarzen Beilagen und 164 Abbildungen im Text.

Leipzig und Wien.
Bibliographisches Institut.
1914.

Alle Rechte vom Verleger vorbehalten.
Copyright 1914 by Bibliographisches Institut Meyer, Leipzig.

Vorwort.

Dem im Vorwort zum ersten Bande entwickelten Plane gemäß behandelt der dritte Band Afrika und diejenigen beiden europäischen Halbinseln, welche afrikanische Einflüsse am stärksten gespürt haben, so daß gerade in diesen Ausstrahlungen afrikanischer Eigenart die weltgeschichtliche Leistung des schwarzen Erdteils ihren Ausdruck findet.

Die Geschichte des afrikanischen Festlandes läßt sich im Verhältnis zur Größe des Schauplatzes recht kurz fassen, da wir trotz neuerdings wesentlich vertiefter Kenntnis über die geschichtlichen Vorgänge vor der Neuentdeckung dieses Erdteils um 1500 nur mangelhafte Nachricht besitzen. Die großen ethnischen Verschiebungen stehen deswegen im Mittelpunkte des Interesses und treten hier samt ihren geographischen Grundlagen schärfer hervor als in der Darstellung mancher anderer, geschichtsreicherer Gebiete. Den von dem früh (1903) verstorbenen Ethnologen Dr. Heinrich Schurtz, zuletzt Assistenten am Museum für Völkerkunde zu Bremen, für die erste Auflage geschriebenen Abschnitt hat zuerst der Geograph Dr. Viktor Hantzsch überarbeitet, und nach dessen raschem Tode hat Dr. Alfred Schachtzabel, Hilfsarbeiter am Museum für Völkerkunde in Berlin, das Ganze nochmals einer Durchsicht unterzogen. Da letzterer Anfang 1913 eine Forschungsreise nach Afrika antrat, mußte der von ihm bearbeitete und ergänzte Abschnitt schon Ende 1912 druckfertig gemacht werden. Nordafrika, dessen beglaubigte Geschichte wesentlich weiter in die Vergangenheit hinaufreicht, und das sich schon dadurch vom Rumpfe des afrikanischen Festlandes unterscheidet, hatte in der ersten Auflage ebenfalls Heinrich Schurtz bearbeitet; gegenwärtig hat Dr. Hugo Grothe, bekannt durch seine Reisen in den islamischen Ländern und als Herausgeber der „Beiträge zur Kenntnis des Orients“ (seit 1904), diesen zweiten Abschnitt neu durchgesehen, und den Schluß, „Die Aufteilung Nordafrikas unter die Mittelmeermächte der Gegenwart“ (S. 213—220), hat Dr. Johannes Hohlfeld, der als Redakteur des Bibliographischen Instituts der „Weltgeschichte“ seine Kräfte widmet, verfaßt. Eine wesentlich durchgreifendere Neugestaltung hat, den Fortschritten der Erkenntnis entsprechend, die Geschichte Ägyptens erfahren. Wenn auch der Text der ersten Auflage als Grundlage diente, so weicht doch die jetzige Fassung aus der Feder des Münchener Ägyptologen Prof. Dr. Karl Dyroff nach Form und Inhalt so stark von der Karl Niebuhrs ab, daß sie mit Recht als das alleinige Werk des ersteren bezeichnet werden kann, wie es S. 221 geschieht. Dem Mittelmeer, das die Vermittlerrolle zwischen den seine Küsten bewohnenden Völkern auf asiatischem, afrikanischem und europäischem Boden übernommen hat, mußte ein besonderer Abschnitt gewidmet werden. In diesem sind, zum Teil späterer Erzählung vorgreifend, die Ergebnisse geschichtlichen Wirkens in den Randländern des Mittelmeeres kurz zusammengefaßt, um die sich ergebenden Wechselwirkungen in helleres Licht zu rücken. Die

ältere Darstellung dieser Dinge von Eduard Grafen Wilczek (†) ist in der Hauptsache erhalten geblieben und nur im einzelnen durch Karl Wegerdt, der schon die Geschichte des Indischen Ozeans im ersten Band überarbeitet hat, neugestaltet worden. Den Schlußabschnitt, „Die Wiedergeburt des Mittelländischen Geistes" (S. 385—386), hat der Herausgeber verfaßt, um die sachliche Übereinstimmung mit den Ausführungen über die Renaissance im siebenten Bande zu gewährleisten. Die Geschichte der Pyrenäischen Halbinsel von den frühesten Zeiten geschichtlichen Lebens an bis zur unmittelbaren Gegenwart hat an Stelle des verstorbenen Heinrich Schurtz für die zweite Auflage Dr. Rudolf Beer, Kustos an der Hofbibliothek in Wien und Lektor der spanischen Sprache an der Universität daselbst, durch seine spanische Literaturgeschichte (1903) bestens bekannt, überarbeitet; einzelne Stücke, so vor allem das Zeitalter Philipps II., sind völlig neu gestaltet worden. Auch Beer ist uns, ehe er seine Arbeit vollendet sah, am 13. Dezember 1913 vom Tode entrissen worden; aber da er bereits die Korrektur gelesen hatte, konnten Redaktion und Herausgeber dem Abschnitt allein seine endgültige Gestalt geben. Den sechsten Abschnitt endlich, die Geschichte des antiken Griechenlands, hat Dr. Rudolf von Scala, Professor für alte Geschichte an der Universität Innsbruck, gründlich überarbeitet und in einigen Teilen, so namentlich denen, die die älteste Zeit behandeln, ganz neu geschrieben. Wenn in diesem Falle, abweichend von der sonstigen Übung, die Darstellung nicht in einem Zuge bis zur Gegenwart führt, sondern nur bis zum Eingriff Philipps II. von Makedonien, so geschah das, weil die späteren Geschicke Griechenlands, das auch eine starke slawische Blutzufuhr erhielt, so mit der römischen, byzantinischen und türkischen Geschichte verknüpft sind, daß sie sich aus diesen Zusammenhängen nicht wohl herauslösen ließen. Die Geschichte des modernen Staates Hellas wird im vierten Bande am Schluß des zweiten Abschnittes behandelt.

So beherrscht auch den Inhalt des dritten Bandes ein einheitlicher Gedanke: zu den alten asiatischen Kulturen, die Band I und II kennen lehrten, treten die afrikanischen, und ihre unmittelbaren Einwirkungen auf zwei hervorspringende Länder Europas mit europäischer Entwickelung werden dargestellt. Es entsteht auf diesem Wege ein fester Unterbau, auf dem sich in den Bänden IV—VIII die Geschichte Europas und seiner Weltkultur aufbauen läßt.

Hinsichtlich der Abbildungen ist nach denselben Grundsätzen wie in den beiden ersten Bänden verfahren worden. Für die Beschaffung der Vorlagen sind die Unterzeichneten wiederum den wissenschaftlichen Anstalten des In- und Auslandes zu lebhaftem Danke verpflichtet.

Leipzig und Weimar, den 25. März 1914.

Bibliographisches Institut. Archivdirektor **Dr. Armin Tille.**

Inhaltsverzeichnis.

I. Afrika. Von Dr. Heinrich Schurtz (†). Überarbeitet von Dr. Viktor Hantzsch (†) und Dr. Alfred Schachtzabel. Seite

1. Afrika als Teil der bewohnten Erde. 1
   - A. Vorbemerkungen 1
   - B. Der afrikanische Boden 2
   - C. Die kulturgeschichtliche Bedeutung der Pflanzen- und der Tierwelt Afrikas . . . 9
     - a) Die Pflanzendecke im allgemeinen . . 9
     - b) Schädliche Tiere und Krankheitserreger 11
     - c) Nutztiere 12
     - d) Nutzpflanzen 13
   - D. Die Sklaverei und der Sklavenhandel . 14
   - E. Nutzbare Mineralien 15
   - F. Die Bevölkerung 15
     - a) Die Herkunft des Negers 15
     - b) Die Anthropologie des Negers . . . 17
     - c) Der Kulturbesitz des Negers 18
2. Die Hottentotten und die Zwergvölker 21
   - A. Die Wohnsitze und die Lebensweise der Hottentotten und Zwergvölker in der geschichtlichen Zeit 22
   - B. Rückschlüsse auf die vorgeschichtliche Zeit 26
   - C. Die geschichtlich erkennbaren Schicksale der Hottentotten 27
3. Ostafrika 32
   - A. Die Einwirkungen von außen in früheren Zeiten 34
   - B. Die Kaffern 38
     - a) Monomotapa 38
     - b) Südostafrika vor dem Beginne der Suluwanderungen 38
     - c) Die Kfosa (Xosa) und die Sulu 39
     - d) Die Matabele 42
     - e) Die Dschagga (Jaga) und die Wasimba 43
     - f) Die letzten Ausläufer der Suluwanderungen 44
   - C. Die Wanjamwesi 45
   - D. Die Bantu zwischen Unjamwesi und der Küste 46

Seite

   - E. Das Gebiet der Nilquellseen: die Wahuma 47
   - F. Das Ostthorn 51
     - a) Die Danakil 51
     - b) Die Galla 52
     - c) Die Somali 52
     - d) Die Massai 53
4. Westafrika 55
   - A. Senegambien 56
   - B. Die Stämme an der Küste vom Gambia bis zum Tanoë 57
   - C. Aschanti und Dahomeh. 57
     - a) Aschanti 57
     - b) Dahomeh 59
   - D. Joruba und Benin 61
   - E. Vom Nigerdelta bis zum Sanaga . . . 62
   - F. Von Batanga bis Loango 63
   - G. Vom Kongo bis zum Kunene 63
     - a) Loango 63
     - b) Kongo. 64
     - c) Angola 65
5. Innerafrika 66
   - A. Die Staaten am oberen Sambesi und an den südlichen Zuflüssen des Kongo . . . 67
     - a) Das Marutse-Mambunda-Reich . . . 67
     - b) Das Lundareich 69
     - c) Die Reiche der Fürsten Kasembe, Msiri und Kasongo 71
   - B. Das Kongobecken 72
     - a) Die Baschilange 74
     - b) Die innersten Kongostämme 75
     - c) Die Zwergvölker 75
     - d) Vom Kongo zum Nil 76
       - α) Die Niam-Niam 76
       - β) Die Mangbetu 77
       - γ) Die Bongo und ihre Nachbarn . 77
   - C. Das Gebiet des oberen Nils und seiner westlichen Zuflüsse 77
     - a) Die Schilluk und ihre Verwandten . 78
     - b) Die Dinka 79
     - c) Die Bari und die Madi 80

Seite

6. Die kolonialen Beeinflussungen . . 80
A. Die Geschichte der Kolonien im tropischen Afrika 80
a) Die tropisch-afrikanische Kolonialgeschichte bis zum Jahre 1876 . . . 80
α) Die Portugiesen 80
β) Die Holländer 83
γ) Die Engländer 83
δ) Die Franzosen 85
ε) Die Spanier 86
ζ) Die Skandinavier 86
η) Brandenburg-Preußen 87
ϑ) Die Araber 88
b) Die tropisch-afrikanische Kolonialgeschichte seit 1876 91
α) König Leopold II. von Belgien, Stanley und die Gründung des Kongostaates 91
β) Das Deutsche Reich als neue Kolonialmacht 93
1. Deutsch-Südwestafrika 94
2. Togo und Kamerun 97
3. Deutsch-Ostafrika 99
γ) Frankreichs Sudan-Politik . . . 103
δ) Englands Nil-Kap-Politik . . . 104
ε) Portugal 106
B. Die Negerrepublik Liberia 106
C. Die Geschichte der Kolonien im außertropischen Südafrika 107
a) Südafrika im landwirtschaftlichen Zeitalter (1652—1866) 107
α) Das Aufkommen eines südafrikanischen Volkstums 107
β) Englands Eingreifen (1795) . . 108
γ) Die Gründung der Burenfreistaaten 109
δ) Die Kapkolonie 110
ε) Natal 111
b) Südafrika im Zeitalter der Hochfinanz (seit 1867) 112
α) Die Einverleibung des Grikwalandes 112
β) Transvaal in den 1870er und 1880er Jahren 113
γ) Rhodesia 114
δ) Die „Uitlanders", Jamesons Zug, Vorbereitungen zum Kriege (1895 bis 1899) 115
ε) Englands Krieg gegen die beiden Burenfreistaaten (1899/1901) . . 117
7. Der Sudan und Abessinien 120
A. Der westliche Sudan 120
a) Das Land 120

Seite

b) Die Bevölkerung 121
c) Die ältere Geschichte des Westsudan 123
α) Ghana 123
β) Melle 124
γ) Sonrhai 125
δ) Die Haussastaaten 126
d) Die neuere Geschichte des Westsudan 128
α) Die Fulbe 128
β) Adamaua 130
γ) Die marokkanische Zeit der westlichen Gebiete 131
δ) Hadschi Omar und Achmadu . . 132
ε) Der Südwesten 132
e) Die Aufteilung des Westsudan durch die europäischen Kolonialmächte . . 133
B. Der mittlere Sudan 134
a) Vorbemerkung 134
b) Die Wüstenvölker des mittleren Sudan im allgemeinen 135
c) Die Staatengebilde des mittleren Sudan 137
α) Bornu 137
β) Bagirmi 142
γ) Wadaï 143
δ) Dar Fur 146
C. Der östliche Sudan 149
a) Land und Leute 149
b) Nubien in alter Zeit 150
α) Die frühesten Beziehungen Nubiens zu Ägypten 150
β) Napata 152
γ) Meroë 154
δ) Das altchristliche Zeitalter Äthiopiens; Dongola 155
c) Nubien als ägyptische Provinz . . 157
d) Der Ostsudan im 19. Jahrhundert . 158
α) Mehemed Ali 158
β) Elfenbeinhandel und Sklavenraub 158
γ) Reformversuche 159
δ) Der Mahdismus 160
1. Mohammed Achmed 160
2. Die Belagerung und der Fall Khartums 161
3. Khalifa Abd Ullahi 163
4. Die Äquatorialprovinz unter Emin 164
5. Das Ende des Mahdistenreiches 167
ε) Der Senussi-Orden 167
D. Abessinien 168
a) Land und Leute 168
b) Die Anfänge der abessinischen Kultur 169

Seite

c) Abessinien im Lichte der Geschichte . 170
α) Das erste christliche Zeitalter . . 170
β) Das jüdische Zeitalter 170
γ) Das zweite christliche Zeitalter . . 171

II. Nordafrika. Von Dr. Heinrich Schurtz (†). Neubearbeitet von Dr. Hugo Grothe.

1. Die afrikanische Nordküste 177
2. Die ältesten Siedelungen in Nordafrika 178
A. Die Libyer 179
B. Die Berber 181
C. Spätere Einwanderer 182
3. Die geschichtliche Entwickelung Nordafrikas 184
A. Kyrene 185
B. Karthago 187
C. Die römische Herrschaft 195
D. Das Wandalenreich in Afrika 201
E. Die arabische Eroberung 205
F. Die türkische Herrschaft 212
G. Die Aufteilung Nordafrikas unter die Mittelmeermächte der Gegenwart . . 213
a) Frankreich und Spanien 213
b) Italien in Tripolitanien 218

III. Ägypten. Von Prof. Dr. Karl Dyroff.

1. Das Ägypten der Pharaonen 221
A. Das Land 221
B. Die Anfänge (die vordynastische Zeit) . 224
C. Das Alte Reich (etwa 3300—2400 v. Chr.) 233
a) Die Thiniten (1. und 2. Dynastie; etwa 3300—2900 v. Chr.) 233
b) Die Memphiten und der Ausgang des Alten Reiches (3.—8. Dynastie; etwa 2900—2300 v. Chr.) 239
D. Die Übergangszeit und das Mittlere Reich, 2300—1788 v. Chr. 254
a) Die Übergangszeit, 9. und 10. Dynastie, und die Anfänge Thebens . . . 254
b) Die 12. Dynastie, 2000—1788 v. Chr. (das „Mittlere Reich") 257
E. Die 13. bis 17. Dynastie und die Hyksos (1788—1600 v. Chr.) 265
a) Die 13. Dynastie 265
b) Die Hyksos (1700—1600 v. Chr.) . . 266
c) Die 17. Dynastie und die Vertreibung der Hyksos 269
F. Das Neue Reich. 1600—800 v. Chr. . . 272
a) Die 18. Dynastie bis zum Tode des Amenhotep III. 272

Seite

b) Amenhotep IV. und seine religiöse Reform 286
α) Die Beziehungen zu Asien zu Anfang der Regierung. Die neue „Lehre" 286
β) Amenhotep IV. als Ekhinaton . . 291
γ) Das Ende der Dynastie und der Aton-Lehre 293
c) Die Ramessidenzeit. 19. und 20. Dynastie (etwa 1315—1090 v. Chr.) . . 295
d) Das Ende des Neuen Reiches (21. bis 23. Dynastie), etwa 1090—715 v. Chr. 305
G. Die Äthiopier und die Assyrer in Ägypten. 715—660 v. Chr. (23. bis 26. Dynastie) 309
H. Von Psammetik I. bis auf Alexander den Großen 312
a) Die Saïten, 26. Dynastie, 663—525 v. Chr. 312
b) Die Perserzeit. 525—332 v. Chr. (27. bis 31. Dynastie) 315
2. Ägypten unter den Ptolemaiern (332 bis 30 v. Chr.) 319
3. Ägypten unter den römischen Kaisern (30 v. Chr. bis 641 n. Chr.) 324
A. Von Augustus bis auf Diokletianus. (Die „römische Zeit" Ägyptens, 30 v. Chr. bis 285 n. Chr.) 324
B. Von Diokletianus bis auf Herakleios. (Die „byzantinische Zeit" Ägyptens, 285 bis 641) 325
C. Kulturgeschichtliches 326
D. Die persische Eroberung von 619 und das Ende der oströmischen Herrschaft . . . 329
4. Ägypten unter dem Islam bis zur türkischen Eroberung (641—1517) . . 330
A. Ägypten eine Provinz des Khalifats (641 bis 969) 330
a) Unter Otman, Ali und den Omaijaden (644—750) 331
b) Unter den Abbaßiden (750—868) . 331
c) Die Tuluniden und die Ikhschiden (868—969) 331
B. Die Fatimiden (969—1171) 332
C. Die Ajubiden (Aijubiden, Ejubiden; 1171 bis 1250) 335
D. Die Mamelukensultane (1250—1514) . 337
a) Die Bachriten (1250—1382) 337
b) Die Burdschiten (1382—1517) . . . 339
5. Ägypten seit 1517 342
A. Die türkische Eroberung und Verwaltung (1517—1798) 342

Seite

B. Die französische Besetzung (1798—1801) 344
a) Das militärisch-politische Abenteuer . 344
b) Der dauernde Gewinn für die Wissenschaft 346
C. Mehemed Ali und seine Nachfolger (1801 bis 1882) 347
D. Die englische Besetzung (1882) und die neueste Zeit Ägyptens 351

IV. Das Mittelmeer und die Kultureinheit der Mittelmeervölker.

Von Eduard Grafen Wilczek (†). Neubearbeitet von Karl Wegerdt.

1. Die Zusammenfassung der Mittelmeervölker zum Begriffe der Mittelländischen Kulturgemeinschaft . . . 354
A. Die Bedeutung des Mittelmeers für die Geschichte der Menschheit 354
B. Die Besiedelung der Küsten- und Randländer. 356
C. Die universalhistorischen Wirkungen der Wanderungen 359
2. Der Anteil der einzelnen Völker an der Entstehung des Mittelländischen Geistes 362
A. Die Ägypter. 362
B. Die Israeliten 362
C. Die Phoiniker 364
D. Die Griechen 365
E. Karthago 369
F. Rom 370
G. Das Christentum 372
3. Die Entwickelung des Mittelländischen Geistes 374
A. Der Eingriff der Germanen 374
B. Der Eingriff des Islam 377
C. Rückblick 378
D. Das Aufkommen der Romanen . . . 378
E. Byzanz 379
F. Die Franken und die Entstehung des Westeuropäischen Geistes 380
G. Die Deutschen und die Slawen an der Außenseite. 381
H. Die Normannen und die Kreuzzüge . . 382
4. Fortdauer und Wiedergeburt des Mittelländischen Geistes 384
A. Die Folgen der westöstlichen Verbindung 384
B. Die Wiedergeburt des Mittelländischen Geistes 385

V. Die Pyrenäische Halbinsel.

Von Dr. Heinrich Schurtz (†). Überarbeitet von Dr. Rudolf Beer (†).

Seite

1. Der Bodencharakter der Pyrenäischen Halbinsel und sein Einfluß auf die Bewohner 387
2. Altertum 389
A. Die ältesten Zeiten spanischer Besiedelung 389
a) Die Iberer 389
b) Die Kelten 390
c) Die Phoiniker und die Griechen . . 391
d) Die Karthager. 392
B. Die Römer 393
a) Eroberung 393
b) Die Romanisierung 394
c) Das Christentum 397
3. Mittelalter 398
A. Die Germanen 398
a) Die Wander- und Eroberungszeit . 398
b) Die westgotische Herrschaft 400
c) Rückblick auf die abendländische (römische und gotische) Kultur 401
B. Die Maurenherrschaft 404
a) Die Anfänge des Islam in Spanien 404
b) Die Zeiten des Khalifats 408
c) Die Kultur des omaijadischen Zeitalters 411
d) Der Zerfall des spanischen Khalifats 414
C. Die christlichen Staaten 417
a) Asturien 418
b) Die Staatenbildung an den Pyrenäen 419
c) Portugal 420
d) Die Vereinigung von León mit Kastilien 422
e) Der Osten 423
f) Kämpfe gegen die Almorawiden und Almochaden 423
D. Kastilien und Aragon 430
a) Machtstellung Kastiliens. 430
b) Aragon 433
E. Portugals Heldenzeit 436
F. Der Untergang des letzten Maurenreiches 439
4. Neuzeit 441
A. Spanien als Einheitsstaat: Isabella von Kastilien und Fernando von Aragon . . 441
B. Die spanische Weltpolitik: Karl I. (V.) . 444
C. Das Zeitalter Philipps II. 448
a) Spanien 448
b) Portugal 452
D. Die letzten Habsburger 454

Seite

E. Das Zeitalter der Bourbonen 458
a) Von Philipp V. bis Karl III. . . . 458
b) Portugal 460
c) Karl IV. 461
d) Der Spanische Freiheitskampf . . . 461
e) Absolutes Königtum und Liberalismus 463
f) Spaniens Ausscheiden aus der Reihe der Kolonialmächte. 469
F. Spanien und Portugal vom Beginne des 20. Jahrhunderts bis zur Gegenwart 470

VI. **Griechenland.** Von Prof. Dr. Rudolf von Scala.

1. Die natürlichen Bedingungen griechischer Volksentwickelung 474
2. Die vorgriechische Bevölkerung . . 477
3. Die Einwanderung der Griechen . . 479
4. Das minoische Zeitalter 480
A. Die Kultur 480
B. Die Zeitbestimmung und Ausbreitung der minoischen Kultur 486
5. Die Festlandsgriechen zur Zeit der Höhe minoischer Kultur 487
6. Die Wanderungen im östlichen Mittelmeergebiete vom 15. bis 12. Jahrhundert 492
7. Das griechische Mittelalter (die „Homerische" Zeit) 493
8. Die zweite große Wanderungszeit (die Zeit der Kolonisation) 497
9. Das Jahrhundert der großen Umwälzungen (7. Jahrhundert) 499

Seite

10. Das Jahrhundert der Sammlung (6. Jahrhundert) 503
A. Einheitsbestrebungen 503
B. Der Militärstaat von Sparta 505
C. Der Volksstaat Athen 506
D. Allgemeine Zustände des 6. Jahrhunderts 510
11. Das Zeitalter des großen Kampfes. (Die Perserkriege.) 512
12. Das Zeitalter der Höhe (Perikleisches Zeitalter; etwa 466—431) . . . 516
13. Der Entscheidungskampf zwischen dem dorischen und dem ionischen Stamme (der Peloponnesische Krieg, 431—404) 522
14. Das Zeitalter der Militärherrschaft (404—379) 527
15. Glück und Ende thebanischer Größe (379—362); Athens letzte Erhebung (378—355) 529
A. Theben 529
B. Athens letzte Erhebung 532
16. Das Zeitalter des Königs Philippos II. von Makedonien 533
17. Das Zeitalter Alexanders des Großen 536
18. Die Weltstellung des Griechentums 538
A. Das Griechentum vor Alexander dem Großen 538
B. Die Weltstellung des griechischen Volkes unter Alexander dem Großen 545

Bibliographie 550
Register 558

Verzeichnis der Beilagen.

Farbige Tafeln.

Seite

Timbuktu 124
Mauriſche Reiterei unter Luſius Quietus gegen die Daker kämpfend (mit Textblatt) . . . 199
Der Einzug einer Horde ſemitiſcher Nomaden in Ägypten um das Jahr 1900 v. Chr. (mit Textblatt) 261
Teil eines Wandgemäldes in dem Grabe des „Königsſohnes von Kuſch“ Hui in Kurnet Murrai bei Theben (mit Textblatt) 294
Griechiſche Altertümer aus der minoiſchen und der homeriſchen Zeit (mit Textblatt) . . . 490

Schwarze Tafeln.

Portugieſiſche Sklavenfaktorei aus dem Ende des 18. Jahrhunderts bei Togo (in Vodza, engliſches Gebiet) 13
Buſchmannzeichnungen 23
Altertümer von Simbabwe in Südafrika . . 37
Zwei bedeutende Negerführer der Sklavenküſte (mit Textblatt: Die bedeutendſten Könige der Sklavenküſte um 1670) 59
Altertümer aus Benin 62
Banza Loangiri, die Hauptſtadt des ehemaligen Königreichs Loango, um 1670 64
Der Mangbetukönig Munſa tanzt vor ſeinen Weibern und Kriegern (1870) 77
Bauten aus der Portugieſenzeit Oſtafrikas . . 81
Die Plünderung von Tunis durch Karl V. im Jahre 1535 212
Eine marokkaniſche Staatsurkunde (Die Abſetzung des Mulai Abd ul-Aſis) 216
Die Pyramide des Khefre 242
Ein Teil der Südwand im Sargzimmer der Pyramide des Königs Wenis 247

Seite

König Sethoe I. (um 1313 v. Chr.) ſchlägt die paläſtiniſchen Schaſu-Beduinen bei der Feſtung Der Kanaan 296
König Rameſſe II. von Ägypten (1303—1237) 299
Eine Seite (27) des „Codex Askew“ des gnoſtiſchen Werkes „Pistis Sophia“ 327
Kairo um 1670 343
Das Innere der großen Moſchee zu Córdoba . 409
Die Hauptfaſſade des Alcazárs in Sevilla. — Der Löwenhof der Alhambra 413
Die Alhambra bei Granada 414
Karl V. betritt das Hieronymitenkloſter San Jerónimo de Yuſte 448
König Philipp II., ſeine vierte (letzte) Gemahlin, Anna, ſeine dritte Gemahlin, Iſabella von Valois, ſeine erſte Gemahlin, Maria von Portugal, und ſein Sohn Don Carlos . . . 454
Die Darſtellung des Freiermordes in dem Heroon von Gjölbaſchi 515
Relieftafeln vom Fries des Parthenon . . . 519
Athen und ſeine Akropolis 520
Poſeidon 538

Karten.

Kulturkarte von Afrika. — Völkerkarte von Afrika 9
Afrika, Politiſche Überſicht 101
Karte des Kriegsſchauplatzes in Südafrika . 117
Algerien, Tunis, Marokko 177
Ägypten 221
Mittelmeerländer 384
Karten zur Geſchichte Spaniens und Portugals 388
Altgriechenland (mit Regiſter) 504

Verzeichnis der Abbildungen im Text.

	Seite
Fulbemädchen	5
Pygmäenfrau	8
Sangarind	13
Schua aus Gulfei, Nordkamerun	17
Beifpiel einer Giebelhütte	20
Beifpiel einer Rundhütte	20
Guftav Th. Fritfch	22
W. H. J. Bleek	23
Wandorobbodorf bei Koka, Maffaïfteppe	24
Georg Auguft Schweinfurth	25
Bufchmann	26
Bergdamara vom Spitzkopje in Deutfch-Südweftafrika	30
Bergdamaradorf bei Windhuk	31
Korbfchalen aus Kuka	33
Dolch der Marutfe	34
Gefchnitzte Keule aus Lunda	34
Frauenfandale aus Kano	35
Schmuckkamm aus Abeffinien	35
Sulumädchen	39
Sulu in voller Kriegskleidung	40
Der Sulukönig Ketfchwajo	41
Milchgefäß der Weft-Wahuma	48
Maffai-Mann	54
Der Reichsgründer der Joruba	60
Alte Schale mit dem „Stara" genannten Kreuz	61
David Livingftone	68
Wurfeifen vom unteren Ubangi	73
Wurfeifen der Banza und Mogwandi	73
Schmiede der Bari	79
Die Umgebung von Groß-Friedrichsburg	87
Leopold II., König der Belgier	92
Henry Morton Stanley	93
Hendrik Witbooi mit Söhnen und Großleuten	95
Nzoja, Häuptling von Bamum (Kamerun)	97
Der Bahnhof Noëpe (Eifenbahn Lome—Palime)	102
Cecil Rhodes	112
Stephanus Johannes Paulus Krüger	113
Joseph Chamberlain	116
Petrus Jakobus Joubert	118
Terrakottakopf „Mia"	123
Fulbemädchen aus Lere, Nordkamerun	129
Guftav Nachtigal	136
Heinrich Barth	138
Emin Pafcha (Eduard Schnitzer)	165
Eine chriftliche Kirche in Akfum	172
Menelik II. von Abeffinien	175
Tedrachmenon aus Kyrene	178
Kabylifcher Webftuhl aus Tlemfen	179
Wafferkrug algerifcher Kabylen	180
Kabylifcher Wafferkrug	180
Megalithifches Denkmal bei Kaßr Dauan	181
Berberifches Mädchen aus Biskra	181
Marokkanifche Jüdinnen	183
Griechifche Vafe aus Kyrene	185
Statue eines bärtigen Gottes aus Nordafrika	192
Die Ruinen von Karthago um 1840	195
Ruinen des Junotempels in Karthago	196
Blick in das Trümmerfeld in Timgad (Algerien)	197
Kaufläden mit fteinernen Ladentifchen am Markt in Timgad (Algerien)	198
Das römifche Prätorium zu Lambefa in Algerien	199
Römifche Grabpyramide in Lambefa	200
Ziegel mit dem Stempel der dritten Legion aus Timgad	200
Adam und Eva	201
Münze des Hunerich, Gunthamund, Thrafamund, Hilderich, Gelimer	204
Haupteingang und Kuppel der Mofchee Sidi Okba in Kairuan	206
Die Mofchee Sidi Mahres in Tunis	209
Marokko um 1840	214
Tetuan um 1840	215
Gedenktafel an die Marokkokonferenz in Algeciras	216
Ägyptifche Soldaten	225
Hockergrab aus el-Amra	227
Vorderfeite des Steines von Palermo, der älteften Annalen	229
Die Schminktafel des Nar	235
Stück vom Keulenkopf des Königs Skorpion	236
Königsgräber bei Abydos	237
Die Stufenpyramide von Sakkara	240

	Seite
Eine Mastaba von Gise	243
Das Re-Heiligtum des Königs Neweserre	245
Schreiber	247
Prinz Merenre	252
Der el-Bachri, 1892 (vor den Ausgrabungen)	258
Brustschmuck mit dem Namen Senwosrets III.	261
Amenemhet III.	262
Soldaten der Leibwache Rameses II., zu der Truppe der „Scherden" gehörig	272
Zwei Syrer vom Grab des Menkheperreseneb, Westtheben	273
Ägyptische Seeschiffe werden in Pownet beladen	276
Königin Hatschepsut in Männertracht	277
Die Göttin Hathor	283
Die Memnonskolosse bei Theben	284
Amenhotep, Sohn des Hapu	285
Hölzerner Porträtkopf der Königin Teje	287
Totengericht	288
Ekhinaton wirft Gold vom Balkon	290
Sogenannte Totenmaske Ekhinatons (Amenhoteps IV.)	293
Fassade des Tempels zu Abu Simbel in Nubien	300
Statue der bubastischen Königin Karomama, Mutter des Osorkon II.	308
Kopf der Saitenzeit aus grünem Stein	314
Flache Platte aus dem Tempel der Aphrodite in Naukratis	315
Ptolemaios II. und Arsinoë	321
Tempel von Philä	322
Kaiser Klaudios vor dem krokodilköpfigen Gott Sobke von Ombos	325
Koptische Lampen	328
Der Erzengel Gabriel	329
Haupthof der Moschee el-Ashar	333
Die Zitadelle von Kairo in ihrem jetzigen Zustande	336
Die Grabmoschee Kait Beis in Kairo	341
François Champollion	346
Khedive Ismaïl	349
Khedive Tewfik	350
Koptin	352
Griechisches Schiff	367
Das Grabmal Theoderichs des Großen bei Ravenna	376
Sogenannte „kyklopische" Mauer in Tarragona	390
Der Turm der Scipionen bei Tarragona	393
Die römische Wasserleitung bei Segovia	396
Die römische Wasserleitung bei Tarragona	397
Westgotische Kronen und Schmuckstücke aus dem Schatz von Guerrazar (bei Toledo)	403
Tor von S. Maria in Ripoll	421
Die Kathedrale von Toledo	431
Isabella die Katholische	433
Fassade von S. Pablo in Valladolid	442
Erinnerungsmedaille auf die Entdeckung Amerikas	443
Cristóbal Colón (Christoph Kolumbus)	444
Aula des spanischen Humanisten Antonio de Nebrija	445
Karl V.	446
San Lorenzo el-Escorial	450
Herzog Alba	451
Das obere Stockwerk der Capellas imparfeitas im portugiesischen Kloster Batalha	453
Das Innere der Klosterkirche zu Belem in Portugal	454
Königin Maria Anna von Spanien	457
Karl III.	459
Das königliche Schloß zu Madrid	460
Die Königin-Regentin Maria Christina von Spanien	471
Blick auf den Taygetos bei Sparta	475
Blick in die Ausgrabungen von Troja (Asarlyk)	477
Trojanischer Hausrat	478
Weibliche Bronzestatue aus minoischer Zeit	484
Die Goldbecher von Amyklai (Vaphio)	485
Das Eingangstor zur oberen Burg von Tiryns	488
Das Löwentor von Mykenai	489
Goldring aus Mykenai	490
Goldene Gesichtsmaske aus Mykenai	490
Homeros	495
Vase des Dipylonstiles (eine Totenfeier darstellend)	497
Schale des Königs Arkesilaos von Kyrene	499
Didrachmon von Aigina (6. Jahrh. v. Chr.)	501
Griechische Bronzestatue	504
Attische Elfenbeinstatuette	504
Griechische Schale	508
Äsopos	510
„Apollon" von Thera	511
Marathon	513
Kopf des delphischen Wagenlenkers	515
Perikles	517
Marmor-Athene, im Albertinum zu Dresden	519
Die Athene Parthenos des Pheidias	520
Elische Münze mit Pheidias' Zeus von Olympia	520
Die Ruinen des Parthenon zu Athen	521
Sophokles	522
Euripides	527
Mausollos von Karien	528
Platon	532
Tedrachmenon von Alexander dem Großen	536
Alexander der Große	537

I. Afrika.

Von Dr. **Heinrich Schurtz** (†). Überarbeitet von Dr. **Viktor Hantzsch** (†) und Dr. **Alfred Schachtzabel.**

1. Afrika als Teil der bewohnten Erde.

A. Vorbemerkungen.

Massig und plump in seinen Formen, mit ungastlichen Küsten, großenteils verbrannt von den Strahlen der tropischen Sonne, lagert sich Afrika den Festländern der Alten Welt an, düster und rätselhaft, wie die Sphinx der ägyptischen Wüste. Und wie das Land, so ist sein Volk. Von den regsamen Rassen Asiens und Europas jahrtausendelang kaum gekannt, durch seine Farbe schon wie ausgestoßen aus der Reihe der edelgeborenen Völker, hat es in sich abgeschlossen ungezählte Jahre durchlebt, ohne über die natürlichen Grenzen seines Wohngebietes hinauszuschweifen zu friedlichem Verkehr oder feindlichem Angriff. Selbst die Kultur Ägyptens, des einzigen afrikanischen Landes, das selbsttätig mitgearbeitet hat an der Entwickelung der Menschheit, verleugnet nicht den starren, verschlossenen Geist der Heimat; sie blühte nicht höher auf, als die Schwesterkulturen Asiens und später Europas im Gefolge siegreicher Heere in das Niltal drangen, sondern sie schwand, zusammenschauernd unter der fremden Berührung, langsam, aber unrettbar dahin.

So ist Afrika lange der unbekannteste der Erdteile geblieben, unbekannter als das neuentdeckte Amerika oder die unwirtlichen Polarländer. Erst die jüngste Zeit hat den Bann gebrochen, und ihre spähenden Blicke dringen bis ins innerste Herz des geheimnisvollen Landes. Und nun sehen wir wohl die Stämme, die das neuerschlossene Gebiet bewohnen, sehen ihre Gestalt und ihr Wesen, ihre Sitten und Bräuche; der Kaufmann eilt, ihnen seine Waren für die Schätze des Landes zu bieten, der Pflanzer sucht unter ihnen Arbeiter für seine Plantagen, Missionare ziehen aus, vornehme Jagdgesellschaften schießen das Wild der Steppen ab, afrikanische Fragen beunruhigen die Politik Europas — aber kennen wir in Wahrheit trotz des Aufschwunges der Völkerkunde die Stämme Afrikas, die uns noch wie traumbefangen, aus tiefem Schlafe geschreckt, entgegenblicken? Immer mächtiger hat sie Europas Kultur aus ihrer Versunkenheit aufgerüttelt, bald werden sie selbst über den neuen Wundern vergessen haben, was sie einst bewegte; wir aber, die wir sie ganz und in ihrer Ursprünglichkeit kennen und verstehen möchten, fragen uns, was vor den Zeiten der Entdeckung, vor allen diesen Störungen und Zerstörungen, die unsere Kultur mit sich bringt, geschehen ist, welche bunten Traumbilder vor dem Erwachen ihr Spiel getrieben haben.

Wer könnte gegenwärtig eine wirkliche „Geschichte" Afrikas im Sinne der zünftigen Wissenschaft schreiben? Die Werkzeuge des Historikers zerbrechen an diesem Felsen. Nur die Kulturvölker Europas, Asiens und Amerikas geben dem Forscher, der sie nach ihrer Vergangenheit fragt, verständliche Auskunft; sie haben Zeugnisse und Chroniken die Fülle, sie haben sich durch die Schrift ein unzerstörbares Gedächtnis geschaffen. Der Neger dagegen vermag uns kaum dunkle, zweifelhafte Sagen zu erzählen, und die *Geschichte* in unserem Sinne, die erst mit dem Eingreifen der Europäer beginnt, bleibt ein ärmliches *Bruchstück*.

Dennoch dürfen wir nicht an weiterer Erkenntnis verzweifeln. Das wahre Licht der wirklichen Geschichte wird freilich Afrikas düstere Vorzeit niemals bis in die letzten Winkel erleuchten; aber können wir das auch im Ernste wünschen? Sind wir denn in unserer Erkenntnis wesentlich gefördert, wenn wir wissen, daß irgendein Negerstamm mit seltsamem Namen in einem bestimmten Jahr aus seinen Wohnsitzen in ein benachbartes Gebiet zog, daß er in einem anderen Jahre zersprengt und vernichtet wurde? Afrika ist zum großen Teil ein eintöniges Land; ebenso eintönig wiederholen sich die Lebensschicksale seiner Völker; und es sind nicht diese kleinen Ereignisse, die uns in allen ihren verworrenen Einzelheiten fesseln, sondern die sich wiederholenden *großen Züge*. Aber gerade darum ist die kurze Strecke geschichtlicher Entwickelung, die wir überblicken können, in Afrika wertvoller als anderwärts; denn sobald wir nur die allgemeinen Fragen ins Auge fassen, lernen wir aus wenigen Vorgängen der afrikanischen Geschichte im Grunde dasselbe wie aus hundert anderen der gleichen Art. Wir müssen die kleinen Ereignisse, die sich vor unseren Augen abspielen, sorgsam beobachten, um mit ihrer Hilfe die großen Schicksale der Vergangenheit zu enträtseln.

Und noch andere Quellen der Erkenntnis schließen sich auf. Die mächtigen Umwälzungen, die sich nach und nach vollziehen, lassen ihre *unvertilgbaren Spuren* zurück, nicht im Gedächtnis der Menschen, das von keiner schriftlichen Überlieferung gestützt wird, sondern in Sprache und körperlicher Bildung, in der Form der Wohnstätten und Geräte, in Sitte und Brauch der einzelnen Stämme.

Schwer zu lesen ist diese halbverlöschte Schrift der Vorzeit; aber eine jugendliche, fortschreitend ausgestaltete Wissenschaft, die *Völkerkunde*, tritt hilfreich der Geschichte zur Seite und lehrt uns, auch jenseits der Grenze der festen Jahreszahlen das Wachsen und Vergehen der Völker zu erkennen. Ihr müssen wir uns anvertrauen, wenn wir uns nicht von der Vorzeit Afrikas als von einem unlösbaren Rätsel abwenden wollen. Die Völkerkunde arbeitet mit anderen Mitteln als die Geschichte. Wie ein Pfadfinder im Urwalde schreitet sie dahin; aus flüchtigen Fußspuren, achtlos weggeworfenen Resten, abgeknickten Zweigen erkennt sie den Pfad früherer Wanderer. Scherben und Schutt, an denen andere unbekümmert vorüberschreiten, reden für sie eine lebendige Sprache.

B. Der afrikanische Boden.

Wir verstehen ein Volk niemals, solange wir nicht den *Boden* kennen, auf dem es erwachsen ist. Und nicht nur den Boden selbst; auch von den Nachbargebieten herüber spinnen sich Einflüsse freundlicher und feindlicher Art. Aber während die meisten Völker in beständiger Berührung und fruchtbarem Kulturaustausch mit anderen ihre Bahn verfolgen, dringt zu den vereinsamten Randvölkern der bewohnten Welt nur selten ein verirrter Klang dieses Strebens und Kämpfens hinüber. Die allgemeine Lage eines Landes zu den übrigen ist demnach nicht weniger wichtig als seine eigene Beschaffenheit und der Himmelsstrich, unter dessen Gunst oder Ungunst sich das Leben der Bewohner entfaltet.

Wie ein schwerfälliger, massiger Keil erscheint Afrika, breit im Norden, nach Süden spitz zulaufend, nicht unähnlich in seinen Umrissen den anderen beiden Kontinenten der südlichen Erdhälfte, Südamerika und Australien. Der äußeren Plumpheit entspricht die geringe Gliederung des Inneren; Afrika ist in seiner äußeren Form der einheitlichste, geschlossenste Erdteil. Fast ebenso einheitlich wie das Land ist auch die Schar seiner Bewohner: es ist für unser Empfinden die Heimat der in der Urzeit wahrscheinlich aus der Gegend des heutigen Südasien eingewanderten dunkelfarbigen (vgl. Bd. I, S. 565 u. 575) Menschen, wie Europa die der weißen, Asien die der gelben Rasse ist. Indes hat diese Geschlossenheit ihre Grenze. Für den Ethnographen zerfällt das Land zweifellos in zwei Hauptgebiete, die durch die Art ihrer Bewohner ebenso, wenn auch nur in mäßigem Grade, verschieden sind, wie durch ihre Lage zu den übrigen Teilen der Alten Welt: in die Länder im Norden der Sahara mit Einschluß Ägyptens einerseits, in die südlich von jenem Wüstenstriche gelegene Hauptmasse Afrikas anderseits. Der Süden ist das echte, selbständig entwickelte Afrika, der Norden dagegen das Übergangsgebiet, das zu den Völkern Europas und Asiens hinüberleitet, von ihnen beeinflußt und zum Teil seit alter Zeit kolonisiert ist.

Fast genau in seiner Mitte vom Äquator durchschnitten, mit der größten Masse seines Gebietes zwischen den Wendekreisen liegend, ist Afrika der tropischste Erdteil. Schon diese Tatsache bietet uns den Schlüssel zum Verständnis vieler Eigenschaften der afrikanischen Rasse. Die dunkle Färbung der Haut, die so oft wie ein Kainszeichen gewirkt hat, ist wahrscheinlich eine Folge des Klimas und der glühenden Sonne, mag auch die Wissenschaft über die Einzelheiten des Vorganges noch im unklaren sein, und sie läßt sich als ein gewichtiges Zeugnis dafür betrachten, daß diese Abart des Menschengeschlechts unter demselben heißen Himmel entstanden ist, der sich noch gegenwärtig über ihren Häuptern wölbt. Wo aber die tropische Glut nachläßt, im Norden wie im Süden, da treten auch alsbald hellfarbige Stämme auf den Plan: dort die Berbervölker, hier die Hottentotten mit ihren zwerghaften Verwandten, den Buschmännern. Schon in diesem Sinne rechtfertigt sich die Lostrennung des Nordens vom übrigen Afrika; auch die Südspitze bildet ein kleineres, aber ebenso eigentümliches Gebiet.

Afrikas Klima ist im ganzen mehr heiß und trocken als feuchtwarm, wenn auch Ausnahmen nicht selten sind. Es enthält in seinem nördlichen Teile das größte Wüstengebiet der Erde, das sich als gewaltige Schranke dem tropischen Afrika vorlagert und es vom Kulturbereiche der Alten Welt trennt. Arabien ist nur ein Teil dieser Wüste, ein Anhängsel Afrikas, das die Senke des Roten Meeres vom Hauptgebiete trennt. Weiter westlich durchbricht das Niltal das Wüstenland und bildet gerade im trostlosesten Teil einen schmalen Kulturstreifen, der zugleich ein bequemer Zugang zum Inneren Afrikas wäre, wenn nicht den Nil in seinem Mittellaufe Felswände so eindämmten, daß der grüne Ufersaum stellenweise völlig verschwindet und der Fluß in Kataraкten und Stromschnellen die Hindernisse überwinden muß. Indessen ist die Wüste selbst kein völlig unüberschreitbares Grenzgebiet. Vielmehr gestattet sie dem wagemutigen Kaufmann den Durchzug an mehreren Stellen; sie ist gleichzeitig trotz ihrer Öde von Völkern bewohnt, die mächtig auf die Geschicke der benachbarten Kulturländer eingewirkt haben. Die Schicksale des Sudan vor allen Dingen sind gar nicht zu verstehen ohne die Kenntnis der Sahara und ihrer Völker. Die Ansicht, die Sahara sei nichts anderes als ein ehemaliges Meer, ist unhaltbar geworden; sie ist keine ununterbrochene, von Dünensand erfüllte Ebene, sondern ein mannigfaltig geformtes Land, dem nur die Wasserarmut den allgemeinen Charakter der Öde aufdrückt. Aber auch diese ist nicht überall so furchtbar, wie ältere Schilderungen vermuten lassen. In allen Teilen der Wüste scheint gelegentlich Regen zu fallen, und von der Gesamtoberfläche der Sahara mögen etwa 2 Prozent Oasenland und fast 16 Prozent Weide- und Steppenland sein. Am stärksten ist der Prozentsatz des Kultur- und Weidelandes im Westen; nach Osten hin nimmt die Trockenheit zu und infolgedessen die Menschenzahl ab.

Trotz ihrer Öde ist die Sahara eine Heimstätte wichtiger Völkerschaften, die nicht einer gemeinsamen Rasse angehören, denen aber die Heimat einen unauslöschlichen

Stempel der Gleichartigkeit aufgeprägt hat. Der magere, sehnige Körper, die scharfgeschnittenen Züge sind ein Merkmal des hamitischen Tuareg und des semitischen Arabers sowohl wie des negerartigen Tibbu; auch in der ostafrikanischen Steppe finden wir ähnliche Typen wieder. Der Charakter dieser Völker ist ebenso verwandt; es sind unruhige Nomaden, die die Armut ihres Wohngebietes nicht nur zu Wanderungen, sondern auch zu beständigen Kämpfen um die Weideplätze und die fruchtbaren Gefilde der Oasen zwingt. Arm, kriegerisch und beutegierig, haben sie sich nicht begnügt, die seßhaften Ansiedler der Oasen zu knechten und zu plündern oder den Kaufleuten aufzulauern, die mit kostbaren Waren ihr Gebiet durchzogen; sie wurden auch den fruchtbaren Grenzländern der Wüste gefährlich. Der Nordwesten mit dem beschneiten Atlas und seinen trotzigen Gebirgsbewohnern hat sie selten gelockt, Ägypten ist zu seinem Glücke durch die Libysche Wüste gedeckt; schutzlos und offen aber liegen die Länder der Neger im Süden. Auf sie sind wieder und immer wieder die Völker der Steppe und Wüste losgebrochen, bis eine Zone der Erobererstaaten und der Völkermischung entstanden war, die wie ein breiter Streifen die Wüste südwärts umrandet. Dieses Gebiet ist der Sudan, der durch die Art seiner Bewohner wie durch seine geographischen Eigentümlichkeiten in gewissem Grade vom übrigen Afrika geschieden ist.

Die Haupteigentümlichkeit, die dem ganzen Erdteile seinen Charakter verleiht, läßt sich durch eine bloße Zahl verdeutlichen: die mittlere oder Durchschnittshöhe Afrikas übersteigt wahrscheinlich 600 m. Das Gewicht dieser Tatsache wird uns erst klar, wenn wir erwägen, daß Afrika arm an eigentlichen Hochgebirgen ist, daß ihm jene riesenhaften Bergketten fehlen, die anderen Erdteilen ihren eigentümlichen Zug verleihen; Afrika hat keine Alpen, keine Kordilleren, keinen Himalaja. Nicht einzelne Bergmassen sind es demnach, denen die gewaltige Durchschnittsmeterzahl der Höhe zu danken ist, sondern der größte Teil des gesamten Landes bildet eine Hochebene, der nur hier und da einzelne Riesenberge aufgesetzt sind, eine Hochebene, die sich nur stellenweise, namentlich an ihren Rändern, zu wirklichen Gebirgszügen emporwölbt, und die sich im allgemeinen von Süden nach Norden und von Osten nach Westen zu abdacht.

Die Ungastlichkeit und strenge Abgeschlossenheit des Erdteils ist eine unmittelbare Folge seines Baues. Hinter der hafenarmen, fieberhauchenden Küstenebene türmt sich der an vielen Stellen schwer ersteigbare Abhang des Hochlandes auf. Die Flüsse und Ströme aber, die anderwärts, besonders in dem seiner Form nach Afrika so ähnlichen Südamerika, breite und sichere Handelsstraßen bis ins Herz des Erdteils eröffnen, nehmen teil an dem spröden und abweisenden Charakter Afrikas. Im Inneren zwar bilden sie weitgedehnte Wasserstraßen, die mit der Zeit große Wichtigkeit erlangt haben; aber dort, wo sie vom Rande der Hochebene nach der Küste hinabströmen, stürzen sie in Kataraкten bergab und lassen den Schiffer, der in die Mündung der Ströme einfährt, nicht über die Küstenebene hinausdringen. So verhält sich der Sambesi, so vor allem der Kongo, so auch der Nil, der eine Straße vom Mittelmeer bis zu den großen Seen bilden würde, wenn nicht mitten im Laufe die nubischen Stromschnellen ein unüberschreitbares Hindernis bildeten. Nur der westliche Sudan, dessen weniger ausgesprochener Hochebenencharakter ihn in einen gewissen Gegensatz zu Mittelafrika stellt, unterscheidet sich auch hier zu seinem Vorteil; der Hauptstrom des Gebietes, der Niger mit seinem mächtigen Nebenfluß, dem Benuë, bietet einen ungestörten Zugang bis ziemlich tief ins Innere des Landes, und erst bei Rabba unter 9 Grad nördl. Breite verbieten Stromschnellen den Dampfern die Weiterfahrt. Der größte Teil des Nigerstromes bleibt freilich auf diese Weise doch von der Küste her unzugänglich, während der Benuë bis zur wirklichen Grenze seiner Schiffbarkeit offensteht.

Die Natur des afrikanischen Landes ist von großer Bedeutung für die Schicksale seiner Völker. Dürfen wir uns auch das Innere des Erdteils nicht als eine einförmige Hochfläche denken, müssen wir vielmehr bei genauerer Betrachtung gestehen, daß Gebirge und Flußläufe, gewaltige Einsenkungen, ausgedehnte Seen und riesenhafte vulkanische Schuttkegel Mannigfaltigkeit genug in das Bild der Landschaft bringen, so bildet doch im Vergleich mit anderen Erdteilen der Mangel an großen Bewegungshindernissen das eigentlich kennzeichnende Merkmal Afrikas. Keine langgedehnte Bergkette teilt das Gebiet in scharfgetrennte

Provinzen, kein tief einschneidender Meerbusen scheidet die Wohnsitze der Völker. Das aber hat Folgen gehabt, die sich auch in anderen, ähnlich gestalteten Teilen der bewohnten Erde beobachten lassen: der Gleichförmigkeit der Landschaft entspricht die Gleichförmigkeit der Bevölkerung. Wie die Hochflächen Asiens von turktatarischen Völkern erfüllt sind, deren Gestalt, Sprache und Sitte engste Verwandtschaft miteinander verraten, so ist die Hochebene Afrikas der Tummelplatz der schwarzen Rasse, die in der Hauptsache nicht nur durch körperliche Merkmale, sondern auch durch die Sprache zu einer wenigstens scheinbaren Einheit verschmolzen ist. Das ist das Ergebnis einer langen Entwickelung. Immer von neuem wirbeln, von den kriegerischen Stämmen aufgescheucht, die Völkermassen durcheinander, wie Staub vor dem Wind, und immer gleichförmiger werden die Schichten, die sich auf den breiten Flächen der Ebene niederschlagen; aber wie sich bei einem Sturme Laub und Spreu, die durch die Luft dahingefegt werden, in Winkeln und hinter schützenden Erhöhungen sammeln, so häufen sich Völkertrümmer an allen den Stellen auf, die Schutz vor Verfolgung gewähren, seien es nun unwegsame Gebirge oder sumpfige Ufer und Inseln der Flüsse. So sind im Inneren des Erdteils die Stämme der schwarzen Rasse unter sich in ewiger Bewegung und Mischung begriffen; die Völker der Ebene aber, die an die Steppen und Wüsten grenzen, erliegen dem Ansturme der Wüstenvölker, und aus dem Gemisch der verschiedenen Stämme bilden sich Staaten, in denen Herrscher und Besiegte allmählich zu neuen Völkern verschmelzen.

Fulbemädchen. Nach Photographie.

Die Einförmigkeit Afrikas begünstigt nicht nur die Wanderungen der Stämme und ihre Verschmelzung, sie ist auch in anderer Weise dem Entstehen origineller Züge hinderlich. Es ist sehr bedeutsam für die Geschichte des Erdteils, daß alle die Gebiete, in denen einzelne Völkerstämme dem nivellierenden Treiben der Wanderungen und Mischungen entgehen können, so gering an Umfang und so zerstreut sind. Gerade in diesen abgeschlossenen Gebieten nämlich entstehen jene eigentümlichen Völker, die sich den natürlichen Bedingungen ihrer Heimat anpassen und auch dann, wenn sie aus ihren zu eng gewordenen Sitzen erobernd hervorgebrochen sind, noch auf lange hinaus ihre besonderen Züge und Eigentümlichkeiten bewahren. Es gibt typische Sumpfvölker in Afrika, wie die Dinka am oberen Nil, und kräftige Gebirgsstämme fehlen weder am Kilimandscharo noch an den Abhängen des Kamerunberges; aber alle diese Völkchen sind zu gering an Zahl, als daß sie einen entscheidenden Einfluß auf die Bewohner der afrikanischen Ebene gewinnen können. Nur die Söhne der Wüste bilden auch in diesem Sinn eine Ausnahme; mögen sie, wie z. B. die Fulbe (s. die obenstehende Abbildung), noch so lange in den Sudanstaaten sitzen, sie bewahren doch, falls sie sich nur unvermischt zu erhalten vermögen, jene Merkmale, die ihnen das unruhige Wanderleben in der wasserarmen Steppe aufgeprägt hat: die Magerkeit und Gelenkigkeit der Glieder, die hellere Hautfarbe und den feurigen Blick des Auges. Erst durch die Verschmelzung mit den Negern des Sudan verschwindet allmählich ein Teil dieser Eigenschaften; und es bildet sich auch hier endlich eine Mischrasse, in der das Negerblut überwiegt. Um alle diese Verhältnisse zu verstehen, ist ein Blick auf die einzelnen Landschaften Afrikas (vgl. die Karte bei S. 101) unerläßlich. Der Norden scheidet seiner ethnographischen und geschichtlichen Sonderstellung wegen von vornherein aus; beginnen wir deshalb mit dem Sudan.

Unter dem Sudan verstehen wir im allgemeinen die der Sahara südwärts vorgelagerten Gebiete, also das Übergangsland, das die Wüste vom tropischen Mittelafrika trennt, eine Zone der Kultur- und Völkermischung. Eine scharfe Begrenzung des Sudan ist gerade deswegen nicht möglich; denn wie nach Norden hin der fruchtbare Boden nur nach und nach verarmt und endlich zur Steppe und Wüste wird, so scheidet auch im Süden keine natürliche Grenze das echte Negergebiet von den islamisch beeinflußten Landschaften des Sudan.

Was die ganze Zone des Sudan zu einer Einheit verknüpft, sind nicht eigentlich orographische oder hydrographische Eigentümlichkeiten, sondern es sind vor allem klimatische und als Folgeerscheinung ethnographische Züge. Der Sudan ist das Übergangsgebiet von der regenarmen Wüste zum äquatorialen Afrika: statt der doppelten Regenzeit des letzteren besitzt er nur eine einfache im Hochsommer und Herbst; zugleich aber ist die Zone des Sudan der heißeste Teil Afrikas. Wie zwei klimatische Striche hier ineinander übergehen, so auch die Völker, die diesen klimatischen Gebieten angehören, der hellfarbige Hamit und der dunkelhäutige Neger.

Was wir im Sudan in großartiger Weise entwickelt sehen, spielt sich im Osten Afrikas nochmals in verkleinertem Maßstab ab. Die Ostspitze Afrikas ist bis weit hinab nach dem Süden ein Steppenland, das nur das abessinische Hochplateau von den Steppen des östlichen Sudan trennt; die Verwandtschaft der Verhältnisse hat ähnliche ethnographische Mischungen hervorgerufen wie in den eben geschilderten Gebieten.

Der Osten ist der gebirgigste Teil Afrikas und zugleich sehr reich an großen Wasserflächen. Man unterscheidet ein mittleres Hochland mit gebirgigen Rändern und tiefen Grabensenkungen, in denen sich die Gewässer zu mächtigen Seen ansammeln, und die niedrigere, steppenhafte Hochebene des östlichen Vorsprunges, des Somali- und Gallalandes. Weiter im Süden treten die Gebirgsränder des Mittelplateaus so nahe an das Meer, daß nur Raum für eine mehr oder weniger schmale Küstenebene bleibt. Wie das Somaliland, so ist auch die Hochfläche des Inneren im ganzen regenarm. Nur da, wo die umrandenden Gebirgsketten sich emporwölben, einzelne Vulkankegel das Hochland überragen oder auch nur die steilen Abfälle der Grabensenkungen die von Osten heranziehenden, mit Feuchtigkeit beladenen Luftströme in ihrem Lauf aufhalten, fällt reichlicherer Regen und entwickelt sich die Pflanzenwelt in tropischer Fülle. So kommt es, daß sich an der Stelle der tiefsten Einbuchtung des Landes gegenüber Sansibar, die am meisten den Einwirkungen von außen ausgesetzt gewesen ist, hinter der Küstenebene fruchtbare Gebirgslandschaften ausdehnen, auf die alsdann ein Steppengebiet folgt, bis zuletzt in der Gegend der großen Seen die Regenfälle wieder häufiger und regelmäßiger werden und der Ackerbau größere Ausdehnung gewinnt.

Bei der Betrachtung des Sudan stellt es sich heraus, daß wir das atlantische Küstenland südwärts vom Senegal nicht jener großen Zone der Völkermischung und islamischen Staatenbildung zurechnen dürfen, die wir als Sudan zusammenzufassen pflegen, sondern daß hier ein Gebiet vor uns liegt, dessen Bevölkerung sich durch seine anthropologischen und Kulturmerkmale als echt nigritisch bekundet. Im nördlichsten Teile dieses Gebietes, in Senegambien, liegen die Verhältnisse insofern am eigenartigsten, als Senegambien unmittelbar an die Wüste grenzt und daher in gewissem Sinne den Einflüssen, denen der Sudan seine ethnographischen Zustände verdankt, ebenfalls ausgesetzt ist; es läßt sich deshalb darüber streiten, ob das Land nicht besser mit zum Sudan zu rechnen sei. Die zweite Besonderheit Senegambiens ist, daß zwei bedeutende Flüsse ohne Katarakte, der Senegal und der Gambia, das Land bis weit ins Innere zugänglich machen und ihm den Charakter starrer Verschlossenheit nehmen, der sonst dem größten Teil der Guineaküste eigen ist.

Die Nordgrenze des Gebietes bilden der Unterlauf des Senegal und die Ränder der

westsaharischen Hochebene; eine Südgrenze läßt sich schwer ziehen. Die Ursache, daß Senegambien als ein so weit nach Norden vorgeschobenes, verhältnismäßig gut bewässertes Land hart an die Wüste grenzt, ist das Gebirgsland von Futa-Dschallon, das die feuchten Küstenwinde sammelt und in Gestalt zahlreicher Flüsse teils nach der Küste, teils zum Niger entsendet. Es ist das umfangreichste jener emporgewölbten, von Schluchten und Tälern zerrissenen Randgebiete der afrikanischen Hochebene, die den Sudan in hydro- wie in ethnographischer Beziehung von Guinea trennen; als solches setzt es sich, in großem Bogen der Küste folgend, unter anderen Namen süd- und ostwärts bis an den Niger fort.

Das Küstenland zwischen Senegal und Gambia gehört ursprünglich dem Dünengebiet am Südrande der Sahara an, ist aber durch die Anschwemmungen der Flüsse eine umfangreiche Ebene geworden. Weiter im Süden tritt das Bergland näher ans Meer; und die Küstenebene, die sich bereits im südlichen Senegambien beträchtlich verschmälert, wird im Gebiet von Sierra Leone noch unbedeutender. Diese Ebene aber ist ganz anders gebaut als die von einförmigen Dünenzügen begrenzte im Norden: zahlreiche Flüsse münden in breiten Ästuarien, sumpfige Halbinseln und Inseln lagern sich vor; und zur Ebbezeit tauchen Bänke und Landstreifen auf, um bald darauf wieder von der aufsteigenden Flut überspült zu werden. Das ist so recht ein Gebiet für zersprengte und verfolgte Völkertrümmer — hier endet der Einfluß des Sudan vollständig.

An der Pfefferküste läßt die übermäßige Zerrissenheit der Küste nach; die Strandebene selbst ist nicht breit, da Ausläufer des Hochlandes sich bis nahe zum Meere hinziehen. Bald aber beginnt nun eine Küstenbildung, die für Guinea bis zur Bai von Biafra charakteristisch bleibt: die Lagunenküste. Statt der mächtigen trichterförmigen Flußmündungen und der vorgelagerten Inseln zieht sich ein sandiger Landstreifen, gegen den die Brandung des Ozeans donnert, und der nur an wenigen Stellen unterbrochen scheint, meist schnurgerade hin. Fahren wir aber in eine dieser Lücken ein, dann gelangen wir nicht in die Mündung eines Flusses, sondern auf eine mehr oder weniger breite Wasserfläche, die sich hinter dem Küstensaume weit ausdehnt; darein ergießen sich auch die Flüsse, die aus dem binnenwärts gelegenen Hochlande herabströmen. Nur stellenweise, namentlich in einem Teile der Goldküste, verschwindet diese Art der Uferbildung, und das Hügelland tritt bis ans Meer heran.

An der Bucht von Biafra endet die Lagunenküste, es beginnt das mächtige, von zahllosen Flußarmen durchzogene, sumpfige Delta, das der Niger in das Meer hinausgebaut hat, und weiterhin, während die Küste sich südwärts wendet, ein Gebiet breiter und flacher Flußmündungen, das Land der „Ölflüsse". Dort aber, wo die Küste umbiegt, steigt eine gewaltige, vulkanische Bergmasse auf, das Gebirge von Kamerun. Weiter im Hinterlande erhebt sich auch hier stufenweise die Schwelle der innerafrikanischen Hochebene, welche die feuchten Westwinde auffängt und so eine breite, fast undurchdringliche Zone des üppigsten Urwaldes entstehen läßt, in dessen Dickicht selbst Reste der scheuen Zwergvölker eine Zuflucht gefunden haben. So beschaffen ist das Küstenland bis nahezu hinab zur Mündung des Kongo.

Jenseits der Kongomündung beginnt die Vegetation der Küste zu verarmen, um endlich beim Übergang in die Steppengebiete Südafrikas fast ganz zu verschwinden. Die Grundzüge des Aufbaues der Küste, hinter der sich stufenweise das Hochland erhebt, bleiben aber doch dieselben wie in Oberguinea, nur daß die Küstenebene im Lande südlich vom Kongo bedeutend schmäler ist als in der Regel im Norden. An der Küste Niederguineas mündet ein gewaltiger Strom, der selbst großen Seeschiffen die Einfahrt gestattet, der Kongo. Aber bald halten den Schiffer, der auf ihm tief ins Innere zu dringen hofft,

unübersteigliche Hindernisse auf: eine Reihe Stromschnellen, in denen das mächtige Gewässer über die Stufen des inneren Hochlandes herabstürzt. Lange kannte man nichts von dem Riesenstrom als die kurze fahrbare Strecke in der Küstenebene, bis die Expedition Stanleys (s. die Abbildung S. 93) 1876—77 das ungeheure Stromgebiet mit seiner Menge schiffbarer Zuflüsse der Kenntnis Europas erschloß.

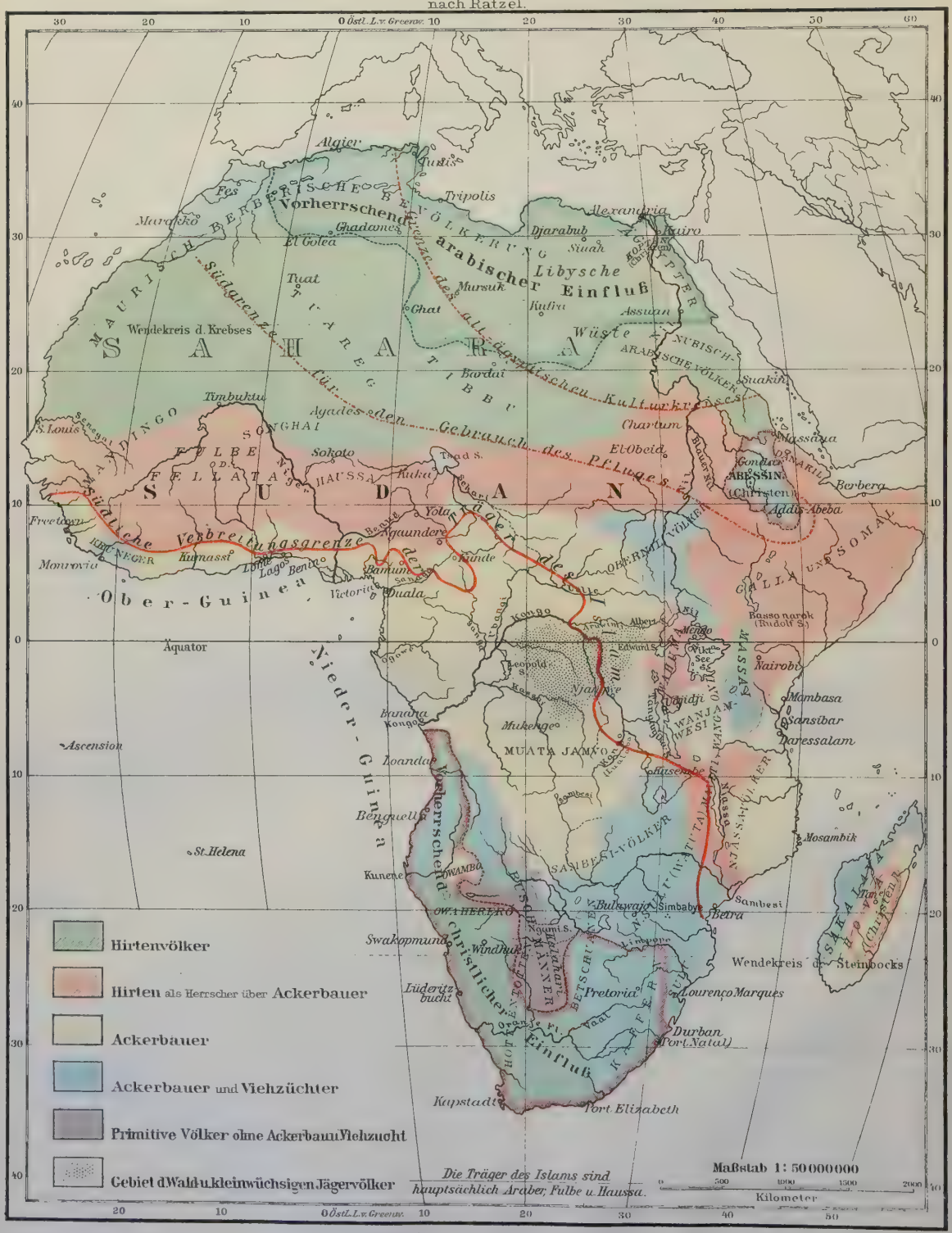
Ungefähr dort, wo der östliche Quellfluß des Kongo, der Luapula, den Äquator zum ersten Male kreuzt, stürzt er in einer Anzahl von Katarakten, den Stanley-Fällen, über eine Stufe des mittelafrikanischen Hochlandes herab. Nun beginnt der schiffbare Mittellauf des Kongo, der in einem riesigen Bogen weit nordwärts über den Äquator hinausgreift, um sich dann wieder nach Südwesten zu wenden und endlich über die schon erwähnten unteren Fälle in seinen kurzen Unterlauf einzutreten. Auf seinem mittleren Laufe durchzieht der breite, inselreiche Strom das ungeheure Waldland Innerafrikas, das sich ungefähr von der Mündung des Ubangi in den Kongo bis nahe an die westlichen Quellseen des Nils erstreckt. Dies waldreiche Kongobecken ist das eigentliche Herz Afrikas. Hier hausten bis vor kurzem seine Völker fast ungestört von äußeren Einflüssen; hier haben sich die merkwürdigen Zwergstämme (s. die untenstehende Abbildung) am zahlreichsten erhalten. Auf seinem Laufe durch dies Gebiet nimmt der Kongo zahlreiche Nebenflüsse auf, wie den Aruwimi und Rubi von rechts, den Lomami von links. Zu seinen mächtigsten Zuflüssen aber steht der Kongo in einem eigentümlichen Verhältnis, das dem ganzen Gebiet einen besonderen Charakter verleiht: diese Nebenströme fließen in ihrem Unterlaufe dem Hauptstrome nahezu parallel, nehmen alle seitlich herankommenden Gewässer auf und führen sie erst dann gesammelt dem Kongo selbst zu. So verhält sich im Norden der Ubangi, so im Süden der Tschuapa und der Lulongo, vor allem aber der Kassaï, der mit seinen zahlreichen Nebenflüssen fast das ganze südliche Kongobecken entwässert. Das Quellgebiet des Kassaï und seiner südlichen Zuflüsse gehört nicht mehr der innerafrikanischen Waldregion an; vielmehr beginnt hier bereits ein von Waldbeständen unterbrochenes Savannengebiet (Grasflächen mit Sträuchern und Waldgruppen), das nach und nach in die südafrikanische Steppe übergeht. Hat somit dieser südlichste Teil des Kongobeckens geographisch eine gewisse Verwandtschaft mit dem Sudan, so ähnelt er auch völkerkundlich teilweise der Randzone der Sahara. Während im Inneren des Kongobeckens von größeren Staatsverbänden keine Rede ist, finden wir hier bedeutende Staaten, wie das altberühmte Reich Lunda, dessen Glanzzeit aber jetzt der Vergangenheit angehört.

Pygmäenfrau (durchschnittliche Größe: 1,40 m). Nach Photographie.

Ein Übergangsland vom tropischen Wasserreichtum zu südafrikanischer Dürre ist das Sambesibecken, dessen seßhafte Völker beständig der Einwirkung der südafrikanischen Hirtenstämme unterliegen. Der Sambesi entspringt auf der hügeligen Hochebene, die das Hinterland der Küste von Benguella bildet. Bei seinem Herabsteigen aus dem Hochlande der Westküste in das tiefer eingesenkte Innere und bei seinem Übertritt in das Tiefland, das sich zwischen die ost- und die südafrikanische Hochfläche einschiebt, bildet er zahlreiche Wasserfälle und Stromschnellen, unter denen die Viktoria-Fälle die bedeutendsten Afrikas sind. Diese Unterbrechungen haben es verschuldet, daß er für die Verbindung der Völker keine Wichtigkeit erlangt hat. Viel bedeutsamer tritt der Sambesi als Völkergrenze hervor, als ein schützender Graben, hinter dem die ansässigen Stämme vor den Angriffen der kriegerischen Hirtenvölker des Südens eine vorübergehende Zuflucht fanden. Dauernden Widerstand vermag dieses Hindernis freilich nicht zu leisten. So haben wir in Südafrika eine neue Zone der ethnologischen Erschütterungen vor uns, die ebenso wie die Sahara einen mächtigen Einfluß nicht nur auf die Nachbargebiete, sondern bis weit hinein ins Innere des Erdteils unmittelbar oder mittelbar ausübt. An den großen, einfachen Zügen, die den Bau Afrikas charakterisieren, nimmt auch die Südspitze des Erdteiles vollkommen teil. Als Ganzes betrachtet

KULTURKARTE VON AFRIKA

nach Ratzel.



Bibliographisches Institut in Leipzig.

VÖLKERKARTE VON AFRIKA

nach Cust-Ravenstein u. Ratzel

Bibliographisches Institut in Leipzig.

ist Südafrika eine Hochebene, deren Ränder sich zu Gebirgen emporwölben und teils ziemlich nahe an die Küste treten, teils einer mehr oder weniger breiten Strandebene Raum lassen. Diese Gebirge sind an der Ostseite höher und massiger entwickelt als an der Westseite. Deshalb verfügt der Osten, den überdies die herrschenden Windrichtungen begünstigen, über einen weit größeren Wasserreichtum als der Westen; der letztere hat, von der südlichsten Region abgesehen, nur periodische Flüsse: der Oranjefluß mündet zwar an der Westküste, entspringt aber nebst allen seinen Zuflüssen im Gebirgslande des Ostens. Am wenigsten vom Regen befeuchtet und deshalb am ödesten und trostlosesten ist das Innere, die Kalahariſteppe.

Der Eigenart dieser verschiedenen Gebiete Südafrikas entspricht das Wesen und der Charakter seiner Bewohner: unstete Buschvölker in der Mitte, westlich Hirtenstämme von verhältnismäßig geringer Menschenzahl, im Osten die kriegerischen und zahlreichen Kaffern, halb Viehzüchter, halb Ackerbauer, das wichtigste einheimische Volk Südafrikas. Die Südspitze endlich war das Gebiet eines Stammes, der nicht zur schwarzen Rasse zählte: der Hottentotten, die von mächtigen Völkerwellen hinweggespült hier im äußersten, entlegensten Winkel des Festlandes eine Heimat gefunden hatten.

So haben wir innerhalb Afrikas drei geographische Hauptzonen zu unterscheiden: ein mächtiges Steppen- und Wüstenland im Norden, ein kleineres Steppengebiet im Süden und zwischen beiden das tropische Mittelafrika mit seinen Riesenströmen und Wäldern. Diesen drei Hauptzonen entsprechen die drei großen Völkergruppen Afrikas: die hellen Völker im Norden, die gelben Hottentotten und Buschmänner im Süden, und im Kern des Erdteils der nigritische Menschenschlag. Alle drei Gruppen haben sich den Eigenheiten ihres Gebietes angepaßt (s. die beigeheftete Doppelkarte „Völker- und Kulturkarte von Afrika"). Sie sind innig verwachsen mit dem Boden der Heimat; ein Teil ihrer dunkeln Vorgeschichte entschleiert uns von selbst seine Geheimnisse, wenn wir die Eigenart des Landes verstehen lernen.

C. Die kulturgeschichtliche Bedeutung der Pflanzen- und der Tierwelt Afrikas.

Aber nicht nur mit dem Boden und Klima haben sich die Stämme Afrikas abfinden müssen. Lange ehe der Mensch als Herrscher unter die Geschöpfe der Erde trat, bedeckten grünende Pflanzen das Land, und die unzählbaren Geschlechter der Tierwelt freuten sich ihres Daseins. Der Botaniker und der Zoolog mögen nach ihrer Weise die Pflanzen- und Tierwelt in übersichtliche Gruppen ordnen und ihr Vorkommen schildern; der Völkerkundige wird dagegen in ganz anderem Sinn eine Einteilung versuchen und nach dem Vorgange Friedrich Ratzels den kulturgeschichtlichen Standpunkt betonen.

Ratzel („Anthropogeographie") unterscheidet unter den Einflüssen, die Pflanzen und Tiere auf den Menschen ausüben, Massenwirkungen und Einzelwirkungen. Massenwirkungen entstehen dann, wenn die Lebewelt als Teil der Erdoberfläche hemmend oder fördernd die Bewegungen und das ganze Dasein des Menschen beeinflußt, also in der Form von Wäldern oder Wiesen, Korallenbänken und dergleichen. Die Einzelwirkungen zerfallen wieder in solche konkurrierender Natur, wie sie Raubtiere und schädliche Pflanzen ausüben, und in solche unterstützender Natur; zu der zweiten Gruppe wäre jede Förderung zu rechnen, die der Mensch durch Benutzung der Haus- und Jagdtiere, der Nähr- und Gespinstpflanzen erfährt.

a) Die Pflanzendecke im allgemeinen.

Pflanzenlos sind zunächst die Hochgipfel einiger Berge, dann aber vor allem gewaltige Strecken der nordafrikanischen Wüste. Daß im übrigen die Sahara nicht so schlimm ist wie ihr Ruf, haben wir schon gesehen (vgl. S. 3); auch in den ödesten Teilen genügt die Anwesenheit der geringsten Spuren von Feuchtigkeit, um eine oder die andere der zähen

Wüstenpflanzen hervorsprossen zu lassen, mit denen das genügsame Kamel seinen Hunger stillt. Viel reicher ist die Vegetation in den Trockentälern, am üppigsten dann, wenn sich einmal nach einem Gewittersturm in den Bergen das Bett auf kurze Zeit mit Wasser gefüllt hat. Ebenso fehlt es im westlichen Teile der Sahara nicht an Steppen, die einen Teil des Jahres frisches Grün bedeckt; und in den Oasen tritt die Dattelpalme zu kleinen Wäldern zusammen, in deren Schatten auch zartere Nutzgewächse gedeihen.

Die Savanne mit ihrem dichten Graswuchs und lichten Baumbeständen ist die am meisten verbreitete und charakteristische Landschaftsform. Das ist neben der großen Ausdehnung der flachen Hochländer die zweite Hauptursache, warum gerade im Inneren Afrikas die Bewegungshemmnisse so gering und unvermögend sind, durchgreifende Völkermischungen zu verhindern, während doch wieder die Beschaffenheit der Randgebiete das Eindringen in das Innere so sehr erschwert. Daher der eigentümliche Zug der Geschichte Afrikas: lebhafte Bewegung im Inneren, aber geringe Wirkung nach außen hin und von außen herein. Unmerkliche Übergänge verknüpfen die Savanne mit der baumlosen Steppe, die Steppe mit der Wüste. Anderseits ist auch der Übergang von der Savanne zum Waldlande nicht immer schroff. Es treten Baumgruppen im Graslande zu immer dichteren Beständen zusammen, die Gewässer umsäumen sich mit den charakteristischen „Galeriewäldern"; und während so die Steppe nach und nach zum Waldlande wird, unterbrechen wieder offene Stellen, grasreiche Lichtungen den beginnenden Urwald.

Die riesigen Urwaldbestände sind die zweite große Formationsart der Pflanzendecke, die für die Bevölkerungsverhältnisse Afrikas von Bedeutung ist.

Die Hauptmasse dieser Waldungen erfüllt das östliche Kongobecken bis nahe zu den westlichen Quellseen des Nils und westwärts bis etwa zur Mündung des Ubangi und zum Leopoldsee; im Norden reicht das zusammenhängende Waldgebiet nicht weit über das Flußtal des Kongo hinaus, im Süden überschreitet es um ein Geringes das des Sankurru. Außerhalb dieser Grenzen wiegt bereits die Savanne vor, obwohl es namentlich im westlichen Kongobecken nicht an geschlossenen Beständen fehlt. Ein zweites Urwaldgebiet findet sich am oberen Nil und trägt das Seine zu der ethnographischen Sonderstellung dieses merkwürdigen Landstriches bei. Eine dritte Gruppe der Urwälder endlich bilden die Randwaldungen der afrikanischen Hochebene, die dort entstehen, wo das Küstenland terrassenförmig nach dem Inneren emporsteigt und dadurch der Feuchtigkeit reichliche Gelegenheit verschafft, sich an den Hängen niederzuschlagen. So scheidet ein breiter Urwaldstreifen in einem großen Teile Guineas das Hinterland von der Küste, besonders im Gebiete von Kamerun und Gabun; ein ähnlicher, wenn auch durchaus nicht gleichmäßiger Gürtel ist für einen bedeutenden Teil des ostafrikanischen Küstenlandes bezeichnend. Wo diese Randwälder der Hochebene kräftig entwickelt sind, können wir sie als einen der mächtigsten jener Grenzwälle betrachten, durch die sich das Innere Afrikas jedem Eindringen von außen her verschließt.

Wie für den Europäer, so ist auch für den echten Neger der Urwald kein freundliches Gebiet. Nur dort, wo der Wald an die Savanne grenzt und breite Lichtungen den düsteren Waldesschatten unterbrechen, legt er seine Pflanzungen an und dringt, die Riesenbäume fällend und neue Blößen im Walde schaffend, als Pionier des Ackerbaues tiefer in die ungastliche Zone ein. Aber es gibt auch Menschen, die zu diesen Wäldern gehören und in ihrer Dämmerung ihr Dasein fristen: die afrikanischen Zwergvölker, die im Kongobecken und im Hinterlande von Kamerun und Gabun durch die Waldungen streifen (vgl. S. 21).

Unbedeutend im Verhältnis zu Wald und Savanne sind in Afrika die mit niedrigem Buschwerk bewachsenen Landstrecken, die anderwärts, wie besonders in Australien, als wichtiger Bestandteil der Landschaft und mächtige Bewegungshindernisse auftreten. Am entwickeltsten sind sie noch im Somaliland und im Süden Afrikas; man kann sie als eine besondere, in sehr geringem Maße nutzbare Abart der Steppe bezeichnen.

b) Schädliche Tiere und Krankheitserreger.

Wenden wir uns von den Massenwirkungen der Lebewelt zu den Einzelwirkungen, so müssen wir zunächst die „konkurrierenden" Einflüsse Ratzels ins Auge fassen, also die Gefahren, die dem Menschen aus dem Dasein schädlicher Tiere und Pflanzen erwachsen. In diesem Punkte hat sich die Natur dem Erdteil Afrika gegenüber verhältnismäßig wohlwollend gezeigt; die Ursache davon mag in dem großenteils trockenen Klima des Landes liegen. Unbedingt ist die Zahl der Menschen, die von Raubtieren zerfleischt oder von Schlangen getötet werden, in Afrika außerordentlich viel geringer als in Indien. Es ist selbstverständlich, daß sich Raubtiere in großer Zahl dort finden, wo der Wildreichtum bedeutend ist, also besonders in den Steppen Ost- und Südafrikas, während das tierarme Westafrika im ganzen nur wenige beherbergt. Wenn dann an die Stelle des vertriebenen oder ausgerotteten Steppenwildes die Viehherden der Menschen treten, muß natürlich der Kampf mit den Raubtieren kräftig aufgenommen werden; aber der Mensch wird selten in diesem Kampfe erliegen.

Viel bedeutender ist der Einfluß schädlicher Insekten und jener kleinsten Lebewesen, denen wir die epidemischen Krankheiten zuschreiben. Auch in dieser Hinsicht ist Afrika nicht allzu ungünstig gestellt; es ist nicht, wie manche Gebiete Asiens, die Brutstätte verheerender Seuchen, die ganze Erdteile verwüstend durchziehen; anderseits besitzt es eine Bevölkerung, die durchschnittlich an Lebenszähigkeit alle anderen Naturvölker weit übertrifft. Es haben freilich ansteckende Krankheiten aus den anderen Erdteilen ihren Weg nach Afrika gefunden (so die Pocken, die Syphilis), aber sie haben nicht entfernt den vernichtenden Einfluß geübt wie bei den Stämmen Polynesiens oder Südamerikas.

Eine wichtige lokale Krankheit Afrikas ist das Sumpffieber, die berüchtigte Malaria, die bekanntlich auch in allen anderen nicht allzuweit polwärts gelegenen Sumpfgegenden vorkommt. Daß seit dem Beginn der europäischen Besiedelung so viel von der Malaria die Rede ist, läßt zugleich erkennen, welche Rolle diese Krankheit in der Geschichte Afrikas spielt: sie ist ebenfalls eine Schutzmauer des Landes, unsichtbar zwar, aber furchtbarer als alle anderen, da sie mit Vorliebe den Europäer befällt und in den meisten Fällen früher oder später besiegt; sie wird vielleicht die Ursache sein, daß der tropische Teil Afrikas immer in der Hauptsache der schwarzen Rasse gehören wird. Damit ist nun nicht gesagt, daß der Neger an und für sich unempfindlich gegen das Sumpffieber wäre: auch der Afrikaner, der aus gesünderen Gebieten in einen Malariabezirk einwandert, entgeht den Anfällen der Krankheit nicht. So bildet sie auch in der inneren Geschichte Afrikas etwas, womit man rechnen muß; denn sie mag oft genug Wanderungen gehemmt und die Verfolgung und Vernichtung geschlagener Völker, die sich in Sumpfgegenden flüchteten, verhütet haben.

Die unheimlichste Krankheit des tropischen Afrika ist aber die Schlafkrankheit, die vom Kongobecken aus sich nach Osten bis zum Viktoriasee ausgebreitet hat und auch in unseren Kameruner Neuerwerbungen stark verbreitet ist. Die Krankheitserreger sind kleine fischförmige Lebewesen, die durch den Stich der Glossina palpalis, einer der gewöhnlichen Fliege ähnlichen Mückenart, in die Blutbahnen des menschlichen Körpers und von hier aus in die Gewebsflüssigkeit, die Drüsen und in das Gehirn gelangen. Diese Seuche hat früher weite Länderstrecken Afrikas entvölkert; erst die Forschungen Robert Kochs (1843—1910) haben das Wesen der Krankheit aufgeklärt und Mittel zu ihrer erfolgreichen Bekämpfung geschaffen.

In einem Lande, das so zahlreiche Hirtenvölker nährt wie Afrika, sind auch die Feinde von Bedeutung, die den Herden drohen und damit das Dasein des Menschen an seiner Wurzel angreifen. Die größeren Raubtiere sind verhältnismäßig ungefährlich im Vergleich mit kleineren Feinden. Unter diesen ist die Tsetsefliege als eine verhängnisvolle Eigentümlichkeit Afrikas bekannt. Muß man auch übertriebene Berichte zurückweisen, so macht doch sicher

dieses winzige geflügelte Wesen, dessen Stich dem Menschen ganz ungefährlich, aber den Rindern und Pferden tödlich ist, die Viehzucht strichweise unmöglich und hemmt damit die Wanderungen der Hirtenvölker. Ihr Verbreitungsgebiet beginnt etwa nördlich des Limpopo und zieht sich bis nach Deutsch-Ostafrika hin. Daß die Grenze des ehemaligen Transvaal nicht weiter hinausgeschoben wurde, oder daß sich keine neuen Burenstaaten nördlich vom Limpopo gebildet haben, ist hauptsächlich diesem Insekt zuzuschreiben, das bei jedem Siedelungsversuche Ochsen und Pferde vernichtete und jeden Vormarsch nach Norden lähmte.

Wenn die Tsetsefliege nur bestimmte Gebiete absperrt, ohne verheerend vorzudringen, so gilt dies nicht von einem anderen schädlichen Insekt, der Heuschrecke, und von einer verderblichen, nach Afrika wohl erst eingeschleppten epidemischen Krankheit, der Rinderpest. Deutsch-Ostafrika hatte 1891 Gelegenheit, die vereinte Wirkung beider Schädlichkeiten zu erproben, da fast gleichzeitig die Heuschrecke die Ernte, die Rinderpest den Viehstand vernichtete. Der kriegerische, stolze Hirtenstamm der Massai, einst der Schrecken aller umwohnenden Völker, ist infolgedessen teilweise zu einem Haufen halbverhungerter Bettler zusammengeschmolzen; andere Stämme haben an Zahl außerordentlich verloren. Zustände dieser Art sind in der Regel der Anfang politischer Umwälzungen, da die kraftlos Gewordenen ihren Feinden nicht mehr zu widerstehen vermochten, zersprengt und vernichtet wurden oder doch ihr Land aufgeben und sich neue, ärmlichere Wohnsitze suchen mußten. Anderswo wieder, wie noch in neuerer Zeit in einigen Gegenden des Sudan, hat die Vernichtung des Viehstandes nomadische Stämme gezwungen, zum Ackerbau überzugehen und damit zu einer völligen Umwandlung nicht nur der Lebensweise, sondern selbst des Volkscharakters zu schreiten.

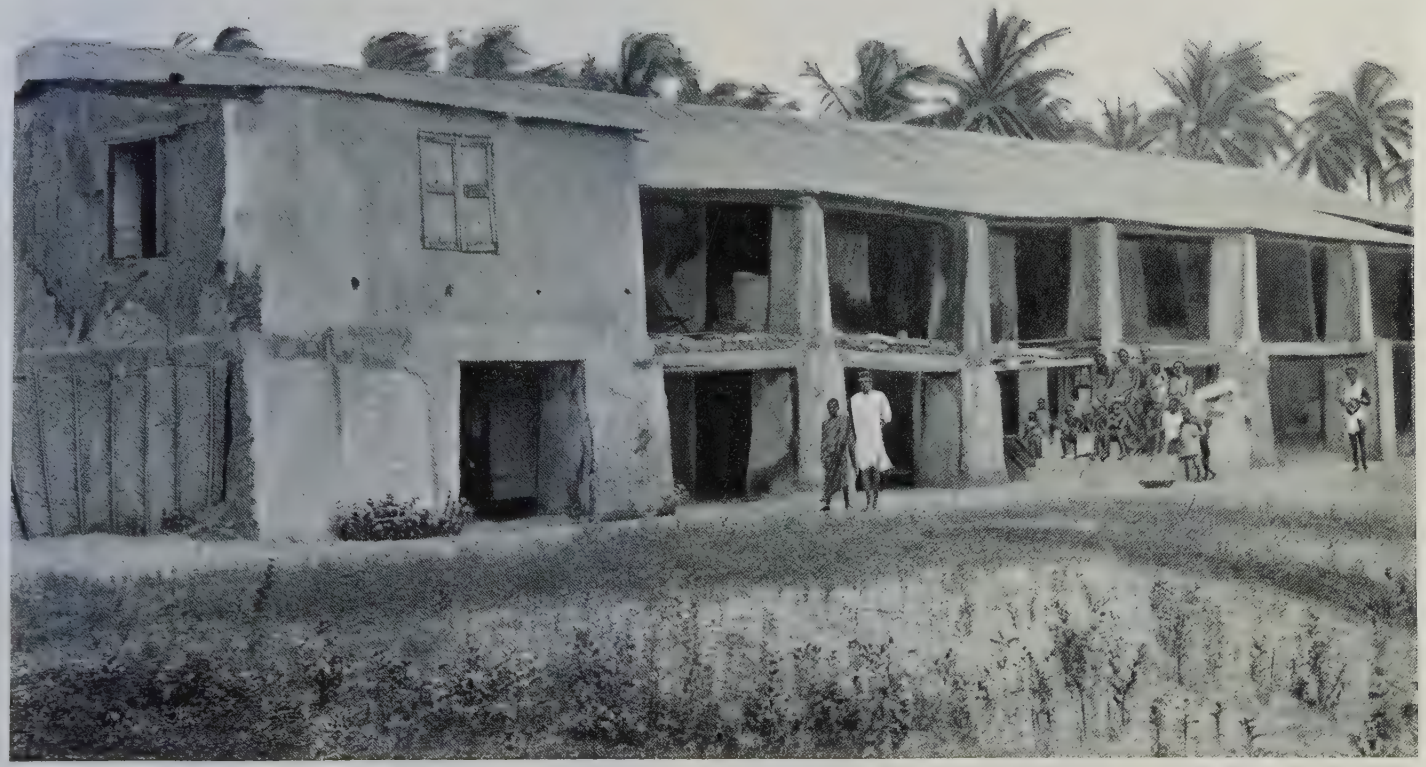
c) Nutztiere.

Schon unter den Schädlingen sind manche, die erst von außenher Afrika zugeführt worden sind, und deren Einschleppung sich geschichtlich verfolgen läßt. In noch höherem Grade gilt dies von den Nutzpflanzen und Nutztieren. Hier stehen wir zuweilen vor Rätseln, deren Lösung für die Aufhellung der Vorgeschichte Afrikas von hohem Werte wäre.

Nur in negativem Sinne wirkt der Mensch im allgemeinen auf die Verbreitung des jagdbaren Wildes ein. Auf Raubbau beruht der Handel mit Elfenbein, der vielfach nach dem Aufhören der Sklavenausfuhr an die erste Stelle getreten ist, aber keine lange Dauer mehr verheißt. Im größten Teile Afrikas sind die gewaltigen Dickhäuter, denen überall eifrige Jäger nachstellen, bereits völlig verschwunden, und nur in entlegenen Gebieten finden sich noch zahlreiche Elefantenherden. So wird auch dieser gewinnreiche Handel aufhören, und der Verkehr wird sich mit anderen, weniger wertvollen Stoffen begnügen müssen.

Sowie wir uns aber den Haustieren zuwenden, drängt sich sofort die schwierige Frage nach der Herkunft der verschiedenen Tiere auf (vgl. Bd. I, S. 70—73). Einige gezähmte Tiere stammen höchstwahrscheinlich aus Afrika, so namentlich der Esel, wenn wir den ostafrikanischen Wildesel als seinen Stammvater betrachten dürfen. Der afrikanische Elefant scheint im Altertum gezähmt worden zu sein. Der Hund findet sich überall als Begleiter des Menschen. Bemerkenswert ist, daß die Zwergvölker im afrikanischen Urwald eine besondere Rasse von Jagdhunden züchten; anderen Stämmen dient der Hund als Schlachtvieh.

Die übrigen Haustiere sind wohl sämtlich aus anderen Erdteilen eingeführt, so das Kamel, das jetzt die Verbindung des Sudan mit dem Nordrande Afrikas ungemein erleichtert und durch sein Fehlen in älterer Zeit den ehemals so geringen Zusammenhang Nordafrikas mit den Ländern der Neger erklären hilft. Das Pferd, meist arabischer



Portugiesische Sklavenfaktorei aus dem Ende des 18. Jahrhunderts bei Togo (in Vodza, englisches Gebiet).

Nach Photographie von Missionar Spiess, Lome.

Abstammung, hat nur im Norden und im Sudan Bedeutung; die Reiterei ist die mächtigste Waffe der sudanischen Herrscher und das Verderben der heidnischen Negerstämme, die im ebenen Land ihren Angriffen ausgesetzt sind. In Südafrika haben sich nach der Einführung des Pferdes durch die Europäer einige Hottentottenstämme zu beweglichen Reitervölkern entwickelt; die Tsetsefliege (vgl. S. 11) hindert hier stellenweise das Vordringen des Pferdes und seiner Besitzer. Fast überall finden wir das Huhn und die Ziege; das Schaf ist in Westafrika bis zur Südspitze hinab bei den Eingeborenen verbreitet, ferner im Sudan und im Nordosten des Erdteils; das Schwein, vielleicht ursprünglich durch die Europäer nach der West- und Südküste gebracht, findet sich schon weit im Inneren. Weit wichtiger als beide ist das Rind (s. die untenstehende Abbildung), das auch kein Abkömmling Afrikas, aber offenbar schon seit sehr langer Zeit heimisch ist.

Das Dasein großer Völkergruppen beruht vorwiegend auf dem Rind; es gibt sogar typische Hirtenvölker in Afrika, die ihren Herden zärtliche Sorgfalt widmen und in ihnen den Mittelpunkt all ihres Tuns und Denkens sehen. Durch das Rind wird die Steppe bewohnbar, ja sie wird eine Wiege kraftvoller Völker, deren Eingreifen in die Geschicke ihrer ackerbauenden Nachbarn so viele Seiten der Geschichte Afrikas füllt. Unbekannt ist das Rind, abgesehen von sonstigen kleinen Lücken seiner Verbreitung, im größten Teile des Kongobeckens, also in der Urwaldzone von Mittelafrika.

Sangarind (Bos africanus).

Wenn wir die Verbreiterung der Lebensgrundlagen erwägen, die der Besitz von Schlachtvieh und Geflügel gewährt, so dürfen wir nicht vergessen, daß überall die allgemein angenommene Sitte oder wirkliche Speiseverbote bestimmte Tiere vom Genuß ausschließen. So hindert eine unsichtbare Schranke die Verbreitung des Schweins in mohammedanischen Gegenden; die Hühner werden oft nicht gegessen, oder man verschmäht wohl auch ihre Eier. Bei manchen Hirtenvölkern wird das Rind so verehrt, daß man sich mit der Milch der Kühe begnügt, aber niemals ein Tier schlachtet. Noch mehr dergleichen Vorstellungen hindern den Genuß dieser oder jener Art des jagdbaren Wildes, während wieder in einem großen Teil Ostafrikas die Fische gänzlich verschmäht werden.

d) Nutzpflanzen.

So wichtig Jagd und Viehzucht auch für große Gruppen der Bevölkerung Afrikas sein mögen, so bleibt die Grundlage des Negerdaseins die Kultur der Nutzpflanzen, in erster Linie die einfachste Form des Feldbaues mit der Hacke, der Hackbau. Hierin ist der Afrikaner gelehriger als auf sonst einem Gebiete. Eine ganze Anzahl von Nutzpflanzen, die aus anderen tropischen Ländern stammen, hat er aufgenommen und den weiter im Inneren wohnenden

Stämmen nach und nach mitgeteilt. Afrika selbst ist ursprünglich nicht besonders reich an Nutzpflanzen. Die wichtigsten und wohl auch am frühesten angebauten unter ihnen sind die drei Hirsearten Panicum distichum, Holcus sorghum und Eleusine coracana, aus denen der Neger auch berauschende Getränke herzustellen versteht. Hinzugekommen sind der aus Amerika eingeführte Mais und das demselben Erdteil entstammende Wurzelgewächs Maniok sowie die Erdnuß. Die europäischen Getreidearten gedeihen innerhalb der tropischen Regionen nur in den höheren Gebirgsländern, die in Afrika sehr zurücktreten, werden aber in den subtropischen Gebieten bis tief in den Sudan hinein mit Erfolg angebaut. Dagegen wird Reis, eine echte Tropenpflanze, im Osten wie im Westen des Erdteils in den feuchten Niederungen geerntet. Einheimisch sind vielleicht bestimmte Arten von Bohnen, Erbsen, Melonen und Kürbissen. Die indische Banane, die besonders im östlichen Afrika stellenweise die Hauptnahrung liefert, tritt anderswo sehr zurück und scheint sogar nur lückenhaft verbreitet zu sein. Die aus Westasien stammende Dattelpalme kommt nur in der nördlichen Wüste und ihren Grenzgebieten vor; die Kokospalme beschränkt sich auf die Küsten. An der westafrikanischen Küste gewinnt die Ausfuhr des Palmöls und der Früchte der Ölpalme immer größere Bedeutung und verspricht, da in diesem Fall ausnahmsweise kein eigentlicher Raubbau stattfindet, dauernden Gewinn, während die planlose Gewinnung des Kautschuks, die neuerdings mit großem Eifer begonnen worden ist, wohl wieder zurückgehen wird. Erst in neuester Zeit hat der Plantagenbau unter europäischer Leitung in größerem Maße begonnen und den Handel namentlich in Kautschuk, Kaffee und Kakao bereits nicht unbeträchtlich belebt.

D. Die Sklaverei und der Sklavenhandel.

Die Haustiere und Nutzpflanzen gewähren dem Neger die Möglichkeit, sich auf seiner Scholle häuslich einzurichten; und Mangel oder Fülle an Nahrung wirken unmittelbar tief auf sein Dasein und seine Widerstandskraft ein. Aber auch die *mittelbaren Wirkungen* sind nicht zu verkennen: mit Neid blickt der ärmlichere Nachbar auf den Besitzer fetten Bodens oder zahlreicher Herden, und wenn er es vermag, sucht er sich der lockenden Beute zu bemächtigen. So entstehen jene beständigen Kämpfe und Umsetzungen im Inneren Afrikas, die die Stämme wirr durcheinanderschütteln, deren Erschütterungskreis aber nicht über die Länder der schwarzen Rasse hinausreicht. Diese Umsetzungen werden durch einen besonderen Umstand zahlreicher und in ihren Ergebnissen bedeutungsvoller für die Mischung der afrikanischen Stämme: *mit dem Hackbau eng verbunden erscheint die Sklaverei.*

Das Ideal des Afrikaners ist der Besitz möglichst vieler Frauen und Sklaven, die für ihn den Boden bearbeiten und ihm erlauben, von den Erzeugnissen bequem zu leben und einträglichen Tauschhandel damit zu treiben; der Sklave ist in Afrika die beste und sicherste Kapitalanlage, deren Besitz reichliche Zinsen gewährleistet. Darum ist der Hauptzweck aller Kriege das Einfangen von Sklaven, die dann allmählich mit dem Geschlecht ihrer neuen Herren verschmelzen und die Eigenart des siegreichen Stammes beeinflussen. Aber die Sklaven waren nicht nur seit alter Zeit ein wertvoller Besitz, sondern zugleich ein hochgeschätzter Gegenstand des Handels, nach dem auch die Bewohner anderer Erdteile verlangend die Hände ausstreckten.

Afrika hat niemals so zahlreiche Kaufleute nach seinen Küsten gelockt wie die meisten anderen tropischen Gebiete. Als die Portugiesen es umsegelt hatten, ließen sie das Land lange Zeit fast achtlos beiseite, nur darauf bedacht, sich an den Schätzen Indiens zu bereichern; und auch heute noch ist der Handel Afrikas verhältnismäßig schwach entwickelt. Daß aber aus den zahlreichen Anfängen eines lebhafteren Verkehrs auf die Dauer so wenig Ersprießliches entstanden ist, liegt an einer verhängnisvollen Eigenschaft des afrikanischen Handels: er beruht fast immer auf *Raubbau*, und sein Ergebnis ist nach vorübergehendem reichen

Nutzen Verfall und dauernde Schädigung. Das gilt am meisten von jenem verderblichen Handelszweige, der sich in keinem Teile der Erde so wie in Afrika entwickelt hat, dem Sklavenhandel. Zugleich aber ist dieser Handel für die Völkerkunde und die Geschichte wichtiger als irgendein anderer: er hat die Ausbreitung der schwarzen Rasse über Länder ermöglicht, nach denen sie sich freiwillig niemals verbreitet hätte; ja auf dem Sklavenhandel beruht lange Zeit nahezu die einzige geschichtliche Bedeutung Afrikas für die übrige Welt.

Für Afrika selbst waren die Folgen der Sklavenausfuhr (s. die beigeheftete Tafel) sehr groß. War vorher die Vermehrung der Sklaven innerhalb einer Volksgemeinschaft an gewisse natürliche Grenzen gebunden, deren Überschreitung mehr Gefahr als Nutzen brachte, so verursachte die Sklavenausfuhr beständige Kriege und Raubzüge, Vernichtung kleiner Stämme, Verödung weiter Landstrecken und Zusammenbruch vieler staatlicher Gebilde. Daneben bildeten sich Staaten, deren ganzes Dasein auf dem Sklavenraub beruhte. Zeitlich ist der Beginn der Sklavenausfuhr aus den einzelnen Gebieten völlig verschieden. Während der Sudan schon zur Zeit der altägyptischen und der griechisch-römischen Kultur den Völkern am Mittelmeer beständig Sklaven lieferte, deren Zahl sich nach den Eroberungszügen der Araber beträchtlich vergrößerte, ist die Ausfuhr aus Ostafrika erst um die Wende des 16. Jahrh. durch die Araber in Aufnahme gebracht, dann aber auch mit einer früher nie gekannten Tatkraft betrieben worden. Die Ausrottung des Sklavenhandels in der Gegenwart gibt der Geschichte Afrikas eine ganz neue Richtung.

E. Nutzbare Mineralien.

Unter den Mineralien, deren Dasein die afrikanische Geschichte bedeutsam beeinflußt hat, ist zunächst das Eisen zu nennen: es ist das afrikanische Kulturmetall. Fast überall im Erdteil ist es zu finden, da die geologische Beschaffenheit sein Vorkommen begünstigt; fast alle Völker wissen es aus seinen Erzen zu gewinnen und zu Waffen und Gerätschaften zu formen. Seltener, aber nicht weniger wichtig, ist das Kupfer. In neuester Zeit hat man in Deutsch-Südwestafrika nördlich von Usakos, ferner in Nordkamerun das Vorkommen von Zinnerz in großer Ausdehnung festgestellt und hofft auf leichten Abbau desselben. Gold kommt in zwei Gebieten in größerer Menge vor: an der Goldküste und im senegambischen Hinterland einerseits, im südlichen Afrika anderseits; namentlich in Südostafrika ist es schon früh von fremden Völkern ausgebeutet worden und hat zweifellos wichtige Kulturübertragungen und selbst Völkermischungen veranlaßt. In Transvaal ward es die Ursache bedeutsamer politischer Umwälzungen. An Bedeutung für die innere Geschichte Afrikas aber übertrifft kein Mineral das Salz, weil der Neger vorwiegend von Pflanzenkost lebt und deshalb des Salzes zu seiner Ernährung dringend bedarf. Die nicht sehr zahlreichen Orte im Inneren, die Salz liefern, sind darum vor der europäischen Kolonisation viel begehrt und der Kampfpreis häufiger Kriege gewesen; die Seeküste aber, die das kostbare Gewürz am reichlichsten liefert, war teilweise schon deshalb das Wanderziel binnenländischer Stämme.

Soviel über die äußeren Gegebenheiten und Verhältnisse, soweit sie der geschichtlichen Entwickelung Afrikas die Bahn bestimmt haben und teilweise noch bestimmen.

F. Die Bevölkerung.

a) Die Herkunft des Negers.

Welche Stellung, so müssen wir uns nun fragen, nimmt der Bewohner des tropischen Afrika, der Neger, in der großen Einheit des Menschengeschlechts ein? Ist er der Urbewohner

seines Gebietes, oder wo lagen seine früheren Wohnsitze? Hat er nahe Verwandte unter den übrigen Rassen der Erde, und wo sind diese Verwandten zu suchen?

Der Neger stellt eine charakteristische, eine eigene Art der Menschheit dar, so sehr auch die verschiedenen Stämme und die einzelnen Personen sich infolge der mannigfachsten äußeren und inneren Einflüsse wieder voneinander unterscheiden. Die mehr oder weniger dunkle Farbe der Haut, der dolichokephale Schädel, der Prognathismus des Gesichtes, die aufgeworfenen Lippen, das hervortretende Jochbein und die mehr breite als hohe Nase können zusammen mit dem wolligen Haar als die Hauptkennzeichen der schwarzen Rasse gelten. In sprachlicher Hinsicht bildet diese Rasse allerdings keine Einheit.

Nun gibt es fern von Afrika, in Australien und auf den Inseln Melanesiens, einen anderen dunkelhäutigen Menschenschlag, der in sehr vielen Punkten mit den Negern Afrikas übereinstimmt und wohl noch mehr übereinstimmen würde, wenn er nicht überall durch malaiopolynesische Zumischung schon stark beeinflußt und verändert wäre. Der echte Melanese ist vom typischen Neger kaum zu unterscheiden. Dürfen wir aber ohne weiteres auf gleiche Abstammung schließen, oder sollen wir annehmen, daß sich im Tropengebiet Australiens unter ähnlichen Verhältnissen wie in Afrika auch ein ähnliches Volk selbständig entwickelt hat? Von der Sprachforschung, die sonst oft ein entscheidendes Wort zu sprechen hat, ist hier wenig Hilfe zu erwarten; die Erforschung des Kulturbesitzes aber führt vorläufig nicht zu sicheren Ergebnissen, obwohl manches auf einen verwandtschaftlichen Zusammenhang zu deuten scheint.

Für Verwandtschaft sprechen aber noch andere Erwägungen. Zunächst ist festzustellen, daß im dritten großen Tropengebiete der Erde, in Amerika, eine selbständige schwarze Rasse nicht entstanden ist, während die eingeführten Neger dort vortrefflich gedeihen; dagegen wird die Lücke zwischen Afrika und Melanesien durch das Vorkommen negerähnlicher Urvölker auf einigen Sunda-Inseln und im südlichen Vorderindien ganz bedeutend verkleinert. (Die Malaien sind über einen weit größeren Meeresraum als den zwischen Ceylon und Sansibar vorgedrungen, als sie, wahrscheinlich von Sumatra aus, Madagaskar besiedelten.) Dennoch ist die Annahme einer direkten Einwanderung der Neger entweder von Australien nach Afrika oder umgekehrt als sehr gewagt zu betrachten.

Eine andere Aufstellung klingt zunächst viel ansprechender. Überall dort, wo die dunkle Rasse an die Gebiete anderer Menschheitsgruppen grenzt, sehen wir sie anscheinend im Rückgange begriffen; die Neger des Sudan, die Drawidavölker Südindiens, die Negritos auf den Philippinen sind ihren hellfarbigen Nachbarn gegenüber entschieden im Nachteil. Vielleicht stehen wir also vor dem Schlußakt einer langen Entwickelung: einst saß die dunkle Bevölkerung im südlichen Asien und nördlichen Afrika als geschlossene Gruppe, bis das Vordringen der hellen Völker die Einheit zerriß, indem die einzelnen Abteilungen der Negerrasse südwärts nach Mittelafrika, nach Südindien und auf die australischen Inseln gedrängt wurden.

Allein die Gegengründe sind zu gewichtig, als daß sich diese Ansicht ohne weiteres aufrechterhalten ließe. Sie würde uns zu der bedenklichen Voraussetzung zwingen, daß die Ursitze der Neger nicht in ihrem heutigen tropischen Wohngebiete lägen, sondern weit nördlicher in Landstrichen, die heute keine Spur einer negerähnlichen Bevölkerung mehr besitzen. Und doch ist der Neger gerade der Typus eines Tropenbewohners, völlig angepaßt den Bedingungen seiner gegenwärtigen Heimat. Überdies ist die Zeit vorüber, da man geneigt war, den Ursprung der einzelnen Rassen aus entlegenen Gebieten herzuleiten, die Arier z. B. aus dem unwirtlichen, von mongolischen Stämmen erfüllten Tibet herabsteigen oder die gesamte

amerikanische Rasse über die Beringstraße aus Asien einwandern zu lassen. Weit richtiger ist es, die Urheimat einer Rasse, mit anderen Worten das Gebiet, wo sie ihre charakteristischen Eigenschaften erworben hat, gerade dort zu suchen, wo noch heutzutage der Kern des Volkes sitzt. Dann ist es nicht zweifelhaft, daß ein tropisches Land die Heimat der Neger sein muß.

Nicht um die Frage zu lösen (dazu ist sie noch nicht reif), sondern um alle Möglichkeiten der Lösung wenigstens zu erörtern, mag an das hohe Alter der Menschheit und die lange Dauer ihrer Entwickelung erinnert sein. Die Ansicht, daß Menschen bereits in der Tertiärzeit, also in einem der bewegtesten Zeitalter der Erdgeschichte, und noch vor den großen Umwälzungen der Diluvialzeit die Erde bewohnten, hat immerhin Wahrscheinlichkeit. Damit aber verlieren alle Ansichten, die mit der gegenwärtigen Gestalt der Erdteile rechnen, den größten Teil ihres Wertes, während das Aufstellen neuer Vermutungen bei dem heutigen Stande der Wissenschaft ziemlich müßig ist. Begnügen wir uns damit, die Möglichkeit zuzugeben, daß in weit zurückliegender Zeit eine Landverbindung zwischen Afrika und den östlichen Verbreitungsgebieten negerähnlicher Völker bestanden haben kann, und daß sich, wenn dies tatsächlich der Fall war, die größte Schwierigkeit von selbst erledigen würde. Manches würde für diese Ansicht sprechen, so die Verwandtschaft der Flora des Kaplandes mit der australischen; aber einen sicheren Beweis zu führen, ist vorläufig niemand imstande.

Schua (eingeborener Araber) aus Gulfei (Bez. Kusseri), Nordkamerun. Nach einer Photographie von Dr. Mohn im Königl. Museum für Völkerkunde zu Berlin. Vgl. Text S. 18.

b) Die Anthropologie des Negers.

Alle Fragen, deren Inhalt so weit jenseits aller geschichtlichen Kenntnis liegt, wie die nach der Herkunft der afrikanischen Völker und der Vorzeit des Erdteils überhaupt, bedürfen zu ihrer Beantwortung noch anderer Hilfsmittel als der Betrachtung der natürlichen Beschaffenheit des Landes. Diese Hilfsmittel liefert die Völkerkunde oder die Anthropologie, wenn wir diese Wissenschaft als die umfassendere betrachten wollen. Für Afrika ist eine Trennung der Völkerkunde in die Urgeschichte und in die Völkerkunde der Gegenwart noch weniger zweckmäßig als für andere Erdteile. Zwar fehlt es in Afrika nicht völlig an urgeschichtlichen Funden; aber sie sind bisher nicht zahlreich, und ihre Deutung ist noch bei weitem schwieriger als in anderen Gebieten der bewohnten Erde. Große Erfolge können wir nur erwarten, wenn wir die Völker der Gegenwart prüfend ins Auge fassen.

Mit vollem Rechte gilt der Körperbau des Menschen, sein erstes und willkürlichen Veränderungen am meisten entzogenes Erbe, als das entschiedenste Kennzeichen der Rasse.

Unter den körperlichen Merkmalen ist an erster Stelle die Hautfarbe zu nennen. Sie gewährt uns vielfach die Möglichkeit, die Zumischung hellfarbiger hamitischer Bestandteile zu ursprünglich dunkelhäutigen Negerstämmen zu erkennen, wenn sie auch als einziges Kennzeichen nicht genügt; denn auch innerhalb der rein afrikanischen Menschengruppe sind die Farbenunterschiede, wohl infolge klimatischer Umstände, sehr bedeutend. Anderseits wieder scheint sich gerade die dunkle Hautfarbe auf Mischlinge zwischen Negern und Hellfarbigen am leichtesten von allen Rassenmerkmalen zu übertragen und bei wiederholter Vermischung völlig siegreich zu bleiben. Das beweisen wenigstens die arabisch-nigritischen Bastarde, die im Sudan und an der Ostküste fast ausschließlich das Arabertum vertreten; denn sie geben an Dunkelheit der Färbung oft den echtesten Negern nichts nach, während ihr scharfgeschnittenes Profil noch die semitische Herkunft zweifellos bezeugt (s. die Abbildung S. 17). Ganz anders allerdings scheinen sich die Mischlinge zwischen Negern und Europäern zu verhalten.

Körpergröße und -fülle sind wichtige Kennzeichen der Herkunft. So verrät uns das geringe Größenmaß gewisser innerafrikanischer Stämme, daß hier Vermischungen mit Zwergvölkern stattgefunden haben; die Gruppe der Zwergvölker ist hauptsächlich auf Grund der körperlichen Größenunterschiede scharf von den Negern zu trennen. Die Magerkeit des Leibes ist dagegen das Merkmal der Wüstenstämme, das sich auch nach der Einwanderung in fruchtbarere Striche oft lange Zeit erhält. In Südafrika erscheint bei den Hottentotten und Buschmännern diese Magerkeit verbunden mit Faltigkeit der Haut, daneben auch mit übermäßiger Fettbildung an gewissen Körperteilen (Steatopygie, Fettsteiß; vgl. die Tafel bei S. 37, Fig. 3): einer Erscheinung, die sich auch bei Stämmen des oberen Nilgebietes und bei den Steppenvölkern Nordostafrikas findet.

Die Bildung des Kopfes, der ja beim Neger sehr charakteristische Formen zeigt, ist überaus wichtig, aber noch lange nicht genügend untersucht. Im allgemeinen begnügt man sich mit Schädelmessungen; aber diese an sich dankenswerten Bemühungen haben deshalb zu keinem Ergebnis geführt, weil sie einseitig und schematisch nur einen verhältnismäßig unwichtigen Teil der Kopfform berücksichtigen. Von einer Rassenphysiognomik aber, die die verfehlten Versuche Johann Kaspar Lavaters (1775—78) in wissenschaftlichem Sinne wieder aufnähme, ist vorläufig noch kaum die Rede, und tatsächlich sind auch die Schwierigkeiten ungewöhnlich groß. Wie sich die arabischen Mischlinge durch ihre Gesichtszüge am schärfsten und dauerndsten von den echten Negern unterscheiden, so wird man einst mit Hilfe der im Gesicht ausgeprägten Rassenmerkmale auch andere, in vorgeschichtliche Zeiten zurückreichende Rassenmischungen erkennen.

Als ein weiteres Rassenmerkmal des Afrikaners läßt das Haar häufig Zumischung von Negerblut zu Stämmen erkennen, die man im allgemeinen anderen Völkergruppen zurechnet. Treffen wir daher auf Neger, deren Haar von der wolligen Art abweicht, so dürfen wir auf einstige Aufnahme andersartigen Volkstums schließen.

c) Der Kulturbesitz des Negers.

Die körperlichen Merkmale sind auch deshalb in die erste Reihe zu stellen, weil sie unzweideutig auf wirkliche Mischung hindeuten. Ganz anders steht es mit dem Kulturbesitze geistiger und stofflicher Art: er ist auch ohne Mischung übertragbar. Verhältnismäßig am wenigsten gilt das noch von der zweiten großen Gruppe von Rassenmerkmalen, den Sprachen. Die Sprache als das entscheidende Kennzeichen der Rasse in den Vordergrund zu stellen, wäre Übertreibung; gerade Afrika beweist, wie die linguistischen Verhältnisse oft die Wahrheit eher

verschleiern als enthüllen. Dennoch ist von der sprachlichen Erforschung Afrikas noch viel Aufklärung über die dunkle Vergangenheit des Erdteiles zu erwarten.

Eine Tatsache lehrt uns die Sprachenkunde vor allem: Die Mehrzahl der nigritischen Völker ist auch sprachlich zu einer Einheit verbunden. Alle Stämme, die südlich von einer bestimmten Linie sitzen, bedienen sich (abgesehen von den ganz gesondert dastehenden Hottentotten und Buschmännern) der Bantusprachen, die aufs engste miteinander verwandt und durch gewisse Eigentümlichkeiten von den anderen großen Sprachengruppen der Erde unterschieden sind. Diese Linie beginnt am Atlantischen Ozean wenig nördlich vom Kamerungebirge, zieht dann ostwärts und wendet sich nach dem Viktoriasee, indem sie die Staaten Unjoro und Uganda einschließt. Im eigentlichen Ostafrika ist die Grenze infolge neuerer Wanderungen sehr zerrissen; indessen sitzen Bantuvölker nördlich bis zum Tana hin.

Wenn wir die Stämme, die sich der Bantusprachen bedienen, zu einer besonderen Gruppe vereinigen, so fallen sowohl die Neger des Sudan als auch die der Küste von Guinea aus dieser Gruppe aus. Obwohl sie sprachlich keine Einheit bilden, müßten wir sie demnach als die zweite große Abteilung der afrikanischen Rasse betrachten. Daraus schon geht hervor, daß eine Einteilung nach rein sprachlichen Gesichtspunkten verfehlt ist. Umsonst hat man versucht, die Trennung der Bantu von den übrigen Negern durch Betonung angeblicher körperlicher Unterschiede als tiefergehend hinzustellen; die Tatsache ist nicht umzustoßen, daß anthropologisch die echten, ungemischten Neger Guineas und des Sudan mit den Bantu untrennbar zusammenhängen. Das muß scharf betont werden, wenn nicht die ganze Grundlage der afrikanischen Vorgeschichte in eine falsche Beleuchtung gerückt werden soll.

Trotzdem sind die sprachlichen Verhältnisse Afrikas von höchster Wichtigkeit für die Geschichte Afrikas selbst. Denn die Ausbreitung der Bantusprachen ist unbedingt das Ergebnis einer langen Entwickelung und bedeutsamer geschichtlicher Vorgänge.

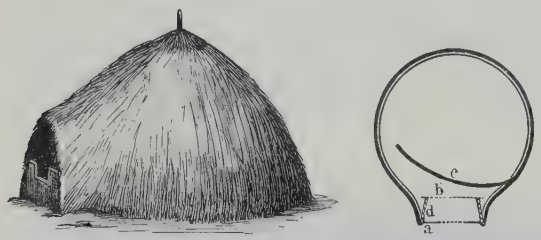
Wer die gegenwärtigen Zustände unkultivierter, z. B. australischer Stämme unbefangen beobachtet, wird erkennen, daß wir von einer Vielheit der Ursprachen auszugehen haben; innerhalb kleiner, sich selbst überlassener Stämme herrscht immer die Neigung, selbständige Dialekte auszubilden. So dürfen wir annehmen, daß auch in Afrika vor alter Zeit eine große Menge verschiedener Sprachen gesprochen worden ist. Als Rest dieser Zustände erscheinen die Sprachenverhältnisse an der Küste von Guinea und in einem Teile des Sudan. Auf der großen südlichen Hochebene nun ist allmählich eine Änderung eingetreten, die mit langdauernden Kämpfen, Verschiebungen und Mischungen der Bewohner dieses Gebietes in engstem Zusammenhange stehen muß. Ein Volk hat mit der Zeit allen anderen seine Sprache mitgeteilt und aufgezwungen; aber welches Volk mag das gewesen sein, und wie haben wir uns den ganzen Vorgang überhaupt zu denken?

Bei der Beantwortung der zweiten Frage kommt uns ein wichtiger Umstand zu Hilfe, der uns beweist, daß dieselben Kräfte, die zur Verbreitung der Bantusprachen gedient haben, auch anderwärts in Afrika noch heute tätig sind und ähnliche Verhältnisse schaffen: im westlichen Sudan bildet sich ein einheitliches Sprachgebiet heraus, dessen Entwickelung wir genau zu verfolgen imstande sind. Hier ist es die Haussasprache, die allmählich über die anderen siegt und sie verdrängt, so daß sie schon jetzt einen großen Teil des westlichen Sudan beherrscht und als Handels- und Verkehrssprache noch viel weiter verbreitet ist. Bereits heute ist aber das, was man als Volk der Haussa bezeichnet, ein buntes Gemisch verschiedenster Abstammung, das nur die Sprache zu einem Ganzen vereinigt und das seinen Einfluß beständig erweitert.

In ähnlicher Weise haben wir uns die Ausbreitung der Bantusprachen zu denken, mit einem großen Unterschiede allerdings, den die geringere Kultur Mittel- und Südafrikas bedingt: die Bantudialekte werden sich mehr im Gefolge kriegerischer Stämme als friedlicher Händler verbreitet haben.

Das ist nicht denkbar ohne mächtige Umwälzungen. Darum braucht man jedoch noch nicht anzunehmen, daß die ursprünglichen Träger der Bantusprache selbst das ganze Gebiet durchzogen, unterjocht und besiedelt haben. Der ganze Vorgang hat sich möglicherweise sehr langsam und im Verlaufe von Jahrtausenden abgespielt; vielfach mögen Völker die weitere Ausbreitung der Bantusprachen bewirkt haben, die selbst erst durch andere für sie gewonnen waren, und ebenso kann die Fortpflanzung von Stamm zu Stamm in der verschiedensten Art erfolgt sein. Die sprachliche Einheit Mittelafrikas wäre demnach das Ergebnis jener gegen die Außenwelt abgeschlossenen, gärenden Bewegungen, die während eines sehr langen Zeitraumes die Geschichte Afrikas bilden, und zugleich eine Folge jenes Mangels an größeren Bewegungshindernissen, der so charakteristisch für den Erdteil ist. Henry Hamilton Johnston ist geneigt, die Ursitze des Bantuvolkes im Gebiete des oberen Ubangi und der Nilquellseen zu suchen, und nimmt an, daß die Wanderbewegungen vor etwa 3000 Jahren begonnen haben.

Beispiel einer Giebelhütte. Hütte der Marutse, Mittelafrika (a Gerippe, b vollendete Hütte). Nach Holub.



Beispiel einer Rundhütte. Hütte der Wawira, Kongostaat (a vordere, halbe Tür, b Tür, c Scheidewand, d den Eingang flankierende Pfähle). Nach Stuhlmann.

Die Sprache ist ein Teil des geistigen Kulturbesitzes der Menschheit, und sicher wie als Grundlage alles weiteren Fortschrittes der wichtigste, so auch für die Urgeschichtsforschung der nützlichste Teil. Unendlich aber ist die Fülle der Gedanken und Beziehungen, die dieser geistige Besitz außerdem umfaßt, und alle diese Einzelheiten verlangen Berücksichtigung und verheißen dem Forscher, der sich ihnen zuwendet, bedeutsame Ergebnisse. Es handelt sich ja nicht nur um Mythologie und Volkssage, sondern nicht weniger auch um die gesellschaftlichen Zustände, um Sitten und Bräuche, um den Wissensschatz der einzelnen Stämme und um ihr Verhältnis zu den Anfängen der Kunst und der Dichtung. Aber freilich sind gerade diese geistigen Besitztümer schwer zu erfassen; wir vermögen sie nicht unmittelbar zu prüfen, sondern müssen mit den Augen der Beobachter sehen, die das Glück gehabt haben, tiefer in das Wesen der verschiedenen Völker einzudringen, und wir stehen immer vor der Gefahr, mit unseren Gewährsmännern zu irren oder unklare Angaben selbst mißzuverstehen. So kommt es, daß ein reiches Gebiet noch fast unzugänglich vor uns liegt, und daß mancher gutgemeinte Versuch, diese Dinge zusammenfassend zu behandeln, eher Verwirrung als Nutzen gestiftet hat. Besser ist der stoffliche Kulturbesitz geeignet, der Forschung feste Anhaltspunkte zu gewähren; aber auch da fehlt es immer noch an Vorarbeiten. Wenn es auch gelingt, über Einzelheiten mit Hilfe ethnologischer Untersuchungen Aufschluß zu erlangen, so ist doch von einer Kulturgeschichte Afrikas, der unentbehrlichen Vorläuferin einer Geschichte im engeren Sinne, noch nicht die Rede.

Nur auf zweierlei mag vorläufig hingewiesen sein. Die große, durch die Natur des Landes bedingte Einheitlichkeit der dunklen Rasse spricht sich besonders klar in den sozialen Verhältnissen aus. Fast überall sind an die Stelle der sozialen Einheiten, der Sippen und Familien, die örtlichen getreten, die Dorfschaften und Dorfstaaten; auch der mit dem

Sippenwesen eng verbundene Totemismus ist nur in Spuren erhalten. Infolgedessen regieren auch nicht mehr die Sippenhäupter, sondern erbliche Häuptlinge, die als Rest der älteren Verfassung meist eine Art Kronrat umgibt. Die zweite auffallende Erscheinung ist die, daß Westafrika mit Einschluß des Kongobeckens ein besonderes, vom übrigen Afrika in vieler Beziehung zu unterscheidendes Kulturgebiet bildet. Am einfachsten führt man diese von L. Frobenius und Ankermann eingehender untersuchte Erscheinung wohl auf den Umstand zurück, daß der Westen eine ausgesprochene Zone des Hackbaues ist, während in den anderen Gebieten die Viehzucht vorwaltet. Dementsprechend sehen wir in Westafrika mit Vorliebe Pflanzenstoffe, im übrigen Afrika tierische Erzeugnisse verwendet: der Gras- und Palmfasertracht des Westens steht die Ledertracht, den Holz- und Rohrschilden der Fellschild, dem mit pflanzlichen Fasern bespannten Bogen der Bogen mit Tiersehne und dem rechteckigen Hause mit Giebeldach die Rundhütte (s. die Abbildungen S. 20) in verschiedener Ausgestaltung gegenüber. Auch manche andere Eigentümlichkeiten, wie die Geheimbünde und Masken, haben sich in dem von Völkerströmungen weniger bewegten Westen erhalten oder entwickelt, während sie im übrigen Afrika fast ganz fehlen.

2. Die Hottentotten und Zwergvölker.

Gilt es, die Geschichte eines ganzen Erdteiles zu schreiben, der zunächst als geographische Einheit betrachtet sein will, dann ist auch in den einzelnen Abschnitten von den Wohnsitzen der Völker auszugehen und nicht von ihrer ethnologischen Eigenart.

Wenn gleich anfangs von diesem Grundsatze, der im übrigen nach Möglichkeit durchgeführt werden soll, zugunsten einer bestimmten Völkergruppe abgewichen wird, wenn Stämme zusammenfassend behandelt werden, von denen einige im westlichen Südafrika, andere im Kongobecken, an den ostafrikanischen Seen und im Hinterlande von Kamerun und Gabun sitzen, so müssen schwerwiegende Gründe diese Ausnahme rechtfertigen. Tatsächlich liegen die Dinge so, daß wir es mit tiefen und umfassenden Fragen zu tun haben, die im Zusammenhang erörtert werden müssen; und da überdies gerade diese Probleme sich unmittelbar auf die Urgeschichte des Erdteiles beziehen, so ist es wohl auch gerechtfertigt, sie an die Spitze der geschichtlichen Darstellung zu setzen.

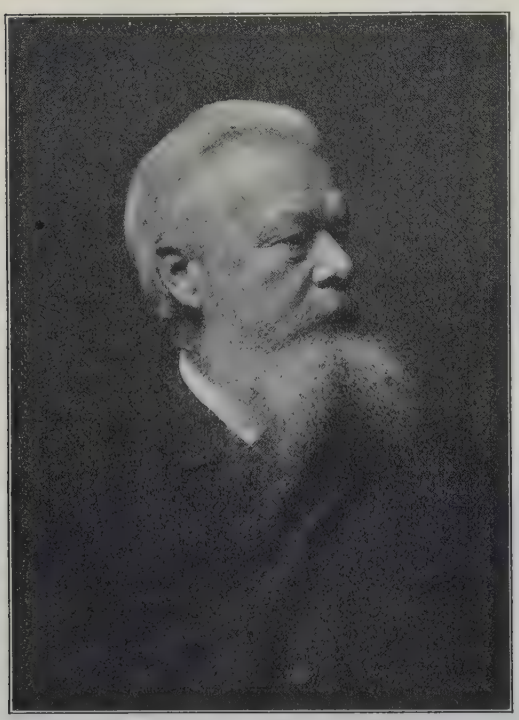
Südafrika selbst ist sicher seit langer Zeit bewohnt. Das beweisen die zahlreichen Spuren einer vorgeschichtlichen Bevölkerung, die Steinwaffen und Steinwerkzeuge namentlich, unter denen gewisse Formen an die Steinkeulen Neuguineas erinnern, ferner die Haufen von Muschelschalen und Küchenabfällen (vgl. Bd. I, S. 62 ff.) an den Küsten. Man hat sogar den Versuch gemacht, drei Abschnitte in der Steinzeit Südafrikas zu unterscheiden. Leider ist es vorderhand unmöglich, die Ergebnisse dieser Funde mit den Zuständen der Gegenwart zu verknüpfen und darüber klar zu werden, ob die Vorfahren der heutigen Bewohner Südafrikas oder andere Völker diese Reste hinterlassen haben.

Wie die Steppen- und Wüstenländer Nordafrikas, so ist oder war auch das wasserarme, der gemäßigten Zone angehörige Südende des Erdteiles teilweise von einer hellfarbigen, den Negern in vieler Beziehung unähnlichen Bevölkerung bewohnt, die gegenwärtig von europäischen Ansiedlern größtenteils verdrängt oder durch Mischung umgebildet ist. Zwei Stammesgruppen sind hier zu unterscheiden: das Hirtenvolk der Hottentotten und die als Jäger umherschweifenden Buschmänner.

Beide sind leicht voneinander zu sondern: der Hottentotte ist mittelgroß, der Buschmann zwerghaft; die Sprachen sind zwar offenbar verwandt, zeigen aber doch beträchtliche Unterschiede, und der Kulturbesitz

ist nicht derselbe. Trotzdem bleibt die Tatsache einer Verwandtschaft im echtesten, nämlich rein anthropologischen Sinne bestehen; sie tritt in der Bildung des Kopfes, in der hellen Farbe und Faltigkeit der Haut und in anderen Ähnlichkeiten (Fettsteiß, Hottentottenschürze; vgl. S. 18) zutage und verleugnet sich auch nicht in der Sprache mit ihrer Überfülle von Schnalzlauten.

Nun ist es in neuerer Zeit gelungen, an zahlreichen Punkten Mittelafrikas zwerghafte Volksstämme mit heller Hautfarbe zu entdecken, die meist versteckt in den Urwäldern hausen und, wie die Buschmänner, der primitivsten Kulturschicht der „Sammler", „niederen Jäger" oder „unsteten Völker" angehören. Sprachlich haben sie sich meist den umwohnenden Sudan- oder Bantuvölkern angepaßt; aber die anthropologischen Merkmale, zu denen bei den am besten untersuchten Akka auch die Faltigkeit der mit einem weichen hellen Haarflaum bedeckten Haut hinzutritt, lassen uns kaum daran zweifeln, daß wir hier Verwandte der Buschmänner und damit auch der Hottentotten vor uns haben, daß also die hellen Südafrikaner und die Zwergvölker eine gemeinsame Rasse bilden.



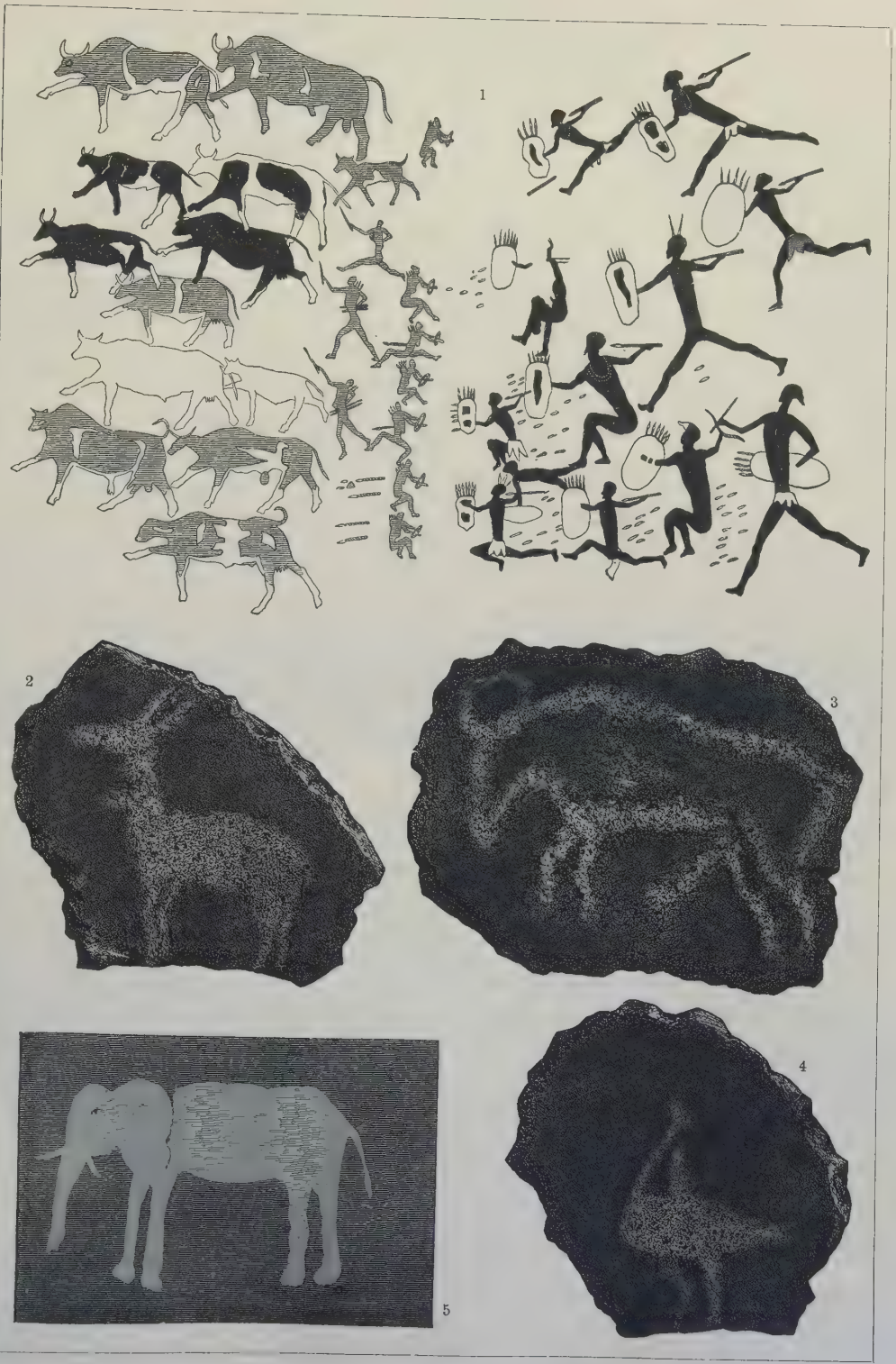
Gustav Th. Fritsch, geb. 5. März 1838 in Kottbus, lebt in Berlin. Er bereiste 1863—66 ganz Südafrika und leistete für die Völkerkunde dieses Gebietes grundlegende Arbeit. (Abbildung nach Photographie.)

Wenn wir Teile eines ursprünglichen Volksganzen eingesprengt zwischen den Angehörigen anderer Stämme und Rassen finden, dann sind das zweifellos Ergebnisse geschichtlicher Vorgänge, die aber aus der bloßen Tatsache noch keineswegs klar werden.

Diese Zersplitterung, wie sie die Zwergvölker vor allem zeigen, kann sehr verschiedene Ursachen haben, von denen entweder nur eine einzige oder mehrere zusammen die Erscheinung bewirkt haben; nur das eine ist klar, daß Wanderungen und Verschiebungen vorgekommen sein müssen, bei denen die zersplitterten Völker ebensogut eine leidende wie eine handelnde Rolle gespielt haben können. Stürmt eine Woge erobernder Völker vorwärts und bemächtigt sich des Gebietes, das ein anderer Stamm bewohnt, dann bleiben leicht Reste der Besiegten in schwer zugänglichen Teilen ihres Landes zurück, während die Hauptmasse hinausgedrängt wird und sich neue Wohnsitze sucht. Dieser Vorgang ist gerade in Afrika sehr häufig. Allein nicht selten ist auch eine andere Art der Entwickelung, die Kolonienbildung. Auf friedlichem Wege dringen Gruppen eines benachbarten Volksstammes in ein nicht allzu dicht besiedeltes Land und gründen neue Wohnsitze, die nun ebenfalls zerstreut im Gebiet eines fremden Volkes liegen aber einer aktiven Wanderung ihr Entstehen verdanken. Besonders geneigt werden die unsteten Jäger und Pariastämme zu einer derartigen Art des Eindringens sein. In ähnlicher Weise, wenn auch unfreiwillig, hat vielfach das Ansiedeln von Sklaven gewirkt.

A. Die Wohnsitze und die Lebensweise der Hottentotten und Zwergvölker in der geschichtlichen Zeit.

Um zu erfahren, welche Vorgänge sich in der Vorgeschichte der Hottentotten und Zwergvölker abgespielt haben, müssen wir einen Blick auf die Wohnsitze und die



Buschmannzeichnungen.

Nach R. Andree, E. Holub und G. Fritsch.

Erklärung der umstehenden Buschmannzeichnungen.

„Kein Stamm in Südafrika bis tief nach Zentralafrika", sagt Emil Holub, „hat so viele und wahre Kunstfertigkeit in der Bearbeitung des Gesteins entwickelt wie der Buschmann. Seine Langeweile hat er sich mit Steinausmeißelungen vertrieben, die mit Steinwerkzeugen ausgeführt wurden, und mit diesen seine ureinfachsten Wohnsitze verherrlicht, seinen Kunstsinn bewiesen und sich Denkmäler gesetzt, die alles überdauern werden, was die übrigen hier lebenden Stämme geleistet haben." Auf Schritt und Tritt begegnet man an einigen Stätten, die jetzt oder früher von Buschmännern bewohnt gewesen sind, ihren Darstellungen: an den Felsblöcken, die am Wege liegen, an Höhleneingängen oder an steilen Felswänden, und diese Stätten reichen von der Nähe des Kaps der Guten Hoffnung durch die ganze Kapkolonie hindurch bis weit über den Oranjefluß hinüber. Diese Felskritzeleien übertreffen die der Indianer und der Australier an Ausdehnung, an Vielseitigkeit und Geschicklichkeit. Wie in Australien sind sie entweder in roter und gelbbrauner Ockerfarbe oder in Schwarz und Weiß auf den hellen Felsengrund aufgemalt oder aus weichem, dunkel angelaufenem Felsen mittels eines härteren Steines innerhalb ihrer Umrisse vertieft herausgekratzt oder endlich in harten Stein gemeißelt. Am häufigsten sind Einzeldarstellungen von afrikanischen Tieren, wie Straußen, Elefanten, Giraffen, Rhinozerossen, Quaggas, Pavianen und verschiedenen Antilopenarten, zu denen sich auch zahme Rinder und aus neuerer Zeit Pferde und Hunde gesellen. Auch Menschen sind abgebildet, und Buschmänner, Kaffern und Weiße sind in ihrer verschiedenen Gestaltung gut charakterisiert. Zu Tausenden und aber Tausenden finden sich die Tierdarstellungen beieinander. Dasselbe Tier wird manchmal, wie zur Übung, von derselben Hand reihenweise unzählige Male wiederholt; und manchmal fügen sich Tiere und Menschen zu Darstellungen von Jagden, Kämpfen, Kriegs- und Beutezügen zusammen.

Am bekanntesten ist durch Andrees Veröffentlichung die Darstellung (Fig. 1; auf die Hälfte verkleinert) geworden, die H. Dieterlen von der Pariser „Société des missions évangéliques" in einer zwei Kilometer von der Missionsstation Hermon entfernt liegenden Höhle kopiert hat: Buschmänner haben Kaffern eine Rinderherde geraubt; die verschiedenfarbigen und scheckigen Rinder werden von drei Buschmännern nach links weggetrieben; die Kaffern stürmen, mit Schilden und Assagaien bewaffnet, hinter den Räubern her, die sich teilweise umwenden, um ihre Feinde mit einem Hagel von vergifteten Pfeilen zu überschütten. Wie deutlich ist der Gegensatz der langen, dunkeln Kaffern zu den kleinen, hellen Buschmännern ausgedrückt! Wie gut sind die laufenden Rinder charakterisiert! Wie trefflich und lebendig wird der ganze Vorgang veranschaulicht! Aber von Licht und Schattengebung und von perspektivischem Zusammenschluß ist hier so wenig die Rede, wie auf den Darstellungen der Australier. Die Einzeltiere sind, silhouettenhaft hingestrichen, streng in der Seitenansicht dargestellt. Schon die Stücke, die durch Holub ins Wiener Hofmuseum (Fig. 2—4) und in die Karlsruher Sammlung gekommen sind, genügen, uns hiervon zu überzeugen.

Leider war die Zahl der Reisenden klein, die sich um solche Dinge kümmerten; und daß die Buren nicht viel Verständnis dafür hatten, ist leicht zu begreifen. Als Gustav Fritsch solche Buschmann-„Schilderijen" bei Key-Poort (vgl. Fig. 5) zu sehen wünschte, konnte er zwar nicht bei dem nächstwohnenden Bur, wohl aber bei einem klugen Kaffern der Nachbarschaft Erkundigungen über ihren Ort einziehen. Über das Alter dieser Zeichnungen ist etwas Bestimmtes gar nicht zu sagen; daß man die Darstellungen, worin kein Europäer oder kein europäisches Haustier vorkommt, vor die Zeit der Niederlassung der Europäer, also etwa vor den Beginn des 17. Jahrhunderts, zu setzen habe, während die anderen nach dieser Zeit fielen, das wäre ein voreiliger Schluß. Als ob diese Buschmänner unter dem Zwange gestanden hätten, die Gestalten der Europäer und sogar ihrer tierischen Begleiter von dem Augenblick an zu verewigen, wo sie sie zum erstenmal erblickten! Übrigens hat es geraume Zeit gedauert, bis die Europäer von ihren ersten Niederlassungen in der Tafelbai sich so tief landeinwärts zogen, um auch mit den mehr binnenwärts wohnenden Buschmännern in häufigere Berührung zu kommen.

Nach Karl Woermann, Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker, Band I (Leipzig 1900); Richard Andree, Das Zeichnen bei den Naturvölkern, im XVII. Bande der Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien (1887); Friedrich Ratzel, Völkerkunde, 1. Auflage, Band I (Leipzig 1885); Fr. Moszeik, Die Malereien der Buschmänner in Südafrika (Berlin 1910); H. Tongue, Bushman Paintings (mit Vorwort von H. Balfour; Oxford 1909). Vgl. auch: Heinrich Schurtz, Urgeschichte der Kultur (Leipzig 1900).

Lebensweise dieser Stämme werfen, wie sie ihnen bei ihrem Eintritt in den Lichtkreis der europäischen Forschung eigen waren.

Die Hottentotten (Stotterer) oder Koikoin (Urmenschen), wie sie sich selbst nennen, bewohnten zur Zeit ihrer Entdeckung den größten Teil des heutigen Kaplandes, doch saßen einzelne Stämme nördlich vom Oranjefluß, ohne daß sich eine genaue Abgrenzung gegen Norden hin geben ließe. Sie waren ein ausgesprochenes Hirtenvolk, reich an Rindern, Schafen und Ziegen, ohne Kenntnis des Ackerbaues und der Töpferei, aber wohlbekannt mit der Kunst, Eisen zu schmelzen und zu schmieden.

Ganz anders die Buschmänner oder San. Ihre Wohngebiete fielen teilweise mit denen der Hottentotten zusammen, da fast überall zwischen den Siedelungen der letzteren kleine Buschmannbanden nomadisierend umherstreiften, zuweilen in einer Art Hörigkeit zu den Viehzüchtern, meist aber als bitter gehaßte und verfolgte Räuber und Viehdiebe (s. die beigeheftete Tafel „Buschmannzeichnungen"). In ganz ähnlicher Weise mischten sich im Osten des Steppengebietes bis zu den Randgebirgen hin Sanstämme unter die nigritischen Südafrikaner, vor allem die Betschuanen; reines Buschmannsgebiet ist die Kalaharisteppe bis hinauf zum Ngamisee. Die Buschmänner sind ein unstetes Volk, das auf beständigen Wanderungen die ärmlichen Gaben seiner Heimat sammelt und Jagd auf das Wild der Steppe, ebensogern aber auf die Viehherden der Hirtenstämme und neuerdings der europäischen Ansiedler macht, arm an Kulturbesitz, reich nur an Ausdauer und Bedürfnislosigkeit. Buschmannähnliche Stämme finden sich nun auch weiter im Norden. Da sind zunächst die von Serpa Pinto entdeckten Mucassekere zu nennen, ein hellfarbiges Jägervolk im waldigen Hinterlande von Benguella, das neben den nigritischen Ambuella haust, ohne sich indessen mit diesen Ackerbauern zu mischen oder ihnen sonst näherzutreten. In Lebensweise, Körperbau und Kulturbesitz ähneln sie den eigentlichen Buschmännern durchaus.

W. H. J. Bleek, geb. 8. März 1827 in Berlin, gest. 17. August 1875 in Mowbray bei Kapstadt (von deutscher Abstammung). Seine Reisen auf afrikanischem Boden begannen 1855, als er sich einer englischen Expedition nach der Westküste (Niger) anschloß; er erkrankte aber schon, ehe er in das Innere ging, und kehrte nach London zurück. Hier lernte er den Bischof von Colenso kennen und ging mit ihm 1857 nach Südafrika, das er nur wenige Male ganz kurze Zeit verließ. Sein Hauptverdienst beruht in der Erkenntnis der beiden großen südafrikanischen Sprachgruppen der Koikoin und Bantu. (Abbildung nach einer Photographie im Besitze von L. C. Lloyd.)

Die Zwergvölker im engeren Sinne bewohnen einen breiten, quer durch Mittelafrika streichenden Gürtel, der ziemlich genau mit der Verbreitung der geschlossenen Waldgebiete zusammenfällt und überall dort unterbrochen ist, wo der Wald in die lichtere

Savannenlandschaft übergeht. Nur in Ostafrika finden wir eine bedeutsame Ausnahme in den Völkchen der Wanege (Watindiga) und Wassandaui, die Oskar Baumann zuerst besucht und geschildert hat. Die Wanege sind ein kleinwüchsiges Jägervolk, das im Steppengebiete südlich vom Ejassisee umherschweift, die Wassandaui aber ein seßhaft gewordener Zweig des Stammes. Beide sprechen eine besondere, von den Bantudialekten vollkommen abweichende Sprache, die reich an Schnalzlauten ist, sind aber im übrigen, namentlich im Kulturbesitze, stark von ihrer Umgebung beeinflußt; doch erinnert z. B. die Bestattungsweise der Toten auffallend an das bei den Hottentotten übliche Verfahren. Robert Needham Cust ist geneigt,

Wandorobbodorf bei Koka, Massaisteppe. Nach Photographie von M. Weiß.

noch andere Stämme Ostafrikas als Reste einer buschmannartigen Bevölkerung zu deuten, so die Wanena am Nordende des Niassasees, ferner das neben und unter den Massaï lebende Jägervolk der Wandorobbo (s. die obenstehende Abbildung) und das Helotenvolk der Wasania, das von den Galla beherrscht wird. Jedenfalls sind manche Stämme Ostafrikas wenigstens mit buschmannähnlichen Völkern gemischt, wenn auch reinblütige San fehlen.

Damit sind im äquatorialen Afrika buschmannähnliche Stämme auch als Steppenjäger nachgewiesen. Die Hauptmasse der Zwerge aber scheint an das Waldgebiet gefesselt zu sein und hat sich ihm vollkommen angepaßt. Teilweise sind sie Hörige ihrer ackerbauenden Nachbarn, hier und da hat eine völlige Vermischung stattgefunden, deren Spuren noch recht wohl zu erkennen sind, nirgends aber treten die Zwerge selbst zu größeren Stammesverbänden zusammen, da weder ihr Charakter noch ihre Lebensweise, die ihnen die Ausbeutung großer, nahrungsarmer Gebiete und damit möglichste Vereinzelung zur Pflicht macht, sie dazu ermuntern.

Von diesen Zwergvölkern wurde zunächst die nordöstliche Gruppe, die rötlichbraunen, dicht behaarten Akka oder Tikki-Tikki, durch Georg Schweinfurth (s. die untenstehende Abbildung) bekannt. Sie wohnen im Quellgebiete des Uëlle und setzen sich südwärts unmittelbar in den zwerghaften Bewohnern des Urwaldes am Aruwimi fort, die Henry Morton Stanley (1841—1904; s. die Abbildung S. 93) zuerst genauer kennen lernte; in der Tat scheint hier am oberen Aruwimi bis hinüber zu den westlichen Quellseen des Nils eine besonders dichte Zwergbevölkerung zu sitzen, während weiter südlich bis zum Tanganjika nur vereinzelte Kolonien vorkommen. Eine zweite große Gruppe bilden die Watwa oder Batua im südlichen Kongobecken, besonders im Gebiete der Baluba; Hermann von Wissmann und Paul Pogge haben sie zuerst beschrieben. Eng verwandt mit ihnen sind die Bapoto am Tschuapa. Die dritte Gruppe endlich bewohnt die Regenwälder, die den Aufstieg von der Küste zur westafrikanischen Hochebene bedecken, also das Hinterland von Kamerun und Gabun.

Georg August Schweinfurth, der Nestor der afrikanischen Völkerkunde, geb. 29. Dezember 1836 in Riga, lebt in Ägypten und widmet sich prähistorischen und kulturgeschichtlichen Arbeiten in Nordafrika. Seine erste Forschungsreise führte ihn 1864—66 als Botaniker in die Gebiete des östlichen Sudan. 1868—71 bereiste er Mittelafrika im Auftrage der Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Später weilte er studienhalber zwölf Jahre in dem östlichen Wüstengebiet von Ägypten und unternahm drei Reisen nach Nordabessinien. (Abbildung nach Photographie.)

Schon Olfert Dapper († 1690) erwähnt, daß am Hofe von Loango Zwerge gehalten würden, die einem Bakke-Bakke oder Mimos genannten Stamme des Waldlandes angehörten. Neuere Beobachter, unter denen Paul Belloni Du Chaillu (1835—1903) als erster zu nennen ist, fanden die Völkchen in ihren Wohnsitzen auf, so die Obongo oder Akkoa im Gebiete von Gabun, die auch Oskar Lenz genauer untersuchen konnte. Nach Richard Kund bewohnen die Urwaldregionen hinter der Batangaküste Leute von einem auffällig kleinen Wuchse, nicht dorfweise in festen Ansiedelungen, sondern von der Jagd lebend zerstreut im Walde. In ihrer Sprache heißen sie Bojaeli, werden aber von den anderen Völkern Baüek genannt und als tieferstehend verachtet. Mit diesen zusammenzukommen, vermeiden sie; höchstens tauschen sie gegen die Ergebnisse der Jagd Pulver und Gewehre ein. Von Bedeutung ist, daß die Bezeichnung „Akka“ für Zwergvölker in veränderter Form so oft wiederkehrt. Den schon erwähnten Namen Akkoa und Bakke-Bakke gesellt sich der Name Tu-Jake hinzu, den die Batua bei den südlichen Baluba führen. Ferner lebt ein Zwergvolk, die Doko, im Waldgebiete südlich von Kaffa, also nördlich vom Rudolfsee in Ostafrika. Ihre Verwandtschaft mit den Akka und Batua ist allerdings noch nicht sicher bestätigt. Nähere Angaben über sie sammelte zuerst Johann Ludwig Krapf (1810—1881). Nicht weit von ihnen, am Stephaniesee, traf Donaldson Smith die durch besonders kleinen Wuchs ausgezeichneten, dunkelfarbigen und unbekleideten Dume. Nach Philipp Paulitschke sind die unter den Somalistämmen zerstreut lebenden Jebir, Achdam, Rami und Tomal die nördlichsten Vorposten der afrikanischen Pygmäen.

B. Rückschlüsse auf die vorgeschichtliche Zeit.

Was wir von Völkerbewegungen zur Zeit der jeweiligen Entdeckung wissen, läßt uns sämtliche hellfarbigen Südafrikaner und Zwerge im Rückgang erscheinen. Die Hottentotten wichen im 17. Jahrh. vor dem Andrange der Kaffern bis zum Fischflusse zurück, und Reste hottentottischer Stämme in Natal bezeugten, ein wie großes Gebiet sie schon vorher an diese tatkräftige Rasse verloren hatten. Die Zwergvölker werden überall durch die in den Urwald vordringenden Ackerbauer in ihren Sitzen beschränkt und teilweise durch Vermischung mit ihren Nachbarn aufgesogen. Damit ist wenigstens im allgemeinen die Frage nach der Zersplitterung der ganzen Völkergruppe gelöst: ihr einstiger Zusammenhang ist durch das Vordringen anderer Völker durchbrochen; sie sind Reste einer einst weitverbreiteten Bevölkerung, die das mittlere und südliche Afrika bewohnt hat.

Betrachten wir die kleinwüchsigen Stämme vorurteilslos, so sehen wir in ihnen typische Jägernomaden, die ihrer ganzen Lebensweise wegen niemals zu einer dichteren Bevölkerung anwachsen können, wohl aber die Neigung zeigen, auch neben anderen, kultivierteren Völkern ein mehr oder weniger unabhängiges Dasein in den ihnen zusagenden Gebieten zu führen. Daher brauchen sie durchaus nicht überall, wo sie überhaupt erscheinen, schlechtweg als „Ureinwohner" zu gelten. Auch sie werden, wenn ihre Jagdgebiete der anwachsenden Menschenzahl nicht mehr genügende Nahrung boten, zu Wanderungen gezwungen gewesen sein, und sie werden sich bei diesen Wanderungen, ganz in der Weise der Zigeuner, wenig daran gekehrt haben, ob andere Völker bereits in ihren neuen Wohngebieten lebten. Somit bleibt es durchaus zweifelhaft, ob im jeweiligen Falle Neger oder Pygmäen die ersten Bewohner afrikanischen Bodens waren. Folgen wir überdies der alten Regel, die Urheimat eines Volkes immer zunächst dort zu suchen, wo es am zahlreichsten und ungemischtesten sitzt, dann werden wir sogar vermuten dürfen, daß die südafrikanische Steppe in den Zwergstämmen eine Rasse eigenster Prägung geschaffen hat, deren Eigenschaften sich durch die Bedingungen ihres ersten Wohngebietes vortrefflich erklären. Dann wären die nördlichen Vertreter dieser Rasse nur die Reste alter, vom Süden ausgehender Wanderzüge, die, wie die Buschmänner (s. die obenstehende Abbildung), ärmliche Jäger geblieben sind und sich nur den Verhältnissen ihrer neuen Wohngebiete, der tropischen Waldungen, angepaßt haben. In diese Waldungen wurden sie fast ganz zurückgedrängt, als die Neger sich in Ackerbauvölker umwandelten und allen brauchbaren Boden in Beschlag nahmen, wobei sie zugleich ihre Volkszahl in ganz anderer Weise vermehren konnten als die einzig auf die freiwilligen Gaben der Natur angewiesenen Zwergstämme. Ohne Kämpfe ist diese Verdrängung nicht erfolgt Die Sagen des Altertums, die von dem Kriege der Pygmäen mit den Kranichen berichten, und die bereits Homer (Ilias 3, 6) in der Form eines dichterischen Vergleiches erwähnt, führen vielleicht auf diese Kämpfe zurück. Unter den Kranichen wären dann wohl die langwüchsigen Dinka und verwandte Bewohner der Nilsümpfe zu verstehen.

Buschmann. Nach Photographie.

Fassen wir die Dinge in dieser einfachen Weise auf, so vermeiden wir eine Menge von Schwierigkeiten, die sich dem entgegenstellen, der von den gegebenen Tatsachen aus allzu kühn gleich an einen engen Zusammenhang der hellen Südafrikaner mit den Hamiten Nordafrikas denkt. Verschiedene Forscher haben zwar nachzuweisen versucht, daß die Hottentotten ihren vergleichsweise reichen Kulturbesitz aus dem Norden mitgebracht hätten, in Wahrheit aber bilden in bezug auf Kulturbesitz alle südafrikanischen Hirtenvölker, Hottentotten wie Neger, nahezu eine Einheit, sind wenigstens aufs engste verwandt.

Die Tracht ist bei beiden Volksgruppen durchaus ähnlich. Die hölzernen Gefäße der Hottentotten, die sie mit großer Geschicklichkeit zu fertigen verstehen, sind denen der Kaffern in Form und Ornamentik meist zum Verwechseln gleich. Dasselbe gilt von den Musikinstrumenten. Die Viehzucht beider Rassen umfaßt

die gleichen Tiere und wird nach ganz ähnlichen Grundsätzen betrieben. Die Schmiedekunst ist beiden bekannt. Die Staatsform der Hottentottenstämme entspricht in der Hauptsache jener ihrer nigritischen Nachbarn.

Da nun alle diese Dinge und Einrichtungen den Buschmännern durchaus fehlen, so dürfen wir mit Recht vermuten, daß die höhere Kultur der Hottentotten von den benachbarten Negerstämmen, insbesondere den Kaffern, herstammt. War diese Übertragung gleichzeitig mit einer Zumischung nigritischen Blutes verbunden, dann erklärt sich auch vollkommen der anthropologische Unterschied zwischen Hottentotten und Buschmännern, besonders der höhere Wuchs jener. Dabei sind die Hottentotten nicht bloß Nehmer gewesen, sondern haben auch ihrerseits die Kaffern beeinflußt. Einige mythische Gestalten der letzteren entstammen unbedingt dem hottentottischen Sagenschatze, wie die sprachliche Umwandlung der Wörter beweist; auch die Sitte der Fingerverstümmelung aus abergläubischen Gründen ist diesen Weg gegangen, wie denn überhaupt bei Berührung zweier Rassen gerade die schwächere oft als die zauberkräftigere gilt und auf diese Weise das Geistesleben der anderen beeinflußt.

Was aber anderseits die Hottentotten von den viehzüchtenden Negerstämmen scheidet, das sind keine Eigentümlichkeiten, für die wir Ähnlichkeiten im fernen Nordafrika und Westasien zu suchen haben — es sind nichts weiter als die allerursprünglichsten, Hottentotten und Buschmännern gemeinsamen Züge. Vor allem ist der Hottentott kein Ackerbauer wie der Kaffer, sondern er verschafft sich seine spärliche Pflanzenkost ganz nach Art der Buschmänner, indem er mit dem steinbeschwerten Grabstocke die Erde nach eßbaren Wurzeln durchwühlt; ebensowenig hat er die Leidenschaft für die Jagd verloren, die sogar häufig, da er sich, wie die meisten Nomaden, nur schwer zum Schlachten eines Stückes Vieh entschloß, den Hauptteil seiner Nahrung liefern mußte. In seinen Waffen vereinigt er die des Buschmannes mit denen des Kaffern. Der geistige Hauptcharakterzug des Volkes, der unzerstörbare verhängnisvolle Leichtsinn, einigt den Hottentotten vollends mit dem Buschmann und ist das Erbteil der unsteten, dem Glück und Zufall vertrauenden Lebensweise seiner noch unbeeinflußten Vorfahren.

C. Die geschichtlich erkennbaren Schicksale der Hottentotten.

Die Umbildung der Hottentotten zu einem Hirtenvolke hat sich offenbar im östlichen Afrika vollzogen; vielleicht erklärt sich auch aus dem Heranwachsen in diesen reicheren Gebieten die verhältnismäßig günstige körperliche Entwickelung des Volkes. Bantuvölker waren ihre Lehrmeister, aber bald auch ihre Bedränger. Noch in geschichtlicher Zeit hat es Reste der Hottentotten in Natal gegeben, während die Masse des Volkes schon jenseits des Keiflusses wohnte und bald bis zum Großen Fischfluß zurückgedrängt wurde. Vor diesen Wanderungen war das westliche Kapland, in dem sich nun die Hottentotten zusammendrängten, während sie teilweise sogar schon über den Oranje nach Norden auswichen, im Besitze der Buschmänner gewesen, die noch zur Zeit der europäischen Besiedelung in zahlreichen Banden das Land durchstreiften und meist in blutige Kämpfe mit den Hottentotten verwickelt waren.

In diesem Zustande befanden sich die Hottentotten und Buschmänner, als die ersten holländischen Kolonisten ihren Fuß auf den Boden Südafrikas setzten (1602). Während ihnen in diesen Europäern ein neuer furchtbarer Gegner in ihrer westlichen Flanke erschien, drangen im Osten die Kaffern unerbittlich vor, wenn auch damals mehr auf friedlichem Wege.

Vor 1652, da Jan van Riebeek an der Tafelbai eine holländische Niederlassung anlegte, waren die Hottentotten nur in flüchtige und meist unfreundliche Berührung mit Europäern gekommen; der erste portugiesische Vizekönig von Indien, Don Francesco d'Almeida, hatte am 1. März 1510 bei einer Landung

in der Saldanhabai, wenige Meilen nördlich vom Kap, sein Leben eingebüßt. Auch mit den neuen Ansiedlern (boers, Buren) kam es bald zu Mißhelligkeiten und schließlich zum offenen Kriege (1659). Allmählich drängten die Holländer ihre Gegner zurück, teilweise durch wenig rühmliche Mittel. Der Leichtsinn der Hottentotten und die Feindseligkeit der einzelnen Stämme gegeneinander waren dabei ihre besten Bundesgenossen; so brach 1680 ein Krieg zwischen den Namakwa (s. unten) und den Grikwa (S. 31) aus, bei dem sich die letzteren, geschlagen, unter den Schutz der Kolonisten stellten.

Die Geschichte der Kämpfe zwischen Hottentotten und holländischen Ansiedlern ist nicht reich an großen Ereignissen; ohne daß die Macht der Hottentotten mit einem Schlage vernichtet wird, sehen wir sie nach und nach zurückgehen und in einer Weise verschwinden, die man nicht Ausrottung, sondern eher Aufsaugung und Verschmelzung nennen kann. Aber als die Hottentotten zurückwichen und die Ansiedler mit ihren Herden sich nach dem Inneren ausbreiteten, zeigte sich ein neuer Feind, der das Vieh der Holländer als ebensogute Beute betrachtete wie das der eingeborenen Hirtenstämme: die Buschmänner (bosjesmans) verschwanden nicht so rasch wie die Hottentotten, in deren Gebieten sie als räuberische und verhaßte Gegner gelebt hatten, sondern hielten stand. Es gelang ihnen bald, den unauslöschlichen Haß der Ansiedler auf sich zu laden. Mit den Hottentotten verhandelte man und lebte zeitweise friedlich neben ihnen — gegen die Buschleute aber tobte ein unerbittlicher Kampf, ein blutiger und grausamer Vertilgungskrieg. So vollendete sich in verhältnismäßig kurzer Zeit das Schicksal der beiden verwandten Volksstämme im eigentlichen Kaplande: die Hottentotten verarmten, verloren ihren Stammesverband und mischten sich mehr und mehr mit den Ansiedlern, während die Buschmänner ausgerottet oder nordwärts über den Oranje gejagt wurden.

In der Tat wandte sich schon früh die Aufmerksamkeit der Kolonisten einem neuen, gefährlicheren Gegner zu, den Kaffern, mit denen man schon 1688 zum erstenmal im Inneren zusammengetroffen war. Die damaligen Beziehungen zwischen Hottentotten und Kaffern scheinen leidlich freundschaftlich gewesen zu sein, obwohl die letzteren beständig vorrückten. Die Folge dieser friedlichen Einwanderung war, daß Hottentotten und Kaffern im Grenzgebiete zu neuen Mischstämmen verschmolzen. Die feindlichen Zusammenstöße zwischen Kaffern und Holländern begannen 1737; sie sind insofern auch für die Geschichte der Hottentotten von Bedeutung, als die unsicheren Verhältnisse im Grenzland auch zur Bildung hottentottischer Banden oder Stämme führten, die eine Zeitlang mit den Waffen in der Hand ihre Unabhängigkeit behaupteten; so war der hier ansässige hottentottische, etwas mit Kaffernblut gemischte Stamm der Gonakwa verhältnismäßig kräftig und freiheitsliebend. Ferner gelang es dem Häuptling Ruyter am Fischfluß, sich um 1780 eine Gefolgschaft zu sammeln und mehrere Jahre allen Angriffen Trotz zu bieten; mit demselben Glücke hielten sich um 1793 die Brüder Stuurman längere Zeit unabhängig. (Schon die Namen dieser Führer deuten darauf hin, daß wir hier keine reinblütigen Hottentotten mehr vor uns haben.)

Inzwischen brach die holländische Herrschaft zusammen, und England besetzte 1795 zum ersten Male, 1806 endgültig das Kapland. In dieser englischen Zeit sind die Hottentotten des Kaplandes von keiner geschichtlichen Bedeutung mehr und leisten nur mittelbar noch im Solde der Regierung wichtige Dienste während der verschiedenen Kaffernkriege; die Buschmänner sind nahezu ausgerottet. Was von Hottentotten im Kapland noch vorhanden ist, findet sich hauptsächlich in den verschiedenen Reservationen, deren größte im Distrikt Fort Beaufort ursprünglich als Schutzwehr gegen die Einfälle der Kaffern errichtet worden war. Im Norden aber bleibt ein Teil des Volkes noch ein Jahrhundert unabhängig und durchlebt ein Zeitalter langdauernder und nicht unrühmlicher Kämpfe.

Hier im Norden der Kapkolonie wohnten die Namakwa (Naman, Nama), die mit ihrer

Hauptmasse südlich vom Oranje, aber doch schon zur Zeit der Entdeckung nordwärts bis zur Höhe von Angra Pekwena seßhaft waren. Die südliche Hälfte des Stammes, die schon 1661 mit den Holländern in Beziehungen getreten war, verlor rasch ihre Eigenart und Sprache und nahm eine beträchtliche Menge europäischen Blutes in sich auf; die nördliche Gruppe wurde dagegen von diesen Einflüssen nur wenig berührt.

Dieses Volk geriet um 1800 in lebhafte Bewegung, als es in dem Häuptling Christian Jager oder Afrikaner einen energischen Führer fand. Bald nach Süden, bald nach Norden richtete er seine Angriffe und Raubzüge; als die Korana-Hottentotten, die langsam den Oranjefluß abwärts zogen, in den Bereich seines Stammes kamen, schlug er sie blutig zurück. Den geringsten Widerstand fand er indessen im Norden, wo das Hirtenvolk der Herero (Ova-Herero) sich ausgebreitet hatte und nun von den Hottentotten beraubt und geknechtet wurde. Bis nach dem Amboland und über den Kunene hinüber dehnten sich die Plünderungszüge der Namakwa aus, die sich allmählich in ein leichtbewegliches Reitervolk umgebildet hatten.

Unablässige Kämpfe und Räubereien bezeichnen die Herrschaft Jonker Afrikaners, eines Sohnes von Christian (1836—62): er überwältigte die Herero völlig und gebot zu Windhuk und Okahandja über Nama, Damara und (seit 1861) Ondonga-Owambo. Unter seinem Nachfolger Christian brach diese Herrschaft großenteils wieder zusammen. Aufgereizt durch den schwedischen Reisenden Karl Johan Anderssson, dem 1864 in einer solchen „Schlacht" das Bein zerschmettert ward, griffen die Herero zu den Waffen; Christian fand in diesen Kämpfen seinen Tod. Den schwersten Stoß erlitt die Hottentottenherrschaft, als unter Christians Bruder Jan Jonker Afrikaner sich der mächtigste unter den Hererohäuptlingen, Ka-Maharero (Kamaherero), Gewehre und Munition verschaffte und im allgemeinen mit Glück gegen die Namakwa kämpfte. Damals machte sich bereits der Einfluß der deutschen Missionare (namentlich Hugo Hahns) geltend: sie vermittelten 1870 zu Okahandja den Abschluß eines Friedens, demzufolge Jan Jonker in Zukunft Windhuk als Wohnsitz erhalten und alle Feindseligkeiten gegen die Herero unterlassen sollte. Indes hielt Jan Jonker nicht lange Ruhe, da die eigentümlichen kommunistischen Besitzverhältnisse im Grenzlande Reibereien fast unvermeidlich machten; ein neuer Kampf entspann sich, und diesmal wurde Jan Jonker so gründlich geschlagen, daß er fortan alle Bedeutung verlor.

Indes war es klar, daß nur das Eingreifen einer stärkeren Macht die beständigen Kriege hindern konnte. Jan Jonker war kaum von der Bühne verschwunden, als in dem Häuptling Moses Witbooi ein neuer Gegner der Herero auf dem Plan erschien, der das Land abermals auf Jahre hinaus nicht zur Ruhe kommen ließ. Eine wirkliche Unterwerfung der Herero glückte auch ihm nicht mehr; vielmehr holte er sich einige empfindliche Niederlagen und verlor die Führung der Hauptmacht seines Stammes, die nun sein Sohn übernahm. Mit diesem, Hendrik Witbooi, trat eine noch unruhigere Persönlichkeit an die Spitze, ein Fanatiker, der seine Anhänger durch mystisch-religiöse Vorstellungen zu hoher Begeisterung zu entflammen wußte. Wir haben hier einen jener Fälle ungewollter Wirkung der christlichen Propaganda auf Eingeborene, wie sie auch in anderen Gebieten der Erde beobachtet worden sind. Indessen fanden seine Raubzüge zunächst durch den kräftigen Widerstand der Herero und dann durch das Eingreifen der deutschen Regierung allmählich ihr Ende.

Im Jahre 1884 unternahm Hendrik Witbooi einen Zug in das Gebiet der Herero, gerade zu der Zeit, da an der Küste die ersten deutschen Besitzergreifungen stattfanden; als er 1885 wiederkehrte, erlitt er eine schwere Niederlage durch die Herero, und gleichzeitig stellte sich Kamaherero selbst unter deutschen Schutz. Noch lange zog sich ein ärgerlicher Zustand der Verwirrung und Schwäche hin, bis nach dem Tode Kamahereros (1890) Witboois Raubzüge immer verwegener wurden. In seiner Feste Hornkranz schuf er sich einen Stützpunkt, den die Deutschen am 12. April 1893 erstürmten, und zuletzt unterwarf sich Hendrik Witbooi am 9. September 1894 bedingungslos. Mehrere Jahre stand er nun treu auf seiten der Deutschen,

1897 leistete er ihnen gegen die aufständischen Herero wirksame Hilfe. Als der große Aufstand von 1904 ausbrach, verpflichtete er sich gleichfalls zur Heeresfolge, kündigte aber plötzlich den deutschen Behörden den Gehorsam und betrat den Kriegspfad. Nach langen wechselvollen Kämpfen und verzweifeltem Widerstande wurde er schwer verwundet und starb, seinen ältesten Sohn Samuel Isaak als Nachfolger hinterlassend, am 3. November 1905.

In die Kämpfe der Hottentotten waren auch die Bergdamara (s. die untenstehende Abbildung und die auf S. 31) hineingezogen worden. Sie bewohnen zusammen mit den Herero das Damaraland, das sie schon vor der Ankunft ihrer jetzigen Nachbarn gemeinsam mit Buschmännern besiedelt haben mögen. Am richtigsten faßt man sie wohl als ein hottentottisch-nigritisches Mischvolk auf, das wenig originelle Züge bewahrt hat, in seinem

Bergdamara vom Spitzkopje in Deutsch-Südwestafrika (links ein Gaubospieler). Nach Photographie von F. Lange, Windhuk.

Aussehen mehr den Negern, in seiner Sprache den Hottentotten zuneigt, während die Lebensweise an die der Buschmänner erinnert. Als selbständige Macht sind sie in den Hottentottenkriegen niemals aufgetreten, sondern nur als Hilfstruppen.

Außer den Namakwa verdienen noch zwei andere Hottentottenstämme Erwähnung, die im Norden des Kaplandes und nördlich vom Oranje seßhaft geworden sind: die Korana und die Grikwa. Die Korana, von Anfang an weit im Inneren wohnhaft, kamen erst spät in Berührung mit den Europäern, obwohl sie längere Zeit Neigung zeigten, das Gebiet ihrer Wanderungen nach Süden hin auszudehnen. Durch das Vordringen der Kolonisten sind sie in ihren alten Sitzen auf beiden Seiten des mittleren und oberen Oranje festgehalten und mehr und mehr eingeengt worden; ein Versuch, flußabwärts das Wohngebiet zu erweitern, wurde von den Namakwa blutig vereitelt. Seitdem ist das Volk, in zahlreiche kleine Stämme zersplittert, in hoffnungslosem Verfall.

Ähnlich, wie die Namakwa nach Norden ausbrachen, entzogen sich die stark mit

europäischen Bestandteilen gemischten Grikwa durch Ausweichen nach Nordosten dem Andrängen der Kolonisten. Sie waren eine Verbindung verschiedener Stammestrümmer, deren einer schließlich (1813) dem Ganzen seinen Namen gab. Ein Teil, jetzt schlechtweg als Bastaards bezeichnet, blieb in den Karrubergen zurück. Die Hauptmasse unter Führung des Häuptlings Adam Kok, eines freigelassenen Negersklaven von der Mosambikküste, überschritt 1810 den Oranje ein wenig unterhalb der Vaalmündung und gründete einen „Freistaat". Im Jahre 1820 lebten die Grikwa von Daniels Kuil an bis zum Rietfluß. Als 1822 Nikolaus Waterbur in Grikwatown zum Häuptling gewählt wurde, zogen viele Grikwa

Bergdamaradorf bei Windhuk. Nach Photographie von R. Lohmeyer.

weg und schlossen sich anderen Stämmen an; ein zweiter Auszug unter Buys, der sich nach den Bergen an der Grenze der Kapkolonie richtete, erzeugte die „Bergenaers". Adam Koks Grikwa, unterstützt durch zahlreichen Zuzug aus Namakwaland und anderen Gegenden, wandten sich 1826 nach der von den Kaffern verwüsteten Buschmannssiedelung Philippolis in der jetzigen Oranjekolonie. Seit 1834 bezog der Grikwahäuptling britische Hilfsgelder; und 1848—53 stand das Volk unter englischer Oberherrschaft. Bald nach der 1854 erfolgten Wiederanerkennung des Oranje-Freistaats wurden die östlichen Grikwa durch die Regierung dieser Republik immer mehr bedrängt und wanderten schließlich 1862 über die Drakenberge hinüber nach „Nomansland" in Kaffraria aus; als um diese Zeit der von den Sulu bedrohte Amapondohäuptling Faku seine Rechte an England abtrat, verteilte dieses den von den dort wohnenden Pondomisi, Baka und Kesibi noch nicht besetzten Boden an Adam Koks Grikwa. Dies Gebiet, dessen Hauptort Kokstad in seinem Namen noch heute an den einstigen Führer erinnert, wurde als „Ostgrikwaland" 1876 mit der Kapkolonie vereinigt.

Währenddessen hatten auch die durch den unteren Vaalfluß von ihren Brüdern getrennten westlichen Grikwa unter den fortgesetzten Einwanderungen von Kapburen gelitten, und Kämpfe zwischen Buren und Grikwa waren nicht selten. Endlich erhielt England 1871 vom Häuptling Waterbur sein Gebiet, das durch die Entdeckung der Diamantfelder am unteren Vaal und bei Kimberley riesig an Wert gewonnen hatte. Nachdem 1876 die Ansprüche der Transvaalrepublik durch eine Zahlung von 1 800 000 Mark abgefunden worden waren, wurde „Westgrikwaland" 1880 ebenfalls ein Teil der Kapkolonie.

Nach und nach ist überall ein friedliches Nebeneinanderwohnen der Hottentotten mit den europäischen Ansiedlern erreicht worden. Dem Schicksale des völligen Verschwindens aus der Geschichte entgehen die gelben Bewohner Südafrikas darum nicht, sie werden ihm nur langsamer verfallen. Nicht blutige Ausrottung, sondern die beständige Zumischung europäischen Blutes setzt ihrem nationalen Dasein ein Ziel. Gegenwärtig sind noch folgende wichtigere Stämme vorhanden: im Groß-Namaland die Bondelzwarts, Witbooi's und Veldschoendrager, die Rote Nation, Bersaba-, Franzmann- und Simon-Copper-Hottentotten, im Kaukufeld die Topnaars, endlich an Mischlingen die Bastaards von Rehoboth und Rietfontein, die Korana und die Grikwa.

3. Ostafrika.

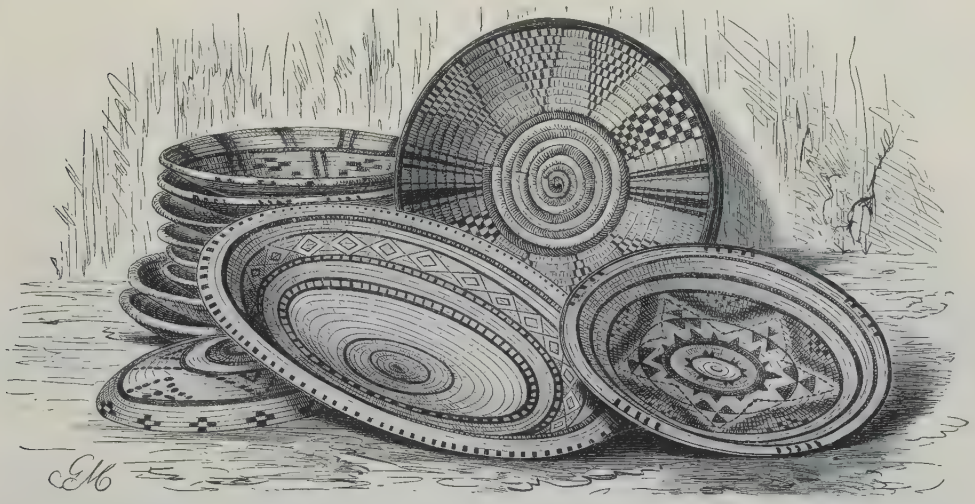
Die mächtige Südhälfte Afrikas, das Heimatland der nigritischen Völker, wendet ihre breiten Flanken zwei Ozeanen zu, dem Atlantischen im Westen, dem Indischen im Osten. Verschieden wie die Art dieser Meere ist auch die Entwickelung der Küstenländer. Jahrtausendelang war der Atlantische Ozean in seinen südlichen Teilen nichts als die gewaltige Schranke, die das Gebiet der dunkeln Rasse von dem vereinsamten Amerika schied; seine Küsten waren Randgebiete der bewohnten Erde, ohne Anregung von außen her und auch vom Inneren des Erdteils vielfach durch natürliche Schranken geschieden. Ganz anders das Meer, das die Küsten Indiens und Arabiens bespült: seit uralter Zeit kreuzen sich hier die Ausstrahlungen verschiedener Kulturen; und wenn auch Afrika selbst an seiner Ostküste keine Stätte höherer Gesittung barg, so stand es doch den Einflüssen offen, die ihm von außen her in immer neuen Wellen zuströmten, und es gab zurück, was es zu bieten hatte, sein Elfenbein, sein Gold und seine Sklaven. So ist *Ostafrika die aktive Seite des Erdteils*. Von der Ostküste her wurde der größte Teil jener Kulturkeime nach Afrika getragen, die sich im Inneren eigenartig entwickelt haben; hier war die Berührung mit der Außenwelt inniger und dauernder als an irgendeiner anderen Stelle des nigritischen Afrika. Viele dieser Einwirkungen sind geschichtlich bezeugt; andere gehören der Vorgeschichte an.

Allein hier zeigt sich gleich anfangs eine seltsame Erscheinung: dieses von fremder Kultur anscheinend so durchtränkte Ostafrika unterscheidet sich durchaus nicht zu seinem Vorteil von den übrigen Gebieten des Kontinents; ja die küstennahen Stämme sind *auffallend arm an Kulturbesitz*. Während wir auf Spuren fremder Kunstfertigkeit, auf Nachklänge semitischer und altindischer Gedankenwelt hoffen, sehen wir armselige Negerhorden ihr engbegrenztes Dasein führen, als ob nie eine Anregung höherer Art in ihren Kreis gedrungen wäre. Erst weit im Inneren, jenseits der großen Seen, entfaltet sich die Kultur der Neger zu einer gewissen Blüte; was im nächsten Hinterlande der Küste von fremdem Einfluß zu bemerken ist, stammt aus neuester Zeit und dient wenig zur

Aufklärung über die fernere Vergangenheit. Sehen wir von dem Charakter des Negers, der einer Fortbildung fremder Kulturkeime wenig günstig ist, als einer überall wirksamen Eigenschaft in diesem Fall ab, so bleiben zwei Ursachen übrig, denen wir die eigentümlichen Verhältnisse Ostafrikas zuschreiben müssen.

Einmal wirken äußere Kultureinflüsse auf niedrigstehende Völker ebenso leicht zerstörend wie anregend. Die Kultur muß langsam aufgenommen, muß verdaut werden, wenn sie eine wahrhafte Förderung bedeuten soll; aber sie darf nicht übermächtig eindringen. Deshalb hat ja auch die europäische Bildung und Gesittung so unendlichen Schaden gestiftet und so viele hoffnungsvolle Keime zerstört, weil sie zu fremd und gewaltig den ursprünglichen Zuständen der Naturvölker gegenübertrat, in ihrer Größe unverständlich und nutzlos blieb.

Jedes Kulturvolk ist in seiner Art ein großer Organismus, der durch Arbeitsteilung seine Kräfte vertausendfacht und seinen Angehörigen Anteil an der Arbeit aller übrigen verschafft, mag sie nun auf stofflichem oder geistigem Gebiete stattfinden. Jedes Naturvolk, das sich diesem kraftvollen Getriebe nähert,



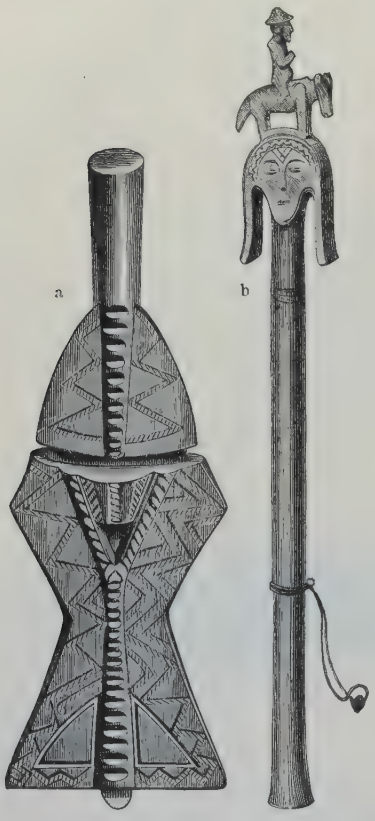
Korbschalen aus Kuka.

wird ihm angegliedert, es wird gezwungen, in seiner Art mitzuarbeiten, und es erhält seinen Anteil an den Erzeugnissen der Kultur. Aber bald zeigt es sich, daß es von anderem Stoff ist als die übrigen Teile des Gesamtkörpers, daß es sich rasch abnutzt und nicht wie die anderen durch die emsige Arbeit immer von neuem gestählt und gefestigt wird. Scheidet ein solch halbkultiviertes Naturvolk aus dem Triebwerke wieder aus, dann ist es wertloser als jemals vorher.

Derartiges spielt sich in der Gegenwart auch in Afrika ab. Von allen Seiten dringen europäische Kleiderstoffe, Waffen und Geräte nach Afrika ein, die sich der Neger für die Früchte seiner Ölpalmen, für den Kautschuk seiner Urwälder oder für Elfenbein verschaffen kann. Das bedeutet aber die Zerstörung der heimischen Gewerbe und Künste (s. die obenstehende Abbildung). Das Baumwollzeug verdrängt die Rindenstoffe und Gewebe der Neger, das Schießgewehr die Waffen (s. die Abbildungen S. 34), die sonst der Eingeborene zu schmieden verstand, und vor den Glasperlen des Handels verschwinden die einst so geliebten Schmucksachen (s. die Abbildungen S. 35). Die europäischen Waren bieten für alles dies freilich einen äußerlichen Ersatz. Aber nehmen wir an, daß die Einfuhr einmal wieder aufhörte, dann wären jene von uns beeinflußten Stämme Afrikas völlig verarmt, zurückgeworfen weit hinter die Grenze der Gesittung, die sie selbst bereits erreicht hatten; nur

mühsam würden sie sich wieder einige der alten Kunstfertigkeiten aneignen und vielleicht von Nachbarvölkern lernen müssen, die einst tief unter ihnen standen. Von europäischer Kultur würde nach wenigen Geschlechtern auch der letzte Rest verschwunden sein.

Indem dieser Vorgang einen Rückschluß auf die Vergangenheit erlaubt, löst sich das Rätsel der ostafrikanischen Kulturlosigkeit einfach genug: die Stämme im *Hinterlande der Küste* sind von den Einwirkungen fremder Völker immer am unmittelbarsten getroffen und mit Kultur, wenn man so sagen darf, *übersättigt* worden. Anders verhält es sich mit den Bewohnern der eigentlichen Küste einerseits, mit den Stämmen tiefer im Inneren anderseits. Die ersteren haben freilich an jener Übersättigung ihren vollen Anteil; aber die fremden Kulturvölker haben ihnen mehr als ihre Waren gebracht: sie haben sich mit ihnen gemischt und ein neues, von den reinen Negern in vieler Hinsicht verschiedenes Volk erzeugt. Die Stämme des Binnenlandes dagegen haben, gerade weil die Kultur nur in geringem Grade zu ihnen gelangte, diese wenigen Anregungen besser auffassen und organischer mit ihrem Dasein verschmelzen können, als dies die unmittelbaren Nachbarn der Küstenstriche vermochten. So werden wir, falls wir die Spuren fremder Einflüsse suchen, wohl daran tun, über das eigentliche Ostafrika hinauszublicken und auch das Innere des Erdteils schärfer ins Auge zu fassen.



a Dolch der Marutse. b Geschnitzte Keule aus Lunda. Vgl. Text S. 33.

Überdies erklärt ein zweiter Grund die Kulturarmut Ostafrikas. Der steppenhafte Charakter der Hauptmasse des Landes und der Mangel an Bewegungshindernissen begünstigen das Entstehen *kriegerischer Hirtenvölker*, die mit ihren Raubzügen Besitz und Leben der Ackerbauer bedrohen und schon mehrmals das weite Hochland verwüstend durchzogen und die Reste älterer Kultur ausgerottet haben mögen. Gerade in der Gegenwart spielen sich Vorgänge dieser Art von neuem ab.

Immerhin sind es die Einwirkungen von außen, die wir am weitesten rückwärts verfolgen können; ja wir würden ohne Kenntnis dieser Vorgänge die innere Entwickelung Ostafrikas noch weniger verstehen können, als es ohnehin möglich ist.

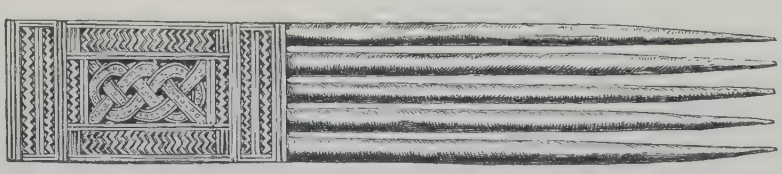
A. Die Einwirkungen von außen in früheren Zeiten.

Die schwierigste unter den Fragen, die sich bei einem Überblick über die *älteren Beeinflussungen* aufdrängen, lautet: sind *malaiische* Einflüsse in Ostafrika wirksam gewesen? Bekanntlich ist ein Teil der Bevölkerung des nahegelegenen Madagaskar malaiischen Ursprungs. Bedenkt man, welche Seegewandtheit und welcher Wagemut dazu gehörte, von Indonesien aus die Breite des Indischen Ozeans zu durchschiffen und diese Reise, die offenbar nicht nur einmal zufällig stattgefunden hat, mit der Absicht der Kolonisierung Madagaskars öfter zu wiederholen, dann scheint es beinahe selbstverständlich, daß auch die Küste des Festlandes von

den malaiischen Seefahrern erkundet und besucht worden ist. Die Frage ist nur, ob sie hier Niederlassungen gegründet haben, und ob Spuren ihres Einflusses erhalten sind. Etwas Bestimmtes läßt sich um so schwerer behaupten, als wir nicht einmal wissen, in welcher Zeit ungefähr die malaiischen Wanderfahrten stattgefunden haben mögen. Berücksichtigen wir ferner die Kulturöde Ostafrikas, so sind wir gezwungen, diese Spuren nicht im Küstenlande, sondern weiter im Inneren zu suchen. Nun findet sich freilich manches Auffällige, so die eigentümliche Verbreitung der Palmfaserstoffe, die im Kongobecken, in Kamerun und unter den Malaien Madagaskars in Gebrauch sind; tatsächlich scheint die Herstellung dieser Zeuge eine Kunst zu sein, die aus Indonesien stammt und von dort nach Madagaskar gebracht worden ist. Undenkbar wäre es gewiß nicht, daß die Technik durch malaiische Ansiedler den Ostafrikanern bekannt geworden und durch deren Vermittelung nach dem Kongobecken verbreitet worden ist, während sie in Ostafrika selbst unter den ungünstigeren Verhältnissen größtenteils wieder verloren ging. Ob malaiische Seeleute die Südspitze Afrikas umsegelt haben und bis zur Westküste vorgedrungen sind, läßt sich schwer sagen. Theodor Waitz hat einiges angeführt, was für diese Vermutung sprechen würde, und Leo Frobenius hat ähnliche Annahmen eingehender zu begründen gesucht, doch mit zweifelhaftem Erfolge.

Frauensandale aus Kano. Vgl. Text S. 33.

Auf weit festerem Boden stehen wir, wenn wir uns den Einwirkungen der indischen Kultur auf Ostafrika zuwenden. Die Bewohner Indiens haben in alter Zeit einen lebhaften Schiffsverkehr mit der Außenwelt unterhalten; als aber andere Völker die Küsten des Landes aufsuchten und die Wagnisse der Seefahrt selbst unternahmen, ging er zurück. Wir wissen, daß Inder sich in Südarabien angesiedelt haben sowie auf der Insel Sokotora, die als Zwischenstation des Handels vortrefflich gelegen war. Kurz, die Inder waren das Handelsvolk des Indischen Ozeans, bis sich die griechische und arabische Seemacht entwickelte und den Verkehr an sich riß. Die Küste Ostafrikas haben indische Schiffer (Bd. I, S. 588) sicher besucht und besiedelt; auch späterhin, zur Zeit des arabischen Einflusses, finden wir immer einzelne Inder an der Küste tätig, die der Handelsgewinn aus ihrer Heimat lockte. Eines freilich ist sicher: eine nennenswerte Zumischung indischen Blutes hat angesichts der strengen Kastenvorurteile der Inder in Ostafrika schwerlich stattgefunden; auch heute noch kehren die Inder, die sich an der Küste durch Handel bereichert haben, fast ausnahmslos wieder in ihre Heimat zurück.



Schmuckkamm aus Abessinien. Vgl. Text S. 33.

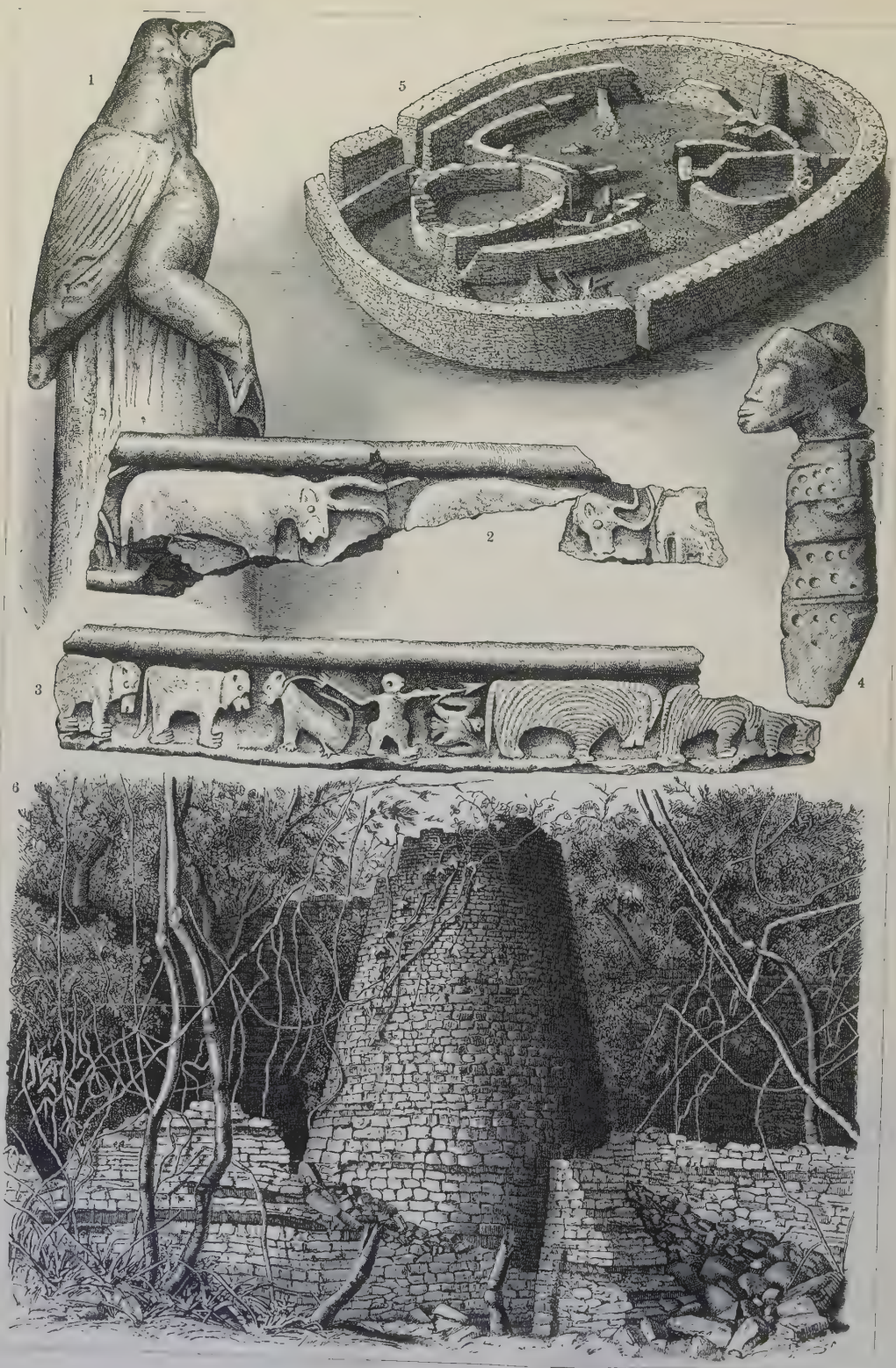
Es fehlt im übrigen nicht an Zeugnissen einer älteren Kultur in Ostafrika. Vom Somaliland an bis südlich nach Mosambik finden sich an der Küste zerstörte Steinbauten, von denen freilich viele auf die Zeit der portugiesischen und arabischen Herrschaft mit Sicherheit zurückzuführen sind, andere noch der Erklärung harren.

Nach den Angaben Henry O'Neills endet der Gürtel dieser Küstenruinen bei Mosambik. Aber weit südlicher noch, jenseits des Sambesi und im Hinterlande von Sofala, finden wir ein weites Gebiet, das eine ganze Anzahl großartiger Trümmerstätten enthält, das Maschonaland. Unbestimmte Angaben über diese Ruinen waren schon längst an die Küste gelangt, bis endlich Karl Mauch (1837—75) als der erste gebildete Europäer sie 1871 besuchte und eingehend beschrieb. Zahlreiche Forscher, unter ihnen Bent, Schlichter, Hall, Neal, Peters und Maciver, haben sich seitdem der weiteren Untersuchung dieser alten Kulturreste gewidmet, deren eigentümliche stumme Größe die Phantasie lebhaft erregt.

Die Zahl der Ruinenstätten im nördlichen Maschonalande dürfte auch jetzt noch nicht vollständig ermittelt sein. Im Charakter sind sich diese Steinbauten alle ähnlich: in der einfachsten Form bestehen sie aus einer kreisförmigen Mauer, die aus behauenen Steinen ohne Hilfe von Mörtel aufgeführt ist und oft ein einfaches, streifenförmig herumlaufendes Ornament zeigt. Um diesen ersten Kreis legt sich meist ein zweiter, dessen Inneres durch Zwischenmauern in kleinere Räume geteilt ist. Die Eingänge sind durch besondere Verteidigungswerke geschützt, wie denn überhaupt alles an diesen Bauten auf eine Bewohnerschaft deutet, die in steter Kriegsbereitschaft in einem feindseligen Gebiete lebte. Mächtige, völlig massive Türme, vermutlich Phallussymbole, ragen hier und da empor (s. Fig. 6 der Tafel bei S. 37). Im Schutte der Ruinen finden sich mannigfache Kulturreste; darunter Vogelgestalten und Gefäße aus Speckstein, goldene Schmucksachen, Gußformen, eiserne Gerätschaften, die vielleicht von späteren Bewohnern der Trümmerstätten herrühren, sowie etwas Porzellan, das durch arabische Händler ins Innere gebracht sein kann. In älteren, namentlich arabischen Berichten ist von seltsamen, für die Besucher unlesbaren Schriftzeichen an den Toren die Rede; sie sind bisher aber nicht aufgefunden worden.

Wenigstens über das, was die Erbauer dieser steinernen Burgen so weit ins Innere gelockt hat, sind wir völlig im klaren. Überall in der Nähe der Bauten finden wir Schmelzöfen und Schlacken, Erzbrocken und Reste von Schmelzgefäßen; und an manchen dieser Scherben flimmern noch Spuren des gelben, glänzenden Metalls, das in Maschonaland neuerdings wieder in so überraschender Fülle aufgefunden worden ist und abermals einen Strom fremder Einwanderer in das Land zieht: kein Zweifel, diese alten Festungen waren zum Schutze der Goldgräber angelegt. Erheben sich doch auch jetzt bereits Forts mit englischer Besatzung im Maschonalande zum Schutze der „Diggers", die der Hunger nach Gold in diese kaum erschlossenen Gebiete treibt.

Viele Forscher haben sich mit der Frage beschäftigt, wer die Erbauer dieser Ruinen gewesen seien; was nur irgend in Betracht kommen konnte, ist genannt worden: Phöniker und Perser, Inder, Juden, Griechen, Ägypter, Araber und Malaien, ja selbst Kaffern. Während die meisten die Entstehung ins graue Altertum versetzten, rückten sie einige bis ins 14. oder 15. nachchristliche Jahrhundert herab und führten sie auf die Könige des mächtigen Negerreiches Monomotapa zurück. Volle Klarheit werden wir wohl erst erhalten, wenn es gelingen sollte, Inschriften zu finden und zu entziffern. Die größte Wichtigkeit ist der Dürftigkeit des verwendeten Bildwerkes beizulegen; denn mehrere der in Betracht kommenden Völker hätten es wohl kaum unterlassen, diese auf die Dauer berechneten Ansiedelungen charakteristischer zu gestalten und zu verzieren. Damit fallen von vornherein namentlich die Inder, die Ägypter und die Griechen ganz weg; und da auch an die Malaien und Neger nicht wohl zu denken ist, so bleiben nur die semitischen Völker übrig, die Phöniker und die Araber, zu deren Charakterzügen gerade die Abneigung gegen die bildenden Künste, die in den nachmaligen Gesetzen des Islam wieder zutage tritt, seit alter Zeit gehört. Zieht man endlich die geographische Lage dieser beiden Völker in Rechnung, so neigt sich die Wage zugunsten der näher wohnenden Araber, insbesondere der Sabäer, die ja eine lange und reiche Geschichte hinter sich haben. Nur die Phöniker der ältesten Zeit, die noch an den Uferländern des nördlichen Indischen Ozeans saßen, kommen daneben in Betracht. An den Namen der Sabäer erinnert möglicherweise der Fluß Sabi, in dessen Nähe die



Altertümer von Simbabwe in Südafrika.

1) Geierkopf; 2) Ochsen; 3) Jagd (beim Jäger ist Steatopygie angedeutet); 4) Menschenkopf; 5) Modell der Ruine; 6) massiver, runder Turm. *(Nach den „Proceedings of the Royal Geographical Society", London 1892.)*

hauptsächlichsten Ruinen liegen, namentlich der berühmte Rundtempel von Simbabwe oder Simbabje (s. die beigeheftete Tafel).

Die Vermutung, daß man hier das biblische Ophir zu suchen habe, ist 1895 von Karl Peters aufgenommen worden. Eine der bedeutendsten Ruinenstellen, Fura, bewahrt nach seiner Ansicht in ihrem Namen noch die Erinnerung an das alte Goldland, und der umwohnende Stamm der Makalanga, der auch heute Gold wäscht, soll in Körperbau und Sitten unverkennbar auf semitischen Einfluß hinweisen.

Die Bauwerke sind sämtlich in einem Zustande, der darauf schließen läßt, daß sie von andringenden Feinden belagert, erstürmt und zerstört worden sind; die alte Herrlichkeit hat also anscheinend mit einem Schlage geendet. Einige in der Nähe gefundene Felsenzeichnungen, die ganz an die der Buschmänner (s. die Tafel bei S. 23) erinnern, sowie die auf einem Gefäßstück eingeschnittene Figur eines Jägers, an der Steatopygie angedeutet ist (s. Fig. 3 der beigehefteten Tafel), lassen vermuten, daß auch eine buschmannähnliche Bevölkerung hier neben oder nach den fremden Ansiedlern ihr Wesen trieb.

Für die Beantwortung der Frage nach den arabischen Siedelungen älterer Zeiten stehen uns Quellen zu Gebote, deren Verfasser dem europäischen Kulturkreis angehörten, nämlich der sogenannte „Periplus des Erythräischen Meeres" und die Geographie des Ptolemaios. Aus ihnen ergibt sich, daß die Küste Ostafrikas im 2. Jahrh. n. Chr. eine ganze Reihe von Handelsplätzen besessen hat, mit denen die Araber einen lebhaften und gewinnreichen Verkehr unterhielten; gerade damals begannen die Araber den Handel zu monopolisieren, indem sie die ägyptischen Schiffer zwangen, ihre Waren am Ausgange der Straße von Bab el-Mandeb auf arabische Schiffe umzuladen. Es läßt sich kaum bezweifeln, daß die Siedelungen damals schon seit langem bestanden hatten. Der südlichste dem Ptolemaios bekannte Punkt war das Vorgebirge Prasum, das er in 16° 25′ südlicher Breite sucht; das würde nahezu der Breite des heutigen Mosambik entsprechen. Ferner nennt er Rhapta, das an der Küste von Sansibar zu suchen ist — vielleicht entspricht es dem heutigen Pangani, das am Flusse Rufu liegt wie die alte Stadt am Rhaptus, oder es ist identisch mit Kilwa. Weiter nördlich lagen Tonike, Essina und andere Handelsplätze. Von einer besonders starken Goldausfuhr oder gar von den Goldminen und Städten des Maschonalandes wissen unsere Gewährsmänner nichts; um so mehr betonen sie die Ausfuhr der wohlriechenden Harze aus dem nördlichen Ostafrika. Möglicherweise verheimlichten die Araber sorgfältig die Quelle ihres Goldreichtums; aber es ist ebenso möglich, daß damals bereits die Herrlichkeit im Maschonaland ein jähes Ende gefunden hatte. Dafür spräche auch die Notiz einer arabischen Chronik, wonach erst um das Jahr 1000 n. Chr. die Goldminen von Sofala wiedergefunden und von neuem bearbeitet worden sein sollen.

Über die späteren Jahrhunderte geben uns arabische Berichte ziemlich unsichere Kunde. Es scheint, daß der Handelsverkehr beständig fortdauerte, und daß sich auch indische und zeitweilig selbst chinesische Schiffe an ihm beteiligten. Araber aus el-Khasa am Persischen Meerbusen gründeten um 908 n. Chr. Makdischu und Barawa (oder Brava) an der Somaliküste, um 975 Kilwa. Die Inseln Sansibar und Pemba waren damals bereits längst in den Händen der Araber, und selbst Mischstämme von Arabern und Negern fanden sich an der Küste. Im 12. Jahrh. wird Malindi (Melinde) erwähnt, ebenso Mombas; aber eine Zeitlang scheint Kilwa die größte Macht besessen zu haben — wohl weil es die Goldausfuhr monopolisiert hatte —, während im Norden Makdischu den Vorrang behauptete. Der Islam wurde früh nach Afrika verpflanzt und gab den arabischen Siedelungen festeren Halt. So sehen wir denn, als die Portugiesen den Schleier, der auf diesen Gebieten lag, endlich hoben,

eine Reihe blühender Sultanate und reicher Städte an der Küste, von Sofala hinauf bis Malindi, in den Händen der Araber, und einen lebhaften Schiffsverkehr zwischen den Küsten Ostafrikas und Indiens.

B. Die Kaffern.

a) Monomotapa.

Lange vorher müssen sich im Hinterlande gewaltige Veränderungen abgespielt haben, über die wir nur unsicher unterrichtet sind; als ihre unmittelbare oder mittelbare Folge dürfen wir aber wohl die Zerstörung der Burgen des Maschonalandes und die Bildung eines mächtigen Staates in derselben Gegend, des berühmten Reiches von Monomotapa, betrachten. Die Gründer des neuen Staates sind unzweifelhaft Neger gewesen, die sich einer Bantusprache bedienten und noch jetzt in dem Gebiete wohnen, nämlich Kaffern. Der Name des Volkes stammt von den Arabern und bedeutet einfach „Ungläubige", muß aber, da er sich längst vollkommen eingebürgert hat, festgehalten werden.

Aus den Berichten des Arabers Masudi (gest. 956) geht hervor, daß die Kaffern von Norden nach Süden wanderten und schließlich aus der Gegend von Abessinien bis Südostafrika gelangt sind. Die Ausdehnung der Wanderung mag freilich übertrieben sein. Im 10. Jahrh. bestand im Hinterlande von Sofala ein Reich der Sendsch (Zingi), dessen König 3000 Streiter ins Feld stellen konnte, die auf Ochsen ritten; ein Reich, das eine bedeutende Menge von Sklaven, Gold, Eisen und Elfenbein ausführte. Mit den Sendsch verwandte Stämme scheinen weithin an der Küste gewohnt zu haben; andere, weniger kultivierte lebten im Hinterlande, der Beschreibung nach wohl die Vorfahren der gleich (S. 43) zu erwähnenden Dschagga und Masimba. Das spätere Reich Monomotapa oder richtiger: das Reich der Monomotapa (das Wort bedeutet angeblich „Söhne der Bergwerke" und bezeichnet wohl die Herrscherfamilie) ist mit dem älteren Staate der Sendsch wahrscheinlich identisch. Der Goldreichtum des Landes, der auch von den Kaffern noch ausgebeutet wurde, gab dem Reich einen Glanz, den die Berichterstatter der älteren Zeit phantastisch übertrieben: so nahm das Reich auf den europäischen Karten schließlich einen fabelhaften Umfang an.

Unter den kaffernartigen Völkern Südafrikas lassen sich gegenwärtig zwei Schichten unterscheiden, eine ältere, die auf die ursprüngliche Eroberung des Gebietes in früherer Zeit zurückzuführen ist, und eine jüngere, angriffslustige, die rückwandernd von Süden aus vordringt und ihre friedlicheren nördlichen Stammesgenossen sowie andere Völkerschaften bedrängt. Das Volk von Monomotapa gehört zur älteren Gruppe, und seine Nachkommen bewohnen noch jetzt das Maschonaland.

Theodor Bent (1852—97) hat nachgewiesen, daß die heutigen Maschona sich selbst Makalanga nennen und also denselben Namen führen wie die Bewohner Monomotapas, die nach der Angabe des großen portugiesischen Kolonialgeschichtsschreibers João de Barros (1496—1570) Mocaranga hießen. Diese Mocaranga haben, offenbar nach dem Vorbild ihrer vertriebenen Vorgänger, ihre Wohnsitze, darunter Zimbaoë (= Simbabwe), ebenfalls mit festen Steinwällen umgeben, wie zahlreiche Reste beweisen. Den Zerfall Monomotapas schildern uns portugiesische Berichterstatter: um 1600 war es in drei Staaten geteilt, da einzelne Provinzen sich unabhängig gemacht hatten; die Macht dieser Teile verminderte sich mehr und mehr, und endlich warf im 19. Jahrh. der Ansturm der Sulu das Reich völlig nieder. Damit begann ein neues Zeitalter im Dasein der Kaffernvölker.

b) Südostafrika vor dem Beginne der Suluwanderungen.

Daß der Südwesten des Erdteils bei der Ankunft der Europäer ausschließlich von Hottentotten und Buschmännern bewohnt war, wissen wir schon; ebenso gleichmäßig waren

im Südosten bis zum Sambesi Kaffernvölker verbreitet, die freilich nach ihrer Einwanderung manche ältere Bevölkerung in sich aufgenommen haben mochten und in Sprache und Sitte keine Einheit mehr bildeten. Einzelne Stämme waren bei der alten nordsüdlichen Wanderung auch seitwärts ausgebogen, so wahrscheinlich die Herero ins Damaraland, die Maschukulumbe nach dem mittleren Sambesi. Nördlich vom unteren Sambesi scheinen Kaffern gemischt mit anderen Bantustämmen gesessen zu haben.

Unter den südlichen Völkern verdienen die Betschuanen zunächst Erwähnung, die nach Gustav Theodor Fritschs (geb. 1838) Ansicht später in ihre heutigen Gebiete eingewandert sind als die Sulu. Das Land der Betschuanen erstreckt sich vom mittleren Oranjeflusse bis hinauf zum Sambesi, obwohl sich im Norden mehrfach andere Stämme zwischen die Betschuanen drängen und die Abgrenzung unsicher wird. Sagen von einer Einwanderung aus dem Norden finden sich bei einigen südlichen Stämmen des Volkes; an Kultur waren sie den Sulu überlegen, standen ihnen aber an kriegerischem Mute bei weitem nach. Noch höher als die Gesittung der Betschuanen war die der Kaffernstämme, die nach dem Sambesi hin saßen. Die alte Kultur Monomotapas war nicht völlig verschwunden: man verstand, goldene und eiserne Gefäße zu fertigen, baute Baumwolle an, stellte auch Gewänder daraus her und unterhielt Handelsverkehr mit den portugiesischen Küstenstädten.

Sulumädchen. Nach einer Photographie von Loezius im Königl. Museum für Völkerkunde zu Berlin. Vgl. Text S. 40.

c) Die Ksosa (Xosa) und die Sulu.

Größere politische Gebilde bestanden nach dem Zerfalle des goldreichen Monomotapa nicht mehr; ein Eroberervolk hatte auf wenig Widerstand zu rechnen. Zu einem solchen Volk aber wuchsen mit der Zeit die südöstlichen Kaffern heran. Über ihre innere Geschichte sind wir erst seit dem Beginne der Zusammenstöße mit den europäischen Ansiedlern Südafrikas näher unterrichtet; aber da die großen Eroberungszüge, die Afrika bis hinauf zu den Seen erschütterten, erst lange nachher beginnen, ist der Schaden nicht allzu groß.

Die meisten Kaffernstämme haben übereinstimmend die Überlieferung, daß sie aus Nordosten in ihre Wohnsitze eingewandert sind, was ja den Angaben der arabischen Quellen entspricht; diese Einwanderung scheint nicht plötzlich, sondern ganz allmählich erfolgt zu sein. Im 17. Jahrh. wohnte der Stamm der Ksosakaffern (Kosa, Ama-Ksosa; 1687: Magose) am südlichsten und war in langsamem Vordringen südwärts in das Gebiet der Hottentotten begriffen. Die nördliche Gruppe der Südostkaffern wird als „Sulu" zusammengefaßt und bewohnte ursprünglich Natal und das nördlich daran grenzende Küstenland; die Swasi in dem nach ihnen genannten Gebiete stehen sprachlich dieser Gruppe sehr nahe.

Schon vor dem Erscheinen der Europäer sind anscheinend innerhalb der Sulugruppe Bewegungen vor sich gegangen, die zur Aufsaugung kleinerer Stämme und zur Bildung starker Volksverbände führten. Zunächst hatten sich indessen die Ksosa mit den vordringenden weißen Ansiedlern auseinanderzusetzen. Im Jahre 1736 fielen die ersten Opfer des

beginnenden erbarmungslosen Krieges, indem eine burische Jagdgesellschaft, die in das Gebiet der Kaffern eingedrungen war, ermordet wurde. Kleine Feindseligkeiten folgten namentlich seit 1754, ohne das Vordringen der Ansiedler aufzuhalten, bis 1778 der Gouverneur der Kapkolonie von Plettenberg den Großen Fischfluß als Grenze festsetzte. Aber gerade dieses Festlegen der Grenze, die von den Kaffern nicht im mindesten geachtet wurde, machte aus den kleinen Reibereien bald einen ernsten Kriegsfall: schon 1780 brach der erste Kaffernkrieg aus, bei dem eine kleine Truppe von 92 Kolonisten und 40 Hottentotten die Kaffern glücklich über den Fischfluß zurückdrängte. Freilich herrschten unter den Kaffern selbst innere Zwistigkeiten, so daß es gerade die geschwächten und geschlagenen Stämme waren, die fliehend den Grenzfluß überschritten hatten und nun abermals weichen mußten. Auch in den folgenden Jahren hörten die Unruhen nicht auf, da der Häuptling Dhlambe 1795—96 mit seinem Neffen Ngkika einen verzweifelten Kampf um die Oberherrschaft im Ksosaland auszufechten hatte. Ngkika, der 1797 zum König aller Stämme westlich vom Keiflusse ausgerufen ward, verhielt sich während der Kämpfe der Engländer mit dem Häuptling Kungwa (gest. 1811) an der Algoabai und mit Dhlambe am Großen Fischflusse vollkommen ruhig. Er wurde 1818 auf der Amalinda-Ebene unweit East London von der Partei Dhlambes durch einen Mann aus niederem Stande, den Propheten und Zauberer Makanna, geschlagen und nach Westen vertrieben; doch auch Makanna fiel bald darauf (1819) vor Grahamstown in die Hände der von ihm angegriffenen Kolonisten. Da die weiteren Kämpfe eng mit der Entwickelung des Kaplandes zusammenhängen, so werden sie besser dort erzählt.

Sulu in voller Kriegskleidung. Nach einer Photographie im Königl. Museum für Völkerkunde zu Berlin.

Inzwischen hatte sich, ungestört durch europäische Angriffe, unter dem Volke der Sulu (s. die Abbildung S. 39 und die nebenstehende) ein Kriegerstaat entwickelt, wie er in der gesamten Weltgeschichte wenige seinesgleichen gefunden hat. Ursprünglich waren die Sulu, nach denen das ganze Volk jetzt genannt zu werden pflegt, nur ein kleiner, herumziehender Stamm, der wenig zu bedeuten hatte; aber ein Mann von gewaltiger Tatkraft und rücksichtslosem Herrscherwillen, Tschakka, verschaffte ihm im Anfange des 19. Jahrh. die unbedingte Vorherrschaft. Die Mutter Tschakkas hatte ihn zu Dingiswaio, dem Häuptlinge des benachbarten mächtigeren Stammes der Tetwa, geflüchtet, wo er erzogen wurde; als er dann als ein Dreißigjähriger 1818 zurückkehrte und die Regierung übernahm, gelang es ihm rasch, die Tetwa durch Güte und Gewalt mit den Sulu zu verschmelzen. Nun wurde das Volk in der durchgreifendsten Weise militärisch organisiert und geübt, das ganze Dasein auf Krieg und Eroberung gegründet.

Die kleineren Sippenverbände verschwanden auf diese Weise nach und nach; aber auch das Familienleben innerhalb der Stämme wurde fast vollkommen zerstört. Die Nation zerfiel fortan in Heeresabteilungen, die unter Kriegshäuptlingen (Induna) standen; die Frauen, ebenfalls militärisch eingeteilt, waren nichts als Konkubinen, denen oft nicht gestattet wurde, ihre Kinder aufzuziehen. Die Verjüngung des Heeres erfolgte durch Einreihung junger Leute der besiegten Stämme; schon daraus folgt, daß beständiger Krieg eine Lebensbedingung für das Sulureich war, und daß es zerstörend auf alle Nachbarvölker wirkte. Diese Nachbarn der Sulu stürzten sich, sofern sie nicht vernichtet wurden, vor dem Andrange zurückweichend auf andere Stämme, bis zuletzt ein großer Teil Südafrikas in gärende Bewegung geriet.

So bedrohten die durch die Sulu beiseite gedrängten Mantati sogar das Kapland, nachdem sie schwächere Stämme nördlich vom Oranjeflusse zersprengt hatten, wurden aber 1823 von den Grikwa-Hottentotten unter Waterbur geschlagen und kamen dann allmählich zur Ruhe. Andere Völkertrümmer: zum Teil Amafingu und Ngwana vom Tugela, zum Teil Sulu, die an Aufständen gegen die Tyrannei Tschakkas teilgenommen hatten, strömten nach Südwesten und vereinigten sich schließlich zu dem Stamme der Fingu, von denen nach dem Kriege von 1835 an die 16000 Mann durch die Engländer östlich vom Großen Fischfluß angesiedelt wurden.

Der Sulukönig Ketschwajo. Nach Photographie. Vgl. Text S. 42.

Tschakka fiel 1828 einer Verschwörung seiner beiden Brüder zum Opfer, deren einer, Dingaan, die Herrschaft an sich riß, nachdem er sich im Zweikampfe mit seinem Mitverschworenen gemessen hatte. Er übertraf Tschakka an Grausamkeit und wilder Tatkraft und vervollkommnete die Organisation des Heeres. Aber schon nahten die Feinde, denen die Sulu schließlich unterlagen. Englische Ansiedler hatten sich an der Küste von Natal niedergelassen; Buren drangen 1837 über die Berge vor und baten Dingaan um die Erlaubnis, sich anzusiedeln. Als der Kaffernfürst den Führer der Buren, Pieter Retief, mit 66 der Seinen in sein Lager lockte und die allzu Vertrauensseligen am 5. Februar 1838 niedermetzeln ließ, begann er ein neues unter den vielen mit Blut geschriebenen Blättern der südafrikanischen Geschichte. Ihm selbst wurde die feige Tat verhängnisvoll. Die Buren sammelten sich zu einem starken Heerhaufen, rückten unter Andries Pretorius in Natal ein und schlugen Dingaan, der am 16. Dezember 1838 ihre Wagenburg mit 12000 Mann angriff. Dingaan, der sich zu den Swasikaffern flüchtete, fand bald danach dort seinen Tod (um 1840). Sein Nachfolger Umgande (Mpande) mußte den Buren Natal überlassen, das kurz darauf (Sommer 1842) dem englischen Kolonialreich einverleibt wurde. Damit war den kriegerischen Gelüsten der Sulu nach Süden hin eine unüberschreitbare Grenze gesteckt; um so heftiger wurden ihre Ausfälle nach Norden (vgl. unten).

Unter Umgande herrschte Friede mit den Engländern. Die Verhältnisse änderten sich

erst, als der Sohn Umgandes, Ketschwajo (Cetewayo; s. die Abbildung S. 41) 1857 seinen Bruder Umbelasi in einer blutigen Schlacht am Tugelaflusse besiegte und seinen Vater, der sich in den Streit nicht eingemischt hatte, beiseite drängte. In Ketschwajo stand wieder der Typus eines kriegerischen Sulufürsten an der Spitze des Volkes, und als Umgande 1872 starb, konnte der Friede zwischen den Sulu und der englischen Regierung nicht mehr von langer Dauer sein. Die Reibereien an der Grenze wurden immer ernster; Ketschwajo aber hatte in Voraussicht des Kommenden sein Heer auf 40000 Mann gebracht. England forderte die Auflösung dieser furchtbaren Truppenmacht, und mit der Weigerung des Sulufürsten war der Krieg erklärt. Der Ausgang konnte nicht zweifelhaft sein. Eine englische Abteilung erlag zwar bei Isandhlwana in Natal (22. Januar 1879) den Speeren und Keulen der Suluregimenter, und andere kleinere Schlappen (1. Juni Tod des Prinzen Napoleon am Hiotojoziflusse) blieben nicht aus. Aber wie Dingaan schließlich den Buren unterlag, so auch Ketschwajo den Engländern (am 4. Juli in seinem Kral Ulundi): am 28. August 1879 mußte er sich bedingungslos ergeben. Das weitere Vorgehen der Engländer und die allmähliche Aneignung des Landes gehören der europäisch-afrikanischen Geschichte an (S. 111).

d) Die Matabele.

Während so der Krater des Völkerkrieges endlich gewaltsam geschlossen wurde, hatten sich die wie glühende Lavaströme von ihm ausgehenden Kriegerscharen schon verheerend über weite Landstriche ergossen. Als sich Tschakka an die Spitze der Sulustämme stellte, entzog sich ein Teil seines Volkes seiner eisernen Herrschaft. Unter dem Häuptling Moselikatse (Umselekazi) brach die Schar um 1818 nach Nordwesten auf und stieß zunächst auf den Stamm der Makololo, der im östlichen Teile des heutigen Oranje-Freistaates seine Sitze hatte. Diese wichen dem Stoß aus, indem sie 1824 unter ihrem Häuptling Sebituane nordwärts zogen, den mittleren Sambesi überschritten und zu Umwälzungen in der dortigen Gegend Anlaß gaben, die uns noch an anderer Stelle beschäftigen werden (vgl. S. 67).

Indessen fanden die Matabele, wie sich das Volk Moselikatses nach einem schon seit langem in Transvaal ansässigen Sulustamme nannte, noch andere Gegner zwischen Oranje- und Vaalfluß, in einem Teile der Koranahottentotten und namentlich in dem zu den Betschuanen gehörenden Volk der Basuto, das Anfang des 17. Jahrh. in seine Sitze eingewandert sein soll und damals, indem es Trümmer anderer Stämme an sich zog, zu beträchtlicher Macht erstarkte; der bedeutendste Häuptling der Basuto, Moschesch (etwa 1820 bis 1868), wies 1831 von seiner Felsenfeste Tabo Bossigo aus den Angriff der Matabele ab und erwarb sich dadurch Ruhm und Einfluß. Allmählich bemächtigten sich die Matabele, die nach Süden nicht weiter vorzudringen vermochten, des Landes, in dem später die Südafrikanische Republik entstand. Aber auf der einen Seite drangen die Buren, unterstützt von Korana und Mischlingen, über den Vaalfluß nach Norden vor und besiegten Moselikatse 1837 bei der Barotsestadt Mosiga; auf der anderen Seite wurde ein Suluheer gegen sie geschickt, das die Abtrünnigen schlug und zerstreute. So zogen sie denn weiter über den Limpopo nach dem Maschonalande, dem alten Monomotapa. Ihrem Ansturm erlagen die dortigen schwachen, uneinigen Stämme; nach echter Sulusitte wurde geraubt und gemordet, die Weiber der Besiegten folgten als Gefangene ihren neuen Herren, und die junge Mannschaft wurde in das Heer eingereiht. Da alle Versuche der Matabele, den Sambesi zu überschreiten, scheiterten, so blieb die Hauptmasse des Volkes im Maschonalande, beständig die Nachbarn beunruhigend. Nach dem Tode Moselikatses trat 1870 sein Sohn Lobengula an die Spitze

des Volkes. Er unterhielt zunächst freundliche Beziehungen zu den Weißen, da aber sein Land wegen des Goldreichtums seit Anfang der 1880er Jahre das Ziel zahlreicher weißer Einwanderer wurde, traten bald ernste Feindseligkeiten ein, die schließlich 1893 zu einer vollständigen Niederlage der Matabele und zur Einnahme ihrer Hauptstadt Bulawajo, dann nach dem Tode Lobengulas 1894 zur Besetzung des Gebietes durch die Britisch-Südafrikanische Gesellschaft führten.

e) Die Dschagga (Jaga) und Wasimba.

Weniger sicher sind wir über die Geschichte anderer Suluvölker unterrichtet, die im Osten und bis weit über den Sambesi hinaus ihre zerstörenden Züge ausgedehnt haben. Zunächst scheinen Kaffern einer *älteren Schicht*, die in ihrem Wesen viel Ähnlichkeit mit den Sulu haben, schon seit Jahrhunderten, also vielleicht seit der großen Wanderung von Norden nach Süden, im Sambesigebiet und dem ostafrikanischen Hochlande zu sitzen; die *Wajao*, die besonders den Makua am Rovuma hart zugesetzt haben, mögen hierher gehören. Zweitens aber haben ganze Stämme Sitten und Kriegsweise der Sulu angenommen (die sogenannten *Sulu-Affen*; vgl. S. 44) und dadurch die Verbreitungsgrenze der echten Sulu, der „jüngeren Invasion", verwischen helfen. Nun scheint aber gerade die nördliche Gruppe der Kaffern vor einigen Jahrhunderten in lebhafter aktiver Bewegung gewesen zu sein und vielleicht dieselbe Rolle gespielt zu haben wie gegenwärtig die Sulu; die Züge der Dschagga und Wasimba, die eine genauere Betrachtung verdienen, scheinen dahin zu deuten.

Als 1490/91 die zweite portugiesische Gesandtschaft beim Mani-Kongo, dem in Ambasse Hof haltenden Könige des unteren Kongolandes, verweilte, kam aus dem Inneren die Nachricht, daß sich das Volk der Mundekwete an den Quellseen des Kongo (vgl. S. 64) zum Kriege rüste. Es gelang damals dem Könige von Kongo, der sich schleunigst hatte taufen lassen wie einst Chlodwig, die Feinde zu schlagen. Diese erste Bewegung scheint das Vorspiel zu weiteren Kämpfen gewesen zu sein: zu den Einfällen der *Dschagga*.

Unter ihrem Könige Simbo drangen diese „Giacas" (nach Lopez) gegen die Westküste vor, schlugen die Truppen von Kongo, das sich mühsam mit Hilfe der Portugiesen behauptete, und unterwarfen einen Teil von Angola. Ihre erneuten Angriffe von 1542—46 brachten das Reich Kongo an den Rand des Verderbens, endeten aber mit ihrer Niederlage; darauf ließen sich ihre Reste in der Gegend von Kassansche (Angola) nieder. Ihre ursprünglichen Sitze sollen in der Nähe der Quellen des Sambesi und des Kongo gelegen haben: Kaffernstämme könnten es demnach wohl gewesen sein. Außerdem entspricht die Heeresverfassung der Dschagga in den Hauptzügen jener der Sulu: auch die Dschagga vermehrten ihr Heer dadurch, daß sie die Knaben der besiegten und größtenteils niedergemetzelten Völker unter ihre Truppen aufnahmen. Der Name Dschagga, wohl der Kaffernsprache entnommen, bedeutet „Soldaten" oder „junge Mannschaft".

Als nahe verwandt mit den Dschagga wurde ein anderes Eroberervolk, die *Wasimba* (Zimba), angesehen, das 1540 am unteren Sambesi erschien, aber damals durch die Portugiesen eine Niederlage erlitten haben soll. Längere Zeit blieb nun alles still, bis 1572 die Wasimba Monomotapa angriffen und dessen Fürsten zu einem Hilfegesuch an die Portugiesen veranlaßten. Aber auch diese erlitten Niederlagen in den nun folgenden langwierigen Kämpfen; ja 1592 wurde der Kapitän Andre da Santiago, der Kommandant von Sena, mit 300 Leuten bei Tete von den Feinden gefangen und verspeist. Gleichzeitig dehnten die Wasimba ihre Züge immer weiter nördlich aus, da vor allem die reichen Küstenstädte ihre Begehrlichkeit reizten. Kilwa (Kiloa) fiel 1586 durch Verrat in ihre Hände. Mitte März 1589 erstürmten sie Mombas, holten sich jedoch kurz darauf vor Malindi eine schwere Niederlage. Mit dem Ende des 16. Jahrh. verschwindet das Volk anscheinend aus der Geschichte.

Über das Entstehen und Verschwinden dieses Stammes sind viele seltsame Ansichten laut geworden. Wir werden wohl annehmen dürfen, daß ein ähnlicher Mittelpunkt kriegerischer Erschütterungen, wie es bis in die neueste Zeit das Sululand war, sich im 16. Jahrh. im Sambesibecken oder doch in dessen Nähe gebildet hatte. Den ersten Anstoß scheint ein Volk des Kaffernstammes gegeben zu haben, das nach Westen wie nach Osten hin erobernde Scharen aussandte, die nun ihrerseits, infolge des oben erwähnten Rekrutierungssystems, wie selbständige Organismen weiterwuchsen und wirkten. Krieg war die Lebensbedingung dieser neuen Körper; zum Frieden gezwungen, mußten sie notwendig zerfallen und sich auflösen. So brauchen wir nicht den ganzen afrikanischen Erdteil nach den Resten der Wasimba oder Dschagga zu durchsuchen und irgendein größeres Volk als ihre Nachkommen anzusprechen — ihr Verschwinden ist nicht im mindesten auffällig. Reste mögen immerhin erhalten sein, z. B. im Hinterlande von Angola bei Kassansche, aber bedeutend sind sie schwerlich. Viel wichtiger und gewiß noch heute erkennbar werden die Einwirkungen auf das Völkerleben großer Gebiete Afrikas gewesen sein; indessen sind gerade diese Dinge schwer zu verfolgen. Glücklicherweise sind jene ähnlichen Erscheinungen, die sich in der neueren Zeit gezeigt haben und Rückschlüsse erlauben, genauer beobachtet worden.

f) Die letzten Ausläufer der Suluwanderungen.

Die Kriegszüge der Matabele, die das mittlere Südafrika bis zum Sambesi und mittelbar noch darüber hinaus erschütterten, übertreffen in ihren Wirkungen noch die Verwüstungen und Kämpfe anderer Suluhaufen an der Ostküste und diesseit wie jenseit des unteren Sambesi. Der Häuptling Mani-Kus soll nach Tschakkas Tode die ersten Heere nordwärts geführt haben. Am frühesten wurde das Gasaland, also das Gebiet zwischen der Sambesimündung und dem Lande der Sulu, überrannt und verwüstet und das dort wohnende gewerbefleißige Volk versprengt oder geknechtet. Ähnlich war das Schicksal der Stämme am unteren Sambesi. Hier, wo infolge der Goldausfuhr beständig eine gewisse Verbindung mit kultivierteren Völkern bestanden hatte, waren die Einwohner in der Gesittung beträchtlich fortgeschritten. Kunstfertige Eisen- und Goldschmiede verhandelten die Erzeugnisse ihrer Tätigkeit nicht nur an ihre Stammesgenossen, sondern selbst an Araber und Portugiesen; und die Baumwollweberei hatte sich am Sambesi aufwärts bis weit ins Binnenland verbreitet. Die Bevölkerung war aus sehr verschiedenen Bestandteilen gemischt, da der Sklavenhandel hier seit alter Zeit geblüht hatte und seine gewöhnlichen Folgen, Auflösung und Mischung der Völker, auch hier zeigte. Auf dieses Gemisch von Stämmen warfen sich die kriegerisch organisierten Sulu mit zerstörender Gewalt.

Allerdings treten sie uns hier nicht unter diesem Namen entgegen, da sie vor der Tyrannei Tschakkas vermutlich schon zu einer Zeit nach Norden ausgewichen waren, als dieser dem mit eiserner Faust zusammengepreßten Volk noch nicht den Namen seines eigenen kleinen Stammes aufgeprägt hatte. Wir finden solche Sulu-Ausläufer als „Landin" am Sambesi, als „Wangoni" (Magwangwara, Mahuhu) westlich vom Niassa, als „Mafiti" (Maviti, Wambunga oder Mahenge) zwischen dem Niassa und der Ostküste, als „Watuta" im Süden von Unjamwesi. Alle haben in furchtbarer Weise zersetzend gewirkt; ihr Beispiel steckte friedliche Ackerbauer an, die Tracht und Bewaffnung der Eroberer (Stoßspeer und Ochsenhautschild) anzunehmen und nun ebenfalls verwüstend in die Gebiete ihrer Nachbarn einzudringen.

In gewissem Sinne gehören zu diesen „Sulu-Affen" auch die Wahehe, die in ihrer Hauptmasse eng mit den Wasagara (Wassagara) verwandt sind und etwa seit 1870 unter ihren Häuptlingen Niugumba Mudjinga und Mambambe (Mamle) ganz im Stile der Sulu mehrere Reiche gegründet haben, die erst 1896 der deutschen Unterwerfung erlagen.

C. Die Wanjamwesi.

In der Gegenwart lassen sich, was die Kulturhöhe betrifft, im mittleren Teil Ostafrikas mehrere Gürtel als Folge langdauernder Einwirkung fremder Einflüsse ziemlich deutlich unterscheiden. Die Städte der Küste und der größte Teil der Küstenebene sind von den Suaheli bewohnt, einem Mischvolke, das eine gewisse Menge arabischen und wohl auch portugiesischen Blutes in sich aufgenommen hat und durch gemeinsame Sprache, das Kisuaheli, und gleichartige Kultur zu einer Einheit verbunden ist. In dem fruchtbaren, gebirgigen Hinterlande der Küste wohnen kleine, teilweise sehr kulturarme Stämme; dasselbe gilt von dem weiter landeinwärts folgenden Steppengebiete; es ist das offenbar der Saum, wo die allzu starke Einwirkung der Kultur mehr zerstörend als kräftigend gewirkt hat. Dringen wir endlich zu dem Hochlande vor, das sich bis zu den großen Seen ausdehnt, so erreichen wir ein Gebiet, das bereits zu fern von der Küste liegt, als daß es unter dem Einflusse der dort siedelnden Fremden verarmen könnte, und doch nahe genug, um Anregungen der verschiedensten Art zu empfangen. So ist hier ein Kulturvolk, wenigstens im afrikanischen Sinn, entstanden, das sich durch eine gewisse Gesittung, durch Gewerbefleiß und durch seine Neigung und Begabung für den Handel vorteilhaft auszeichnet und für die Zukunft des Erdteiles bedeutungsvoll werden wird: das Volk der Wanjamwesi, deren Land Unjamwesi heißt.

Offenbar steht dieses Volk schon seit sehr alter Zeit in friedlichem **Verkehr mit der Küste**. Die Gunst der Lage, besonders der Schutz, den die Seen und Steppen gegen Angriffe gewährten, haben ebenso zur Blüte von Unjamwesi beigetragen wie der Karawanenhandel und die durch ihn vermittelte höhere Gesittung, die zu einem engeren staatlichen Zusammenschlusse der verschiedenen Stämme des Gebietes geführt hat. Die höchste Blüte dieses Staates fällt freilich in eine Zeit, aus der direkte Nachrichten vollkommen fehlen; aber seine Bedeutung läßt sich auch aus dem gegenwärtigen Zustande des Verfalles noch wohl erraten.

Die Wanjamwesi sind ein Bantuvolk wie fast alle ihre Nachbarn. Ihr Land wird im Westen vom Tanganjika begrenzt, im Osten vom Steppengebiet Ugogos; nördlich reichen die echten Wanjamwesi nicht bis zum Viktoriasee. Aber mehrere Stämme, die ihnen jetzt in der Sprache ähnlich sind und wahrscheinlich zur Blütezeit des Reiches angegliedert waren, schließen sich dort unmittelbar an sie an; in Wirklichkeit gehören diese Wassukuma, Wakimbu und andere ihrem ganzen Wesen nach zu den Stämmen, die im Osten von Unjamwesi sitzen, zu den Wagogo und Wasagara. Das Kernland Unjamwesis ist Unjanjembe; hier hat sich auch nach dem Zerfalle des Reiches, der in unbekannter Zeit stattgefunden hat, der Verkehr mit der Küste und eine gewisse, nicht weit zurückreichende Überlieferung erhalten. Oskar Baumann (1864—99) hat vermutlich recht, wenn er den Ahnherrn der heutigen Herrscherfamilie, Swetu I., an das Ende des 18. Jahrh. setzt. Zur Zeit dieses Herrschers muß der Karawanenverkehr, der wohl aufgehört hatte, wieder eröffnet worden sein, angeblich durch zwei Elefantenjäger, die bis zur Küste vordrangen und dann Karawanen ihrer Landsleute dorthin führten. Araber benutzten bald den neuerschlossenen Handelsweg und schufen sich 1846 durch die Gründung Taboras einen Mittelpunkt ihres Einflusses in Unjamwesi. Damit beginnt zugleich der große arabische Einbruch in Zentralafrika, der zu schweren Umwälzungen und Kämpfen führte.

Auch an anderen Fremden fehlte es in Unjamwesi nicht. Als Ausläufer der Wahumawanderungen (vgl. unten, S. 47) erschienen schon in älterer Zeit die hamitischen Watussi (Watusi), die es indessen hier zu keinem politischen Einflusse gebracht haben. Die Raubzüge der Sulu dagegen führten Bruchteile dieses kriegerischen Stammes ins Land, die als

Watuta oder Wangoni (vgl. S. 44) in neuerer Zeit bedeutend auf die Geschicke Unjamwesis einwirkten.

Um 1850 trennten sich die Watuta von den Masitu (den Sulu am Schirwa- und Niassasee), stießen, vom Nordwestende des Niassasees kommend, auf die an Rindern reichen, aber zu mächtigen Warori und drangen, an Urori vorbeiziehend, 1858 bis Udschidschi vor, dessen arabische Einwohnerschaft auf der Bangwe-Insel des Tanganjikasees Zuflucht fand. Nachdem ein Angriff der Watuta auf die Kleinstaaten Uha (am Tanganjika; vgl. S. 48) und Urundi (Hauptstadt: Muwukeje) gescheitert war, schlugen sie sich durch Uwinsa durch, rückten in Unjamwesi ein und gelangten durch Usindscha bis an den Ukerewesee. Hier verweilten sie einige Jahre und gingen dann nach Südussukuma zurück, dessen Häuptling als kluger Schwiegersohn des Watutahäuptlings sein Land als Mitgift zurückerhielt. Ein Teil der Watuta zog aber noch weiter nach Süden, wurde hier die treueste Gefolgschaft des mächtigen Mirambo, des „Napoleons von Ostafrika", und durch ihn aus einem verwegenen Wandervolk allmählich ein staatenbildendes, das sich in dem bewässerten und wiesenreichen Ugomba und Ngalla wohlfühlte.

Mirambo war vom Stamme der Wanjamwesi, angeblich der Sohn eines kleinen Dorfhäuptlings (geb. um 1830); als Träger einer Karawane von einem Araber mißhandelt, entfloh er in die Wildnis und sammelte eine Räuberbande um sich, die bald sich den Eingeborenen wie den Arabern furchtbar machte. Als der Häuptling des zu Unjamwesi gehörigen Ländchens Ujoweh starb, bemächtigte er sich dieses Gebietes und setzte durch verwüstende Kriegszüge den ganzen Südwesten Unjamwesis in Schrecken. Ein Zusammenstoß mit den Arabern konnte nicht ausbleiben. Stanley, der gerade damals (1871) das Land durchzog, beteiligte sich selbst an dem Zuge, den die Araber gegen Mirambo unternahmen; nach kurzem siegreichen Vordringen endete das Unternehmen mit einer furchtbaren Niederlage. Noch in demselben Jahre erstürmte und verbrannte Mirambo die Stadt Tabora. Aber das von den Sulu übernommene System der Eroberung war nicht geeignet, ein dauerndes Reich zu gründen; das alte, einst so mächtige Unjamwesi erstand unter Mirambo zu keiner neuen Blüte. Seine Herrschaft wuchs und verzehrte sich wieder durch beständigen Krieg. Nach seinem Tode (1886) war das Land zerrissener als jemals; und ehe es aus dieser Zersplitterung einen Weg zu neuer Entwickelung fand, kündete 1890 die Besetzung Taboras durch die deutsche Schutztruppe und die Niederlage Sikes (Sikkis), des Häuptlings von Unjanjembe, den Beginn einer anderen Zeit für diese Gebiete an.

D. Die Bantu zwischen Unjamwesi und der Küste.

Über die Geschichte der Völker des Bantusprachstammes, die ostwärts von Unjamwesi bis zur Küste sitzen, ist mit Sicherheit äußerst wenig zu sagen. So viel ist klar, daß ihre Zahl einst größer, ihre Lage günstiger als in der Gegenwart gewesen ist; anderseits warnt uns das Dasein buschmannartiger Stämme im abflußlosen Gebiete, für eine frühere Zeit das ganze mittlere Ostafrika den Bantu zuzuweisen. An Mischungen und Wanderzügen hat es hier auch in älterer Zeit sicher niemals gefehlt.

Nach Franz Stuhlmanns Ansicht bilden die Bewohner von Usagara, Useguha, Usambara, Ukami und Khutu eine zusammengehörige Gruppe, die ebenso wie die Wanjamwesi seit alter Zeit in ihren Gebieten ansässig ist. In einem gewissen Gegensatze zu ihnen stehen die hamitisch beeinflußten Bantu, als deren Hauptvertreter die Wagogo zu nennen sind, außerdem zahlreiche kleinere Stämme weiter im Norden, z. B. die Wadschagga am Kilimandscharo, die Wapokomo am Tana usw. Da nun die nördlichen Stämme der Wanjamwesi ursprünglich den Wagogo verwandt sind und diese wieder sprachlich den Bantu der Wahumastaaten nahezustehen scheinen, so ist damit wenigstens eine durchgreifende Gruppierung gewonnen, die einige Schlüsse auf die Vorgeschichte gestattet.

In neuerer Zeit haben namentlich Usambara und das Gebiet am Kilimandscharo geschichtliche Wichtigkeit erlangt. Um 1850 herrschten in Usambara verhältnismäßig geordnete Zustände. Der damalige König Kmeri (Kimueri), der in Wuga residierte, war der vierte seines Hauses, das zunächst nur einen Teil Usambaras besaß, bis Bondei und sogar ein Stück des Wadigolandes (landeinwärts von Mombas) dazu erobert wurde; Useguha, dessen Bewohner von der Küste mit Schießgewehren versehen wurden, riß sich, nachdem es längere Zeit unterworfen gewesen war, wieder los. Es scheint, daß die Herrscherfamilie, die Makilindi arabischen Ursprungs oder doch stark mit Araberblut gemischt ist; der Sage nach soll sie aus Nguru oder Dschagga eingewandert sein. Nach Kmeris Tod (1867) sank die Macht des kleinen Reiches sehr rasch; der in Wasinda residierende Simbodscha, der Nachfolger Kmeris, der schließlich mit den Deutschen in Streit geriet, verlor sogar Bondei, wo sich ein anderer Häuptling des Wakilindigeschlechts, Kibanga, selbständig machte.

Die geschichtliche Bedeutung Usambaras erklärt sich unschwer aus der Natur des Landes; ein fruchtbares Gebirgsland gewährt einer festen Herrschaft Schutz und Halt, bis sich ganz von selbst dieser Einfluß auch auf die umliegenden flacheren Gebiete ausdehnt und damit ein verhältnismäßig widerstandsfähiges Staatengebilde entsteht. Ähnlich hat sich auch die Macht der Stämme am Kilimandscharo und besonders die der Wadschagga in den umliegenden Landstrichen fühlbar gemacht. Allerdings haben die geringe Zahl und die Zersplitterung dieser Bergbewohner (nach Hans Meyer 20 Stämme von insgesamt 46000 Köpfen) hier immer die Bildung eines größeren Reiches verhindert.

Auf alle von Bantuvölkern besetzten Gebiete des mittleren Ostafrika, vielleicht mit Ausnahme der kleinen Staaten am Kilimandscharo, wirkt zersetzend und zertrümmernd ein Strom hamitischer Stämme (vgl. weiter unten) ein, der in ähnlicher Weise von Norden her vordringt, wie vom Süden her die Sulu.

E. Das Gebiet der Nilquell-Seen: die Wahuma.

Wenn Unjamwesi schon zu jenen von der Ostküste entlegeneren Teilen Ostafrikas gehörte, die von den Einflüssen des Küstenhandels in ihrer Kultur eher gefördert als gestört worden sind, so gilt dies in noch weit höherem Grade vom Seengebiete, das an Gunst der Lage nur von wenigen Landstrichen des Erdteils übertroffen wird. Gedeckt durch die Seen, Ströme und steile Bergränder, ohne doch vom Verkehr mit der Außenwelt allzusehr abgeschnitten zu sein, konnten sich hier im Besitz eines fruchtbaren, wohlbewässerten Bodens eigentümliche Staaten mit einer echt nigritischen Kultur herausbilden, Staaten, die an Festigkeit des Gefüges und äußerer Macht in Afrika ihresgleichen suchten. Bantuvölker haben diese Reiche vor alters gegründet und bilden noch jetzt die Hauptmasse der Bevölkerung, freilich durch Kreuzung mit anderen Negerstämmen vielfach verändert. Sie sind tatsächlich die Träger der Kultur, da sie nicht nur den Boden bauen, sondern auch jene geschmackvollen Erzeugnisse der Industrie (s. die Abbildung S. 48) verfertigen, die europäische Besucher des Landes einstimmig rühmen. Die Wellen der Küstenkultur haben das Seengebiet schon mit schwächeren Schlägen berührt als Unjamwesi, wo man Baumwolle pflanzt und webt: in den Wahumastaaten, wie man sie zusammenfassend zu nennen pflegt, hat sich die ältere Kunst, Baumrinde zu Kleiderstoffen zu verarbeiten (Mbugu), ungemein hoch entwickelt.

Über die politischen Zustände des Seengebietes in älterer Zeit, als die Bantu zugleich Besitzer und Beherrscher des Landes waren, wissen wir nichts; aber es ist sehr wahrscheinlich, daß es dort bereits damals feste politische Gebilde gegeben hat. Ihre heutige Form erhielten diese Staaten erst, als Einwanderer hamitischen Blutes von Nordosten her als Hirten in das Land kamen und entweder im raschen Anlauf oder nach und nach sich der Herrschaft bemächtigten. Diese Einwanderer sind die Wahuma (Bahima, d. h. Leute aus Norden).

Wenn Franz Stuhlmann (geb. 1863) recht hat, dann wären die Herrscher Ugandas nicht vom Wahumastamme, sondern Nachkommen einer noch älteren hamitischen Überflutung. Jedenfalls sind auch die Vornehmen Ugandas, mögen sie nun wirklich Wahuma oder nur deren Verwandte sein, hamitischen Ursprungs und also wohl auch von Nordosten gekommen, da der Osten des Landes durch den Viktoriasee gedeckt ist.

Die Wahuma haben sich nicht nur über das Seengebiet verbreitet, sie sind auch bis ins nördliche Unjamwesi vorgedrungen, wo sie unter dem Namen Watussi (vgl. oben, S. 45) in vereinzelten Gruppen als Hirten umherziehen. Ihre helle Hautfarbe und die Überlieferung über ihre Herkunft kennzeichnen sie als **Verwandte der Galla** und der anderen hamitischen Völker Nordostafrikas (vgl. S. 51). Sprachlich ist diese Verwandtschaft allerdings nicht mehr sicher festzustellen, da die Wahuma fast überall die Sprache der unterworfenen Bantu angenommen haben.

Milchgefäß der West-Wahuma. Nach Stanley. Vgl. Text S. 47.

Wann die Wahuma-Einwanderung erfolgt ist, läßt sich nicht genau ermitteln. Die einzige Quelle zur Beantwortung dieser Frage ist die Stammtafel der Könige von Uganda, die C. T. Wilson, Stanley und Stuhlmann in leidlich übereinstimmender Weise erkundet haben, und die 32 (34) regierende Herrscher aufweist. Indes abgesehen von der geringen Zuverlässigkeit dieser Liste bleibt es fraglich, ob der erste in ihr genannte Herrscher tatsächlich auch der erste Begründer der Wahuma-Herrschaft ist. Auch sonst sind große Irrtümer bei der Abschätzung der durchschnittlichen Regierungszeit möglich; und selbst wenn wir mit dem weitesten Spielraum annehmen, daß die Wanderung der Wahuma frühestens im 14. und spätestens im 16. Jahrh. unserer Zeitrechnung erfolgt sei, bleibt doch noch manches Bedenken gegen diese Schätzung und gegen die Stuhlmannsche Annahme einer älteren hamitischen Einwanderung bestehen.

Zuerst scheinen die Wahuma ein ziemlich einheitliches Reich gegründet zu haben, das sich südwärts bis an den Kagera erstreckte, das Reich **Kitara** (Kittára, Kitwara), dessen Schwerpunkt in dem späteren Unjoro lag. Innere Streitigkeiten führten zu weiteren nach Süden gerichteten Zügen und zur Gründung neuer Reiche. Zunächst scheint **Jhangiro** entstanden zu sein; später soll sich ein Wahumahäuptling Ruhinda nach dem südlich vom Kagera gelegenen Lande der Wanjambo geflüchtet, dort, nachdem er sich bei dem Könige Nono in Gunst gesetzt, diesen verräterischerweise getötet und sich der Herrschaft bemächtigt haben. So sei das Reich **Karagwe** entstanden, das in neuerer Zeit von Uganda bis zu einem gewissen Grad abhängig war. Später aber finden wir Fürsten aus dem Geschlechte Ruhindas auch in Jhangiro und Ussuwi (Ussui); eine Zeitlang bildete diese ganze Staatengruppe unter dem Namen **Ukanga** ein einheitliches Reich, dem auch Uschirombo angehörte. Zeitweilig mächtig und ausgedehnt war ferner **Uhha** (Uha), der südlichste Vorposten der Wahumaherrschaft, am Nordostrande des Tanganjika. Beim Zerfalle dieser Reiche brach in den südlichen Bezirken die Macht der Wahuma überhaupt zusammen, hielt sich aber in Karagwe und Jhangiro. Als die ersten Europäer, John Hanning, Speke und James Augustus Grant, Anfang der 1860er Jahre nach Karagwe kamen, stand es unter dem wohlwollenden **Rumanika**, nach dessen Tode häufige Thronstreitigkeiten das Land beunruhigten. Jetzt gehört es zu Deutsch-Ostafrika.

Unklar ist die Geschichte des südwestlichen Wahumastaates Ruanda am Ostrande des Kiwusees. Ob er ursprünglich zu Kitara gehört hat oder mit Uganda verbunden war, steht nicht fest; sicher ist nur, daß sich hier die Herrschaft der Wahuma über die Wawira befestigt und die Macht des Reiches im Laufe der Zeit eher vermehrt als vermindert hat. Von der gegenwärtigen bedeutenden Machtstellung und Kulturhöhe hat der Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg in seinem Reisewerke (1909) eine sehr anschauliche Schilderung entworfen. Abhängig von Ruanda ist das dichtbevölkerte Kissakka (Jung-Ruanda).

Die Sitze der höchsten Wahuma-Kultur liegen im Norden; hier sind die Länder Uganda und Unjoro aus dem ehemaligen Reich Kitara als selbständige, straff organisierte Staaten hervorgegangen.

Die Geschichte Ugandas beginnt mit sagenhaften Erzählungen: Kintu, der erste König, zog von Norden her in das menschenleere Seengebiet, bevölkerte es mit seinen Nachkommen und den Sprößlingen des Viehes, das er mitgebracht hatte, und herrschte wie ein Patriarch über das Land. Als sein Volk allerlei Laster annahm, verschwand er auf geheimnisvolle Weise, und sein Sohn Tschwa folgte ihm in der Herrschaft. Unter den folgenden Königen scheint der vierte, Kimera, schon etwas deutlicher aus dem Nebel der Sage hervorzutauchen: er wird als riesengroßer und unglaublich starker Mann geschildert, der sich ganz der Jagdleidenschaft hingab. Auf ihn folgten einige Könige, von denen die Sage wenig zu berichten weiß; erst der zehnte König, Nakiwingi, erscheint wieder als bedeutende Persönlichkeit: er soll Unjoro bekriegt und unterworfen haben, so daß also vorübergehend die Nordprovinzen des alten Reiches Kitara wieder zu einer Einheit verschmolzen wurden. Über eine weitere lange Reihe von Herrschern erfahren wir so gut wie nichts. Dann erfolgte unter dem 27. König, Tschabagu, dessen Regierungszeit wohl nicht mehr als 100 Jahre zurückliegt, die Eroberung Usogas. Nach zwei weiteren unbedeutenden Herrschern bestieg Kamanja den Thron, der Großvater des von den Europäern zuerst besuchten Mtesa, über dessen Kämpfe mit den Wakidi (Lango) in Usoga wir allerlei erfahren. Diese Wakidi sind ein den Galla verwandtes, also hamitisches Volk, das in seinen Angriffen dieselbe Wanderlust zeigt wie früher die Wahuma. Vermutlich hat der König die Einfälle dieses Stammes zurückgewiesen und ihn endlich seiner Herrschaft unterworfen.

Unter Sunna II., dem Nachfolger Kamanjas, beginnen bereits die neuen Einwirkungen von der Ostküste mit dem Vordringen arabischer Händler nach Uganda. Sunna, um 1820 geboren, gelangte 1836 auf den Thron und starb 1860. Er war der Typus eines despotischen Ugandafürsten: nicht sparsam mit Menschenleben, kriegslustig und zur Grausamkeit geneigt, aber den Fremden gegenüber wohlwollend und gastfrei. Unter ihm hob sich die Macht des Reiches gewaltig: Ihangiro wurde erobert, der Herrscher von Unjoro gedemütigt, der von Ruanda geschlagen. Mächtige Flotten durchfurchten den Viktoriasee, so daß selbst die tapfere Bevölkerung der Insel Buwuma unterworfen wurde. Die gewaltigsten Seeschlachten fanden statt, als Usoga abfiel und Sunna mit 500 großen Schiffen zur Wiederunterwerfung dieses Landes auszog, nachdem die Wasoga vor seinem Landheer auf eine der Inseln des Sees zurückgewichen waren und eine fast ebenso starke Flotte aufgebracht hatten. Auf ihrer Insel blockiert, mußten sich die Aufständischen ergeben und wurden zum Teil grausam niedergemetzelt. Manche Raubfahrten gingen übrigens nur von den Häuptlingen der Grenzprovinzen aus, die sich gegenseitig zu übertreffen suchten.

Sunna hatte den Prinzen Kadschumba zu seinem Nachfolger bestimmt; nach seinem Tod aber stießen die Häuptlinge diese Anordnung um und wählten Mtesa, der milder zu sein schien als sein gewalttätiger Bruder. Bald erkannte man freilich, daß man sich getäuscht hatte. Mtesas Charakter ist nicht ohne eine gewisse Größe, aber reich an abstoßenden Zügen, die sich besonders in den ersten Regierungsjahren des allzu rasch zur Macht gelangten Fürsten offenbarten. Launenhaftigkeit und zügellose Grausamkeit, ja Mordlust treten widerlich hervor, daneben indessen auch ein gewisses Verständnis für die höhere Kultur der Araber

und Europäer, die bald ihren Einfluß auf ihn äußern sollte. Eine Anzahl der Verwandten Mteſas und gerade die Häuptlinge, die ihn gewählt hatten, fielen als die erſten Opfer ſeiner Herrſcherlaune. Kurz nach ſeiner Thronbeſteigung betraten die erſten Europäer, Speke und Grant (vgl. S. 48), ſeine Hauptſtadt Banda (ſpäter waren Rubaga und Nebulagalla Mteſas Reſidenzen), die von arabiſchen Kaufleuten damals ſchon ziemlich regelmäßig beſucht wurde, und fanden die beſte Aufnahme. Bald freilich begannen die verſchiedenen fremden Beſucher ſich gegenſeitig zu bekämpfen und endlich dauernde Verwirrung über Uganda zu bringen. Anfangs herrſchte der arabiſche Einfluß vor: ſchon 1862 nahm Mteſa ſtatt des heimiſchen Mbugu die arabiſche Tracht an, begann den Koran zu leſen und ließ es geſchehen, daß ein Teil ſeines Volkes nach und nach zum Islam übertrat. Dann kamen chriſtliche Miſſionare, zuerſt (1877) proteſtantiſche, darauf (1879) auch katholiſche. Beide Lehren fanden raſch Eingang, trotz der launenhaften Grauſamkeit Mteſas, der bald Mohammedaner hinrichten, bald Chriſten verfolgen ließ (1881 und 1883), ohne ſich ſelbſt für eine der neuen Religionsformen zu entſcheiden.

Mteſa ſtarb im Oktober 1884. Sein Sohn und Nachfolger Mwanga (Muanga) neigte ſich anfangs gleichfalls keiner Religion beſonders zu und trat, was Unbeſtändigkeit und Blutdurſt betraf, vollkommen in die Fußſtapfen ſeines Vaters. Chriſten und Mohammedaner hatten gleichmäßig unter ſeinen Verfolgungen zu leiden, und diesmal fiel ſelbſt ein Europäer, Biſchof Hannington, unter den Streichen ſeiner Henker (Oktober 1885); als aber Mwanga endlich den wahnſinnigen Gedanken faßte, ſeine aus Chriſten und Mohammedanern gebildete Leibgarde niedermetzeln zu laſſen, brach eine allgemeine Empörung aus, die ihn zur Flucht nach dem Süden zwang. Damit war freilich nur das Zeichen zu neuem Unheil gegeben. Nachdem anfangs die Anhänger der Bibel und des Korans das Land friedlich unter ſich geteilt und Mwangas Bruder Kiwewa zum König erwählt hatten, begann der Bruderkrieg, der mit dem Siege des Islam endete; die chriſtlichen Häuptlinge fanden teils ihren Tod, teils flohen ſie gemeinſam mit den Miſſionaren nach den Grenzländern im Süden. Da ſich der König Kiwewa den Arabern gegenüber nicht gefügig genug zeigte, wurde er durch einen anderen Bruder Mwangas, Karema, erſetzt, der nun auch öffentlich zum Islam übertrat.

Mwanga hatten inzwiſchen in ſeinem Verbannungsaufenthalt Bukumbi franzöſiſche Miſſionare, die ihn gaſtfreundlich aufgenommen hatten, dem Chriſtentume gewonnen; natürlich wandte ſich nunmehr die beſiegte chriſtliche Partei ihm, dem im Grund einzig rechtmäßigen Herrſcher, wieder zu. Mit ihrer Hilfe ſetzte er ſich auf der Inſel Seſſe feſt, ſchlug nach manchem vergeblichen Verſuche Karema entſcheidend und zog 1889 wieder in ſeine Hauptſtadt Mengo ein, während die meiſten Araber nach Unjoro flüchteten. Allein das Land kam noch nicht zur Ruhe. Nunmehr traten die innerhalb der chriſtlichen Partei beſtehenden Gegenſätze zwiſchen Katholiken und Proteſtanten grell zutage, verſchärft durch die Verſuche Englands, ſich in Uganda feſtzuſetzen. Zuletzt wurde das Land unter die Anhänger der verſchiedenen Religionen derart geteilt, daß die Proteſtanten vier Sechſtel, die Katholiken und Mohammedaner je ein Sechſtel erhielten. Seit 1890 ſteht das furchtbar verwüſtete und entvölkerte Uganda völlig unter dem Einfluß Englands (vgl. S. 105).

Viel weniger iſt über die Geſchichte Unjoros zu berichten, ſoweit ſie nicht mit der der anderen Wahumaſtaaten zuſammenfällt. Zweifellos iſt Unjoro der älteſte Sitz der Wahuma und der Mittelpunkt ihrer weiteren Ausſtrahlung; aber es iſt keineswegs der Mittelpunkt des Kulturlebens der Staaten im Seengebiete, da ja die Kultur nicht von den Wahuma, ſondern von den altanſäſſigen Bantuvölkern herrührt.

In den Wanjoro herrscht der zügellose Geist der Steppennomaden weit mehr vor als in den gesitteteren Waganda; die räuberischen Heere des Landes waren bis vor kurzem der Fluch der umliegenden Gebiete. Dieses Vorherrschen des Nomadentums mag teilweise darin begründet sein, daß Unjoro noch in verhältnismäßig neuer Zeit eine abermalige Einwanderung aus Nordosten getroffen hat; wenigstens sind nach Emin Paschas Ansicht die jetzt herrschenden Wawitu, die sich mit den stammverwandten Wahuma oder Wahinda ohne Schwierigkeit verschmolzen haben, erst gegen 1800 eingedrungen. Somit würde auch die kurze Reihe von Herrschern, die Speke zu erkunden vermochte, nur Könige aus diesem neuen Herrscherstamme der Wawitu umfassen; er nennt die Namen Tschiawambi, Niamongo und Kamrasi. Der letztgenannte König regierte noch um 1860 unabhängig; ihm folgte sein Sohn Kabrega (Kaba regga).

Südlich von Unjoro und im Osten und Südosten des Albert-Edward-Sees liegen noch zwei kleinere Wahumastaaten, Ankole und Mpororo, die erst in neuester Zeit bekannt geworden sind. Die Überlieferung, daß Wahuma von Norden her eingedrungen sind und die ursprünglichen Bewohner unterjocht haben, findet sich auch hier.

F. Das Ostborn.

Ostafrika bietet im kleinen dieselben Verhältnisse wie das gewaltige Wüstenland der Sahara mit seinen südwärts vorgelagerten, von den Wüstenbewohnern bedrängten und beherrschten Kulturstaaten. Die Gebiete der Wahuma entsprechen den Reichen Sokoto, Bornu und Baghirmi; die Stelle der Sahara aber vertritt das ausgedehnte, wasserarme Osthorn des Erdteils, das seine Ostspitze, das gefürchtete Kap Guardafui, weit in den Indischen Ozean vorstreckt. Hier im Norden segelten seit alter Zeit die Flotten der Seevölker vorüber; hier, im Lande des Weihrauchs, entstanden früh Siedelungen an den öden Gestaden, und Handelswege führten von den Küstenplätzen weit hinein ins Innere des Erdteils. Die tiefsten und dauerndsten Wirkungen gingen von Arabien aus, das sich bis auf wenige Meilen den Küsten Afrikas nähert. Und doch konnte in dem öden Gebiete keine tiefe bodenständige Kultur Wurzel fassen: beweglich und unstet blieben die Völker, „ihre Hand wider jedermann und jedermanns Hand wider sie". Die Richtung ihrer Wanderzüge und Kriegsfahrten wies ihnen die Natur: im Osten donnerten die Fluten des Ozeans an das hafenarme Küstenland — im Westen zog das sumpfige Niltal dem Vordringen eine Grenze. Verlockender stand schon das abessinische Hochland vor den Augen der beutelustigen Nomaden; aber das verheißungsvollste Ziel lag doch im Süden, im Gebiete der dunkelfarbigen Rasse. Unübersehbar dehnt sich die Ebene nach Süden hin, ohne Hindernisse für den Zug der Nomaden und ihrer Herden. Den ersten Scharen aber, die diese Bahn zogen, folgten neue, und oft sind ältere Eroberer selbst wieder die Opfer ihrer nachdrängenden Verwandten geworden; dauernde Reiche zu gründen war nur einem dieser Wandervölker vergönnt, den Wahuma (vgl. S. 48), und auch diesen nur, weil sie eine alte Kultur im Seengebiete vorfanden, und weil sie die natürliche Lage des Landes vor weiterer Bedrängnis schützte.

Gegenwärtig können wir vier große Gruppen hamitischer, mehr oder weniger mit Semiten und Negern gemischter Nomadenvölker im nördlichen Ostafrika unterscheiden, die Danakil (Mehrzahl von Dankali), Galla, Somali und Massaï. Keine dieser Gruppen bildet, vielleicht von den Danakil abgesehen, ein einheitliches Ganze; jede von ihnen umschließt Völkertrümmer, deren Ursprung teilweise unklar ist.

a) Die Danakil.

Am einfachsten ist die Geschichte der Danakil (Adal) oder Afar. Eingeklemmt in ihren alten Wohnsitzen, dem Winkel zwischen dem abessinischen Bergland und der Ostküste von Massaua bis jenseits der Straße Bab el-Mandeb, haben sie nur nach Süden hin Raum zur

freien Entfaltung. Hier aber gebieten ihnen die nördlichen Somalistämme halt. Möglicherweise sind die Somali ein Mischvolk, das Teile der Danakil in sich enthält; indes ist gegenwärtig das verwandtschaftliche Verhältnis der beiden Stämme kaum mehr nachzuweisen. Jedenfalls haben die Danakil, soweit sich ihre Geschichte verfolgen läßt, am wenigsten von allen Hamiten Ostafrikas auf ihre Nachbarn eingewirkt.

b) Die Galla.

In ganz anderer Weise treten die Galla oder Oromo hervor. Überraschend und mit gewaltiger Macht erschienen sie auf dem ostafrikanischen Kampfplatze; weithin dehnten sie ihre Wohnsitze aus, und noch heute bilden sie, obwohl aus Verfolgern teilweise zu Verfolgten geworden, ein großes und kraftvolles Volk, wenn auch keine politische Einheit.

Über ihre Herkunft ist viel gefabelt worden. Mehrfach hat man (Karl Ritter und andere) sie fälschlich mit dem Volke der Masimba (vgl. S. 44) in Verbindung gebracht, das gerade in jener Zeit aus der Geschichte verschwindet, wo die Galla zum erstenmal erwähnt werden. Robert Hartmann sucht die alten Wohnsitze der Galla in der Nähe der Schneeberge, des Kenia und Kilimandscharo, so daß sie also ursprünglich von Süden nach Norden gewandert wären. Johann Ludwig Krapf (1810—81) vernahm, wie vorher schon James Bruce (1730—94), eine Überlieferung, daß ihr Stammvater Wolab aus Bargama (jenseits des Großen Wassers) gekommen sei, und vermutet unter diesem „Großen Wasser" entweder den Weißen Nil oder einen der Nilquellseen. Hätte er recht, so wäre die Wanderung der Galla vielleicht das Vorspiel zu jenen anderen westöstlichen und -südlichen Zügen hamitisch gemischter Stämme gewesen, die uns bei der Betrachtung der Geschichte Innerafrikas noch beschäftigen werden. Hiob Ludolf (1624—1704), der Begründer der äthiopischen Sprachforschung, gibt 1537 als das Jahr an, in dem die Galla vom Barüland aus in Abessinien eingefallen seien. Philipp Paulitschke hat dagegen die Ansicht vertreten (1888), daß das Osthorn Afrikas die Wiege der Galla ist, und daß ihre Sitze in vorislamischer Zeit im Süden des Golfs von Aden lagen; eigener Wandertrieb und die Entwickelung der Somalistämme hätten demnach die Galla aus ihrer alten Heimat west- und südwärts getrieben. Bedenken wir freilich, daß die Galla sicher einen guten Teil nigritischen Blutes in ihren Adern haben, so will diese Annahme nicht so ganz genügen, wenn es auch zweifellos ist, daß Neger einst viel weiter im Norden saßen als heutzutage. Ratzel endlich (1895) nennt die Galla „eine Völkergruppe, deren Schwerpunkt einst weiter nördlich lag als heute, wohl sogar nördlich und vielleicht auch westlich von Abessinien, und deren Geschichte, groß angesehen, als Hauptzug eine unwiderstehliche Ausbreitung nach Süden zeigt".

Während ein Teil der Galla im Norden auf Kosten der Abessinier sich 1526—43 unter Mohammed Granj neue Wohnsitze errang (vgl. S. 172), drang eine zweite Woge des Volkes südwärts vor; ihre Vorposten haben den Tana überschritten und den bei Malindi mündenden Sabaki erreicht. Nach Henry Salts (1771—1827) Zeugnis fanden sie sich schon Anfang des 19. Jahrh. in diesem Gebiet. Im Berglande südlich vom Rudolfsee hielten sich Stämme hamitischen Ursprungs, die Rendile, Turkana und Burkenedschi, die vielleicht erst von den Galla in diese öderen Striche gedrängt worden waren, während andere südwärts auswichen und sich auf die Negervölker Ostafrikas warfen. Die Galla selbst haben offenbar zahlreiche Negerstämme verdrängt oder ihres Gebietes beraubt, wie die unter ihnen lebenden Pariastämme nigritischer, teilweise allerdings auch hamitischer Herkunft und manche stark mit Negern gemischte Abteilungen des Gallavolkes beweisen. Auch buschmannartige Völkchen nehmen möglicherweise an dieser Völkermischung teil.

c) Die Somali.

Später noch als die Galla erscheint das Volk der Somali in der Geschichte. Immerhin sind wir sicher, daß es sich im Osthorn Afrikas gebildet hat, anscheinend aus Hamiten, denen ein starker Strom arabischen Blutes und arabischer Kultur zufloß. Den hamitischen Bestandteil bildete anscheinend das Volk der Tir, das die Berichte der Somali oft erwähnen. Das

neue Volk, anfangs schwach, erstarkte allmählich und unterlag alsbald jenem fast gesetzmäßigen Zwange, der die Bewohner der ärmlichen Striche von Nordafrika zur Ausdehnung nach Süden anspornt. Bei dieser Erweiterung des Gebietes nach Süden scheinen die Somali im Küstenland auf nigritische Stämme gestoßen zu sein, wie manche zurückgebliebenen Reste beweisen; so findet sich am Wabi Schebeli das Volk der Adone, das in Körperbau, Sprache und Lebensweise seine Verwandtschaft mit den südlichen Bantunegern bekundet.

Im nördlichen Somaliland führte der arabische Einfluß zur Entstehung festerer politischer Gebilde. Anfang des 16. Jahrh. fanden die Portugiesen unter Cristoforo da Gama an der Nordküste vom Kap Guardafui bis zur Tadschura-Bai das Reich Adal unter mohammedanischen Fürsten, von denen einer, Imam Achmed, um 1500 Harar eroberte.

Das Vorrücken der Somali führte bald zu Kämpfen mit den Galla. In Harar allerdings scheint die Gallabevölkerung die Somali zurückgedrängt zu haben, was wohl auch auf eine westöstliche Wanderrichtung der Galla deutet; überall sonst aber und namentlich im Süden, wo zwischen Bergland und Meer das lockende Weidegebiet sich verschmälert, sind die Somali siegreich gewesen und verwandelten die stolzen Bezwinger der Negerstämme selbst in gejagtes Wild.

d) Die Massaï.

Verhängnisvoller als Galla und Somali wurden den ackerbauenden Negern jene am weitesten südlich vorgeschobenen Hamiten, deren wichtigster Zweig das Hirtenvolk der Massaï (Masai) ist.

Offenbar sind die Massaï nur eine jener Völkerwogen, die über die Ebenen Ostafrikas hinbrausen, sich gegenseitig überbrandend und verschlingend. Schon vor ihnen sehen wir hamitische Mischvölker im Osten und Südosten des Viktoriasees, insbesondere die Wakuafi und Wataturu, die von den hereinbrechenden Massaï überwältigt, zertrümmert und zur Flucht nach verschiedenen Seiten genötigt werden. Alle diese Stämme, die Massaï eingeschlossen, sind stark mit Negern gemischt, und zwar anscheinend mit solchen des Nilgebietes, so daß Stuhlmann den Ausdruck Hamito-Niloten für sie vorgeschlagen hat; die Tatsache dieser Mischung gibt zugleich einen Wink über die Richtung ihrer früheren Wanderzüge. Das abflußlose Hochland Ostafrikas ist der Tummelplatz dieser Hamito-Niloten; da aber das Gebiet nicht arm an Bewegungshindernissen ist, so fehlt es nicht an Völkertrümmern aller Art und infolgedessen an Mischungen. „Ein unsagbares Chaos von Völkern", sagt Stuhlmann, „findet sich in diesen Gebieten, das noch fortwährend sich verändert infolge der zahlreichen Kriege und der nomadisierenden Lebensweise der Leute."

Nur über die Bewegungen des jüngsten Eroberervolkes, der Massaï (Oigob oder Orloigob in ihrer eigenen und der Wakuafi Namengebung; s. die Abbildung S. 54), sind wir genauer unterrichtet. Da sie auch auf die Ereignisse älterer Zeiten ein Licht werfen und zugleich die Völkerverhältnisse Ostafrikas in derselben furchtbaren Weise von Norden her erschüttert haben, wie die Sulu von Süden aus, verdienen sie eine nähere Betrachtung.

Der Ausstrahlungspunkt der Massaï dürfte nordöstlich vom Viktoriasee liegen; von da aus trieb sie Kriegs- und Wanderlust nach Süden. Wenn wir uns das Bild Ostafrikas im ganzen vergegenwärtigen, sehen wir also drei nahezu parallele Wanderströme hamitischer Nomaden von Norden nach Süden sich bewegen, an der Küste die Somali, im westlichen abflußlosen Hochlande die Massaï, zwischen beiden die Galla. Die Opfer der heranstürmenden Bedränger sind echte Bantuneger und ältere hamitische Mischvölker. Am verderblichsten haben sich die Züge der Massaï erwiesen, deren eigenartige kriegerische Organisation und wilder Kampfesmut jeden Widerstand zu Boden warfen, die es aber auch verstanden haben, die Zwistigkeiten der einzelnen Bantustämme zu nutzen, um bald den einen, bald den anderen zu unterstützen und endlich beide zu verderben.

Vor dem Herannahen der Massaï war ein nahe verwandtes Volk, die Wakuafi oder, wie sie sich selbst nennen, die Mbarawui, bereits am Paregebirge südöstlich vom Kilimandscharo seßhaft und bedrängte die umliegenden Länder; so hat sie der immerhin breite Tanafluß nicht abhalten können, ins Wakambaland einzufallen. Inzwischen aber drangen die Massaï wohl westwärts von Pare vor und warfen sich nun auf ihre Stammesgenossen, die ohnehin durch mißlungene Kriegszüge geschwächt und entmutigt waren. Die Wakuafi wurden besiegt und zersprengt. Ein Teil fand Zuflucht bei den Negerstämmen und widmete sich dem sonst so verhaßten Ackerbau; die Hauptmasse aber strömte nach Nordwesten bis zum Naïwaschasee zurück, bis sie auch dort von den Massaï bekämpft und verdrängt wurden.

Massaï-Mann. Nach v. Luschan, „Beiträge zur Völkerkunde der deutschen Schutzgebiete“ (Berlin 1897). Vgl. Text S. 53.

Wieder schlossen sich viele den ackerbautreibenden Völkchen des Hochlandes an; der Rest aber rettete sich nach der Landschaft Leikipia, östlich vom Baringosee und nordwestlich vom Kenia, und fand hier endlich Sicherheit und Ruhe. Diese Wanderzüge sind überaus lehrreich: von Norden her stürmen die Massaï nach Süden und verjagen ihre Vorgänger von der reichen Beute; diese aber wandern nach der alten, nunmehr verödeten gemeinsamen Völkerwiege zurück, vielleicht, um einst wieder zu erstarken und von neuem den Weg nach dem Südlande zu suchen. Ähnlich ist der hamitische Hirtenstamm der Wataturu, der ursprünglich nördlich vom Ejassisee saß, geschlagen und so zersprengt worden, daß jetzt die Reste des Volkes in den verschiedenen Randgebieten des abflußlosen Hochlandes ein kümmerliches Dasein führen und teilweise ebenfalls zum Ackerbau übergegangen sind.

Die Kriege der Massaï haben deshalb so zerrüttend gewirkt, weil ihr Ziel nicht Eroberung neuer Länder, sondern Viehraub und Plünderung war. So drangen sie, meist durch verräterische Eingeborene unterstützt, mordend und raubend tief in die Gebiete der Ackerbauer ein, um dann rasch zu verschwinden und ein verödetes Land hinter sich zu lassen. Selbst Angriffe auf die Küstenplätze Usambaras wurden geplant, wenn auch nicht ausgeführt. Die Macht und Beweglichkeit der Steppenbewohner beruht auf dem Besitze der Rinderherden. Ehe das Rind in Ostafrika bekannt war, sind so gewaltige Völkerströmungen wie die der hamitischen Stämme unmöglich gewesen; der Steppennomade ohne Rinder und Schafe ist ein armseliger Gesell, ein unsteter Jäger, wie der Buschmann Südafrikas. In Ostafrika fehlt es an den Resten dieser frühesten Steppenbewohner nicht; ein mit den Massaï zusammenlebendes, eine Art Pariakaste bildendes Volk, die Wandorobbo, ist von dieser Art. Solange alle Stämme des wasserarmen Gebietes so beschaffen waren, stand der Ausbreitung der dunkelfarbigen Ackerbauer nach Norden hin nichts im Wege. Darum haben wir in Ostafrika dieselbe Erscheinung wie in der Sahara: Spuren einer weit nach Norden ausgreifenden Verbreitung der Neger, dann

aber ein Übergreifen der mächtig gewordenen Steppenvölker und das Entstehen eines breiten Gürtels der Völkermischung, worin die Neger den leidenden Teil bilden.

Den älteren Zuständen nähern sich die der Gegenwart wieder. Das Auftreten der Rinderpest (besonders seit 1891) hat die Angriffskraft der Nomaden gelähmt, ihre Zahl furchtbar vermindert und viele selbst dazu gebracht, sich den landbebauenden Negern beizugesellen. Erholen sich die Herden der Massaï von diesem Unheile nicht, so wird ein neues Vordringen der Neger in die verlassenen Gebiete die Folge sein; aber nicht reine Neger werden das Land neu besiedeln, sondern ein gut Teil hamitischen Blutes wird in ihren Adern fließen. Daneben erstarken die verachteten Jägerstämme wieder und nehmen die für den Ackerbau ungeeigneten Steppen in Besitz.

Aber Ostafrika ist so wenig in der Zukunft wie in der Vergangenheit ein sich selbst überlassenes Land. Eine neue Zeit schien heraufzuziehen, als nach dem Rückzuge der Portugiesen von der Küste abermals arabische Siedelungen entstanden und arabische Händler im Inneren zersetzend und umbildend erschienen. Dann aber begann die Teilung Afrikas unter die Völker Europas: dem Deutschen Reiche fiel die Küste des mittleren Ostafrika und das Hinterland bis zu den Seen zu, während sich England des Küstenlandes von Mombas bemächtigte und seine Hand nach den Wahumastaaten ausstreckte. Damit begann eine Wendung, die zu gewaltigen Umgestaltungen führen kann; der Neger setzt ihr nichts entgegen als seine Passivität und seine gesunde Lebenskraft. Vielleicht wird er, wie seit Jahrtausenden, noch immer sein altes Land nach der überkommenen Art bebauen, wenn auch diese Einwirkungen schon jahrzehntelang bestehen.

4. Westafrika.

Während im Laufe vieler Jahrtausende immer neue Wellen fremder Kultur an die Küste Ostafrikas schlugen und tief hinein ins Innere ihre Wirkung äußerten, lag Westafrika im geheimnisvollen Dunkel, anderen Völkern kaum besser bekannt als das Herz des Erdteils. Kein Segel erschien auf den Fluten des Atlantischen Meeres, die in wilder Brandung an den hafenarmen Gestaden zerschellen, kein Schiff verließ die Küste, um andere Länder und Menschen aufzusuchen; Westafrika war die passive Seite des Erdteils. Erst die letzten Jahrhunderte haben diese Verhältnisse verändert.

Wenn es natürlich und angemessen ist, das östliche Afrika mit seinen alten Beziehungen zur Außenwelt und seinen nomadischen Hirtenvölkern zusammenfassend zu behandeln, so scheint dasselbe Verfahren der Westküste gegenüber auf den ersten Blick nicht angebracht. Das Meer wirkt ja hier als Grenze der Volksverbreitung, nicht als Mittel des Verkehrs; darum können auch die Küstenländer nichts anderes sein als Anhängsel der Gebiete des Inneren, nicht aber eigenartige Kulturgürtel, die sich von den anderen Teilen Afrikas scharf unterscheiden. Dennoch läßt sich mancherlei anführen, was einer Zusammenfassung ganz Westafrikas günstig ist. Auf die Tatsache, daß wir das Küstenland von Oberguinea, also das Gebiet von Senegambien bis Kamerun, als ein echt nigritisches Land bezeichnen müssen, das sich scharf vom Sudan abhebt, wurde schon hingewiesen. Hier ist also in Wahrheit der Küstenstrich durchaus ethnographisch vom Hinterlande geschieden; und dieser Zustand der Dinge hat bestanden, ehe die ersten Europäer das Gestade Westafrikas betraten. Sehen wir ferner auch weiter südwärts, obwohl in geringerem Grad, eine gewisse Selbständigkeit der Küstengebiete

gegenüber dem Binnenlande, dann erscheint es zweifellos, daß die See etwas mehr sein muß als ein bloßes Hindernis der Ausbreitung. Bedenken wir überdies, wie oft die Küste auch in älterer Zeit schon das Ziel binnenländischer Völkerwanderungen war, so läßt sich die große Wichtigkeit des Atlantischen Ozeans für die afrikanische Geschichte nicht mehr in Abrede stellen.

In der Tat bietet ja auch das Meer Schätze, die in den Augen des Negers große Bedeutung haben. Der Fischfang allerdings ist nirgends hoch entwickelt. Um so begehrter ist das Salz, das sich die Küstenvölker fast mühelos in größter Fülle zu verschaffen vermögen; ohnehin ist der Neger, der sich vorwiegend von Erzeugnissen der Pflanzenwelt nährt, dem Salzhunger ganz anders ausgesetzt als der Hirt oder Jäger (vgl. S. 13—15). So sehen wir denn nicht selten Stämme des Inneren bis zur Küste vorbrechen und sich dort ausbreiten; daß aber damit eine völlige Verdrängung oder Vernichtung der ursprünglichen Bewohner des Gestades Hand in Hand geht, verhindern gerade die Verhältnisse der Küste.

Hier nämlich, wo kein Rückzug offen bleibt, sind die Küstenbewohner, wenn vom Binnenland aus kraftvollere Stämme gegen sie andrängen, zu verzweifeltem Widerstande gezwungen; überall dort aber, wo das Gestade reich an Buchten, Flußmündungen und Inseln ist, werden sie ihre Zuflucht im Dickicht der Ufersümpfe, auf den halbüberschwemmten Inseln oder in anderen Verstecken suchen und neben den Neueingedrungenen weiter leben, nicht ohne auf die Dauer ihren Einfluß auf sie zu äußern. Auch in Gebirgsländern hat sich die älteste Bevölkerung vielfach gehalten, so in den Bergen des Togohinterlandes, die auch später wiederholt zersprengten Stämmen als Zuflucht gedient haben. Daraus erklärt es sich, daß trotz der von innen kommenden Vorstöße doch eine gewisse ethnographische Einheitlichkeit des Küstenlandes erhalten bleibt. Damit ist freilich noch nichts darüber ausgesagt, wie diese Einheitlichkeit, die sich in zahlreichen gemeinsamen Zügen ausspricht, entstanden sein mag. Vielleicht ist es doch angängig, eine größere maritime Regsamkeit der Küstenbevölkerung in älterer Zeit anzunehmen. An verschiedenen Punkten der Küste ist sie noch neuerdings nicht ganz gering gewesen: in Kamerun und Gabun steht der Schiffbau auf einer hohen Stufe und sind größere Raubfahrten an der Küste bis vor kurzem vorgekommen, und an der Küste von Sierra Leone haben es die Bewohner der Bisagos-Inseln sogar mit den Portugiesen im Seekrieg aufgenommen und das Festland weithin verwüstet. Viel schwieriger und vorläufig wohl unlösbar ist die Frage, ob wir alte Einflüsse von außen her annehmen dürfen.

A. Senegambien.

Seiner natürlichen Lage nach ist Senegambien ein Mittelglied zwischen dem nigritischen Westafrika und dem Sudan: die Nähe der Wüste mit ihren Stämmen, die Aufschließung des Hinterlandes durch die Flüsse gliedern es an diesen, die echt nigritische Grundbevölkerung des Gebietes an jenes an. Bis Senegambien hat sich wohl in alter Zeit auch der Einfluß karthagischer Handelsfahrten und Siedelungen erstreckt. An der Küste im Südwesten bis Sierra Leone hinab sitzt jetzt eine Anzahl kulturarmer Völkerreste. Den Hauptstamm des Landes aber bilden die Dscholof (Wolof), die wir bei ihrem Eintritt in das Licht der Geschichte als ein politisch recht gut organisiertes Volk kennen lernen, das aber dennoch im Rückgange begriffen ist: früher dürften sich die Wohnsitze der Dscholof viel weiter ins Innere erstreckt haben als zur Entdeckungszeit (1446). Um 1500 scheint der größte Teil Senegambiens ein ziemlich einheitlicher Staat unter einem Burba-Dscholof oder Groß-Wolof gewesen zu sein, dessen Gebiet selbst das gebirgige Futa Dschallon umfaßte; aber nicht lange darauf zerfiel dieses Reich in eine Anzahl sich gegenseitig befehdender Kleinstaaten, obwohl die Erinnerung an die

alte Zusammengehörigkeit bis zur Gegenwart nicht völlig erloschen ist. Höchstwahrscheinlich steht der Niedergang des Reiches der Dscholof in Zusammenhang mit den damals beginnenden Kriegszügen der Fulbe, also den Ereignissen im eigentlichen Sudan (vgl. unten, S. 129).

Neben den Dscholof bewohnen die Serer die Küstenstriche um Kap Verde und haben sich teilweise von jenen unabhängig erhalten. Sie bewahren die Überlieferung, daß sie in älterer Zeit (im 15. Jahrh.) aus dem Inneren (Futa) an die Küste gewandert sind.

B. Die Stämme an der Küste vom Gambia bis zum Tanoë.

Über die Vorgeschichte der kleinen Stämme zwischen Gambia und Scherboro ist wenig zu sagen. Dies Gebiet ist als Zufluchtsstätte zersprengter Stämme geeignet und mag nach und nach eine ganze Zahl von ihnen aufgenommen haben. Die Folge ist eine außerordentliche Zersplitterung und das Fehlen größerer Staatengebilde; dagegen herrschen beständige Kämpfe zwischen den einzelnen Nachbarstämmen. Der Ohnmacht dieser kleinen Völker ist es wohl zuzuschreiben, daß die Staaten des Inneren gelegentlich ihre Macht bis zur Küste ausgebreitet haben; wenigstens stand das Gebiet von Kasamanze (Cazamanca) im 16. Jahrh. unter der Herrschaft eines anderen, binnenwärts gelegenen Staates, der seinerseits dem Reiche der Mandingo (Mandinka) zinspflichtig war. Immer von neuem drangen aus dem Sudan, vertrieben durch neu auftretende Eroberervölker, einzelne Stämme bis zur Küste vor, schoben die ursprünglichen Bewohner beiseite oder unterwarfen sie. So haben sich die Susu der Gebiete am Rio Grande bemächtigt, die ehemals den Bagoës gehörten, nachdem sie selbst aus ihren früheren Sitzen von den Mandingo vertrieben worden waren; in das Küstenland von Sierra Leone brachen um 1515 die kannibalischen Kumba (Manez) ein und eroberten es zum Teil; auch Mandingo sind bis an das Meer vorgerückt. Das Gebiet der jetzigen Republik Liberia hat ähnliche Schicksale gehabt. Die Stämme, die man als Kru (Grebo) zusammenzufassen pflegt, scheinen um 1600 aus dem Inneren, dem Drucke der erobernden Mandingo und Fulbe weichend, nach der Küste gewandert zu sein. Über die Vorgeschichte der Bewohner der Zahnküste wissen wir nichts dergleichen, dürfen aber auch hier ähnliche Völkerbewegungen in älterer Zeit vermuten.

C. Aschanti und Dahomeh.

An der Gold- und an der Sklavenküste (s. das Textblatt bei S. 59), wo sich der Einfluß der Europäer früh geltend machte, haben sich keine größeren Staaten entwickelt. Um so mächtiger sind im Hinterlande zwei Reiche aufgeblüht, deren wilde Eigenart und blutige Kriegs- und Kultusgebräuche seit langem die schaudernde Neugier der Europäer erregt haben: Aschanti und Dahomeh. Und doch sind diese anscheinend so ursprünglichen Staatengebilde offenbar erst unter dem Einflusse der Europäer selbst entstanden. Beide Staaten gehen in ihrem Wesen und ihrer Entwickelung vielfach parallel. Gemeinsam ist beiden vor allem die Eigentümlichkeit, daß sie keine Küstenstaaten sind, sondern hinter dem schützenden, das Vordringen von der Küste nach dem Hinterland erschwerenden Waldgürtel liegen. Die Grundlage der Macht ist dieselbe in Aschanti wie in Dahomeh, und die Vernichtung ihrer Selbständigkeit ist bei beiden fast gleichzeitig erfolgt

a) Aschanti.

Aschanti tritt erst am Ende des 17. Jahrh. als Staat in der Geschichte auf.

Die Bevölkerung ist in Körperbau, Sprache und Sitte eng verwandt mit zahlreichen Bewohnern der Goldküste, deren mächtigster Stamm die Fanti sind, besitzt jedoch eine Überlieferung, daß sie ihre

ursprünglichen Sitze nordwestlich von ihrem heutigen Gebiete bei der Stadt Inta (Assienta) gehabt hätte. Man wird also annehmen dürfen, daß die Aschanti gemeinsam mit den nachherigen Bewohnern der Goldküste nach dem Meere hin gewandert sind, wie es schon von anderen Völkern zu berichten war, daß aber dabei ein Teil des alten Stammvolkes nicht bis zur Küste durchgedrungen, sondern hinter dem Waldgürtel, auf den ersten Stufen des Hochlandes zurückgeblieben ist. Die Überlieferungen der Fanti entsprechen dieser Annahme, ebenso die sprachlichen Verhältnisse, da eine ganze Zahl kleiner selbständiger Sprachen neben dem Fanti und den ihm verwandten Dialekten an der Goldküste vertreten ist. Die alte totemistische Stammeseinteilung ist heute noch in gleicher Art bei den Aschanti wie bei den Küstenvölkern erhalten.

Schon vor dem Entstehen Aschantis scheint ein Staat im Hinterlande bestanden zu haben, dessen Hauptstadt südlich von Kumassi lag; nach den Überlieferungen der Aschanti führte er den Namen Denkdschera. Durch übertriebene Tributforderungen gereizt, sollen sich Anfang des 18. Jahrh. die Aschanti erhoben und unter dem König Osaï Tutu 1719 den Fürsten von Denkdschera besiegt haben, obgleich der letztere Kanonen ins Feld führte, die ihm die Holländer gegen Sklaven verkauft hatten. An der Tatsache dieses Sieges ist um so weniger zu zweifeln, als die Kanonen bis zur Gegenwart in Kumassi bewahrt wurden und dort von Europäern gesehen worden sind. Im übrigen aber dürften die wahren Gründe der Umwälzung, die einem tatkräftigen Stamme die Oberherrschaft zufallen ließ, auf einem anderen Gebiete liegen, d. h. mit dem Erscheinen der Europäer an der Küste zusammenhängen; der Umstand, daß der Fürst von Denkdschera holländische Kanonen gegen Sklaven eingetauscht hatte, ist äußerst bezeichnend: Aschanti verdankt sein Dasein und seine Macht dem Sklavenhandel.

Sobald an der Küste eine lebhafte Nachfrage nach Sklaven entstand, genügten die vorhandenen Bestände von Hausssklaven nicht; die Stämme des Küstenlandes mußten die kostbare Ware weiter aus dem Inneren beziehen oder sie sich durch Angriffe auf benachbarte Völker verschaffen. Indessen waren die Küstenstämme, die durch den Zwischenhandel ohnehin reichlichen Gewinn erzielten, verhältnismäßig wenig geneigt, durch verlustreiche Kämpfe untereinander Sklaven zu gewinnen, während die Völker des Binnenlandes gerade in beständigen Kriegen das einzige Mittel der Bereicherung sahen. In manchen Gebieten endeten diese Kriege mit völliger Zersplitterung und Ohnmacht aller Beteiligten; anderwärts aber führten sie zur Bildung fester Staaten, die nunmehr Sklavenfang und -handel im großen betrieben und durch unaufhörliche Feldzüge weithin Unruhe und Verderben verbreiteten. Auf dieser Grundlage erwuchs auch Aschanti; wahrscheinlich war Denkdschera nur ein Vorläufer dieser kraftvolleren Staatenbildung und führte seinen Untergang durch den Versuch herbei, Sklaven aus Aschanti zu holen.

An jenen blutigen Schlächtereien zu Ehren der verstorbenen Fürsten, die in Aschanti und Dahomeh an der Tagesordnung waren, trägt der Sklavenhandel mittelbar eine große Schuld. Menschen den Verstorbenen zu opfern, ist ein Brauch, der sich bei den meisten afrikanischen Naturvölkern nachweisen läßt, aber nur vereinzelt zu so blutigen Greueln ausgewachsen ist wie in Aschanti und Dahomeh; hängt er doch hier eng zusammen mit der Gleichgültigkeit gegen Menschenleben, die sich in den beständigen Kriegen entwickeln mußte, und mit den Schwankungen des Sklavenmarktes, die oft eine gewinnbringende Ausfuhr der zusammengeraubten Menschenmassen unmöglich machten. Zuweilen rettete ein Steigen der Preise die schon zum Tode bestimmten Opfer; so entschloß sich 1791 in Dahomeh der König infolge plötzlicher Nachfrage, nur wenige Kriegsgefangene zu schlachten und den Rest als Sklaven nach der Küste zu schicken.

Auf den Gründer des Aschantireiches, Osaï Tutu, der auf einem Kriegszuge gegen den Häuptling des an der Küste liegenden Axim (Essim) fiel, soll sein Bruder Osaï Opoku gefolgt sein, der seine Kriegszüge wohl hauptsächlich nach Norden hin richtete und bis 1741 regierte. Sein Nachfolger dehnte seine Feldzüge bis Dahomeh aus, holte sich aber eine so empfindliche Niederlage, daß er und die späteren Herrscher wieder ihre Hauptaufmerksamkeit den nördlichen Grenzländern zuwandten oder sich mit der Wiedereroberung abgefallener Tributärstaaten beschäftigten. Da jedoch der Norden dem Bedürfnis nach Sklaven auf die Dauer nicht genügte, so zogen natürlich die an der Küste sitzenden Verwandten der Aschanti, die sich durch Handel mit Sklaven bereichert hatten, wieder die Augen ihrer kriegerischen

Tenge,

Führer der Ewhe-Neger in Westafrika, flüchtete im Simekrieg vor den Engländern auf deutsches Gebiet. Gest. in Anjako am 18. Juni 1911.

Sri II.,

von der englischen Regierung am 30. Juli 1904 eingesetzter Oberkönig des Anglostammes.

Nach Photographien von Missionar Spiess, Lome.

Zwei bedeutende Negerführer der Sklavenküste.

Die bedeutendsten Könige der Sklavenküste seit der Auswanderung der Ewheer aus Ugotsie um 1670.

Zusammengestellt von **C. Spieß**, Missionar in Togo.

I. Im Anglo-Gebiet.

1. Königsstadt Anglo.

Um 1670 Auswanderung der Ewheer aus Ugotsie wegen grausamer Behandlung von seiten des Königs Agokoli.

a) **Sri I. (Leng od. Sriadza),** Anführer der Auswandernden, etwa **1680** zum König eingesetzt, gründet Anglo und stiftet die Adzowi-Dynastie.

1700: König Ofori a. Kl.-Popo vertreibt d. Angloer a. ihrem Lande.

1702: König Akomo von Akwamu führt die Angloer wieder zurück.

1704: König Ofori, gegen die Dahomeer kämpfend, wird von den Angloern überfallen und erleidet eine große Niederlage.

b) **Nditsi,**

um **1730:** König in Anglo.

c) **Niage,**

um **1750:** König in Anglo (erster König aus der Bate-Dynastie).

1754: Krieg der Angloer gegen die Adaer.

d) **Hato,**

um **1770:** König in Anglo.

e) **Atiasa,**

führte **1782** und **1783** Kriege gegen die Dänen.

1784: Kampf der Akkraer, Adaer, Akwapemer gegen die Angloer. Letztere haben 54 Tote und 160 Verwundete.

Woë, Tegbui, Alakple, Anjako werden niedergebrannt.

Ende **1784:** Auf Befehl der Dänen Errichtung des Forts in Keta, genannt Prinsensteen.

f) **Letsa-Gbagba,**

um **1810:** König in Anglo.

1837: Krieg der Akwamuer gegen die Pekier. Erstere haben die Angloer zu Bundesgenossen.

g) **Amedo-Kpeglang**

(Kpeglang = ‚harter Stein'),

um **1840—1906.**

1846: Bombardement der Dänen auf Keta.

1850: Keta wird von den Dänen an die Engländer abgetreten.

1852: Krieg der Engländer gegen die Angloer wegen Verweigerung der Kopfsteuer.

1865: Wunu-Krieg. Kampf der Angloer gegen die Adaer. Anstifter: Sklavenhändler Giraldo. 4000 Angloer treiben 1500 Adaer vor sich her. Die Engländer legen den Krieg bei. 100 Tote bei den widerspenstigen Angloern.

1866: Dasutagba-Krieg. Angloer gegen Adaer. Giraldo wiederum der Anstifter.

1869: Überfall der Asanteer über die Ewheer. Die Asanteer plündern, rauben und zerstören vom Innern bis an die Küste. Ho, Waja und Anum werden vernichtet. Die Missionare Ramsayer u. Frau und Kühne, nach Kumase geschleppt, erleiden eine vierjährige Gefangenschaft.

1873—74: Gbedzidzawu-Krieg. Kämpfe der Engländer gegen die Asanteer. Anjako wird eingeäschert, da die Angloer 1869 Verbündete der Asanteer waren.

1874, 22. Juni: **Friede in Dzelukowe.** Friedensbedingungen:

a) Voller Friede zwischen Anglo, Akkra und Ada.

b) Der Volta-Strom muß für alle Eingebornen sowie für die Europäer offen sein.

c) Die englische Regierung behält sich das Recht vor, die Küste wieder zu besetzen, wann sie will.

1884, Sept.: Der englische Kommandant Campbell in Ho. — Friedensschluß der Hoer mit den Angloern und Tawi-Ewheern.

1885, 17. Jan.: 2000 Angloer gegen 40 Haussasoldaten unter Führung des englischen Kommandanten Campbell, der verwundet nach Keta gebracht wird.

31. Jan.: **Taleto-Krieg.** Anjako u. Konu von den Engländern bombardiert u. niedergebrannt.

4. Febr.: Der engl. Kapitän Dudley steckt Anglo in Brand, und die ‚Frolic' bombardiert Wuti und Srongbe.

1889: Sime-Krieg. Tenge, der tüchtigste Kriegführer (s. Abbild.), von den Engländern verfolgt, flüchtet auf deutsches Gebiet.

1906: Amedo-Kpeglang †. Bis zu seinem Tode Feind jedes europ. Einflusses. Nach d. Tode Kpeglangs wird Kriegführer **Katsriku** stellvertretender König in Anglo.

1907, 30. Juli: **Sri II.** (Kof; s. Abbildung) wird über 36 Städte, von England bestätigt, zum König eingesetzt.

Mit ihm bricht eine neue Ära an, denn er — das Gegenstück von Kpeglang — öffnet der neuen Kultur überall die Türen.

2. Anjako.

Um **1800:** Gligui.

1844—80: Dzokoto.

Tenge, zehn Jahre als Flüchtling im deutschen Gebiet, wird von England im

Mai **1899** als ‚König von Anjako' in Gnaden wieder angenommen.

3. Woë.

1840: Kpodzo. Zu seiner Zeit ist der Sklavenhandel in Woë recht lebhaft.

1885: Antonio; rettet mit Tameklo u. Akolatse d. verwundeten engl. Kommandanten Campbell. Gest. 11. Sept. 1911 in Woë.

4. Wuti.

Tameklo, der einflußreichste Häuptling im Anglo-Gebiet; rettet den von den Angloern (1885) verwundeten englischen Kommandanten Campbell.

5. Dzelukowe.

Um 1700: Dzelu.
" 1750: Nukpese.
" 1800: Honi.
" 1860: Aka.

6. Tegbui.

Um 1800: Awena-Amegang.
" 1860: Bleku.

7. Atoko.

Um 1770: Adaku.
" 1800: Dosu.

Um 1847: Ngdokutsu.
= 1880: Adaku.

8. Krongbe.

Um 1800: Agbodze.
= 1850: Tsikata.

9. Dzita.

Um 1880: Azametsi.

10. Masi.

Um 1865: Kowudade †.

11. Wodza.

Um 1860: Kukuboa †.

12. Kedzi.

Um 1870: Tsagli †.

13. Asiadenjigba.

Um 1850: Saba.
= 1890: Dzaka.

14. Sadame.

Um 1870: Zonira.
= 1885: Adaku.

15. Tsiame.

Um 1870: Sogbe.
= 1890: Dogbe.

16. Atsiawi.

Um 1850: Agbadago.
= 1900: Fiadonu.

17. Alakple.

Um 1800: Kpoku I.
= 1840: Awudzega.
= 1880: Kpoku II.

18. Aweno.

Um 1800: Wieso.
= 1830: Akudiagbo.
= 1870: Sakpaku.
Seit 1909: Dziwo.

19. Weta.

Um 1860: Akpalu.
= 1900: Katako.

II. Im Agbosome-Gebiet, das dem Anglo-König nicht unterstellt ist.

Hauptsitz in: **1. Agbosome.**

Um 1860: Makata.
= 1890: Denu.

2. Adina.

Um 1900: Agbenjonoku.

3. Adasiangu.

Um 1870: Antonio.
= 1900: Sosu.

4. Blukusu.

Um 1900: Komla Agbotosu.

5. Denu.

Um 1900: Kudawu.

6. Yogokpo.

Um 1860: Saba.

III. Im Innern der Sklavenküste vor der Besitzergreifung durch die Deutschen.

Dome (Ho-Landschaft).

Um 1670: Za, erlebt die Auswanderung aus Ngotsie.
Um 1700: Za-Lakleng.
= 1720: Laklengdzi.
= 1735: Blisam.
= 1760: Adinira.
= 1780: Awu.
1840: Ameko, regiert zur Zeit des Akwamu-Krieges.
1884: Motekofi †. Unter seiner Regierung:
1869: **Asante-Krieg.**
1875: **1. Tawi-Ewheer-Krieg.** Überfall des Peki-Königs Tutu-Jawo auf die Tawi-Ewheer.
1898: Kumi †.
1888: **2. Tawi-Ewheer-Krieg.** Überfall der Tawi-Ewheer auf Ziawi. Tutu-Jawo von Peki hatte 2000 Mann gegen sie aufgeboten. Der englische Offizier Dalrymple, der den Krieg beilegen soll, fällt.
1910 (Mai): Degbadzo, genannt Howusu, Nachfolger von Kumi, flieht ins englische Gebiet.
Anfang August: Konstantin Komla zum Oberhäuptling gewählt.

Banjakoe (Ho-Landschaft).

Um 1670: Awede, er nimmt an der Auswanderung aus Ngotsie teil.
Um 1700: Atiakposo.
= 1725: Agbenjochi.
= 1745: Awede.
= 1770: Awede-Kowu.
= 1800: Ngkudze.
= 1825: Adi (Kuapa).
= 1850: Koko.
= 1870: Akpo.
= 1880: Awede, † 1902.

Tawiewe.

Asi Dogbe, erster König nach der Auswanderung aus Ngotsie.
Um 1840: Edzochocho.
= 1870: Gbotsu; nach dem Asante-Krieg ermordet.
= 1880: Bansa Dza.
= 1890: Jawo Tse †.

Ziawi.

Ape und Engene beteiligen sich an der Auswanderung aus Ngotsie; sie sind die ersten Könige in Ziawi.
Um 1850: Akpewiwo.
= 1870: Kiogbe.
= 1880: Sika.
= 1885: Jawo Je.

Matse.

Um 1800: Etsiecho.
= 1820: Adzadza.
= 1840: Segang.
= 1870: Se-Kuma; erlebt den Asante-Krieg und die beiden Tawi-Ewhe-Kriege; ist gegenwärtig Häuptling.

Sokode.

Um 1700: Kowu Kosi.
= 1740: Dzomeku.
= 1780: Apo.
= 1845: Amegang Kwami.
= 1870: Kwaku.
= 1885: Amedzi-Klu; ist gegenwärtig Häuptling.

Agotime-Landschaft.

Hauptkönigssitz in Kpetoe:
König Nono-Keteku führt um **1750** die Adangmeer vom rechten Wolta-Ufer in die Landschaft Agotime, die 1886 in deutschen Besitz übergeht.
Um 1790: Oku
= 1820: Nate-Nggo } zu ihrer Zeit Aufstände in Njive.
= 1840: Ameganji.
= 1870: Akoto.
= 1880: Agbowi †.

IV. In Peki.

Englischer Besitz.

Bis etwa 1890 gelten die Peki-Könige als die Herren der Innenstämme der Sklavenküste.
Um 1670: Kwadzo, führt einen Teil d. Ewheer aus Ngotsie nach Peki.
Um 1720: Kwadzo De.
= 1750: Tutu.
= 1800: Kwadzokpo.
= 1840: Kosi.
= 1875: Tutu-Jawo.
= 1890: Niagamagu †.
Um 1900: Wakpui; nennt sich Kwadzo De VII.; Feind d. Deutschen.
Mai 1910: Kwadzo De VII. entthront von der engl. Regierung. Christian Gba Jawo zum König über ganz Peki eingesetzt.

Vettern auf sich; ohnehin hatten sie die Versuche der Aschanti, unmittelbar mit den Europäern der Küste Handel zu treiben (zuerst 1748 und später noch einmal), durch ihr Dazwischentreten vereitelt. Der energische Osai Kwamena, der 1800—24 in Kumassi herrschte und zunächst die mohammedanischen Grenzländer im Norden gedemütigt hatte, führte 1807 seine Heere gegen die Fanti und beunruhigte die europäischen Forts an der Küste; 1811 und 1816 wiederholte er diese Einfälle mit solchem Erfolge, daß sich die Engländer zur Zahlung eines Tributs verstanden; und als der Gouverneur von Sierra Leone, Charles M'Carthy, den Tribut verweigerte, wurde er 1824 von Kwamena geschlagen und fiel.

Damit hatten die Feindseligkeiten begonnen, die mit der Zeit zum Untergang Aschantis führten. Der Nachfolger Kwamenas, der abermals an die Goldküste vordrang, erlitt durch den neuen Gouverneur Niel Campbell (1826) eine furchtbare Niederlage, so daß sich Aschanti unter dem nächsten König Kwaku Dua (Quako Duah; 1830—67) lange ruhig verhielt. Neue Kämpfe begannen 1863, im Grunde zwar nur gegen einige Küstenstämme, aber damit auch gegen die Engländer, unter deren Schutzherrschaft diese standen. Es geschah zunächst nichts Bedeutendes, bis 1868 Kofi Karikari (Kalkalli) den Thron von Aschanti bestieg. Als die Engländer 1871/72 einige Plätze (Axim, Sekundi, Tschama, Elmina, Anomabo, Apang) von den Holländern eintauschten und dadurch Unruhen an der Küste herbeiführten, erschien ein Heer der Aschanti im englischen Protektorat; galt ja doch den Aschanti die Goldküste als ein tributpflichtiges Gebiet, in dem sie keine Änderungen dulden wollten. Dem ersten Feldzuge folgten lange Verhandlungen, bis 1873 das Heer von Aschanti abermals vorrückte. Diesmal aber machten die Engländer dem unwürdigen Zustand ein Ende. Europäische Truppen wurden herangezogen und dem damaligen Obersten Garnet Wolseley (1833—1913) unterstellt. Nachdem die Urwaldzone mühsam durchschritten war, wurde am 31. Januar 1874 das Heer des Königs vollkommen geschlagen, am 4. Februar Kumassi erreicht und am nächsten Tage verbrannt. (Über Aschantis fernere Schicksale [1895 ff.] vgl. S. 84 f.)

Der Winkel an der Küste zwischen Aschanti und Dahomeh, das heutige Togoland, hat namentlich in seinen gebirgigen Teilen eine stark gemischte Bevölkerung, die viel unter den Kriegszügen der beiden Nachbarstaaten hat leiden müssen. Aber auch hier hat sich auf mehr friedlichem Wege nach und nach eine größere Einheitlichkeit angebahnt, indem die Sprache und die Kultur der den Dahomeh verwandten Ewhestämme (s. die beigeheftete Tafel) beständig ihr Gebiet erweitern. Die alten Sprachen der Bewohner sind teilweise nur noch als „Fetischdialekte" erhalten.

b) Dahomeh.

Die Geschichte Dahomehs hat viel Ähnlichkeit mit der Aschantis, obwohl sie früher beginnt, weist aber auch bemerkenswerte Unterschiede auf, die mit der Lage des Landes aufs engste zusammenhängen. Erstens ist der Einfluß Dahomehs auf das Küstengebiet größer als der Aschantis, da die europäischen Siedelungen an der Sklavenküste bis in die neueste Zeit unbedeutend waren, streckenweise sogar keine europäische Macht Ansprüche erhob, und da ferner Abomeh, die Hauptstadt Dahomehs, dem Meere bei weitem näher liegt als Kumassi. Anderseits nähert sich im Stromgebiete des Niger der Gürtel des sudanesischen Einflusses, je weiter wir nach Osten gehen, immer mehr der Küste, so daß der östliche Nachbar Dahomehs, Joruba, in gewissem Sinne bereits den Reichen des Sudan zuzurechnen ist. Diesem mächtigen Einflusse hat sich zwar die Kultur Dahomehs einigermaßen entzogen, nicht aber seine Politik; denn während Aschanti in der Zeit seiner Kraft die islamischen Grenzländer im

Norden sich zinspflichtig machte, blieb Dahomeh lange in einer gewissen Abhängigkeit von einem Staate mit sudanesischer Kultur, Ejeo (Ojo), der seinerseits dem Reiche Nupe am Niger tributär gewesen zu sein scheint. Im Lande selbst hat das islamische Wesen im Laufe der Zeit so zugenommen, daß 1855 sogar ein Aufstand der Mohammedaner geplant war.

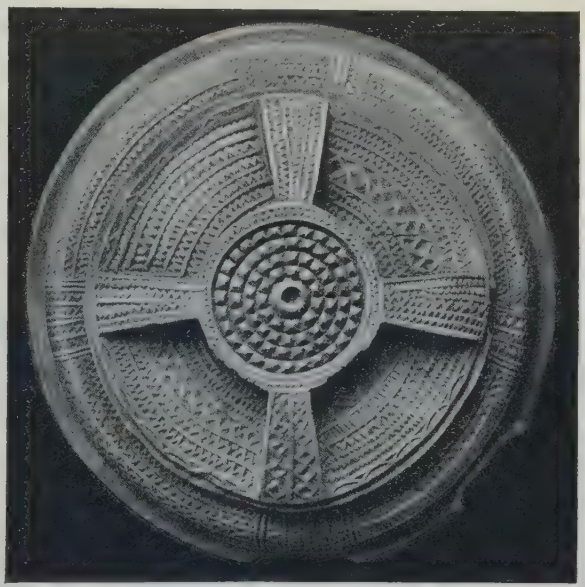
Auch das Volk von Dahomeh, die Fon, hat die Überlieferung, daß es aus dem Inneren nach seinen heutigen Sitzen vorgedrungen sei. Ebenso wie die Aschanti bildet es nur das hervorragendste Glied einer Gruppe sprachlich verwandter Stämme, der Ewhe-Völker (oder Asighe; vgl. das Textblatt bei S. 59), die vom Volta bis nach Joruba hin sitzen. Der eigentliche Dialekt von Dahomeh wird auch in einigen Orten der Küste: Weida (Whidah, Fidah; 1727 von Dahomeh erobert), dem alten Sklavenplatze Badagri und der Mohammedaner-Insel Lagos, gesprochen. Die Entstehung des Reiches Dahomeh beruht sicher auf ähnlichen Gründen wie die von Aschanti, erfolgte aber schon Anfang des 17. Jahrh. von dem in der Nähe von Abomeh liegenden Dorfe Darhiff aus, ohne zunächst die Verhältnisse der Küste zu beeinflussen. Das Fürstenhaus, dem man die Gründung des neuen Staates zuschreiben muß, und als dessen erster Herrscher Takoodonu (Takudua) 1625 aufgetreten sein soll, hat bis zur Gegenwart auf dem Throne gesessen; und mit der wachsenden Zahl der verstorbenen Könige scheinen auch die Totenopfer blutiger und häufiger geworden zu sein. Übrigens besaß der König eine Art Nebenregenten, den „Fürsten des Waldes", während er selbst als „Fürst der Stadt" bezeichnet wurde.

Der Reichsgründer der Joruba. Nach L. Frobenius, „Und Afrika sprach", I.

Die Kriegsmacht Dahomehs ist trotz der ziemlich geringen Volkszahl immer bedeutend und infolge ihrer beständigen Übung, der unaufhörlichen Feldzüge und ihrer wilden Tapferkeit allen Nachbarstämmen furchtbar gewesen. Am seltsamsten erscheint die Tatsache, daß auch die weibliche Bevölkerung eine starke und besonders gefürchtete Abteilung zum Heere stellte, die „Amazonengarde" des Königs. Nach der ausschweifendsten Schätzung zählte diese Truppe in der Mitte des 19. Jahrh. 10000, um 1880 etwa 5000, nach der geringsten Berechnung 1851 wenig über 2000 Kriegerinnen. In der ganzen Einrichtung einen Rest matriarchalischer Zustände zu sehen, da ja die Amazonensagen der europäischen und asiatischen Völker tatsächlich an derartige Verhältnisse anknüpfen, liegt zwar nahe; doch mag sie erst entstanden sein, als durch die endlosen Kriegszüge die Zahl waffenfähiger Männer aufs äußerste vermindert war, zumal da die Könige von Dahomeh alles, was nur eine Waffe tragen konnte, mit ins Feld zu führen pflegten, um schon durch die scheinbare Zahl ihrer Krieger Schrecken zu verbreiten. Der ungeheure Menschenverlust hat schließlich dahin geführt, daß vom eigentlichen Volke von Dahomeh nur geringe Reste vorhanden und an seine Stelle die Nachkommen von Sklaven aller möglichen Nachbarstämme getreten sind.

Lange Zeit erregten die Zustände Dahomehs die Aufmerksamkeit der Europäer nur in geringem Grade, bis 1723/24 und dann nochmals 1727/28 der König Guadscha Trudo an

der Küste erschien, die Herrscher von Popo und Weida besiegte und zu Vasallen machte. Dabei wurden mehrere europäische Faktoreien zerstört und viele Europäer nach der neuen (doch später wieder mit Abomeh vertauschten) Hauptstadt Allada geschleppt, später aber wieder entlassen, mit einziger Ausnahme des englischen Gouverneurs von Weida, der seine Feindschaft gegen Dahomeh mit dem Leben büßen mußte. Nach der Unterwerfung der Küste blühte der Sklavenhandel bald noch mehr als früher: Weida und die benachbarten Hafenorte wurden die wichtigsten Ausfuhrstätten der schwarzen Ware, und noch heute erinnert der Name der Sklavenküste an diese schmachvolle Zeit. Ein Versuch der Küstenstämme, Weida zurückzuerobern, scheiterte vollständig (1763). Die Herrscher, die auf Guadscha Trudo (1708 bis 1730) folgten, kamen ihm an kriegerischem Geiste nicht gleich und richteten überdies, da die Küste nunmehr im tributären Verhältnis zu Dahomeh stand, ihre Heereszüge gegen weniger bekannte Stämme des Inneren. Das zwischen Aschanti und Dahomeh liegende Gebiet (Togo) wurde verheert; ja in der ersten Hälfte des 19. Jahrh. soll sogar Aschanti selbst tributpflichtig gewesen sein. Nach der anderen Seite hin scheinen sich die Kriegsfahrten bis Benin erstreckt zu haben, obwohl hierüber nur unsichere Nachrichten zu erlangen sind, da dort keine europäischen Interessen bestanden; erst als Abbeokuta in ein freundschaftliches Verhältnis zu England getreten war, sprach man viel von dem Erscheinen des Königs Gheso (Gezo) von Dahomeh vor dieser Stadt und der schmählichen Niederlage, die er dabei erlitt (1851).



Alte Schale mit dem „Stara" genannten Kreuz. Nach L. Frobenius, „Und Afrika sprach", II. Vgl. Text S. 62.

Das allmähliche Aufhören des Sklavenhandels zur See hatte natürlich auf Dahomeh, diesen auf Sklavenraub begründeten Staat, tief eingewirkt. Wenn dennoch die Kriegszüge nicht endeten, so mag dies teilweise darin begründet sein, daß immerhin nach Norden in die islamischen Staaten noch einige Ausfuhr möglich war, hauptsächlich aber in den blutigen Totenopfern, die zu gewissen Zeiten des Jahres stattfanden, und denen fast regelmäßig ein Kriegszug in die Nachbargebiete vorherging. An Eroberungen im großen Stile dachte man nicht mehr. Das war die Lage Dahomehs in den letzten Lebensjahren Ghesos (gest. 1858) und unter seinen Nachfolgern Bahadung, Gelele und Behandschin, bis sich dann der Oberst Alfred Amédée Dodds im Auftrage Frankreichs 1892 des Landes bemächtigte und am 17. November der blutigen Herrlichkeit des alten Königsgeschlechtes ein Ende machte.

D. Joruba und Benin.

Wenn Aschanti und Dahomeh als die Vorkämpfer der nigritischen Rasse gegen die sudanischen Einflüsse gelten können, so ist Joruba (s. die Abbildung S. 60) das Gebiet,

wo Kultur, Religion und Handel des Sudan am stärksten bis zur Küste hin merkbar sind. Aber nur die Kultur, nicht die politische Macht der hellfarbigen Sudanvölker macht sich hier geltend. Zwar ist der nördlichste Teil des Landes in die Hände der Fulbe gefallen; aber der Rest, aus einer Anzahl blühender Stadtstaaten zusammengesetzt, hat mit Erfolg den Angriffen vom Norden wie vom Westen, von Dahomeh her, getrotzt. Im Norden ist der Staat Ibadan das Bollwerk gegen die Fulbe. Im Süden blüht das um 1820—25 gegründete Fürstentum Abbeokuta, ursprünglich eine Zufluchtsstätte, die sich rasch bevölkerte. Schon 1851 war es so stark, daß es sogar die Angriffe Dahomehs abschlagen konnte; 1857 und 1863 wiederholte sich dasselbe Schauspiel. Der Islam zählt in Joruba bereits zahlreiche Bekenner, während das Christentum die Folgen der 1867 erduldeten Vertreibung nur sehr langsam hat überwinden können.

Eine gewisse Parallele zu Aschanti und Dahomeh bildet dagegen das Reich Benin, das lange für Europäer so gut wie unzugänglich war, während es schon in frühesten Zeiten durch die großen Karawanenstraßen über Timbuktu und Jenne mit den Küstenländern Nordafrikas, ja vielleicht sogar mit Abessinien in Handelsbeziehungen stand. Seine Herrscher sollen von einem mächtigen König namens Ogane, dessen Reich im Osten lag, eingesetzt worden sein, der jedem bei der Thronbesteigung die Würdezeichen, Zepter, Krone und Kreuz (vgl. die Abbildung S. 61) aus blankem Messing, übersandte. Es ist also nicht ausgeschlossen, daß Benin in jenen frühen Zeiten mit Abessinien in Verbindung gestanden hat. Die Küste von Benin entdeckten 1470 zwei portugiesische Kapitäne. Nach kurzer Zeit ließen sich die Portugiesen hier als Händler nieder und behielten diese Monopolstellung bis 1536 inne, wo sie den Engländern weichen mußten. Sie zogen sich in das Innere des Landes zurück und traten in innigen Verkehr mit den Bewohnern der Stadt Benin. Es war niemals gelungen und gelang auch in den folgenden Jahrhunderten nicht, etwas Näheres über dieses rätselhafte alte Kulturreich zu erfahren, bis die Erstürmung der Hauptstadt durch die Engländer im Frühjahr 1897 einen ersten und letzten Einblick in seine blutigen Kultgebräuche gestattete und zugleich in Gestalt alter Bronzen und Elfenbeinschnitzereien (s. die beigeheftete Tafel „Altertümer aus Benin") eine Menge für die Kunst der Neger wie für die Geschichte des Landes höchst wichtiger Zeugnisse zutage brachte.

Diese Werke bezeichnen den Höhepunkt einer echt westafrikanischen, von außen kaum beeinflußten Kunst. Die Tracht der mehrfach dargestellten Europäer weist darauf hin, daß die Stücke im 16. und 17. Jahrh. — jedenfalls kaum vor 1550 — gefertigt worden sind; also muß bereits um diese Zeit das Reich Benin in Blüte gestanden haben. Die Technik des Metallgusses ist sicher schon vor dem Erscheinen der Europäer bekannt gewesen und mit Eisen und Kupfer ausgeübt worden. Nur die Verwendung von Messing (Bronze) ist auf fremden Einfluß zurückzuführen und durch die Portugiesen veranlaßt worden, die Messingarmringe („manillas") in großen Mengen als Tauschobjekte für den Einkauf von Sklaven auf den Markt brachten. Jedenfalls sind die Beninbronzen ein Zeugnis für die künstlerische Begabung der Westafrikaner und als solches von großer kulturgeschichtlicher Bedeutung.

E. Vom Nigerdelta bis zum Sanaga.

Das Nigerdelta mit seinen zahllosen Armen und den von ihnen umschlossenen sumpfigen Inseln, wieder ein charakteristisches Zufluchtsgebiet geschlagener und zersprengter Stämme, ist reich an Völkertrümmern, deren Sprachen und Sitten uns gewiß manche überraschende Auskunft über die Vorzeit Westafrikas geben könnten, wenn sie genauer untersucht würden. Ihr bloßes Dasein beweist schon, daß große Völkerverschiebungen stattgefunden haben, und daß ihre Nachbarn westlich und östlich vom Delta, also das Volk von Benin und

Altertümer aus Benin.

Erklärung der umstehenden Altertümer.

1. Bronzener Flügelkopf eines Negers, im Besitze des Herrn Prof. Dr. Hans Meyer in Leipzig; 1/8 wirkl. Größe.

2. Bronzener Panther, in englischem Privatbesitze; 1/7 wirkl. Größe.

(Zwei ähnliche Panther befinden sich im Besitze Kaiser Wilhelms II. Die Zeichnung der Flecken ist lediglich durch Punzen hervorgebracht worden.)

3 und 4. Zwei kunstvoll geschnitzte Elefantenzähne, im Museum für Völkerkunde zu Leipzig.

5. Bronzeplatte, im Besitze des Herrn Prof. Dr. Hans Meyer in Leipzig; 1/4 wirkl. Größe.

Als die Engländer 1897 Benin, die im Schwemmlande des Nigerdeltas gelegene Hauptstadt des gleichnamigen Königreichs in Westafrika eroberten, erbeuteten sie merkwürdige, alte, geschnitzte Elefantenzähne und Bronzen, die durch ihren vortrefflichen Guß bald allgemeinere Aufmerksamkeit in Europa erregten. Das Interessanteste aus dieser Beute sind die mit mannigfachen Figuren bedeckten Bronzeplatten von 30—70 cm Länge, nach dem Grundsatze des verlorenen Wachsmodells (vgl. Goethes Benvenuto Cellini) in einem Gusse stark erhaben gegossen: nur an den Gewändern oder den Flächen des Hintergrundes sind Muster durch nachträgliches Ziselieren, Feilen, Hämmern und Punzen ausgeführt worden. Die sich hier zeigende Technik ist nahezu vollkommen: die Oberfläche ist rein und das Metall sparsam verwendet, da selbst feine, weit vortretende Teile der Figuren inwendig hohl sind. Auf der unter Fig. 5 wiedergegebenen Platte ist ein Häuptling mit zweien seiner Krieger zu sehen: echte Negergesichter mit breiten Nasen, wulstigen Lippen, großen Augen; besonders fallen die helmartige Kopfbedeckung mit Zacken und Spitzen (vgl. vor allem auch Fig. 1) und die das Kinn verdeckenden Perlenketten auf. Jedenfalls haben wir hier einheimische Arbeit westafrikanischer Neger aus dem Hinterlande der Guineaküste vor uns; die Herstellungszeit der besten Stücke ist nach Tracht und Bewaffnung der darauf dargestellten Westeuropäer genau zu bestimmen: diese Bronzen stammen aus dem 16. bis 17. Jahrh. Das beweisen auch die übrigen abgebildeten Stücke. Die Bildschnitzereien der Elefantenzähne decken sich inhaltlich zum großen Teile mit den Darstellungen der Bronzen; nur begegnen hier häufiger mythologische Gegenstände und Tiere. Die Schuld der größeren Unbeholfenheit im Stile liegt wohl an der vom Stoffe gebotenen Schwierigkeit der Bearbeitung.

Literatur: v. Luschan, Altertümer von Benin. Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Sitzung vom 19. März 1898. — Hagen, Altertümer von Benin (Hamburg 1900). — Read, C. H., und Dalton, O. M., Works of Art from Benin City. Journal of the Anthrop. Institute XXVII, 3 (London 1898). — Ling Roth, Great Benin (Halifax 1903).

die Ibostämme, verhältnismäßig neue Ankömmlinge an der Küste sind. Die Efik in Alt-Kalabar erinnern sich noch ihrer Einwanderung aus einem Gebiete zwischen dem Croßfluß und Ibo am Niger.

Das Land um die Bai von Biafra hat wenig geschichtliche Bedeutung. Das Reich Biafra, das auf alten Karten einen so breiten Raum einnimmt, lag im Hinterland und gehörte höchstwahrscheinlich zu den Sudanstaaten; es mag ein Vorgänger des heutigen Adamaua gewesen sein. Die Küstenstämme sind zersplittert und in neuerer Zeit durch den Handelsverkehr entsittlicht. Ein Drängen der Inlandstämme nach der Küste ist auch hier zu bemerken und scheint seit alter Zeit stattgefunden zu haben. So haben die Duala in Kamerun, die man freilich wegen ihrer vorzüglichen Schiffbaukunst gern für alte Strandbewohner halten möchte, unbestimmte Überlieferungen, daß sie früher am oberen Lungasi, in der Landschaft Zangahe, gewohnt hätten. Der Stamm hat sich vor mehreren Generationen in zwei Hälften geteilt, als deren Häupter zur Zeit der Besitzergreifung durch Deutschland (1884) die Handels-„Könige" Bell (eigentlich Ndumbe) und Akwa (eigentlich Ngando) galten. Übrigens sprechen die Duala einen Bantudialekt, wie denn überhaupt vom Croßfluß südwärts bis zum Lande der Hottentotten die Bantusprachen herrschen.

F. Von Batanga bis Loango.

Zersplittert und ohne große Wichtigkeit waren, als sie mit den Europäern bekannt wurden, und auch späterhin die Stämme der Küste von Batanga und Gabun bis Loango hin. Die Mannigfaltigkeit der Sprachen, namentlich im Gebiete des Ogowe, deutet auf alte Kämpfe und Wanderungen; es sind meist Bergstämme aus dem Quellande des Ogowe, die durch die Eigenart ihrer neuen Heimat — verzweigtes Flußsystem — zu guten Schiffern geworden sind. Merkwürdig ist auch die Seetüchtigkeit einiger Küstenstämme, die sich freilich mehr in Seeräubereien als in Handelsunternehmungen geäußert hat. Unter die ohnehin wenig einheitliche Gruppe der Gabunvölker ist dann ein neues zersetzendes Glied eingedrungen, das merkwürdige Kannibalenvolk der Fan (Fang, Pahuin oder Mpangwe). Auch dieser Stamm hat offenbar den Drang, die Küste zu erreichen, ebenso wie die Bateke am oberen Ogowe und die Bapfuru am Alima, einem rechten Nebenflusse des Kongo.

G. Vom Kongo bis zum Kunene.

Die ethnographischen Verhältnisse im Mündungsgebiete des Kongo sind nicht so verwickelt wie weiter im Norden. Unmittelbar an der Strommündung wohnen im Norden die Musserongo, im Süden die Mussikongo; die Neger von Loango und Angola scheinen erst unter dem Einflusse der Europäer und der Staatenbildung zu ziemlich einheitlichen Völkern verschmolzen zu sein. Vom rein sprachlichen Standpunkte bilden diese sämtlichen Küstenbewohner mit den Mpangwe am Gabun eine besondere Gruppe der Bantu; im körperlichen Sinne machen sie den Eindruck einer sehr gemischten, nur sprachlich verbundenen Rasse.

a) Loango.

An der Loangoküste bestanden ursprünglich zahlreiche Kleinstaaten, bis endlich ein Fürst, der aus Zerri in Kakongo stammte, sich diese Staaten größtenteils unterwarf und Loango zu seiner Residenzstadt (s. die Tafel „Banza Loangiri, die Hauptstadt des ehemaligen Königreichs Loango" bei S. 64), die 15000 Einwohner gefaßt haben soll, erhob. Eine gewisse Selbständigkeit bewahrten sich im Süden Kakongo (Malimba) und Ngojo (Kabinda); doch standen auch die übrigen Teile des Landes (Eningo, Jumba) in ziemlich lockerem Verhältnis zu ihrem Oberherrn. So war die Macht der Fürsten je nach dem Ansehen, das sie sich zu geben wußten, sehr verschieden, und von einem straff organisierten Staate war nur ausnahmsweise die Rede. Zeitweilig, jedenfalls vor der Ankunft der Portugiesen, soll Loango

ein Bestandteil Kongos gewesen sein, ohne daß sich über diese älteren Zustände Genaueres ermitteln läßt. Der Einfluß Portugals und des Christentums machte sich ziemlich spät geltend; um die Mitte des 17. Jahrh. wurde zwar der König von Loango von einem eifrigen Missionar bekehrt, aber da beide bald darauf starben, blieb dies ohne Folgen. Erst 1766 fanden sich abermals Missionare ein, diesmal Franzosen, die sich namentlich in Kakongo niederließen.

b) Kongo.

Das Reich Loango trat indessen gegenüber dem mächtig aufblühenden Reiche Kongo sehr in den Schatten. Schien es doch eine Zeitlang, als solle Kongo ein christlicher Staat und der Punkt werden, von dem aus Christentum und europäische Kultur den dunkeln Erdteil nicht erobern, sondern wahrhaft gewinnen sollten! Freilich zeigte es sich nur zu bald, daß die rasch emporschießende Saat keine Früchte zu bringen vermochte und rettungslos von den heimischen Kräutern wieder überwuchert und vernichtet wurde.

Als Digo Cão 1484 in der Mündung des Kongo vor Anker ging, fand er das Land südlich vom Strome bis tief nach Angola hinein unter der Oberhoheit eines Fürsten, des Mani-Kongo, der zu Ambasse im Inneren des Küstenlandes residierte. Es entging den Portugiesen nicht, daß sie mit einem Schlag ihren Einfluß über ein großes Gebiet auszubreiten vermöchten, falls sie diesen Herrscher auf ihre Seite brächten und ihn womöglich zum Christentume bekehrten. Man nahm einige Einwohner Kongos nach Lissabon mit und schickte 1490 eine förmliche Gesandtschaft nach Ambasse, die dort die Erlaubnis erlangte, eine christliche Kirche zu erbauen. Daß aber die Ergebnisse der Gesandtschaft bald noch glänzender wurden und zur Bekehrung des Königs und seines Volkes führten, hatte seine besonderen Gründe.

Der eine Grund lag in den inneren politischen Zuständen des Reiches Kongo. Es war kein völlig einheitlicher Staat; außer dem Kernlande, das ihm seinen Namen gab, waren Provinzen vorhanden, die nach echter Negersitte unter eigenen, nur halb abhängigen Fürsten standen. Jede Schwäche des Oberkönigs gab den Provinzen größere Unabhängigkeit; manche fielen wohl auch ganz ab und konnten nur durch kriegerische Gewalt wieder an das Reich gefesselt werden. Die wichtigste Provinz dieser Art war Sonjo (Sonho), das Gebiet unmittelbar im Süden der Kongomündung, dessen Häuptling nach der Bekanntschaft mit den Portugiesen sich Graf, später Großfürst nannte. Der Graf von Sonjo war immer ein unsicherer Vasall, namentlich als die Macht Kongos zu sinken begann: 1631 eroberte er Kakongo und Ngojo und fühlte sich nun mächtig genug, Kongo die Lehenspflicht aufzukündigen. Schon um die Zeit, als die Portugiesen ihr Bekehrungswerk begannen, bestand eine gewisse Eifersucht zwischen Sonjo und Kongo; darum trat der schwächere der beiden Fürsten, der von Sonjo, sich die gefürchteten neuen Ankömmlinge nach Möglichkeit verbindend, bereits 1491 zum Christentum über.

Gerade damals, als die Portugiesen in Ambasse den Grundstein zu ihrer Kirche legten, begannen jene gewaltigen Völkerbewegungen, deren Vorspiel der Angriff der Mundekwete (vgl. S. 43) auf Kongo war. Nach den Darstellungen der Portugiesen hätten die Mundekwete weit im Inneren an den großen Seen gesessen und sich gegen Kongo „empört", was auf eine unglaubliche Ausdehnung dieses Reiches schließen lassen würde. In Wahrheit wird es sich um eine der vielen nach der Küste gerichteten Völkerströmungen gehandelt haben. Jedenfalls hat der Ansturm dieser unerwarteten Überzahl von Feinden den König von Kongo in die äußerste Verlegenheit gebracht. Unwillkürlich mußten sich seine Blicke den Portugiesen zuwenden, die mit ihren Kreuzen, Rosenkränzen und Glocken einen neuen siegbringenden Zauber zu verkünden schienen und für den äußersten Fall wohl auch wirksamere Hilfe versprochen haben mögen; der Übertritt des Herrschers von Sonjo tat nebenbei seine Wirkung: der König mit seinem gesamten Hofe ließ sich als Dom João da Sylva taufen, und seine Untertanen beeilten sich, dem Beispiel ihres Herrschers zu folgen. Als nun das Heer, mit Weihwasser besprengt und von Kreuzesfahnen beschirmt, die Mundekwete in heißer Schlacht vernichtete, da war der Sieg des Christentums vollkommen. Zahlreiche Kirchen entstanden, Priester und Mönche fanden ein ergiebiges Feld für ihre Tätigkeit, und 1534 konnte ein Bischof für das neu gewonnene Glaubensgebiet ernannt werden. Kongo selbst stand mächtiger da als

Banza Loangiri, die Hauptstadt de

Nach O. Dapper, Naukeurige Beschry

Im oberen Teile der Stadt befindet sich der Königshof mit dem Frauenhause, der Audienzh
findet eine fetischistische Zeren

naligen Königreichs Loango, um 1670.

r Afrikaensche Gewesten; Amsterdam 1671.

em Turme des öffentlichen Ausrufers; daneben liegt der große Marktplatz. Im Vordergrunde links
rechts wird ein Missetäter abgeführt.

je; sein Einfluß muß sich weit nach dem Innern erstreckt haben, da unter dem Schutze des Königs Portugiesen damals bis nach den ostafrikanischen Seen vorgedrungen sein sollen.

Diesen Zustand unterbrach der Einfall noch furchtbarerer Feinde, der Dschagga (vgl. S. 43 und 70), die 1542 zum erstenmal an den Grenzen des Kongoreiches erschienen, als kannibalisches Kriegervolk panischen Schrecken vor sich her verbreitend. Diesmal erwiesen sich Kreuz und Weihwasser als ohnmächtig. Das Heer von Kongo wurde geschlagen, die Hauptstadt (seit der Bekehrung des Volkes São Salvador genannt) erstürmt und samt ihrer Kathedrale und ihren Kapellen niedergebrannt; und mit der alten Kultur des Kongolandes ging auch die künstlich darauf gepfropfte europäische Gesittung zugrunde. Der König Dom Alvaro I., dessen Residenz sich bereits in eine Nachäffung des Lissaboner Hofes umgewandelt hatte, ließ seine Hauptstadt im Stich und flüchtete auf eine Insel des Kongo, wo er einige jammervolle Jahre hinbrachte. Es bedurfte der äußersten Anstrengungen seines Volkes und der wirksamen Hilfe portugiesischer Truppen, um nach vierjährigem Kampfe die Dschagga wieder über die Grenzen zurückzutreiben (1546). Das Land blühte wieder auf, und das Verhältnis zu Portugal war noch herzlicher als früher.

Ähnlich wie Kongo von den Dschagga (Jaga) wurde Loango von den Anzig (Anzico) mit ihren eidechsenhautumwundenen kleinen Bogen beunruhigt; die beiden Völker scheinen indes verschiedenen Ursprungs gewesen zu sein. Die Dschagga blieben noch lange Zeit der Schrecken aller Länder um die Kongomündung. Angola wurde verheert; die Stadt Loanda selbst soll sieben Jahre lang im Besitze der Dschagga geblieben sein. Zwischen 1590 und 1600 war Benguella das Ziel ihrer Raubzüge; der englische Reisende Battel, der ihr Heerlager damals besuchte, schätzte die Zahl der Krieger auf 16000. Zuletzt gaben sie die Kriegszüge auf und ließen sich in der Gegend von Kassandsche in der Nähe des oberen Kwango nieder, wo sich Reste von ihnen bis heute erhalten haben sollen.

Im Königreiche Kongo zeigte sich bald, wie schwächlich die ganze dort begründete Kultur und wie oberflächlich der Einfluß des Christentums war. Im Jahre 1636 begannen die oben S. 64 gestreiften unglücklichen Kämpfe mit Sonjo, die das Reich bedenklich schwächten. Immer schlechter wurde das Verhältnis zu den Portugiesen, freilich kaum ohne deren eigene Mitschuld; das noch 1644 durch Urban VIII. und 1647 durch Innozenz X. beförderte Missionswerk stockte. So war es nur der offene Ausbruch der innerlich wirkenden Krankheit, als endlich der König Antonio I. seinen Abfall erklärte, die Geistlichen das Land räumten und der Bischofssitz nach São Paolo de Loanda verlegt werden mußte. Zwar rückte ein portugiesisches Heer siegreich in Kongo ein; aber man überließ doch von nun an dieses Reich völlig sich selber. Neue Kämpfe mit Sonjo (1667) und Bamba, das um 1687 ebenfalls abfiel, brachen endlich seine Kraft vollkommen. Ein 1781 unternommener Versuch, die Mission wieder aufzunehmen, scheiterte an zufälligen Umständen; erst 1882 hat sie von neuem ihren Einzug gehalten und Anhänger gefunden. Der einst so gewaltige Beherrscher des Kongoreiches aber ist gegenwärtig ein machtloser Häuptling des herabgekommenen Fleckens São Salvador.

c) Angola.

Nach dem Abfall Kongos lag der Schwerpunkt der portugiesischen Macht in Angola, das ursprünglich unter dem Namen Dongo (oder Ambonde) mit der „Residenz" Mapungo eine Provinz von Kongo gewesen und durch die Gunst der Portugiesen zu bedeutender Macht gediehen war.

Einer gefährlichen Empörung von 1578 (oder 1580), die zahlreichen Portugiesen das

Leben kostete und nur an dem Widerstande des eben gegründeten, festen Loanda scheiterte, folgten viele kleinere Kämpfe, bei denen die Weißen im allgemeinen im Vorteile blieben. Am langwierigsten waren die Kriege mit der Königin Ginga Bandi, die sich zwar nach der Vergiftung ihres vor ihr regierenden Bruders 1621 taufen ließ, dann aber dreißig Jahre lang mit den Portugiesen in Fehde lag. Dabei kamen ihr die Kämpfe zwischen Portugiesen und Holländern zu statten; schließlich aber (1648) befestigte Portugal seine Oberhoheit dauernd an der Küste (vgl. unten, S. 82), konnte aber nur langsam in das Innere vordringen und hatte noch 1904—07, sowie in der neuesten Zeit (1912) schwere Kämpfe mit den aufrührerischen Owambo zu bestehen.

Jenseits des südlichen Grenzflusses der portugiesischen Besitzungen, des Kunene, stoßen wir auf das Gebiet der Owambo und Owa-Herero, zweier kaffernähnlicher Völker, die nach ihrer eigenen Überlieferung von Nordosten her in ihr Steppenland eingewandert sind. Über die Kämpfe der viehzüchtenden Herero mit den nordwärts vordringenden Hottentotten vergleiche oben, S. 29.

5. Innerafrika.

Das geheimnisvolle Innere Afrikas, das Kernland der dunkeln Rasse, ist erst spät von Osten und Westen her erkundet und in seinen Hauptzügen festgelegt worden. Neue Völker, neue eigenartige Zustände haben sich uns erschlossen; und wenn auch so mancher Rest des „großen weißen Fleckes" auf der Karte noch seiner Beseitigung harrt, so sind uns doch die Verhältnisse der Gegenwart im großen und ganzen klar. Ganz anders steht es mit der Geschichte der innerafrikanischen Stämme. Keine Aufzeichnung kultivierter Beobachter gibt uns, wie das bei Betrachtung der ost- und westafrikanischen Geschichte immerhin möglich war, feste Anhaltspunkte der Erinnerung; geringfügig ist das, was die Völker selbst über ihre Vergangenheit zu erzählen haben. So müssen wir mühsam aus Art und Kulturbesitz einige dürftige Tatsachen herauslesen. Einst, wenn der Stoff ethnologischer Durchforschung reichlicher vorhanden und vor allem, wenn er in wissenschaftlichem Geiste durchgearbeitet sein wird, dürfte auch die Geschichte Innerafrikas reicheren und befriedigenderen Inhalt zeigen.

Was hier als Innerafrika zusammengefaßt wird, ist kein einheitliches Gebiet. Das Verbindende ist eine rein negative Eigenschaft: die Entlegenheit von den Berührungsgürteln fremder Kultur; wer freilich annehmen wollte, daß Innerafrika überhaupt keine Wirkung äußerer Einflüsse verspürt hätte, befände sich im Irrtum.

Manches erst in neuerer Zeit eingeführte Besitztum hat den Erdteil in seiner ganzen Breite durchwandert, wie die amerikanischen Nutzpflanzen Mais, Maniok und Tabak, oder von Osten her der Hanf; Kulturfortschritte, wie die Kunst der Eisenbearbeitung, sind in älteren Zeiten denselben Weg gegangen, und manche andere Kunstfertigkeit, die im Inneren anscheinend selbständig blüht, war vielleicht aus entlegenen Ländern als Samenkorn in das Herz des Erdteils gekommen.

Eine geschichtliche Betrachtung Innerafrikas von einem einheitlichen Gesichtspunkt aus ist nicht wohl möglich. Als Teile ergeben sich ungezwungen der Gürtel größerer Staatengebilde am oberen Sambesi und an den südlichen Zuflüssen des Kongo, ferner das eigentliche Kongobecken und endlich das Gebiet des oberen Nil und seiner westlichen Zuflüsse. Von diesen drei Hauptteilen ist der mittlere am spätesten erforscht und bietet am wenigsten geschichtlich Sicheres; der südliche ist reicher an bestimmten Überlieferungen, und der nördliche erscheint schon in verhältnismäßig sehr alter Zeit, wenn auch in unsicheren Umrissen, vorübergehend im Lichtkreise der Wissenschaft Europas.

A. Die Staaten am oberen Sambesi und an den südlichen Zuflüssen des Kongo.

Die Landstriche am Sambesi bieten manches Seitenstück zur ostafrikanischen Geschichte (S. 34). In Ostafrika ist, wie wir sahen, die höchste und eigenartigste Kultur keineswegs an der von fremden Einflüssen im Übermaß aufgesuchten Küste heimisch, sondern tiefer im Hinterlande, wo die Eingeborenen die bis zu ihnen dringenden Kulturfortschritte geistig bewältigten und ihren eigenen Kenntnissen und Fertigkeiten fruchtbringend anreihten. Dagegen wird das Land zwischen der Küste und den größeren Staatengebilden im Inneren von kriegerischen Hirtenvölkern überschwemmt; und wie aus seßhaften Stämmen und erobernden Nomaden Mischvölker mit erhöhter staatenbildender Kraft hervorgehen können, das lehren die Wahuma (S. 47).

Die Ähnlichkeit Ostafrikas mit den Verhältnissen im Sambesital ist schlagend; nur erstrecken sich gerade an dieser Stelle die Kultureinflüsse tiefer ins Innere als anderwärts. Das liegt zum Teil an der geographischen Beschaffenheit des Landes, das nicht entfernt so mächtige Verkehrshindernisse hat wie das mittlere Ostafrika in seinen Steppen und Seen. Noch bedeutsamer aber ist die Lage des Gebietes zum alten Goldlande Monomotapa, das langdauernde starke Kultureinwirkungen empfangen und nach dem tieferen Inneren weiter geleitet hat. Die Neigung zur Bildung größerer Staaten geht wohl auf dieses naheliegende Vorbild zurück; auch die nördlicher liegenden Reiche, wie Lunda oder selbst Kongo, mögen an dieses Muster wenigstens mittelbar anknüpfen. Gegenwärtig trennt die Staaten des Hinterlandes ebenso wie die Ostafrikas ein Saum erobernder Hirtenstämme von der Küste. Und endlich haben wir im Marutse-Mambunda-Reich ein gutes Gegenstück zu den Verhältnissen der Wahumastaaten: auch hier stand ein Eroberervolk vorübergehend an der Spitze des Reiches.

a) Das Marutse-Mambunda-Reich.

Das Hauptvolk dieses Gebietes, die Marutse (Barotse, Luino), beweist in vielen Zügen seine engere Verwandtschaft mit den staatenbildenden Völkern des südlichen Kongobeckens und der angrenzenden Westküste. Es bewohnt den Kern des Reiches, die an beiden Ufern des Sambesi sich hinziehende Landschaft Barotse, und ist nach einer verhältnismäßig kurzen Demütigung durch die Makololo (vgl. weiter unten) wieder als Herrschervolk an die Spitze der übrigen Stämme getreten. Die kleineren dieser Stämme wurden von den Marutse als Sklaven betrachtet. Doch standen auch die Marutse selbst in den 1870er und 1880er Jahren, als Holub und Selous sie besuchten, unter einer vollkommen despotischen Regierung. Das wird nicht immer so gewesen sein: das Dasein eines Kleinen und eines Großen Rates zeigt auch hier das althergebrachte Bestehen jener echt afrikanischen Einrichtungen, die einem starken Herrscher gegenüber machtlos sind, einem schwachen dagegen leicht über den Kopf wachsen.

Die sehr verschiedenartige Kulturentwickelung der einzelnen Stämme legt die Vermutung nahe, daß das Reich nicht immer seinen heutigen Umfang gehabt hat. In noch höherem Grad als andere Reiche des dunkeln Erdteiles haben die Staaten des südlichen Innerafrikas die Eigentümlichkeit, daß sie nicht von scharfgezogenen Grenzlinien, sondern von Grenzsäumen umgeben sind. Die Kraft des Staates nimmt von der Mitte nach dem Rande zu ab. Sind die dem Herrschervolke zunächst wohnenden Stämme nichts Besseres als Sklaven, so leisten die entfernter wohnenden nur Tribut und sind beständig geneigt, sobald die Übermacht nachläßt, auch diesen zu verweigern. Darum läßt es sich nicht feststellen, wie groß der Einflußkreis des alten Marutsereiches gewesen ist, bevor es die Makololo eroberten.

Die Makololo gehören der westlichen Gruppe des Kaffernvolkes an, den (Ost-) Betschuanen, deren Reste heute die Sammelbezeichnung „Basuto" führen. Bis 1820 wohnten sie im östlichen Teile der heutigen Oranjekolonie. Um diese Zeit erschien

Moſelikatſe (Umſelekazi) mit ſeinen Matabele. Dies Ereignis und eine 1823 an der Seite der Mantati (eines Zweiges der zu den nördlichen Oſtbetſchuanen gehörenden Batlokwa) durch Grikwa unter Andries Waterboer bei Lithaku (Lattakoo) erlittene Niederlage zwangen 1824 die Makololo, ihre alten Sitze zu verlaſſen und nordwärts zu ziehen (vgl. S. 42). Zunächſt ſtellten ſich die Bangwaketſe dem Zug erfolglos entgegen; dann fanden die Makololo Gelegenheit, ſich in die inneren Streitigkeiten der Bakwena, eines der mächtigſten Betſchuanenſtämme, einzumiſchen und Setſchele, den Sohn eines von ſeinen Untertanen erſchlagenen Häuptlinges, an deren Spitze zu ſtellen.

David Livingſtone, geb. 19. März 1813 in Blantyre bei Glasgow, geſt. 1. Mai 1873 in Ilala am Bangweolo-See. Livingſtone war einer der bedeutendſten Afrikareiſenden; er entdeckte den Ngami-, Moëro- und Bangweolo-See, den Viktoria-Niaſſa. Er durchquerte Südafrika vom Sambeſi bis Angola und zurück und hat 50000 km auf afrikaniſchem Boden zurückgelegt. Nach J. W. Whympers Holzſchnitt in Horace Wallace, „The last journals of David Livingstone“ (London 1874).

Der Führer der Makololo war damals Sebituane, einer der kräftigſten und ſympathiſchſten Herrſcher, von denen uns die Geſchichte Afrikas berichtet. Nach Livingſtone (ſ. die nebenſtehende Abbildung) führte er, im Gegenſatze zu Moſelikatſe, Dingaan und anderen, ſeine Leute immer perſönlich ins Gefecht. Die Unterſtützung Setſcheles gewährte den Makololo die Möglichkeit, ſich in der Nähe der Bakwena anzuſiedeln. Allein ein Überfall der Buren brachte ihnen ſchwere Verluſte und zwang ſie, abermals weiter nach Norden auszuweichen.

Die Züge Sebituanes im nördlichen Betſchuanenlande ſind eine wahre Odyſſee, reich an Kämpfen, Entbehrungen und jähem Wechſel des Glückes. Von den weiter vordringenden Matabele verfolgt, wandte er ſich weſtwärts bis ins Gebiet der Herero, dann wieder öſtlich bis an den Sambeſi. Von dem Verrate der Inſel-Batoka bedroht, gelangte er doch glücklich über den Strom und ſchlug ſeine Feinde in der Nähe der Viktoriafälle; zahlloſes Beutevieh geſtattete ſeinem Volke, in dem grasreichen Lande ſich wieder dem gewohnten Hirtenleben hinzugeben. Nachdem jedoch die Matabele den Sambeſi, wenn auch ohne dauernden Erfolg, wiederholt überſchritten hatten, gelang es Sebituane, im Weſten das Land der Marutſe zu unterwerfen. Als ein Heer ſeines Todfeindes Moſelikatſe auf eine Inſel des Sambeſi gelockt, ausgehungert und niedergemacht worden war, als deſſen zweiter Verſuch, den Strom zu überſchreiten, überhaupt nicht gelang, weil die Marutſe im Verein mit den Makololo die Ufer beſetzt hielten, da endlich konnte ſich Sebituane der Befeſtigung und Erweiterung ſeines von den „Reſidenzen“ Seſcheke am Sambeſi und Linjanti am Tſchobe aus beherrſchten Reiches zuwenden.

Sein eigenes Volk ſchwand mehr und mehr dahin. Ein unvermiſchter Stamm waren die Makololo ohnehin längſt nicht mehr, da ihre Zahl ſich in den beſtändigen Kriegen fortwährend vermindert hatte und nach echt afrikaniſcher Sitte nur durch Aufnahme der Kinder

von Besiegten ergänzt worden war. Das Malariafieber raffte einen großen Teil der Männer fort und beschränkte die Fruchtbarkeit der Frauen. Eine merkwürdige und lehrreiche Erbschaft aber haben sie hinterlassen: ihre Sprache (das Sesuto), die zum allgemeinen Verkehrsmittel im Marutse-Reiche geworden ist.

Sebituane starb 1851. Ihm folgten seine Tochter Mamotschisane und sein Sohn Sekeletu (bis etwa 1856). Mit dem Aussterben der Makololo gelangte das Volk der Marutse, neben dem sich auch das der Mambunda geltend machte, wieder an die Spitze des Reiches. Damit bemächtigte sich der Herrschaft eine neue einheimische Familie, die, dennoch auf jeden Tropfen Makoloblutes in ihren Adern stolz, von Letschulatebe, dem ursprünglich zu Lesotsilebe östlich vom Ngamisee residierenden Besieger der letzten Makololo, eröffnet wurde. Unter diesen echten Marutsefürsten hat sich Sepopo, der seine Residenz südwärts nach dem Masupiagebiete verlegte, durch seine Grausamkeit berüchtigt gemacht. Es gelang ihm, dem von einem verwandten Hause beherrschten Mambundareiche, das nach dem Tode der letzten Königin einer seiner Töchter zufallen mußte, sich ebenfalls als Herrscher aufzudrängen und somit die volle Einheit des Marutse-Mambunda-Reiches herzustellen. Er wurde 1876 ermordet und ließ das Reich in Verwirrung zurück.

Sein Nachfolger Nwana-Wena beseitigte den letzten Rest von Selbständigkeit, den das Mambundareich bewahrt hatte, indem er die Königin zwang, in ihrem und ihrer Nachkommen Namen dem Throne zu entsagen; aber er selbst vermochte, da er die geplante Ermordung der mächtigsten Häuptlinge nicht genügend geheim hielt, sich nicht lange zu behaupten. An seiner Stelle wurde Lebosche sehr gegen seinen Willen zum König ernannt; doch endete der Kampf mit Nwana-Wena mit der Niederlage und dem Tode des letzteren. Nach Leboschés Ermordung (1880) führte Lewanika, dessen Friedensliebe seinem durch Krieg und Aufstand entsittlichten Volke nicht gefiel, 1882 einen Krieg im Nordosten gegen die Maschukulumbe, denen er 40000 Rinder abnahm, ohne das Volk indessen wirklich zu unterwerfen. Ein neuer Aufruhr zwang den König und seine tatkräftigere Schwester und Mitregentin zur Flucht und brachte vorübergehend Waga-Funa auf den Thron; 1886 zurückgekehrt, befleckte Lewanika seinen Sieg durch Undank und Grausamkeit, vermochte sich aber, trotz englischer, portugiesischer und belgischer Nachbarschaft, noch eine Reihe von Jahren auf dem Throne zu behaupten, bis sein Land schließlich unter dem Namen Nordwest-Rhodesia zum größten Teil dem britischen Südafrika angegliedert wurde, während ein kleinerer Teil an die portugiesische Kolonie Angola fiel.

b) Das Lundareich.

Nordwestlich vom Marutsereiche, durch unabhängige Gebiete von ihm getrennt, dehnt sich das zweite große Staatswesen Innerafrikas, das Reich Lunda, aus, früher als das Reich des Muata Jamwo bekannt. Von festen, dauernden Grenzen ist auch hier nicht die Rede. Die Kernlande des Reiches liegen am Oberlaufe des Kassaï und der parallel mit ihm nach Norden strömenden Nebenflüsse; im Westen reicht der Einfluß des Königs bis nahe an den Kwango, im Süden bis zur Wasserscheide zwischen Kongo und Sambesi; im Norden und Osten schwankt die Grenzlinie selbst in der kurzen Zeit, wo wir das Lundareich genauer kennen. Das Herrschervolk bilden die Balunda, ein echter Negerstamm mit Bantusprache, der an Kulturbesitz unbedingt ärmer ist als die Völker des Marutse-Mambunda-Reiches; besonders merkwürdig ist, daß weder die Palmfaserstoffe des eigentlichen Kongobeckens, noch die Baumwollzeuge des Sambesigebietes gefertigt werden, noch die

Schmiedekunst sonderlich entwickelt ist. Der Ackerbau wird mit Sorgfalt betrieben, während die Viehzucht zurücksteht.

Auf die Geschichte des Landes werfen die Staatseinrichtungen einiges Licht. Auch in Lunda steht der König, Muata Jamwo genannt, mit unumschränkter Machtvollkommenheit an der Spitze des Staates, umgeben von einem Rate, der je nach der Natur des Herrschers größeren oder geringeren Einfluß übt. Das Land zerfällt in eine Menge kleinerer Gebiete, die an einzelne Häuptlinge verteilt sind und von diesen verwaltet werden. In den inneren Angelegenheiten ihrer Bezirke fast ganz selbständig, falls nicht eine Laune den Herrscher zu Eingriffen veranlaßt, müssen sie Tribut zahlen und Heeresfolge leisten. Selbstverständlich sind die meisten dieser kleinen Gebiete nicht genau abgegrenzt, so daß, wie beim Reiche der Marutse, nur die Kraft des jeweiligen Herrschers die entfernteren Landesteile festhält, die Ausdehnung und Macht des Reiches also beständig schwankt.

Eine sehr merkwürdige, auf ältere Umbildungen des Staatslebens deutende Einrichtung ist die der Nebenkönigin, der Lukokescha. Diese Herrscherin ist keineswegs die Gattin des Königs, sondern eine Angehörige des königlichen Hauses, die ihren eigenen Hofstaat, ihre besonderen Einkünfte besitzt und bei der Wahl eines neuen Muata Jamwo entscheidet. Sie darf sich verheiraten, aber ihre Männer werden offiziell als „Weiber" bezeichnet und sind im allgemeinen ohne Einfluß. So bestehen im Lundareiche zwei Regierungsspitzen nebeneinander, ohne sich gegenseitig auszuschließen oder zu befehden. Derartige Verhältnisse sind immer das Ergebnis einer geschichtlichen Entwickelung. Hier haben wir es wahrscheinlich mit dem Rest einer matriarchalischen Herrschaft zu tun, deren Entstehung und Wesen wir in anderen Gebieten der Erde verfolgen können. Über die Entstehung ihres männlichen Königtums besitzen die Balunda eine anscheinend geschichtliche Überlieferung: es soll eine Fürstin das Lundareich beherrscht, dann aber ihre Macht mit einem eingewanderten Prinzen, der ihr Gatte wurde, geteilt haben. Damals soll ein Häuptling Kinguri, nach einigen Nachrichten der Bruder der Königin, mit seinen Leuten aus Lunda entflohen sein und von den Portugiesen die Erlaubnis zur Niederlassung in Kassandsche erhalten haben (nach Carvalho um 1622). Nun wissen wir, daß die Reste der furchtbaren Dschagga sich in Kassandsche niederließen (vgl. S. 44 und 65) und an das Königreich Kongo Tribut zahlten. Sollte demnach nicht die ganze Umbildung der Verhältnisse in Lunda mit dem afrikanischen Völkersturm im 15. Jahrh. zusammenhängen? Wahrscheinlich hat das matriarchalisch regierte Lunda dem Andrange der Dschagga nicht widerstanden; erst mit Hilfe eines von Osten her eingewanderten tapferen Häuptlings mag es wieder aufgerichtet worden sein. Daraus würde es sich erklären, warum die Königswürde der Lukokescha pietätvoll beibehalten worden ist und in dem Einflusse bei der Fürstenwahl noch einen Rest der alten Vorherrschaft bewahrt hat.

An der Küste war das Lundareich schon gegen Ende des 16. Jahrh. bekannt, da die Sklaven, die aus dem Inneren kamen, viel davon zu berichten wußten. Ob das Reich der Mundekwete, gegen das der König von Kongo so schwer zu kämpfen hatte (vgl. S. 43), jenes ältere Staatsgebilde ist, das nach der eben entwickelten Annahme dem Dschaggasturm erlag, läßt sich vorläufig kaum entscheiden. So ist denn auch, obwohl portugiesische Händler schon früh nach Lunda vorgedrungen sein mögen, über die innere Geschichte des Landes nicht viel zu erzählen. Schwankend wie seine Ausdehnung unter den verschiedenen Herrschern war auch die Lage seiner Hauptstadt Mussumba (großes Lager): mit jedem Thronwechsel hat sie ihren Platz geändert, wenn sie auch niemals aus der fruchtbaren Ebene zwischen den Luluanebenflüssen Kalangi und Luisa herausverlegt worden ist. Die Erbbegräbnisse des Herrscherhauses finden sich in Nsai (Ensai) am Kallandschi.

Wenn das Lundareich im allgemeinen mit äußeren Feinden wenig zu tun hatte, so wird es dafür jetzt von einer anderen, langsam im Inneren heranwachsenden Gefahr bedroht, die, falls nicht europäische Eingriffe die Entwickelung stören, zu einer völligen Umgestaltung der Verhältnisse führen wird. Im Südwesten des Lundareiches wohnt der Volksstamm der Kioko, der seit alter Zeit in waldiger Gegend gelebt und sich ihr angepaßt hat; er bildet dadurch

einen Gegensatz zu dem Savannenvolke der Balunda. Die Kioko legen ihre Siedelungen mit Vorliebe im Wald an, sind tüchtige Jäger, sammeln Gummi und treiben Bienenzucht, wissen aber auch den Acker zu bestellen und haben eine ausgeprägte Leidenschaft für den Handel; diese ist es vor allem, die sie zu einer beständigen, langsamen Wanderung nach Norden veranlaßt. Das eigentliche Heimatland der Kioko ist dem Muata Jamwo zu Abgaben verpflichtet und in zahlreiche Bezirke geteilt; aber längst ist das wanderlustige Volk über diese ursprünglichen Sitze hinaus in zwei Strömen am Kuilu und Loange einerseits, am Luatschim anderseits nach Norden vorwärts gedrungen, überall durch seine Betriebsamkeit die faulen Balunda überflügelnd. Um 1860 waren sie noch nicht über den 10. südlichen Breitengrad vorgerückt — 1880 fand sie Max Buchner schon unter dem 7. Breitenkreise. Die Balunda betrachteten sie mit Argwohn und prahlten mit einem Kriege, durch den sie die unwillkommenen Eindringlinge vernichten wollten; doch als Händler, fleißige Ackerbauer und Schmiede waren ihnen die Kioko schon unentbehrlich geworden. Übrigens fand an den Stammesgrenzen ein solcher Austausch der Sitten und Moden statt, daß scharfe Übergänge zwischen beiden Völkern nicht mehr zu beobachten waren. Bei der Abgrenzung der europäischen Interessensphären wurde das Gebiet des Lundareiches teils dem Kongostaate, teils der portugiesischen Kolonie Angola einverleibt.

c) Die Reiche der Fürsten Kasembe, Msiri und Kasongo.

Außer dem Lande der Kioko besaß der Muata Jamwo noch eine Reihe von Gebieten, die zum Teil nur in losem, zuweilen ganz unterbrochenem Zusammenhange mit Lunda standen. Bei weitem das wichtigste von diesen ist das seit 1891 unter britische Schutzherrschaft gestellte Reich des Kasembe, dessen Hauptstadt zwischen Moëro- und Bangweolosee liegt und ebenso häufig ihren Ort wechselt wie die des Lundareiches. Auch im übrigen ist das Land ein Abbild Lundas, nur daß von keiner Lukokescha berichtet wird. Eine beständige Verbindung des Kasembe, dessen Macht in neuerer Zeit außerordentlich abgenommen hat, mit dem Muata Jamwo findet nicht statt, wie denn überhaupt weniger die Furcht vor der Kriegsmacht Lundas als andere, vielleicht abergläubische Gründe das Verhältnis zwischen den beiden Staaten aufrecht halten. Wenigstens soll der Kasembe, als er 1875 wieder einmal Tribut (Kupfer, Sklaven und Salz) nach Lunda schickte, dies auf den Rat seiner Hofzauberer getan haben, die gewisse unglückliche Ereignisse auf das Unterlassen dieser hergebrachten Huldigung zurückführten; bei vielen seiner Grenznachbarn gilt der Muata Jamwo als zauberkräftig und unbesiegbar.

Die Macht des Kasembe nahm noch mehr ab, seitdem sich der aus Unjamwesi eingewanderte Msiri weiter westlich, zwischen dem Luapula im Osten und dem Lualaba im Westen am Lufira, in Katanga zum mächtigsten Fürsten des Gebietes aufschwang. Msiri besaß Mitte der 1880er Jahre, als ihn Paul Reichard besuchte, 2—3000 mit Feuersteingewehren bewaffnete Krieger und vielleicht dreimal soviel Bogenschützen, zahlte aber ebenfalls an Muata Jamwo Tribut. Seine Handelskarawanen gingen bis Benguella, während er anderseits auch Beziehungen mit der Ostküste unterhielt. Im Dezember 1891 ist er bei einer Verhandlung von dem belgischen Kapitän Bodson niedergeschossen worden, worauf sein Reich an den Kongostaat fiel.

Kasongos Reich in Urua erstreckte seinen Einfluß bis zum Nordufer des Tanganjika, zahlte aber keinen Tribut an den Muata Jamwo. Auch hier beanspruchte der Herrscher eine abergläubische Verehrung. Übrigens sind die Kasongo nach ihrer Ansicht mit den Muata

Jamwo verwandt. Doch hat sich in den 1890er Jahren auch hier der durch die weitreichenden Einwirkungen des belgischen Kongostaates herbeigeführte Verfall der einst blühenden Negerreiche Innerafrikas deutlich in weitgehender Zersplitterung gezeigt.

B. Das Kongobecken.

Wenden wir uns vom Reiche des Muata Jamwo nordwärts nach dem gewaltigen Becken des Kongo, so gelangen wir damit in ein Gebiet, über dessen Völker noch vor wenigen Jahrzehnten auch nicht die geringste Kunde zu uns gedrungen war. Im Kongobecken fehlen die strafferen politischen Gebilde, deren Herrscherfamilien eine gewisse Überlieferung bewahren; unübersichtlich wie das wogende Meer der Kongowälder ist auch die Geschichte ihrer Stämme. Hier liegt das wirkliche „Herz Afrikas" und seiner dunkelfarbigen Rasse. Durch die brausenden Fälle des Unterlaufes vom Meere getrennt, bildete der Kongo mit seinen wasserreichen Zuflüssen eine Welt für sich, die Heimat und jahrtausendelang die uneinnehmbare Burg des dunkelfarbigen Menschenstammes, das einzige Gebiet der Erde, wo es ihm vergönnt war, sich frei und aus eigener Kraft zu entfalten.

Tatsächlich ist das Kongobecken mehr als ein geographischer Begriff; auch im ethnographischen Sinne hat es etwas Einheitliches, Geschlossenes, ohne sich doch irgendwo scharf gegen die Außenwelt abzugrenzen. Es gehört ganz und gar dem Gebiete der Bantusprachen an und besitzt, wenn wir von den scheuen Zwergvölkchen der dichtesten Waldbezirke absehen, eine echt nigritische Bevölkerung. Gewisse Künste und ein gewisser Kulturbesitz ist in ihm zwar nicht ausschließlich, aber doch vorwiegend verbreitet.

Im Kongobecken herrscht statt der kuppelförmigen Hütte und der ihr verwandten Formen der meisten Bantustämme die rechteckige Hüttenform mit Giebeldach (s. S. 30) durchaus vor. Bei den Manjema, dem ersten echten Kongovolk im Osten, traf Stanley die Grenze dieser charakteristischen Bauform, aus der vielfach auch eine besondere Anlage der Dorfschaften folgt; nicht im Kreis oder in regellosen Abständen reihen sich die Hütten aneinander, sondern in langgedehnten geraden Straßen. Aber diese Bauweise ist nicht auf das Kongobecken beschränkt, sondern gehört gleichzeitig der nigritischen Westküste an, die ja, obwohl nur im Süden die Bantusprachen herrschen, doch in vieler Beziehung eine gewisse Einheit bildet und hier ihren Einfluß, dem Kongo aufwärts folgend, bis weit ins Innere erstreckt. Sicherlich deutet diese Erscheinung auf alte geschichtliche Vorgänge hin. Entweder ist die rechteckige Hüttenform von der Westküste bis nach dem oberen Kongo vorgedrungen — oder umgekehrt, was dem Drange der Binnenvölker nach dem Meere besser entspräche.

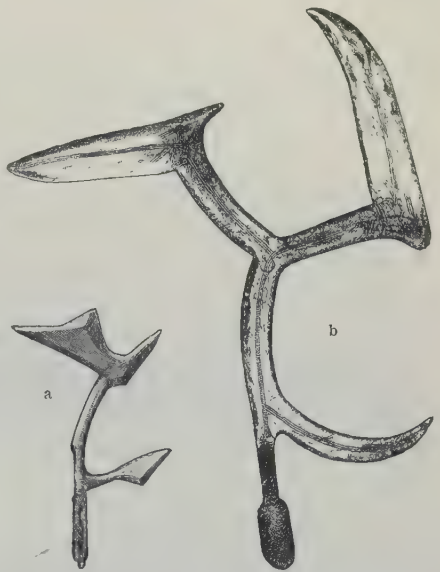
Viele Erzeugnisse der Eisenindustrie sind in beiden Gebieten merkwürdig ähnlich. Im Kongobecken herrscht ein ziemlich einheitlicher, eigentümlicher Stil: die Messer, die Speerspitzen usw. sind gedrungen, breit, streng symmetrisch; zahlreiche Messer von der Westküste folgen demselben Stilgesetze.

Die geschlossene Kultur des Kongolandes drückt sich am deutlichsten in der Verbreitung der Palmfaser- und Grasstoffe (s. S. 33) aus, die in vielen anderen Gebieten Afrikas vollkommen unbekannt sind. Diese Technik findet sich weder in Ostafrika noch im Sudan, dagegen in Kamerun und vereinzelt an der Küste von Oberguinea, und allgemein geübt wird sie im malaiischen Madagaskar: vielleicht haben wir hier die Spuren einer von Osten nach Westen gerichteten Kulturverbreitung, deren tiefste Wurzeln in Indonesien zu suchen wären.

Weniger anmutend ist die Tatsache, daß wir im inneren Kongobecken den Kannibalismus in den widerlichsten Formen verbreitet finden, und zwar sowohl als Endo- wie als Exo-Kannibalismus: von manchen Stämmen werden die Toten des eigenen Stammes verzehrt, von anderen die erschlagenen Feinde; ja es finden sich beide Sitten vereinigt. Die mächtige Entwickelung dieses Gebrauchs beweist so recht die Abgeschlossenheit des Gebietes, in das kaum der schwächste Nachhall jener geistigen Bewegungen gedrungen zu sein scheint, die der übrigen Menschheit reinere Ideale vor Augen geführt haben.

Zum Kannibalismus tritt eine zweite Sitte, die das Kongobecken wieder enger an Westafrika knüpft: der Schädelkult. Der ganze Vorstellungskreis ist allerdings in Afrika nicht entfernt so weit entwickelt wie in Indonesien (s. Bd. I, S. 537), wo die Kopfjägerei zu den Eigentümlichkeiten zahlreicher Inselstämme gehört und mit wahrem Fanatismus gepflegt wird. Immerhin finden sich gerade im Kongolande zahlreiche Spuren des Brauchs; an der Westküste ist er stellenweise sehr entwickelt und erinnert an malaiische Vorbilder.

Zeigt somit das Kongobecken in vielen einzelnen Zügen, daß es der am wenigsten berührte, verschlossenste Teil Afrikas und in gewissem Sinn eine eigene Welt ist, so ist diese Unberührtheit doch nur relativ. Ostafrika freilich, nach europäischem Maßstabe ein stilles Land, erscheint vom afrikanischen Standpunkt aus im Vergleiche zum Kongobecken als ein Gebiet wildester Bewegung, durchsetzt und wiederholt umgestaltet von fremden Kultureinflüssen. Aber die Wanderungen der afrikanischen Stämme haben nicht vor den Wäldern am Kongo Halt gemacht, und die Kulturwirkungen sind nicht sämtlich darin erloschen.



a Wurfeisen vom unteren Ubangi. b Wurfeisen der Banza und Mogwandi (nördlicher Kongostaat).

Diese Durchdringung ganz Afrikas mit fremder Kultur bezeugt die Ausbreitung amerikanischer, von Europäern eingeführter Kulturgewächse (Mais, Maniok und Tabak) oder des indischen Hanfes, dieses tief im inneren Kongobecken wohlbekannten Narkotikums. Ähnlich mag in älterer Zeit die Kenntnis des Eisenschmelzens und -schmiedens durch den Erdteil gewandert sein, mögen gewisse Haustiere bei den Stämmen des Inneren eine neue Heimat gefunden haben. Wie weit schon in früheren Jahrhunderten der Handel das Land erschloß, beweist das Vorkommen alter europäischer Glasperlen bei manchen Kongostämmen, die jetzt keine Auskunft mehr über die Herkunft dieser Schätze geben können.

Manchmal fallen einzelne Kultureinflüsse auf fruchtbaren Boden und entwickeln sich selbständig weiter, ohne doch ganz die Spur ihrer Herkunft zu verlieren. Es hat einen eigenen Reiz, gerade solchen Kleinigkeiten nachzuspüren, die doch in den Augen des Ethnologen von unschätzbarem Werte sind: oft erhellt die mit ihrer Hilfe gewonnene Erkenntnis blitzartig einen bisher dunkeln Pfad der Entwickelung. In diesem Sinne mögen die seltsamen Säbel des Kongolandes erwähnt sein, deren Schneide an der inneren Rundung liegt und die in ein breites Blatt enden. Betrachten wir diese Gebilde näher, dann kommen sie uns seltsam bekannt vor: es sind im Grunde dieselben krummen Säbel, die wir in Arabien, Indien und Abessinien finden, nur daß sie bei der Aufnahme in den Waffenschatz der Kongostämme verändert und entstellt worden sind. Ihre Form verrät uns noch heute, im Gefolge welcher Einflüsse sie in das Innere gelangt sind: ein Zeugnis jenes Kulturstromes, der einst von der Nordostküste nach dem Binnenlande flutete. Daneben spiegelt sich in der Verbreitung des Wurfeisens (s. die obenstehenden Abbildungen) ein anderes Stück altafrikanischer Geschichte wider. Diese merkwürdige schneidende Wurfwaffe ist im mittleren Sudan in einer

charakteristischen, ziemlich einfachen Form bei den heidnischen Stämmen verbreitet und war höchstwahrscheinlich einst in diesem ganzen Gebiet in Gebrauch. In Bornu ist das Wurfeisen heute nicht mehr üblich; in Dar Fur besitzt der Sultan eine Anzahl Wurfeisen, während sie vom Volke nicht mehr gebraucht werden, und die Teda in der Sahara bedienen sich der Waffe mit Vorliebe bis auf den heutigen Tag. Dieses echt sudanische, vorislamische Kulturbesitztum ist weiter südwärts gewandert und hat dabei seine Form mannigfaltigst und wunderlich verändert; damit können wir die Spuren alter und neuerer Wanderungen verfolgen, die teilweise durch andere Zeugnisse bestätigt werden und erkennen lassen, daß die südlichen Gebiete des mittleren Sudan ein Ausstrahlungspunkt wichtiger Völkerbewegungen gewesen sind. Nach Westen hin haben die Fang (Fan) das Wurfmesser bis an die Küste von Gabun getragen; im Osten ist es mit den Niam-Niam bis in die Nähe des oberen Niltals vorgedrungen, ja ein vereinzeltes Vorkommnis am oberen Blauen Nil läßt an ältere, noch ausgedehntere Wanderungen denken; im Süden endlich ist es den Ubangi abwärts bis an den Kongo gelangt und hat sich am Ufer dieses Riesenstromes weiter verbreitet. So haben wir die Spur einer nördlichen Einwanderung in das Kongobecken gefunden. — Bei den Bateke am Stanleypool, den Bassongo-Meno zwischen Lukenje und Sankurru sowie bei den Bakuba am Kassaï findet sich dagegen die Überlieferung, daß die früheren Sitze des Volkes im Nordwesten, im Hochlande des Ogowe, gelegen haben; das deutet neben anderen Zeugnissen darauf hin, daß auch von Adamaua aus der Druck der vorrückenden Sudanneger zu Einströmungen in das Kongobecken geführt hat.

a) Die Baschilange.

Neben der nördlichen Einströmung steht eine sehr merkbare südöstliche, über die wenigstens bei den Baschilange eine vertrauenswerte Tradition besteht. Dies Volk wohnt am unteren Lulua zwischen dem mittleren Kassaï und Sankurru, also an den Nordgrenzen des Lundareiches. Es ist in Wirklichkeit ein Mischvolk, das sich aus einem altansässigen friedlichen Stamm und den von Südosten kommenden kriegerischen Baluba gebildet hat.

Das Vorkommen des charakteristischen Kaffernschildes und manche andere Eigentümlichkeit lassen vermuten, daß diese mit Kaffern gemischt oder doch von ihnen beeinflußt sind. Die älteren Bewohner des Landes waren nach Wissmann den Zwergvölkern verwandt. Ostwärts vom Gebiete der Baschilange bis zum Tanganjika hin sitzen reine, ungemischte Baluba, die sich von den Baschilange in vielen Stücken unterscheiden.

Die Baschilange sind geistig besser entwickelt als der Durchschnitt der Negervölker; sie sind wißbegieriger und weniger zu blindem Aberglauben geneigt, dabei bereit, alles Achtunggebietende nachzuahmen. So konnte sich bei diesem im innersten Afrika wohnenden Stamm eine neue Religion entwickeln, die, auf einer eigenartigen Grundlage aufgebaut, das ganze Volk merkbar umgebildet hat. Vielleicht spielt hier einerseits etwas rein Ethnologisches mit, indem die Art und Denkweise der friedlichen Urbewohner über das Wesen der eingedrungenen Baluba siegte. Anderseits aber ist die neue Religion gar nicht zu verstehen, wenn wir nicht annehmen, daß einzelne Keime der christlichen Lehre von der Küste her nach dem Inneren gelangten und bei den Baschilange auf fruchtbaren Boden fielen; sind doch auch Messingkreuze zu den Baschilange gewandert und werden als Amulette hoch geschätzt.

Da die neue Religion ihren Mittelpunkt im Hanfkultus findet, dürfte ihre Entstehung in die Zeit zu setzen sein, wo die Sitte des Hanfrauchens von der Ostküste her bis nach dem Inneren des Kongobeckens gekommen war. Der Gedanke, in einem narkotischen oder auf andere Weise berauschenden Mittel etwas Heiliges und Verehrungswürdiges zu sehen und einen förmlichen Kultus damit zu verbinden, ist keine ausschließliche Eigentümlichkeit der Baschilange: im Soma-Opfer der indischen Arier (s. Bd. I, S. 373), in der Hochschätzung des Tabaks durch manche Indianerstämme haben wir ähnliche Erscheinungen. Es scheinen

sich zunächst kleine Gruppen und Gemeinden von Hanfrauchern gebildet zu haben, deren Anhänger einen engen Freundschaftsbund untereinander schlossen und mit leidenschaftlichem Eifer neue Mitglieder warben, bis sie endlich die Übermacht erlangten. Auf diese Weise wurden innerhalb des Stammes friedlichere Verhältnisse geschaffen. Die Hanfraucher erließen Gesetze, die in ihrer Milde ganz unafrikanisch anmuten; und sie beschränkten ihre freundschaftlichen Gesinnungen nicht auf die Genossen ihres Bundes, sondern nahmen auch den Fremden gegenüber eine entgegenkommende Haltung ein — nicht ganz zu ihrem Heile. Die schlauen, betriebsamen Kioko (vgl. S. 70) benutzten die Unerfahrenheit der Baschilange, um sie auszubeuten und ganze Handelskarawanen, die sich vertrauensvoll nach dem Kiokogebiete begeben hatten, in die Sklaverei zu verkaufen. Sie selbst brachten Pulver und Gewehre zu den Baschilange und ermöglichten es damit einzelnen Häuptlingen, sich größeren Einfluß zu verschaffen.

Als Pogge und Wissmann, die ersten Europäer, das Land der Hanfraucher erreichten (1881), traten zwei Häuptlinge, Kalamba (Mukenge) und Tschingenge, als Nebenbuhler in den Vordergrund; eine Schwester Kalambas, Meta, nahm eine ähnliche Stellung ein wie die Lukokescha im Lundareiche (vgl. S. 70). Bald darauf haben die Raubzüge der Araber und der mit ihnen verbündeten Eingeborenen, besonders des berüchtigten Häuptlings Sefu ben Mohammed (Sappu-Sapp; des Sohnes von Hammed ben Mohammed oder Tibbu-Tibb), eine grenzenlose Verwirrung im östlichen Kongobecken erzeugt, ganze Landstriche entvölkert und die inländische Kultur zertrümmert. Doch das Eingreifen der Europäer und namentlich die zunehmende Konsolidierung in Belgisch-Kongo hat Umwandlung der Zustände zum Besseren angebahnt.

b) Die innersten Kongostämme.

Im innersten Kongobecken drängen sich die Völker um den Strom, der eine ähnliche Anziehungskraft ausübt wie der Ozean; er bietet Überfluß an Fischen, bequemen Verkehr der Ortschaften untereinander und bei feindlichem Angriff sichere Zuflucht in seinen Uferdickichten, auf den Inseln und dem gegenüberliegenden Ufer. Im kleineren Maßstabe gilt das auch von den schiffbaren Nebenflüssen des Kongo, die zuweilen als Grenzen den Raubzügen Halt geboten haben und dann auf dem einen Ufer dicht bevölkert, auf dem anderen öde und verlassen sind. Der Drang nach dem Strome, die von außen sich fortpflanzenden Stöße größerer Völkerverschiebungen lassen auch die Bewohner des innersten Afrikas nicht zur Ruhe kommen. Aber es geht kein großer Zug durch diese Wanderungen; es ist keine jener riesigen, rasch entstehenden Staatenbildungen möglich, wie in anderen Gebieten Afrikas. Die endlosen Wälder, die zahlreichen breiten Ströme verhindern jedes stürmische Vordringen; und auf dem Strome selbst hat sich kein durchgehender Verkehr, die erste Wurzel friedlicher Staatengründung, entwickelt. Stanley gelang es mit Hilfe europäischer Waffen, sich durch die kriegerischen Kannibalenstämme hindurchzuschlagen, — den Eingeborenen war jenseits der Grenzen ihres Stammesgebietes die einladende Wasserstraße verschlossen. Das hat sich freilich seit dem Auftreten der Europäer gründlich geändert; besonders die kleinen Fischervölker, die auf den Inseln und Ufern der Ströme lebten, haben ihre Fahrten ausgedehnt und sich teilweise zu unternehmenden Händlern umgebildet, die in den Gebieten anderer Stämme Kolonien begründen. Anfänge dazu waren am unteren Teile des Stromes schon früher vorhanden. Besonders die Bajansi haben sich zu einem typischen Händlervolk entwickelt; ihre Sprache ist zur Handelssprache im Gebiet oberhalb Stanleypools geworden.

c) Die Zwergvölker.

In den Waldgebieten, und zwar gerade bei den Negerstämmen, die seit langer Zeit ihre Wohnsitze innehaben, hat sich eine wichtige ethnische Umsetzung vollzogen. Es konnte nicht

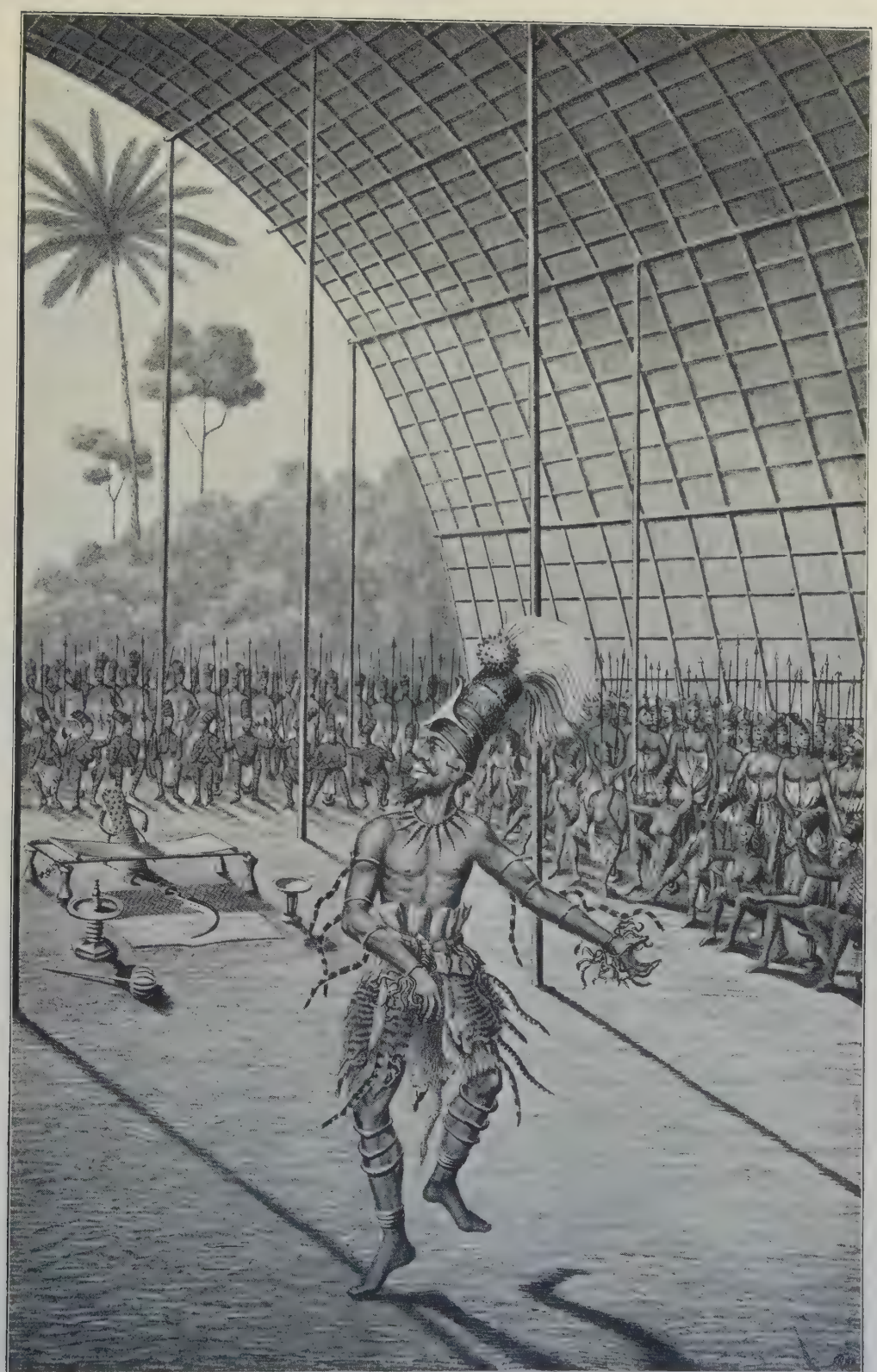
fehlen, daß diese Neger mit den Zwergvölkern in Berührung kamen und mit ihnen, vielleicht nach langen Kämpfen, endlich eine jener eigentümlichen Lebensgemeinschaften eingingen, bei denen beide Teile ihre Rechnung finden. Diese Gemeinschaft mußte mit der Zeit zu mehr oder weniger ausgedehnten Mischungen, ja hier und da zur Bildung wirklicher Mischstämme führen. Die Baschilange, bei denen ein starker Zuschlag von Pygmäenblut zu vermuten ist, sind schon erwähnt (S. 74); die zahlreichsten dieser Mischvölker aber sitzen im Waldlande des oberen Aruwimi und in der Nähe der kleineren Nilquellseen.

d) Vom Kongo zum Nil.

Im Norden des inneren Kongobeckens ziehen sich jene Landstriche hin, die am längsten der europäischen Forschung verschlossen geblieben sind und als breite Übergangssäume den Sudan mit den Gebieten der Bantuneger verbinden; sie umfassen das südliche Adamaua, den Oberlauf des Schari und Ubangi und Landschaften am Niltale, das mit seiner eigentümlichen Bevölkerung sie von den Ländern der östlichen Steppenbewohner, vor allem der Galla, scheidet. Es ist ein Übergangsgürtel im doppelten Sinne. Hier vollzieht sich, wie im Sudan selbst, die Mischung hellfarbiger, von Norden kommender Völker mit den echten Negern. Während aber im Sudan das nördliche Hamitentum physisch oder doch politisch überwiegt und dem ganzen Gebiete seine Eigenart aufzwingt, herrscht in dem südlichen Grenzstreifen der Neger so vor, daß sich das hamitische Blut nur in einem Anfluge höherer Gesittung und kriegerischer Entschlossenheit äußert. Gleichzeitig aber vermittelt der Gürtel auch die Fortpflanzung nördlicher Völkerbewegungen nach dem schweigenden Inneren des Erdteils meist nicht in der Art, daß ihn ein erobernder Völkerstrom durchbricht, sondern mehr auf die Weise, wie ein Stoß sich in einer elastischen Masse fortpflanzt und auf immer neue Stoffteilchen seine Kräfte überträgt. Die vermittelnde Lage dieses Mischgeländes bringt es mit sich, daß ein Teil seiner Bewohner in engen, wenn auch meist leidenden und unerfreulichen Verhältnissen zu den Reichen des Sudan steht; ein anderer Teil dagegen verlangt eine aufmerksame Betrachtung bereits an dieser Stelle.

α) Die Niam-Niam.

An erster Stelle sind da die Niam-Niam zu nennen oder die Makaraka, wie sie nach ihrem am weitesten ostwärts vorgeschobenen Stamme zuweilen insgesamt bezeichnet werden; sie selbst nennen sich Sandeh. Ihr Gebiet liegt an den nördlichen Zuflüssen des oberen Ubangi. Aber es ist kein Land mit einheitlicher Bewohnerschaft, sondern durchsetzt von den Resten halb und ganz unterworfener Völker; die Niam-Niam waren, als sie zum ersten Male von Europäern besucht wurden, zweifellos im Vordringen nach Osten begriffen. Möglicherweise sind sie mit den Fang (Fan) der Westküste im Grunde genommen eines Stammes und von einem Gebiet eingewandert, das ihnen ursprünglich mit jenen gemeinsam war; es spricht aber viel dafür, daß dieses alte Wohngebiet nicht allzuweit von den späteren Sitzen der Niam-Niam gewesen sein kann. Das Stammgebiet der beiden Herrscherhäuser, denen die meisten Sandehfürsten angehörten, lag am unteren Mbomu, einem der Hauptnebenflüsse des Ubangi. Auch die tiefgehenden Einwirkungen, die sie auf zahlreiche Stämme des oberen Ubangitales bis zum Albertsee und selbst zum Kongo hin geübt haben, lassen auf längere Berührung schließen; so findet sich unter anderem ihr charakteristisches Wurfmesser bei den Anwohnern des Kongo in der Nähe der Aruwimimündung. In ihren wilden kannibalischen Gewohnheiten schließen sich die Niam-Niam eng an die Bewohner des inneren Kongobeckens

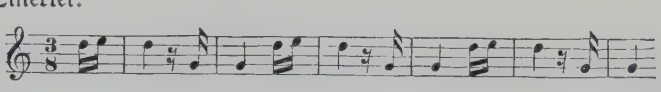


Der Mangbetukönig Munsa tanzt vor seinen Weibern und Kriegern (1870).
Nach Georg Schweinfurth.

Erklärung des umstehenden Bildes.

Auf seinen Reisen im mittleren Äquatorial-Afrika während der Jahre 1868—71 war Georg Schweinfurth am 21. März 1870 in die Residenz des Mangbetukönigs Munsa, eines damals fast 40jährigen, ziemlich hoch gewachsenen, schlanken, aber kräftigen Mannes von strammem und geradem Wuchse gelangt. Der Reisende schildert Munsas Gesichtszüge als nicht unschön, aber nicht einnehmend, „neronisch"; ein ziemlich dichter Knebelbart umgab sein Kinn, während die Backen mit einigem Haarwuchse bekleidet waren. Gegen die völlig kaukasische Nase und das fast orthognathe Profil stachen die besonders stark aufgeworfenen, wulstigen Negerlippen lebhaft ab. Aus den Augen leuchtete ein wildes Feuer tierischer Sinnlichkeit, und den niemals lächelnden Mund umspielte ein Habsucht, Gewalttätigkeit und Grausamkeit verratender Zug.

Die umstehend dargestellte Szene trug sich in einer großen (30 m langen, 12 m hohen und 15 m breiten) Holzhalle zu. Im Inneren war ein weiter Raum freigelassen worden; 80 Weiber des Königs saßen händeklatschend auf ihren kleinen Schemeln und umgaben ihn in einem einreihigen Viereck. Hinter den Weibern, die zur Feier des Tages in abenteuerlichster Weise bemalt erschienen waren, standen die Krieger in vollem Waffenschmuck; ein Wald von Lanzen starrte zur Decke. Alle musikalischen Kräfte, über die der König verfügte, waren aufgeboten worden: Kessel- und Holzpauken, Hörner und Pfeifen, Schellen und Glocken. Des Königs Haupt beschattete ein gewaltiger Aufsatz von langhaarigem Pavianfell, von dessen Spitze lange Federbüschel herabflatterten; die Arme waren mit Genettschwänzen behangen, und an den Handgelenken hatte Munsa große Bündel von Schweinsschwänzen befestigt. Ein dichter Schurz von verschiedenen Tierschwänzen umgürtete die Hüften; die nackten Beine waren mit klirrenden Ringen besetzt. In diesem Aufzug sprang der König Munsa in dieser Umgebung in rasendem Tanz umher, im Takte der Musik die Arme nach allen Richtungen schleudernd. Bald schnellten die Beine horizontal am Boden hin und her, bald wurden sie hoch in die Luft geworfen. Dazu tobte die Musik in wüstem, unermüdlichem Einerlei:



Mit erhobenen Armen begleiteten alle Weiber diese Klänge, die flachen Hände aufeinander schlagend und den Takt dazu klatschend. Alle halben Stunden pausierte Munsa etwas; dann raste er unermüdlich von neuem los, bis ein vom Sturm in die halbe Halle gepeitschter Regen die Leidenschaft abkühlte.

Nach Georg Schweinfurth, Im Herzen von Afrika, 2. Teil (Leipzig 1874).

an und unterscheiden sich scharf von den Stämmen am oberen Nil, denen sie deswegen ein Gegenstand der Furcht und des Abscheues waren; der Name „Niam-Niam", den ihnen die Dinka beigelegt haben, bedeutet „Fresser". Bei der Aufteilung Afrikas unter die europäischen Mächte ist ihr Gebiet teils Belgisch-Kongo, teils der französischen Interessensphäre zugefallen.

β) Die Mangbetu.

In vieler Hinsicht den Niam-Niam ähnlich, nur auf weit höherer Kulturstufe steht, oder richtiger, stand das Volk der Mangbetu (Monbuttu, Mombuttu) im Quellgebiete des Ubangi, ein in vieler Beziehung rätselhafter Stamm. Manches in ihrer Kultur erinnert an die der Wahumastaaten im Gebiete der großen Seen, so besonders die Benutzung der geklopften Baumrinde als Kleiderstoff; der gewohnheitsmäßige Kannibalismus schließt sie an die Kongovölker an, und Spuren hamitischer Blutmischung lassen sich nicht verkennen. Bemerkenswert ist das Fehlen des Wurfmessers, der charakteristischen Waffe in jenem Zwischenlande, bei den Mangbetu; dennoch weisen ihre Überlieferungen nicht auf eine Einwanderung aus Osten, sondern auf eine solche aus Westen hin.

Als Georg Schweinfurth (s. die Abbildung S. 25) 1871 als erster Europäer die Mangbetu besuchte, herrschten dort zwei Oberhäuptlinge, Munsa (s. die beigeheftete Tafel „Der Mangbetukönig Munsa tanzt vor seinen Weibern und Kriegern") und Degberra. Im Norden war das Land durch eine Wildnis vom Gebiete der Niam-Niam getrennt; im Süden wohnten echte, kulturarme Negerstämme, die von den Mangbetu als Momfu und Mambode bezeichnet wurden, im Südwesten aber lebte das merkwürdige Zwergvolk der Akka (Tikki-Tikki), das teilweise dem Häuptling Munsa unterworfen war. Ganz nach sudanischer Art unternahmen die Mangbetu häufige Raubzüge in die Gebiete ihrer südlichen und südöstlichen Nachbarn und verkauften die erbeuteten Sklaven an die nubischen Händler, die damals bereits ihren Weg bis zu den nördlichen Zuflüssen des Kongo gefunden hatten, bis sich endlich auch die Mangbetu aus Jägern in gejagtes Wild verwandelten: die Herrschaft ihrer Fürsten und die eigentümliche Kultur des Volkes, in der sich Anklänge der verschiedensten Einflüsse vereinigten, brach zusammen, nachdem Munsa 1873 gefallen war. Gegenwärtig gehört ihr Gebiet zu Belgisch-Kongo.

γ) Die Bongo und ihre Nachbarn.

Den Übergang zu den Stämmen des Niltals bildet eine Gruppe von Völkern, die das höher gelegene Land an den südlichen Zuflüssen des Gazellenstromes bewohnen und durch ihre verhältnismäßig helle Hautfarbe sowie eine Anzahl von Sitten und Bräuchen den Niam-Niam, in anderer Hinsicht wieder den eigentlichen Nilnegern nahestehen. Den bedeutendsten dieser Stämme bilden die Bongo (Dor); im Südosten schließen sich an sie die Mittu-Moru, Abukaja, Abaka usw. an. Von einer sicheren Geschichte dieser Stämme ist natürlich keine Rede; ihre traurigen Schicksale in neuerer Zeit aber gehören denen des östlichen Sudan an und beruhen, ebenso wie die der Niam-Niam, Mangbetu und der Stämme des Niltales, auf den verhängnisvollen Eingriffen islamischer Sklavenhändler und der ägyptischen Regierung. Aus Spuren ergibt sich für die ältere Zeit nur die Tatsache, daß auch in den westlichen Hochlanden des Nilgebietes Völkerverschiebungen der verschiedensten Art stattgefunden haben.

C. Das Gebiet des oberen Nils und seiner westlichen Zuflüsse.

Wie eine von den Fluten und Wogen des Ozeans umbrandete Insel oder wie ein Tal, über das die Stürme unschädlich dahinbrausen, liegt das Land am Oberlaufe des Weißen

Nils und am Bahr el-Ghasal vor uns. Hier, an den sumpfigen Ufern des Riesenstromes, hat eine Kette echt nigritischer Stämme Zuflucht vor den ringsum andrängenden Völkerwogen gefunden und seit Jahrtausenden die sichere Heimstätte behauptet.

Daß die Völker des oberen Nils seit alter Zeit ihre Sitze innehaben, ergibt sich aus mehreren Umständen. Nur beiläufig sei die Beobachtung Ernst Marnos erwähnt, der an einem Nebenflusse des Nils im Gebiete der Bari eine prähistorische Schicht aufgeschlossen fand. „An den bei 3 m hohen Steilufern des Kor Lurit", schreibt er, „fanden sich in der Tiefe von 2—$2^1/_2$ m zahlreiche Bruchstücke von Tontöpfen, Knochen, Süßwasser- und Landkonchylien, Kohle usw. Erstere zeigten ganz den Charakter der aus Ton gefertigten und schwach gebrannten Töpfe, wie sie noch heutigentags von diesen Negerstämmen verfertigt werden, und dürften wohl darauf schließen lassen, daß diese Neger die Stufe, auf welcher sie heute stehen, unverändert seit langem eingenommen haben." Obwohl keine genauere Untersuchung stattgefunden zu haben scheint, es also nicht ganz sicher ist, daß wirklich dieselben Stämme seit entlegenen Zeiten das Gebiet bewohnen, so gewinnt dies Vorkommnis doch, mit anderen Tatsachen verknüpft, große Bedeutung.

Darunter ist in erster Linie die anthropologisch sehr merkwürdige Anpassung an das Wohngebiet zu nennen, die besonders den nördlicheren Stämmen des oberen Niltales eigen ist: es sind typische Sumpfbewohner geworden. Schweinfurth meint, daß sich nirgends in der Welt das Gesetz der Natur, demzufolge gleiche Daseinsbedingungen ähnliche Formen unter den verschiedensten Klassen des Tierreiches hervorzurufen vermögen, mehr bewahrheite als hier. Menschen und Tiere gewinnen in Gebieten, deren natürliche Beschaffenheit sie in grellen Gegensatz zu den Nachbarländern stellt, etwas Gemeinschaftliches in der Summe ihrer Merkmale und eine gewisse Übereinstimmung in ihrem Charakter. Im Gegensatze zu den Bewohnern der steinigen und felsigen Hochländer, die das Niltal umranden, machen die an den sumpfigen Flußniederungen ansässigen Schilluk, Nuër und Dinka nach Theodor von Heuglin den Eindruck menschlicher Flamingos: es sind echte Sumpfmenschen. Plattfuß und verlängerte Ferse sind für ihren Bau bezeichnend. Wie Sumpfvögel pflegen sie stundenlang bewegungslos auf einem Beine zu stehen. Ihr Schritt ist gemessen, ihre Gliedmaßen sind dürr und langschüssig, der Hals ist ebenso verlängert und mager. Liegt hier nicht der Gedanke an die Kraniche der Sage nahe, mit denen die Pygmäen kämpften?

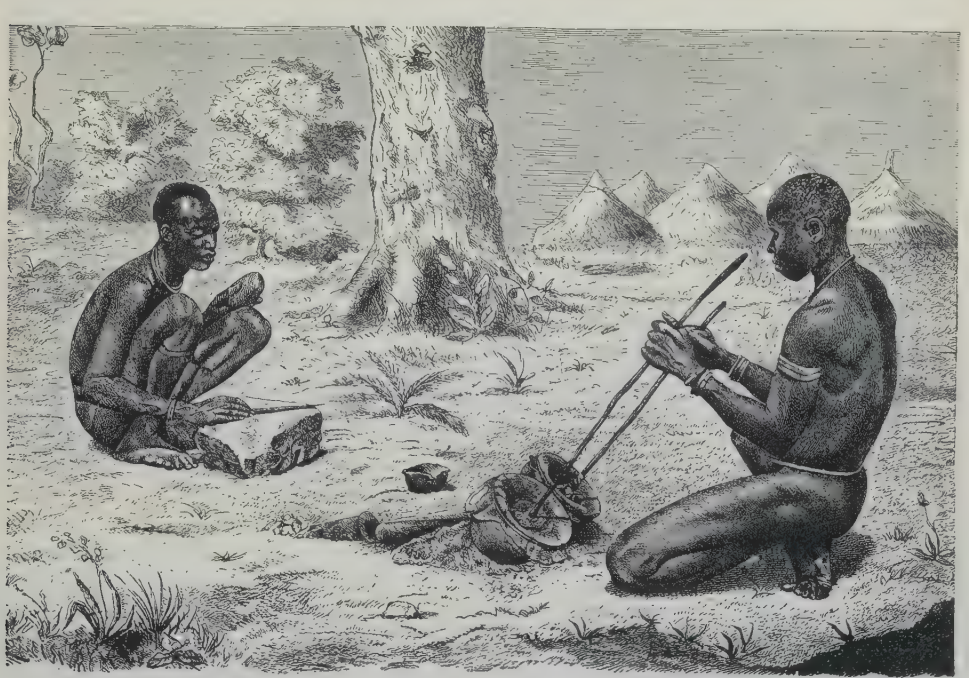
Eine so vollkommene Anpassung an den Boden vollzieht sich nicht in wenigen Jahrhunderten; hier ist die Wirkung einer gewaltigen Spanne Zeit verkörpert. Die durch Kaiser Nero abgesandte Expedition in das obere Nilgebiet erwähnt tatsächlich nicht nur die „immer nackten" Menschen oberhalb Meroës, die in ihren Sitten ganz den heutigen Uferbewohnern entsprechen, sondern wir dürfen auch in den Megaberri oder Adiaberi (auch Simberri und Tonoberi werden genannt) das noch jetzt im oberen Nillande hausende Volk der Bari vermuten; und sollten die Bari in ihr gegenwärtiges Gebiet erst in neuerer Zeit eingewandert sein, so darf man daran erinnern, daß auch unter den Dinka Stämme ähnlichen Namens (Bor und Berri) noch heute zu finden sind. Zweifelhafter ist, ob die Adabuli mit den Schilluk (Schuli) zu vereinigen sind und die Mothitar vielleicht den Madi, die Ipsodorae den Dor (Bongo) entsprechen. Auch den Gebrauch, den Körper mit rötlicher Asche einzureiben, erwähnt der ältere Plinius, der die Ergebnisse der Expedition mitteilt.

Die Völker des Niltales sind trotz ihrer Geborgenheit nicht ganz unbeeinflußt geblieben; das beweisen zwei große, sicher nicht an Ort und Stelle selbständig erwachsene Kulturerrungenschaften: Rinderzucht und Eisenbereitung. Gerade die Hauptstämme sind jetzt Viehzüchter, viele hervorragende Schmiede. Aber auch an Verschiebungen der einzelnen Volksteile hat es nicht gefehlt. Viele der alten Namen (wie der von Herodots Automolern, die dort wohnen sollten, wo der Nil von Westen nach Osten fließt) sind nicht mehr zu deuten; andere Völker waren noch in neuerer Zeit in Bewegung und haben bedeutende Veränderungen bewirkt. Zu mancher dieser Wanderungen mag die dichte Bevölkerung im Niltale beigetragen haben; Spuren des Völkergemisches, das durch das Hinausströmen der Nilbewohner über ihre Heimat entstanden ist, finden wir in den „Hamito-Niloten" Ostafrikas.

a) Die Schilluk und ihre Verwandten.

Gleich der nördlichste Negerstamm am Weißen Nil ist ein Beweis dafür, daß auch in diesem stillen Erdenwinkel keine vollkommene Ruhe herrscht. Die Schilluk, am linken

Nilufer von der Mündung des Sobat bis nahe zum 12. nördlichen Breitenkreis und früher noch weiter nördlich seßhaft, sind typische Sumpfmenschen, durchaus dem Boden ihres heutigen Gebietes angepaßt und deshalb zweifellos alte Bewohner der feuchten Niederungen. Aber nach ihrer eigenen Überlieferung lagen ihre Ursitze nicht am Nil selbst, sondern am unteren Sobat, wo sich noch jetzt ein Rest des Stammes findet. Sie sind aus diesen heimatlichen Sümpfen um 1700 vor dem Ansturme der Gallastämme gewichen und haben sich (vielleicht in mehreren aufeinanderfolgenden Wanderzügen) nach verschiedenen Richtungen hin verbreitet. Die größte Masse hat das eben erwähnte Gebiet am linken Nilufer besetzt; eine andere Gruppe, jetzt als Dschur bezeichnet, hat sich nördlich von den Bongo und im südlichen Bahr el-Ghasal eingeschoben; noch weiter südwärts versprengt sind die Belanda



Schmiede der Bari. Nach einer Zeichnung von Richard Buchta.

zwischen den Ländern der Bongo und der Niam-Niam. Verwandte der Schilluk endlich sitzen jetzt dort, wo der Nil den Albertsee verläßt: die Schuli im Niltal und auf den östlich angrenzenden Höhen und die durch die Niam-Niam stark beeinflußten Lur seit etwa hundert Jahren am Nordwestufer des Albertsees. Der am weitesten gewanderte Zweig endlich sind die Dscha-Luo in Kawirondo an der Nordostecke des Viktoriasees.

b) Die Dinka.

Ein zweites, offenbar seit uralter Zeit im Sumpflande hausendes Volk sind die Dinka mit ihren zahlreichen Stämmen, die das ganze Niltal vom 6.—12. Breitenkreise mit Ausnahme des von den Schilluk bewohnten Striches erfüllen und auch am Bahr el-Ghasal und seinen Zuflüssen bis zur Grenze des Hochlandes sitzen. Von aktiven Wanderungen wird trotz ihrer großen, zur Kolonienbildung lockenden Volkszahl nichts berichtet, sondern nur von Einbußen, im Norden durch die Schilluk, im Süden durch die Bari. Sie sind das Kernvolk des

Niltales; daß in älterer Zeit ihr Name nicht erwähnt wird, liegt sicher an ihrer Zersplitterung in kleinere Stämme, die ihr einheitliches Volkstum verschleierte. Auch vor kurzem noch sind viele ihrer Unterabteilungen, wie die Nuër, Berri, Kitsch, Eljab, Bor usw., zunächst als selbständige Stämme betrachtet worden, bis sich ihre Zugehörigkeit zur großen Familie der Dinka ergab.

c) Die Bari und die Madi.

Südlich vom Lande der Dinka werden die ethnographischen Verhältnisse verworrener. Hier fließt der Nil nicht durch eine unübersehbare versumpfte Ebene, seine Ufer sind nicht wie weiter im Norden sichere Zufluchtsstätten: das Bergland tritt mehr hervor; in unmittelbarer Wirkung dieser örtlichen Beschaffenheit sehen wir hier die Stämme wild durcheinandergeschoben, vielfach gemischt und voneinander beeinflußt. Ein geschlossenes Gebiet behaupten noch die Bari, die etwa zwischen dem 4. und 6. nördlichen Breitenkreise das Niltal und das umliegende Gebirgsland bewohnen. Nach ihrer eigenen Angabe sind sie erst seit einigen Geschlechtern in diesem Landstriche seßhaft, den sie, von Süden kommend, dem Dinkastamme der Berri entrissen haben. In der Tat entspricht ihr Typus nicht ganz dem der echtnilotischen Dinka und Schilluk. Auch durch die Sprache unterscheiden sie sich von ihren Nachbarn; während diese Sudansprachen sprechen, gehören die Sprachen der Bari wie der Latuka östlich vom Nil zur hamitischen Gruppe und sind am nächsten der Massaisprache verwandt.

Weiter südlich bis zum Albertsee wohnen neben den Verwandten der Schilluk die Madi, ein Volksstamm, der offenbar aus einer Mischung von Niloten mit den hellfarbigeren Bewohnern des Randgebietes (Bongo usw.) entstanden ist. In der Tatsache dieser Mischung liegt alles, was sich über ihre ältere Geschichte sagen läßt.

---

6. Die kolonialen Beeinflussungen.

Der Eigenart Afrikas hat lange Zeit die Entwickelung der europäischen und der jüngeren arabischen Siedelungen entsprochen: verschlossen und unbekannt lag das Innere, das freie Besitztum der dunkeln Rasse, und nur an den Küstenrändern erhoben sich Städte und Faktoreien, die zwar zuweilen der Ausgangspunkt von Handels- und Forschungsreisen waren, aber keinen machtvollen politischen und kulturellen Einfluß ausübten. Erst in der jüngsten Zeit hat sich das geändert: nach der großen Entdeckungsfahrt Stanleys den Kongo hinab und nach der Begründung des Kongostaates, wenn auch der Umschwung bereits in mancher Hinsicht vorbereitet war. In diesem Sinne läßt sich der ungeheure Stoff der tropisch-afrikanischen Kolonialgeschichte in zwei Hauptabschnitte zerlegen, in die Zeit vor und in die nach 1876.

A. Die Geschichte der Kolonien im tropischen Afrika.

a) Die tropisch-afrikanische Kolonialgeschichte bis zum Jahre 1876.

α) Die Portugiesen.

Die Portugiesen, die Umsegler Afrikas, erschienen zuerst auf dem Plan. Obwohl von dem Wunsche beseelt, auf ihren Fahrten das Reich des Erzpriesters Johannes zu entdecken, verschmähten sie es doch keineswegs, durch Anlage von Siedelungen und Handelsfaktoreien gleich anfangs den möglichsten Nutzen aus den afrikanischen Gebieten zu ziehen.

Solange die Umschiffung vom Kap Bojador nicht gelungen war, also vor 1434, hatte man freilich wenig Interesse, sich der öden Küstenränder der Sahara zu bemächtigen; aber als beim weiteren Vordringen

Die Ruinen der Königsburg zu Kilwa-Kisiwani in Deutsch-Ostafrika.

Das Haupttor der Festung zu Mombas in Britisch-Ostafrika.

Bauten aus der Portugiesenzeit Ostafrikas.

Nach Justus Strandes, Die Portugiesenzeit von Deutsch- und Englisch-Ostafrika (Berlin 1899).

Erklärung der umstehenden Abbildungen.

Als greifbare Erinnerung an die 200jährige Herrschaft der Portugiesen über die ostafrikanische Küste ist wenig übriggeblieben: der durch den Freiherrn Karl Klaus v. d. Decken bekanntgewordene Vasco-da-Gama-Pfeiler bei Malindi (Melinde), die geringen Reste der Festung auf Kilwa-Kisiwani, die stolze Feste „Jesus von Mombas" und einige sonstige Befestigungen auf der Insel Mombas.

1) Dom Francisco d'Almeida, Gouverneur und Vizekönig in Indien, hatte als der Befehlshaber einer Flotte von 22 Schiffen mit 1500 Mann an Bord am 24. Juli 1505 Kilwa erobert und am 26. Juli Mohammed ben Ruku ed-Din (genannt Mohamed Ankoni) als neuen König eingesetzt; dann schritt er zu der Anlegung einer Feste (Sam Jago) und belegte sie mit einer Besatzung von 150 Köpfen. Ob die umstehend abgebildete „Königsburg" schon auf die Blütezeit Kilwas unter König Suleiman Haßan (Soliman Haßan; 1178—95) zurückzuführen sei, ist mehr als zweifelhaft. Heutige Bewohner nennen als ihren Erbauer vielmehr einen Schirasi Mfalme Suff (= König Jußuf aus Schiras); ist dieser Suff identisch mit dem Vater eines 1723 regierenden Sultans „Ibrajmo bun Sultão O'Sufo", dann wäre die Königsburg erst um 1700, also in nachportugiesischer Zeit, entstanden.

2) Um die Niederlassung in Kilwa zu heben, hatte Francisco d'Almeida am 15. August 1505 Mombas (Mombasa, Mombassa) genommen und am nächsten Tage zerstört. Da sich jedoch die Minderwertigkeit von Kilwa bald herausstellte, wurde unter dem indischen Oberbefehlshaber Affonso d'Albuquerque 1512 Kilwa wieder geräumt. Inzwischen hatte sich Mombas so weit gekräftigt, daß es am 18. November 1528 durch den neuen Generalgouverneur Nuño da Cunha, der 6 Schiffe mit 800 Portugiesen befehligte, zum zweitenmal erstürmt werden mußte; über vier Monate mußte er dann unter großen Verlusten in der eroberten Stadt ausharren. Doch erst nach dem Tode von Schaho ben Mischam, des letzten Königs aus dem alten schirasischen Herrscherhaus, und nach der Einsetzung des Königs von Malindi in Mombas ist 1593 mit dem Bau einer portugiesischen Festung begonnen worden, die den Namen „Jesus von Mombas" erhielt; er hat Jahrzehnte gedauert. Am 12. Dezember 1698 ist die Festung den wiederholten hartnäckigen Angriffen der Araber, die sie seit dem 13. März 1696 belagert hatten, erlegen. Nach einer kurzen Wiedergewinnung von Mombas (Kapitulation 12. März 1728) haben die letzten Portugiesen ihre Festung am 26. November 1729 endgültig verlassen und sind nach Mosambik entkommen.

Nach Justus Strandes, Die Portugiesenzeit von Deutsch- und Englisch-Ostafrika (Berlin 1899).

nach Süden sich das Land als immer wertvoller und verheißungsreicher erwies, begann man mit der Ausbeutung der kaum erschlossenen Gebiete. Gonzales Baldeza, der als zweiter über das Kap Bojador hinaus vordrang, brachte eine Ladung Seehundsfelle nach der Heimat mit; nach einer zweiten Reise konnte er 1442 die ersten Sklaven und etwas Goldstaub dem König überreichen. Der Papst Martin V., dem man die Sklaven zum Geschenke machte, beglückte zum Danke dafür Portugal mit einer Urkunde, die diesem Staate das Recht auf alle afrikanischen Küsten zwischen Kap Bojador und dem noch nicht erreichten Indien verlieh. Tatsächlich vermochten die Portugiesen eine Zeitlang ziemlich ungestört ihre afrikanischen Besitzungen zu erweitern und auszunutzen. Nicht lange darauf bildeten sich Handelsgesellschaften, an deren erster Prinz Heinrich der Seefahrer selbst beteiligt gewesen zu sein scheint.

Doch festen Fuß faßte Portugal erst 1461; damals wurde in der Bucht von Arguin, die als erster einigermaßen sicherer Punkt der Küste immer wieder die Aufmerksamkeit kolonisierender Mächte erregt hat, ein Fort erbaut, das eine gute Stütze für das weitere Vordringen nach Süden gewährte. Auch in Senegambien sind nach und nach zahlreiche Siedelungen entstanden, obwohl die Quellen über diesen Punkt etwas dürftig fließen; Beweis genug sind die Spuren eines tiefgehenden Einflusses, der sich bis weit ins Innere erstreckt haben muß und sich auch im Dasein vieler Mischlinge in gewissen Teilen des Küstenlandes ausspricht. Die Gegend, wo diese Einwirkungen am kenntlichsten sind, das Land um den Rio Grande, ist bis heute in den Händen der Portugiesen, ebenso die Kapverdischen Inseln. Als endlich die Goldküste erreicht wurde, säumte man nicht, das vielversprechende Gebiet durch Begründung des festen Platzes Elmina (San George el-Mina) zu sichern (1481). Weiterhin knüpfte man enge Beziehungen zum Königreiche Kongo an (vgl. oben, S. 64).

Inzwischen aber hatte Vasco da Gama auch die Ostküste Afrikas erschlossen und Ostindien erreicht. Die Verhältnisse Ostafrikas konnten damals (vgl. S. 37) wohl zur Besitzergreifung verlocken: zahlreiche Handelsstädte an der Küste bildeten zugleich die Residenzen arabischer Sultanate, die beim Mangel eines kultivierten Hinterlandes jedem Gegner, der die See beherrschte, als sichere Beute verfallen waren; und wenn es noch eines Lockmittels bedurfte, so war dies in den Goldmengen gegeben, die aus Monomotapa nach der Küste von Sofala gelangten (um 1500 etwa 14 Millionen Mark jährlich). So kam es, daß die portugiesischen Besitzungen in Ostafrika (s. die beigeheftete Tafel) bald an Ausdehnung und Glanz die westafrikanischen weit überflügelten.

Vasco da Gama war bei seiner ersten Fahrt 1498 in Mosambik (2. März) und Mombas (7. April) übel aufgenommen, vom Fürsten von Malindi (Melinde; 15.—24. April 1498) dagegen nach Kräften unterstützt worden. Da man unbedingt einiger Stützpunkte in Ostafrika bedurfte, um mit Sicherheit den indischen Handel betreiben zu können, entsandte der König von Portugal 1500 eine Flotte unter Pedro Alvarez Cabral, der indessen wenig Glück hatte und nur das gute Verhältnis mit Malindi befestigte. Vasco da Gama bereitete auf seiner zweiten Reise 1502 eine Niederlassung in Sofala (befestigt 1505 durch Pero de Nhaja) vor, machte Kilwa tributpflichtig und bekämpfte die Mohammedaner zur See, um ihren indischen Handel zu vernichten. Als Antonio de Saldanha diesen Krieg fortsetzte, wurde durch einen Teil seiner Flotte unter Ruy Lourenço Revasco Sansibar unterworfen (1503), kurz darauf auch Brawa (Barawa) an der Somaliküste; Francisco d'Almeida erschien 1505 mit neuen Schiffen und Truppen, besetzte am 24. Juli Kilwa, begann den Bau eines Forts und zerstörte am 15. August Mombas. Ein „fliegendes Geschwader" hielt die Küste fortan unter Aufsicht. Das Fort in Kilwa wurde 1512 aufgegeben, während die schon 1507 in Mosambik errichtete Niederlassung zum Hauptstützpunkte der portugiesischen Macht in Ostafrika ausgebildet wurde. Anfang 1507 züchtigte der Admiral Tristão da Cunha die Feinde des Scheichs von Malindi und verbrannte das andauernd feindselige Brawa, während er gegen Makdischu nichts ausrichtete. Da alle nach Indien und Ostasien segelnden Flotten Ostafrika berührten, befestigte sich die portugiesische Herrschaft immer mehr zum großen

Nutzen Portugals, das aus den Abgaben des Küstenhandels und den Goldminen von Sofala bedeutende Einkünfte bezog; indessen fehlte es auch in der besten Zeit an Unruhen und Kämpfen nicht, besonders im Norden.

Aber Portugal konnte auf die Dauer unmöglich seine unübersehbaren Besitzungen behaupten; während sich die Volkskraft des kleinen Landes erschöpfte, erwuchsen ihm furchtbare Nebenbuhler unter den europäischen Völkern, die den von den Portugiesen entdeckten Pfaden folgten und allenthalben neben den ersten Besitzern Fuß faßten. Gegen den Schluß des 16. Jahrh. endet die Alleinherrschaft und das Handelsmonopol der Portugiesen in Afrika.

Die ersten, die trotz aller Drohungen Portugals ihren Anteil am afrikanischen Handel forderten, waren die Engländer; Holländer und Franzosen folgten. Allmählich verlor Portugal den größten Teil seiner Besitzungen in Guinea, die ohnedies nach der Entdeckung Indiens viel von ihrer Wichtigkeit eingebüßt und auch in der besten Zeit bei weitem nicht die ganze Küste umfaßt hatten. Im Senegalgebiete scheinen die Eingeborenen selbst ziemlich früh das portugiesische Joch abgeschüttelt zu haben. Nur die Besitzungen südlich vom Gambia an den Rios Cacheo (Hauptort: S. Domingo), Geba (Hauptort: Bissao) und Grande (Haupthafen: Bolama) haben sich bis zur Gegenwart gehalten.

Anfang des 17. Jahrh. traten dann die Holländer als die gefährlichsten Feinde der Portugiesen in Westafrika auf, namentlich seitdem 1621 von den Generalstaaten die „Westindische Kompanie" das ausschließliche Recht auf alle Länder zwischen dem Wendekreise des Krebses und dem Kap der Guten Hoffnung erhalten hatte, während gleichzeitig Portugal mit Spanien vereinigt war und in dessen verhängnisvollen Niedergang wider Willen mit hineingezogen wurde. Die portugiesische Herrschaft in Senegambien wurde so gut wie ganz beseitigt, dann die Goldküste angegriffen und 1637 der festeste Platz der Portugiesen, Elmina, belagert und erstürmt. Allmählich verlor Portugal alle Besitzungen in Westafrika. Als es sich endlich 1640 seine Unabhängigkeit von Spanien erkämpft hatte, erlangte es durch einen Vertrag mit den Generalstaaten wenigstens einen Teil dieser Kolonien zurück, allerdings unter lästigen Beschränkungen seines Handels. Das rücksichtslose Benehmen der Holländer führte bald zum Kriege, der namentlich in Brasilien zum Nachteile der Generalstaaten ausfiel. Im Jahre 1648 begann ein kleines portugiesisches Heer von Brasilien aus auch die afrikanischen Besitzungen wieder zu erobern: tatsächlich wurden die Holländer wenigstens aus Angola (Loanda und Benguëlla) und von der Insel São Thomé verjagt. Der Krieg zwischen England und Holland (1652—54) kam Portugal sehr zu statten. Da überdies die Niederländer ihre Hauptanstrengungen auf die Eroberung Ostindiens richteten, nachdem sie das Kapland als Zwischenstation in Händen hatten, so retteten die Portugiesen einen großen Teil ihrer Besitzungen. Die Verträge von 1662 und 1669 setzten den Kämpfen zwischen Holland und Portugal ein Ziel.

Seitdem sind die portugiesischen Kolonien in Westafrika ziemlich unbeachtet geblieben; das Hauptaugenmerk des Mutterlandes war auf Brasilien gerichtet. Dennoch ist der portugiesische Einfluß in Angola (S. 66), den Spuren der Missionare und Kaufleute folgend, weit nach dem Innern zu vorgeschritten und die Insel São Thomé mit ihren großen Plantagen in neuester Zeit ein wertvolles Besitztum geworden. Die phantastischen Hoffnungen freilich, die sich an den Aufschwung des Königreichs Kongo (S. 65) knüpften, sind längst zerflossen.

Wie in Westafrika, so hat sich auch im Osten des Erdteils die portugiesische Herrschaft nur im Süden behauptet. Im Norden wurde das aus seiner beherrschenden Handelsstellung gestürzte Arabertum durch jede Schwächung der portugiesischen Macht zu neuem

Vordringen veranlaßt. Gerade der nördliche Teil Ostafrikas war unter den damaligen Verhältnissen nur wertvoll, solange der indische Handel ein Monopol der Portugiesen blieb; der Verlust Indiens kostete den Portugiesen zugleich ihre Besitzungen an der Küste von Sansibar. Im Süden dagegen drangen sie weit nach dem Inneren vor, errichteten längs des Sambesi zahlreiche Handelsstationen, ließen sich auf dem Matabelehochland nieder und stellten um 1700 das altberühmte Negerreich Monomotapa (S. 38) unter ihren Schutz.

β) Die Holländer.

Den Holländern, den leidenschaftlichen Nebenbuhlern der Portugiesen, ist von ihren afrikanischen Besitzungen auch nicht ein Fußbreit Landes geblieben. Allerdings war, vom Kapland abgesehen, von dauernden Siedelungen im großen Stile bei ihnen keine Rede; die den Portugiesen abgenommenen Küstenplätze blieben immer nur kurze Zeit in ihrem Besitz, und nur an der Goldküste, die alle seefahrenden Völker angelockt hat, bestanden bis weit ins 19. Jahrh. hinein holländische Forts und Faktoreien.

Die ersten niederländischen Eroberschiffe sind erst um 1595 an der afrikanischen Küste erschienen. Im 17. Jahrh. begann man kräftiger vorzugehen und nicht nur verschiedene Küstenplätze zu besetzen, wie Gorée am Grünen Vorgebirge, sondern auch den anderen Handelsvölkern möglichste Hindernisse zu bereiten. Die Gründung der „Westindischen Kompanie" (1621; vgl. S. 82), die vor allem Sklavenhandel zu betreiben beabsichtigte, brachte System in diese Bestrebungen. Das Ergebnis der daraus entstehenden Kämpfe ist schon berichtet: Holland blieb im Besitze seiner Eroberungen an der Goldküste und in Senegambien. Es dauerte indessen noch lange, ehe hier die Verhältnisse geordnet waren. Zwar wurde der englische Wettbewerb allmählich zurückgedrängt; aber im Frieden von 1667 behaupteten die Engländer wenigstens Cape Coast Castle an der Goldküste und legten bald aufs neue zahlreiche Faktoreien an. Die Niederländer beschränkten sich schließlich ganz auf ihre Handelsplätze an der Goldküste, die eine große Menge von Sklaven und Gold ausführten und reichen Gewinn brachten. Nach und nach ging der Handel zurück, der größte Teil der Faktoreien wurde aufgegeben, und 1871/72 hat England die holländischen Plätze Axim, Sekundi, Tschama, Elmina, Anomabo und Apang durch Verträge erworben (vgl. S. 59).

Die Zustände an der Goldküste waren charakteristisch für die ältere europäische Kolonisation. Keiner der dort handeltreibenden Staaten ergriff wirklich Besitz vom Lande, sondern jeder gründete nur Handelsplätze, die allenfalls durch Befestigungen geschützt wurden und einen gewissen Einfluß auf die Umgegend ausübten, deren Inhaber jedoch in der Regel die Erlaubnis zu handeln von den Häuptlingen der Küste erkaufen mußten und keinen Versuch machten, den Zwischenhandel der Küstenbewohner zu durchbrechen. Die Eingeborenen betrachteten sich meist als die eigentlichen Herren der Forts und Faktoreien. So war es möglich, daß beim Wiederaufblühen des englischen Handels eine ganze Anzahl englischer Siedelungen in unmittelbarer Nähe der niederländischen gegründet werden konnte, und daß überhaupt die verschiedensten europäischen Völker in bunter Reihe ihre Besitzungen an der Küste besaßen.

γ) Die Engländer.

Die Engländer erschienen um die Mitte des 16. Jahrh. in den afrikanischen Gewässern. Eine größere Expedition wurde 1553 ausgerüstet und handelte an der Goldküste eine Menge Gold ein, hatte aber im übrigen nicht viel Glück; dennoch wurden nunmehr die Fahrten häufig wiederholt. Dabei kam es bereits zu Kämpfen mit den Portugiesen, die jeden Eindringling in ihr Handelsgebiet als Seeräuber betrachteten. Bald begann man auch Sklavenhandel zu betreiben, und endlich wurden Handelsgesellschaften privilegiert (1585 die marokkanische oder berberische, 1588 die guineische), die ebenso wie die der Holländer aus der unglücklichen Lage Portugals Vorteil zogen. Bemerkenswert sind die erfolgreichen Versuche

der Engländer, tiefer in das Innere zu dringen und Timbuktu, das man für die Quelle des an die Küste gelangenden Goldes hielt, von der Mündung des Gambia aus zu erreichen: Versuche, die eine 1618 begründete Gesellschaft mit Eifer in die Hand nahm.

Lange blieben die englischen Besitzungen in Westafrika unbedeutend und wurden, wie eben erzählt, noch geringfügiger, als die Holländer daran gingen, den englischen Wettbewerb ganz zu beseitigen. Indessen behauptete sich England an der Goldküste und dehnte seinen Einfluß noch beträchtlich aus. Auch in Senegambien versuchte es wiederholt Fuß zu fassen und besaß, als endlich Anfang des 18. Jahrh. Ruhe eintrat, Faktoreien am Gambia, auf der Insel Scherboro und etwa ein Dutzend an der Goldküste. Die erstgenannten wurden die Keime zweier noch jetzt bestehenden Kolonien: der Besitzungen am Gambia (mit Bathurst und den Forts George und Jarbutenda) und der Kolonie Sierra Leone (vgl. unten); alle waren damals Eigentum der „Königlichen Afrikanischen Kompanie von England", die den Menschenhandel schwungvoll betrieb und doch im Laufe des 18. Jahrh. mehrfach in große Geldverlegenheiten geriet. In den Jahren 1713—33 soll sie 300000 Negersklaven ausgeführt haben; aber die durchschnittliche Zahl wuchs noch, als nach dem Eingehen der alten Kompanie 1749 eine neue Gesellschaft gegründet und gleichzeitig der Sklavenhandel freigegeben wurde. Als der Abfall der Vereinigten Staaten (1776) diesen Handel störte, löste sich auch die neue Kompanie auf, ohne daß indessen die Sklavenausfuhr abnahm.

Dafür begann sich allmählich in England ein selbstloseres Interesse an dem geheimnisvollen Erdteile zu regen. Am 9. Juni 1788 erfolgte die Gründung der Afrikanischen Gesellschaft, die sich die wissenschaftliche Erforschung des Landes zur Hauptaufgabe setzte (Association for promoting the discovery of the interior parts of Africa); gleichzeitig wuchs der Widerwille gegen den schmachvollen Sklavenhandel. Damit bereitete sich ein zunächst zwar langsamer, aber gründlicher Umschwung in den afrikanischen Kolonialverhältnissen vor.

Während des Krieges zwischen England und den abgefallenen Vereinigten Staaten (1775—83) war eine große Anzahl Neger dem Joch ihrer amerikanischen Herren entflohen und in den Dienst der Engländer getreten, denen nach beendigtem Kriege die Aufgabe erwuchs, für diese Mitkämpfer zu sorgen. Einige Menschenfreunde gewannen die Regierung für den Plan, die Neger nach Afrika zurückzubringen und an einer passenden Stelle der Küste unter britischem Schutz anzusiedeln. So ging 1787 ein erster Transport von 400 Schwarzen nach Sierra Leone ab. Weiterer Nachschub und die Gründung einer englischen Kompanie ließen die anfangs wenig versprechende Kolonie allmählich aufblühen, so daß selbst die Ausplünderung der Ansiedler durch ein französisches Kriegsschiff bald verschmerzt wurde. Seit 1807 Kronkolonie, erhielt Sierra Leone beständigen Zuwachs durch befreite Sklaven, die von englischen Schiffen aufgebracht und dort angesiedelt wurden, wenn auch die älteren, aus Amerika herübergekommenen Neger die neuen Ankömmlinge nicht für voll ansahen. Im allgemeinen hat sich das Land, das sich nun größtenteils selbst verwaltet, günstig entwickelt; die englische Oberaufsicht hindert, so milde sie auch ist, die Neger doch daran, allmählich wieder in Barbarei zurückzusinken. Die Kultur gipfelt in der Stadt Freetown, während das übrige Gebiet (70000 qkm) größtenteils von einheimischen Stämmen bewohnt und stellenweise noch so gut wie unbekannt ist.

An der Goldküste wuchs nach und nach der englische Einfluß, bis er endlich zum alleinherrschenden wurde. Wie wenig sich indessen die eingeborenen Stämme als Untertanen der Engländer fühlten, beweist die Geschichte der Kämpfe mit Aschanti, die 1817 damit endeten, daß die bisher gewissermaßen als Pacht für die Benutzung des Bodens an die Fanti gezahlte Steuer von monatlich 4 Unzen Gold nunmehr an die Aschanti ausbezahlt wurde; die Engländer erschienen also nur als geduldet. Die anfangs unglücklichen, später siegreichen Kämpfe mit Aschanti stärkten die britische Macht bedeutend, namentlich als Aschanti 1831 der Vorherrschaft über die verbündeten Häuptlinge der Küste entsagte; aber auch in der Folgezeit

übte England wenig mehr als ein Protektorat über die Goldküste aus, die wegen ihres verrufenen Klimas keine europäischen Kolonisten anlockte. Nach 1868 entstanden Unruhen, weil England und Holland zur besseren Abrundung ihrer Gebiete einige Küstenplätze ausgetauscht hatten (vgl. oben, S. 59). Dem sind gefolgt: ein kurzer Feldzug 1874 (S. 59), die Erhöhung des Häuptlings von Kumassi zum Könige von Aschanti 1894, seine Demütigung durch einen ziemlich unblutigen Krieg 1895, der dem Aschantireiche das wohlverdiente Ende und das britische Protektorat gebracht hat, und 1900 ein gefährlicher Aufstand, während dessen der Gouverneur Frederick Hodgson in Kumassi vom März bis Juni in großen Nöten schwebte: die zurückgelassene Garnison wurde erst im Juli befreit.

Weit jünger als die Besitzungen an der Goldküste, trotzdem noch der älteren Zeit angehörig, ist die 1861 gegründete und seit 1886 selbständige Kolonie Lagos, ein Haupthandelsplatz für Palmöl, jetzt nur ein Teil der großen englischen Erwerbungen am Niger und Benuë. Mit dem unmittelbaren Hinterlande Joruba bestanden von Anfang an freundliche Beziehungen, die zur Gründung der Kolonie Nigeria führten.

In Ostafrika hat England außer den Inseln Mauritius (zuerst holländisch, 1712 bis 1810 als Isle de France französisch) und Rodriguez (seit 1814) lange Zeit keine Kolonien oder festen Plätze besessen. Im Jahre 1884 wurden von dem 1839 besetzten Aden aus einige Plätze an der nördlichen Somaliküste (British Somali Coast Protectorate: Zeïla, Berbera u. a.) in Besitz genommen, während man auf das wichtige Harar in dem Vertrage vom 4. Juni 1897 zugunsten Abessiniens verzichtete. Von der Somaliküste aus wurde später das Protektorat weiter über das Innere des Landes ausgedehnt; wegen der kostspieligen und nutzlosen Feldzüge gegen den „Tollen Mulla" gab man das Gebiet aber 1910 wieder auf, da zur Sicherung des Seeweges nach Indien die Küstenplätze schon genügten.

δ) Die Franzosen.

Die Bemühungen der Franzosen um den afrikanischen Handel begannen kaum später als die der Engländer und Holländer. Gleich anfangs richteten die französischen Kaufleute ihre Aufmerksamkeit vorwiegend auf das Gebiet, das späterhin der Ausgangs- und Stützpunkt der großen westafrikanischen Besitzungen Frankreichs wurde, auf Senegambien. An Versuchen, an dieser zugänglichsten Stelle des Erdteils weiter ins Innere zu dringen, hat es nicht gefehlt, obwohl sich bedeutende politische Erfolge erst spät einstellten; auch hatte die französische Herrschaft am Senegal etwas von jenem fragwürdigen Charakter an sich, den wir an den englischen Besitzungen der Goldküste kennen gelernt haben. Als Mittelpunkt der werdenden Kolonien entstand 1626 St. Louis an der Mündungslagune des Senegal; als zweiter wichtiger Platz ist die Insel Gorée am Grünen Vorgebirge zu nennen. Nach und nach bildeten sich am Senegal aufwärts mehrere Handelsniederlassungen und Forts, besonders durch André Brué um 1700. Einen wirklichen Aufschwung hat Senegambien indessen erst nach der Mitte des 19. Jahrh. (1852—65) durch Louis Léon César Faidherbe genommen; über die militärisch-kolonisatorische Tätigkeit der Franzosen im westlichen Sudan seit 1880 vgl. S. 103.

Seit 1890 nicht mehr zu Senegambien gehörig und durch das portugiesische Gebiet davon getrennt ist der Bezirk Französisch-Guinea, das Küstenland von Futa Dschallon. Großen politischen Einfluß hat Frankreich hier früher niemals ausgeübt, sich aber durch zahlreiche Faktoreien die Küste, die ein wertvolles Eingangstor zum Inneren des Sudan ist, gesichert.

Die Ansprüche auf die seit 1842 besetzte Elfenbeinküste, die früher vom Gabun aus verwaltet wurde, hat Frankreich erst 1893 stärker betont; an Stelle des ungesunden Grand

Bassam ist Abidschean-Adschamé als „Bingerville" zur Hauptstadt geworden. Auch Allada und Abomeh, die Reste des 1892 unterworfenen Dahomeh-Reiches an der Sklavenküste (vgl. S. 61), haben in neuester Zeit durch die vielbesuchten und befestigten Häfen Groß-Popo, Wida (Quidah) und Kotonu wieder größere Wichtigkeit erlangt.

Am Gabun haben die ersten Besitzergreifungen 1839 und 1845 stattgefunden; 1849 entstand Libreville. Das Gebiet wurde 1862 und 1868 südwärts bis zum Kap Lopez und zum Ogowe erweitert, während weiter nördlich die Besitzansprüche unbestimmt blieben. Südlich vom Ogowe hat Frankreich vor der Gründung des Kongostaates nichts besessen (über die Erwerbungen seit 1878 vgl. S. 91 und 104).

ε) Die Spanier.

Neben den vier Hauptmächten in der älteren Kolonisationsgeschichte Afrikas: Portugal, Holland, England und Frankreich, sind einige andere Mitbewerber aufgetreten, die größtenteils wieder vom Schauplatze verschwunden sind. Nur Spanien hat einiges gerettet oder richtiger fast alles, da es hier niemals nennenswerte Besitzungen gehabt hat; denn als die Päpste mit schöner Freigebigkeit die neuentdeckten und noch zu entdeckenden Länder unter die beiden iberischen Kolonialmächte verteilten, fiel Afrika zweifellos und vollständig in die portugiesische Hälfte. So beschränken sich Spaniens Ansprüche, abgesehen von den Presidios an der marokkanischen Küste, auf die Kanarischen Inseln, die nicht mehr dem nigritischen Afrika angehören, auf die gegenüberliegende Küstenstrecke zwischen dem Wadi Draa und dem Kap Blanco, die nach dem Rio de Oro genannt wird, auf die Inseln Fernando Po und Annebon (Anno Bom) im Golfe von Guinea und (seit 1843) auf ein kleines Gebiet zwischen Kamerun und Gabun, nämlich den Küstenstreifen am Rio Muni, die Inseln Corisco, Groß- und Klein-Elobi.

Fernando Po, die wertvollste der südlichen Besitzungen, war zuerst, wie ganz Westafrika, in portugiesischen Händen, ohne größere Bedeutung zu erlangen. Die geringfügigen portugiesischen Niederlassungen gediehen schlecht und wurden 1637 von den Holländern vollends zerstört; mit dem Bantuvolke der Bube, das anscheinend schon vor der Entdeckung auf die Insel hinübergewandert war, konnten niemals freundliche Beziehungen angeknüpft werden. Portugal trat 1777/78 im Austausche gegen südamerikanische Gebiete die Inseln Fernando Po und Annebon an Spanien ab, das nach einem mißlungenen Kolonisationsversuche sie wieder sich selbst überließ. Im Jahre 1827 besetzten die Engländer das günstig gelegene Eiland und siedelten in dem neubegründeten Port Clarence (jetzt: Santa Isabel) befreite Negersklaven an, die noch heute die englische Sprache bewahren; alle Versuche aber, die Insel einzutauschen oder zu kaufen, scheiterten an der Hartnäckigkeit Spaniens. Seit 1841 gibt es wieder spanische Behörden auf der Insel, und 1858 erhielt sie einen Gouverneur; aber zur wirtschaftlichen Hebung ist wenig geschehen.

ζ) Die Skandinavier.

Gegen Ende des 18. Jahrh. wurde man auch in Schweden und Dänemark auf Afrika aufmerksam. Die Bemühungen des Schweden Karl Bernhard Wadström (1764—99), eine Ackerbaukolonie an der Westküste zu begründen, scheiterten vollständig; erfolgreicher waren die Versuche der Dänen, die übrigens schon früher an der Goldküste Handel getrieben und Faktoreien begründet hatten. Noch im 19. Jahrh. besaßen sie im östlichen Teile der Goldküste mehrere feste Plätze, deren Hauptort Christiansborg war, haben aber 1851 das gesamte Gebiet an England abgetreten.

η) Brandenburg-Preußen.

An der Goldküste treffen wir auch Ruinenstätten an, über denen einst die Flagge einer deutschen Macht geflattert hat: die alten Kolonien Brandenburgs. So geringfügig auch diese ersten deutschen Kolonialversuche gegenüber der gesamten Geschichte Afrikas erscheinen, so verdienen sie doch Teilnahme als Vorspiele einer späteren großen Entwickelung.

Im Jahre 1675 tat der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm die ersten Schritte zur Schaffung einer brandenburgischen Marine (unter dem Holländer Benjamin Raule), die an Welthandel und Kolonisation tätigen Anteil nehmen sollte; schon 1634 hatte Kurfürst Georg Wilhelm mit Schweden über den Anschluß an eine zu errichtende indische Kompanie

Die Umgebung von Groß-Friedrichsburg. Nach einer Zeichnung von 1688. Aus den kriegsgeschichtlichen Einzelschriften (6) des Großen Generalstabes („Brandenburg-Preußen an der Westküste von Afrika 1681—1721", Berlin 1885).

unterhandelt. Auf der ersten Reise einer kleinen brandenburgischen Flotte (1680/81) wurde im Mai 1681 an der Goldküste in der Nähe der Dreispitzenkaps ein Vertrag mit drei umwohnenden Negerfürsten geschlossen, der Brandenburg das Recht zur Erbauung eines Forts einräumte. Die vom Großen Kurfürsten 1682 mit dreißigjährigen Privilegien ausgestattete Afrikanische Handelskompanie sollte die neue Besitzung ausbeuten; Emden, der Hafen Kurbrandenburgs an der Nordsee, wurde 1683 (nach Pillau) der Hauptsitz der Gesellschaft. Am Neujahrstage 1683 wurde durch den Major Otto Friedrich v. d. Gröben der Grundstein zur Feste Groß-Friedrichsburg (s. die obenstehende Abbildung) gelegt. Engländer und Dänen fügten sich in die neue Nachbarschaft; die Holländer aber protestierten. Allmählich wurde das brandenburgische Gebiet erweitert, das zweite Fort: „Dorothea" (bei Accada), ein Blockhaus und 1685 die Feste Takkarari erbaut; die Neger, die sich einer vernünftigen Behandlung zu erfreuen hatten, gewannen bald Zutrauen zu der neuen Herrschaft. Noch an einer anderen Stelle Westafrikas, auf den Arguin-Inseln am Kap Blanco, erwarb Brandenburg

1684 Kolonialbesitz, nachdem frühere Versuche Frankreichs dort wieder aufgegeben worden waren. Auch hier wurde ein Fort erbaut, das verschiedenen Angriffen erfolgreich trotzte. Weitere Verträge brachten die Küste bis zum Senegal hinab in brandenburgischen Besitz. Der Handel blühte rasch auf. Im Jahre 1686 übernahm der Große Kurfürst die ostfriesischen Geschäftsanteile zeitweise auf eigene Rechnung, hatte aber schon 1687 schweren Streit mit der Holländisch-Westindischen Kompanie.

Nach dem Tode Friedrich Wilhelms ließ es sein Nachfolger Friedrich III. nicht an Versuchen fehlen, die Kolonie zu heben, unter anderem mit Hilfe holländischer Kaufleute, da brandenburgische zu ängstlich waren. Das war der Anfang vom Ende. Die Neubelebung der afrikanischen Handelsgesellschaft 1708 kam nicht über Versuche hinaus, und 1711 mußte der König die Kolonien als Eigentum übernehmen. Noch einmal schien sich die Besitzung an der Goldküste unter der Leitung des tatkräftigen Dubois zu heben, trotz erneuter Ränke der Holländer, — da starb Friedrich. Das puritanisch-nüchterne Regiment des Soldatenkönigs Friedrich Wilhelm I. wußte mit einem Besitztume nichts anzufangen, das mit wenigen Ausnahmen nur Zuschüsse erfordert hatte: 1717 verkaufte er seine gesamten afrikanischen Besitzungen für 7200 Dukaten an die Holländische Kompanie. Der Negerfürst Jean Künni verteidigte unter brandenburgischer Flagge das ihm anvertraute Groß-Friedrichsburg noch acht Jahre lang gegen die Holländer, bis er 1725 unterlag; das Fort auf Arguin war schon 1721 von den Franzosen erobert worden.

ϑ) Die Araber.

Während in Westafrika der Einfluß und Besitz der Europäer langsam zunahm, hatte der Islam nicht nur im Sudan immer mächtigere Fortschritte gemacht, sondern auch von seiner alten Heimat Arabien aus sich wieder des größten Teiles der Ostküste bemächtigt und nach dem Inneren hin seine Macht erweitert. Afrika schien eine Zeitlang unmerklich ein islamisches Gebiet zu werden. Diesen gefährlichen Vorgang hat der Wettbewerb der europäischen Staaten um äquatorial-afrikanischen Besitz vorläufig vereitelt. Übrigens wird zufolge einer beinahe gesetzmäßigen ethnischen Entwickelung der Islam im nigritischen Afrika mit der Zeit eine örtliche Färbung annehmen und sich von der arabischen Wurzel teilweise lösen.

Die Ostküste Mittelafrikas ist der gegebene Angriffspunkt für das Arabertum, das hier immer seinen Einfluß geltend machen wird, sobald die Kraft der europäischen Besitzer erlahmt. Die blühenden arabischen Siedelungen der älteren Zeit haben ja die Portugiesen teils zerstört, teils unterworfen, und im Süden ist es gelungen, die Araber dauernd zurückzudrängen; aber die nördlichen Städte und besonders das ewig unruhige Mombas sind selbst in der Blütezeit der portugiesischen Herrschaft ein unsicherer und kostspieliger Besitz gewesen (vgl. S. 81). Die Erbschaft der niedergehenden portugiesischen Macht mußte dem kraftvollsten und seetüchtigsten der arabischen Staaten zufallen.

Dieser arabische Staat war Oman (vgl. Bd. II, S. 410), das am Osthorn der arabischen Halbinsel gelegene, Indien und Persien zugekehrte Gebiet, das schon früh eine Sonderstellung erlangt und durch die Ausbildung einer besonderen islamischen Sekte, deren Oberhaupt der jedesmalige Sultan des Landes unter dem Titel eines Imam von Maskat war, bekräftigt hatte. Lange war Oman der Schauplatz innerer Kämpfe gewesen, ehe 1624 der Dscharebit Naßr (Nässir) ben Murdschid (gest. 1649) die Herrschaft über das ganze Land an sich riß. Dieser mußte sofort den Kampf mit den Portugiesen aufnehmen, die damals noch mehrere Küstenstädte von Oman besaßen (1643 Wegnahme von Sohar); doch erst sein Vetter

und Nachfolger, Sultan ben Sef (Saif, Sif; 1649—68), entriß ihnen ihren letzten Stützpunkt, Maskat (Ende Januar 1650). Im Verlaufe dieser Kämpfe hatte sich Oman zu einer kriegstüchtigen Seemacht entwickelt. Sultan ben Sef beunruhigte die Portugiesen in Indien und Ostafrika und bemächtigte sich um 1660 vorübergehend der Stadt Mombas. Sein Sohn und zweiter Nachfolger, Sef ben Sultan, nahm 1698 Mombas, reizte das ganze Volk der Küste zum Aufruhr gegen die Portugiesen und unterwarf Ostafrika bis zum Kap Delgado hinab.

Indessen erwies sich der Bissen vorläufig noch als zu groß für das kleine Oman. Die arabische Herrschaft war nur zu halten, wenn die Städte der Küste (Kilwa, Sansibar, Malindi, Patta, Fasa) die Schwäche der omanischen Ansprüche nicht dazu benutzten, sich als unabhängige kleine Staaten zu gebärden. Gerade das Gegenteil war aber der Fall. Portugal unternahm Anfang 1728 einen abermaligen Vorstoß: Patta fiel wieder in seine Hände, und am 16. März mußte selbst Mombas, die einzige Stütze des omanischen Einflusses an der Küste, seine Tore öffnen. Es war das letzte Aufflackern der portugiesischen Macht. Sobald die Bewohner der Küste zum Bewußtsein ihrer Fehler kamen und abermals gemeinsam die Waffen gegen die Fremden ergriffen, ging ein fester Platz nach dem anderen (Sansibar, Mafia, Pemba und am 26. November 1729 Mombas) verloren.

In Maskat trat bald danach an die Stelle des dscharebitischen Herrscherhauses die noch heute in Oman und Sansibar regierende Familie Abu Saidi, als deren Begründer der bisherige Befehlshaber von Sohar Achmed ben Saïd (Sa'îd) um 1744 den Thron bestieg. Damit wandelte sich abermals das Verhältnis der ostafrikanischen Küstenstädte zu Oman. Nur Marka (Merka), Sansibar und Kilwa erkannten die neue Herrscherfamilie an; die anderen dagegen, an der Spitze das ewig unruhige Mombas unter den Brüdern Mohammed (gest. 1746) und Ali ben Osman, erklärten sich für unabhängig und sahen sich infolgedessen alsbald in einen Krieg mit Achmed ben Saïd verwickelt. Gleichzeitig wüteten innere Kämpfe in den einzelnen Städten, besonders in Patta. Endlich (1785) gelangte Maskat durch einen geschickten Handstreich wieder in den Besitz des ganzen Küstenlandes, das die wenig drückende Oberherrschaft nun auch länger ohne Widerspruch ertragen hat.

Erst der Versuch des Statthalters von Mombas, Abd Allah ben Achmed (1814—23), sich unabhängig zu machen, zwang den damaligen Beherrscher Maskats, Seijid Saïd, zu größerer Tatkraft. Nach langem Zögern sandte er 1822 eine Flotte nach Ostafrika und brachte, von Mohammed ben Naßr (Nässir), dem treu gebliebenen Statthalter Sansibars, unterstützt, Mombas bald in Bedrängnis. In seiner Verzweiflung stellte sich Seliman ben Ali unter den Schutz des Engländers Owen (1824). 1828 aber mußte sich die Stadt, da die englische Regierung 1826 den Schutzvertrag nicht bestätigt hatte, an Seijid Saïd ergeben, der mit elf Kriegsschiffen und 2000 Mann Besatzung vor den Mauern erschienen war. Trotzdem war Mombas bald wieder in vollem Aufstande, bis sich 1837 Seijid Saïd der Stadt abermals durch Verrat bemächtigte und die Herrscherfamilie der Mfara, der er vorher noch einen Teil der Macht gelassen hatte, vertrieb. Der siegreiche Sultan beschloß 1840, seine Residenz dauernd nach Afrika, und zwar nach Sansibar zu verlegen. Nach dem Tode Seijid Saïds (1856) löste sich das Band zwischen Oman und Sansibar, indem einer seiner Söhne, Seijid Madschid, die afrikanischen Besitzungen übernahm, Seijid Sweni (Thoweni) das arabische Stammland. Zerwürfnisse schlichteten die Engländer, die immer mehr als entscheidende Vormacht im Indischen Ozean anerkannt wurden, 1859 in dem Sinne, daß der Sultan von Sansibar jährlich 40000 Dollar an den Bruder in Maskat zu zahlen habe; ebenso schützten sie den Sultan vor einem Aufstandsversuch eines seiner jüngeren Brüder, des späteren

Sultans Seijid Bargasch. Während der letzten Lebensjahre Seijid Machids (seit 1866) zahlte England die dem Sultan auferlegte jährliche Abfindungssumme an Maskat aus eigenen Mitteln. Nach dem Tode Seijid Madschids 1870 ging die Herrschaft an seinen Bruder Seijid Bargasch (gest. 1888) über. Unter seiner Regierung begannen die Umwälzungen, die alle Verhältnisse Afrikas von Grund aus verändert haben.

Der Reichtum der Küsten- und Inselaraber beruhte zum großen Teil auf ihrem Landbesitze. Mombas z. B. gewann die Kraft zum fortwährenden Widerstande hauptsächlich aus dem Besitze der Insel Pemba mit ihren reichen Plantagen, in denen seit 1818 auch der Gewürznelkenbaum mit glänzendem Erfolg angebaut wurde. Der Handel Sansibars war noch im Anfange des 19. Jahrh. recht unbedeutend: Elfenbein wurde verhältnismäßig wenig ausgeführt; der Sklavenhandel bewegte sich in bescheidenen Grenzen, und die Zahl der Kaufleute (hauptsächlich Inder) war nicht groß. Die Einführung des Gewürznelkenbaues verursachte eine bedeutsame Wandlung. Jetzt entstanden große Plantagen, die eine Menge von Arbeitskräften erforderten: Sklavenjagd und Sklavenhandel blühten auf. Der gewonnene Reichtum gestattete es unternehmenden Arabern, nicht nur von den Küstenstämmen Sklaven einzutauschen, sondern auch die hier wie überall bestehende Handelssperre durch starke, bewaffnete Expeditionen zu durchbrechen und im Hinterlande Sklaven kaufen und rauben zu lassen. Mit den billigen Sklaven kam nunmehr auch Elfenbein massenhaft zur Küste und reizte durch die außerordentlichen Gewinne der ersten Zeit zu immer verwegeneren Raub- und Handelszügen. So verbreitete sich der arabische Einfluß weiter und weiter ins Innere, ohne daß doch an eine dauernde politische Herrschaft auf dem Festland, abgesehen von den unmittelbar an der Küste liegenden Ortschaften, zu denken war. Die Regierung in Sansibar betrachtete sich zwar als Oberherrin der einzelnen arabischen Unternehmer, die auf eigene Rechnung ins Innere vordrangen, konnte und wollte jedoch keinerlei Kontrolle ausüben und machte ihre Rechte höchstens nach der Rückkehr der Karawanen geltend.

Die Zunahme des Sklavenhandels und die damit verbundenen Verwüstungen boten den Engländern eine willkommene Gelegenheit, sich in die Angelegenheiten Sansibars einzumischen. Schon 1847 hatten sie das Verbot des Sklavenhandels nördlich von Brawa durchgesetzt; im April 1862 kam es durch das rücksichtslose Vorgehen englischer Kriegsschiffe, die auch den rechtlichen Handel geschädigt hatten, zu bedenklichem Streit, und 1873 mußte sich Seijid Bargasch, eingeschüchtert durch den englischen Gesandten Henry Edward Bartle Frere und gewonnen durch den Konsul Dr. Kirk, zur völligen Aufhebung des Sklavenhandels entschließen. Aber die Maßregel erwies sich als verhängnisvoll: die arabischen Plantagenbesitzer, der notwendigen Zufuhr von Arbeitskräften beraubt, verarmten und wurden zugleich von heißem Hasse gegen die Europäer erfüllt. Den zugrunde gerichteten Leuten blieb nichts übrig, als das Glücksspiel des Handels auf dem Festlande zu versuchen, Elfenbein zu sammeln und Sklaven zu rauben, die heimlich nach Sansibar hinübergebracht wurden. So wurde das unglückliche Ostafrika das Opfer eines Raubbaues der schlimmsten Art, der Araber die Pest des Landes. Wohl bildeten sich dort, wo die Mittelpunkte des arabischen Einflusses entstanden, Oasen einer höheren Kultur, die nicht ganz ohne günstige Wirkung auf die Eingeborenen geblieben ist; aber das Unheil überwog hundertfach diesen Gewinn. Indem die Araber nun auch an diesen Punkten den Plantagenbau begannen, entstand neues Bedürfnis nach Sklaven, und Raubzüge nahmen kein Ende. Der älteste und wichtigste Stützpunkt der arabischen Händler war Tabora in Unjamwesi. Weiter nach Westen vorgeschoben lag Udschidschi, der Hafenplatz von Tanganjika, und am oberen Kongo das berüchtigte

Niangwe, von wo aus das östliche Kongobecken in schmachvoller Weise verwüstet worden ist. Manche Stämme, wie die Manjema, bildeten sich zu bereitwilligen Helfern der Araber aus und raubten auch auf eigene Faust.

In Europa erregten die Berichte über das Treiben der Araber allgemeinen Unwillen; aber längere Zeit mußte man sich damit begnügen, die Sklavenausfuhr vom Festlande nach den Inseln schärfer zu überwachen, ohne den im Inneren wütenden Brand löschen zu können. Der Sultan von Sansibar unterstützte ohnehin diese europäischen Bemühungen nur lau und gezwungen. In der Tat war ja für ihn das Vordringen der Araber nach dem Inneren nicht nur eine Quelle des Reichtumes, sondern auch des wachsenden politischen Einflusses: in Tabora wurde ein Beamter des Sultans eingesetzt; auch an anderen Punkten verschaffte er sich Ansehen bei den Stämmen des Binnenlandes. So war nur ein sehr langsames, wenig Erfolg versprechendes Ankämpfen gegen die Sklavenräuberei zu erwarten, als durch die Gründung des Kongostaates und die daran sich anschließende Aufteilung Afrikas die ganze Frage ein anderes Aussehen gewann.

b) Die tropisch-afrikanische Kolonialgeschichte seit 1876.

a) König Leopold II. von Belgien, Stanley und die Gründung des Kongostaates.

Die Geschichte des Kongostaates beginnt am 15. September 1876 mit der Begründung der Association africaine internationale durch König Leopold II. von Belgien (s. die Abbildung S. 92), die außer der Erforschung Innerafrikas die Kultivierung der Eingeborenen und die Bekämpfung des Sklavenhandels bezweckte und deshalb die Begründung fester Stationen ins Auge faßte. Inzwischen hatte Henry Morton Stanley (James Rowland; s. die Abbildung S. 93) das Kongoproblem gelöst. Seinem Ehrgeiz genügte seine wissenschaftliche Tat nicht; er erkannte mit sicherem Blicke, daß in dem riesenhaften Stromsystem des Kongo die einzige Möglichkeit geboten war, einen großen Teil Afrikas rasch und mit verhältnismäßig geringen Mitteln zu erschließen. Voll von kühnen Plänen kehrte er im August 1877 nach Europa zurück und fand hier in der neubegründeten Gesellschaft und bei König Leopold freudiges Entgegenkommen. Die Gesellschaft nahm sich vor, das neuerschlossene Gebiet selbständig zu bearbeiten.

Es war hohe Zeit: schon hatte Frankreich durch den Grafen Pierre Savorgnan de Brazza seine Hand auf einen Teil des Kongolandes gelegt. Stanley gründete am 25. November 1878 in Brüssel die Zweiggesellschaft Comité d'Études du Haut-Congo, kehrte 1879 zum Kongo zurück, errichtete die Station Wiwi und begann einen Weg von der Mündung zum Stanley Pool (Léopoldville 1882) anzulegen; wetteifernd mit de Brazza, der 1880/81 die Stationen Franceville, Brazzaville und Poste de l'Alima anlegte oder doch vorbereitete, schloß er zahlreiche Verträge mit Negerhäuptlingen ab. Inzwischen trat auch Portugal, von England in selbstsüchtiger Weise unterstützt, mit seinen Ansprüchen an das Mündungsgebiet des Kongo hervor (Vertrag zwischen England und Portugal vom 26. Februar 1884), fand aber bei den meisten anderen Staaten lebhaften Widerstand. Um diese Widersprüche zu lösen, erließ Deutschland Einladungen zu einer Konferenz.

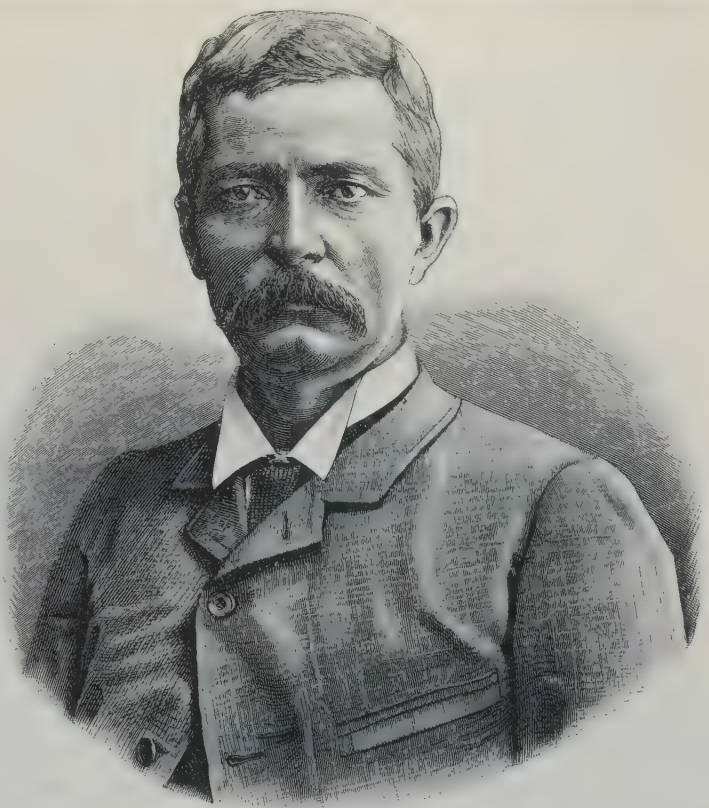
Die Berliner Kongokonferenz (15. November 1884 bis 26. Februar 1885) als solche zeigt einen erfreulichen Fortschritt der europäischen Kulturvölker; ein Jahrhundert früher wären so tiefeingreifende Neuordnungen schwerlich ohne vorhergehendes Blutvergießen getroffen worden. Im übrigen aber lassen viele der gefaßten Beschlüsse erkennen, daß sich die europäische Diplomatie hier auf einem ungewohnten Boden bewegte.

Das wichtigste Ergebnis war die Anerkennung und Begrenzung des Kongofreistaates, obwohl diese Angelegenheit nur nebenbei erledigt wurde; mittelbar hatte die Konferenz durch die Zulassung des Obersten Strauch als Abgesandten der Kongogesellschaft diese Anerkennung bereits erteilt. Die Generalakte der Konferenz enthält Erklärungen über die Handels- und Schiffahrtsfreiheit im Becken des Kongo auf vorläufig 20 Jahre, die Neutralität aller in ihm liegenden Gebiete, die Kongoschiffahrtsakte über Hafen- und Lotsengebühren, Aufstellung von Baken und Leuchttürmen usw., und eine entsprechende Nigerschiffahrtsakte, eine Erklärung gegen den Sklavenhandel und Bestimmungen über die Art, wie fortan Besitzergreifungen in Afrika vorzunehmen seien. In diesem letzten Beschlusse zeigt sich schon eine Einwirkung des Wettlaufes der europäischen Mächte um afrikanische Gebiete. Der größte Teil dieser Beschlüsse ist von geringer praktischer Wirkung geblieben. Die vollständige Handelsfreiheit in einem Gebiete, wo nur mit außerordentlichen Kosten die unentbehrlichsten Vorbedingungen, Sicherheit und Wegsamkeit, zu schaffen sind, ist ebenso unmöglich wie die Unterscheidung von notwendigen und übertriebenen Abgaben. Deshalb mußte man dem neuen Staatswesen bald gestatten, Aus- und Einfuhrzölle zu erheben.

Leopold II., König der Belgier (geb. 9. April 1835, gest. 17. Dezember 1909). Vgl. Text S. 91.

Auch die Abgrenzung des Kongostaates (Etat Indépendant du Congo), die 1885 durch eine Anzahl besonderer Verträge erreicht wurde, war kein Meisterstück. Die Ansprüche der Portugiesen beschränkten das Küstengebiet, und da Frankreich das rechte Ufer des Kongo von Manjanga bis zur Mündung des Ubangi erhielt, so glich der Kongostaat schließlich einer riesenhaften Frucht auf einem dünnen Stiele. Bald stellte sich heraus, daß das neue Staatswesen in der Hauptsache von den Zuschüssen leben mußte, die ihm Leopold II. gewährte; die „freien Staaten des Kongo", wie sie Stanley in einer unpassenden Nachahmung nordamerikanischer Staatsformen genannt hatte, waren im Grunde nichts als eine Privatkolonie des belgischen Königs, der sie indes bereits 1889 testamentarisch dem Staate Belgien vermachte. Deshalb traten vorzüglich Belgier in die Dienste des Staates, und belgische Gesellschaften nahmen seine wirtschaftliche Ausbeutung in Angriff. Stanley bewies bald seine Unfähigkeit zur Verwaltung des seltsamen Staatswesens; die Umwandlung in eine Kolonie des belgischen Staates war nur noch eine Frage der Zeit. Ohnehin mehrten sich die Kosten der Verwaltung beständig. Denn so friedlich sich auch der Kongostaat mit den europäischen Regierungen auseinandersetzte, so wenig war eine andere, der europäischen Kultur feindliche Macht gesonnen, sich ruhig in die Aufteilung Afrikas zu fügen: das Arabertum. Bereits nach wenigen Jahren brach ein gefährlicher Aufstand der arabischen Sklavenhändler aus, der nach langen wechselvollen Kämpfen erst 1894 als beendet gelten konnte. König Leopold war inzwischen unausgesetzt bemüht, die reichen natürlichen Schätze seiner Kolonie zu erschließen und zu heben. Er sandte Forschungsexpeditionen durch das Land, begründete ein stehendes Heer und eine Dampferflotte auf dem Kongo, ließ Plantagen und Bergwerke anlegen, begann mit dem Bau von Eisenbahnen und suchte die anfangs erforderlichen bedeutenden Zuschüsse möglichst rasch in Überschüsse zu verwandeln. Als das

sicherste Mittel, einen reichen Ertrag herauszuwirtschaften, erschien die Kautschukgewinnung. Aber indem man die Eingeborenen zwang, möglichst große Mengen von Kautschuk zu sammeln, wurden sie in einen Zustand versetzt, der sich wenig von der Sklaverei unterschied. Diese Verhältnisse, über die namentlich in den Berichten englischer Missionare lebhafte Klagen laut wurden, riefen in Europa berechtigten Unwillen hervor. Eine Note der englischen Regierung vom 8. August 1903 lenkte die Aufmerksamkeit der Mächte auf die „Kongogreuel"; eine im März 1904 begründete Congo Reform Association unternahm energische Schritte zum Schutz der unterdrückten Eingeborenen und forderte eine gründliche Revision der Berliner Kongoakte. Da sich die Schwierigkeiten häuften, beschloß König Leopold mit Rücksicht auf sein hohes Alter und seinen leidenden Zustand, die Kolonie noch bei Lebzeiten an Belgien zu überlassen. Aber der Vertrag, den er darüber abzuschließen wünschte, fand in mehreren wesentlichen Punkten nicht die Zustimmung der belgischen Kammern, und erst nach langwierigen Verhandlungen und wiederholten Abänderungen wurde er am 15. November 1908 genehmigt; das Land erhielt nun den Namen Belgisch-Kongo. Am 17. Dezember 1909 starb der König und hinterließ seinem kleinen Lande eine blühende afrikanische Besitzung von 2½ Millionen qkm mit 20 Millionen Bewohnern.



Henry Morton Stanley (eigentlich James Rowland), geb. 28. Januar 1841 bei Denbigh (Wales), gest. 10. Mai 1904 in London. Seine Hauptverdienste waren die Entdeckung des Albert-Eduard-Nianja und des Leopold II.-Sees. Ferner erbrachte er den Nachweis, daß der Tanganjika nicht zum Flußsystem des Nils gehörte und stellte durch Umfahren des Viktoria-Nianja dessen Einheitlichkeit fest. Wirtschaftlich erschloß er das Kongobecken. — (Abbildung nach Photographie. Vgl. Text S. 91.)

β) Das Deutsche Reich als neue Kolonialmacht.

Kurz vor der Gründung des Kongostaates war aus verschiedenen Ursachen eine allmähliche Spannung der Lage eingetreten. Frankreich arbeitete unverkennbar an dem Plane, das nordwestliche Afrika nach und nach in ein mächtiges Kolonialreich umzuwandeln, das vom Senegal bis Tunis reichen und den westlichen Sudan mit umfassen sollte; jetzt begann es, durch Stanleys Erfolge angeregt, von seiner vernachlässigten Kolonie am Gabun aus mittels

Expeditionen sich einen möglichst bedeutenden Anteil am Kongogebiet und Kongohandel zu sichern. Den entschiedensten Anstoß gab das plötzliche Erscheinen des Deutschen Reiches in der Reihe der Kolonialmächte.

Dieses Auftreten des neuen Reiches war nichts anderes als eine verspätete Folge seiner 1870/71 erkämpften nationalen Einigung und ein unmittelbares Ergebnis seines raschen wirtschaftlichen Aufschwunges. Eine Menge längst der Entfaltung harrender Keime brach plötzlich, als günstige Verhältnisse es gestatteten, ziemlich planlos hervor, so daß die deutsche Kolonialpolitik alles andere war als ein groß angelegter und bewußt durchgeführter Entwurf. Zum Glücke besaß das deutsche Volk in Bismarck einen Führer, der in die Verwirrung Klarheit brachte, und der, obwohl sein Plan zur Erwerbung Samoas gescheitert war, mit um so größerem Erfolge die ohne sein Zutun begonnenen Unternehmungen zum Nutzen des Reiches leitete und vor der Mißgunst anderer Mächte schützte. Als er im März 1890 zurücktrat, stand der Bau schon so fest, daß ihn ungeschickte Hände wohl beschädigen (vgl. S. 104 f.), aber nicht mehr zerstören konnten.

Das deutsche Volk hatte zwar das unbestimmte Bewußtsein, daß es in die Reihe der Weltmächte eintreten müsse, wenn es seine große Kulturaufgabe wahrhaft erfüllen solle; aber im einzelnen war es schlecht für seine neuen Ziele vorbereitet. Man stritt sich, ob Auswanderungs- oder Plantagenkolonien vorzuziehen seien, während doch die Möglichkeit, überhaupt noch Kolonien zu finden, jährlich geringer wurde. Als dann endlich Erwerbungen gemacht wurden, entstanden neue Verlegenheiten. Kindliche Phantasien, Kleinmut und philisterhafte Nüchternheit ließen die großen Seiten der Frage in den Hintergrund treten; das deutsche Kapital hielt sich zaghaft zurück, und das deutsche Beamtentum wirtschaftete zeitweise höchst seltsam in den neuen Besitzungen.

1) Deutsch-Südwestafrika.

Die Geschichte der deutschen Kolonien in Afrika beginnt offiziell mit dem 24. April 1884. An diesem Tage stellte Fürst Bismarck die von dem Bremer Kaufmann Franz Adolf Eduard Lüderitz erworbenen Besitzungen an der Südwestküste Afrikas unter deutschen Schutz, nachdem ein lebhafter Notenwechsel mit der englischen Regierung vorausgegangen war. Am 7. August 1884 wurde die deutsche Flagge in Angra Pekwena gehißt, bald darauf auch an anderen Punkten der Küste. Nur schrittweise und unter allerlei Winkelzügen ließen sich die Regierungen Englands und der Kapkolonie dazu herbei, das deutsche Protektorat anzuerkennen; die Walfischbai mit ihrer nächsten Umgebung und die Inseln der Küste, auf die ältere Ansprüche Englands vorlagen, blieben in englischem Besitz. Inzwischen schlossen im Inneren teils Lüderitzsche Agenten, teils Abgesandte des Reiches Schutzverträge ab, die ganz Nama- und Damaraland dem Namen nach unter deutsche Oberhoheit brachten und die Grundlage für die endgültige Auseinandersetzung mit England (1. Juli 1890) bildeten. Demnach sollte vom Oranjeflusse, dessen Unterlauf das deutsche Schutzgebiet im Süden begrenzte, nordwärts der 20. Grad östlicher Länge (von Greenwich) die Ostgrenze bilden, vom 22. südlichen Breitenkreis an aber der 21. Grad östlicher Länge; im Norden sollte ein schmaler deutscher Streifen bis zum Sambesi laufen. Durch den Vertrag mit Portugal vom 30. Dezember 1886 war der untere Kunene als Nordgrenze festgesetzt und damit auch das Amboland unter deutschen Schutz gestellt worden.

Deutsch-Südwestafrika ist ohne Zweifel die wichtigste Erwerbung des Deutschen Reiches in Afrika, die einzige, die sich nach und nach in ein wirkliches deutsches Gebiet

verwandeln wird; daß sie auch zeitlich die erste war und die um ihren Besitz geführten diplomatischen Kämpfe gegen englische Selbstsucht den anderen Unternehmungen den Weg gebahnt haben, ist nicht minder bedeutungsvoll. Zwar blieb die Walfischbai, der natürliche Hafen des Damaralandes, in britischen Händen; aber die Auffindung eines brauchbaren Landungsplatzes bei Swakopmund beseitigte den größten Teil der daraus entspringenden Schwierigkeiten. Die Entwickelung des Schutzgebietes selbst aber, das doch seit langer Zeit ein Arbeitsfeld deutscher Missionare gewesen war und deutschen Auswanderern günstige Bedingungen bot, ging sehr langsam vor sich. Die Schuld liegt an Verschiedenem. Zunächst

Hendrik Witbooi (gest. 3. November 1905) mit Söhnen und Großleuten. Nach Photographie.

war Lüderitz, der Begründer der Kolonie (gest. 1886), mit seinen geringen Mitteln nicht imstande, das riesenhafte Unternehmen durchzuführen; und die am 5. April 1885 begründete „Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika", die an seine Stelle treten sollte, erwies sich als eine kränkliche Schöpfung. Im Inneren tobte der Kampf zwischen Herero und den Leuten Hendrik Witboois (s. die obenstehende Abbildung; vgl. oben, S. 29); trotzdem ward der deutsche Reichskommissar Goering ohne alle wirklichen Machtmittel auf den Schauplatz geschickt. Der schlimmste Feind des deutschen Schutzgebietes aber saß jenseits der Grenze: es war der ehrgeizige Premierminister der Kapkolonie (seit 1890), Cecil Rhodes, dessen weitausgreifende Zukunftspläne das deutsche Eingreifen aufs unangenehmste durchkreuzt hatte.

Immerhin dämpften die Angriffe Witboois den von der Kapregierung geschürten Übermut der Herero, so daß sie die deutsche Herrschaft anerkannten. Um so dringender wurde es, die Ruhestörer zu beseitigen und die tüchtigeren Leute, als deren Kern man die Bastards von Rehoboth, dem neuen Regierungssitz, ansah, an sich zu fesseln.

Von der Bildung einer farbigen Schutztruppe mußte man absehen und eine deutsche Truppenmacht ins Land senden. Die erste Schar, die unter Führung des Hauptmanns Kurt v. François im Sommer 1889 eintraf, erbaute die Wilhelmsfeste bei Tsaobis als Stützpunkt, war aber viel zu schwach, um entweder Witbooi oder die von dem englischen Abenteurer Lewis aufgehetzten Herero zum Gehorsam zu bringen und dann die eine Partei gegen die andere auszuspielen. Hauptmann v. François, bald darauf zum Reichskommissar ernannt, betrachtete es als seine nächste Aufgabe, Witbooi zur Ruhe zu bringen, der nach dem Tode des Häuptlings Kamaherero (1890) seine Raubzüge mit verdoppeltem Eifer wieder aufgenommen hatte und in der Feste Hornkranz einen günstigen Stützpunkt besaß. Nach einer Verstärkung der Schutztruppe auf 300 Mann und Verlegung des Regierungssitzes nach Windhuk begann der Kampf, der trotz der Erstürmung von Hornkranz am 12. April 1893 keine Aussicht auf baldige Unterwerfung Witbooi versprach. Erst als Major Leutwein (seit Anfang 1895 Landeshauptmann) eine abermalige Verstärkung der Schutztruppe durchgesetzt hatte, gelang es ihm nach einem letzten blutigen Kampf in der Naukluft, Witbooi am 9. September 1894 zum Niederlegen der Waffen zu zwingen. Der Besiegte wurde mit Schonung behandelt und nach seinem Stammsitze Gibeon verwiesen. Indes war damit die Kriegsgefahr noch keineswegs beseitigt. Bereits 1896 brach ein gefährlicher Aufstand der Herero aus, als die deutsche Behörde nach dem Tode des Häuptlings Maherero von dessen Söhnen nicht den erbberechtigten Nikodemus, sondern den ihr genehmeren Samuel zum Nachfolger ernannte. Glücklicherweise gelang es der rasch entschlossenen Tapferkeit des Majors v. Estorff, die Aufrührer zu besiegen, und Nikodemus wurde erschossen. Auch eine Erhebung der Zwartbooi-Hottentotten vermochte die Schutztruppe verhältnismäßig rasch niederzuschlagen. In den folgenden Jahren lähmte die Rinderpest vorübergehend die Kriegslust der Eingeborenen, indem sie einen großen Teil ihres Viehstandes vernichtete. Erst im Januar 1904 begann wiederum ein allgemeiner Aufstand der Herero, an dem sich selbst anscheinend deutschfreundliche Häuptlinge, wie Samuel Maherero, beteiligten. Auch die Owambo schlossen sich an, wurden aber bereits am 4. Februar bei Omaruru entscheidend geschlagen. Gegen die Herero fanden zahlreiche Gefechte mit wechselndem Erfolge statt. Die deutschen Truppen litten ungeheuer unter Hitze, Wassermangel, Entbehrungen jeder Art und unter den Schwierigkeiten des Geländes. Im Juni traf der zum Kommandeur des Expeditionskorps und bald darauf zum Gouverneur ernannte General v. Trotha im Schutzgebiet ein. Er warf namentlich durch die Einkreisungsgefechte am Waterberg im August die Hauptmasse der Herero nieder, und schon schien die schlimmste Gefahr beseitigt, als sich Ende August die Hottentotten unter Jakob Morenga erhoben und im Oktober auch Hendrik Witbooi abfiel (S. 29). Das Jahr 1905 verging unter schweren und zum Teil verlustreichen Kämpfen, doch befreite der Tod Witboois am 3. November die Deutschen von ihrem gefährlichsten Feinde. Um dieselbe Zeit wurde v. Trotha abberufen und durch Oberst Dame ersetzt, dem im Juli 1906 Oberst v. Deimling folgte. Es kam zwar noch zu einer ganzen Reihe von Gefechten, aber allmählich mußte sich einer der aufständischen Führer nach dem anderen ergeben: zuerst Witboois ältester Sohn Samuel Isaak, dann Cornelius, der tapferste Unterführer Morengas, endlich Johannes Christian, der Kapitän der Bondelzwaarts. So konnte am 31. März 1907 das Ende des Kriegszustandes erklärt werden, obwohl noch einzelne Banden das Land durchstreiften und es hier und da zu blutigen Zusammenstößen kam. Volle Ruhe trat erst ein, als Simon Copper, der Kapitän der Franzmann-Hottentotten, im März 1908 auf englisches Gebiet übergetreten war, wo er 1913 starb. Der Feldzug hatte dem Deutschen Reiche 90 Offiziere, 1350 Mann und gegen 400 Millionen Mark gekostet und einen großen Teil der Eingeborenen vernichtet. Vollständige Ruhe ist scheinbar aber auch noch nicht eingetreten, da in neuester Zeit (1912) Simon Copper-Leute wieder auf deutsches Gebiet übergetreten waren.

Nach der Wiederkehr des Friedens begann sich die Kolonie rasch von den durch den Krieg verursachten Schäden zu erholen. Von amtlicher Seite setzte man die durch den Aufstand unterbrochene Vermessung, wissenschaftliche Erforschung und wirtschaftliche Erschließung des Landes fort. Zahlreiche Einwanderer, zum Teil frühere Angehörige der Schutztruppe, ließen sich in den besiedelungsfähigen Gegenden oder in den Verkehrsmittelpunkten nieder; viele neue Farmen entstanden, die Viehzucht nahm einen erfreulichen Aufschwung, und die Ausbeutung der reichen Mineralschätze, namentlich der Kupfererze von Tsumeb im Otawibezirk und der Marmorlager von Kubas, wurde mit bedeutenden Mitteln betrieben. Mehrere Schulen wurden begründet, die Anfänge einer Selbstverwaltung eingerichtet, zahlreiche Post- und Telegraphenanstalten eröffnet und neue Eisenbahnlinien dem Verkehr

übergeben (Swakopmund–Otawi 1907, Lüderitzbucht–Keetmanshoop 1908; die älteste Linie Swakopmund–Windhuk war bereits 1902 eröffnet worden). Das Emporblühen der Kolonie zeigt deutlich das Anwachsen der weißen Bevölkerung; dieselbe zählte 1901 nur 3607 Köpfe, nach 5 Jahren (1906, also kurz nach dem Aufstand) schon 6366; 1908 gab es 8300, 1911 bereits 13962 und 1912 sogar 14816 Europäer im Lande. Ganz neue glänzende Aussichten eröffneten sich der Kolonie seit der 1908 erfolgten Auffindung von Diamanten im Umkreise der Lüderitzbucht, wodurch nicht nur ein starker Bevölkerungszufluß, sondern auch eine bedeutsame Herabminderung des jährlichen Reichszuschusses zu erwarten steht. Hoffentlich gelingt es in Zukunft, die bei früheren Gelegenheiten nicht immer genügend vermiedene Gefahr einer übermäßigen Beteiligung ausländischen Kapitals an den in der Kolonie arbeitenden Land- und Bergwerksgesellschaften einigermaßen hintanzustellen.

Njoja, Häuptling von Bamum (Kamerun), eine feste Stütze der deutschen Herrschaft. Nach einer Photographie von Prof. Dr. Ankermann, im Besitz des Königl. Museums für Völkerkunde zu Berlin.

2) Togo und Kamerun.

Nicht viel später als die südwestliche Kolonie wurden die Gebiete an der Sklavenküste und der Mündung der Kamerunflüsse unter deutschen Schutz gestellt. Hamburger und Bremer Kaufleute, deren Handel in den noch freien Küstengebieten mancherlei Störung erfahren hatte, wünschten, wenn nicht ein wirkliches Protektorat, so doch das Erscheinen deutscher Kriegsschiffe und den Abschluß von Verträgen mit den Negerhäuptlingen. Die Ereignisse in Südwestafrika, die in Deutschland aufflammende Begeisterung für Kolonialbesitz bewogen den Fürsten Bismarck, diesen Wünschen im weitesten Umfang entgegenzukommen. Zunächst wurde das Togogebiet an der Sklavenküste, wo schon kurz vorher das Eingreifen eines deutschen Kriegsschiffes notwendig geworden war, von Gustav Nachtigal (s. die Abbildung S. 136) am 5. Juli 1884 unter deutschen Schutz gestellt und damit eine Besitzung gewonnen, die zwar unter allen afrikanischen Kolonien Deutschlands die kleinste ist, aber sich verhältnismäßig am erfreulichsten entwickelt hat; ernste Kämpfe sind ihr fast ganz erspart geblieben. Durch die Tätigkeit deutscher Forschungsreisender, wie Ludwig Wolf (gest. 26. Juni 1889) und Eugen Kling (gest. 15. September 1892), wurde das Hinterland in bedeutender Ausdehnung unter deutschen Schutz gestellt und durch Verträge mit England und Frankreich gesichert. Versuche der Franzosen (namentlich Decoeurs), weiter im Inneren allenthalben Verträge zu schließen und damit eine Vergrößerung des deutschen Gebietes zu verhindern, durchkreuzte teilweise die Expedition Hans Gruners, der 1895 bis nach Sai am Niger eine Reihe von Verträgen schloß. Nachdem man sich schon mit Frankreich geeinigt hatte, wurde im Samoavertrage von 1899 auch die Grenze gegen England so geregelt, daß sich Deutsch-Togoland

bis 60 km nördlich Sansane Mangu erstreckt. Inzwischen hat sich die kleine Kolonie auch wirtschaftlich gesund entwickelt: der Haushalt weist bescheidene Überschüsse auf, so daß es keines Reichszuschusses mehr bedarf; der Anbau wächst, und die Ausfuhr nimmt zu. Eine weitere Hebung des Schutzgebietes ist durch den Ausbau eines Straßen- und Eisenbahnnetzes (Küstenbahn Lome–Anecho, Inlandbahn Lome–Atakpame), unter dem jetzigen (1912) Gouverneur Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg, einem bewährten Afrikaforscher, mit Sicherheit zu erwarten.

Als die deutsche Regierung der Erwerbung von Kolonialbesitz näher trat, hatte die Hamburger Handelskammer auf Kamerun als das wichtigste der in Betracht kommenden Gebiete hingewiesen. Hamburger Firmen waren hier seit längerer Zeit tätig, der Handel im Zunehmen. Nur mit Mühe gelang es dem kaiserlichen Kommissar Gustav Nachtigal, dem plötzlich erwachten Wetteifer der Engländer zuvorzukommen und am 14. Juli 1884 durch Hissen der Flagge zunächst die Ortschaften an der Kamerunmündung unter deutschen Schutz zu stellen, einige Tage später auch die Plätze an der Küste von Batanga. Über die Ausdehnung des deutschen Protektorats an der Küste einigte man sich bald mit Frankreich (24. Dezember 1885) und England (7. Mai 1885 und 2. August 1886).

Die Verhältnisse in der neuen Kolonie gestalteten sich bald unbefriedigend, teils weil Deutschland auch hier mit ungenügenden Machtmitteln aufgetreten war, teils weil die englischen Kaufleute an der Küste noch immer hofften, durch Erregung von Unruhen die unbequeme Tatsache des deutschen Protektorats rückgängig machen zu können; die Landungstruppen eines deutschen Geschwaders („Bismarck" und „Olga") hatten am 20. Dezember 1884 einen blutigen Kampf mit den Bewohnern mehrerer aufrührerischen Ortschaften zu bestehen. Seit dem Eintreffen des ersten Gouverneurs, Julius Freiherrn v. Soden, im Juli 1885 herrschte verhältnismäßig Ruhe; aber das Gebiet entwickelte sich nur langsam, wenn es auch gelang, einen geordneten Haushalt herzustellen, und einzelne Versuche, auf dem prachtvollen vulkanischen Boden des Kamerunberges Plantagenbau zu treiben, nicht ohne Erfolg blieben. Der Plantagenbau hat einen glänzenden Aufschwung genommen; das Hinterland, durch eine Reihe von Expeditionen bis nach Adamaua und dem Tschadsee hin erschlossen, wird durch zahlreiche Pflanzungs- und Handelsgesellschaften ausgebeutet. Ein Aufstand der aus Dahomehleuten angeworbenen Polizeitruppe am 15. Dezember 1893 hat das Gedeihen der Kolonie nicht wesentlich gestört, auch die häufig wiederkehrenden Unruhen unter den Stämmen im Inneren sind bisher ohne ernste Folgen geblieben. Leider ist bei der Abgrenzung des Hinterlandes (am 1. Juli 1890, 15. November 1893 und 16. Juli 1906, gegen die englische, am 15. März 1894 und 18. April 1908 gegen die französische Nachbarkolonie) Deutschland schlecht gefahren und namentlich von Frankreich in mehr als einer Hinsicht übervorteilt worden. Erst der Wunsch nach dem Besitze von Marokko und die energische Schiffsdemonstration Deutschlands vor Agadir (im Juli 1911) machten Frankreich zu Verhandlungen geneigt, deren Hauptpunkt die Gebietserweiterung im Osten und Süden Kameruns war.

Die neue Grenze, die durch den Vertrag vom 4. November 1911 angenommen und im Sommer 1912 in ihren Einzelheiten festgelegt wurde, verläuft im Süden vom Atlantischen Ozean aus am östlichen Ufer der Bucht von Monda entlang bis zur Mündung des Massolie und biegt nordöstlich nach Spanisch-Guinea ab; den Iwondofluß schneidet sie bei seiner Vereinigung mit dem Dschua und folgt diesem bis zum Madschingo (der französisch bleibt). Von hier aus verläuft die Grenzlinie nach Osten bis zum Zusammenfluß des Ngoko und des Sanga, nördlich der bedeutenden Handelsstation Wesso, die leider nicht in deuschen Besitz gelangte. In einer Entfernung von 6—12 km von dieser biegt sie nach Südwesten ab und läuft den Likuala abwärts bis zum rechten Ufer des Kongo, der von hier ab bis zur Mündung des Sanga

die weitere Grenze bildet. Die weiter nördlich verlaufende Grenzlinie erreicht noch einmal das Flußsystem des größten äquatorialen Stromes am Ubangi (nördlich von Mongumba), wo das dem Bau einer deutschen Schiffsstation zur Verfügung stehende Gebiet ebenfalls eine Länge zwischen 6 und 12 km haben wird; dann biegt sie nach Nordwesten zum Logone ab, der ungefähr beim 8. Parallelkreise erreicht wird und weiterhin bis zur alten Grenze am Schari die nördliche Ausdehnung des deutschen Gebietes markiert. Das Deutsche Reich trat dafür das Gebiet zwischen Logone und Schari, den sogenannten Kameruner Entenschnabel, an Frankreich ab. Ferner ist noch die pachtweise Überlassung kleiner Landkomplexe längs des oberen Benuë, des Mao Kebi und Logone an die französische Regierung vorgesehen, um die Errichtung einer französischen Etappenstraße zu ermöglichen.

Der Wert des neuesten deutschen Kolonialbesitzes liegt vor allem darin, daß die Kolonie zweimal Anschluß an das große äquatoriale Stromnetz Kongo–Ubangi erhält. Demgegenüber stehen als Mängel die durch die bisherige nachlässige Verwaltung erzeugten sozialen Mißstände sowie das Vorherrschen der Schlafkrankheit im Süden. Es ist aber zu hoffen, daß beide durch die bewährte Altkameruner Kolonialpolitik und durch die Fortschritte der medizinischen Wissenschaft auf tropenhygienischem Gebiete bald beseitigt werden.

3) Deutsch-Ostafrika.

In Ostafrika stoßen wir auf eine deutsche Besitzung, die das Reich gezwungen hat, im großen Stil in die innere Geschichte Afrikas einzugreifen und an der Lösung gewaltiger Fragen mitzuarbeiten. Auch diese Kolonie verdankt ihre Entstehung der Tatkraft privater Kreise.

In Ostafrika war, abgesehen von dem wenig anlockenden Somaliland, kein Küstengebiet mehr zu erwerben; Sansibar selbst aber, dessen Sultan Seijid Bargasch (vgl. S. 90) 1874 in einer vorübergehenden Laune den deutschen Schutz gegen England angerufen hatte, galt halb und halb schon als Vasallenstaat des britischen Reiches und wäre auch nur durch einen wirklichen Staatsvertrag zu erwerben gewesen. So faßte denn die am 3. April 1884 gegründete „Gesellschaft für deutsche Kolonisation" den verwegenen, aber glücklichen Gedanken, zunächst eine Expedition ins Hinterland der Sansibarküste zu senden, dort Gebiete zu erwerben und das Gewicht dieser Tatsache alsdann weiter wirken zu lassen. Karl Peters, der die Bildung der Gesellschaft angeregt hatte und die kleine Expedition leitete, schloß im November 1884 eine Reihe von Verträgen mit einzelnen Häuptlingen in Usagara, Nguru usw., die am 27. Februar 1885 offiziell bestätigt wurden. Gleichzeitig erhielt die Gesellschaft einen kaiserlichen Schutzbrief. Inzwischen aber traf Seijid Bargasch, von den Engländern aufgestachelt, Gegenmaßregeln und wollte durch Entsendung von Truppen sein Recht auf das Hinterland der Küste tätlich beweisen. Erst als das Deutsche Reich seine Ansprüche kräftig zurückwies, Frankreich erklärte, sich in die Verhältnisse nicht einzumischen, und auch die englische Regierung offiziell zur Mäßigung riet, gelang am 13. August 1885 eine vorläufige Verständigung aller Beteiligten; viel trug dazu die Ankunft eines deutschen Geschwaders vor Sansibar bei. Die Küste blieb nach dem deutsch-englischen Abkommen vom 29. Oktober 1886 Eigentum des Sultans; aber Daressalam und Pangani sollten der am 7. September 1885 gebildeten Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft als Häfen zur Verfügung stehen. Die Gesellschaft eröffnete alsbald ihre Tätigkeit, erweiterte ihr Gebiet nach dem Inneren hin, begann Versuchsplantagen anzulegen und Stationen zu errichten. Als durch Vertrag vom 8. April 1888 die Zollstätten der Küste an die Gesellschaft verpachtet wurden und ihr damit feste Einkünfte gesichert waren, schien einer gesunden Entwickelung nichts mehr im Wege zu stehen.

Leider hatte man aber in Ostafrika denselben Fehler begangen wie in Südwestafrika und Kamerun: die wirklichen Machtmittel der Gesellschaft genügten nicht entfernt ihren Ansprüchen und den Gefahren der Lage. In Ostafrika fand das Reich einen bei weitem

ernsteren Gegner als in jenen anderen Gebieten: das ganze Arabertum begann sich zu verteidigen. Durch die Besetzung der Küstenplätze hatte der Sklavenhandel einen schweren Schlag erhalten und damit auch die zweite Haupteinnahmequelle der Araber: der Plantagenbau mit Hilfe der billigen, aus dem Inneren herangebrachten Arbeiter. Den ehemals wohlhabenden Arabern der Küste drohte Verarmung. Sie hatten sich jedoch durch Sklavenhandel und Sklavenjagd einen kriegerischen, unbändigen Geist erworben, und die fortwährenden Eingriffe der Europäer hatten bei ihnen einen leidenschaftlichen Haß gegen diese geweckt.

Die Beamten der Ostafrikanischen Gesellschaft hatten am 15. August 1888 kaum die Zollstätten bezogen, als allenthalben Unruhen ausbrachen, die zum Teil mit der Ermordung der Beamten endigten; nur die Stationen Bagamojo und Daressalam wurden mit Hilfe deutscher Kriegsschiffe gehalten, blieben aber von Scharen Aufständischer, hauptsächlich Negern unter Führung einzelner Araber, hart bedrängt. Der gefährlichste Gegner der Deutschen war der Araber Buschiri, der den Aufstand in Pangani geschürt hatte und von hier aus den Aufruhr im Küstenlande leitete. Die Beamten des Sultans hatten sich meist mindestens zweideutig benommen. Das Reich mußte der bedrängten Gesellschaft zu Hilfe kommen. Am 30. Januar 1889 beschloß der Reichstag die Bildung einer farbigen Schutztruppe; Hermann Wissmann, der eben von seiner zweiten ruhmvollen Durchquerung Afrikas zurückgekehrt war, wurde Oberbefehlshaber im Küstengebiet.

In Kairo wurden sudanesische Soldaten angeworben; hierzu traten Leute aus dem Küstengebiet und Sansibar (Askari), auch Sulu aus dem Süden. Bereits am 8. Mai wurde der erste Schlag gegen Buschiri geführt, sein befestigtes Lager bei Bagamojo von der Schutztruppe unter Hilfe deutscher Marinesoldaten erstürmt; dann wurde die Umgebung von Daressalam vom Feinde gesäubert und die Eingeborenen am 27. Mai zu friedlicher Unterwerfung gebracht. Nun galt es, die übrigen Küstenstädte, die ganz in den Händen der Aufständischen waren, wiederzugewinnen. Sadani kam zuerst (am 6. Juni) an die Reihe; die anderen Orte schienen nach dem Abzuge Buschiris ins Innere, wo er die deutsche Station Mpapua zerstörte, geneigt, sich ohne Kampf zu ergeben. Da indessen die Verhandlungen zu keinem Ergebnis führten, wurde am 8. Juli Pangani beschossen und erstürmt, am 12. Tanga nach kurzem Gefecht besetzt. Mpapua wurde durch Wissmann selbst zurückerobert und wieder aufgebaut. Inzwischen hatte Buschiri in den Mafiti (vgl. S. 44) neue Verbündete gefunden und rückte mit ihnen von Südwesten aus gegen Bagamojo heran. Am 19. Oktober wurde auch diese Schar, die furchtbare Verwüstungen angerichtet hatte, von Karl Frhr. v. Gravenreuth (gefallen am 5. November 1891 vor Buëa) geschlagen. Im Dezember wurde der wiederholt besiegte und flüchtig gewordene Buschiri bei Pangani eingeholt und am 14. Dezember 1889 in Pangani gehenkt. Als dann der mächtige Häuptling von Useguha, Bana Heri, den Widerstand in seinem Gebiete fortsetzte, wurde am 15. Januar 1890 sein Lager erstürmt; nach einer zweiten Niederlage am 9. März ergab er sich Anfang April und erhielt Verzeihung. Alle Kräfte der beträchtlich verstärkten Schutztruppe wurden nunmehr zu einem Schlage gegen den noch immer aufständigen Süden (Kilwa-Kiwindsche, Lindi, Mikindani) gesammelt; er gelang vollkommen.

Leider ward Wissmann, der sich als Soldat wie als Organisator im ganzen Schutzgebiet einen glänzenden Namen gemacht hatte, abberufen; und durch die verschiedenen Ansichten der mehrfach wechselnden Gouverneure (v. Soden, v. Schele, v. Liebert, Graf Götzen, v. Rechenberg) entstand eine bedenkliche Unsicherheit. Trotz des gezahlten Lehrgeldes plante man eine Verminderung der Schutztruppe; erst die blutigen Niederlagen, die sich einzelne Abteilungen in Uhehe (17. August 1891) und am Kilimandscharo (10. Juni 1892) holten, zeigten das Verderbliche dieser Maßregel. Inzwischen war der von Stanley wider seinen Willen gerettete Emin Pascha (Eduard Schnitzer) in deutsche Dienste getreten und hatte Stationen in Tabora und am Viktoriasee gegründet; aber die ostafrikanische Verwaltung wußte mit dem erfahrenen Afrikaner nichts anzufangen und bewies auch an der Küste durch zahllose Verordnungen und Beschränkungen wenig Geschick, sich den Verhältnissen des

AFRIKA
POLITISCHE ÜBERSICHT.
Maßstab 1:38.000000
Kilometer 111.3 = 1°
Englische Statute Meilen 69.16 = 1°
EUROPÄISCHE BESITZUNGEN:
D. Deutsche
Fr. Französische
Sp. Spanische
It. Italienische
Br. Britische
Pg. Portugiesische
Unter türkischer Oberhoheit
Eisenbahnen im Betrieb
im Bau od. projektiert.
Haupt-Dampferlinien
Telegraphen-Kabel
SPANIEN
ALGERIEN
MAROKKO
TUNIS
TRIPOLIS
Barka (Cyrenaika)
Fessan
Ahaggar
Tanesruft
ÄGYPTEN
ARABIEN
NEDSCHED
WAHABITEN
Nubien
ENGLISCH-ÄGYPTISCH
Dâr Fûr Kordofan
SUDAN
ABESSINIEN
OBERER SENEGAL u. NIGER
WADAI
NIGERIA
Kanem
Asben
Borku
Tibesti
Timbuktu
Khartum
Sokoto
Kano
Kuka
Damergu
Agades
Agadem
Bilma
Tschad See
Bahr-el-Ghasal
Ogaden
Brit.-Somali-Land
Italien
Sardinien
Sizilien
Kreta
Rhodus
Cypern
Kleinasien
TÜRKISCHES
GRIECHENLAND
BALKAN-STAATEN
SCHWARZES MEER
Kanarische Ins.
Madeira
Azoren
Rio de Oro
Senegal
Sierra Leone
Liberia
Guinea
Nigeria
Kamerun
Mandingo
Haussa
Sahara
Libysche Wüste
Arabische Wüste
Nil
Rotes Meer
Golf von Aden
Persisch. Mb.
Hadramaut
Sokotra
Abd-el-Kuri
Guardafui
Italien. Somali-Land
Berbera
Aden
Suez
Kairo
Alexandria
Jaffa
Jerusalem
Beirut
Damask
Mekka
Medina
Hodeida
Massaua
Adis Abeba
Harar
Dire Daua
Zeila
Obock
Tadjura
Gondar
Kassala
Berber
Dongola
Abu Hamed
Suakim
Port Sudan
Wadi Halfa
Assuan
Korosko
Siut
Luxor
Assuan
Tripolis
Gadames
Ghat
Murzuk
Gatrum
Sokna
Ghadamès
Ghadames
Sinaï
Akaba
Hail
Bereida
Aneisa
Cheiber
Dschidda
Melekka
Machlad
Fascher
el-Obeid
Schendi
Atbara
Berber
Omdurman
Kerin
Lohaja
Sana
Hodeida
Mokka
Aden
Golf von Aden
Sokotra
Abd-el-Kuri
Guardafui
Ras Hafun
Berbera
Brit.-Somali-Land
Ogaden
Harar
Dire Daua
Adis Abeba
Zeila
Obock
Tadjura
Gondar
Kassala
Berber
Dongola
Abu Hamed
Suakim
Port Sudan
Wadi Halfa
Assuan
Korosko
Siut
Luxor
Assuan
Tripolis
Gadames
Ghat
Murzuk
Gatrum
Sokna
Ghadamès

ATLANTISCHER OZEAN
INDISCHER OZEAN
Äquator
Wendekreis d. Steinbocks
Meridian 0 von Greenwich
BELGISCH KONGO
FRANZ. KONGO
DEUTSCH Ostafrika
BRIT. OST-AFRIKA
ANGOLA
Loanda
OWAMBO
DEUTSCH-SÜDWEST
Damara Ld.
Gr. Nama Ld.
BETSCHUANA-LAND
Kalahari
TRANSVAAL
ORANJE FREISTAAT
KAPLAND
Kapstadt
Kap d. guten Hoffnung
Mozambique
MADAGASKAR
Comoren
Seychellen
Amiranten
Mauritius
Réunion
Sansibar
Mombasa
Zanzibar
Delagoa-Bai
Beira
Quelimane
Tete
Sambesi
Nyassa
Tanganyika
Victoria Nyanza
Albert Nyanza
Albert See
Stanley See
Kongo
Loanda
Benguella
Mossamedes
Walfisch B.
Swakopmund
Kapstadt
Port Elizabeth
East London
Durban
Lourenço Marquez
Inhambane
Beira
Tete
Quelimane
Mozambique
Tamatave
Majunga
Diego Suarez B.
Port Louis
Europa I.
Juan de Nova I.
Glorioso I.
Farquhar I.
Aldabra I.
Cosmoledo
Amiranten
Seychellen
I. Ascension
I. S. Helena
I. S. Thomé
Annobom
Fernando Po
Gabun
Kamerun
Lagos
Bonny
Old Calabar
Kamerun Bg.
Kamerun Mt.
Fernando Po
Gr. Fisch B.
Cunene R.
Kunene
Kuanza
Benguella
Lobito
Huambo
Bihé
Kakonda
Kalkengee
Langamba
Kimbundu
Kassanschi
Rutende
Kambove
Elisabethville
Kansanshi
Broken Hill
Kalomo
Livingstone
Maschona L.
Matabele Land
Salisbury
Umtali
Beira
Sofala
Chimoio
Manica
Tete
Zambesi
Shire
Nyassa
Tanganyika
Albert Nyanza
Albert See
Victoria Nyanza
Victoria See
Stanley See
Kongo
Kassai
Lulua
Lubefu
Kindu
Usumbura
Tanganyika
Kivu
Albert See
Albert Nyanza
Victoria See
Victoria Nyanza
Kisumu
Mombasa
Sansibar
Zanzibar
Daressalam
Bagamoyo
Tanga
Pemba
Lamu
Malindi
Mombasa
Kilwa
Kwiwa
Mikindani
Delgado
Comoro
Johanna
Mayotta
Mohelia
Diego Suarez B.
Antsirane
Nossi Be
Majunga
Tamatave
Tananarive
Antsirane
Port Louis
Mauritius
Réunion
Europa I.
Juan de Nova I.
Glorioso I.
Farquhar I.
Aldabra I.
Cosmoledo
Amiranten
Seychellen
Mahé
Praslin
Victoria
Bombay
Aden
Suez
Port Said
Alexandria
Malta
Gibraltar
Lissabon
Madeira
Teneriffa
Las Palmas
Kap Verde
Dakar
Senegal
St. Louis
Bissagos I.
Bissau
Bathurst
Sierra Leone
Freetown
Monrovia
Liberia
Grand Bassam
Accra
Lagos
Bonny
Old Calabar
Kamerun Bg.
Kamerun Mt.
Fernando Po
Gabun
Loango
Kabinda
Banana
Ambriz
Ambrizette
Bembe
Mossamedes
Porto Alexandre
Gr. Fisch B.
Walfisch B.
Swakopmund
Kapstadt
Port Elizabeth
East London
Durban
Lourenço Marquez
Inhambane
Beira
Quelimane
Mozambique
Tamatave
Majunga
Diego Suarez B.

Landes verständnisvoll anzupassen. Immerhin geschah mancherlei. Die Hauptstadt Daressalam hat sich in erfreulicher Weise entwickelt, und im Hinterlande von Tanga, das teilweise bereits durch eine Eisenbahn erschlossen ist, sind Plantagen von beträchtlichem Umfang entstanden. Ihre endgültige Abgrenzung (s. die beigeheftete Karte) fand die Kolonie durch den deutsch-englischen Vertrag vom 1. Juli 1890, der Sansibar dem britischen Protektorat überantwortete und damit der Entfaltung des Schutzgebietes einen schweren Schlag versetzte. Gleichzeitig wurden auch die wohlerworbenen Rechte auf das wertvolle Wituland an der Mündung des Tana und auf Teile der Somaliküste aufgegeben und Uganda dem englischen Einfluß überlassen — alles für Helgoland. Die Küste vom Umba (im Norden) bis zum Rowuma (im Süden) ging ganz in deutschen Besitz über; der Sultan Seijid Ali von Sansibar erhielt als Abfindung 4 Millionen Mark. Seither hat sich die Kolonie trotz mehrfacher Mißernten und sonstiger wirtschaftlicher Störungen (Rinderpest, Heuschreckenplage) erfreulich weiterentwickelt. Ein im Juni 1905 ausgebrochener, wohl hauptsächlich durch übertriebene Nachrichten von deutschen Niederlagen in Südwestafrika hervorgerufener Aufstand einiger heidnischer Negerstämme zog sich zwar bis gegen Ende des nächsten Jahres hin, wurde aber schließlich ohne schwere Verluste unterdrückt. Das gesamte Hinterland bis zu den Großen Seen erkennt jetzt die deutsche Herrschaft an; deutsche Dampferlinien verbinden die Kolonie mit dem Mutterlande. Einen weiteren bedeutenden Aufschwung dürfte indessen erst der Bau von Eisenbahnen im Gefolge haben. Gegenwärtig (1912) sind folgende Hauptlinien geplant: die schon bis Usambara fertiggestellte Nordbahn von Tanga nach dem Kilimandscharo und dem Viktoriasee, die gleichfalls im Bau begriffene Zentralbahn von Daressalam über Morogoro und Tabora nach Udschidschi am Tanganjikasee, die Südwestbahn von Daressalam über Kilossa nach Bismarckburg am Südende des Tanganjikasees und die Südbahn von Kilwa nach Wiedhafen am Niassasee.

Die Verteilung und Zahl der bestehenden Bahnlinien in Afrika geben, kartographisch festgelegt, ein klares Bild der Rangordnung unter den europäischen Kolonialmächten: England steht weit an der Spitze und wird gefolgt von Deutschland, Frankreich, Belgien und Portugal; Spanien und Italien kommen erst, dem verhältnismäßigen Werte ihrer afrikanischen Besitzungen entsprechend, in weitem Abstand.

Ausgedehnte Bahnnetze finden sich in den britischen südafrikanischen Kolonien und in Ägypten; diese zwei wichtigen Pole des Verkehrs zu verbinden, entstand das Projekt der Kap-Kairo-Bahn, die im Süden das südafrikanische Netz bei Broken Hill verläßt, dann, im wesentlichen dem Laufe des Zentralafrikanischen Grabens folgend, über Adis Abeba die Nilbahn erreicht. Adis Abeba wird auch durch die Fortsetzung der Linie Dschibuti-Harar an das Rote Meer angeschlossen.

Seit langer Zeit waren die Europäer bestrebt, Katanga, das an Kupfer äußerst reiche Gebiet westlich des Bangweolosees, mit der Außenwelt bzw. dem Meer zu verbinden. Diesem Zwecke soll auch die eben erwähnte Kap-Kairo-Bahn dienen, von der nördlich von Broken Hill eine Zweiglinie nach Kasanschi und Kambowe, den Minenzentren Katangas, beabsichtigt ist. Die Entfernung bis Kapstadt beträgt 3500 km; der Transport auf den englisch-afrikanischen Bahnen ist sehr teuer. Flüchtig tauchte daher als zweites Projekt die direkte Verbindung Katangas mit dem unteren Kongo, z. B. Stanleypool, auf; diese Strecke würde 1800—2000 km lang sein. Die Benutzung des Kongostromes zum Transport und die Umgehung seiner Schnellen durch kleine Eisenbahnen dürfte an der langen Dauer der Beförderung sowie an dem unbequemen Umladen der Waren zwischen Schiff und Eisenbahn scheitern. — Das vierte, sehr günstige Projekt soll als Ausgangspunkt die Lobitobucht nördlich von Benguella haben. Von dort geht eine Bahn nach Bihe, dem durch seinen Kautschuk bedeutendsten Handelszentrum des äquatorialen Südafrika. Mit Überwindung von 1500 m Höhenunterschied erreicht die Linie die mittelafrikanische Hochebene und führt, die Kongo-Sambesiwasserscheide entlang, zu dem 1200 km entfernten Kasanschi, ohne im wesentlichen belgisches Gebiet zu berühren.

Von den deutschen Kolonien sind Ost- und Südwestafrika am besten mit Bahnen versehen.

Deutsch-Ostafrika besitzt drei die Küste mit dem Inneren verbindende Stichbahnen. Die nördliche

wurde 1893 mit der Usambaralinie begonnen. Im Februar 1905 war die Strecke bis Mombo (129 km) im Betrieb, 1909 bis Buiko am Pangani (174,3 km). Seit 4. Oktober 1911 geht die Bahn bis nach Moschi (Kilimandscharo; 352 km) und soll nach Aruscha und vielleicht bis zum Viktoriasee weitergeführt werden, um dann einen harten Konkurrenzkampf mit der englischen Ugandabahn Mombassa–Port Florence (818 km) aufzunehmen. Der Hauptwert der Linie wird aber stets die wirtschaftliche Erschließung der Pflanzungs- und Siedelungsgebiete von Usambara und Pare sein. Der Staat hat die Bahn an die Deutsche Kolonial-eisenbahnbau- und Betriebsgesellschaft verpachtet. — Die Zentralbahn verbindet den wichtigsten Hafen, Daressalam, mit der bedeutendsten Handelsstadt im Inneren, Tabora, und berührt Morogoro, Kilossa, Mpapua, Kilimatinde, durchschneidet also die Landschaften Ukami, Ussagara, Ugogo, Usansi und Unjamwesi. Beabsichtigt ist von Tabora aus die Weiterführung bis nach Udschidschi am Tanganjikasee (am 1. September 1912 war km 103,5 hinter Tabora erreicht, 839,1 km von der Küste entfernt); Ussukuma soll

Der Bahnhof Noëpe (Eisenbahn Lome–Palime). Nach Photographie von R. Lohmeyer.

eine nördliche Zweiglinie an den Weltmarkt anschließen. Die Zentralbahn ermöglicht eine Steigerung des Exports, erleichtert die Zufuhr von Arbeitskräften in die küstennahen Plantagen und soll teilweise den Verkehr aus dem Westen unserer Kolonie, der bisher nach der Ugandabahn abfloß, nach der deutschen Ostküste leiten. Die geplante Südbahn Kilwa–Donde–Wiedhafen (etwa 670 km) würde das reiche Getreideland Ungoni und das östliche Niassaland, das für Europäer günstige Siedelplätze besitzt, zugänglich machen.

Von gleichgroßer wirtschaftlicher Bedeutung war in Deutsch-Südwestafrika die Schaffung von Eisenbahnen, die den teuren Ochsenkarrenverkehr ersetzten. Die bedeutendste Strecke ist die Südbahn Lüderitzbucht–Keetmanshoop (366 km), die seit Juni 1908 im Betriebe ist und sehr schnell den Seehandel in Robert-Hafen (Lüderitzbucht) gehoben hat. Die zweite Staatsbahn des Schutzgebietes, die 382 km lange Nordbahn, geht von Swakopmund aus nach Karibib, wo sie sich mit der Otawibahn trifft, und dann südwärts nach Windhuk, von wo aus sie Keetmanshoop zustrebt, das Anfang 1913 erreicht werden soll. Die Verbindung mit dem Nordosten hat die Otaviminengesellschaft mit der Otawibahn (578 km; eröffnet 16. Dezember 1906) hergestellt. Sie führt bis Tsumeb; eine 93 km lange Zweiglinie verbindet Otavi mit Grootfontein, dem Kulturzentrum des Nordostens und Ausgangspunkt des Weges in den Caprivizipfel.

Kamerun besitzt in der am 24. Mai 1911 eröffneten Nordbahn (Manengubabahn) eine wirtschaftlich und strategisch gleichwichtige Verkehrslinie, die in Bonaberi am Kamerunfluß (gegenüber Duala) beginnt und nach 160 km bei Nkongsamba endet. Ihr Hauptwert liegt in der Durchquerung des Urwaldgürtels und der Erschließung des dahinterliegenden, zum Anbau von Baumwolle, Tabak und Reis sehr geeigneten Gebietes. — Die Mittellandbahn in der Richtung Duala–Edea ist im März 1909 begonnen worden und soll 360 km lang werden.

Sehr gut mit Verkehrswegen ist das so wichtige Togo versehen. Es besitzt eine 45 km lange Küstenbahn zwischen Lome und Anecho, die das östliche Südtogo an das Aus- und Einfuhrtor Lome anschließt. Die Verbindung des nordwestlichen Gebietes mit der Küste stellt die Inlandbahn Lome–Palime (120 km; s. die Abbildung S. 102) her. Da die Weiterführung dieser Linie nach Norden durch das hier 1000 m hohe Togogebirge verhindert ist, anderseits aber auch an die wirtschaftliche Erschließung der etwa 500 km von der Küste entfernten Nordgebiete gedacht werden mußte, ging man daran, eine Verbindung durch eine neue Linie, die Hinterlandbahn, herzustellen. Diese wurde am 1. April 1911 zwischen Lome und Atakpame (162 km) dem Verkehr übergeben und soll über Dschabotaure und Fasau (Übergang über das Togogebirge) nach Banjeli weitergeführt werden.

Die Verbindung der afrikanischen Mittelmeerländer, besonders Algeriens mit dem Sudan, bezwecken zwei große französische Bahnbauprojekte. Das eine soll von Algier über Ain Sala nach Timbuktu, der alten Kulturstelle am Niger, führen, während das andere die Gebiete des Tschadsees und von hier aus den ägyptischen Sudan dem Mittelmeermarkt angliedern will.

γ) Frankreichs Sudan-Politik.

Den Wettbewerb um afrikanischen Besitz hat zwar das Auftreten Deutschlands erst zur Fieberhitze entfacht; die ersten Schritte in dieser Richtung aber hat Frankreich getan, das mit großem Geschicke von den seit langem besetzten Stützpunkten im Küstenlande aus kühne Vorstöße in das Hinterland unternahm und den Traum eines großen französischen Reiches in Afrika der Verwirklichung planmäßig näherte.

Zunächst galt es, die senegambischen Besitzungen mehr und mehr zu erweitern. Das englische Gebiet am Gambia und das portugiesische am Rio Grande waren bald von französischen Schutzländern umgeben und an fernerer Entfaltung gehindert; das linke Ufer des Senegal kam ganz unter französische Botmäßigkeit, und das Vordringen nach dem oberen Niger wurde entschlossen ins Auge gefaßt. Schon der 1854 zum Gouverneur ernannte Louis Léon César Faidherbe hemmte das Vordringen eines gefährlichen islamischen Heeres, das sich um den Marabut Hadschi Omar gesammelt hatte. Faidherbe entsetzte das belagerte Medina (1857), schlug Hadschi Omar, der sich nach seiner Hauptstadt Segu Sikoro am Niger zurückzog, und unterwarf den größten Teil des oberen Senegambien. Das Kolonisieren im großen Stile begann indessen erst weit später und fällt mit den Ereignissen am Kongo zeitlich ungefähr zusammen. Paul Soleillet (gest. am 10. September 1886) drang 1878 an den oberen Niger vor und fand freundliche Aufnahme; ein Jahr später genehmigte das französische Parlament bereits die Mittel zur Vorbereitung eines Bahnbaues von Medina nach Bammako (etwa 400 km), der den oberen Senegal mit dem Niger verbinden und damit den ganzen Verkehr des westlichen Sudan nach Senegambien ziehen sollte. Man begann den Bau mit Eifer, brachte marokkanische und chinesische Arbeiter ins Land, hatte aber 1884 erst 70 km vollendet und dazu 30 Millionen Frank verbraucht. Das Unternehmen wurde daraufhin vorläufig aufgegeben und ist erst nach 1900 wieder aufgenommen und 1911 als Linie Kajes–Bammako–Kulikoro vollendet worden.

Inzwischen war Joseph Simon Gallieni (1880) an den Niger vorgedrungen und hatte mit dem Sultan Achmadu (Machmadu) Lamine von Segu, dem Sohne Hadschi Omars, einen Vertrag abgeschlossen, der das Tal des oberen Niger bis Timbuktu hin unter französischen

Schutz stellte (1881); der wichtige Ort Kita zwischen Senegal und Niger wurde befestigt. Eine neue Expedition im nächsten Jahre besiegte den Bandenführer Almami Samori am oberen Niger und erbaute am Ufer bei Bammako ein Fort; durch zahlreiche kleinere Züge wurde die Verbindung mit dem Senegal aufrechterhalten und Samori zurückgedrängt, bis er sich 1887 unter französischen Schutz stellte. Den Widerstand Achmadus, der sich wenig um den abgeschlossenen Vertrag kümmerte, brach erst am 6. April 1890 die Eroberung der Stadt Segu Sikoro. In demselben Jahre noch ging Louis Monteil von Segu aus nach Osten bis Kuka in Bornu, überall auf dem Wege Verträge abschließend, und kehrte über Tripolis in die Heimat zurück. Auch von der Elfenbeinküste aus drangen Franzosen erfolgreich ins Innere; ebenso bot das 1892 unterworfene Dahomeh einen Ausgangspunkt für Züge nach den Sudanländern. England hatte sich bereits am 5. August 1890 mit Frankreich dahin geeinigt, daß eine Linie von Sai am Niger nach der nordwestlichen Ecke des Tschad die beiderseitigen Interessengebiete abgrenzen solle. Im Jahre 1893 mußte Samori sein Reich Wassulu den Franzosen überlassen und sich nach dem südöstlicher gelegenen Kong zurückziehen. Mitte 1898 auch von hier vertrieben, flüchtete er, immer noch von zahlreichen Anhängern begleitet, nach dem Hinterlande der Republik Liberia. Dort ist er am 9. September 1898 geschlagen, zwanzig Tage darauf, durch einen Vorstoß des Kapitäns Gouraud ins Quellgebiet des Kawalli gedrängt, gefangen genommen worden und am 2. Juni 1900 in der Gefangenschaft gestorben. Seitdem kann Frankreichs Herrschaft im Westsudan als befestigt gelten.

Der riesenhafte Plan, die Nordküste und den westlichen Sudan zu einem großen französisch-afrikanischen Reiche zu vereinigen, wird von dem noch großartigeren in den Schatten gestellt, auch das französische Kongoland bis zum mittleren Sudan auszudehnen und damit alle französischen Besitzungen in Afrika (abgesehen von Obok und Madagaskar) zu einer einzigen zu verschmelzen. Nachdem Pierre Savorgnan de Brazza (vgl. S. 91) seit 1878—80 die bescheidene Kolonie Gabun in das mächtige „Congo Français" umgewandelt hatte, haben die Versuche nicht aufgehört, nach Norden hin auszugreifen; dadurch ist unter anderem auch die weitere Ausdehnung der deutschen Kolonie Kamerun verschlossen worden (vgl. oben, S. 98). Die Vernichtung Rabas hat das Haupthindernis dieser Pläne beseitigt (vgl. S. 141), und die Annexion von Wadaï 1909 hat sie zum Abschluß gebracht. So ist ein gewaltiges Kolonialreich entstanden, das durch eine Reihe von Verträgen mit England und dem Deutschen Reiche annähernd feste Grenzen gewonnen hat. Abgesehen von der großen Wüste zerfällt es in die beiden Hauptgebiete Französisch-Westafrika (Senegal, Guinea, Elfenbeinküste, Dahomeh, Senegambien und Niger) und Französisch-Zentralafrika (Gabun, Kongo, Ubangi-Schari, Tschad-Territorium). In den letzten Jahren ist es durch zahlreiche militärische, kommerzielle und wissenschaftliche Expeditionen immer mehr erforscht und europäischen Kultureinflüssen geöffnet worden. An den wichtigsten Punkten sind kleine Truppenabteilungen stationiert, und man beginnt sie durch ein Netz von Telegraphenlinien zu verbinden. Auch der Bau von Eisenbahnen schreitet namentlich in den Küstengegenden rüstig vorwärts, so daß 1911 bereits mehr als 1400 km im Betrieb waren.

δ) Englands Nil-Kap-Politik.

Etwas verspätet erschien England, dem das Eingreifen Deutschlands den Traum eines großafrikanischen Reiches vom Nil bis zum Kap unliebsam zerstört hatte, auf dem Plane; doch hat es noch gerettet, was zu retten war. Auf Kosten des schwachen Portugal schob es im Inneren sein Gebiet bis zum Niassa und Tanganjika vor (Niassaland 1891; seit 22. Februar

1893 „British Central Africa"). Von den Nigermündungen her dehnte es seinen Einfluß auf die Haussastaaten aus und erhielt zum Schaden Deutschlands auch den westlichen Teil von Adamaua mit der Hauptstadt Jola. Am erfolgreichsten aber war es im Osten.

Stimmen in England hatten auf Ostafrika als das Land der Zukunft hingewiesen, das ein neues Indien werden könnte; da das Kap und Ägypten in englischen Händen waren, schien der Gedanke, ganz Ostafrika dem britischen Weltreich einzuverleiben, nicht unausführbar. Einstweilen war ja der ägyptische Sudan durch den Mahdistenaufstand unzugänglich geworden und Emin Pascha in Aquatoria von aller Welt abgeschnitten; aber gerade dadurch bot sich die Möglichkeit, von der ostafrikanischen Küste aus oder vom Kongo her nach Aquatoria vorzustoßen und das herrenlos gewordene Land zur englischen Provinz zu machen. Sicherlich haben dem „Rettungszuge" Stanleys (S. 100) derartige Pläne zugrunde gelegen. England hatte nach dem überraschenden Vorgehen des Deutschen Reiches wenigstens einen Teil der ostafrikanischen Küste, vor allem Mombas, für sich gerettet; indem es den Niedergang der äußeren Politik Deutschlands nach dem Sturze Bismarcks (S. 94) geschickt benutzte, erlangte es unterm 1. Juli 1890 die Inseln Sansibar und Pemba. Am 31. August 1896 wurden diese Erwerbungen als „East Africa Protectorate" für eine besondere Schutzherrschaft Englands erklärt. Nunmehr blieb das obere Nilgebiet völlig der britischen Herrschaft vorbehalten. Selbst der alte Plan, einen Saum englischen Einflusses von Alexandria bis zum Kap zu begründen, wurde wieder aufgenommen: der Kongostaat trat einen Streifen Landes ab, der das englische Uganda mit dem Nordufer des Tanganjika verband, der seinerseits eine Verbindung zu Britisch-Zentralafrika bildete; doch hinderte der Einspruch Deutschlands die Ausführung des Vertrages.

Da der Versuch, mit Hilfe Emin Paschas am oberen Nile Fuß zu fassen, 1888 nicht geglückt war, lenkte die „Britisch-Ostafrikanische Gesellschaft", der die festländischen englischen Besitzungen in Ostafrika überlassen waren, ihre Aufmerksamkeit auf Uganda.

Die dortigen Zustände waren infolge der Eifersucht der Protestanten, Katholiken und Mohammedaner nach und nach so unhaltbar geworden, daß das Eingreifen einer europäischen Macht wünschenswert erschien. Um 1890 war das Land, nachdem die Mohammedaner als die Schwächsten beiseite gedrängt waren, in ein protestantisches und ein katholisches Gebiet geteilt. Den Vertreter der britischen Gesellschaft, Frederick Lugard, empfing Ende 1890 König Mwanga (vgl. S. 50) mit Mißtrauen, die protestantische Partei mit Hoffnung, ohne doch ein englisches Protektorat zu ersehnen. Eine deutsche Herrschaft wäre damals wohl allgemein anerkannt worden. Am 26. Dezember 1890 schlossen Mwanga und seine Großen mit Lugard einen Vertrag, der Uganda unter den Schutz der Britisch-Ostafrikanischen Gesellschaft stellte. Um die Unzufriedenheit abzulenken, unternahm Lugard im Mai 1891 an der Spitze der vereinigten christlichen Parteien einen Kriegszug gegen König Kabrega von Unjoro (vgl. S. 50), zog dann nochmals nach Nordwesten und vereinigte die Sudanesen, die bei Emin Paschas Abzug zurückgeblieben waren, mit seinen Leuten. Diese Verstärkung ermöglichte es ihm, eine Anzahl Forts anzulegen. Anfang 1892 aber brachen neue Unruhen aus. Lugard stellte sich offen auf die Seite der Protestanten; der König und die katholischen Missionare flüchteten nach Süden auf deutsches Gebiet. Nachdem ein neuer Vertrag abgeschlossen war, kehrte Mwanga im Frühjahr 1892 nach Uganda zurück; die Protestanten erhielten den Hauptteil des Landes (vier Sechstel), Katholiken und Mohammedaner je ein Sechstel. Da die Britisch-Ostafrikanische Gesellschaft ihrer Aufgabe nicht gewachsen war, wurde Uganda am 19. Juni 1894 unter den Schutz der englischen Regierung gestellt; dasselbe geschah unterm 30. Juni 1896 mit Unjoro und Ussoga. Ein wesentlicher Schritt zur Beruhigung und Hebung des Landes war seine Verbindung mit der Küste durch die 1901 eröffnete Ugandabahn (818 km), die bald einen großen Teil des ostafrikanischen Verkehrs an sich zog.

Auf ein Vordringen nilabwärts wurde vorläufig verzichtet. Vielmehr überließ man dem Kongostaate pachtweise einen Teil der alten Provinz Emin Paschas; die Kongotruppen, die schon den Aufruhr der Araber am oberen Kongo mit Erfolg niedergeschlagen hatten, drangen in das von den Mahdisten bedrohte Gebiet vor und besetzten einige der Stationen

Emin Paschas neu. Nach der Niederwerfung des Mahditums (vgl. S. 167) begann England zielbewußt und erfolgreich an einer Verbindung seiner ostafrikanischen Besitzungen mit dem ägyptischen Sudan und mit Ägypten selbst zu arbeiten.

An anderen Punkten Afrikas hat England weniger Eifer gezeigt. Die günstigen Stellungen am Gambia und in Sierra Leone sind fast gar nicht dazu benutzt worden, das Hinterland dem englischen Einflusse zu erschließen; und an der Goldküste hat man sich begnügt, Aschanti zum wirklichen Vasallenstaate zu machen (vgl. S. 59 und 85).

ε) Portugal.

Die alte Kolonialmacht Portugal ist noch nicht ganz in den Hintergrund getreten. Das Aufblühen São Thomés hat zu lebhafterer Kolonialarbeit in Angola ermutigt, das sich jetzt im Osten bis an den oberen Sambesi ausdehnt und von der Mündung des Kongo bis zum Kunene reicht. Auch in Ostafrika sucht man die von den Engländern arg geschmälerten Besitzungen festzuhalten. Ein Feldzug gegen einen aufständischen Sulufürsten sicherte 1895 den Süden der Kolonie, der infolge des Goldbergbaues in Transvaal und Rhodesia aufzublühen begann. Ob freilich die übeln Finanzverhältnisse des Mutterlandes nicht doch schließlich zum Verkaufe wenigstens eines Teils der afrikanischen Besitzungen führen werden, steht dahin; ein angeblich 1898 abgeschlossener Geheimvertrag zwischen dem Deutschen Reiche und England soll sich auf diese Möglichkeit beziehen, wird aber von portugiesischer Seite energisch verneint.

B. Die Negerrepublik Liberia.

Bei der Besprechung der englischen Kolonie Sierra Leone (S. 84) sind Versuche erwähnt worden, befreite Sklaven an der afrikanischen Küste anzusiedeln und zu zivilisieren; diese Versuche hatten, da die englische Verwaltung das Ganze in leidlich vernünftigen Bahnen hielt, Erfolg. Liberia dagegen wurde einige Jahrzehnte später von Nordamerika aus gegründet.

Hier hatte sich 1816 eine Gesellschaft gebildet (American Colonisation Society for colonising the free people of colour of the United States), um freigekommene nordamerikanische und westindische Neger nach Afrika zu bringen und dort zu einer geordneten Kolonie zu vereinigen. Nach mehrfachen Mißerfolgen wurde 1821 die Kolonie am Kap Mesurado begründet und hielt sich auch, obwohl die Kolonisten vom Fieber gepeinigt und von den Eingeborenen beunruhigt wurden. Die ersten Ansiedler waren tüchtige Leute, an Arbeit gewöhnt und bereit, ihre neue Heimat tatkräftig zu behaupten. Die Kolonie erhielt 1822 eine Verfassung und den Namen Liberia, stand aber noch längere Zeit unter der Leitung eines weißen Agenten, Ashmun, den man als den eigentlichen Gründer Liberias bezeichnen darf; er hat es verstanden, Ordnung in das noch ziemlich hilflose neue Staatswesen zu bringen und sein Gebiet beträchtlich zu erweitern. Die Zahl der Einwanderer wuchs beständig. Die Temperenzler gründeten 1835 am Kap Palmas eine besondere Kolonie, Maryland, die sich erst 1857 mit Liberia vereinigte; andere Gesellschaften begnügten sich mit der Begründung einzelner Ortschaften innerhalb des liberischen Gebietes. Liberia erhielt 1839 eine freiere Verfassung, stand aber immer noch unter einem weißen Gouverneur. Erst die Feindseligkeit Englands, das die Hoheitsrechte der amerikanischen Kolonisationsgesellschaft nicht anerkennen wollte, zwang die Liberier dazu, am 26. Juli 1847 sich für unabhängig zu erklären und ihrem Land eine durch den Professor Greenleaf von der Harvard-Universität ausgearbeitete republikanische Verfassung zu geben; der bisherige Gouverneur Roberts wurde Präsident, 1855 aber der erste Neger, Stephen Allen Benson. Zollstreitigkeiten mit England machten der jungen Republik bald (seit 1860) das Leben sauer; die Regierungsgewalt dagegen wechselte ziemlich regelmäßig zwischen den beiden Hauptparteien des Landes. Nach und nach wurde die Einwanderung aus Amerika geringer, die alten tüchtigen Leute der Kolonie starben aus, und der Nachwuchs entsprach ihnen nicht. Nach außen trat diese Verschlechterung beim Abschluß einer Anleihe von 100000 Pfund Sterling grell zutage, bei der englische Geldleute Liberia in unglaublicher Weise benachteiligten: die Zinsen (7 Prozent) waren schon voraus für die drei ersten Jahre zu bezahlen; dazu kamen noch der hohe Diskont, die Provision für direkte Auszahlung

sowie für die Zwischenhändler usw., so daß die Regierung der Republik in Wahrheit nur 27 Prozent der Nominalsumme ausbezahlt erhielt. Dem schwachen achten Präsidenten Gardiner nötigte England 1882 das 1850 angekaufte Galenasgebiet ab. Die Bevölkerung besteht gegenwärtig aus etwa 50000 „Amerikanern", den Einwanderern aus Amerika und ihren Nachkommen, und aus den Eingeborenen der Küste, deren Zahl $1^1/_2$ Million betragen mag; das Christentum hat sich wenig unter den Eingeborenen verbreitet, während der Islam im Hinterlande drohende Fortschritte macht. Die ganze Bevölkerung trägt den Stempel der Halbbildung, wie sie typisch für europäisierte Farbige ist: gute Vorsätze und nützliche Pläne sind vorhanden, es fehlt nur an der Tatkraft und Zähigkeit, um sie durchzuführen. Liberia ist etwa 97000 qkm groß; die Küste ist 670 km lang und besitzt 13 „ports of entry", d. h. Plätze, die dem Handel geöffnet sind. Hauptausfuhrartikel sind Piassaba, Palmkerne, Palmöl und Kaffee.

Infolge des Widerstreites der Interessen der verschiedenen Großmächte ist das Land ein vielumworbenes Staatengebilde. Deutscher Handel nimmt eine herrschende Stellung ein, während Frankreich und England unmittelbar mit ihren Kolonien angrenzen. Neuerdings ist auch bei den Vereinigten Staaten das alte Interesse für ihre Gründung wieder erwacht. Diese vier Großmächte werden wohl bald die endgültige Regelung der Republik übernehmen, die eine abermalige Anleihe von 8 Millionen Mark aufgenommen hat gegen Verpfändung ihrer sämtlichen Einnahmen aus den Ein- und Ausfuhrzöllen, der Kautschuk- sowie Kopfsteuer. Die Einziehung und Verwaltung der Gelder geschieht ohne liberische Mitwirkung durch eine internationale Finanzkommission, deren Vorsitzender ein Amerikaner (zugleich „finanzieller Berater" Liberias) ist, und in die Frankreich, England und das Deutsche Reich je einen Vertreter entsenden.

So ist durch europäische Initiative dafür gesorgt, daß die reichen Schätze des Landes ausgenutzt und der Handel gestärkt werden. Es ist also zu hoffen, daß in Zukunft das liberische Staatswesen gesunden wird — allerdings auf Kosten seiner Selbständigkeit.

C. Die Geschichte der Kolonien im außertropischen Südafrika.

Die einzigen Gebiete des dunkeln Erdteils, wo eine gesunde Entwickelung europäischen Volkstums möglich ist, sind das Kapland, Natal und die Burenlande im außertropischen Südafrika, denen sich mit der Zeit hoffentlich Deutsch-Südwestafrika anreihen wird. Und fast durchweg Menschen germanischen Stammes sind es, die hier eine neue Heimat gefunden haben. Was von Gliedern anderer Völker, besonders französischer Protestanten, eingewandert ist, hat sich mit der Masse der Bevölkerung vermischt und entweder die verbreitetste Sprache des Landes, das Buren-Holländische, angenommen oder sich den Engländern angeschlossen. Eine wirklich internationale Mischung ist nur in den großen Minenstädten entstanden.

a) Südafrika im landwirtschaftlichen Zeitalter (1652—1866).

α) Das Aufkommen eines südafrikanischen Volkstums.

Die Kolonialgeschichte Südafrikas beginnt 1652. Der Wunsch, für die Ostindienfahrer eine Zwischenstation zu schaffen, rief die erste kleine Ansiedelung an der Tafelbai ins Leben, die Jan van Riebeek (vgl. S. 27) gründete. Die wenigen Kolonisten suchten freundliche Beziehungen mit den benachbarten Hottentotten anzuknüpfen, die sich trotzdem bald feindselig bewiesen, legten sich auf die Viehzucht und begannen die Ebene um das zuerst entstandene kleine Fort zu besiedeln. Allmählich erhielten sie Zuzug; aber sobald die Farmen weiter ins Innere vorgeschoben wurden, mehrten sich die Streitigkeiten mit den Eingeborenen, bis 1659 ein förmlicher Krieg ausbrach. Damals entwickelten sich bereits jene Verhältnisse, die aus den holländischen Ansiedlern einen so eigentümlichen, in vieler Hinsicht bewundernswerten Menschenschlag geschaffen haben. Da die Ostindische Kompanie unfähig war, die

entfernter wohnenden Ansiedler zu schützen, so stellten sie eine eigene Streitmacht („Kommando") auf. Ihre Lage gegenüber einem beständig drohenden Feinde stählte den Charakter, bildete den echt niederdeutschen Hang zur Unabhängigkeit aufs äußerste aus, entfachte aber auch Verachtung und unerbittliche Härte gegen die gelbhäutigen „Geschöpfe" in den Herzen der Bauern oder „Buren" (boers). Der erste, für die Holländer nicht sehr rühmliche Hottentottenkrieg endete mit einem Frieden, der das Brack-Rivier als Grenze der Ansiedelung festsetzte; allmählich wurden die benachbarten Hottentottenstämme mehr und mehr in Abhängigkeit gebracht und mit den entfernteren Handelsbeziehungen angeknüpft. Nicht so leicht wie die Hottentotten waren die räuberischen Buschmänner zurückzudrängen.

Die Orte Stellenbosch, Paarl und Drakenstein entstanden 1684. Übrigens ließen sich nicht nur Holländer im Kaplande nieder, sondern auch eine beträchtliche Zahl Deutscher, die namentlich als Soldaten der Ostindischen Kompanie ins Land gekommen waren, und vertriebene französische Hugenotten; aus diesen drei Bestandteilen ist das neue südafrikanische Volkstum erwachsen. Je weiter sich die Kolonisten nach dem Inneren ausbreiteten, desto weniger vermochte die Ostindische Kompanie ihren Einfluß zu wahren, desto unabhängiger fühlte sich der einzelne Bur auf seiner abgelegenen Farm; desto rücksichtsloser aber trat er auch gegen die Eingeborenen auf, bis allmählich im westlichen Kaplande die hottentottische Bevölkerung zum größten Teile verdrängt, vernichtet oder aufgesogen wurde. Einem ganz anderen Feind aber sahen sich die Ansiedler gegenüber, als sie ostwärts die Grenze der Kaffernstämme erreichten und überschritten. Die ersten Kämpfe begannen 1737, während der erste große Kaffernkrieg 1780 ausbrach (vgl. S. 28).

β) Englands Eingreifen (1795).

Aus Besorgnis, daß die Engländer sich an der Algoabai festsetzen könnten, wurde dort 1785 die Stadt Graaf-Reinet gegründet. Bald aber konnte England sich der ganzen Kolonie bemächtigen, und zwar in einem Augenblicke, da sein Eingreifen eine Wohltat für das Land war. Unter den Ansiedlern war die Unzufriedenheit mit der Holländisch-Ostindischen Kompanie allmählich so groß geworden, daß verschiedene Aufstände ausbrachen und zu Swellendam 1795 die Republik ausgerufen wurde, während gleichzeitig unter den Eingeborenen eine allgemeine Gärung herrschte und ein Vertilgungskrieg gegen die Ansiedler, die damals kaum mehr als 20000 Seelen zählten, in Aussicht stand. Als England 1795 (endgültig 1806) das Land in Besitz nahm, fand es keinen nennenswerten Widerstand.

Die Versuche der englischen Regierung, Ordnung zu schaffen und die Mittel dazu durch Steuern aufzubringen, fanden freilich bei den Buren nur geringen Beifall. Ein großer Teil von ihnen suchte sich dem Drucke zu entziehen: das „Trekken" (Ziehen, Wandern) begann, als die englische Regierung die Zügel straffer anzog, in großem Maßstabe. Da im Osten der Widerstand der Kaffern ein weiteres Vordringen erschwerte, wandten sich die Auswanderer nach Norden. An ihre Stelle traten vielfach Engländer, die im Osten des Kaplandes nach und nach die Überzahl erlangten: 1834—36 fanden die ersten großen Wanderzüge der Buren über den Oranje hinüber statt. Schon damals zeigte sich jener Gegensatz in der Auffassung, welcher der südafrikanischen Geschichte sein Gepräge gegeben hat: die „Afrikaander", wie sich die Auswanderer gern nannten, meinten in ihren neuen Gebieten unabhängig zu sein, während die englische Regierung die Buren auch in ihrer neuen Heimat als britische Untertanen und ihr Gebiet ohne weiteres als britisches Besitztum betrachtete.

Die Buren fanden jenseits des Oranjeflusses einen für afrikanische Verhältnisse ziemlich

geordneten Staat vor. Die Grikwa (vgl. S. 30), die bereits damals stark mit holländischem Blute gemischt waren, sahen es nicht ungern, daß sie durch die weißen Ansiedler eine wertvolle Unterstützung gegen ihren Hauptfeind, den Basutohäuptling Moschesch (S. 42), gewannen. Kaum hatten sich indessen die neuen Ankömmlinge in größerer Zahl niedergelassen, als sich auch die Engländer durch Einsetzung einer Behörde geltend machten. Nachdem Zwistigkeiten zwischen den Buren und den Grikwa ausgebrochen waren, zwangen die von den Grikwa angerufenen Engländer durch den Sieg von Touwfontein im April 1845 die Buren zur Unterwerfung; und am 24. Dezember 1847 stellte Harry Smith, der Gouverneur der Kapkolonie, das Land unter englischen Schutz.

γ) Die Gründung der Buren-Freistaaten.

Daß die Burenführer Andries Pretorius und Willem Jacobs einen Aufstand herbeiführten, die Hauptstadt Bloemfontein erstürmten und den englischen Residenten zum Abzuge zwangen, nutzte den Buren nichts: Smith schlug sie am 29. August 1848 bei Boomplaats. Abermals warf die Mehrzahl ihr Hab und Gut auf die Ochsenkarren und wanderte nordwärts über den Vaalfluß. Geschickt benutzte Pretorius die Kämpfe der Engländer mit Moschesch, der noch immer unbesiegt dastand, und trat als Vermittler auf. So erlangte er am 17. Januar 1852 in der „Sand River Convention" (Vertrag am Sandfluß) das Recht, jenseits des Vaal einen unabhängigen Staat zu bilden. Daraus ist die Transvaal- oder Südafrikanische Republik entstanden; den Namen „De Zuid-Afrikaansche Republik" hat 1853 der führende Freistaat Potschefstroom gegen seine damals offizielle Bezeichnung „Hollandsche Afrikaansche Republik" eingetauscht. Eine willkommene Verstärkung erhielt das neue Staatswesen durch die Vereinigung der aus Natal fliehenden Buren (vgl. unten, S. 111) mit einer aus Süden kommenden Schar unter Hendrik Potgieter, die, aus ihrer Niederlassung bei dem heutigen Potschefstroom durch eine Verfügung des Kapgouverneurs George Napier verdrängt, Anfang der 1840er Jahre nach Ohrigstad, Zoutpansberg und endlich Lydenburg gezogen waren.

Doch erst am 13. Februar 1858 wurde ein vollständiger politischer Zusammenschluß aller Gebiete nördlich vom Vaal durch eine Gesamtverfassung erzielt, während vorher die vier Republiken Potschefstroom, Zoutpansberg, Lydenburg (1849 gegründet) und Utrecht nebeneinander bestanden hatten. Martinus Wessels Pretorius wurde, nachdem sein Vater Andries Pretorius 1853 gestorben war, der erste Präsident (1858—71) des neuen Staates. Es war kein leichtes Amt. Das Verhältnis der schwachen weißen Bevölkerung zu den Eingeborenen war höchst unerfreulich; Gewalttaten der einen, Rachezüge der anderen waren an der Tagesordnung, und grauenhafte Metzeleien, wie die Vernichtung eines ganzen Kaffernstammes, der sich in eine Höhle geflüchtet hatte, waren keine vereinzelten Vorgänge. Die Buren in Transvaal waren der trotzigste, freiheitliebendste Teil der Afrikanderbevölkerung, immer geneigt, sich den Versuchen zur Herstellung von Ordnung durch Weiterwandern zu entziehen. Auf einem Zuge nach Nordwesten erreichte eine Anzahl von ihnen nach furchtbaren Verlusten an Menschen und Vieh das portugiesische Westafrika und gründete im Hinterlande von Mossamedes neue Heimstätten; eine andere Schar, die 1884 in das Damaraland gelangte, errichtete dort die Republik Upingtonia, stellte sich dann aber unter den Schutz der deutschen Regierung. Alle Wanderungen nördlich vom Limpopo dagegen hat das Auftreten der Tsetsefliege vereitelt. Auch das Land zwischen Vaal und Oranje vermochten die Engländer nicht dauernd festzuhalten, nachdem ihre Ansprüche nun einmal durchlöchert

waren; überdies kosteten die Kämpfe mit Moschesch viel Geld und Truppen, ohne zu Erfolgen zu führen. So räumten die Engländer am 23. Februar 1854 die „Orange River Sovereignty"; und am 11. März bildeten die Buren eine zweite Republik, den Oranje-Freistaat.

δ) Die Kapkolonie.

Die Nachgiebigkeit der Engländer erklärt sich zum Teil aus den Verlegenheiten, die ihnen die Kämpfe mit den Kaffern im östlichen Kaplande bereitet hatten. Diese Kriege, schon zur holländischen Zeit ausgebrochen (S. 40), wiederholten sich immer von neuem; so mußten die Farmer 1834 vorübergehend ganze Bezirke verlassen. Anfang 1848 nahm England „Britisch-Kaffraria" in Besitz.

Die Gärung unter den Ksosa, durch einen Zauberdoktor Umlangani geschürt, war 1850 wieder aufs höchste gestiegen; die Grenzgebiete wurden völlig verwüstet, das Fort Armstrong erstürmt, die Ansiedler zur Flucht genötigt, der Gouverneur Harry Smith vorübergehend im Fort Cox eingeschlossen. Außer dem Mischstamme der Fingu (S. 41), der treu zu den Weißen hielt, waren fast alle Kaffernstämme des östlichen Kaplandes am Aufstande beteiligt; auch Hottentotten schlossen sich zahlreich an. Die Unterdrückung des Aufruhrs durch George Cathcart ging nur langsam vonstatten; zu großen Kämpfen kam es nicht. Kaum war der Friede 1853 einigermaßen wiederhergestellt, als ein anderer Zauberdoktor, Umlakaja, abermals eine Empörung plante. Er prophezeite den Sieg, falls die Ksosa vorher den größten Teil ihres Viehes schlachten würden, und fand in der Tat Glauben; als aber 200000 Rinder vernichtet waren, griff die englische Regierung ein, verhaftete die Führer und hinderte den Ausbruch des Aufruhrs so lange, bis die bald eintretende Hungersnot die Kaffernstämme von 105000 auf 38000 Seelen gebracht und zur bedingungslosen Unterwerfung gezwungen hatte (1857). Viel trug zur Einschüchterung der Kaffern die Ankunft der ursprünglich für den Krimkrieg angeworbenen deutschen Legion bei, die bald, da sich die meisten Legionäre im Lande niederließen, eine Art Militärgrenze gegen die unruhigen Kaffern bildete. Seitdem hat die Zahl der europäischen Siedelungen im Kaffernlande stark zugenommen.

Das Kapland, wo sich das holländische und englische Volkstum nach und nach ineinander zu schicken gewußt haben, ohne zu verschmelzen, ist mit der Zeit zu einem wohlgeordneten Staate herangewachsen. Die Kolonie erhielt 1853 Selbstverwaltung und ein eigenes Parlament; Kultur und Gesittung sind im Zunehmen. Viel haben zu diesem günstigen Ergebnis die Missionare beigetragen, indem sie den Haß zwischen Weißen und Farbigen gemindert und trotz des Widerspruchs und Hohns der Buren Hottentotten und Kaffern auf eine höhere Stufe der Gesittung gehoben haben. Das herzlos gewalttätige Verhalten gegen die Eingeborenen ist überhaupt die schwärzeste Seite in der Geschichte der holländischen Ansiedler; die Engländer kamen 1795 gerade recht, um die herrnhutische Mission unter den Hottentotten vor der Vernichtung durch die Buren zu retten. Die Begünstigung der Mission, der Schutz der Eingeborenen vor Vergewaltigung waren mit die wichtigsten Anlässe jener Erbitterung gegen England, die endlich zur Auswanderung zahlreicher Buren über den Oranje geführt hat; die Forderung, die Farbigen als Mitmenschen anzuerkennen, war nun einmal zu viel für die harten Schädel der Afrikander. Daß nach der Aufhebung der Sklaverei in allen britischen Kolonien (August 1833) das große „Trekken" nach Norden begann, ist kein Zufall: auch ein Manifest Pieter Retiefs von 1836 sucht in dem dadurch veränderten Verhältnis der Buren zu den Eingeborenen die Hauptursache der Auswanderung. So blieb, während im Kaplande bessere Zustände geschaffen wurden, in den beiden nördlichen Republiken das Verhalten der Buren gegen die Farbigen noch lange unerfreulich; allerdings lebten die meisten Ansiedler unter einer Überzahl von Eingeborenen, deren Gesinnungen selten freundschaftlich waren. Die Milde der Engländer hat sich auch keineswegs immer bewährt.

ε) Natal.

Um dieselbe Zeit wie der Oranje-Freistaat und die Transvaal-Republik war auch die Kolonie Natal als eine Gründung ausgewanderter Buren entstanden. Die ersten Ansiedler an der Küste waren einige englische Händler (Farewell 1824, Gardiner 1835) und Missionare gewesen, die sich mit den Sulufürsten Tschakka und Dingaan (S. 41) auf freundlichen Fuß stellten. Bald nach ihnen (1837) erschien der Burenführer Pieter Retief an der Spitze eines Zugs von 1000 Wagen in dem durch Kriege fast ganz entvölkerten Land und verhandelte anscheinend erfolgreich mit Dingaan über die Abtretung des heutigen Natal, ward aber am 5. Februar 1838 im Sululager nebst 66 Gefährten niedergemetzelt (vgl. S. 41). Die Buren sammelten sich, schlugen Dingaan noch in demselben Jahre bei Umslato, erstürmten und verbrannten seine Stadt und zwangen seinen Nachfolger Umgande (Panda) zur Abtretung des Landes. Als Hauptstadt der „Batavisch-afrikaanschen Maatschappij" ward Pietermaritzburg, genannt nach Pieter Retief und Geert Maritz, gegründet und im November 1839 die Republik („Port Natal") ausgerufen.

Der Kapgouverneur George Napier erkannte indessen den neuen Staat nicht an. England begann schon damals jene für die freien Buren so verhängnisvolle Politik, seine Hand auf alle Küstengebiete zu legen und den Staaten des Inneren den Zugang zum Meere zu versperren; es beherrschte die See und war immer imstande, Ansprüche an der Küste zu erwerben, während sich die Buren im Hinterland ausbreiteten. Indem Napier die Sulu unterstützte, dann die Buren selbst angriff und schlug, gelang es ihm 1842, das Land zu unterwerfen und 1845 endgültig unter die Zahl der britischen Kolonien aufzunehmen. Schon nach wenigen Jahren erwachte bei einem Teile der Natalburen wieder die Wanderlust: sie zogen nach Transvaal (vgl. oben, S. 109).

Die englische Regierung fand sich bei der Übernahme Natals, das 1856 zu einer vom Kap unabhängigen Kolonie erhoben wurde, einer schweren Aufgabe gegenüber. Den mächtigen und kriegslustigen Sulukönigen unmittelbar benachbart, wurde das Land mit seiner dünnen weißen Bevölkerung bald die Zufluchtsstätte zahlreicher Sulu, die der Tyrannei ihrer Könige entfliehen wollten und schon nach wenigen Jahren mehr als 100000 Köpfe zählten. Mit Mühe, aber doch mit Glück, wurden diese äußeren und inneren Gefahren abgelenkt, namentlich während der geschickten Verwaltung des „native secretary" Theophilus Shepstone. Die immer mehr zunehmende europäische Einwanderung beseitigte endlich, indem sie das Übergewicht der Weißen befestigte, diese Gefahren fast ganz, und die Zertrümmerung der Sulumacht 1879 (S. 41) hat die Kolonie von ihren gefährlichsten Feinden befreit.

Im Sululande, das nach Ketschwajos Tod (1884; s. die Abbildung S. 41) von den Engländern nicht sofort einverleibt worden war, vollzog sich eine ähnliche Entwickelung. Ketschwajos Sohn Dinisulu wandte sich infolge von Thronstreitigkeiten an die benachbarten Buren, von denen etwa dreihundert ihm zu Hilfe kamen und von ihm einen Landstrich im Westen des freien Sululandes erhielten. Dort wurde 1884 von ihnen die „Nieuwe Republik" mit der Hauptstadt Vryheid gegründet. Der Einspruch Englands hinderte den neuen Freistaat, der sich 1887 an die Südafrikanische Republik anschloß, sich nach Osten und nach dem Meere hin auszudehnen. Um alle weiteren Versuche dieser Art abzuschneiden, besetzte am 29. April 1895 England den letzten Rest freien afrikanischen Küstengebiets, das Tongaland, während das binnenwärts liegende Swasiland nach langen Verhandlungen am 10. Dezember 1894 unter die Schutzherrschaft der Südafrikanischen Republik gekommen war.

b) Südafrika im Zeitalter der Hochfinanz (seit 1867).

Auf das erste Zeitalter in der neuen Entwickelung des außertropischen Südafrika, wo Viehzucht und Ackerbau die Hauptquellen eines mit der Volkszahl nur langsam, aber stetig wachsenden Reichtums gewesen waren, ist seit 1867 ein zweites gefolgt, das Zeitalter der Hochfinanz. Nunmehr herrschte das Diamant- und Goldfieber, die Einwanderung nahm zu, der Reichtum wuchs rasch und ungleichmäßig, und politische Umwälzungen folgten mit innerer Notwendigkeit der wirtschaftlichen. Der erwachende britische Imperialismus strebte danach, ganz Südafrika unter britischer Oberhoheit zu einigen, und in Cecil Rhodes (s. die nebenstehende Abbildung) ward der zielbewußteste und erfolgreichste Vertreter dieses Imperialismus die Seele der Kapregierung. Der südafrikanische Bur sah sich von einem neuen, ihm innerlich unangenehmen Bevölkerungsbestandteil in seinem eigenen Lande bedrängt, von englischer Begehrlichkeit bedroht und nahm, da ihm ein abermaliges Ausweichen nach Norden nicht mehr möglich war, den Kampf mit Entschlossenheit auf. Nach anfangs erfolgreichem Widerstande erlag er der Übermacht Englands, das die Burenfreistaaten 1902 in Besitz nahm, in kluger Großmut aber nach kurzer Übergangszeit den Bewohnern weitgehende Freiheiten gewährte und den politischen Zusammenschluß aller britischen Gebiete in Südafrika herbeiführte.

Cecil Rhodes (1853—1902). Nach Photographie.

α) Die Einverleibung des Griqualandes.

Der erste Diamant wurde 1867 gefunden und damit die Entdeckung der reichen Diamantfelder angebahnt, die ostwärts vom Zusammenflusse des Oranje und Vaal liegen. Ungefähr um dieselbe Zeit (1868) entdeckte Karl Mauch die ersten Spuren des Goldes bei Tati im Maschonaland; 1871 fand es sich in der Südafrikanischen Republik (Lydenburg). Alsbald begann jenes plötzliche Zusammenströmen fieberhaft erregter Menschen, das allen reichen Golddistrikten eine so charakteristische Bevölkerung gibt. Schon vorher hatte, nachdem

1869 der „Stern von Südafrika", ein prachtvoller Stein von 83½ Karat, die allgemeine Aufmerksamkeit auf die südafrikanischen Funde gelenkt hatte, ein ähnlicher „rush" nach den Diamantfeldern am Vaal stattgefunden. Die politischen Verhältnisse waren anfangs so unklar, daß die Diamantgräber sich hier und da republikanisch organisieren konnten, bis England das Land unter seinen Schutz nahm, ohne die Rechte und Einsprüche des Oranje-Freistaates, auf dessen Gebiet Kimberley und mit ihm der wichtigste Teil der Diamantgruben lag, zu beachten (27. Oktober 1871); erst 1876 ist eine Entschädigung gezahlt worden. So entstand die erste Erweiterung des Kaplandes über den Oranje hinaus, das West-Griqualand.

Stephanus Johannes Paulus Krüger („Oom Paul"), der letzte Präsident der Südafrikanischen Republik (gewählt 1882, 1888, 1893 und 1898), geboren 10. Oktober 1825 im Distrikt Colesberg (Kapkolonie), von deutscher Abstammung, gestorben 14. Juli 1904 zu Clarens am Genfer See; beigesetzt im Dezember 1904 in Pretoria. Nach Photographie.

β) Transvaal in den 1870er und 1880er Jahren.

Dieser Vergewaltigung des Oranje-Freistaates folgte eine noch bedenklichere. Nachdem 1871 M. W. Pretorius (S. 109), dessen Nachgiebigkeit in einer Grenzstreitigkeit dem Volke mißfiel, zurückgetreten war, wurde T. T. Burgers der zweite Präsident des Transvaalfreistaates. Für die Kultur des Landes und die arg vernachlässigte Volksbildung hat er viel getan; aber er war nicht der Mann, das Ruder des Staates mit fester Hand zu führen. Inzwischen war der Reichtum Transvaals an edlen Metallen allgemein bekannt geworden, und England erneuerte seine alten Ansprüche auf das Land. Die Verwirrung in Transvaal, wo Kriege mit Sekukuni, dem Sohne Sekoatis und Häuptlinge der Bapedi, und Mißhelligkeiten mit den Betschuanen, Amaswasi und Sulu nicht enden wollten, ohne daß Burgers entscheidend durchgriff, gaben einen willkommenen Anlaß zum Einschreiten: am 12. April 1877 wurde die Südafrikanische Republik als Transvaal annektiert: Burgers protestierte schriftlich, aber ohne Widerstand rückten englische Truppen ein.

Eine burische Abordnung, an deren Spitze Paul Krüger (s. die obenstehende Abbildung) und H. Jorissen standen, suchte vergebens in Europa Hilfe; die Buren blieben auf ihre eigenen Kräfte angewiesen. Der Haß gegen die Engländer wuchs, als sich unter ihrer Herrschaft die Lage der Bevölkerung nach anfänglicher Förderung beständig verschlechterte

und das Verhältnis zu den Eingeborenen, das angeblich das Einschreiten Englands nötig gemacht hatte, immer unerquicklicher wurde. So war es natürlich, daß man den Ruf zum Aufstand 1880 mit allgemeiner Begeisterung aufnahm. Während kleinere Abteilungen der Buren die wenigen englischen Garnisonen belagerten und isolierten, begab sich die Hauptmacht nach der Grenze von Natal, wo das englische Entsatzheer ein für die Verteidigung sehr günstiges Bergland durchziehen mußte. Die Engländer erlitten mehrere Niederlagen: am 14. Dezember 1880 im Tale des Bronkhorst Spruit, den 28. Januar 1881 am Passe bei Laings Nek, den 9. Februar am Ingogofluß und entscheidend den 27. Februar 1881 am Majubahügel. Da ein Ministerwechsel in England erfolgte, der den einer Annexion abholden Liberalen William Ewart Gladstone wieder ans Ruder brachte, so erfolgte am 3. August 1881 der Abschluß der Pretoria-Konvention: Transvaal erhielt seine innere Freiheit zurück, blieb aber in seinen äußeren Beziehungen in einer gewissen Abhängigkeit von England. Paul Krüger wurde Präsident der am 8. August 1881 aufs neue ausgerufenen Republik, die den Namen, den sie 1853—77 geführt hatte, wieder annahm.

Allein der Traum eines großen südafrikanischen Reiches unter englischer Oberhoheit, der durch den in der Londoner Konvention vom 27. Februar 1884 anerkannten Abfall Transvaals seinen ersten und durch das Eingreifen Deutschlands in Südwestafrika (S. 94) bald darauf seinen zweiten schweren Stoß erhielt, fand am Kap noch immer Vorkämpfer, die auf eine bessere Zukunft hofften. Das befreite Land besaß in seinen Goldfeldern (Moodie, Scheba, Witwatersrand) freilich eine Quelle des Reichtums, aber zugleich eine schwere Gefahr für sein inneres Gedeihen; die Goldsucher, die im Süden massenhaft zusammenströmten und in der 1886 gegründeten Stadt Johannesburg ihren Mittelpunkt fanden, waren größtenteils englischen Stammes und daher an und für sich geneigt, das englische Interesse zu begünstigen. Daß sie übermächtigen Einfluß im Inneren erlangten, verhinderten allerdings die Gesetze der Republik, die den Einwanderern erst nach langem Aufenthalt im Lande das Bürgerrecht gewährten; es kam also alles darauf an, diese Gesetze zu ändern oder nötigenfalls gewaltsam umzustoßen. Zweifellos hat Cecil Rhodes, seit 1890 Premierminister der Kapkolonie, planmäßig an dieser Entwickelung gearbeitet, während er gleichzeitig bemüht war, den Rest Südafrikas für England zu sichern, die Südafrikanische Republik nach Möglichkeit mit englischem Gebiete zu umgeben und eine Verbindung zwischen ihr und Deutsch-Südwestafrika unmöglich zu machen. Krüger wiederum betrieb den schon von T. T. Burgers eingeleiteten Bau einer Bahn nach der portugiesischen Delagoabai, die kein englisches Gebiet berührte und seinem Lande eine freiere Stellung gab (Strecke Pretoria–Komati Poort, etwa 390 km lang, eröffnet am 1. Januar 1895). Die Versuche Englands, auf irgendeine Weise die Delagoabai an sich zu bringen, wurden vereitelt, zunächst 1875 durch eine Portugal günstige Entscheidung des französischen Präsidenten Mac Mahon, später teilweise durch das Eingreifen des Deutschen Reiches, das den südafrikanischen Vorgängen mehr und mehr seine Aufmerksamkeit zuwandte, teilweise durch die sofortige Bereitstellung von 15 Millionen Frank von seiten Portugals, das durch den Anfang 1900 erfolgten Spruch der Schweizer Bundesregierung zum Zahlen einer Entschädigung an die englisch-amerikanische Eisenbahnbaugesellschaft verurteilt worden war.

γ) Rhodesia.

Für ein Vordringen der Engländer nach Norden in das Gebiet der Betschuanen fanden sich bald Vorwände. Jenseits der Westgrenze des Freistaates waren 1882/83 zwei kleine

Burenrepubliken entstanden, Stellaland (Hauptort Vryburg) und Goschen (Goosen; Hauptort Mafeking), die trotz ihrer geringen Lebensfähigkeit den Handel durch schwere Zölle hinderten und überdies bald in heftige Händel mit den Eingeborenen verwickelt waren. England entsandte, nachdem sich 1884 Mankoroane, der Häuptling der Batlapin, und Montsiwe, der Häuptling der Barolong, unter seinen Schutz gestellt hatten, eine bewaffnete Schar unter Charles Warren nach Norden, und am 30. September 1885 wurde das Gebiet unter dem Namen „Britisch-Betschuanaland" annektiert. Weiter im Norden, am Ngamisee, hatte Khama, Sekomis Sohn, viel für den Fortschritt seiner (West-)Betschuanen geleistet und dadurch ein weiteres Vordringen der Engländer erleichtert. Den Aufstand, der Weihnachten 1896 gegen das britische Protektorat ausbrach, hat die Unterwerfung der Betschuanenhäuptlinge Galischwe und Toto im August 1897 beendigt.

Als die Goldfelder im Maschonalande zahlreiche Abenteurer anlockten, war auch dort ein Grund zum Einschreiten gegeben. Der Matabelefürst Lobengula (S. 42) trat 1889 sein Land an die von Cecil Rhodes (s. die Abbildung S. 112) 1889 gegründete „Britisch-Südafrikanische Gesellschaft" (British South African oder Chartered Company) ab; als er 1893 Widerstand versuchte, brachte ihn die unter Leander Sbarr Jameson stehende Schutztruppe zum Gehorsam zurück. Bulawajo, die Residenz des Matabelekönigs, wurde die Hauptstadt der neuen Kolonie Rhodesia, an die auch das Marutsereich Lebosches (S. 69) angegliedert wurde. Gestützt auf die Siedelungen englischer Missionare im Hinterlande von Mosambik, dehnte man 1889 das britische Gebiet über den Sambesi hinweg bis zum Niassa und Tanganjika aus (Britisch-Zentralafrika; englisch-portugiesischer Vertrag vom 11. Juli 1891). Somit war ein ungeheures Land dem englischen Einflusse gesichert und, mit Ausnahme des Niassalandes, der Ausbeutung durch die „Royal Chartered Company" geöffnet.

δ) Die „Uitlanders", Jamesons Zug, Vorbereitungen zum Kriege (1895/99).

Die Wühlereien in Transvaal hatten unterdessen nicht aufgehört. Wie wenig auch der Mehrzahl der Bewohner Johannesburgs und des „Randes" an einer Umwälzung lag, so leicht ließ sich doch in der unruhigen Masse eine Bewegung entfachen, die mit allen Mitteln auf einen Umsturz der bisherigen Verfassung hinarbeitete, und in der die Forderungen der eingewanderten „Uitlanders" verkörpernden „Transvaal-" oder „National-Union" ihre Spitze fand. Da sich der Präsident Paul Krüger nicht abgeneigt zeigte, eine Anzahl Reformen nach und nach einzuführen und damit der ganzen Bewegung den Boden zu entziehen, schien ein rascheres Handeln geboten. Der Aufstand in Johannesburg wurde planmäßig vorbereitet, gleichzeitig an der Westgrenze der Republik mit Unterstützung der Chartered Company eine kleine Truppenmacht zusammengezogen; unter dem Vorwande, daß Weiber und Kinder in Johannesburg der Gewalttätigkeit der Buren ausgesetzt seien und „gerettet" werden müßten, brachen 800 Mann unter Führung Jamesons am 29. Dezember 1895 in den Freistaat ein, während die Aufständigen in Johannesburg ihnen die Hand reichen sollten. Aber das Unternehmen mißglückte kläglich. Dank der Wachsamkeit Krügers war eine Streitmacht der Buren zur Stelle. Jamesons Truppe wurde am 1. Januar 1896 bei Krügersdorp geschlagen und mußte sich am Tage darauf bei Blaksontein ergeben; in Johannesburg aber scheiterte der Aufruhr an der Uneinigkeit der Bewohner, da besonders die Deutschen sich entschieden auf die Seite der Südafrikanischen Republik stellten. Ein Telegramm des deutschen Kaisers Wilhelm II. beglückwünschte am 3. Januar den Präsidenten Krüger zu seinem Siege. Die Burenbevölkerung im britischen Südafrika war tief erregt; der

Oranje-Freistaat zog Truppen zusammen und machte Miene, der bedrohten Schwesterrepublik zu Hilfe zu kommen. Das alles zwang die englische Regierung zur Vorsicht.

Den Leitern der Republik ward es klar, daß die Selbständigkeit des Landes schwer bedroht war; sie bereiteten sich umsichtig auf den unvermeidlichen Zusammenstoß vor. Am wenigsten unmittelbar nützlich erwiesen sich ihnen die Sympathien Europas; England verstand es, durch rechtzeitige Zugeständnisse die von dieser Seite drohenden Verwickelungen hintanzuhalten. Dafür hatte der Jamesonsche Freibeuterzug den Afrikandern der Oranje-Republik die Augen geöffnet und hier an Stelle eines Engländerfreundes den Präsidenten Martinus Thomas Steijn, der ein Bündnis der Burenstaaten wünschte, ans Ruder gebracht. Auch in der Kapkolonie verschärfte sich der Gegensatz zwischen dem Holländertum und dem Engländertum; die Holländer erlangten die Mehrheit in der Volksvertretung, so daß 1896 Rhodes und seine Leute weichen mußten und 1898 an die Stelle von Gordon Spriggs der Afrikander W. P. Schreiner trat. Ihre wichtigste Stütze aber fanden die Freistaatburen gerade in dem Goldbergbau, der in anderem Sinn eine so schwere Gefahr für sie gebildet hatte; die wachsenden Staatseinkünfte, die der Goldsegen gewährte, gestatteten, eine tüchtige Artillerie anzuschaffen und die gesamte burische Streitmacht mit den modernsten Mehrladern zu bewaffnen. Pretoria wurde befestigt, Johannesburg durch ein starkes Fort zugleich beschützt und bedroht; wie eine Festung vor dem Beginn der Belagerung versah sich Transvaal mit Vorräten aller Art und mit Schießbedarf für lange Zeit.

Joseph Chamberlain (geb. 1836 in Camberwell). Nach Photographie.

Es wäre unrecht, zu behaupten, daß es sich bei dem beginnenden Kampfe für England einzig und allein um die Interessen einiger Minenbesitzer und Geldfürsten gehandelt habe: der große Plan, aus Afrika ein

neues Indien zu machen, der britische „Imperialismus" stand auf dem Spiel. Aber das Spekulantentum trägt die Schuld daran, daß man vorschnell eine Entscheidung suchte. Ein Hinausschieben hätte, nachdem die Buren einmal gewarnt und gerüstet waren, für England nur förderlich sein können: mit jedem Jahre wuchs die Zahl der Fremden im Lande, breitete sich die englische Sprache und Kultur weiter aus; unmerklich wäre so den Buren die Macht aus den Händen geglitten. Daß die englische Regierung, namentlich ihr Kolonialminister Joseph Chamberlain (s. die Abbildung S. 116), hastig auf eine kriegerische Lösung der schwebenden Fragen hindrängte, daran trägt die Rhodessche Spekulantengruppe, die schon den Einfall Jamesons veranlaßt hatte, zweifellos die Schuld. Die Chartered Company stand unmittelbar vor einer schweren Finanzkrise; ein Ausweg aus der Verlegenheit war nur zu finden, wenn es gelang, die Einkünfte aus der Besteuerung des Goldbergbaues, die der Burenregierung zuflossen, in die Tasche der Company zu leiten. Die „Suzeränität Englands" über Transvaal, die bestenfalls nur eine Einmischung in die auswärtigen Angelegenheiten gestattete, wurde zugunsten der Uitlanders dazu verwendet, die Forderung einer bedeutenden Ausdehnung des Wahlrechts auf diese Fremden aufzustellen. Gab die Republik nach, dann verloren die Buren über kurz oder lang die Herrschaft im eigenen Hause; widerstand sie, dann war ein bewaffnetes Einschreiten Englands geboten.

ε) Englands Krieg gegen die beiden Burenfreistaaten (1899/1901).

Der greise Paul Krüger, der noch immer an der Spitze seines Volkes stand, erkannte sofort die wahre Natur des britischen Schachzuges; um so schlechter war die englische Regierung über die Rüstungen der Buren unterrichtet. Während sie die Unterhandlungen hinschleppte und Truppen nach Südafrika schickte, taten die Burenrepubliken plötzlich den entscheidenden Schritt. In einem Ultimatum (9. Oktober 1899) forderten sie die sofortige Zurückziehung der englischen Söldner und überschritten, als ihr Verlangen, wie zu erwarten war, einfach zurückgewiesen wurde, am 11. Oktober mit ihren inzwischen mobil gemachten Truppen die Grenze an verschiedenen Punkten. Der Krieg (s. die beigeheftete Karte) führte zunächst zu einer Reihe von Niederlagen Englands, die um so beschämender waren, als sie zum guten Teile dem zurückgebliebenen Zustande der englischen Militärmacht zuzuschreiben sind; denn die Buren zeigten sich keineswegs immer als entschlossene, zielbewußte Kämpfer.

Die Buren der beiden verbündeten Republiken eröffneten den Feldzug mit Angriffen auf die englischen Nachbarkolonien, vor allem auf Natal. Piet Joubert (s. die Abbildung S. 118) warf die Truppen des Generals George Stuart White in mehreren Gefechten zurück und schloß sie in Ladysmith, dem befestigten Rückhalte der englischen Stellungen, vollständig ein (30. Oktober). Auf dem westlichen Kriegsschauplatze wurden Mafeking und Kimberley blockiert, konnten aber nicht genommen werden. Eine Südabteilung der Buren endlich überschritt an verschiedenen Punkten den Oranjefluß und operierte in den nördlichen Bezirken der Kapkolonie, wo sich ihr ein Teil der holländischen Bevölkerung anschloß.

Die erste Aufgabe der Engländer war es nun, die belagerten Orte zu entsetzen. Anfang November ging General Redvers Buller, der Oberbefehlshaber der aus England gesandten Hilfstruppen, von Kapstadt mit einem Teile seines Armeekorps nach Natal ab; eine Division unter Generalleutnant Paul Sandford Lord Methuen rückte zum Entsatze von Kimberley vor, Generalleutnant William Forbes Gatacre endlich sollte die nördliche Kapkolonie vom Feinde säubern. In größter Hast bewegte sich Methuen vorwärts, da die Rettung der Diamantenstadt Kimberley und des in ihr eingeschlossenen Rhodes die wichtigste Aufgabe zu sein schien. Bald aber traf er auf die Streitkräfte des Burengenerals P. A. Cronje und erlitt nach den Gefechten bei Belmont und Graspan (23. und 25. November) schwere Verluste am Modderfluß (28. November) und bei Magersfontein (11. Dezember 1899). Inzwischen war auch Gatacre bei Stormberg (11. Dezember) in einen Hinterhalt der Buren gefallen. Damit kam der Vormarsch im Norden der Kapkolonie trotz der Anstrengungen des tüchtigen englischen Reitergenerals John D. P. French ebenfalls zum Stehen. Noch weniger Erfolg hatten Bullers Angriffe; allerdings gelang es auch den Buren nicht, das seit dem 9. November aus schweren Geschützen beschossene Ladysmith zu nehmen. Ein Teil der Burentruppen besetzte die wichtige Furt über den Tugelafluß bei Colenso, andere Abteilungen drangen weiter bis gegen Pietermaritzburg vor, wichen dann aber vor dem anrückenden Buller wieder hinter den Tugela zurück. Am 15. Dezember holte sich Buller bei einem Angriff auf die Stellung von Colenso eine schwere

Niederlage. England griff nunmehr zur Verstärkung des Heeres auf Milizen, Yeomanry und Kolonialfreiwillige zurück; die besten Führer, über die man noch verfügte, Frederick Sleigh Lord Roberts von Kandahar und Waterford sowie Horatio Herbert Lord Kitchener von Khartum, traten an die Spitze der südafrikanischen Truppen. Anfang Februar 1900 waren die Vorbereitungen zu dem neuen Feldzuge getroffen. Roberts beabsichtigte, zunächst den Belagerer Kimberleys, General Cronje, zu vertreiben, um dann einen Stoß gegen das Herz der verbündeten Republiken zu führen und dadurch zugleich den Entsatz des hartbedrängten Ladysmith zu ermöglichen. Dieser Plan wurde erfolgreich durchgeführt. Cronje ließ sich von der heranziehenden englischen Übermacht, die am 16. Februar Kimberley befreite, derart überraschen, daß sein Versuch, ostwärts zu entkommen, mißglückte; bei Paardeberg (18. und 19. Februar) umzingelt, mußte er sich nach neuntägigem tapferen Widerstand am 27. Februar mit 4000 Mann im Bette des Modderflusses bei Koodoesrand ergeben. Ohne weiter aufgehalten zu werden, erreichte Roberts am 13. März Bloemfontein, die Hauptstadt der Oranje-Republik.

Petrus Jakobus („Piet") Joubert, der Oberbefehlshaber (Generalkommandant) der Buren und seit 1896 auch Vizepräsident Transvaals, geboren 20. Januar 1831, von hugenottischer Abstammung, gestorben 27. März 1900. Nach Photographie. Vgl. Text S. 117.

Unterdessen hatte sich Buller, der das Burenheer in Natal festhalten und womöglich doch noch Ladysmith entsetzen sollte, wieder einige schwere Schläge geholt; die Versuche, die Stellung der Buren am Tugela zu umgehen, vereitelten die Gefechte am Spionskop (22. und 24. Januar 1900). Aber wie stets vorher, so nutzten auch diesmal die Buren ihre Vorteile wenig aus. Und bald machten die Erfolge des Lord Roberts ihre Wirkung in Natal geltend. Noch einmal (am 5. Februar) wurde Buller am Vaalkrans zurückgeworfen; doch verhütete die Starrköpfigkeit des kranken Joubert, der jede Verfolgung untersagte, abermals die Vernichtung des englischen Heeres. Ein vierter Vorstoß Bullers, der am 14. Februar begann, glückte: Ladysmith wurde am 28. Februar 1900 entsetzt, das Burenheer wich nach den Gebirgspässen zurück.

Roberts nahm sich nach der Einnahme Bloemfonteins anderthalb Monate Zeit, um sein Heer neu zu organisieren und die Verpflegung sicherzustellen. Die im Norden der Kapkolonie stehenden Burenabteilungen, deren eine Christian De Wet führte, zogen sich unbehelligt in den Oranje-Freistaat zurück und begannen hier bereits den Kleinkrieg, der allmählich die Hauptkampfart der Burenstreitkräfte wurde. Der Tod Jouberts (27. März) war nur scheinbar ein Unglück für die Buren, bei denen jetzt jüngere Kräfte, wie Hans und Louis Botha, De Wet, Beyer, Hertzog, Scheepers, Kruitzinger, Delarey u. a., in den Vordergrund traten. Eine gute Probe der neuen Kriegsweise war der Überfall bei Sannas Post oder Koornspruit (31. März), der De Wet gegen 300 Gefangene und 7 Geschütze einbrachte;

kurz darauf folgte ein ähnlich glücklicher Schlag bei Reddersburg (3./4. April). Wirklich aufhalten konnte man indessen den weiteren Vormarsch der Engländer nicht: Ende April begann Roberts vorzurücken. Am 31. Mai war Johannesburg mit seinen Minen, der eigentliche Preis des Kampfes, und am 5. Juni die Hauptstadt der Südafrikanischen Republik, Pretoria, in den Händen der Engländer, nachdem schon am 17. Mai Mafeking entsetzt worden war. Diese Erfolge führten jedoch ebensowenig zur Unterwerfung der Buren wie der Vorstoß nach Machadodorp (28. August) und Lydenburg, dem Zufluchtsorte Krügers (6. September), obwohl er die Delagoabahn als Preis einbrachte. Kitchener, seit der Abreise des Lord Roberts (30. November) Oberbefehlshaber, versuchte zunächst vergeblich, den Kleinkrieg zu beenden und besonders den unermüdlichen De Wet unschädlich zu machen. Er konnte nicht hindern, daß gegen Ende 1900 starke Burenscharen unter Kruitzinger, Botha, Hertzog u. a. in die Kapkolonie einfielen; allerdings brach der erwartete allgemeine Aufstand der Kapholländer nicht aus. Die Wirren in China machten die Lage der Engländer immer unbehaglicher; zum Überflusse trat die Pest in Kapstadt auf. So wurde Mitte Februar 1901 der erste Versuch unternommen, die Buren gegen verhältnismäßig milde Bedingungen zum Niederlegen der Waffen zu bewegen, während man vorher unbedingte Unterwerfung verlangt hatte. Am 28. Februar trafen sich Botha und Kitchener in Middelsburg. Die Buren wollten aber nur einen Frieden, der ihnen volle Selbständigkeit ließ, und daher lehnten Botha, Steijn und De Wet am 22. März das Angebot ab. Die Versuche der Engländer, durch Deportierung der Gefangenen nach Sankt Helena (Cronje) und nach Ceylon sowie durch eine planmäßige Verwüstung des Landes den Widerstand ihrer zähen Gegner zu ersticken, erreichten anfangs das Gegenteil der beabsichtigten Wirkung. French konnte die Kapkolonie nicht vom Feinde säubern, ja Kruitzinger besetzte am 3. Juni 1901 Jamestown.

Roberts hatte schon vor seiner Abreise erkannt, daß er den Krieg nach den Grundsätzen des europäischen Völkerrechts nicht für England glücklich beenden konnte. Daher wurden die Buren als Rebellen erklärt, ihr Eigentum beschlagnahmt und ihre Farmen zerstört. Auch Kitchener setzte diese Repressalien fort. Am 7. August drohte er in einer Kundgebung allen Burenführern, die sich nicht bis zum 15. September ergeben hätten, mit der Verbannung. Aber auch das half nichts; so mußte er im Dezember nochmals Verstärkungen erbitten.

Obwohl die Buren auch weiterhin dem Feinde wacker widerstanden, erkannten sie doch immer mehr, daß dieser Krieg ihr Land an den Rand des Verderbens bringe, ihre Familien unsäglich leiden ließ, und daß der Kampf gegen eine Großmacht wie England, die beliebig viel Soldaten nach Südafrika senden konnte, schließlich doch aussichtslos für ihre wenigen Streitkräfte war. Anderseits hatte auch der englische König den lebhaften Wunsch, die ungeheueren Opfer an Menschen und Geld zu enden. So waren die Aussichten sehr günstig für die Friedensverhandlungen, in die man ernstlich eintrat und die am 31. Mai 1902 mit der Unterzeichnung des Friedens zu Pretoria glücklich endeten. — Die Verluste der Buren sind nicht festzustellen; die Engländer verloren 1080 Offiziere und 27354 Mann, während ihre Ausgaben die Höhe von 250 Millionen Pfund Sterling erreichten.

Die wichtigsten Bedingungen des Friedens waren: Gleichberechtigung der holländischen Sprache in den Schulen und ihre Duldung bei den Gerichten der nunmehr wiederum Transvaal genannten englischen Kolonie, möglichst baldige Herstellung einer Zivilverwaltung mit Repräsentativeinrichtungen, die dann zur Selbstverwaltung führen sollten. Die Kriegskostensteuer wurde den Buren erlassen, außerdem wurden ihnen von England 3 Millionen Pfund Sterling zinsfrei zur Wiederherstellung der Farmen und Felder geborgt.

Schon drei Wochen nach dem Friedensschluß erfolgte am 21. Juni der Erlaß einer Verfassung, welche die Militärverwaltung durch Zivilbehörden ersetzte. Nachdem die schweren Folgen des Krieges zum großen Teil überwunden waren, begann eine Zeit des wirtschaftlichen Erstarkens der Nation, und der Wunsch nach größerer Beteiligung des Volkes an der Verwaltung ward laut. In dieser Zeit (1904) entstanden die politischen Parteien, von denen die „Progressive Association" englische Interessen vertrat, während die Buren im „Het Volk" sich zusammenfanden. Den parteipolitischen Kämpfen sollte am 31. März 1905 der Erlaß einer neuen Verfassung mit Repräsentativeinrichtungen ein Ende bereiten und den Anpassungsprozeß zwischen Engländern und Buren fördern. Das neue Gesetz trat aber gar nicht in Kraft. Bisher hatten in England die Konservativen (Unionisten) geherrscht, die den Grundsatz der engen Verbindung von Mutterland und Kolonien verwirklichen wollten, aber Ende 1905 durch den Wahlsieg des liberalen Elementes lahmgelegt wurden. Das neue Kabinett Campbell-Bannerman riet dem König, die neue Verfassung in Transvaal nicht in Kraft treten zu lassen; es wurde vielmehr eine Studienkommission eingesetzt, und das Ergebnis ihrer Arbeit war die Einführung der Selbstverwaltung vom 6. Dezember 1906. Bei den Wahlen im Februar 1907 siegte das holländische Element; der erste Minister wurde Louis Botha. Nachdem sich die scharfen politischen Gegensätze allmählich abgeschwächt hatten, trat eine Zeit ruhigen wirtschaftlichen Emporblühens ein. Schon 1903 hatte ein Zollbündnis die vier Kolonien Kapland, Natal, Oranjefluß-Kolonie und Transvaal wirtschaftlich verbunden, und seit Oktober 1908 wurde über die engere Vereinigung dieser englischen Herrschaftsgebiete beraten. Am 31. Mai 1910 trat der Südafrikanische Bund (Union of South Africa) ins Leben: er umfaßt 1,24 Millionen qkm Fläche mit 5,4 Millionen Einwohnern, von denen 1,13 Millionen Weiße sind. An der Spitze steht ein vom englischen König ernannter Generalgouverneur (der erste war Herbert Gladstone); die Gesetzgebung ruht bei den beiden in Kapstadt tagenden Kammern, während die Bundesregierung in Pretoria, der oberste Gerichtshof in Bloemfontein hausen. Erster Premierminister wurde Louis Botha.

Die wirtschaftlichen Zustände des Südafrikanischen Bundes besserten sich seit dem Friedensschluß von Jahr zu Jahr; die Handelsstatistiken zeigen deutlich, daß das Land immer produktionsfähiger wird. In der ersten Hälfte des Jahres 1912 wies die Einfuhr eine erhebliche Abnahme solcher Artikel auf, die infolge Hebung der Landwirtschaft Südafrika jetzt selbst erzeugen kann (Butter, Weizen, Zucker, Hammelfleisch); sehr zugenommen hat während dieses Zeitraumes dagegen die Einfuhr von Luxusartikeln, gewiß ein beachtenswertes Zeichen der gesteigerten Kaufkraft der Bewohner. Obwohl zweifellos eine schnell fortschreitende Besserung der Landwirtschaft (Ausfuhrartikel: Wolle, Mohair, Mais, Häute, Straußfedern, Obst und Gerbrinde) eingetreten ist, bilden vorläufig doch noch die Produkte der Mineninduſtrie (Gold, Diamanten und Kohle) den weitaus größten Teil der Ausfuhr.

---

7. Der Sudan und Abessinien.

A. Der westliche Sudan.

a) Das Land.

Wenn man den Sudan klimatologisch wie ethnographisch als die Übergangszone zwischen der Sahara und dem feuchttropischen Mittelafrika bezeichnet, so gilt bei dem Bau und den Umrissen des afrikanischen Festlandes diese Charakteristik in ihrem ganzen Umfange

nur von den mittleren und östlichen Teilen des Gebietes. Weil der westliche mächtige Vorsprung des Erdteils, gerade dort, wo weiter im Osten das Waldland des Kongobeckens sich ausdehnt, südwärts von den Fluten des Golfs von Guinea bespült wird, so fällt dieser Vorbau in seiner Südhälfte anscheinend völlig dem Sudan zu. Aber da das echt afrikanische Wesen in Klima und Volkstum zäh den äußersten Südrand, die Guineaküste, behauptet, so besteht weiter nach dem Inneren hin eine ebenso kenntliche Zone des Überganges von wüstenhafter Öde zu tropischer Fülle und von den hellfarbigen, sehnigen Männern der Steppe zu den dunkeln, schwerfälligen Söhnen der tropischen Feuchte, wie weiter ostwärts.

Mancherlei Umstände haben indessen dazu beigetragen, daß sich im Westen, also im Nigerbecken, das sudanische Volksleben und die sudanische, seit alter Zeit von Norden her beeinflußte Kultur am breitesten und charakteristischsten entfalteten. Zunächst fehlt den westlichen Negern, so wacker sie sich auch gegen die immer von neuem andringenden nördlichen Einflüsse behauptet haben, doch der Rückhalt an den dunkelfarbigen Volksmassen Innerafrikas, die schon dadurch, daß sie den sudanischen Fürsten immer neue Scharen von Sklaven liefern, dauernd unfreiwillig nach Norden wandern und so das Volksleben im rein nigritischen Sinn entschieden beeinflussen. Ferner aber äußert die Beschaffenheit der westlichen Sahara ihre Einwirkung mächtig. Der Westen der großen Wüste ist verhältnismäßig reich an Regen und Quellen, Oasen und Weidegründen; in ihm und den südlich angrenzenden Steppen konnten echte Nomadenvölker entstehen, deren erobernde und staatenbildende Kraft sich in der Geschichte des westlichen Sudan oftmals gewaltig geltend macht. Übt so die Sahara selber durch ihre Bewohner auf die Geschicke des Landes ihren Einfluß aus, so gestattet sie nicht minder den Bewohnern der Nordküste, die an der Kulturentwickelung des Mittelmeerbeckens teilnehmen, mit ihren Karawanen bis zum Niger und Senegal vorzudringen und Keime der Gesittung wie der Religion nach dem Süden zu tragen.

b) Die Bevölkerung.

Der Sudan ist kein Gürtel der Völkermischung in dem Sinne, daß ein neues, einheitliches Volkstum das gewaltige Gebiet erfüllte. Gerade im Westen wird man angesichts der Mischung an zwei widerstrebende Flüssigkeiten erinnert, die gewaltsam durcheinander geschüttelt sind; unvermischte Reste der einen wie der anderen lassen sich noch allenthalben erkennen. Dabei ist jedoch zu bedenken, daß die von Norden kommenden hellfarbigen „Berber" selbst das Ergebnis einer Mischung aus ungleichartigen Bestandteilen sind, die sich erst im Laufe der beglaubigten Geschichte vollzogen hat. Bei den verschiedenen Mischstämmen des Sudan sind die einzelnen Urbestandteile der Berber sehr ungleich beteiligt. Die Stämme des Ostens (Mangbettu und Niam-Niam) sind in der Hauptsache wohl mit braunen Äthiopiern gemischt, deren afrikanisches Ausstrahlungsgebiet seit alter Zeit südlich von Ägypten liegt, während das Vorkommen von Blonden bei den Fulbe darauf hinweist, daß hier die blonden Libyer an der Mischung teilgenommen haben. Die Einwirkung der Äthiopier, die ja nilaufwärts eine bequeme Bahn ins Innere hatten, scheint sich außerordentlich weit zu erstrecken. In verhältnismäßig junger Zeit hat sich in den Arabern eine neue hellfarbige Rasse zu den Völkern gesellt, die vom Norden und Osten her den Sudan beeinflussen.

Die Mischungen mit den Naturvölkern mögen teilweise schon sehr früh begonnen haben. In karthagischer und römischer Zeit haben wenigstens einzelne den trennenden Wüstengürtel durchbrochen. Bereits Herodot erzählt von der verwegenen Reise einiger Leute aus dem Nomadenstamm der Nasamonen, die von Ägypten aus bis zum Niger gelangt seien. Was

indessen aus dem Altertum von Berichten übrig ist, trägt äußerst wenig zur ethnographischen Kenntnis des Sudan bei; erst mit der arabischen Zeit beginnt seine beglaubigte Geschichte.

Wie bei den kleineren Steppen und Wüsten Afrikas, so läßt sich auch für die Sahara und die nach Süden angrenzenden Steppen vermuten, daß sich die Kraft und Bedeutung der Wüstenvölker im Laufe der Zeit gehoben hat, und zwar genau in dem Maße, wie ihnen die Viehzucht die Möglichkeit gewährte, ihr ärmliches Gebiet besser auszunutzen; vorher vielleicht unstete, armselige Jäger, wuchsen sie zu starken, kampflustigen Stämmen heran. Zwei Stufen dieser Entwickelung bezeichnet die Einführung des Rindes, die schon früh, und die des Kamels, die erst in spätrömischer Zeit stattgefunden hat. War vorher der dunkelfarbige Ackerbauer Innerafrikas den dürftigen Wüstenbewohnern überlegen, so wandte sich jetzt mehr und mehr das Blatt: der Neger ward unterjocht oder zum Rückzuge gezwungen.

In einer frühen Zeit scheint der Neger fast über den ganzen Sudan und bis weit in die Wüste hinein verbreitet gewesen zu sein; ob er einst noch weiter nördlich gesessen hat, ob nicht auch die Berberbevölkerung Nordafrikas altansässige Nigritier, namentlich in den der Wüste benachbarten Strichen, in sich aufgenommen oder verdrängt hat, mag dahingestellt bleiben. Wenigstens Fessan ist einst von Negern bevölkert gewesen, wie die Überlieferung und die dunkle Hautfarbe des Volkes bezeugt; und in der westlichen Sahara finden sich unverkennbare Reste einer alten nigritischen Bewohnerschaft. Nach einer Angabe des römischen Geschichtsschreibers Sallust (86—34 v. Chr.) waren zu seiner Zeit noch die südlichsten Striche der eigentlichen Wüste in den Händen der Neger, obwohl auch damals schon Vorläufer der verschiedenen Rassen, aus denen die Berber später zusammengeflossen sind, neben ihnen aufgetreten sein mögen.

Die Verbreitung der Kultur braucht im Sudan, der nordafrikanischen Einflüssen zugänglich war, nicht unmittelbar mit Völkerverschiebungen zusammenzuhängen, während dies in Nordafrika sicher der Fall war. Charakteristischerweise hat der Pflug weder seinen Weg durch die Sahara gefunden, noch den echt nigritischen Hackbau im Sudan verdrängt; dagegen sind die Herdentiere, die auf dem Wege über die Meerenge von Sues oder teilweise wohl auch über die Straße von Bab el-Mandeb nach Afrika gelangten, bis in den Sudan und von dort aus weiterhin nach dem Inneren Afrikas vorgedrungen, so Schaf, Ziege, Rind, Pferd und zuletzt Kamel. Haben in älterer Zeit die Kulturströmungen ähnliche Bahnen eingeschlagen wie heutzutage, so ist ein förmlicher Kreislauf der Gesittung um die Sahara herum zu beobachten: von Osten her dringt Kultur in Nordafrika ein, verbreitet sich bis zum heutigen Marokko, wandert von dort nach Süden in das Nigergebiet (s. die Abbildung S. 123), geht dann wieder ostwärts und trifft endlich in der Nähe des Nils mit einer anderen Strömung zusammen, die von Ägypten aus südwärts flutet. Etwas verändert wird dieses einfache Bild nur durch den zeitweise starken Verkehr, der von den tripolitanischen Häfen nach dem mittleren Sudan stattfindet und manche neue Errungenschaft dorthin früher gebracht hat, als auf dem umständlicheren Weg über Marokko und die Nigerländer. Mit der wachsenden Kultur entstanden städtebewohnende Mischvölker, die als neues Glied in der Kette den alten Kampf zwischen nomadischen Viehzüchtern und ansässigen Ackerbauern, oder zwischen hellfarbigen Stämmen und Negern zu mildern und in andere Bahnen zu lenken wußten. Die von Norden kommende gewerbliche Kultur hat ihrerseits auf die Völker und die Staaten einen tiefen Einfluß ausgeübt. Die beiden großen staatenbildenden Stämme vorwiegend nigritischen Blutes im westlichen und mittleren Sudan, die Mandingo und die Haussa, sind ausgesprochene Gewerbe- und Handelsvölker. Als solche sind sie hervorragend befähigt, in die Gebiete anderer Stämme einzudringen, dort Kolonien zu bilden und gelegentlich, wenn das Glück günstig ist, die Herrschaft an sich zu reißen. Die Mandingo finden sich als Lederarbeiter, Färber, Weber und Schmiede bis zur Westküste verbreitet;

die Haussa sind als Händler und Handwerker bis zur Sklavenküste und neuerdings sogar bis zur Küste von Kamerun vorgedrungen, wo sie zugleich als Träger des Islam Einfluß gewannen. Südlich von den Mandingo spielen die Soninke (Serakolet, Sarakole) eine ähnliche Rolle. Auch unfreiwillige Wanderungen dieser Art kommen vor, so besonders im östlichen Sudan, wo Bewohner von Bornu und Bagirmi als Träger höherer Kultur nach den östlicheren Staaten verpflanzt worden sind. Möglicherweise hat sich die Ausbreitung der frühesten Staaten auf sudanischem Boden teilweise bereits durch diese Kulturwanderungen vollzogen; gerade das Nigritiertum findet im Gewerbebetrieb einen neuen Weg zur Macht gegenüber den arbeitsscheuen Hirtenstämmen der Wüste. Der Islam hat dann durch die Anregung zu Pilgerreisen sein Ausbreitungsgebiet erweitert und den Verkehr gehoben.

Terrakottakopf „Mia", ausgegraben 1910 in Ife (Joruba), im Besitz des Königl. Museums für Völkerkunde zu Berlin. Nach Frobenius, „Und Afrika sprach", II (Berlin 1912).

Zunächst freilich mußte die schwarze Rasse mit ihrer Neigung zur Kleinstaaterei zurückweichen, als sich Berberstämme zu kräftigen, der Natur ihres Landes vortrefflich angepaßten Wüstenbewohnern entwickelten. Der bei weitem wichtigste dieser Stämme ist das große Volk der Tuareg (Einzelform: Targi) oder richtiger Imoschagh (Amasigh, Masigh). Freilich scheint dieses Anpassen an die Wüste, dieses Vordringen nach Süden nicht ganz freiwillig erfolgt zu sein; denn wenn auch die nördlichen Teile der Wüste bereits im Besitze der Tuareg waren (Sallust), so scheint doch die Hauptmasse des Volkes in den fruchtbaren Gegenden nahe den nordafrikanischen Gebirgsketten gesessen zu haben, bis die Eroberungszüge der Araber sie allmählich nach Süden trieben. Einzelne Araberstämme drängten nach und teilten hier und da mit ihnen das neue Wohngebiet; die Neger aber, die in den Oasen im südlichen Teile der Wüste saßen, erlagen dem Ansturme der Tuareg. Diese immer wiederholten Stöße pflanzten sich im Sudan dann in südlich und östlich gerichteten Völkerverschiebungen fort.

c) Die ältere Geschichte des Westsudan.

α) Ghana.

Schon vor dem Araberandrang haben bedeutende Negerreiche im westlichen Sudan bestanden. Am weitesten läßt sich die Geschichte des Reiches Ghana oder Ghanata zurückverfolgen, das um 300 n. Chr. entstanden sein soll und westlich von Timbuktu am Rande der Wüste lag. Ein echt nigritisches Reich war es indessen nicht: die Herrscherfamilie soll einem hellfarbigen Stamm angehört haben, während der Kern des Volkes zu den Mandingo oder zu den Malinke zählte. (Die gleichen Zustände bestehen jetzt im Zwischenseengebiet Ostafrikas, wo wenige hamitische Wahimafamilien über die eingeborenen Nigritier [Baganda] herrschen.) Die Angabe über das Reich Ghana beweist, daß schon lange vor dem Beginne der islamischen

Zeit der Sudan ein Gebiet der Völkermischung war, und daß jener immer wiederkehrende Vorgang der Staatenbildung, der einen hellfarbigen Stamm zum Herrn einer dunkelfarbigen Bevölkerung macht, schon damals stattfand. Bis zum Beginne der islamischen Zeitrechnung sollen 22 Herrscher in Ghana regiert haben.

Nachdem Kartachaft (Karthago) und Kyrene wenigstens mittelbar einen Handelsverkehr mit den Ländern jenseits der Wüste unterhalten hatten, haben in stärkerem Maße nordafrikanische Kultureinflüsse den Sudan berührt, als die Eroberung Nordafrikas durch die Araber ein Volk an die Grenzen der großen Wüste führte, das vor den Gefahren des unwirtlichen Gebietes nicht zurückschreckte, und das der Wunsch, den Islam und die eigene Herrschaft auszubreiten, zu verwegenen Unternehmungen anspornte. Angeblich war das Reich Senhagia in der westlichen Sahara der erste Ausgangspunkt der islamischen Propaganda. Auch die Stadt Biru (Whalata) scheint ein Mittelpunkt des Handels und zugleich islamischer Kultur gewesen zu sein, bis sie Timbuktu in den Schatten stellte. Tatsächlich stoßen wir früh auf die ersten Spuren des Islam im Sudan. Und obgleich die neue Lehre nicht überall günstigen Boden fand und bis zur Gegenwart nicht völlig durchgedrungen ist, so hat sie doch in ihrem Gefolge dem Lande das echteste Kennzeichen höherer Kultur, die Schrift, übermittelt und damit den Grund zu einer zuverlässigen Geschichte des westlichen Sudan gelegt. Die unschätzbarsten geschichtlichen Urkunden dieser Gebiete finden sich im „Tarikh es-Soudan", der um 1640 in arabischer Sprache von Sadi (nicht, wie früher fälschlich behauptet, von Achmed Barba) verfaßt worden ist.

Während Ghana noch in voller Blüte stand, entwickelte sich ein neues Reich in seiner Nähe, Sonrhai (Songhaï; S. 125), wo Anfang des 7. Jahrh. die Dynastie der Dia — ebenfalls anscheinend vom Berberstamme — zur Herrschaft gelangte. Als ersten Herrscher nennt Sadi den Dia Aljaman, dem bis zur Islamisierung des Landes noch 14 Könige gefolgt sein sollen. Der Kern des Reiches Sonrhai lag innerhalb der großen Biegung des Niger, südlich vom heutigen Timbuktu; aber auch weiter im Osten, jenseits des Niger, gehörten ihm bedeutende Gebietsteile zu.

β) Melle.

Anfangs war Sonrhai nicht sehr mächtig; vielmehr blieb ein dritter und etwas jüngerer Staat, das Reich Melle, lange Zeit die Vormacht im westlichen Sudan. Melle, dessen ältere Geschichte ganz im Dunkel liegt, scheint von den Mandingo begründet zu sein; es dehnte in seiner besten Zeit seine Macht bis weit über die Nigerbiegung nordwärts aus und dürfte mittelbar seinen Einfluß bis zum Atlantischen Ozean geltend gemacht haben; seine Herrscher gehörten der dunkelfarbigen Rasse an. Die ersten Prediger des Islam sollen 990 nach Melle gekommen sein und hier günstige Aufnahme gefunden haben. Noch früher hatte sich die Lehre Mohammeds bei den Wüstenstämmen verbreitet und viel dazu beigetragen, daß auch unter diesen die Neigung zu staatlichem Zusammenschlusse wuchs. Schon im 9. Jahrh. hatte ein Berberhäuptling Tilutan den Islam angenommen, die benachbarten Negerstämme bekehrt und große Macht erlangt; und um 1034 waren wieder einmal die meisten Berberstämme der Wüste unter dem Zepter Abu Abdallas vereinigt. Gegen Ende des 11. Jahrh. gründeten die Tuareg an einer Stelle, wo wohl schon bisher regelmäßige Märkte stattgefunden hatten, die Stadt Timbuktu (s. die beigeheftete Tafel), die nun einen wichtigen Stützpunkt ihres Einflusses bildete; um dieselbe Zeit eroberten die Almorawiden, die für Nordafrika und Spanien von so großer Bedeutung geworden sind, vorübergehend das Reich Ghana.

Timbuktu.

Nach Heinrich Barth, Reisen und Entdeckungen (Gotha 1858).

Inzwischen hatten die Fürsten von Sonrhai um 1009 den Islam angenommen, die Herrscher von Ghana um 1100; die von Melle dagegen, die immer mächtiger wurden, scheinen erst um 1200 diesen Beispielen gefolgt zu sein. Der bedeutendste Herrscher von Melle war Mansa (Sultan) Mussa, der von 1311—31 regierte, aus seinem Reich eine kriegerische Macht ersten Ranges schuf und nach allen Seiten hin erobernd ausgriff. Ihm erlagen die Reste des alten Ghana, das zwar seine Selbständigkeit wieder erlangt, aber schon im 13. Jahrh. einen großen Teil seines Gebietes an Melle verloren hatte; er eroberte Sonrhai und entriß den Tuareg das aufblühende Timbuktu. Weithin verbreitete sich sein Ruhm, als er mit großem Gefolge 1326 eine Pilgerfahrt nach Mekka unternahm und seinen Reichtum freigebig ausstreute. In Timbuktu mußte ein Baumeister aus Granada einen Palast für den König erbauen. Nach dem Tode Mussas drohte das Reich zu zerfallen; doch wurde es durch Mansa Isliman um 1335 wieder befestigt und Timbuktu, das der heidnische Fürst von Mossi erobert hatte, zurückgewonnen. Besonders heftig und im ganzen für Melle erfolgreich scheinen die Kämpfe gegen das südlicher gelegene Reich Dschinne gewesen zu sein, dessen Fürsten im 13. Jahrh. den Islam angenommen hatten. Ein Jahrhundert lang hielt sich Melle auf der Höhe seiner Macht, dann aber begann es unaufhaltsam zu sinken. Nach Sadis Angabe hatte ein „Heer Gottes", das plötzlich erschien und wieder verschwand, das Volk größtenteils vernichtet; es dürfte also eine große politische Umwälzung oder eine verheerende Krankheit verhängnisvoll gewirkt haben. Die Tuareg nahmen 1433 Timbuktu wieder in Besitz, während die Statthalter der einzelnen Provinzen Melles einander bekriegten.

γ) Sonrhai.

Nach der Mitte des 15. Jahrh. erhob sich Sonrhai (S. 124) zu einer alle Nachbarn überwältigenden Macht unter der Führung des grausamen, aber tatkräftigen Sonni (Sunni) Ali aus berberischem Geschlecht. Einer seiner Vorfahren, Ali Kilnu, der am Königshofe zu Melle erzogen worden war, entfloh von dort mit seinem Bruder und erhob in Sonrhai erfolgreich die Fahne des Aufstandes. Zunächst begnügten sich die Herrscher Sonrhais mit ihrer Unabhängigkeit; erst Sonni Ali begann umfassende Eroberungskriege. Er erstürmte (1469) unter furchtbaren Greueln Timbuktu, wohin sich alsbald der Handelsverkehr des westlichen Sudan mit Nordafrika zog, nahm dann das ehemalige Reich Ghana größtenteils in Besitz und hatte seine Macht bereits zu gewaltiger Höhe gebracht, als er auf einem Kriegszuge nach Süden ertrank (1492). Sein Sohn, der ihm folgte, wurde bald durch einen Unterbefehlshaber des verstorbenen Fürsten, einen echten Neger, namens Mohammed ben Abu Bakr, der als König den Titel Askia annahm, vom Throne gestürzt.

Wir beobachten hier eine der häufigen Reaktionen im Rassenkampfe des westlichen Sudan: der Negerbevölkerung, die den Hauptstamm der sudanischen Reiche bildet, gelingt es, die Herrschaft der hellfarbigen Wüstensöhne abzuschütteln und ihrer Rasse wieder zum Siege zu verhelfen. Freilich ist infolge der tiefgreifenden Rassenmischung in den meisten Fällen so wenig von reinen Berbern die Rede wie von reinen Negern; und die islamische Religion wurde durch den Wechsel der Herrschaft ebensowenig erschüttert wie die einmal begründete Kultur.

Mohammed ben Abu Bakr zeigte sich bald als geborener Herrscher, der Krieg zu führen verstand und durch Förderung der friedlichen Arbeit die innere Macht seines Reiches festigte; nach außen hin mehrte er durch eine glänzende Pilgerfahrt nach Mekka den Ruhm seines Landes. Anscheinend schuf er ein stehendes Heer, während Sonni Ali noch jedesmal das ganze Aufgebot des Volkes in den Kampf geführt hatte. Nach seiner Rückkehr aus Arabien bekriegte er das dem Islam feindliche Reich Mossi, wandte sich dann gegen Melle, eroberte

und zerstörte die Hauptstadt dieses alten Reiches und machte sich das Land tributpflichtig (1501). Hartnäckiger waren die Kämpfe mit den weiter südwärts wohnenden Völkern und den westlichen Stämmen. Daß dieser Herrscher von Sonrhai auch nach Osten hin ausgriff und die damals bereits blühenden Haussastaaten teilweise mit Glück bekriegt hat, bezeugt Leo Africanus; bis Agades im Nordosten, wo er die Berber vertrieb und Neger aus Sonrhai ansiedelte, erstreckte sich seine Macht, die auch in diesem Einzelfall als ein Gegenstoß der nigritischen Rasse erscheint. Während seiner letzten Lebensjahre brachen Zwistigkeiten in seiner Familie aus; 1529 zwang ihn sein Sohn Mussa zur Abdankung.

Sonrhai hielt sich noch längere Zeit auf seiner Höhe. Ruhmreich war besonders die Regierung des Askia Ißhak I. (1539—53), der zum erstenmal in Zwistigkeiten mit Marokko geriet. Sein Nachfolger Daud regierte friedlich von 1553—82. Dagegen hatte dessen Sohn el-Hadsch bereits mit beständigen Bürgerkriegen zu kämpfen. Bald nach seiner Thronbesteigung erschienen marokkanische Gesandte, die Geschenke überbrachten, in Wahrheit aber nur die Vorläufer und Späher eines mächtigen Heeres waren, das sich durch die Wüste gegen den Niger heranbewegte, abgesandt vom Sultan Mulai Hammed von Marokko. Zwar ging dieses Heer in der Wüste zugrunde; die Bürgerkriege aber dauerten fort, auch als el-Hadsch 1587 gestürzt wurde und kurz darauf starb. Kaum hatte der Askia Ißhak II. im nächsten Jahre die Empörungen gedämpft und seinen Thron befestigt, als ein neues marokkanisches Heer erschien, sich der Hauptstadt Gogo bemächtigte und dann Timbuktu einnahm. Da sich der Führer auf Unterhandlungen mit Ißhak einließ, statt die Eroberungen fortzusetzen, setzte ihn Mulai Hammed, dessen ehrgeiziger Seele das Weltreich Philipps II. von Spanien als Beispiel vorschwebte, alsbald ab; sein Nachfolger schlug 1591 trotz der geringen Zahl seiner Truppen Ißhaks Heer, das dem Gewehrfeuer der Marokkaner nicht widerstand. Ißhak floh ostwärts zu den heidnischen Stämmen seiner Grenzländer, wurde aber dort erschlagen. Aller sonstiger Widerstand war vergeblich; das mächtige Reich Sonrhai, das alles Land am oberen Niger und Senegal umfaßte und sich bis zur Küste des Meeres wie tief in die Wüste hinein ausdehnte, zerfiel. Die eingewanderten Marokkaner bildeten ein neues Glied in der Völkermischung; ihre Nachkommen sind noch heute unter dem Namen Rumat (Scharfschützen) bekannt. Die neue marokkanische Provinz, deren Mittelpunkt die Stadt Timbuktu war, hatte übrigens nicht die Ausdehnung des alten Sonrhai-Reiches: manche Grenzprovinzen fielen ab, und einige Völker, wie die Bambara und besonders die Fulbe, breiteten sich erobernd aus.

δ) Die Haussastaaten.

Die Zerstörung des Reiches Sonrhai wirkte weiter. Bisher hatte der Schwerpunkt der westsudanischen Kultur am oberen Niger gelegen, dort, wo sich die Einflüsse des Nordens am frühesten und leichtesten geltend machen konnten; nunmehr verschob er sich ostwärts an den mittleren Niger und Benuë und nach dem Gebiete, das sich im Winkel zwischen diesen beiden Strömen ausdehnt: nach den Haussastaaten. Hier schlug die Kultur festere Wurzeln als am Oberlaufe des Niger, wo steppenhafte Landstriche und damit der Geist des Nomadentums überwiegen und die Kultur nur in den handels- und gewerbfleißigen Städten dauernde Zuflucht findet. Auch die Haussastaaten sind ein Land der Städte, von denen die Kultur in die umgebenden Landschaften ausstrahlt; aber die Landbewohner sind in der Hauptsache keine unsteten Nomaden, sondern ackerbauende Neger. Von einer durchgängigen Kultur oder auch nur von einer politischen Einheitlichkeit des Landes ist freilich auch heute noch keine Rede;

überall zwischen dem staatlich organisierten Gebiete liegen oasenhaft die Sitze heidnischer Stämme, die von den Kriegszügen der Landesherren heimgesucht werden und sich durch Raubfahrten für den unfreiwilligen Tribut an Sklaven rächen, den man ihnen abnimmt.

Die älteste Geschichte der Haussastaaten ist noch dunkler als die der westlichen Reiche. Sicher ist nur, daß das Volk der Haussa, dem sie ihren Namen und ihre erste politische Gestaltung verdanken, einst in seiner Hauptmasse weiter nördlich wohnte und zu jenen nigritischen Stämmen gehörte, die in den südlichen Teilen der Sahara und den angrenzenden Landstrichen saßen. Das Gebirgsland von Air oder Asben dürfte einst im Besitz der Haussa gewesen sein. Von den Berbern der Wüste südwärts gedrängt, hat dies ohnehin schon mit berberischem Blute gemischte und ein hamitisches Idiom sprechende Volk allmählich einer Unzahl von Stämmen seine Sprache aufgezwungen, hat sich aber auf diese Weise aus einem eigenartigen Volke zu einer nur sprachlich einheitlichen Masse verflüchtigt.

Die Haussa bezeichnen als ihren Urſitz die kleine Stadt Biram, die östlich von Kano nahe an der Grenze des Reiches Bornu liegt; demnach ist wohl den Haussa die Kultur in der Hauptsache nicht von Westen her, über Melle und Sonrhai, zugegangen, sondern aus dem mittleren Sudan und insbesondere aus Bornu. Von dem Begründer der Stadt Biram, der denselben Namen führte wie der Ort, und von dessen Enkel Banu sollen die Vorväter der sieben alten Haussavölker und damit die ersten Könige jener sieben Staaten abstammen, die sämtlich in dem Gebiete zwischen dem Benuë und der Wüste einerseits, dem Niger und den Grenzen von Bornu anderseits lagen, ohne jedoch ihre Grenzen bis an einen der beiden Ströme unmittelbar vorzuschieben. Also haben die Haussa ihr Reich von den Randgebieten der Wüste her gegründet, während an den Ufern der Ströme sich noch lange Zeit und stellenweise bis zum heutigen Tage die Ureinwohner hielten, genau so, wie sie an den Ufern des Atlantischen Ozeans in einem dünnen Streifen den Angriffen der sudanischen Kultur und ihrer Verkünder Trotz geboten haben oder das obere Niltal noch jetzt behaupten. Die sieben alten Haussastaaten waren Biram, Kano, Daura, Gobir, Katsena, Soso oder Saria und Rano. Die Überlieferung der Haussa, wonach die Mutter der Begründer jener Reiche eine Berberin gewesen sein soll, deutet an, daß wir in ihnen kein reines, sondern ein mit den Stämmen der Wüste vermischtes Negervolk vor uns haben.

Das Volk der Haussa mag schon früh eine große Begabung für Gewerbe und Handel entwickelt haben, und vielleicht mehr durch die Macht seiner Kultur als durch Kriegszüge hat es seine Sprache und teilweise auch seine Herrschaft über eine zweite Gruppe von Staaten ausgedehnt, die als die unechten oder unehelichen Haussastaaten bezeichnet zu werden pflegen, weil angeblich sieben uneheliche Söhne Banus ihre Begründer waren; es sind dies Kebbi, Sanfara (Zamfara), Gwari (Gbari), Dschauri und, jenseits vom Niger und Benuë: Nupe, Joruba und Kororofa.

Die Sagen über die Begründer der sieben Haussastaaten gewähren uns einen Blick in die staatlichen Verhältnisse der älteren Zeit. Als Banu die Haussastaaten unter seine Söhne verteilte, erhielten diese gleichzeitig bestimmte Ämter; so wurden zwei von ihnen zu Aufsehern des Verkehrs und Handels eingesetzt, zwei andere erhielten die Aufsicht über die Färbereien, ein fünfter erhielt die Aufgabe, Sklaven aus den feindlichen Gebieten zu rauben. Damit sind die Lebensbedingungen der alten Haussareiche vortrefflich gezeichnet. Der Reichtum des Landes beruht auf dem blühenden Gewerbe, besonders der Herstellung und Färbung von Kleiderstoffen, die der rege Handelsverkehr weithin vertreibt. Der Sklavenraub lieferte billige Arbeitskräfte für das Gewerbe und für den Ackerbau; vor allem aber sind die Sklaven

lange Zeit ein sehr wichtiger Ausfuhrartikel gewesen, dem die Blüte des Handels zwischen dem Sudan und den Randländern des Mittelmeers hauptsächlich zu danken war.

Die Fürsten wie die Bewohner der Haussastaaten waren in älterer Zeit Heiden. Wahrscheinlich haben die Anfänge dieser Reiche am Südrande der Wüste schon in vorislamischer Zeit bestanden, wenn auch die durch die Araberzüge veranlaßten Völkerbewegungen erst den eigentlichen Anstoß zum Vordringen der Haussa nach Süden hin gegeben haben. Die Staatenbildung griff auch schon früh über das Gebiet der echten und der unechten Haussastaaten hinaus, wie das Bestehen eines alten Reiches Fumbina im heutigen Adamaua beweist. Tatsächlich scheint das Eindringen der Haussa in ihre jetzigen Sitze naturgemäß das Zurückweichen der dort seßhaften, vielleicht auch schon einigermaßen kultivierten und zur Staatenbildung befähigten Völker veranlaßt und damit am Rande des nunmehrigen Haussalandes das Entstehen neuer Reiche begünstigt zu haben. Wenn die Wanderung der Haussa wirklich mit der vom Islam verursachten Völkerverschiebung zusammenhängt, so mag die Gründung der Haussareiche in das 9. oder 10. Jahrh. unserer Zeitrechnung fallen; Paul Konstantin Meyer verlegt den Beginn der Staatenbildung sogar erst in das 12. Jahrh.

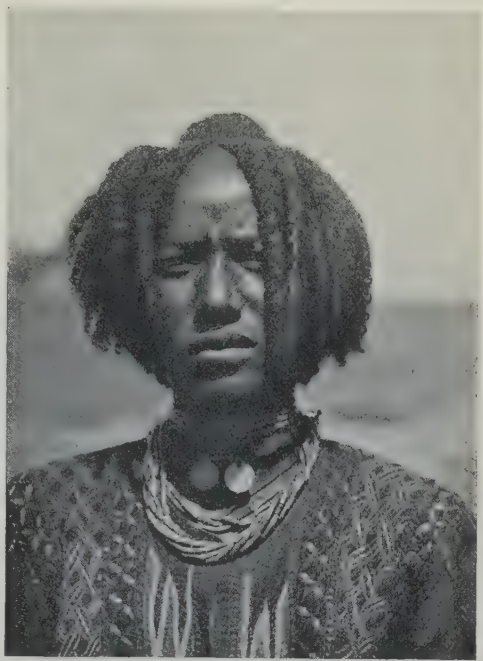
Bis zur Einführung der islamischen Religion, die zuerst in Katsena um 1540 erfolgt zu sein scheint, erfahren wir wenig von der Geschichte der Haussastaaten. Im 16. Jahrh. war Katsena das mächtigste Reich, dessen Herrscherreihe sich etwa bis 1200 zurückverfolgen läßt. Um 1513 scheint es vom Askia Hadsch Mohammed von Sonrhai bekriegt und tributpflichtig gemacht worden zu sein; als der Fürst von Kebbi die Herrschaft von Sonrhai abschüttelte, geriet es in Abhängigkeit von Kebbi, und noch später machte Bornu seinen Einfluß geltend. Der erste mosleminische Fürst von Katsena hieß Ibrahim Madschi; fünfzig Jahre nach seinem Tode kam die Dynastie der Habe auf den Thron, die bis zur Eroberung des Landes durch die Fulbe regiert hat. Später als Katsena kam die Stadt Kano, die zum Teile von Bornuleuten bewohnt und wiederholt mit dem Bornureiche vereinigt war, zu Bedeutung; längere Zeit kämpften die Fürsten von Bornu und von Kororofa um den Besitz der Stadt.

d) Die neuere Geschichte des Westsudan.

α) Die Fulbe.

Unsere geringe Kenntnis der Geschichte der Haussastaaten verschuldet zum Teil der Umstand, daß die Fulbe (s. die Abbildung S. 129) bei ihrer Eroberung absichtlich alle älteren geschichtlichen Zeugnisse zerstört haben. Darum beginnt die zusammenhängende Geschichte erst mit dem siegreichen Vordringen der Fulbe, nach denen auch zuweilen das ganze Gebiet benannt wird. Wo sich die Fulbe (von ihren Nachbarn auch Fula, Fellani, Fellata und Fullan genannt) noch unvermischt erhalten haben, kennzeichnet sie die magere sehnige Gestalt und hellbraune Hautfarbe als echte Söhne der Steppe, als typische Nomaden, deren Dasein auf der Zucht der Rinder beruht. Der Sprache nach scheinen sie den Berbervölkern nahezustehen. Ihre ursprünglichen Wohnsitze liegen im westlichen Sudan, wahrscheinlich im Steppenlande nördlich vom Senegal und teilweise im Tale dieses Stromes. Die Behauptung, daß die Fulbe das alte Herrschervolk Ghanas gewesen seien, läßt sich ebensowenig erweisen wie die an sich wahrscheinliche Ansicht, die Urväter des Volkes seien aus Marokko nach dem Sudan gelangt. Ziemlich früh erscheinen die Fulbe in der Geschichte jener Staaten am Oberlaufe von Niger und Senegal, die zuerst im westlichen Sudan Bedeutung erlangten; und zwar dürften sie sich am mittleren Senegal zuerst staatlich geeinigt haben, um sich bald, anfangs fast unbemerkt, weiter nach Osten auszubreiten. Um 1300 schickten die in Melle angesiedelten Fulbe bereits

eine Gesandtschaft nach Bornu. Der König Sonni Ali von Sonrhai (S. 125) unternahm 1492 einen Kriegszug gegen die Fulbe im Süden seines Landes und machte sie seinem Reiche tributpflichtig; doch um 1500 wird von neuen Kämpfen des Askia Hadsch Mohammed gegen dieses Volk berichtet, das also bereits ziemlich mächtig und wohl weit nach Osten hin verbreitet war. Diese Ausdehnung wird schon damals in derselben Weise erfolgt sein wie späterhin: die Fulbe drängten sich als wandernde Rinderhirten in die Gebiete der ansässigen Völker ein und benutzten hier und da eine günstige Gelegenheit, sich zu Herren zu machen und kleine selbständige Reiche zu begründen. Um 1533 werden Kämpfe zwischen dem herabgekommenen Reiche Melle und jenen westlichen Fulbe erwähnt, die in der Nähe ihrer ursprünglichen Heimat seßhaft geblieben waren. Natürlich haben die Fulbe bei ihrem Vordringen nach Osten verschiedene andere nomadische Stämme in sich aufgenommen und sich vielfach auch mit Negern vermischt, namentlich in ihren alten Stammsitzen mit den dunkelfarbigen Dscholof. Manche Stämme sind durch eine kastenartige Entwickelung zu Handwerkerklassen geworden, wie denn überhaupt ein großer Teil der Fulbe vom Nomadismus zum Gewerbebetrieb übergegangen ist.



Fulbemädchen aus Lere, Nordkamerun. Nach Photographie von Dr. Mohn.

Auf ihren Wanderungen gelangten die Fulbe auch allmählich in die Haussaländer, zunächst nur als geduldete, von den Haussa mit Verachtung behandelte Eindringlinge. Im 16. Jahrh. hatten sie sich bereits bedeutend vermehrt und schon hier und da politischen Einfluß erlangt; so besonders in Kebbi (vgl. S. 127), wo sie sich um diese Zeit mit Erfolg in die inneren Zwistigkeiten der kurz vorher begründeten Kantadynastie einmischten. Schon damals waren einzelne Scharen noch weiter nach Osten bis Bagirmi und vielleicht auch südwärts nach Adamaua vorgedrungen: hier wohnen noch heutzutage heidnische Fulbe, während der übrige Teil des Volkes durch seinen islamischen Fanatismus bekannt ist.

Gerade dieser Fanatismus hat eine gründliche Umwälzung in den Haussastaaten veranlaßt. Wie in den meisten Fällen, so ist freilich auch hier die religiöse Bewegung nur der Deckmantel der natürlichen Folgen gewesen, die sich aus der allmählichen Verschiebung des sozialen und ethnischen Gleichgewichts ergaben; aber die Religion trug doch dazu bei, daß die Fulbe sich ihrer Kraft bewußt wurden und gegenüber den in religiösen Fragen duldsamen, wenn nicht gleichgültigen Haussa ein gemeinsames Losungswort fanden. Es war 1802, als im Lande Gobir ein Scheich der Fulbe, namens Otman dan Fodio, sein Streben nach politischer Macht mit einer religiösen Bewegung verband und seine Volksgenossen zum Kampfe gegen den Fürsten von Gobir erregte, indem er sie durch schwungvolle religiöse Gesänge zu höchster Begeisterung entflammte. Trotz anfänglicher Niederlagen

behauptete er sich gegen seine Gegner und hinterließ bei seinem Tode seinem kriegerischen Sohne Mohammed Bello bereits ein Reich, das dieser, obwohl vom Könige von Bornu mehrfach bekriegt, beständig vergrößerte; vergebens suchten auch die Herrscher von Sanfara und Nupe im Bunde mit den Tuareg die Fulbe zurückzudrängen. Gleichzeitig brachen die Fulbe im Flußgebiete des Senegal los und gründeten im Gebirgslande südlich vom Strome das Reich Futa Dschallon. Und 1816 errichtete ein Fanatiker von Gando aus das Reich Massina, dem 1826 auch Timbuktu hinzugefügt wurde. In den 1850er Jahren erging es ähnlich dem schon um 1650 von heidnischen Mandingo (Bambara) gegründeten Segu (S. 132).

Die Haussastaaten fielen, zum Teil erst nach langem Widerstande, gänzlich in die Hände der Fulbe; das Volk der Haussa mußte seine Herrschermacht an den einst von ihm so verachteten Hirtenstamm abtreten. Im übrigen änderten sich die staatlichen Verhältnisse nicht sehr. Die Hauptmacht der Fulbe vereinigte sich im Reiche Sokoto; sein König ist zugleich das geistliche Oberhaupt aller östlichen Fulbestaaten, übt aber auch fast nur in diesem Sinne Einfluß aus. Die Länder am mittleren Niger bilden das Reich Gando, zu dem, ebenfalls nur in religiöser Beziehung, das hochkultivierte Nupe (Hauptstadt: Bida), das, schon um 1800 durch Bürgerkriege geschwächt, den Fulbe in die Hände fiel, und als südlichster Staat Ilorin (Elorin) im Norden von Joruba gehören. Im Südosten endlich wurde Adamaua, das bald nach 1820 von den Fulbe erobert worden war, unabhängig.

Das Reich der Fulbe, die in ihrem ersten Ansturme den westlichen Sudan so gründlich erschüttert und selbst Bornu mit Vernichtung bedroht hatten (S. 139), zeigte bald Spuren des Verfalles. Die Fulbe zogen zum Teil in die Städte, mischten sich mit den Haussa und verloren ihre Sprache und ihre charakteristischen Eigentümlichkeiten, mit Ausnahme der Borroro, die dem Hirtenstande treu blieben. Gleichzeitig büßten sie ihren Fanatismus und ihren kriegerischen Mut ein. Die von den Sultanen aufgebotenen Heere bestanden fast ausschließlich aus Negern. Kurz, das Negerblut begann alsbald in unmerklichem, aber unaufhaltsamem Fortschreiten sich dem Volk der Eroberer anzugleichen. Ohnehin geboten die Fulbefürsten so wenig wie die Haussakönige über das ganze Gebiet, vielmehr saßen überall noch zahlreiche Heidenstämme, die den islamischen Bedrängern verzweifelten Widerstand leisteten; waren sie endlich besiegt, bekehrt und zu Untertanen der Fulbe gemacht, so verstärkten sie nur die Masse der Neger immer aufs neue. Selbst ein kleines selbständiges Haussareich blieb erhalten: als Saria, die Hauptstadt des alten Staates Soso, von den Fulbe erobert wurde, wich der König nach Süden zurück und gründete im Gebiete der Heidenstämme ein neues kleines Reich mit der Hauptstadt Abudscha, das allen Angriffen der Fulbe widerstanden hat. Auch in ihren Ursitzen zu Gobir haben sich die Haussa behauptet.

So herrschen die Fulbe teilweise nur noch dem Namen nach über ein Gebiet, dessen Bevölkerungskern eine unverwüstliche Lebenskraft bekundet. Von der Herrschaft zurückgedrängt, breitet sich das Volk der Haussa um so kräftiger im friedlichen Verkehr über alle benachbarten Landesteile aus und verschafft seiner Sprache immer weitere Geltung, so daß sie bereits, wenn auch verderbt, als allgemeine Verkehrssprache im mittleren Sudan gilt.

β) Adamaua.

Die alten Haussareiche waren im Süden von einem Kranz unabhängiger heidnischer Staaten umgeben: Kororofa, südlich vom mittleren Benuë, Fumbina, der Vorläufer des heutigen Adamaua u. a. Adamaua, nach dem ersten Fulbeherrscher Adama benannt, unterschied sich dadurch von den anderen Haussastaaten, daß es nicht mehr der großen

westlichen Ausbiegung Afrikas angehörte, sondern nach Süden hin mit seiner ganzen Breite an Mittelafrika mit seiner echten Negerbevölkerung grenzte. Infolgedessen war es einer fast unbegrenzten Ausdehnung fähig und erlaubte den Fürsten einen Sklavenraub im größten Maßstabe. Es war ferner sehr reich und fruchtbar und begünstigte so sehr den Ackerbau, daß die Rinderseuchen, die in den anderen Haussaländern die Fulbe verarmen ließen, sich hier nicht so verhängnisvoll geltend machten und die Kraft des Volkes erschütterten. Die meisten Fulbe sind hier längst zum Ackerbau übergegangen, für den die Sklavenjagden immer neue Hilfskräfte lieferten; außerdem ist die Einwanderung gewerbfleißiger Familien aus Bornu für die Entwickelung der Kultur von großem Nutzen gewesen.

Die politische Obergewalt Adamauas lag in den Händen des Fürsten von Jola, der an der nordwestlichen, den anderen Haussastaaten zugekehrten Grenze seinen Sitz hatte; sein Einfluß aber nahm nicht nur mit der Entfernung von seiner Hauptstadt ab, sondern erstreckte sich auch im übrigen nicht etwa gleichmäßig über das Land: überall finden sich zwischen den Mittelpunkten der Fulbemacht kleine heidnische Gebiete und Staatengebilde, die mit den Fulbe und auch meist untereinander in beständiger Fehde liegen. Die staatliche Einrichtung der Fulbereiche und insbesondere Adamauas entsprach ganz dem europäisch-mittelalterlichen Lehnswesen; die Provinzen waren an einzelne Würdenträger vergeben, die wieder über eine ganze Schar von Vasallen geboten, während die Hofämter meist in den Händen der Sklaven waren. Die wichtigsten Fulbeprovinzen Adamauas sind Ngaundere, Tibati, Bubandschidda und Banjo; die beiden ersteren hatten bis zum Eingreifen der Deutschen ihr Gebiet beständig vergrößert und waren die kraftvollsten Teile des gesamten Fulbereiches. Neben ihnen besteht südlich von Adamaua der unabhängige Heidenstaat Galim, der sich erst in verhältnismäßig neuer Zeit gebildet und durch zahlreiche heidnische Flüchtlinge verstärkt hat. Und im Norden (Dschamare) hat der verwegene Bandenführer Mallam Hadschato, der Sohn des Prinzen Saïdu und Enkel Mohammed Bellos (S. 130), die Oberherrschaft von Jola abgeschüttelt. Den Benuë abwärts haben die Fulbe noch in den letzten Jahrzehnten neue Reiche gegründet. In neuester Zeit hat das Deutsche Reich im südlichen Adamaua eingegriffen und das Vorrücken der Sudanneger zum Stillstande gebracht (vgl. S. 98).

γ) Die marokkanische Zeit der westlichen Gebiete.

Merkwürdig lange ist trotz der Ungunst der Verhältnisse, der geringen Zahl seines Heeres und der Schwierigkeit des Nachschubs die Herrschaft Marokkos über die westlichen, vormals zu Sonrhai gehörigen Gebiete wenigstens dem Namen nach aufrechterhalten worden, auch trotz mancher Umwälzungen in Marokko, die an und für sich nicht ohne Einfluß auf den Sudan bleiben konnten. Die Ursache dieses langen Beharrens liegt einfach darin, daß die marokkanischen Soldaten, die Rumat (vgl. S. 126), deren Musketen den Krieg so rasch entschieden hatten, sich als eine Art Herrscherkaste in den festen Plätzen niederließen, durch Heirat mit einheimischen Frauen sich Einfluß und Freunde verschafften und zuletzt zu einem neuen Bevölkerungsgliede wurden, das nun selbständig die eroberten Gebiete behaupten konnte und doch zugleich ein Interesse daran hatte, einigen Zusammenhang mit Marokko zu bewahren. So blieb, als nach dem Tode Mulai Hammeds von Marokko 1603 Unruhen das Reich zerrütteten, die Verbindung mit der neuen Provinz Sonrhai ungestört; nur wurde von jetzt ab der Pascha der Provinz nicht mehr von Marokko aus gesandt, sondern von den Rumat selbst gewählt. Das führte freilich, da sich jeder neugewählte Pascha durch Geldspenden erkenntlich zeigen mußte, zur tollsten Prätorianerwirtschaft: in einem

Zeitraum von 150 Jahren zählt man 154 regierende Paschas. Bürgerkriege und Erpressungen waren die natürlichen Folgen dieser Verhältnisse. Daneben waren beständige Kämpfe mit den verschiedenen Stämmen der Tuareg an der Tagesordnung. Im 17. Jahrh. stellte Sonrhai noch große Mengen schwarzer Soldaten zur marokkanischen Armee, die als Leibgarde den Sultanen gegen die Aufstandsgelüste der eigenen Untertanen wertvolle Dienste leisteten. Um 1680 unternahm ein kleines marokkanisches Heer einen Kriegszug nach den von Marokko unabhängigen Gebieten des Sudan und brachte reiche Beute mit nach der Heimat; aber seit 1692 wurde der Name des Sultans von Marokko in den Kanzelgebeten ausgelassen und damit die letzte Spur der Abhängigkeit beseitigt. Der Versuch eines Ehrgeizigen, eine eigene Dynastie zu gründen, mißlang jedoch. Allmählich nahm die Macht der Rumat, der Nachkommen des alten marokkanischen Eroberungsheeres, wieder ab. Im Jahre 1737 erlagen sie dem Tuaregfürsten Ogmor, der nun eine Zeitlang Oberherr von Sonrhai war, ohne indes die Rumat ganz unterwerfen zu können. Um 1770 ging die Stadt Gogo (Gao) am Niger an die Tuareg verloren; am Norduser des Stromes entstand ein mächtiges Reich Aussa (Asauad), das die Verbindung mit Marokko fast ganz zerstörte und Timbuktu an sich riß, und im Anfange des 19. Jahrh. vernichtete der Ansturm der Fulbe vollends die Macht der Rumat. Von Gando, dem neuen Fulbereich am mittleren Niger, erschien Mohammed Lebbo mit einem fanatisierten Heer am Oberlauf des Stromes und gründete ein Reich, dessen Mittelpunkt die Stadt Massina wurde (1816; vgl. S. 130). Timbuktu fiel vorübergehend in seine Hände und wurde in der ersten Hälfte des Jahrhunderts bald von den Tuareg, bald von den Fulbe besetzt.

δ) Hadschi Omar und Achmadu.

Eine abermalige Zeit der Unruhe begann mit dem Auftreten eines neuen Fanatikers der Fulbe, des Hadschi Omar, der, aus den ältesten Wohnsitzen des Fulbevolkes am Senegal stammend, sich zum Religionsstifter aufwarf und bald ein mächtiges Heer um sich sammelte. Er griff die Negerreiche an, die nach dem Zerfalle der großen Staaten am Senegal und am oberen Niger entstanden waren (Bambuk, Kaärta und Segu), und verwüstete sie furchtbar, maß sich dann, allerdings nicht zu seinem Vorteile, mit den Franzosen in Senegambien (S. 103) und bemächtigte sich endlich Timbuktus. Als seine Besatzung durch die Tuareg vertrieben wurde, zog er selbst gegen die Stadt, holte sich aber eine schwere Niederlage (1863). Dennoch vereinigte er die Länder am oberen Senegal und Niger zu einem großen Reiche, das auf seinen Sohn überging. Achmadu, der wie sein Vater den Titel Emir el-Mumenin (Herrscher der Gläubigen) annahm, wählte Segu-Sikoro zu seiner Hauptstadt, wohnte also inmitten der Bambara, die den Hauptstamm seiner Untertanen bildeten. Segu wurde 1890 von den Franzosen erobert, ein Jahr später das Reich Achmadus vollends unterworfen.

ε) Der Südwesten.

Verhältnismäßig am dunkelsten sind die Schicksale jener Landstriche, die weiter südwestwärts nach der Küste zu liegen und erst in neuester Zeit von Europäern besucht worden sind; ihre wirtschaftliche Bedeutung beruht vorwiegend auf dem Vorkommen der Kolanuß, die einen wichtigen Ausfuhrgegenstand bildet. Aus den Überlieferungen der nigritischen Reiche Aschanti und Dahomeh wissen wir, daß beide Staaten in Kämpfe mit islamischen Fürsten verwickelt waren, ja daß Dahomeh lange Zeit einem sudanischen Reiche tributpflichtig war. Aber nicht alle Gebiete waren und sind dem Islam gewonnen: in vielen der südwestlichen

Reiche findet sich nur eine geringe Zahl von Gläubigen, und andere halten mit Zähigkeit am Heidentum fest. Als ein Hort des heidnischen Glaubens und, was fast dasselbe sagen will, des echten Negertums tritt schon in älterer Zeit das Reich Mossi (oder Mori) hervor, das ungefähr in der Mitte zwischen Aschanti und Timbuktu liegt. Nach der Zerstörung des Reiches Melle bildeten sich aus den südlichen Provinzen neue Staaten; zu diesen hat wohl auch das im 16. Jahrh. erwähnte Reich Mandingo gehört, da das Volk der Mandingo Melle gegründet hatte. Größere Städte bildeten auch hier den Mittelpunkt der Reiche, wie Kong, dessen Bedeutung durch die an der Küste verbreiteten Gerüchte früher sehr übertrieben worden ist. In der Mitte des 19. Jahrh. hat Samori (vgl. S. 104) im Süden von Segu ein mächtiges Reich gegründet, das erst 1898 den Angriffen der Franzosen erlegen ist.

Im allgemeinen verbreitet sich der Islam in allen diesen Gebieten mehr durch friedlichen Verkehr als durch Gewalt. Zunächst erscheint der arabische oder arabisierte Kaufmann, dessen Reichtum zugleich seinem Glauben Achtung verschafft, später der Bettelmönch oder Priester, der Koransprüche schreibt und sie als geschätzte Amulette verkauft; endlich treten einzelne Häuptlinge oder der Fürst des Landes selbst über, während die Masse des Volkes meist heidnisch bleibt und in ihrem Glauben auch nicht weiter beunruhigt wird.

e) Die Aufteilung des Westsudan durch die europäischen Kolonialmächte.

Durch den kolonialpolitischen Wettlauf seit dem letzten Viertel des 19. Jahrh. ist der westliche Sudan, wenigstens auf dem Papier, völlig aufgeteilt worden. Breite farbige Streifen verkünden auf den neueren Karten, wo die Grenzlinien der verschiedenen „Interessensphären" verlaufen. In der Hauptsache ist der westliche Sudan England und Frankreich zugefallen, während das Deutsche Reich sich mit einem geringfügigen Anteil begnügen mußte.

Frankreichs Vorstöße nach dem oberen Senegal und Niger sind in großen Zügen bereits geschildert worden (S. 103). Seine letzten gefährlichen Feinde im Westsudan waren Achmadu von Segu (S. 132) und Samori (S. 104), die aber schließlich beide der europäischen Kriegskunst erlagen. Durch Verträge hat sich Frankreich nunmehr alles Land am oberen Niger bis zu den Grenzen von Gando gesichert.

Die Engländer haben ihrerseits mit Erfolg den unteren Niger und den Benuë zum Vordringen ins Innere benutzt und die Fulbe- und Haussastaaten mit Ausnahme des größten Teiles von Adamaua dem englischen Einflusse gewonnen. Die ganze Entwickelung ist ruhig und verhältnismäßig gesund vor sich gegangen, da die kaufmännischen Unternehmungen, anders als meist in den französischen Kolonien, den politischen vorausgingen; daß sich aber England noch zu rechter Zeit das Monopol auf den Nigerhandel sowie die Ausbeutung der Haussaländer hat sichern können, liegt nur an der geringen Beachtung, die Afrika bis weit über die Mitte des 19. Jahrh. hinaus bei den europäischen Mächten gefunden hatte. Insbesondere der Niger, die einzige großen Schiffen zugängliche Wasserstraße nach dem Inneren Afrikas, blieb lange so gut wie unbenutzt, bis 1832 und namentlich seit 1854 der englische Reeder Macgregor Laird (1808—61) häufigere Reisen stromaufwärts unternahm, um Elfenbein einzutauschen; doch erst nach 1870 sind die ersten Faktoreien am Strom entstanden. Eine Hauptursache dieser Verspätung sind wohl die Verhältnisse des teilweise schwer zu befahrenden und von feindlich gesinnten Stämmen bevölkerten Nigerdeltas, in dessen zahllosen Armen man früher überhaupt keine Ausmündung eines Stromes vermutete. Deshalb ist auch die erste größere Siedelung der Engländer in diesem Teile Afrikas, die Stadt Lagos, nicht im Delta selbst, sondern westlich davon an den Lagunen entstanden.

In den 1870er Jahren hatte sich eine Menge kleiner Handelsgesellschaften gebildet, die einander das Leben sauer machten, bis es 1879 dem Generalagenten Mac Intosh gelang, sie fast alle zur United African Company zu vereinigen; 1882 in die „National African Company" umgetauft und erweitert, nennt sie sich seit der Erteilung eines königlichen Freibriefes (1886) die Royal Niger Company. Auch zwei französische Gesellschaften wandten ihre Aufmerksamkeit dem Niger zu, unterlagen aber 1884 dem Wettbewerbe der Engländer, die nun den Handel auf dem Flusse völlig monopolisierten und sich in dieser Tätigkeit auch nicht durch die Kongo-Akte (S. 92) stören ließen, die den freien Handelsverkehr auf allen afrikanischen Strömen gewährleistete. Der politische Einfluß befestigte sich, weniger durch kriegerische Mittel als durch kluges Verhalten gegen die einheimischen Fürsten, die Jahresgelder annahmen; der Sultan von Sokoto bezog seit 1885 eine Pension von jährlich 30000 Mark, der von Gando (seit 1885) und der von Jola (seit 1893) je 20000 Mark. Am Strome selbst hält eine Truppenmacht von mehreren hundert Mann den Einfluß der Engländer aufrecht, und eine kleine Flotte flachgehender Dampfer steht der Kompanie zur Verfügung.

Unterm 1. Januar 1900 sind die Ländereien der Royal Niger Company durch die britische Regierung mit denen des Niger-Küsten-Protektorats zusammen in zwei neue Protektorate, Northern und Southern Nigeria, umgewandelt worden. Die Grenzen sind folgendermaßen gezogen: Südnigeria reicht an der Nigerküste von Ogbo (Westen) bis zur Großmündung (Osten), wird im Westen von Lagos, im Norden von dem Schwesterprotektorat, im Osten von Kamerun begrenzt. In Alt-Kalabar residiert der Oberkommissar, beschützt von einer starken Polizeitruppe; weitere Hauptorte sind Benin und Akaßa. Viel größer ist das Gebiet von Nordnigeria, das westlich Französisch-Dahomeh, nördlich der französische Sudan, östlich das deutsche Kamerunhinterland begrenzt; somit umfaßt es die ehemaligen Fulbe- und Haussastaaten (Sokoto, Nupe, Ilorin, Saria, Bautschi und Muri), Teile von Borgu und Gando und fast ganz Bornu, da es sich nordöstlich bis zum Tschadsee ausdehnt. Der Oberkommissar residiert in Dschebba, während das an der Mündung des Benuë in den Niger gelegene Lokodscha als Hauptort gilt; wichtige Punkte sind natürlich auch die aus den alten Verhältnissen her bekannten Hauptstädte Wurno, Sokoto, Gando, Saria, Bida, Ilorin, Jola, Jakubu und Kano geblieben.

B. Der mittlere Sudan.

a) Vorbemerkung.

Viel weniger als den Westen haben die europäischen Bestrebungen die mittleren Teile des Sudan bisher berührt. Als mittlerer Sudan gilt jener Teil des großen, Afrika von Westen nach Osten durchziehenden Gebietsstreifens, der, östlich vom Becken des Niger, westlich von dem des Nil gelegen, sich in voller Breite an die feuchten Landstriche Innerafrikas lehnt und die Eigenart eines Übergangslandes, die dem Sudan nun einmal seinen Charakter verleiht, am vollkommensten verkörpert. Dennoch ist das Gebiet nicht sehr einheitlich, sondern besteht aus einer Reihe mehr oder weniger selbständiger Landschaften, denen eigene und im ganzen voneinander unabhängige Staatengebilde entsprechen. Wir können im Westen das Becken des Tschad unterscheiden, in dessen fruchtbaren Ebenen sich das Reich Bornu entwickelt hat, weiterhin das Tal des Schari mit Bagirmi, endlich im Osten zwei Gebirgsländer mit den Staaten Wadaï und Dar Fur. Im Süden aller dieser Gebiete liegen echte Negerländer, die im ethnographischen Sinne dem Nordrande des Kongobeckens angehören und noch vor kurzem als Ziele unaufhörlicher Sklavenjagden die Grundlage des Gedeihens der

eigentlichen Sudanstaaten und zugleich die Ursache beständiger Völkermischung waren. Im Norden aber dehnt sich die mittlere Sahara aus, deren Völker an den Schicksalen der Sudanstaaten einen wichtigen und zuweilen entscheidenden Anteil haben; von der Wüste und der Küste Nordafrikas her hat sich die Kultivierung des mittleren Sudan vollzogen.

b) Die Wüstenvölker des mittleren Sudan im allgemeinen.

Die geographische Lage des mittleren Sudan, insbesondere die von Bornu zur nordafrikanischen Küste, ist von höchster Wichtigkeit. Tiefer als an irgendeiner anderen Stelle dringt nordwärts vom Tschadsee das Mittelländische Meer mit der gewaltigen Doppelbucht der beiden Syrten in das afrikanische Festland ein; und dem Wanderer, der nach Süden zieht, bietet eine Kette von Oasen willkommene Rast, unter ihnen die größte aller Oasen der Sahara, das Land Fessan. So ist der Weg von Tripolis nach dem Tschad der Lieblingspfad europäischer Forscher geworden (z. B. Nachtigal und Barth), da im Norden nicht, wie in Marokko und Algerien, mächtige Gebirgsketten zu übersteigen sind und die gefährliche Strecke der Wüste verhältnismäßig schmal ist. Diese Gunst der Verhältnisse ließ frühzeitig einen von den Wüstenbewohnern nur zeitweise gehinderten Handelsverkehr entstehen.

Das merkwürdigste Volk der mittleren Sahara sind die negerhaften Tibbu (Tubu, Tebu, Tibbo) oder Teda, deren Kern im Gebirgslande von Tibesti noch heute, wie wahrscheinlich seit alter Zeit, seine Wohnsitze behauptet. Nach Gustav Nachtigal (s. die Abbildung S. 136), der schlimme Wochen unter ihnen zugebracht hat, sind sie ein durchaus eigentümlicher, unliebenswürdiger Menschenschlag, den Naturbedingungen ihrer Heimat im Körperbau und Charakter völlig angepaßt. Diese Anpassung ist erfolgt, obwohl ein starker, vielleicht überwiegender Zusatz nigritischen Blutes nicht zu verkennen ist; möglicherweise sind auch zwerghafte, buschmannähnliche Stämme, von denen die alten Geographen zu berichten wissen, in ihnen aufgegangen. Mager, beweglich, ausdauernd ist jeder einzelne. Die Hautfarbe ist durchschnittlich heller als die der Sudanneger, dunkler als die der Berber; und neben edelgeschnittenen Gesichtern finden sich negerhafte Profile. Ihre Zähigkeit und ihr scharfer Verstand macht die Tibbu zu ebenso tüchtigen Kaufleuten wie zu geschickten Räubern und Dieben; in derselben Richtung wirken die durch die bittere Armut ihres Daseins erzeugte Habsucht und Gewissenlosigkeit.

Wenn es den Tibbu auch an zuverlässigen geschichtlichen Überlieferungen fehlt, so ist doch so viel gewiß, daß sie einst größere Gebiete der Wüste bewohnt haben als heute, während sie anderseits in einige Landstriche erst neuerdings eingewandert zu sein scheinen. Die Beweglichkeit des Volkes spiegelt sich in seiner Geschichte. In der Oase Kufra, die früher von Tibbu bewohnt war, finden sich heute keine Vertreter dieses Stammes mehr, und in Fessan sind sie nur noch spärlich vorhanden; in Kanem und Bornu dagegen sind noch in neuerer Zeit Tibbu in größerer Zahl eingewandert. Außer Tibesti bewohnen sie gegenwärtig die Oase Kawar an der großen Straße von Bornu nach Tripolis; auch die Einwohner von Borku sind gleichen Stammes, obwohl man sie gewöhnlich nicht so bezeichnet.

Aus älterer Zeit wissen wir wenig von den Tibbu. Keinesfalls sind sie eins mit den Garamanten, die in Fessan ein Reich besaßen, das schließlich die Römer in Besitz nahmen (Phazania); eher dürfen sie unter den troglodytischen Stämmen im Süden von Fessan verstanden werden, die Herodot zu den Äthiopiern rechnet. Obwohl der Kern des Tibbuvolkes wohl heute noch dieselben Sitze behauptet wie in alter Zeit, so ist es doch durch jene Bewegungen nicht unbeeinflußt geblieben, die mit dem Vordringen der Araber nach Afrika

und der Einführung des Islam verbunden waren. Die Tibbu scheinen übrigens die neue Lehre erst vor wenigen Jahrhunderten angenommen zu haben; dagegen tauchen schon früh arabische Horden in Fessan und in der mittleren Sahara auf. Über die ältere Geschichte dieser Araber wissen wir zwar nicht viel; aber aus neuerer Zeit sind die merkwürdigen Schicksale eines Araberstammes bekannt geworden, die als Beispiel des Nomadentums und seines Einflusses auf seßhafte Stämme und den Handelsverkehr dienen können.

Gustav Nachtigal, geboren 23. Februar 1834 in Eichstedt (Kreis Stendal), gestorben 20. April 1885 auf hoher See. Seine Tätigkeit in Afrika begann 1869 mit einer Reise von Tripolis nach Bornu, um dem dortigen Sultan Geschenke des Königs von Preußen zu überbringen. Auf dem Wege dorthin durchzog er Tibesti als erster Europäer. Von Bornu aus besuchte er 1871 Kanem und Borku, 1872 Bagirmi. Anfang des Jahres 1873 weilte er in Wadai, das außer Ed. Vogel (der dort 1856 ermordet wurde) und ihm ebenfalls noch kein Europäer betreten hatte. Von hier aus gelangte er über Dar Fur und Kordofan nach Khartum. Dann ging er nach Deutschland zurück, um die Ergebnisse seiner Reisen auszuarbeiten. 1882 trat er in den Konsulardienst und wurde im Frühjahr 1884 als kaiserlicher Kommissar in die Küstenländer Westafrikas geschickt. Am 5. Juli 1884 stellte er Togo unter deutschen Schutz und hißte am 14. Juli die deutsche Flagge in Kamerun. Er starb auf der Heimreise an Tropenfieber. — Abbildung nach Photographie. Vgl. Text S. 135.

Der Stamm der Aulad Soliman hauste früher in der Nähe der großen Syrte, wo im Winter die Kamelherden ergiebige Weide fanden, und zog im Sommer nach Fessan, um die ihm gehörenden Dattelpflanzungen aufzusuchen und die Ernte einzubringen. In einer jener Fehden, die unter den Nomaden der Wüste zu den Notwendigkeiten des Daseins gehören, gelangte der Stamm zu Macht und Ansehen und vereinigte zahlreiche kleinere Stämme unter seinem Schutze. Zerwürfnisse mit den Herrschern von Tripolis zwangen die Aulad Soliman vorübergehend zur Auswanderung nach Ägypten. Als neue Wirren in Tripolis und Fessan ausbrachen und der Usurpator Bei Mohammed el-Mukni 1811 die Stadt Mursuk nahm, kehrte der Stamm nach Fessan zurück und belagerte Mursuk, wurde aber durch Verrat größtenteils vernichtet (1815). Für zwanzig Jahre, bis ein neues Geschlecht waffenfähiger Männer herangewachsen war, verschwindet er aus der Geschichte Fessans, ohne seine zähe Lebenskraft zu verlieren. Als nun ein Häuptlingssohn, der am Hofe von Tripolis aufgewachsen war, auf einigen Raubzügen der Fessaner den Reichtum des Sudan kennen gelernt hatte, wollte er an der Spitze seines wieder erstarkten Stammes in diesen Gebieten Macht und Schätze gewinnen. Zunächst fand er indessen in Tripolis und Fessan ein Feld seiner Tätigkeit und behauptete dort zwölf Jahre lang die Herrschaft. Erst als er in einer Entscheidungsschlacht gegen die Türken Land und Leben verloren hatte, kam man auf den früheren Gedanken zurück; und die Trümmer des Stammes zogen südwärts zuerst nach Borku, dann nach Kanem an das nördliche Ufer des Tschad. Trotz ihrer geringen Zahl von kaum tausend waffenfähigen Männern setzten sie bald das ganze Gebiet zwischen dem Tschad und Tibesti in Schrecken, beraubten die dort hausenden Stämme ihrer Herden, brandschatzten die Karawanen und brachen von Zeit zu Zeit plündernd in die benachbarten Sudanstaaten ein, bis sie endlich auch den östlichsten Stamm der Tuareg angriffen, der das Bilma-Salz aus der Oase Kawar nach Bornu und den Haussastaaten brachte; in kurzer Zeit sollen die Tuareg 50000 Kamele eingebüßt haben. Aber dies kriegerische

Volk ließ sich nicht ungestraft reizen: ein Heer von 7000 Mann brach nach Kanem auf und schlug die Aulad Soliman so gründlich, daß der Stamm abermals verloren und seine Macht vernichtet schien (1850). Dennoch kam er wieder empor; vom König von Bornu als Grenzwächter gegen die Wadaï in Dienst genommen, erlangten die Aulad Soliman allmählich ihre alte gefürchtete Stellung zurück, nicht zum Heile des von ihnen durchstreiften Gebietes, das mehr und mehr verödete und die Araberhorde zu immer weiter ausgreifenden Raubzügen zwang. So fand sie der deutsche Reisende Gustav Nachtigal 1871.

Die Geschichte der Aulad Soliman, dieses verwegenen, unruhigen, unverwüstlichen Stammes, mag in älterer Zeit ihre Gegenstücke gehabt haben; sie zeigt, wie wenig die Steppen und Wüsten für die Staaten des Sudan eine einfache Grenze bilden, wie sehr diese Staaten vielmehr unter dem Einflusse der an Zahl schwachen, aber durch ihre Beweglichkeit und straffe Organisation starken Nomadenhorden der Sahara stehen. Nur ein Zufall hat es verhindert, daß die Aulad Soliman sich nicht erobernd auf irgendeins der vorübergehend schwachen sudanischen Reiche warfen; nur einmal haben sie es versucht, sich in die Thronstreitigkeiten von Wadaï zu mischen: ein Vorgang, der sich in der Vergangenheit fast aller Staaten des mittleren Sudan sicherlich öfter abgespielt hat.

c) Die Staatengebilde des mittleren Sudan.

α) Bornu.

Dank seiner günstigen Lage, der Fruchtbarkeit seines Bodens und der günstigen Mischung seines Volkstums hat Bornu lange Zeit wie eine einsame Leuchte der Kultur den mittleren Sudan erhellt und den benachbarten Reichen die Anfänge höherer Gesittung übermittelt. Bis zu der Einbeziehung in das britische Protektorat Nordnigeria (1899) umfaßte es das Gebiet, das sich südwestlich vom Tschad und westlich vom Schari bis zu den Grenzen der Haussastaaten ausdehnt und im Norden von der Wüste, im Süden von den Wohnsitzen unabhängiger Heiden begrenzt wird: ein typischer Sudanstaat, ein echtes Übergangsland zwischen der Sahara und dem nigritischen Afrika. Nach Osten und Westen hin waren die Grenzen leidlich genau bestimmt; im Süden und Norden aber schwankten sie und bildeten eher Säume abnehmenden Einflusses als feste Linien. Kanem insbesondere, das Land nordöstlich vom Tschad, war zuletzt fast ganz unabhängig von Bornu, obwohl beide Gebiete einst in den engsten Beziehungen zueinander gestanden haben.

Die geschichtlichen Überlieferungen Bornus, die Heinrich Barth (s. die Abbildung S. 138) zuerst gesammelt und gesichtet hat, lassen eine beträchtliche Reihe von Jahrhunderten überschauen; leidliche Zuverlässigkeit gewinnt indessen die Geschichte erst mit dem Ende des 9. Jahrh. n. Chr. Bornu ist ein ausgezeichnetes Beispiel für die Art, wie sich zuerst in den der Wüste naheliegenden Landstrichen des Sudan Staatengebilde entwickelt haben, die dann ihren Schwerpunkt mehr und mehr nach Süden in die ehemals rein nigritischen Gebiete verlegten: die Anfänge des Bornureiches liegen nämlich nicht im heutigen Bornu, sondern weiter nordöstlich in Kanem; die Kanembu, wie sie nach ihrem alten Wohnsitze heißen, bilden zusammen mit den Kanuri den Kern der Bevölkerung von Bornu. Aber selbst Kanem war anscheinend nicht die ursprüngliche Heimat der Kanembu, die sprachlich mit den Teda verwandt und vielleicht nichts anderes als eine alte Abzweigung dieses Wüstenvolkes sind, da auch ihre eigene Überlieferung von ehemaligen nördlicher gelegenen Sitzen spricht.

Merkwürdigerweise soll der erste König von Kanem, den die Chronik erwähnt, ein Araber (Sef), und zwar ein Nachkomme der alten himjarischen Königsfamilie, gewesen sein. Falls etwas Wahres an der Angabe ist, so läßt sie darauf schließen, daß schon vor der islamischen Zeit oder doch in der ersten Zeit des Islam Araber in Afrika eingewandert sind und Einfluß

unter den Stämmen der Sahara erlangt haben; indes sind starke Zweifel erlaubt. Auch die sonstigen älteren Nachrichten über Kanem sind unsicher. Die Mütter der ersten Fürsten, über die wir genauer unterrichtet sind, gehören keineswegs arabischen Geschlechtern an, sondern solchen der Tibbu; das gibt uns einen Fingerzeig, in welcher Weise auf nigritischem Boden das alte Kanem erwachsen sein mag. Der Vorgang mag sich abgespielt haben wie die Eroberungen der Fulbe in den Haussastaaten; auch das allmähliche Wiedererstarken des passiven, aber zähen Negertums hat in Bornu ganz ähnlich stattgefunden: um 1250 gibt es bereits einen „schwarzen" König (Tsilim) auf dem Throne von Kanem. Im 11. Jahrh. scheint indessen Tibesti noch mit Kanem aufs engste verbunden gewesen zu sein.

Heinrich Barth, geboren 16. Februar 1821 in Hamburg, gestorben 25. November 1865 in Berlin. Nach größeren Reisen in Italien und den Mittelmeerländern schloß er sich am 24. März 1850 einer englischen Expedition unter Richardson an (an der auch der Deutsche Overweg teilnahm), die von Tripolis ausging. Seit 11. Januar 1851 reiste er allein in Sokoto (Katsena, Kano), Bornu und Adamaua. Am 18. Juni entdeckte er den Benuë. 1851/52 weilte er mit Overweg in Kanem und Musgu, seit Ende März 1852 allein in Bagirmi, Sokoto, Gando und den Gebieten des Nigerbogens. Am 7. September 1853 erreichte er Timbuktu und zog nach siebenmonatigem Aufenthalt den Niger abwärts bis Sai; dann ging er über Kano und Kuka zurück nach Tripolis (27. August 1855). — Abbildung nach Photographie. Vgl. Text S. 137.

Ein großer Aufschwung des neuen Reiches vollzog sich, als unter König Hume oder Ume um 1130 n. Chr. der Islam in Kanem eingeführt und damit das Land in engere Beziehungen zur mohammedanischen Kulturwelt gebracht wurde: der Bornuherrscher trat alsbald eine Wallfahrt nach Mekka an, auf der er 1151 in Ägypten starb. Sein Sohn und Nachfolger Dunama (II.) pilgerte sogar dreimal nach Mekka und starb 1205. In der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. wird Dunama (III.) Dibbalami als mächtiger König gerühmt, der das Heerwesen ordnete, namentlich die Reiterei, die gefürchtetste Truppe der sudanischen Heere, entweder überhaupt einführte oder doch so verbesserte, daß seine Nachfolger nun imstande waren, sowohl im Norden Fessan unter ihre Botmäßigkeit zu bringen, als auch im Süden vorzudringen und die ersten Schritte zur Unterwerfung Bornus, damals eines von kulturarmen heidnischen Negerstämmen erfüllten Landes, zu unternehmen. Das Kanemreich scheint um diese Zeit überhaupt seine größte Ausdehnung erreicht zu haben; es stand sogar in freundschaftlichen Beziehungen zu Tunis und somit zur Kultur der Mittelmeerländer.

Bald darauf aber begann der Verfall, der sich in den bei feudal regierten Staaten üblichen Formen vollzog: Thronstreitigkeiten, Aufstände mächtiger Vasallen, Verschwörungen

aller Art zerrütteten zwei Jahrhunderte lang das Reich. Dennoch wurden um 1360 allmählich die südlichen Heidenländer erobert, trotz des verzweifelten Widerstandes der Urbewohner, der So, die noch zwischen 1348 und 1351 vier Könige von Kanem erschlagen hatten und in den Sagen der Bornuleute als Riesen erscheinen. In diese neugewonnenen Landstriche wanderte ein Teil der Bewohner Kanems ein, ohne die Neger völlig zu verdrängen.

Es war aber auch Zeit, daß die Herrscher von Kanem sich auf diese Weise ein neues, den Anfällen der Steppenbewohner mehr entzogenes Gebiet sicherten; denn nicht nur Fessan und Tibesti gingen dem zerrütteten Reiche nach und nach verloren, sondern selbst die Hauptstadt Dschimi ließ sich auf die Dauer nicht behaupten. Hier war es der Stamm der Bulala, der in langwierigen Kämpfen sich zum Herrn des Landes machte und die Kanemherrscher um 1370 zum Rückzuge nach dem Süden, nach Bornu, zwang. Die Kriege mit den Bulala, die nach Barth ein den Tibbu verwandtes Volk waren, begannen unter der Regierung des Königs Daud, dessen Name in der von Gustav Nachtigal bevorzugten Königsreihe merkwürdigerweise fehlt, bis dann Kanem endgültig aufgegeben ward, ohne daß dieser Verzicht dem innerlichen Hader und der Zerrissenheit des nunmehrigen Bornureiches ein Ende gemacht hätte. Auch die Bulala setzten ihre Feindseligkeiten noch lange fort.

Allmählich mögen sich indessen die Hilfsquellen des neuen Gebietes entwickelt und eine zweite Machtentfaltung begünstigt haben. Der Umschwung trat ein, als der kraftvolle König Ali Dunamami (1465—92) den Feudalismus einschränkte, durch Gründung einer neuen Hauptstadt (Kasr Eggomo) einen festen Mittelpunkt schuf und namentlich nach Westen hin die Grenzen erweiterte. Als dann sein Sohn Idris III. auch die Bulala um 1500 zweimal geschlagen hatte, war das Reich Bornu wieder die Vormacht im mittleren Sudan und weiter nach Westen bis zum Niger hin. Unter Mohammed (V., 1515—39) hat es seine höchste Blüte erreicht. Ein nicht minder ausgezeichneter Herrscher war Idris (IV.) Amsami (1563—1614), der sich durch Einfuhr von Feuerwaffen die kriegerische Überlegenheit über seine Nachbarn sicherte, die kleinen, halb unabhängigen Heidenstämme innerhalb der Grenzen Bornus bezwang, dann westlich in den Haussastaaten und nördlich unter den Wüstenstämmen seinen Einfluß zur Geltung brachte und überhaupt das Reich so festigte, daß es sich unter seinen Nachfolgern verhältnismäßiger Ruhe und friedlichen Gedeihens erfreute.

Aber diese Ruhe war das erste Anzeichen abermaligen Niederganges. Die meisten Fürsten der folgenden Zeit waren weichliche Frömmler; die Heeresmacht verfiel. Schließlich hielt nur der Umstand, daß stärkere Feinde das Reich nicht bedrohten, das morsche Staatsgebäude aufrecht. Der Anfang des 19. Jahrh. brachte den unvermeidlichen Zusammenbruch. Im Jahre 1808 begann der Aufstand der Fulbe in den Haussastaaten, der schließlich das anscheinend so harmlose Hirtenvolk zur Herrschaft über diese weiten Gebiete gelangen ließ (vgl. S. 130). Es war daher kein Wunder, daß auch die Fulbe in Bornu, wo sie spätestens bereits um 1560 eingewandert waren, von der Erhebung ihrer Volksgenossen angesteckt wurden. König Achmed (1793—1810) war nach dem Zeugnis der Chronik „ein gelehrter Fürst, freigebig gegen die Priester, verschwenderisch im Almosengeben, ein Freund der Wissenschaft und Religion, gnädig und mitleidig gegen die Armen"; aber ihm fehlte jede Tatkraft, und dem steifen Hofstaate, der ihn in der alten Residenz (Birni) umgab, alles frische Leben. Als die Fulbe unter ihrem Führer Otman dan Fodio das überdies durch eine furchtbare Pest entvölkerte Bornu angriffen, war jeder Widerstand vergeblich: schon 1809 fiel Birni, von König Achmed in hastiger Flucht verlassen, in die Gewalt des unternehmenden Nomadenstammes.

Dennoch teilte Bornu nicht das Schicksal der Haussastaaten, sondern zeigte eine unerwartete Lebenskraft. Der Führer der Kanembu war der Faki Mohammed el-Amin el-Kanemi, ein geborener Fessaner, der, mit einem der kleinen Feudalherren von Bornu verschwägert, die Fulbe aus seiner Gegend verjagte, indem er dem Fanatismus der Feinde gegenüber das gleiche Gefühl religiöser Begeisterung in seinen Anhängern erregte. Nach dem Tode König Achmeds (1810) führte sein Sohn Dunama (X.) den Kampf gegen die Fulbe ohne dauernden Erfolg fort, bis er sich unter den Schutz des siegreichen Faki stellen mußte. Ein Versuch des Königs, sich wieder selbständig zu machen, führte nur dazu, daß Mohammed el-Amin alle Macht an sich riß und den König zu einem mit abgeschmacktem Prunk umgebenen Statisten machte. Eine neue Hauptstadt, Kuka, wurde damals gegründet.

Der „Scheich" Mohammed, wie er sich jetzt nannte, sah sich 1817 in einen schweren Kampf mit dem benachbarten Reiche Bagirmi verwickelt, den er erst 1824 mit Hilfe fessanischer Truppen siegreich endete. Als er 1835 starb, hinterließ er seinem Sohn Omar, neben dem ein Schattensultan Ibrahim fortregierte, ein leidlich gefestigtes, wenn auch nicht sehr ausgedehntes Reich. Omar schloß mit den Fulbe Frieden und brachte die westlichen Provinzen zum Gehorsam; aber diese Gelegenheit benutzten die Anhänger der beiseite geschobenen Dynastie, um mit Hilfe des Königs von Wadaï einen Schlag gegen den Usurpator zu führen. Das kleine von Omar zusammengeraffte Heer wurde bei Kusseri im März 1846 besiegt, worauf Omar den Sultan Ibrahim töten ließ und in Ngornu eine feste Stellung einnahm. Der Fürst von Wadaï, von seinen Hilfsquellen allzuweit entfernt, zog sich zurück, während der von ihm eingesetzte Sultan Ali, der Sohn Ibrahims, den Kampf fortsetzte, aber bald als letzter seines Stammes ehrenvoll auf dem Schlachtfelde fiel, so daß Omar nunmehr Alleinherrscher war. Während seiner langen Regierung fand eine große Anzahl europäischer Forscher (Heinrich Barth und Adolf Overweg 1851, Barth nochmals und Eduard Vogel 1854/55, Karl Moritz v. Beurmann 1862, Gerhard Rohlfs 1866, Gustav Nachtigal 1870, Pellegrino Matteucci und A. Massari 1880) in Bornu die gastlichste Aufnahme.

Über die inneren Verhältnisse Bornus im dritten Viertel des 19. Jahrh. stehen uns demnach zahlreiche Beobachtungen von Europäern zu Gebote. Nach Rohlfs hatte der Zustand Bornus große Ähnlichkeit mit dem der feudalen Reiche Europas im Mittelalter. Wie ehemals in Deutschland der Kaiser, so herrschte der Sultan von Bornu über mehrere Sultane, die fast unabhängig waren; die anderen Länder des eigentlichen Bornu waren entweder persönliches Eigentum des Sultans oder im Besitze seiner Familie und der Großen der Krone. Viele von den kleineren Fürsten waren jedoch mediatisiert und hatten nur noch den leeren Titel. Der König war umgeben von einer Ratsversammlung (Nokena), die aus seinen Verwandten, Vertretern der verschiedenen Volksstämme und Bevölkerungsklassen und aus den Kriegshauptleuten bestand und sich jeden Morgen im Palaste versammelte. Außer den Mitgliedern des Rates waren zahlreiche Hofbeamte und Günstlinge vorhanden, die nur teilweise wirkliche Ämter ausübten, und viele Eunuchen und Sklaven. Die Einkünfte des Landes flossen teils aus dem Grundbesitze des Königs und seiner Hofleute, teils aus dem Ertrage der Sklavenjagden, die regelmäßig südwärts in die Heidenländer unternommen wurden; mit Sklaven bezahlte man namentlich die Kaufleute von der Nordküste, die europäische Waren, Gewehre, Pferde usw. ins Land brachten und oft lange auf die Rückkehr der Truppen und die Begleichung ihrer Rechnung zu warten hatten.

In neuester Zeit ist Bornu wiederum in Verwirrung gestürzt worden, diesmal aber nicht durch die Fulbe, sondern von Osten her. Als Scheich Omar 1882 starb, folgte ihm zunächst Aba bu Bekr (Bokar; bis 1885), diesem Aba Brahim (Birahim; bis 1886) und endlich Aba Haschim (Aschim; bis 1893), ein gelehrter Fürst ohne Tatkraft. Ihm wurden die Ereignisse im Ostsudan und die Folgen des Mahdistenaufstandes verhängnisvoll.

Während der Eroberung des oberen Nilgebietes durch die Ägypter hatte der Sklavenjäger

Siber (vgl. S. 148 und 159) eine so bedeutende Macht erlangt, daß die ägyptische Regierung beschloß, ihn unschädlich zu machen, indem sie ihn nach Kairo lockte und dort festhielt. Sein Sohn Suleiman empörte sich darauf, wurde aber 1880 von Romolo Gessi Pascha wiederholt geschlagen und ergab sich endlich den Ägyptern. Einer der Unterführer des Siberschen Heeres jedoch, Raba (Rabe, Rabba), ein Mann arabischen Stammes und von geringer Herkunft, unterwarf sich nicht, sondern zog sich mit einem Teile der Truppen, etwa 3000 Negersoldaten, nach Westen zurück. Zehn Jahre lang hielt er sich hier, ohne sich dem inzwischen entstandenen Reiche des Mahdi anzuschließen; Sklavenjagd mag seine Haupterwerbsquelle gebildet haben, während er Munition durch heimlichen Zwischenhandel aus dem mahdistischen Sudan erhielt. Die Erschöpfung des Raubgebietes zwang ihn dann, sich weiter westlich auf die Staaten des mittleren Sudan zu werfen. Das kriegerische Wadaï schlug seinen Angriff zurück. Dafür erlag das schwächere Bagirmi um so rascher; fast ohne Kampf räumte der König sein Land und warf sich in die feste Hauptstadt Massenja. Für Raba aber bildete Bagirmi nur die Brücke zum Angriff auf das reiche, kraftlos gewordene Bornu. Mit Hilfe des Fulbehäuptlings Mallam Hajato von Dschamare (S. 131), der sich ihm angeschlossen hatte, drang er bis Kuka vor, wurde aber hier vom König Haschim, der seine ganze Macht zusammengezogen hatte, zurückgeschlagen. Inzwischen hatte jedoch die Saat des Verrats und der Uneinigkeit, die Raba schon vorher durch seine Sendboten unter den Großen Bornus ausgestreut hatte, ihre Früchte getragen; von den Verrätern begünstigt, siegte er 1893 in einer zweiten Schlacht, tötete den König und eroberte 1894 die Hauptstadt.

Damit schien eine neue Dynastie begründet zu sein, von deren frischer Kraft vielleicht Gutes für Bornu zu erwarten war. In der Tat begann sich der Handel nach Norden wieder zu beleben, während gleichzeitig die Grenzen des Reiches nach Süden und Südwesten in Kämpfen gegen die dortigen Kleinstaaten erweitert wurden. Ein Angriff auf Adamaua führte dagegen zu einem Bunde der bedrohten Grenzfürsten und Statthalter der Haussaländer, wodurch Raba von weiteren Angriffen abgeschreckt wurde. Auch ein Zug gegen Süden schlug fehl; es ging damals sogar das Gerücht, daß Raba bei dieser Gelegenheit von einer seiner Frauen, einer Tochter Mallam Hajatos, vergiftet worden sei. In Wahrheit führten erst die Kämpfe mit den Franzosen den Untergang des Eroberers herbei. Mehrfach waren kleine französische Expeditionen, die das große Ziel einer Verbindung des Kongolandes mit dem westlichen Sudan und Algerien anstrebten (vgl. S. 104), auf Anstiften Rabas zurückgeschlagen oder vernichtet worden. Nachdem 1897 Emile Gentil einen kleinen Dampfer auf den oberen Schari gebracht hatte und unbehelligt bis zum Tschadsee gefahren war, beschloß die französische Regierung, durch eine kombinierte Aktion die Länder am Tschad, die sie bis auf einen für Deutschland geretteten Zipfel als ihr Eigentum ansah, zu besetzen. Im Februar 1899 fuhr Gentil mit einigen hundert Negersoldaten den Schari hinab, während Fernand Foureau und A. F. J. Lamy durch die Sahara nach Süden vordrangen, Paul L. G. Voulet und C. P. J. Chanoine von Westen heranrückten. Raba hatte inzwischen den König Gaurang von Bagirmi, der sich 1897 unter französischen Schutz gestellt hatte, aus seiner Hauptstadt vertrieben und rückte nun Gentil entgegen, unterlag aber am 21. Oktober 1899 bei Kuno am mittleren Schari. Im März 1900 vereinigte sich Gentil, der Verstärkungen herangezogen hatte, mit den beiden anderen Expeditionen und erstürmte im April das verschanzte Lager Rabas bei Kusseri an der Mündung des Logone in den Schari. Raba selbst wurde getötet, sein Heer zersprengt. Bald erkannte auch Kanem die französische Oberherrschaft an. Dadurch war die angestrebte Verbindung der französischen Kolonialgebiete erreicht.

β) Bagirmi.

Bornus Nachbarstaat Bagirmi hat in seiner Lage viele Ähnlichkeit mit Bornu und ist zuletzt dem gleichen Schicksale verfallen. Das eigentliche Bagirmi besteht aus den ebenen Landschaften am mittleren und unteren Schari, der in seinem untersten Teile die Westgrenze gegen das von Bornu abhängige kleine Reich Logone bildet. Im Norden wird Bagirmi durch Kanem und die westlichsten Provinzen Wadaïs von der Wüste getrennt; dafür dehnt es seinen Einfluß nach Süden hin weiter aus als Bornu oder Wadaï. Die Kultur Bagirmis ist viel jünger als die Bornus. Eine Chronik von Bagirmi scheint bestanden zu haben, ist aber verloren gegangen und wird durch die Erkundigungen, die namentlich Gustav Nachtigal bei den Eingeborenen eingezogen hat, nur unvollkommen ersetzt.

Im 16. Jahrh. haben im heutigen Bagirmi mehrere kleine heidnische Reiche bestanden; außerdem durchstreiften arabische Nomaden sowie einzelne Fulbehorden das Land. Den Keim zu einem größeren Staate legten Einwanderer aus Osten, die schwerlich aus größerer Ferne gekommen sind. Die Führer dieser Fremden unterwarfen die nomadische Bevölkerung. Der erste Fürst von Bagirmi, der die Hauptstadt Massenja gründete, war, ebenso wie seine nächsten Erben, noch nicht islamisch. Der letzte heidnische König Malo wurde von seinem zum Islam bekehrten Bruder Abd Allah um 1568 vom Throne gestoßen. Damit war auch in Bagirmi eine mohammedanische Dynastie begründet, die ihre Kulturanregungen fast ausschließlich von Bornu empfing. Unter Abd Allahs Nachfolgern ist Mohammed el-Amin zu nennen, der das Reich erweiterte und eine Pilgerfahrt nach Mekka unternahm (1751—85). Im Anfange des 19. Jahrh. empörte sich Abd er-Rachman von Bagirmi gegen Bornu, das eine gewisse Oberhoheit ausgeübt zu haben scheint, wurde aber durch den Sultan Sabun von Wadaï, den der König von Bornu um Hilfe anrief, geschlagen und getötet. Damit kam das Land unter den Einfluß Wadaïs, und Bürgerkriege waren die Folge. Als endlich Otman den Thron errang, mußte er in aller Form seine Abhängigkeit von Wadaï anerkennen und sich zu einem Tribute verstehen, hatte aber trotzdem bald mit Bornu, bald mit Wadaï kleinere Kämpfe auszufechten und erholte sich dann wieder durch Raubzüge gegen seine Nachbarn und die Heidenstämme des Südens. Sein Sohn Abd el-Kader (1846—58) setzte diese Politik fort, bis er in den letzten Jahren seines Lebens in Frieden regieren konnte. Ein seltsames Nachspiel der Fulbeunruhen, von denen Bagirmi sonst verschont geblieben war, brachte ihm den Untergang. Unter der Führung eines Fanatikers vom Stamme der Fulbe wälzte sich eine große Pilgerkarawane durch Bornu nach Bagirmi, ohne auf die Anordnungen des Königs irgendwie Rücksicht zu nehmen; und als der König ihnen mit Waffengewalt entgegentrat, wurde er geschlagen und getötet.

Sein Nachfolger Mohammedu entkam und rächte, als die Pilgerscharen nach dem Tode ihres Führers auseinanderliefen, das Unglück seines Vorgängers an ihnen blutig. Nachdem König Ali von Wadaï lange die unfreundliche Haltung des Fürsten von Bagirmi, seines Vasallen, schweigend hingenommen hatte, erschien er plötzlich im Herbste 1870 mit großer Heeresmacht vor Massenja. Nach einer langwierigen Belagerung der umfangreichen Stadt gelang es, die Mauer durch eine Pulvermine zu zerstören, die Stadt zu erobern und den König zur Flucht nach dem Süden zu nötigen. Ali ließ die Beute nach seiner eigenen Hauptstadt bringen, siedelte zahlreiche gewerbfleißige Einwohner von Bagirmi in Wadaï an und setzte um 1885 Abd er-Rachman Gauranga (Gaurang), den Sohn Abd el-Kaders, auf den Thron. Neue Bürgerkriege spielten das Land dem S. 141 erwähnten Raba 1893

in die Hände. Nur in der Hauptstadt Massenja hielt sich Gauranga und glaubte sich vor weiteren Schlägen geborgen, seitdem er sich (1897) unter den Schutz der Franzosen gestellt hatte. Doch im Herbst 1899 vertrieb ihn Raba von neuem, bis ihm 1900 die Eingriffe der Franzosen und das Ende Rabas (S. 141) wieder Luft schafften.

γ) Wadaï.

Der Staat Wadaï, der in neuerer Zeit dem alternden Bornu gegenüber immer mehr als Vormacht des mittleren Sudan hervorgetreten ist, blickt auf ein noch geringeres Alter beglaubigter Geschichte zurück als Bagirmi. Unbestreitbar ist wenigstens in der islamischen Zeit das Reich Bornu, begünstigt durch seine Lage zu den Staaten der Mittelmeerkultur, der Ausgangspunkt höherer Gesittung vor allem für die ostwärts angrenzenden Gebiete, teilweise aber auch für die Haussastaaten gewesen, indem nicht nur durch Handel und Verkehr die Kultur von Bornu aus weiter und weiter getragen wurde, sondern auch Teile seiner Bevölkerung freiwillig oder gezwungen in die übrigen sudanischen Länder einwanderten und dort den Kern eines seßhaften und gewerbfleißigen Volkes bildeten. Bagirmi, Wadaï (vgl. S. 137) und Dar Fur haben auf diese Art die Keime höherer Bildung von Westen her empfangen. Das wird aber nicht immer so gewesen sein. Solange die nilaufwärts verpflanzte Kultur Ägyptens im oberen Niltal blühte, kam das Licht der Gesittung von Osten. Schon in alter Zeit dürfte der mittlere Sudan aus diesem Gebiete wertvolle, freilich nicht dauerhafte Anregungen erhalten haben. Reste alter Kultur mögen noch hier und da zu finden sein.

Wadaï umfaßte ungefähr das Gebiet zwischen dem Fittrisee und den Gebirgen von Dar Fur einerseits, der Wüste und den Zuflüssen des Schari anderseits. Der bergige Osten nebst der Mitte des Landes bildete den Kern des Reiches und den Wohnsitz des herrschenden Volkes; im Süden lagern sich, wie überall im mittleren Sudan, Gebiete mit echt nigritischer heidnischer Bevölkerung an. Die gebirgsbewohnenden Maba, gegenwärtig der herrschende Stamm, lassen durch ihre dunkle Hautfarbe eine starke Zumischung nigritischen Blutes erkennen, mögen aber ursprünglich den Äthiopiern im engeren Sinne nahe verwandt sein. Die Rauheit ihrer nicht unfruchtbaren Heimat spiegelt sich in ihrem gewalttätigen und rohen, aber jedenfalls kraftvollen Wesen wider, das ihnen auf die Dauer die Überlegenheit über die beweglichen Nomaden der Wüste verschafft hat und sie den benachbarten Reichen des Sudan gefährlich macht. Manche altertümliche Züge haben die Mabastämme treu bewahrt, so Spuren mutterrechtlicher Einrichtungen: der Besitz der Frau bleibt von dem des Mannes scharf getrennt. In religiöser Beziehung sind nicht alle Stämme gleich fanatisch.

Während die neuere Kultur Wadaïs von Westen her kam, ist der erste Anstoß zur staatlichen Einigung wohl von Osten ausgegangen: Araber von dem wahrscheinlich aus Nubien eingewanderten heidnischen Stamme der Tundscher waren es, welche die untereinander verfeindeten, in tiefe Roheit versunkenen kleinen Bergstämme von Dar Fur und Wadaï nötigten, ihre Oberherrschaft anzuerkennen und sich zur Zahlung eines Tributs zu bequemen. Wann die Tundscher in Wadaï eingedrungen sind, ist zweifelhaft; Gustav Nachtigal vermutet, daß sie im Anfange des 16. Jahrh. ihre Herrschaft begründet und etwa hundert Jahre lang aufrechterhalten haben. Nachdem Dar Fur schon das arabische Joch abgeschüttelt hatte, hielten sich die Tundscher noch eine Zeitlang in Wadaï, bis ihre Macht auch hier gebrochen wurde.

Dies geschah nicht durch einen Eingeborenen, sondern durch Abd el-Kerim, den Nachkommen eines aus Schendi am Nil eingewanderten Mannes aus arabischer Familie, der sich unter den eingeborenen Stämmen Einfluß verschafft hatte. Die Religion diente auch

hier als Deckmantel des nationalen Umsturzes: Abd el-Kerim war Mohammedaner und als solcher ein natürlicher Feind der heidnischen Dynastie der Tundscher und ihres Sultans Daud. Er gewann die dunkelfarbigen Bergbewohner für sich, besiegte den Sultan und vertrieb die Tundscher nach Westen; in der neuen Hauptstadt Wara sammelte er die erste islamische Gemeinde um sich, die sich bald stark vermehrte. Da sich Dar Fur schon früher von der Herrschaft der Tundscher befreit und an Macht sehr zugenommen hatte, waren die letzten Tundscherfürsten Wadaïs diesem Lande tributpflichtig geworden, und Abd el-Kerim mußte als der Erbe der Vertriebenen auch dieses Abhängigkeitsverhältnis mit übernehmen; in der Regel wurde alle drei Jahre eine Prinzessin an den König von Dar Fur gesandt. Auch das anfangs tundscherfreundliche Bornu mußte durch einen Tribut beschwichtigt werden. Abd el-Kerim soll von 1635—55 regiert haben, sein Sohn Kharut von 1655—78.

Allmählich wuchs die Macht Wadaïs, da die rohe, aber kräftige Bergbevölkerung den Bewohnern der benachbarten Staaten an kriegerischer Tüchtigkeit unbedingt überlegen war. Diese Verhältnisse blieben nicht ohne Einfluß auf die Stellung Wadaïs zu Dar Fur; aus dem Volke heraus scheint sich ein Widerstand gegen die Entsendung einer Prinzessin nach Dar Fur, die Sultan Jakub Arus (1681—1707) gewohnheitsmäßig angeordnet hatte, erhoben zu haben. Die Tributsendung unterblieb. Als der friedliebende Sultan Achmed Bokkor von Dar Fur zögerte, die Beleidigung mit den Waffen zu rächen, schritt Arus selbst zum Angriffe; doch konnte er sich nur mit Mühe nach Wadaï retten und mußte sich zum Frieden bequemen. Trotzdem wurden die Tributsendungen nicht wieder aufgenommen; und als Omar Lele, der Enkel Achmed Bokkors, das alte Verhältnis wieder herstellen wollte und mit Heeresmacht in Wadaï eindrang, wurde er von Arus geschlagen und gefangen.

Unter Kharut dem Jüngeren (1707—47) herrschte Friede und Wohlstand im Lande. Sein Nachfolger Dschoda (1747—95) dagegen lag bald wieder im Kriege mit Dar Fur; das Heer des östlichen Nachbarstaates wurde geschlagen und ein Vornehmer, der sich für den Sultan ausgab, lange Zeit in Wadaï gefangengehalten. Acht Kriegszüge gegen die Heidenstämme des Südens, die Dschoda ferner unternahm, erweiterten das Reich nach dieser Richtung hin, und im Westen wurde ein Teil Kanems gewonnen. Hatte Wadaï durch die Besetzung Kanems in die Rechte von Bornu eingegriffen, so breitete Sultan Abd el-Kerim Sabun (1803—13) 1804 durch seinen Einfall in Bagirmi, dessen Folgen schon oben (S. 142) erwähnt worden sind, seinen Einfluß auch über dieses Nachbarreich aus; trotz der ungünstigen Lage seines Landes belebte er den Handelsverkehr mit Tripolis und Ägypten und brachte durch Ansiedelung von Familien aus Bagirmi das Gewerbe auf eine höhere Stufe, beides sehr zum Vorteile des königlichen Schatzes. Gegen die unabhängigen Neger wurde fast alljährlich gekämpft.

Die eigentliche Wohlfahrt beruhte freilich damals wie noch heute nicht auf Handel und Industrie, sondern auf der blühenden Viehzucht und dem nicht unbedeutenden Ackerbau, ebenso das Einkommen des Sultans, da fast alle Steuern in Naturalien erhoben werden. Der Boden gilt als Eigentum des Sultans: nur in den ursprünglichen Mabalandschaften gibt es wirkliche Grundbesitzer; indessen stehen auch die Pächter in den übrigen Gebieten keineswegs in einer sklavischen Stellung zum Sultan, sondern sind ein freiheitliebender, trotziger Menschenschlag, der nur dank einer offenbar sehr alten sozialen Ordnung, die hauptsächlich auf der Einteilung der Gemeindemitglieder in Alte, Jünglinge und Knaben beruht, verhältnismäßig leicht im Gehorsam zu halten ist. Trotz der Roheit des Volkes ist die religiöse Erziehung besser als in Bornu oder Dar Fur; selbst die Anfänge einer Wissenschaft waren in neuerer Zeit nachweisbar.

Nachdem Wadaï das Glück gehabt hatte, eine Reihe tüchtiger Fürsten auf seinem Throne zu sehen, lernte es in Jußef Khorefin (1813—29) das Muster eines blutdürstigen, in allen äußeren Unternehmungen erfolglosen Herrschers kennen. Sein Tod stürzte das Land in Verwirrung. Die einem arabischen Sklavengeschlecht entstammende Mutter des im Kindesalter stehenden neuen Sultans Rakib und das in Wadaï zahlreich vertretene Arabertum glaubten eine Gelegenheit gefunden zu haben, den alten Kampf zwischen Nomaden und Ansässigen zugunsten der Araber zu entscheiden. Indes scheiterte der Plan, den die Regentin grausam durchzusetzen suchte, an dem entschlossenen Widerstande der Bergstämme, die einen der königlichen Prinzen, Abd el-Asis (1829—35), zum Herrscher wählten, die Hauptstadt Wara nach hartem Kampfe erstürmten und den Sultan Rakib nebst seinem Anhange niedermachten. Trotzdem fand das Land auch jetzt noch keine Ruhe. Die Bergstämme hatten Geschmack am Aufruhre gefunden und vergnügten sich damit, dem von ihnen auf den Thron gehobenen Herrscher immer neue Prätendenten entgegenzustellen; und als Abd el-Asis diesem gefährlichen Spiele mit dem Schwert ein Ende gemacht hatte, brachte eine Hungersnot Wadaï in die größte Bedrängnis. Um Getreide herbeizuschaffen, zog ein Heer südwärts nach den Heidenländern; aber der Sultan von Dar Fur benutzte die verlockende Gelegenheit und unternahm einen Einfall in die unruhigen Grenzgebiete von Wadaï. Gerade um diese Zeit starb Abd el-Asis.

Einem früher aus Wadaï entflohenen Prinzen Mohammed Scherif gelang es, sich des Thrones seiner Heimat zu bemächtigen und sich auch nach dem Abzuge seines Freundes Mohammed el-Fadl von Dar Fur zu behaupten (1838—58). Mohammed Scherif führte zunächst einen der oft wiederholten Kriege gegen den Sultan des kleinen, östlich von Wara gelegenen Gebirgslandes Tama, der immer ein bedenklicher Nachbar gewesen war, und mischte sich 1846 in die Angelegenheiten Bornus ein. Bei Kusseri überschritt er den Schari und schlug den Scheich Omar, konnte sich aber nicht auf die Dauer im feindlichen Gebiete halten und kehrte deshalb nach Wadaï zurück (vgl. S. 140). Als er dann im eigenen Lande, zu dessen Hauptstadt Abescher erhoben wurde, sich durch seine Habsucht unbeliebt machte und obendrein erblindete, begann eine Reihe von Aufständen und inneren Kämpfen, wobei das Land Tama regelmäßig den geschlagenen Empörern, zuletzt dem von einer Fulbefrau geborenen ersten Sultanssohne Mohammed selbst als Zufluchtsstätte diente; ein Versuch Mohammed Scherifs, den Sultan von Tama dafür zu züchtigen, endete mit einer schweren Niederlage. Unter Mohammed Scherifs Regierung fand 1856 der deutsche Reisende Eduard Vogel ein gewaltsames Ende.

Ihm folgte der berechtigte Thronerbe Ali (1858—76), ein in vieler Beziehung ausgezeichneter Fürst. Nach Gustav Nachtigal suchte er seinen Ruhm in der Hebung von Handel und Wandel, der Belebung des Karawanenverkehrs mit den Küsten des Mittelmeeres, der Beschützung von Gelehrten und in der Ausübung strenger Gerechtigkeit. Um 1870 fand von Wadaï aus, das Sklaven, Straußfedern und Elfenbein zu bieten hatte, ein lebhafter Handel mit Ägypten über Dar Fur und Dschalo, mit Bornu und mit dem tripolitanischen Hafenorte Benghasi statt. Der König selbst verschmähte es nicht, Karawanen auszurüsten und sich damit noch größeren Gewinn zu schaffen, als ihm die Zölle und Abgaben ohnehin einbrachten. Alles das trug dazu bei, die Macht Wadaïs zu stärken und es zu einem gefürchteten Nebenbuhler der übrigen Sudanstaaten zu machen. Als diese aber infolge der Aufteilung Afrikas unter die europäischen Mächte ihre äußere Selbständigkeit einbüßten, konnte sich auch Wadaï nicht länger unabhängig erhalten. Nachdem ein Versuch des türkischen

Sultans, das Land als einen Teil des Hinterlandes von Tripolis für die Türkei zu reklamieren, ergebnislos verlaufen war, wurde es durch ein französisch-englisches Abkommen vom 21. März 1899 der französischen Interessensphäre zugeteilt. Als 1900 Sultan Ibrahim ermordet worden war, entstanden Streitigkeiten wegen der Thronfolge zwischen Asil und Dudmurra einerseits und Achmed Ghasali anderseits. Von diesen drei Prätendenten war Asil der einzige, der von einer „ebenbürtigen" Mutter stammte und einem der vier alten vornehmen Wadaïstämme angehörte. Als er in den folgenden Bürgerkriegen in Gefahr geriet, floh er zu den Franzosen in das Tschadseegebiet und wurde hier als willkommener Gast aufgenommen, den man als Thronerben auszuspielen gedachte. Inzwischen war Ghasali von seinem Nebenbuhler Dudmurra besiegt und getötet worden. Dieser zeigte sich Frankreich gegenüber sehr feindlich; so drängten denn die kolonialen Kreise in diesem Lande ernstlich darauf, Wadaï militärisch zu besetzen. Als Grund wurden die Raubzüge der Wadaïhorden angegeben, die diese auf französischem Gebiete ausführten, sowie der ausgedehnte Sklavenhandel, der durch die Sahara nach dem türkischen Nordafrika betrieben wurde. Die Regierung beschränkte sich aber auf die bloße Abwehr der Raubzüge und gelegentliche Strafexpeditionen. Zu einem regelrechten Feldzuge kam es erst 1908, in dem das bedeutendste Gefecht am 16. Juni in der Gegend des Fitrisees stattfand. Am 2. Juni 1909 besetzten die Franzosen die Hauptstadt Wadaïs, Abeschr; Sultan Dudmurra floh nach Norden zu seinen Freunden, den Senussi, auf deren Veranlassung er den „Heiligen Krieg" gegen Frankreich erklärt hatte. Die Franzosen wurden während des Krieges von den Arabern im westlichen Teile Wadaïs unterstützt, die von ihnen Erlösung von dem Druck der Willkürherrschaft Dudmurras erhofften. Wenn auch seit dieser Zeit immer wieder Unbotmäßigkeiten und Blutvergießen seitens der Anhänger Dudmurras vorgekommen sind, so ist doch das Land jetzt endgültig als unterworfen zu betrachten.

δ) Dar Fur.

Im östlich benachbarten Dar Fur (Dar For) machen sich die Kultureinflüsse des Ostens schon stärker geltend; und seine Geschichte reicht weiter zurück als die von Wadaï, das im toten Winkel zwischen der mittleren und der östlichen sudanischen Kulturströmung liegt. Immerhin ist auch über das vorislamische Dar Fur nur wenig bekannt. Seinen Kern bildet ein Gebirgsland, dessen höchste Erhebung im Dschebel Marra zugleich als die Wiege des alten Heidenstaates Dar Fur gelten darf. Seine frühesten Beherrscher waren von Osten gekommen und scheinen, der Mehrzahl ihrer Regentennamen nach zu schließen, wenn nicht arabischen Stammes, so doch mit Arabern gemischt gewesen zu sein. Es waren die Dadscho, ein Volk, das heutzutage wenig angesehen und in der Kultur zurückgeblieben ist, einst aber das mächtigste Glied der Bevölkerung bildete und vom Marragebirge aus das Land mehr oder weniger in Abhängigkeit hielt. Der erste Dadschokönig, Kosber, soll in Debba am östlichen Fuße des Dschebel Marra residiert haben; die schwankende Überlieferung nennt 21, 13 oder gar bloß 5 Fürsten der Dadscho.

Sicherer bestätigt ist die Herrschaft der Tundscher, die ebenfalls von Osten gekommen sind und wohl mehr durch die Überlegenheit ihrer Kultur als durch Waffengewalt die Vorherrschaft in Dar Fur und später auch in Wadaï an sich gebracht haben. Der erste Herrscher der Tundscher war Achmed el-Makur. Er und seine Nachfolger brachten die einzelnen Stämme Dar Furs einander näher, kultivierten sie und veranlaßten einen politischen Zusammenschluß. Das wurde endlich, ebenso wie in Wadaï, dem nomadischen Arabervolke verderblich:

auch in Dar Fur waren die Bergstämme, wenn sie einmal kultiviert und geeinigt waren, den Nomaden durchaus überlegen. Immerhin vollzog sich der Übergang der Herrschaft aus einer Hand in die andere hier verhältnismäßig ruhig. Die Dynastie der Kera, die der Vormacht der Tundscher ein Ende bereitete, entstammte einer Mischung Einheimischer mit der alten Herrscherfamilie; der letzte Tundscherfürst hieß Schau, der erste Kerakönig aber war Delil Bahar oder Dali, ein Halbbruder Schaus, dessen harte Regierung das Volk zum Aufstande gereizt hatte. Dali gab dem Reiche Gesetze und Einrichtungen, die bis zum Untergange der Selbständigkeit Dar Furs in Kraft geblieben sind. Seine Regierung dürfte in die Mitte des 15. Jahrh. fallen. Später scheinen Erbfolgestreitigkeiten, die häufig Regentenwechsel veranlaßten, das Land beunruhigt zu haben. Der erste König, der wieder mit fester Hand die Zügel des Staates ergriff, Suleman Solon (1596—1637), war als Kind nach Wadaï gerettet worden, wo die Massalit als Verwandte seiner Mutter ihn aufnahmen; als Gegner seines Oheims Tinsam kehrte er zurück, setzte sich im Marragebirge fest, bezwang ihn von hier aus und erweiterte Dar Fur. Vor allem aber hat er den Islam eingeführt. Größer als die damalige Kultur des Volkes scheint seine kriegerische Kraft gewesen zu sein. Er dehnte in zahlreichen Feldzügen seine Macht ostwärts bis über den Nil und zum Atbara aus, beherrschte also ganz Kordofan und Teile von Senaar; damit griff er bedeutsam in die Entwickelung des östlichen Sudan ein. Eine weniger glückliche Regierungszeit war seinem Sohne Musa (1637—82) beschieden. Unter ihm trat eine Eigentümlichkeit fast aller Sudanstaaten besonders deutlich zutage: die Macht des Herrschers wird in entfernten Gegenden anerkannt, während er wenige Meilen von seiner Hauptstadt Stämme nicht zu unterwerfen vermag; was für die Könige von Wadaï die Bewohner des Tamagebirges waren, das waren für Musa die Massabat, deren Sultan Dschongol, mit dem herrschenden Geschlechte verwandt, Ansprüche auf den Thron erhob. Immerhin war damals Dar Fur die unbestrittene Vormacht eines weiten Gebietes: auch Wadaï, seit der Zeit der Tundscher mit Dar Fur verbunden, erkannte seine Oberherrschaft an.

Die Verhältnisse änderten sich in mancher Hinsicht unter dem nächsten Fürsten Achmed Bokkor (1682—1722). Er war bestrebt, sein Reich zu einem rein islamischen Staate zu machen und durch Begünstigung der Priester und der Schulen zugleich mit dem Heidentume die Unkultur wirksam zu bekämpfen. Darum siedelte er auch fremde, fortgeschrittenere Volksstämme in Dar Fur an; daß er dazu neben Leuten von den Ufern des Nils Bewohner von Bornu und Bagirmi wählte, beweist deutlich, wie sehr die Kultur Dar Furs als östlichster Ausläufer von der des mittleren Sudan abhängig ist. Auch Familien der ruhelosen Fulbe gelangten damals bis nach Dar Fur. Der Abfall des Fürsten Arus von Wadaï (vgl. S. 144) störte Achmed Bokkor nur vorübergehend in seiner Kulturarbeit. Auf den tyrannischen Mohammed Daura (1722—32) und seinen Sohn, den kriegerischen Omar Lele (1732 bis 1739; gestorben um 1750 in Wadaï), folgte Abu'l Kasim (1739—52), den die durch harten Steuerdruck und die Bevorzugung der Sklaven erbitterten freien Bewohner von Dar Fur auf einem Zuge gegen Wadaï ohne Kampf im Stiche ließen. Sein unterdessen zum Sultan ausgerufener Bruder Tirab (1752—85) befestigte das Reich im Inneren und unternahm zahlreiche Feldzüge, auf deren letztem er in Kordofan, wo er den Sultan der Fundschi züchtigte, starb; man rühmt seine Gelehrsamkeit und Frömmigkeit. Nach mancherlei Thronstreitigkeiten folgte ihm sein Bruder Abd er-Rachman (1785—99), unter dessen friedlicher Regierung das Land mehr und mehr aufblühte.

Sein Sohn Mohammed el-Fadl (1799—1839) stand zunächst eine Zeitlang unter

der Vormundschaft des Großeunuchen Abu Scheich Kurra, bis er sich des übermächtigen Ratgebers entledigte. Zu seiner Zeit begann jene Umwälzung der Verhältnisse im östlichen Sudan, die für Dar Fur endlich verhängnisvoll wurde: Kordofan, das bis dahin unter der Oberherrschaft Dar Furs gestanden hatte, wurde von den Ägyptern erobert; und als Mohammed el-Fadl in richtiger Erkenntnis der Lage versuchte, Wadaï unter seine Gewalt zu bringen und auf diese Weise seine Widerstandskraft zu vermehren, scheiterte der Plan an zufälligen Umständen. Nach dem Tode des Königs entstanden die üblichen Thronstreitigkeiten, die mit der Einsetzung des Sultans Mohammed el-Hasin (1839—73) endigten. Dieser hatte besonders mit den Arabern im Südosten Dar Furs zu kämpfen, den Resekat und anderen ewig unruhigen und fast unbesiegbaren Stämmen, die aus ihrem Gebiete stets in die Negerländer des Südens entwichen und dann überraschend wieder hervorbrachen. Hasins Feldzüge verliefen fast sämtlich unglücklich. Mit Ägypten stand er dagegen auf gutem Fuß, obgleich er die ägyptische Gefahr nicht unterschätzte und sich sogar von den türkischen Sultanen Abd el-Medschid und Abd el-Asis seine Herrschaft bestätigen ließ; auch mit König Ali von Wadaï schloß er ein Schutz- und Trutzbündnis. Aber schon begannen im Süden einzelne Freibeuter, vor allem der Faki Mohammed el-Bulalawi und der später (S. 159) zu erwähnende Siber (Zubair, Sobehr), das Land zu beunruhigen und damit Vorwände für ein Eingreifen Ägyptens zu schaffen, während anderseits Dar Fur von den südlichen Heidenländern abgeschnitten und dadurch einer Quelle seiner Macht beraubt wurde.

Als nach Hasins Tode dessen jüngster Sohn Ibrahim Koiko 1873 den Thron bestieg, vollendete sich das Schicksal des Reiches rasch. Siber war von der ägyptischen Regierung zum Mudir (Statthalter) der an der Südgrenze Dar Furs liegenden Provinz Bahr el-Ghasal ernannt worden; als solcher besiegte und unterwarf er die Resekat, die sich angesichts der drohenden Gefahr mit dem Sultan von Dar Fur vorübergehend ausgesöhnt hatten, und zwang dadurch Ibrahim, den sein Volk zum Kriege drängte, seinerseits zum Kampf mit ihm. Die ägyptische Regierung entsandte zur Unterstützung Siber Beis von Khartum aus eine Expedition unter Ismail Pascha gegen el-Fascher, die Hauptstadt Dar Furs, während Siber von Süden aus heranrückte. In der Entscheidungsschlacht bei Menawatschi (Anfang Herbst 1874) fiel Sultan Ibrahim. Damit war Dar Fur ein Teil des ägyptischen Sudan geworden; nur im Marragebirge, der Wiege der alten Königsmacht des Reiches, hielten sich bis 1879 Nachkommen der Dynastie gegen die Ägypter. Im mahdistischen Aufstande ging dann das von Slatin Pascha tapfer verteidigte Land an die Empörer verloren (vgl. S. 161).

Merkwürdig verwandt sind die Schicksale der einzelnen Reiche des westlichen und des mittleren Sudan, ähnlich die Hilfsquellen, die ihnen zu Gebote stehen, ähnlich auch die Gefahren, die bald mehr, bald minder drohend beständig ihren Horizont umwölken. In der geographischen Lage finden wir den Schlüssel der Gleichheit: wenigen Ländern der Erde ist in den natürlichen Bedingungen ihres Daseins zugleich ihr Schicksal in so klarer Weise vorgezeichnet wie den sudanischen Reichen. Mag das Zepter in ihnen erfassen, wer da will, immer wird er in den heißen Grenzländern des Südens das Ziel wenig gefahrvoller Kriegszüge und die unerschöpfliche Quelle des Reichtums erblicken; immer wird ihm in den leichtbeweglichen Stämmen der Wüste eine Gefahr drohen, die früher oder später einmal zu jähen Umwälzungen führt. Unaufhörlich tobt ein Kampf zwischen den Wüstensöhnen und den Negern; und unentschieden schwankt der Sieg, den bald im wilden Ansturme die Steppenvölker erringen, bald durch ihr zähes Wurzeln am Boden und ihre fast unerschöpfliche

Menschenzahl die dunkelfarbigen Urbewohner zu sich herüberziehen. Über alle aber siegt die Kultur. Wo sie den brennenden Wüstengürtel überschreitet und ihre Saaten ausstreut, dort erblühen mächtige Reiche, vor denen die roheren Nachbarstämme sich beugen, bis auch sie lernen, ihre Macht politisch zu einigen und ihrer frischeren Kraft siegreich Geltung zu verschaffen.

C. Der östliche Sudan.

Auch der östliche Sudan verleugnet in den großen Zügen der Entwickelung seine Verwandtschaft mit den westlichen Gebieten nicht; aber wie seine geographische Lage in zwei verschiedenen Beziehungen ganz anders ist als die der südlichen saharischen Grenzlande, so verläuft auch in diesem Sinne seine Geschichte eigentümlich.

a) Land und Leute.

Der Nil schafft zunächst in einem vorwiegend steppenhaften Gebiet einen schmalen, von der Bodenerhebung ganz unabhängigen Streifen fruchtbaren Landes, den er durch seine schiffbaren Fluten zu einer ganz anderen Einheit verbindet, als es die vom Strom entlegenen Striche mit ihren oasenhaften Stellen anbaufähigen Gebietes sein können. Ähnlich wirken die vom Hochland Abessiniens herabströmenden Gewässer, der Blaue Nil und der Atbara. Dennoch ist der Nil nicht das, was man vor allem erwarten sollte: eine offene Straße nach dem Norden und nach dem ältesten Sitze der mittelländischen Kultur, nach Ägypten; im schmalen Tale durch das Wüstenland dahinströmend, stürzt er von Katarakt zu Katarakt hernieder und bildet eine der Schiffahrt hinderliche Schranke, während an seinem Ufer oft kein Raum für den Wanderer bleibt. Aber diese Hindernisse sind nicht unüberwindlich gewesen; früher als anderswo hat sich von hier die Kultur nach den Gebieten des Sudan verbreitet.

Seinen zweiten eigentümlichen Zug erhält der östliche Sudan durch die Nähe des Meeres und Arabiens. Die schmale Rinne des Roten Meeres ist leicht zu überschreiten, vor allem für die Araber älterer Zeit, die nach Indien und Sansibar ihre Handelsflotten entsandten. Die Steppenbewohner Arabiens traten für den östlichen Sudan an die Stelle jener Wüstenstämme, die weiter im Westen so oft mächtige Reiche gegründet und zerstört haben; von Norden her drohte dagegen kein Feind dieser Art: hier war nur das alte Kulturland Ägypten zuweilen zu fürchten, noch öfter als Bringer unschätzbarer Gaben zu verehren.

Wie aber trotz dieser Besonderheiten der östliche Sudan in seiner allgemeinen Lage dem mittleren und westlichen entspricht, so scheint auch die ursprüngliche Bevölkerung hier wie dort der dunkelfarbigen Rasse angehört zu haben, so daß die uns bekannte Geschichte dieser Länder den Kampf der Neger gegen hellfarbigere Eindringlinge und das Entstehen einer Mischbevölkerung bildet, in der bald der eine, bald der andere Bestandteil der Mischung im Vordergrunde steht und die Geschicke des Landes bestimmt.

Ägypten im engeren Sinne grenzte indessen wohl nicht unmittelbar an nigritisches Gebiet. Schon in der ältesten Zeit sehen wir den größten Teil des heutigen Nubien von einem Volke mit rötlicher Hautfarbe bewohnt, von den Kuschiten, die offenbar hamitischen Stammes und den Ägyptern verwandt waren; wir sehen ferner in den wüstenhaften Strichen zur Rechten und Linken des Niltales ärmliche Steppenvölker, die ebenfalls den Hamiten oder, wie sie im Altertum genannt wurden, den Äthiopiern zugehörten, vereinzelt wohl auch hellfarbige Libyer, die von der Nordküste her bis Nubien vorgedrungen sein mochten. Während sich Ägypten zum Kulturstaat entwickelte, war das Niltal oberhalb der ersten Katarakte unangebaut, seine Bevölkerung auf keiner höheren Stufe als die unsteten

Steppennomaden der Umgebung: „das elende Kusch" nennen es verächtlich ägyptische Aufzeichnungen. Wie weit nordwärts die Neger saßen, ist schwer zu sagen. Wahrscheinlich hausten überall dort, wo das Niltal fruchtbarer war, Negerstämme neben den Kuschiten, bis weiter südlich die nigritische Rasse allein das Flußufer beherrschte, ähnlich wie heutzutage noch die Schilluk und Dinka die Gestade des Oberlaufes besiedeln (vgl. S. 79).

b) Nubien in alter Zeit.

Nicht der Wunsch nach neuen Ackerbaugebieten hat die ägyptischen Herrscher bewogen, ihre Hand nach dem „elenden Kusch" auszustrecken und den Gebieten oberhalb der ersten Katarakte die Kultur zu bringen, da im eigentlichen Nubien der Ackerbau nur sehr wenig fruchtbaren Boden am Ufer des Stromes fand und das südlichere Land zunächst noch unbekannt war, sondern der Handelstrieb und der Wunsch nach reichem Gewinne haben einzelne Ägypter nach Süden gelockt, bis die Herrscher Teile Nubiens besetzten und allen Gewinn monopolisierten. Zwei hochgeschätzte Waren kamen aus Kusch, nämlich Elfenbein und schwarze Sklaven, die als gewöhnlicher Tribut auf den ägyptischen Bildwerken erscheinen; außerordentlich aber wuchs das Interesse, als man in den südlichen Gebirgen reiche Goldlager entdeckte, die lange Zeit Ägypten fast ausschließlich mit dem vielbegehrten Metalle versahen. Auch Holz für Schiffsbauten kam aus Kusch, solange die Uferberge des Nils, die jetzt vollkommen kahl sind, bedeutende Wälder trugen.

α) Die frühesten Beziehungen Nubiens zu Ägypten.

Schon in der frühesten dynastischen Zeit, ja vermutlich noch früher, haben die Ägypter Streifzüge nach Nubien unternommen und sich wohl auch an einzelnen Punkten Nubiens festgesetzt. Genauere Nachricht gibt eine Inschrift aus der 6. Dynastie (um 2500 v. Chr.), die von den Rüstungen des Königs Pjope I. zu einem Feldzuge, vielleicht nach der Sinaiha und dem südlichen Palästina erzählt und bei dieser Gelegenheit mitteilt, daß auch aus den Negerländern Jertschet, Metsa, Jam, Wawat und Kaau Truppen ausgehoben wurden. Um diese Zeit war also die Oberherrschaft Ägyptens über einen Teil der Kuschiten durchaus anerkannt, wahrscheinlich schon länger.

Als Ägypten nach dem Niedergange des Alten Reiches unter der elften Dynastie (um 2100 v. Chr.) wieder aufblühte und Theben die Hauptstadt wurde, empfand auch Nubien die Folgen davon. Für den König bildeten die nubischen Besitzungen wohl eine wichtige Einnahmequelle, denn in seine Kasse floß unmittelbar nicht nur die Ausbeute der Goldbergwerke, sondern auch der Tribut der unterworfenen Stämme; der königliche Oberschatzmeister überwachte diese Einkünfte mit besonderer Sorgfalt, und selbst Prinzen wurden nach den Goldminen entsandt, um den Bergbau zu kontrollieren und den Ertrag in eigener Person nach dem Hofe zu bringen. Doch die vollständige Unterwerfung wurde erst von der zwölften Dynastie (zwischen 2000 und 1800 v. Chr.) unter ihren Hauptherrschern, den Senwosret (den Sesortosis, oder Sesostris der Griechen) und den Amenemhe durchgeführt; die Bezeichnung „Kusch" für das Südland kommt erst damals auf und bezieht sich wahrscheinlich ursprünglich auf das Gebiet des mächtigsten der damals unterjochten Stämme, der rotbraunen Kuschiten. Neger waren erst in die Kämpfe verwickelt, die unter Senwosret I. (um 2000) begannen, und Neger wurden vermutlich auch in den Goldbergwerken zwangsweise als Arbeiter beschäftigt; überhaupt war ja der Wunsch nach dem Besitze der Goldminen und der gesicherten Abführung der Ausbeute die Hauptursache des Vordringens der

ägyptischen Könige. Die räuberischen Stämme mögen oft genug die Karawanen mit ihren Schätzen überfallen haben, wenn sie aus dem öden Berglande südlich von Korosko nach ihrer Heimat zurückkehrten, und manchmal wird es nötig gewesen sein, die Straße gewaltsam zu öffnen. „Ich zwang die Häuptlinge, Gold zu waschen, ich führte die Ausbeute ab, ich drang vor in das Südland; die Neger kamen fußfällig aus Furcht vor dem Herrn der beiden Länder (des Königs von Ägypten)": so rühmt ein Beamter des königlichen Schatzes seine Tätigkeit; am zweiten Nilkatarakt wurde eine aus der Zeit Senwosret II. stammende Stele vorgefunden, welche die Reihen der afrikanischen Gefangenen darstellt, die von einem Gotte dem König vorgeführt werden. Durch militärische Posten, die gleichzeitig kleine Kulturoasen bildeten, wurde Kusch im Gehorsam erhalten. Senwosret III. errichtete oberhalb Wadi Halfa bei Semne eine Grenzfestung und verbot den jenseits wohnenden Negern, auf ihren Booten über diesen Punkt hinaus flußabwärts zu fahren. Nachdem der König durch einen nochmaligen Feldzug die Grenze gesichert hatte, blieb das Land Kusch fortan eng mit Ägypten verbunden.

Aus der Lage der Grenzfestung geht hervor, daß nur der nördliche Teil Nubiens in ägyptischen Händen war und nicht einmal das heutige Dongola zum Reiche der Pharaonen gehörte. Wenn sich trotzdem die ägyptische Kultur weiter nilaufwärts verbreitet hat, so kann dies nur auf friedlichem Wege geschehen sein. Gerade der Umstand, daß die Goldminen südlich vom heutigen Korosko noch zu Ägypten gehörten, muß diese Übertragung erleichtert haben; bei Korosko zweigt ja der Weg durch die Wüste ab, der die rascheste Verbindung mit dem Sudan ermöglicht und die mächtige Krümmung des Niltales umgeht. Vielleicht haben sich schon früh die Anfänge des späteren Reiches Napata im Süden entwickelt, während die eigentliche Staatsgründung allerdings wohl erst der Ramessidenzeit (um 1100 v. Chr.) angehört. Dieses Reich kann aber auch noch von einer anderen Seite her Keime ägyptischer Kultur erhalten haben; als unter der elften Dynastie Ägypten eine neue Blütezeit erlebte, nahmen auch die Handelsunternehmungen einen ungeahnten Aufschwung, und das Rote Meer trug ägyptische Flotten südwärts bis jenseits der Straße von Bab el-Mandeb.

Der Wunsch, den vielbegehrten Weihrauch ohne Zwischenhandel zu erhalten, hat die nicht eben seekundigen Ägypter auf die unsicheren Wogen des Roten Meeres und der Bucht von Aden hinausgetrieben und in Berührung mit den Bewohnern Südarabiens und des Somalilandes gebracht.

Der Ausgangspunkt der ägyptischen Seefahrten muß in der Breite von Theben ungefähr dort gelegen haben, wo heute der kleine Hafenort Kosseir zu finden ist; eine Inschrift schildert ausführlich, wie zunächst eine Heerstraße mit Zisternen von Theben durch das öde Gebirgsland nach der Küste angelegt und dann am Gestade ein Schiff ausgerüstet wird, das die Fahrt nach „Punt", worunter offenbar die Uferländer an beiden Seiten des Golfes von Aden zu verstehen sind, glücklich vollendet zu haben scheint. Ein ziemlich lebhafter Handelsverkehr entwickelte sich in der Folge und mag mittelbar auch auf die Kultur des oberen Nillandes eingewirkt haben. Zur Zeit der dreizehnten Dynastie (um 1700 v. Chr.) stand der Verkehr mit Punt noch immer in Blüte. Ist er dann auch zurückgegangen und erst zur Zeit des „Neuen Reiches" vorübergehend wieder aufgenommen worden, so blieben doch seine Anregungen auf die arabischen Küstenbewohner so wirksam, daß diese Völker später den Handel im Roten Meer und im nördlichen Indischen Ozean vermitteln konnten; freilich war der babylonisch-assyrische Einfluß auf sie weit mächtiger als der ägyptische. Daß damals die nubischen Besitzungen mindestens behauptet worden sind, das beweist ein stummer, aber unwiderleglicher Zeuge: eine riesige Granitfigur des Königs Sebek-hotep III., die sich oberhalb des dritten Katarakts auf der Insel Arko, also ganz in der Nähe des heutigen Dongola, heute noch erhebt.

Als lange danach die Hyksos vertrieben waren und das kriegerische „Neue Reich" sich gebildet hatte, begannen die Könige alsbald den alten Einfluß in Nubien wiederzugewinnen,

zunächst durch Kriegszüge, die mehr eine Schwächung der kuschitischen Stämme als dauernde Besitzergreifung bezweckten, dann aber mit voller Tatkraft. Thutmose I. drang zu Lande und zu Wasser vor, schlug die Nubier in die Flucht und unterwarf alles Land bis zum dritten Katarakte. Diese Kriege mit Nubien entsprechen wenig der ohnehin sehr zweifelhaften Überlieferung, daß die altsemitischen Hyksos mit Hilfe der Äthiopier vertrieben worden wären; vielleicht hat während der Kämpfe gegen die nordischen Eindringlinge vorübergehend ein Bündnis mit einigen der „neun Bogenvölker", wie ägyptische Inschriften die Nubier nennen, bestanden. Die Gemahlin des ersten ägyptischen Königs der siegreichen 18. Dynastie (um 1580 v. Chr.) scheint eine Äthiopierin gewesen zu sein. Unter der Königin Hatschepsut, der Vormünderin von Thutmose III., sind die Grenzen der nubischen Provinz wohl noch weiter südwärts ausgedehnt, gleichzeitig die Handelszüge nach Punt wieder ins Leben gerufen und vielleicht auch Besitzergreifungen an der Küste des Roten Meeres vorgenommen worden. Bilder aus der Zeit des Königs zeigen die Bewohner des oberen Niltales, die rotbraunen Kuschiten und die dunkelhäutigen Neger, wie sie Rinder, Giraffen, Felle wilder Tiere, goldene Ringe und Edelsteine als Tribut darbringen; Negersklaven aber waren das willkommenste Geschenk der Südlande. Während so nigritisches Blut sich dem ägyptischen zumischte, siedelten sich anderseits ägyptische Ackerbauer und Handwerker im nubischen Niltale an, besonders als Ramesse (Ramses) II. (um 1250 v. Chr.) dort eine Anzahl neuer Städte und Tempel erbauen ließ. Die Goldminen gaben noch immer reiche Erträge. Das Niltal wurde in derselben Weise besteuert wie das eigentliche Ägypten, und die südlichen tributpflichtigen Stämme lieferten der königlichen Schatzkammer bedeutende Zahlungen. Nubien war also eine wichtige, mit Sorgfalt verwaltete Provinz des ägyptischen Reiches. Jedenfalls hat sich Ägyptens Kultur bis tief in den Sudan hinein geltend gemacht und dort Erfolge gezeitigt, die zeitweilig auf die Schicksale Ägyptens zurückwirkten.

β) Napata.

Als die ägyptische Königsmacht nach und nach zugrunde ging und Söldner die Herrschaft an sich rissen, hielt sich die einheimische Dynastie, wie schon mehrmals früher, noch am längsten in Theben, um nach dem Verlust auch dieser Stadt — angeblich — nach Kusch zurückzuweichen und hier ein selbständiges Reich zu gründen, dessen Herrscher sich charakteristischerweise auch weiterhin noch den ägyptischen Königstitel beilegten. So sei (meint man) das Königreich Napata entstanden, wie es nach seiner unterhalb des vierten Katarakts gelegenen Hauptstadt in der Regel heißt.

Napata bildet ein höchst merkwürdiges Gegenstück zu den Sudanstaaten der Gegenwart. Auf ursprünglich nigritischem Gebiete von hellfarbigeren Völkern begründet, von Norden her kultiviert und religiös beeinflußt, schien es sich zu einem zweiten Ägypten entwickeln zu wollen; ja seine Fürsten durften es zeitweilig wagen, die Hand nach der Krone des alten Kulturstaates auszustrecken. Allein die Macht war nicht von Dauer. Die künstlich erweckte Kultur ging zurück, und die dunkelfarbige Rasse, durch immer neuen Zufluß nigritischen Blutes gekräftigt, hemmte wie ein Bleigewicht den Aufschwung zu höherer Gesittung. Der Schwerpunkt des Reiches von Napata lag zunächst im nubischen Niltale, das herrschende Volk waren die mit eingewanderten Ägyptern vermischten Kuschiten; später aber, als die Versuche, Ägypten zu erobern, endgültig gescheitert waren, wurden die südlicher gelegenen, von Negern bewohnten Striche des östlichen Sudan hinzugefügt, insbesondere die wichtige Halbinsel zwischen dem Weißen und Blauen Nil.

Schon im ersten Zeitalter äthiopischer Selbständigkeit zeigte sich indessen ein auf ethnischen Ursachen beruhender Unterschied zwischen den Verhältnissen Ägyptens und Äthiopiens, der nach und nach immer deutlicher hervortrat. War schon in Ägypten die Religion der eigentliche Kern des Daseins, so daß die Priesterschaft zuweilen übermächtig ward, so gewann über den schwerfälligeren Äthiopier der religiöse Glaube völlig das Übergewicht, und das Priestertum, das sich natürlich in der Hauptsache aus Ägyptern rekrutierte, erlebte in Napata eine goldene Zeit.

Das lag zum Teil daran, daß die Priester in Äthiopien als Kulturbringer auftraten, noch mehr aber in dem Charakter der Kuschiten und der Berber überhaupt, der sich bis auf den heutigen Tag unverändert erhalten hat; auch der Islam hat nirgends so treuherzige, beschränkte und opferwillige Anhänger gefunden, wie unter den Berbern. Diese in den Augen der ägyptischen Priester so schätzbaren Eigenschaften der Äthiopier erklären es auch, warum im Altertum so viele übertriebene Nachrichten über die sittliche Reinheit des äthiopischen Volkes und das hohe Alter seiner Kultur verbreitet waren: die ägyptische Priesterschaft ist die Quelle dieser Sagen, durch die sie ihren treuesten Anhängern gewissermaßen danken wollte.

Die Wirren, die mit dem Ende des „Neuen Reiches" in Ägypten ausbrachen, machten nicht nur Äthiopien zu einem selbständigen Staate, sondern veranlaßten schließlich, daß sich die äthiopische Dynastie mit Hilfe kuschitischer Krieger auf den Thron des alten Kulturreichs schwang. Die Eroberung erfolgte allmählich; um 840 v. Chr. sah Theben ein äthiopisches Heer in seinen Mauern, und schließlich erkannte ganz Oberägypten bis gegen Memphis hin die neue Herrschaft an, während im Delta sich noch länger einzelne mächtige Söldnerfürsten behaupteten. Ein großer, absichtsvoller Zug lag in der äthiopischen Eroberung nicht; vielleicht wäre sie schon damals völlig ins Stocken gekommen, wenn nicht einer der Feudalherrscher Unterägyptens, Tefnakht, der Fürst von Saïs, seine Macht beständig ausgedehnt, Memphis erobert und Oberägypten bedroht hätte. Nach längerem Zögern entsandte der damalige äthiopische König, Piankhe, ein Heer, das zu Wasser und zu Lande den gefährlichen Gegner zurückdrängte, ohne jedoch entscheidende Erfolge zu erreichen; als der König selbst im Feld erschien, gelang die Eroberung von Memphis. Nunmehr erkannten auch die Söldnerfürsten Unterägyptens die äthiopische Oberherrschaft an, da selbst Tefnakht vorläufig seinen Widerstand aufgab (770 v. Chr.).

Fest waren die äthiopischen Ansprüche auf Ägypten trotzdem niemals begründet. Die Könige von Kusch galten den Bewohnern Ägyptens ebensogut als Fremdlinge, wie die Söldnerfürsten im Delta; teilnahmlos stand das Land ihren Kämpfen gegenüber. Nur die Priesterschaft, durch die Frömmigkeit der äthiopischen Herrscher gewonnen, stellte sich auf die Seite ihrer freigebigen Gönner. Bedenken wir noch die verhältnismäßig geringe Bevölkerung im eigentlichen Nubien, die Schwierigkeit, Truppen aus dem Sudan heranzuziehen, und die ungeheure Entfernung Napatas, der äthiopischen Hauptstadt, von Unterägypten, so erscheint die Schwäche der kuschitischen Herrschaft erklärlich. Sie hat sich nur dadurch behauptet, daß die kleinen Feudalherren Unterägyptens lieber die schattenhafte Obermacht des fernen Äthiopierkönigs anerkannten als einem der Ihrigen das Zepter anvertrauten. An Aufständen fehlte es dessenungeachtet wohl nie; insbesondere bedeutet die Regierungszeit des Sohnes von Tefnakht, Bekenranef (griechisch Bokchoris; wahrscheinlich 770—729 v. Chr.), eine Unterbrechung des äthiopischen Einflusses auf Unterägypten, bis König Schabak (der Sabakon der Griechen) die äthiopische Herrschaft wieder bis zum Mittelmeer ausdehnte. Nach seinem Tode (um 716) brach die alte Verwirrung wieder herein. Infolgedessen konnte Ägypten auch nicht rechtzeitig das Vordringen der Assyrer in Syrien und Palästina hindern; ein Versuch Schabaks endete 720 mit einer schweren Niederlage des ägyptischen

Heeres bei Raphia, und schon damals scheinen unterägyptische Dynastien an Scharukin von Assyrien Tribut gezahlt zu haben. (S. Bd. II, S. 69.)

Aufs neue entbrannte der Krieg, als Tahrak (Taharka; Tirhaka in der Bibel), anscheinend ein Usurpator, aber ein Äthiopier wie seine Vorgänger, den ägyptischen Thron bestieg, sich mit dem König Hiskia von Juda und anderen syrischen Fürsten verbündete und Sinacherib, dem damaligen Assyrerkönig, entgegentrat. Der Kampf verlief unglücklich für die Ägypter; aber auch Sinacherib trat den Rückzug an, ohne Jerusalem erobern zu können (701). Der daraufhin abgeschlossene Friede blieb dreißig Jahre lang ungestört und gab Tahrak Gelegenheit, seine Herrschaft einigermaßen zu befestigen. Als indessen 671 neue Aufstände in Syrien ausbrachen, die offenbar Ägypten begünstigte, und ein assyrisches Heer gegen den alternden Tahrak zog, fanden die Eroberer wenig Widerstand. Assurachiddin von Assyrien machte das ägyptische Reich zu einem Vasallenstaat, ohne die kleinen Machthaber zu verdrängen; Tahrak aber wich nach Äthiopien zurück. So ganz ruhmlos verzichteten indessen die Kuschiten nicht auf ihre Herrschaft über das Nilreich. Tahrak unternahm noch einen Vorstoß, der ihn bis Memphis führte; später zog sein Stiefsohn Tanutamon nach Norden, erkannte indessen bald, daß auf die Dauer nichts mehr zu hoffen sei. Die äthiopischen Truppen verließen 668 Ägypten. Theben, das immer noch am ersten die Äthiopier willkommen geheißen hatte, wurde von den Assyrern verwüstet. Einen Angriff auf Nubien unternahmen sie wohl klugerweise nicht. Daß seit 650 der Verkehr Äthiopiens mit dem Osten und Süden begann und die ägyptische Vorherrschaft hier allmählich erschütterte, blieb nicht ohne Rückwirkungen: Äthiopien, das die aufgenommenen Kulturkeime selbständig weiterentwickelte, paßte sich wieder seiner barbarischen Umgebung an, sich über sie erhebend. Eine bis ins Wunderliche gesteigerte Frömmigkeit blieb auch fernerhin der hervorstechendste Zug der Bewohner, aber es ist ihnen doch hoch anzurechnen, daß sie selbst eine von der ägyptischen abweichende Hieroglyphenschrift nebst dazugehöriger Kursive entwickelten.

Über die Zustände im Reiche Napata nach dem Rückzuge der Äthiopier aus Ägypten belehren uns griechische Quellen und Inschriften äthiopischer Herrscher. Den frommen Sinn der Fürsten benutzend, hatte sich die Geistlichkeit allmählich zur entscheidenden Gewalt im Staat aufgeschwungen; sie wählte im Namen der Gottheit aus den Thronkandidaten den ihr genehmsten aus und teilte dem ihr unbequem gewordenen Herrscher den Wunsch des Gottes mit, daß er durch freiwilligen Tod seine Vergehungen sühnen möge. Übrigens fehlte es weder an religiösen Wirren noch an blutigen Thronstreitigkeiten. Als Ägypten seine Selbständigkeit wiedererlangte, unternahm es einen erfolglosen Angriff auf Nubien, und infolge innerer Streitigkeiten wanderte ein Teil der ägyptischen, übrigens erst aus angesiedelten Söldnern erwachsenen Kriegerkaste nach Äthiopien aus.

γ) Meroë.

Nach der Trennung von Ägypten verschob sich der Schwerpunkt des Reiches mehr und mehr nach Süden: Napata blieb der Sitz des Priestertums; aber die Könige erbauten sich eine neue Residenz südlich von der Mündung des Atbara in den Nil, die Stadt Meroë, nach der späterhin das Reich in der Regel genannt wird. Auf diese Weise war Äthiopien der Gefahr, in die ferneren Schicksale Ägyptens hineingerissen zu werden, noch mehr als vorher entzogen: als zur Zeit der persischen Herrschaft über Ägypten die Eindringlinge einen Teil Nubiens an sich rissen, blieb das Reich Meroë unerschüttert. Den übermächtigen Einfluß

des Priestertums zerstörte vorübergehend der König Argamon (der Ergamenes der griechischen Quellen) um 270 v. Chr. Die Priester hatten dem alten tatkräftigen Fürsten nach ihrer Gewohnheit den Befehl des Gottes gesandt, sein Leben mit eigener Hand zu enden; Argamon aber entledigte sich durch einen Gewaltstreich der Herrschsüchtigen. Wurde seitdem das Königtum unabhängiger, so entwickelte sich dafür eine andere Eigentümlichkeit. Im Reiche Meroë scheinen sich die alten mutterrechtlichen Anschauungen, wonach die Kinder zur Familie der Mutter, nicht aber zu der des Vaters gehören, sehr zäh erhalten und zu einer bevorzugten Stellung der Königinnen geführt zu haben, die in der Regel die Regentschaft für ihre unmündigen Söhne übernahmen und endlich auch nach deren Mündigkeit das Zepter nicht aus der Hand gaben, sondern allenfalls den Sohn als Mitregenten gelten ließen. Diese Königinnen von Äthiopien werden stets unter dem Titel Kandake von den Schriftstellern der klassischen Zeit erwähnt. Nach und nach hatte sich Äthiopien in einen echt sudanischen Staat verwandelt, dessen Aufmerksamkeit den südlichen Negerländern zugewandt war, während die Verbindung mit dem Norden immer loser wurde. Nur einmal versuchte eine der Königinnen von Meroë, die alten Überlieferungen neu zu beleben und die Rechte auf Ägypten mit Gewalt geltend zu machen (23 v. Chr.). Allein Ägypten war damals bereits eine Provinz des gewaltigen Römerreiches. Der Anprall der Äthiopier scheiterte kläglich am Widerstande der römischen Grenztruppen, deren Führer Petronius einen Rachezug unternahm, der mit der Zerstörung des alten Königssitzes Napata endete. Der Zusammenstoß hatte sonst keine weiteren Folgen: Meroë blieb unter dem Schutze der Wüste und der Stromschnellen unabhängig von Rom. Im Laufe der Jahrhunderte ist dann das Reich schwach geworden und zerfallen. War schon vorher wenig sichere Kunde über Meroë nach Norden gedrungen, so wurde die Verbindung ganz unterbrochen, als der rohe Volksstamm der Blemmjer im Gebirgsland östlich vom nubischen Nil seine verheerenden Raubzüge begann und den Weg durchs Niltal zuweilen völlig sperrte. Immerhin gelangten Keime der griechisch-römischen Kultur nach dem Süden und verhinderten, daß Meroë und überhaupt der östliche Sudan in vollkommene Barbarei zurücksanken.

δ) Das altchristliche Zeitalter Äthiopiens; Dongola.

Es entspricht ganz dem religiösen Charakter der Äthiopier, daß die Sendboten des Christentums, die endlich auch in ihr Gebiet vordrangen, unerwartet erfolgreich waren. Wann sie zum erstenmal in Meroë erschienen sind, weiß man nicht; sicherlich aber haben gerade der Zerfall des Reiches und die Schwächung der alten Priestermacht ihr Wirken ebenso begünstigt, wie das Einsickern der griechischen Kultur und Sprache. Die Stadt Meroë lag wohl bereits zu Neros Zeit in Trümmern. Das Reich selbst spaltete sich naturgemäß in zwei Hauptgebiete: ein nubisches Gebiet, für das auch der Name Napata wieder auftaucht, und ein südöstliches, das seinen Mittelpunkt unter den kräftigen abessinischen Bergvölkern zu Aksum fand und in enge Beziehungen zu Arabien trat.

Namentlich Aksum wurde stark von griechischer Kultur berührt. Doch auch unter den Napatäern, den späteren Nubiern, trat der ägyptische Einfluß sehr gegen den griechischen zurück; der einzige nubische Fürst, von dem wir nach langer Zeit etwas erfahren, der im 5. (6.?) Jahrh. lebende Silkon, bediente sich in einer Inschrift der griechischen Sprache, wenn auch ungeschickt genug, legte sich den Titel Basiliskos bei und verglich sich mit dem Kriegsgott Ares. Jedenfalls war damals Aksum das bei weitem mächtigere, in gewissem Sinne auch kultiviertere Reich.

Kurz nach Silkons Zeit muß Nubien christianisiert worden sein, wie es scheint, durch jakobitische Missionare. Wie sehr auch die christlichen Priester die Frömmigkeit der Äthiopier

schätzten, beweist die Überlieferung vom „Kämmerer aus dem Mohrenlande", der von den Aposteln selbst die Taufe empfing. Und als der Islam sein Banner entrollte und Ägypten 639 niederwarf (s. Bd. II, S. 299), wurde Nubien der Zufluchtsort vertriebener Christen, wie es einst die ägyptischen Priester bei gefährlichen Umwälzungen aufgenommen haben mochte, und hielt gemeinsam mit Aksum als ein Hort christlichen Glaubens lange Zeit dem arabischen Ansturme stand; wie man annehmen darf, vollendeten gerade die Flüchtlinge erst die Bekehrung des Volkes ganz und entfachten den Glaubenseifer zur hellen Flamme. Aber während im abessinischen Alpenlande sich das Christentum bis auf den heutigen Tag gehalten hat, ist es in Nubien den Angriffen und Verfolgungen des Islam erlegen.

Die Lehre Mohammeds hatte das Völkermeer der arabischen Halbinsel bis zum Grund aufgewühlt und die ohnehin wenig Seßhaften in unruhige Bewegung gebracht, bis sie sich über die Grenzen der Halbinsel hinaus als Eroberer oder als Flüchtlinge ergossen. Die leidenschaftlichen Anhänger des Islam und die von ihnen mit fortgerissenen Stämme suchten Land und Beute im Norden: sie überschritten die Landbrücke von Suës, eroberten Syrien und Mesopotamien, warfen das Perserreich über den Haufen und begründeten ein riesenhaftes, wenn auch nicht festgefügtes Reich. Gleichzeitig aber schlugen andere arabische Stämme den Weg ein, den wohl schon in alter Zeit vereinzelte Wanderzüge genommen hatten; sie überschritten das Rote Meer und fanden an der jenseitigen Küste ein Steppenland, das ihrer Heimat ähnelte und Raum zu grenzenloser Entfaltung bot. Wir haben schon Abkömmlinge dieser Einwanderer als Staatengründer in Dar Fur und Wadaï kennen gelernt (S. 147 und 143). Anhänger Mohammeds erfüllten den Sudan und begannen das christliche Nubien von dem Schwesterstaat Aksum zu trennen: vielleicht haben gerade die Stämme, die der neuen Religion feindlich gegenüberstanden, einen Ausweg über das Rote Meer gesucht; jedenfalls waren viele von ihnen bei ihrer Wanderung nach dem Ostsudan noch Heiden und bekämpften deshalb zunächst die christlichen Staaten nicht. Allein der Islam, der nun einmal dem semitischen Volkstum entspricht, folgte den Ausgewanderten über die Meerenge und unterwarf sie, die einen früher, die anderen später, seinem Einflusse. Damit wurde Nubien im Süden nicht nur von Aksum, sondern vor allem von dem Zusammenhange mit den Negerländern abgeschnitten, der sudanischen Staaten wirtschaftlich unentbehrlich ist.

So rückte der Schwerpunkt des christlichen Staates Nubien wieder nach Norden, nach dem heutigen Dongola. In seinem nunmehr stark beschränkten Gebiete, durch Wüsten und Katarakte geschützt, widerstand das kleine christliche Reich noch lange erfolgreich den Angriffen und der Propaganda des Islam; ein Rest griechisch-ägyptischer Kultur bestand hier noch zu einer Zeit, da anderwärts längst die Spuren der antiken Welt hinweggeschwemmt waren. Arabische Scharen aus Ägypten brachen 651 in Nubien ein und belagerten Dongola, fanden aber solchen Widerstand, daß sie sich mit der Festsetzung eines jährlichen Tributs von 360 Sklaven begnügten, wofür sie überdies ein Gegengeschenk von Getreide zu senden versprachen. Dieses Verhältnis zu Ägypten scheint, wenn auch mit Unterbrechungen, lange bestanden zu haben. Im 10. Jahrh. hören wir von mehreren Angriffen der Nubier auf ägyptisches Gebiet. Ein Gesandter des Ichschiden-Fürsten von Ägypten traf 962 in Dongola bei dem Könige Nubiens, dem Kirki (Kyriakos, Cyriacus), ein, um ihn zum Islam zu bekehren, mußte aber erfolglos heimkehren. Daraus, daß der König sein Land für volkreicher und kriegsmächtiger erklärte als Ägypten, ist zu schließen, daß auch damals noch die südlichen Besitzungen nicht ganz verloren gegangen waren. Eine andere Quelle nennt dreizehn Provinzen, die Oberpriester verwalteten. Auch noch in dieser

späteren Zeit war die Erbfolge in der weiblichen Linie gebräuchlich, was den Verhältnissen im alten Reiche Napata ebenso entspricht wie die bevorzugte Stellung des Priesterstandes.

c) Nubien als ägyptische Provinz.

Im 11. Jahrh. n. Chr. begann die Macht Nubiens zu sinken, obwohl es noch immer den Angriffen der ägyptischen Sultane widerstand. In den Jahren 1172—74 wurde ein kleiner christlicher Pufferstaat, der sich um Assuan und Elephantine, also nördlich vom ersten Katarakt, auf ägyptischem Boden gebildet hatte, niedergeworfen. Dann scheinen innere Kämpfe das Reich zerrüttet zu haben. Schließlich sahen die Sultane Ägyptens bei ihren Angriffen nicht mehr die ungeteilte Macht des Landes sich gegenüber; 1275 wurde die Stadt Dongola erobert und der damalige König David daraus vertrieben. Nach wiederholten Kämpfen, die das mohammedanische Heer bis an die Südgrenze Nubiens führten, wurde endlich David verjagt; sein Neffe Schekenda wurde König, Nubien selbst ein Tributärstaat Ägyptens, der nunmehr der islamischen Propaganda offen stand. Indes war die Kraft des vereinsamten Christenstaates noch nicht völlig gebrochen. Die Reste des Christentums in Ägypten suchten noch immer Anlehnung an Nubien: um die Mitte des 13. Jahrh. taten die Drohungen des damaligen Kirki von Nubien den Christenverfolgungen in Ägypten Einhalt. Allein kurze Zeit nachher trat das Herrschergeschlecht von Dongola zum Islam über, da ein Usurpator den neuen Glauben annahm. Daß Nubien von inneren Kriegen und Angriffen äußerer Feinde um diese Zeit viel zu leiden hatte, ist mehrfach bezeugt. Wahrscheinlich verschaffte sich nun einer der Prätendenten durch Übertritt zum Islam die Hilfe Ägyptens; der Einfluß der in das Niltal eindringenden und immer mehr sich ausbreitenden Araberhorden hat wohl die Verwirrungen hervorgerufen und gefördert.

Nachdem so das Christentum seinen Halt verloren hatte, schwand es rettungslos dahin. Es fehlte an Priestern, die Kirchen verödeten, und an die Stelle der christlichen Geistlichen, die, wenn wir nach den abessinischen Zuständen schließen dürfen, eine sehr vergröberte Form des Evangeliums predigten, traten die islamischen Glaubensboten, anscheinend ohne daß der Übergang irgendwie zu lebhaften Kämpfen führte. Die immer zunehmende Einwanderung arabischer Stämme lockerte den Zusammenhang der christlichen Gemeinden mehr und mehr; die Araber selbst aber wurden die herrschende Macht. Damit war Nubien dem Schicksal aller sudanischen Staaten verfallen: der Nomade hatte den Ackerbauer überwunden. Die Folgen waren für Nubien verhängnisvoller als für die anderen Staaten, da die Blüte des langgestreckten, auf die schmalen fruchtbaren Uferstreifen des Stromes angewiesenen Landes immer etwas Künstliches gehabt und auf jahrtausendelanger Arbeit beruht hatte, die nunmehr unterbrochen war.

Die Herrschaft in Nubien, das nunmehr kaum noch als einheitliches Gebiet zur Geltung kam, wechselte fortan zwischen verschiedenen Araberhorden: ein unfruchtbares Zeitalter. Zuletzt waren die Schaikia-Araber am mächtigsten. Erst die Umwälzungen in Ägypten im Anfange des 19. Jahrh. störten wieder die dumpfe Ruhe, als 1812 der Rest der ägyptischen Mameluken nach Nubien flüchtete, durch Verheerung des Niltales es den Truppen Mehemed Alis unmöglich machte, ihnen zu folgen, und sich 1814 in Dongola festsetzte. Im Jahre 1820 vertrieben die ägyptischen Truppen die Mameluken auch von hier; damit aber war der Zugang zum eigentlichen Sudan eröffnet, und eine neue, an Ereignissen reiche Zeit brach für die Gebiete am oberen Nil herein.

In den südlichen Teilen des alten Meroëreiches haben auch christliche Staaten

bestanden: Aloa, dessen Hauptstadt in der Nähe des späteren Khartum gelegen haben muß, wird noch im 10. Jahrh. erwähnt: kleiner war das Reich Mokra zwischen Aloa und Dongola. Später bildete sich ein mohammedanisches Reich Senaar, das wieder die nigritischen Fundsch, wahrscheinlich Verwandte der Schilluk, um 1500 eroberten und umgestalteten. Die Fundsch traten bald zum Islam über, dehnten ihren Einfluß bis Nubien und Dar Fur aus und mögen wohl die letzten Reste christlicher Staaten am oberen Nil vernichtet haben; übrigens dürfte die Wanderung der Fundsch eng mit den Bewegungen der Galla zusammenhängen, die um dieselbe Zeit das christliche Reich in Abessinien erschütterten (vgl. S. 52).

Als die Macht von Senaar wieder abnahm, dehnten die Könige von Dar Fur ihren Einfluß über Kordofan bis zum Nil aus und machten selbst Senaar zeitweilig tributpflichtig. Am Nil bestanden nordwärts von Senaar bis gegen Dongola hin etwa zwanzig kleine Fürstentümer, so daß Ägypten, als es sich anschickte, seinen Einfluß nach Süden auszudehnen, keine großen Schwierigkeiten zu überwinden hatte.

d) Der Ostsudan im 19. Jahrhundert.

α) Mehemed Ali.

Mehemed Ali, der 1811 die Mameluken vernichtet hatte und eine selbständige Stellung der Türkei gegenüber anstrebte, hatte allen Grund, den Reichtum und das vortreffliche Truppenmaterial des Sudan für die bevorstehenden Kämpfe nutzbar zu machen; mit der Eroberung Dongolas war der erste Schritt getan. Als die Schaikia-Araber, die eigentlichen Herren Nubiens, die Absicht der Ägypter, mit denen sie gemeinsam gegen die Mameluken vorgegangen waren, erkannten, wagten sie einen verzweifelten, aber vergeblichen Widerstand. Dann rückten 1820 die ägyptischen Truppen, die Ismaïl, ein Sohn Mehemed Alis, befehligte, weiter gegen Süden; ein Teil drang in Senaar ein, ein anderer wandte sich gegen Kordofan, beide zunächst erfolgreich. Als indessen Ismaïl durch übermäßige Tributforderungen die Bewohner der besiegten Gebiete zur Verzweiflung trieb, wurde er Ende Oktober 1822 zu Schendi von dem dortigen „Melik" Nemir verräterischerweise ermordet. Dennoch blieb das Land in ägyptischen Händen, war jahrzehntelang den Erpressungen der Beamten ausgesetzt und wurde von gelegentlichen Aufständen der erregten Bevölkerung zerrüttet. Besonders hatten die südlichen freien Negerstämme das neue Joch zu fühlen: mehr als jemals wurde ihr Land das Ziel unternehmender Sklavenräuber. Den Mittelpunkt der neuen ägyptischen Provinz bildete seit 1830 Khartum am Zusammenflusse des Weißen und des Blauen Nils.

β) Elfenbeinhandel und Sklavenraub.

Die Unerschöpflichkeit der oberen Nilgebiete an schwarzen Menschen und an Elfenbein wurde erst recht klar, als auf Veranlassung der Regierung einzelne Expeditionen den Weißen Nil aufwärts drangen und die verhältnismäßig leichte Zugänglichkeit feststellten. Der Ruf, daß im Sudan mühelos Reichtum durch Elfenbeinhandel und Sklavenraub zu gewinnen sei, verbreitete sich rasch in Ägypten und Nubien und lockte zahlreiche Abenteurer nach dem Süden, während gleichzeitig die ersten christlichen Missionare eintrafen: zwei entgegengesetzte Weltanschauungen, die noch einen schweren Kampf hier miteinander auszukämpfen hatten.

Anfangs war das Elfenbein noch das Hauptziel des Handels; und die gelegentlich erbeuteten oder erkauften Sklaven dienten nur dazu, die wertvolle Ware von den Eingeborenen, die ja selbst alle nach dem Besitze von Sklaven strebten, einzutauschen. Indessen trat allmählich der Sklavenraub in den Vordergrund; waren doch ohnehin die Handelszüge zu ihrem eigenen Schutze von angeworbenen Soldaten, meist Dongolanern (Danagla), begleitet und verstärkten sie sich doch oft noch durch eingeborene Söldner, die

Basinger. Die Negerstämme, die untereinander in herkömmlicher Feindschaft lebten, erweckten selbst die Habsucht der Händler, indem sie sich mit ihnen gegen ihre Nachbarn verbündeten, vorübergehend dadurch ihre Macht verstärkten, aber schließlich selbst der Raubgier der Sklavenräuber zum Opfer fielen. Bei alledem breitete sich der ägyptische Einfluß wenigstens mittelbar in den Negerländern immer mehr aus. Die Kaufleute mußten feste Mittelpunkte ihrer Macht schaffen, die Handelswege durch Stationen sichern und angesichts der Abnahme des Elfenbeins in immer entlegenere Gebiete vordringen; die Regierung brauchte diesen Spuren nur zu folgen. Unter den Händlern, die wie kleine Fürsten in ihren Raubgebieten hausten und natürlich nicht auf die Dauer mit der Regierung im Frieden bleiben konnten, ist vor allem Siber zu nennen, der von Dar Fertit aus vorging (vgl. S. 148 und unten).

Der Elfenbein- und Sklavenhandel stand kaum einige Jahrzehnte in Blüte, als die Beschwerden europäischer Missionare und Forschungsreisender über das unheilvolle Treiben Entrüstung hervorriefen. Ägypten, das damals viel darauf hielt, zu den Kulturstaaten gerechnet zu werden, konnte diesem Drucke nicht widerstehen: der Vizekönig Said Pascha erschien 1855 persönlich in Khartum, verbot kurzweg den Sklavenhandel und untersagte vor allem seinen Beamten die bisher üblichen Raubjagden in die Negerländer, wodurch er ihre Einnahmen empfindlich schmälerte. Die Folge war, daß der Handel nur gefährlicher, aber auch einträglicher wurde, und daß die Beamten ihre Einkünfte durch Annahme von Bestechungsgeldern wieder auf die alte Höhe zu bringen suchten. Zuweilen wurde auch ein Transport von Sklaven feierlich mit Beschlag belegt; die „befreiten" Neger aber schickte man nicht in die Heimat zurück, sondern reihte sie in das ägyptische Heer ein.

γ) Reformversuche.

Der Einfluß der Europäer und damit der Sklavereifeinde in Ägypten stieg, als 1863 in Ismaïl Pascha ein Freund der westlichen Kultur auf den Thron kam, ein Mann, dem weniger aus innerer Überzeugung als aus Eitelkeit daran lag, sich allenthalben als aufgeklärten Reformator und Begünstiger des Fortschritts zu zeigen. Gerade damals war der Engländer Samuel Baker von seiner Reise, die ihn nach dem oberen Nil bis zum Albertsee geführt hatte, zurückgekehrt mit dem Entschlusse, den Sklavenhändlern mit Hilfe der ägyptischen Regierung entgegenzutreten. Ismaïl ging auf seine Pläne ein: Baker Pascha begab sich 1869 mit einem kleinen Heere nach dem oberen Nilgebiete und erreichte bis 1873 wenigstens so viel, daß die ägyptische Herrschaft bis zum Albertsee und an die Grenze von Unjoro ausgedehnt und den Sklavenhändlern das Leben sauer gemacht wurde.

Damals erlangte der ägyptische Sudan seine größte Ausdehnung; denn um dieselbe Zeit wurden auch die Gebiete am Bahr el-Ghasal angegliedert und endlich das Reich Dar Fur unterworfen. Dar Fur war schon vorher durch den Sklavenhändler Siber (Zubair, Sobehr; vgl. S. 148 und oben), der nach und nach eine beträchtliche Kriegsmacht um sich vereinigt hatte, bedroht und seiner südlichen Grenzländer beraubt worden, während gleichzeitig die ägyptische Regierung lüstern auf das Land blickte und den zum Mudir der Provinz Bahr el-Ghasal ernannten Siber an ihr Interesse fesselte. Siber war es ein leichtes, einen Krieg mit dem Sultan Ibrahim von Dar Fur vom Zaune zu brechen; die Regierung erhielt damit einen Vorwand, ebenfalls einzugreifen. Von Khartum aus rückte ein kleines Heer nach Dar Fur; vom Süden her aber drang Siber vor und siegte entscheidend über Ibrahim (1874). Siber, der auch die Statthalterschaft der neuen Provinz erlangt hatte, wurde indessen nach Kairo gelockt, dort zwar mit Ehren überhäuft, aber bis zu seinem Tode zurückgehalten. Sein Sohn Sulaiman, der die Erbschaft des Vaters antrat, war vorläufig ungefährlich.

Inzwischen war auch schon der Mann auf dem Platz erschienen, der Bakers Werk im

großen Stile fortsetzen und die Verhältnisse des Sudan ordnen sollte: Charles George Gordon. Eine edle, nur zu vertrauensselige Natur, von unverwüstlicher Gesundheit, schien er ganz der geeignete Mann, als Organisator und Soldat die Kultur des Landes zu fördern und die Rechte der Menschlichkeit zu wahren; schon 1863 hatte er im Dienste der chinesischen Regierung als Besieger der Taiping-Rebellen seine Begabung bewährt. Von 1874—77 brachte Gordon unter großen Schwierigkeiten die von Baker begonnenen Unternehmungen am oberen Nil zu Ende. Im Jahre 1877 zum Pascha und Generalgouverneur ernannt, führte er in Grenzangelegenheiten mit Abessinien langwierige Unterhandlungen. Dann rief ihn ein Aufstand nach Dar Fur, wo sich Sibers Sohn Sulaiman zu regen begann; Sulaiman wurde 1879/80 durch den Italiener Romolo Gessi besiegt und getötet. Aber noch in demselben Jahre legte Gordon, von Kairo aus nur lau unterstützt und an der Durchführung seiner Aufgabe verzweifelnd, sein Amt nieder. Mochten auch die Ägypter und vor allem die verhaßten Dongolaner schwere Schuld auf sich geladen haben, so waren sie doch die höher kultivierten Eroberer, die die Negerbevölkerung in Furcht und Gehorsam erhielten; schränkte man ihren Einfluß ein (Gordon) oder vertrieb man sie gar völlig (Gessi), so erschütterte man den Grund des Gebäudes und erwartete von der schwarzen Rasse mehr, als sie zu leisten imstande war: der Neger muß nun einmal, wenn er zum Bewohner eines Kulturstaates werden soll, unter straffer Führung von Hellfarbigen stehen.

δ) Der Mahdismus.

1) Mohammed Achmed.

Immerhin waren die Verhältnisse im nördlichen Sudan, in Kordofan, Senaar usw. leidlich geordnet. Auch im Süden hatten Gessi (gest. 30. April 1881 in Suls) und später F. Lupton, die Gouverneure der Provinz Bahr el-Ghasal, vor allem aber Eduard Schnitzer (Emin Pascha) in der Äquatorialprovinz die Entwickelung in hoffnungsvolle Bahnen gelenkt, als ein ungeheurer Ausbruch des altsudanischen Glaubenseifers mit einem Schlage das Werk zerstörte, aber zugleich bewies, wie morsch und hohl das äußerlich so glänzende Gebäude gewesen war: Mohammed Achmed, der angebliche Mahdi (Reformator), entrollte 1881 das Banner des Aufstandes und hatte nach wenigen Jahren sich des gesamten Sudan bemächtigt.

Mohammed Achmed stammte aus dem alten Mittelpunkte christlicher Glaubenstreue, dem jetzt ebenso eifrig islamischen Dongola, dessen regsame Bewohner im ganzen Sudan als Sklaven- und Elfenbeinhändler verbreitet waren und mit den Europäern in ägyptischen Diensten auf dem schlechtesten Fuße standen. Um 1848 geboren, zog der künftige Erneuerer der Religion längere Zeit als Derwisch im Lande umher, indem er auf Grund der Lehren Mohammeds ibn Abd el-Wachhab die Unzufriedenheit schürte und Anhänger warb; seine Klage, daß die Religion im Verfall und durch die Freundschaft der Mohammedaner mit den Christen gefährdet sei, fiel auf fruchtbaren Boden: hier wie in fast allen Glaubenskriegen war ja die Religion das allen verständliche Feldgeschrei für die tieferen nationalen und wirtschaftlichen Gegensätze. Nach Vollendung seiner Reisen zog sich Mohammed Achmed auf die Insel Aba im Weißen Nil zurück, wußte sich bald den Ruf eines Heiligen zu schaffen und machte seinen Zufluchtsort zum Mittelpunkt einer Verschwörung gegen die ägyptische Herrschaft. Lange ließ man ihn unbehelligt, um dann durch unkluge und ungenügende Maßregeln die glimmenden Funken zur hellen Flamme anzublasen. Man forderte den heiligen Mann auf, nach Khartum zu kommen, und entsandte, als er sich weigerte, eine kleine Truppenmacht; Mohammed Achmed aber scharte seine fanatischen Anhänger um sich und vernichtete die Truppen fast bis auf den letzten Mann (Juli 1881).

Damit war der Aufstand eingeleitet, und der Heilige erklärte sich nunmehr öffentlich für den Mahdi, den verheißenen Nachfolger des Propheten. Neue Unklugheiten der Regierung vermehrten seinen Ruf. Statt ihn auf seiner Insel mit Hilfe der zahlreichen Flußdampfer einzuschließen, ließ man ihn auf das linke Ufer des Stromes entkommen und seine

Zuflucht in den Tagallabergen im südöstlichen Kordofan nehmen. Der Gouverneur von Kordofan, der ihn vertreiben sollte, zog sich ohne Kampf zurück; der Mudir von Faschoda dagegen, der vom Süden heranrückte, wurde mitsamt seinen Truppen vernichtet. Der Mahdi hätte keinen günstigeren Sammelpunkt für seine Scharen finden können, als den Süden Kordofans. Massenweise strömten ihm hier seine Landsleute, die von Gessi aus dem Bahr el-Ghasal verjagten Danagla, zu, von Rachsucht und Fanatismus erfüllte Menschen, die zusammen mit zahlreichen Araberhorden den Kern des mahdistischen Heeres bildeten. Gleichzeitig brachen auch auf dem rechten Nilufer, in der Provinz Senaar, Aufstände aus; doch wurden diese von der Regierung mit Hilfe befreundeter Araberstämme niedergeschlagen. Die dort entbehrlich gewordenen Truppen zogen unter der Führung des unfähigen Jußef Pascha Schellali gegen den Mahdi: bei Gadir wurden sie fast gänzlich vernichtet, ihr Führer getötet (1. Juli 1882).

Kordofan war jetzt, abgesehen von wenigen festen Plätzen, in vollem Aufstand. Unterdes lähmten die Ereignisse in Ägypten, der Aufruhr Arabi Paschas mit seinen Folgen, die Tatkraft der Regierung so, daß der Mahdi die Festungen Kordofans belagern und eine nach der anderen unter schrecklichem Blutvergießen erstürmen konnte; als der Herbst 1882 herannahte, blieben allein Bara und die Hauptstadt el-Obeïd übrig. Der Mahdi schlug sein Lager in der Nähe auf und hatte nunmehr Zeit, sein Heer und sein Reich zu organisieren. Der Befehlshaber von el-Obeïd, Mohammed Said Pascha, verteidigte die ihm anvertraute Stadt mit Zähigkeit. Erst als eine herannahende Hilfstruppe von den Mahdisten vernichtet und auch Bara bezwungen worden war, mußte er sich im Januar 1883 ergeben. Der Mahdi war nunmehr unbestrittener Herr von Kordofan.

Indessen hielten sich die Regierungstruppen noch unter dem Befehle des tapferen Österreichers Rudolf Slatin in Dar Fur; anderseits wurde von Khartum aus, wohin nach Arabis Besiegung seine aufgelösten Truppen marschiert waren, ein entscheidender Schlag gegen den Mahdi geplant. Die Führung des minderwertigen Heeres übernahm der zum Pascha ernannte angloindische Oberst William Hicks. Nachdem dieser den zweiten Aufstand der Baggara-Araber in Senaar, dieses weitverbreiteten, dem Mahdi am treuesten ergebenen Stammes, in einem blutigen Gefechte niedergeschlagen hatte, zog er alle verfügbaren Truppen zum Vormarsche nach Kordofan zusammen. Langsam und mühselig bewegte sich das Heer durch die Wüste von Kordofan. Bei Birket hatte der Mahdi seine Scharen aufgestellt und erwartete die erschöpften und mutlosen Ägypter; nach einigen einleitenden Kämpfen wurde das Heer Hicks Paschas am 4. November bei Kaschgil angegriffen und bis auf wenige zusammengehauen.

2) Die Belagerung und der Fall Khartums.

In Dar Fur hatte sich Slatin noch immer gegen die wachsende Macht der Empörer zu halten vermocht; nunmehr aber schwand die letzte Aussicht auf Rettung. Am 23. Dezember 1883 ergab er sich den Gesandten des Mahdi und wurde als Gefangener nach el-Obeïd gebracht. So konnte der Mahdi alle Kräfte zur Belagerung Khartums zusammenziehen. Daß die Aufständischen nicht nur auf dem linken Ufer des Nils Anhänger zählten, war längst durch die wiederholten Unruhen in Senaar klar geworden, die dem Mahdi begründete Hoffnung einflößten, bei einem Angriff auf Khartum auch von Osten her Unterstützung zu finden. Noch zuversichtlicher mußten ihn die Nachrichten von der Küste des Roten Meeres stimmen. Dort hatte um die Mitte 1883 der ehemalige Straußfeder- und Sklavenhändler Osman Digna (Digma) aus Suakin den Stamm der Hadendoa zum Aufruhr gereizt, die Hafenstadt

Suakin angegriffen und die Straße von Suakin nach Khartum gesperrt. Damit aber war die kürzeste Verbindung Khartums mit der zivilisierten Welt abgeschnitten, der Nilweg über Berber und Dongola die einzige noch offene Straße; daran änderte auch der Anfang 1884 von den Engländern über Osman Digna erfochtene Sieg nichts.

Das englische Ministerium, das nach Arabis Aufstand die Geschicke Ägyptens leitete, war allmählich zu dem Entschlusse gekommen, den Sudan überhaupt zu *räumen*. Gordon, der frühere Generalgouverneur, im Januar 1884 dazu nach Khartum entsandt, beförderte zwar eine Anzahl Flüchtlinge nach Norden und zog, was an Truppen noch zu erreichen war, in Khartum zusammen; aber schon tobte der Aufruhr um die Mauern. Das Organisationstalent Gordons bewährte sich noch einmal; während der Nilschwelle im Hochsommer, die einen Angriff auf die Stadt erschwerte, stellte er die Mannszucht unter seinen Truppen wieder her und belebte ihren Mut durch glückliche Unternehmungen gegen die ringsum auftauchenden Feinde. Aber am 23. Oktober 1884 traf der Mahdi selbst mit dem Kerne seines Heeres vor dem Vorwerk Omdurman am linken Nilufer ein. Die Besatzung der kleinen Festung hielt sich tapfer bis zum 5. Januar 1885.

Unterdessen hatte sich auch die Lage *Khartums* fortwährend verschlechtert. Verräter innerhalb der Mauern standen in beständiger Verbindung mit dem Mahdi; Unterschleife der Beamten und die Volksmenge, die in der Stadt Zuflucht gesucht hatte, ließen die Nahrungsmittel in erschreckender Weise zusammenschwinden, ohne daß sich Gordon rücksichtslos der Weiber und Kinder, deren Verwandte im Lager des Mahdi standen, entledigte. Nur durch beständige Hinweise auf das Herannahen eines englischen Heeres und die baldige Befreiung bewog er seine entmutigten Truppen zum Ausharren. Aber das ersehnte Hilfsheer, das im September 1884 aufgebrochen war, kam nicht ohne Schuld der englischen Führer um zwei Tage zu spät. Am 26. Januar 1885 *erstürmten* in der Morgenfrühe die Mahdisten die Stadt, töteten Gordon Pascha, der ihnen auf der Treppe seines Hauses entgegentrat, und mit ihm fast alle übrigen Europäer und ägyptischen Beamten. Das Entsatzheer hatte auf dem Anmarsche Dongola, das damals noch nicht in den Händen der Aufrührer war, ohne Kampf besetzt, dann die ihm entgegentretenden Mahdisten mehrmals geschlagen und ihnen namentlich bei *Abu Klea* eine schwere Niederlage beigebracht; darauf aber rastete es zwecklos vier Tage in Gobat, obwohl ihm vier entgegengesandte Dampfer Gordons zur Verfügung standen. Nach dem Falle Khartums, das fortan verödete, trat es den Rückzug an, während der Mahdi in aller Ruhe Omdurman, seine nunmehrige Residenz, stark befestigte.

Außer der Äquatorialprovinz und Suakin waren damals noch Kassala, Metamma (Metamme) und Senaar von Regierungstruppen besetzt. *Kassala* war seit November 1883 von Aufständischen eingeschlossen, hielt sich aber gut, weil treugebliebene Araberstämme Proviant zuführten; erst im Herbst 1885 fiel es in die Hände der Empörer. Die Besatzung Metammas wurde, nachdem Ägypten den Ort an Abessinien abgetreten hatte, Anfang 1885 durch ein abessinisches Hilfsheer befreit und konnte sich in Massaua nach Ägypten einschiffen. *Senaar*, das ebenfalls tapfer verteidigt worden war, ergab sich dagegen im August 1885. Vorher war die ägyptische Herrschaft in einem Teile der Negerländer zusammengebrochen: in der Provinz Bahr el-Ghasal mußte sich der Gouverneur Lupton Bei (S. 160) im April 1884 ohne Kampf ergeben.

Das nunmehr „befreite" Land empfand bald die Folgen der beständigen Unruhen, die zur Vernachlässigung des Feldbaues und zur Zusammenhäufung riesiger Menschenmassen führten; eine furchtbare Hungersnot und ansteckende Krankheiten peinigten das Volk gewaltig.

Dem Mahdi wurde in ganz anderer Weise sein ungeheurer Erfolg zum Verderben: seiner sinnlichen Natur nachgebend, überließ er sich Ausschweifungen, denen sein Körper auf die Dauer nicht gewachsen war: am 22. Juni 1885 starb er in Omdurman an Herzlähmung.

3) Khalifa Abd Ullahi.

Khalifa Abd Ullahi el-Teischi es-Said, sein Nachfolger, wußte bald den anfänglichen Widerstand zweier Genossen zu beseitigen. Während der Mahdi seine Landsleute, die Dongolaner, und überhaupt die Bewohner der Nilufer begünstigt hatte, stützte sich Abd Ullahi auf die Baggara-Araber, die er in großer Zahl nach Omdurman verpflanzte und in jeder Weise bevorzugte. Eifersucht der Zurückgesetzten und wachsender innerer Zwiespalt waren die Folge. Es waren im allgemeinen nationale Kämpfe, die sich im ersten Jahrzehnt der Regierung Abd Ullahis abspielten, bei denen der Khalif selbst entschieden die Partei seiner engeren Landsleute, der Baggara-Araber, nahm. Eine gefährliche Empörung der schwarzen Soldaten in Kordofan im Herbst 1885 endete damit, daß sich die Aufständischen unterwarfen; später wurden mehrere unbotmäßige Araberstämme nahezu vernichtet. Ein neuer Mahdi, der sich in Dar Fur erhoben und bereits großen Zulauf gewonnen hatte, starb zum Glück für den Khalifa im Februar 1889; sein entmutigtes Heer wurde zersprengt.

Aber schon vorher war ein gefährlicher Feind an den Grenzen erschienen. Das Aufflammen der islamischen Begeisterung im Sudan, die rasch wachsende Macht des Mahdi und späterhin Abd Ullahis waren dem christlichen Kaiser von Abessinien nicht entgangen. Von England gedrängt, schickte schon 1885 der Negus (König) Johannes ein Heer, das Metamma entsetzte; doch wurde die Stadt wieder geräumt, und einige Zeit herrschte Ruhe an der Grenze. Erst 1887 gelang es dem ehemaligen Befehlshaber von Metamma, den Vasallenfürsten Ras Adal von Amhara zu einem Angriff auf die Mahdisten zu bewegen; im Januar schlug dieser mit einem starken Heere die unter Nad Arbabs Befehl stehenden Truppen des Khalifa bis zur Vernichtung. Allein die Abessinier zogen sich mit ihrer Beute bald wieder zurück, und das verlassene Metamma wurde abermals von den Mahdisten besetzt. Dafür begann nun der Khalif Vorbereitungen zu einem Rachekriege. Seine durch einen ehemaligen Sklaven, Abu Angia, neu organisierten Negersoldaten siegten über die wilde Tapferkeit der Abessinier. Abu Angia besetzte und plünderte Gondar, die alte Hauptstadt des abessinischen Reiches, und kehrte, nachdem er das Land weithin verwüstet hatte, nach Metamma und Omdurman zurück. Damals war der Negus Johannes, den bereits das Vorgehen der Italiener am Roten Meere besorgt machte, zu einer Verständigung mit den Mahdisten geneigt, wurde indes abgewiesen und rüstete sich nun seinerseits zum Angriff.

Abu Angia hatte noch einen religiösen Aufstand unter den bei Metamma stehenden Truppen niedergeschlagen und war im Mai 1888 gestorben. Das mahdistische Heer, nunmehr von Feki Tamal geführt, zählte 85000 Mann, während das abessinische, unter dem Negus Johannes selbst, auf 150000 (darunter 20000 Reiter) geschätzt wurde. Im März 1889 stürmten die Abessinier heran, durchbrachen am 9. März den Dornenverhau Metammas und schienen bereits gesiegt zu haben, als der Tod des Negus das Zeichen zum fluchtartigen Rückzuge gab; die nachsetzenden Mahdisten erbeuteten sogar die Leiche des gefallenen „Königs der Könige". Diese Schlacht war der letzte große Zusammenstoß zwischen der christlichen und der islamischen Macht. Die Wirren, die sich an den Thronwechsel in Abessinien schlossen, und die feindliche Stellung zu den Italienern hinderten alle weiteren Unternehmungen gegen die Mahdisten, die nach einem zweiten, ziemlich erfolglosen Einfall lediglich die Grenze besetzt hielten.

Die Erfolge gegen die Abessinier mochten in Khalifa Abd Ullahi den Glauben erwecken, daß nunmehr auch die immer wieder aufgeschobene Eroberung Ägyptens möglich wäre; war doch die Ausbreitung des Glaubens ein Hauptgebot des Mahditums. Nach dem Abzuge der Engländer war sofort Dongola besetzt und ein damals allerdings vergeblicher Vorstoß bis Wadi Halfa unternommen worden. Im Jahre 1889 befahl nun der Khalif den Unterführern im Norden, Abd er-Rachman und Negiumi, unter jeder Bedingung anzugreifen. Im Mai brach Negiumi auf. Aber der englische Befehlshaber General Francis Wallace Grenfell, der am 20. Dezember 1888 Osman Digna bei Suakin entscheidend geschlagen hatte, war längst benachrichtigt und hatte genügende Verstärkungen herangezogen; die Mahdisten, die auf beschwerlichen Wüstenwegen Wadi Halfa umgingen, stießen bei Toski auf Grenfells Truppen und wurden fast gänzlich vernichtet. Auch diesmal nutzten die Engländer ihren Erfolg nicht weiter aus. Die Niederlage des nach Ägypten bestimmten Heeres war für den Khalifen ein harter Schlag; aber sie hatte zunächst keine Folgen und befreite ihn nebenbei von vielen Mißliebigen und Unzufriedenen. Weit gefährlicher waren eine Hungersnot, die bald darauf hereinbrach und den Sudan grauenhaft entvölkerte, und ein sich anschließender Aufstand der anderen ursprünglich vom Mahdi ernannten Khalifen, die Abd Ullahi rücksichtslos beiseite geschoben hatte. Die Schlauheit Abd Ullahis triumphierte auch darüber.

In den nächsten Jahren richtete Europa, das lange Zeit den Sudan sich selbst überlassen hatte, von neuem seine Aufmerksamkeit auf die ehemalige Provinz Ägyptens. Zuerst stießen die Italiener, die zur Sicherung ihrer 1889 im Vertrag von Utschalli erworbenen erythräischen Kolonie Kassala zu haben wünschten, im November 1893 bei Agordat mit mahdistischen Truppen zusammen und brachten ihnen eine schwere Niederlage bei. Einige Monate später nahmen sie Kassala fast ohne Kampf, von der Bevölkerung als Befreier begrüßt. Ungeheuer war die Aufregung in Omdurman, als die Nachricht einlief; doch der Khalif errichtete nur längs des Atbara eine Verteidigungslinie. Bald aber wurde er durch Botschaften aus dem Süden seines Reiches von neuem aufgeschreckt: die Truppen des Kongostaates seien im Vormarsche gegen Norden.

4) Die Äquatorialprovinz unter Emin.

Im Jahre 1878 war Dr. Eduard Schnitzer (s. die Abbildung S. 165) unter dem Namen Emin Effendi zum Gouverneur der Äquatorialprovinz ernannt und damit eine merkwürdige und in vieler Hinsicht anziehende Persönlichkeit auf einen verantwortungsvollen, aber auch dankbaren Posten berufen worden.

Emin Pascha ging nach seiner ärztlichen Ausbildung in Deutschland nach der Türkei und kam zu geachteter Stellung. Als er aber das Blatt „El Hakika“ („Die Wahrheit“) herausgab, wurde er 1876 verbannt und trat in den Dienst des Khedifen von Ägypten; er wurde nach dem Sudan gesandt und wirkte im Auftrage Gordons (vgl. S. 162) als Regierungsarzt in Lado. 1877 unternahm er Reisen nach Unjoro, 1878 nach Uganda; 1878—79 besuchte er das Land der Madi, 1880—81 das der Schuli, Latuka und Dinka. Nach einem Aufenthalte bei den Mangbetu (1884) unterdrückte er von 1884 bis 25. November 1888 energisch die Mahdistenbewegung. Am 7. April 1891 trat er in den deutschen Reichsdienst, ging am 25. April mit Leutnant Langheld und Dr. Stuhlmann nach dem Zwischenseengebiet ab und gründete auf dieser Expedition die Stationen Tabora und Bukoba (die Hauptorte des Inneren von Deutsch-Ostafrika). Vom Albert-Eduard-See aus ging Stuhlmann am 10. Dez. 1891 nach der Ostküste zurück, während Emin halberblindet im Inneren blieb. Seitdem hat ihn kein Europäer mehr lebend gesehen. Sein Weitermarsch nach dem Westen fiel in die Zeit der erbitterten Kämpfe zwischen den Belgiern und Arabern im Kongostaate, die auf seiten der letzteren einen fanatischen Haß gegen jeden Europäer entfachten. So wurde Emin Pascha wahrscheinlich am 20. Oktober 1892 wenige Tagemärsche von dem am Kongo gelegenen Orte Kilonge durch seinen Führer Ismaïli im Auftrage des Arabers Said ben Abed ermordet.

Die Provinz war, als sie Emin übernahm, im übelsten Zustande. Bakers Kämpfe gegen die Sklavenhändler und später Gordons Wirken waren ohne dauernde Folgen geblieben; überall hatten sich die Sklavenräuber wieder eingenistet, der Ackerbau war vernachlässigt, die Beamtenschaft, größtenteils aus strafweise nach dem Süden versetzten Ägyptern und Nubiern bestehend, trug nur zur Vermehrung der Mißstände bei. Außerdem war der Verkehr mit Khartum infolge jahrelanger Verstopfung des Nils durch Pflanzenbarren (Mitte 1878 bis Anfang 1880) unterbrochen. Trotzdem war Emin seiner Aufgabe gewachsen. Er entwickelte die Hilfsquellen seiner Provinz und machte sie dadurch selbständig, so daß sie ein Abbrechen der Verbindung mit dem Norden länger ertragen konnte. Die Schwierigkeiten mehrten sich, als er 1881 die völlig in Anarchie verfallene Landschaft Rohl mit übernehmen mußte. In demselben Jahre wurde auch der Distrikt Mangbetu am Uëlle (S. 77) von der Provinz Bahr el-Ghasal getrennt und Emin zugewiesen; einen dortigen Aufstand schlug Hauasch, der Führer der kleinen ägyptischen Truppenmacht, alsbald nieder.

Emin Pascha (Eduard Schnitzer), geboren 29. März 1840 zu Oppeln, wahrscheinlich ermordet 20. Oktober 1892 in Afrika.

Solange im Norden Ruhe herrschte, war Emin imstande, seine von etwa 1½ Millionen Menschen bewohnte Provinz mit geringen Truppenkräften zu halten. Die Soldaten (fast nur Fußvolk) stammten größtenteils aus dem Sudan selbst. Nach den Angaben Wita Hassans verfügte Emin 1881 über etwa 2000 Mann reguläre Negersoldaten und Freiwillige. Glücklicherweise fühlten die Negertruppen ihrem ganzen Charakter nach wenig Zuneigung zum Mahdismus und blieben ihrer Fahne mit Zähigkeit treu.

Die Ereignisse im Norden blieben zunächst ohne besonderen Einfluß. Da die Mahdisten vor der Einnahme Khartums über keine Flußdampfer verfügten, blieb die Provinz von dieser Seite her unbehelligt, aber bald auch ohne Unterstützung: der letzte Dampfer aus Khartum war Anfang 1883 angekommen. Einen drohenden Aufstand der Bari vereitelte Emins Entschlossenheit; die Station Bor dagegen fiel in die Hände des gleichnamigen Negerstammes.

Nachdem Lupton niedergeworfen und Khartum gefallen war, wandten die Mahdisten ihre Blicke auf Emin Paschas Provinz, über deren Stationen allein noch die ägyptische Fahne flatterte. Im Mai 1884 erhielt Emin von dem mahdistischen Heerführer in Bahr el-Ghasal die erste Aufforderung, die Waffen zu strecken. Eine Abordnung von Beamten ging ab, um möglichst günstige Bedingungen zu vereinbaren; kurz darauf traf zum Überflusse die Nachricht ein, daß der in Makaraka befehligende Ibrahim Gurguru, dem Emin besonders vertraut hatte, zu den Mahdisten übergegangen war. Doch machte die Abneigung gegen die Dongolaner die Negersoldaten zu deren natürlichen Gegnern und führte zur Austreibung der Sudanesen aus den meisten Stationen. Die Vertriebenen sammelten sich in den Bezirken Rohl und Mangbetu und bedrohten von hier aus mit den aufständischen Eingeborenen die südwestliche Flanke Emins, der seine Truppen mehr und mehr in den Stationen am Nile vereinigen mußte. Auf die Dauer freilich war an Widerstand gegen die Mahdisten nicht zu denken, da sie im Besitze von Dampfern waren und auf dem Strome südwärts vordringen konnten. Nur eine Rückzugslinie schien aussichtsvoll, nämlich die nach Süden und Südosten durch die Negerreiche Unjoro und Uganda nach der Küste von Sansibar; um mit Kabrega von Unjoro (S. 51) zu unterhandeln, entsandte Emin Mitte Mai 1886 den italienischen Hauptmann Gaëtano Casati, nachdem Wilhelm Junker kurz vorher auf dem Wege über Unjoro die Küste erreicht hatte (1886). Casati, dessen Reise erfolglos blieb, kehrte Anfang 1888 zu Emin zurück.

Schon seit Jahren hatte das gebildete Europa mit Teilnahme die spärlichen Nachrichten aufgenommen, die aus der Äquatorialprovinz über Ostafrika zu ihm gelangten; man hielt sich für verpflichtet, die tapferen Verteidiger entweder zu befreien oder durch Zuführung von Unterstützungen zu kräftigen. Inzwischen hatte aber auch der Wettbewerb um afrikanische Besitzungen begonnen. Nachdem das Deutsche Reich und England dicht nebeneinander an der ostafrikanischen Küste Fuß gefaßt hatten, während der Kongostaat und Frankreich am Kongo und seinen Nebenflüssen aufwärts vorgedrungen waren, erschien Äquatoria, das den Zugang zum östlichen Sudan erschloß und von Ägypten so gut wie aufgegeben war, als ein begehrenswerter Besitz. So kam es, daß die beiden Hilfsexpeditionen, die schließlich auszogen, die deutsche (Peters) ebenso wie die englische (Stanley), keine rein idealen Ziele verfolgten. Beide Unternehmungen haben nicht das erreicht, was sie im Grunde beabsichtigt hatten. Vom oberen Aruwimi her gelang es Stanley, der am 18. März 1887 von der Kongomündung aufgebrochen war, am 29. April 1888, nach unsäglichen Anstrengungen sich mit Emin in Verbindung zu setzen, der aber die Heimkehr verweigerte.

Inzwischen waren die Zustände in seiner Provinz bedenklicher geworden. Auf einer Inspektionsreise wurde er von den Soldaten in Dufile, deren Aufregung durch die Ankunft des Stanleyschen Entsatzzuges aufs höchste gestiegen war, gefangen genommen. Zum Glücke für Emin brachte die Ausführung eines von den Mahdisten lange vorbereiteten Angriffs auf dem Nil die Unruhestifter auf andere Gedanken. Als die Negertruppen einige Derwische, die der Anführer des mahdistischen Heeres an sie absandte, getötet hatten, vertrieb das Heer des Khalifa, das drei Flußdampfer besaß, mit zahlreichen Barinegern die Besatzung der Station Redschaf. Angesichts der Gefahr setzten die Negersoldaten den Gouverneur wieder in Freiheit und gestatteten ihm, sich nach Wadelaï zurückzuziehen. Ein Sturm der Mahdisten auf Dufile scheiterte. Aber Stanley, der inzwischen nach dem Aruwimi zurückgekehrt und im Januar 1889 wieder am Albertsee erschienen war, erzwang den Rückzug Emins, dem sich nun ein Teil seiner Truppen anschloß. Am 8. Mai 1889 erfolgte der Abmarsch nach Süden; am 6. Dezember traf die Karawane in Bagamojo ein. Emin, der hier einen schweren Unfall erlitt,

trat am 7. April 1891 in deutsche Dienste. Über die deutsche Interessensphäre hinaus nach Westen dringend, ist er wahrscheinlich am 20. Oktober 1892 bei Kilonge am Lualaba ermordet worden. So haben weder das britische noch das Deutsche Reich von Stanleys Zuge Gewinn gehabt.

Ein Teil der Soldaten Emins war in Äquatoria zurückgeblieben; einige Abteilungen setzten sich in Stanleys Lager am Albertsee fest, während die übrigen neue Stationen am Nil errichteten. Von den Offizieren, die mit den Mahdisten Beziehungen angeknüpft hatten, wurden viele durch die eigenen Soldaten getötet, ebenso fast alle Dongolaner. Nach einiger Zeit vereinigten sich auch die anderen im September 1891 mit den Kameraden im Stanleylager. Hier nahm sie Lugard in die Dienste der Britisch-Ostafrikanischen Gesellschaft und besetzte mit ihnen Uganda.

Nicht allzulange blieb Äquatoria, in dessen Besitz sich Mahdisten und Eingeborene teilten, sich selbst überlassen. Die Leiter des Kongostaates einigten sich mit der anglo-ägyptischen Regierung dahin, daß ihnen zeitweilig und gewissermaßen pachtweise das Land überlassen werden sollte. Eine Expedition unter van Kerckhoven drang vom oberen Ubangi nach Wadelaï vor (1892), und durch Nachschübe besetzte man weitere Stationen.

5) Das Ende des Mahdistenreiches.

Schließlich aber haben die Engländer das Mahdistenreich vernichtet; zweifellos haben dabei der imperialistische Gedanke und das Schlagwort „vom Kap bis Kairo" mitgewirkt. Horatio Herbert Kitchener hatte das ägyptische Heer, in dem er seit 1882 diente, reorganisiert und ließ es gemeinsam mit englischen Truppenteilen Anfang 1896 von Wadi Halfa aus ins Feindesland rücken. Der Vormarsch ging langsam und vorsichtig von statten, die Katarakte wurden durch eine Eisenbahn umgangen, Kanonenboote auf die schiffbaren Strecken des Nils gebracht; die Verpflegung der Truppen war aufs beste geregelt. Im Sommer 1896 besetzte man Dongola, gelangte am 12. September 1897 weiter nilaufwärts nach Berber und besiegte am 7. April 1898 die Vorhut der Mahdisten bei Nakheila am Atbara. Am 2. September wurde der Khalif von den anglo-ägyptischen Truppen völlig geschlagen; seine Hauptstadt Omdurman fiel an demselben Tage in die Hände seiner Besieger. Den Nil hinaufsfahrend, fanden die Engländer am 21. September in Faschoda die französische Flagge, die am 10. Juli eine Expedition unter dem Kapitän J. B. Marchand gehißt hatte, zwangen aber auf diplomatischem Wege Frankreich, seine Ansprüche aufzugeben. Abd Ullahi, der sich nach Kordofan geflüchtet hatte, sammelte ein neues Heer; aber am 24. November 1899 wurde diese Truppenmacht bei Om Debrikat, südlich von Dschedid, durch den Obersten Francis Reginald Wingate zersprengt, Abd Ullahi selbst getötet. Und am 19. Januar 1900 ist auch Osman Digna (S. 161) den Engländern in die Hände gefallen.

ε) Der Senussi-Orden.

Auf der gleichen religiösen Grundlage wie der Mahdismus war in der ersten Hälfte des 19. Jahrh. der mohammedanische Reformorden Senussi (Snussi) entstanden, der denselben äußeren Erfolg hatte. Der Orden wurde 1837 von dem in Tlemsen in Algerien an der marokkanischen Grenze (1791) aus der Familie des Propheten geborenen Araber Mohammed ben Ali el-Senussi zu Mekka gegründet. Lange Jahre hindurch konnte er aber nicht zur Geltung kommen und erlangte größere Bedeutung erst, als 1855 sein Hauptsitz in die Oase Dscherabub (Djarabub) an der Westgrenze von Siwe verlegt wurde. Ebenso wie der Mahdismus soll der ursprünglich aus Haß gegen die französische Fremdherrschaft in Algerien gegründete und noch bestehende Senussi-Orden den Islam von allen seinen späteren Zutaten

und Auswüchsen befreien und diesen auf die ursprüngliche Einfachheit zurückführen sowie seine Herrschaft auf alle ehemals mohammedanischen Gebiete wieder ausdehnen.

Zu diesem Zwecke verfügt er über eine strenge Organisation: alle Brüder sind zur unbedingten Verschwiegenheit über alle den Orden betreffenden Angelegenheiten, zum unweigerlichen Gehorsam gegen die Vorschriften des Ordensoberhauptes, zur Heilighaltung seiner Person, zur gegenseitigen Unterstützung der Brüder und zu strenger Frömmigkeit verpflichtet. Die Mitglieder erkennen sich an gewissen Zeichen; insbesondere führen sie das Verbot des Rauchens und Kaffeetrinkens streng durch. Eine besondere Sorgfalt widmet der Orden dem Bau kleiner Moscheen und Schulen in wilden oder wenig zivilisierten Gegenden und sorgt mit ihrer Hilfe für den einfachsten Unterricht; dann fördert er vor allem den Ackerbau, namentlich die Anlage von Palmen- und Olivenpflanzungen. Auf diese Weise hat das Oberhaupt jetzt Fühlung und Anhänger in der ganzen mohammedanischen Welt; es erfährt in kürzester Zeit alle wissenswerten Vorgänge und vermag seine Befehle rasch bis in die entlegensten Gegenden zu übermitteln.

Nachdem der Ordensgründer Ende 1858 gestorben war, machte sich sein damals noch jugendlicher Sohn Sidi el-Mahdi ben Mohammed ben Ali el-Senussi (geb. 1837) zum Oberhaupt der Bruderschaft, der er noch 1900 vorstand. Seine guten Charaktereigenschaften, die er von seinem Vater erbte, sowie sein glühender Haß gegen die europäischen Eindringlinge in die islamischen Gebiete haben sein Ansehen bei den sowieso sich durch starken Glauben auszeichnenden Mohammedanern gesteigert und seine Macht befestigt, obwohl er schwerlich mehr als einige hundert gut bewaffnete Sklaven um sich haben dürfte. Der Sitz des Ordens wurde 1896 unter Sidi el-Mahdi von Dscherabub, wo sich das Grab des Gründers befindet und ausgedehnte Pflanzungen angelegt worden sind, nach der Oase Kufra in der Libyschen Wüste verlegt. Sein Einfluß erstreckt sich weit nach Westen, Norden und Osten. Der Verlauf mancher afrikanischen Expedition ist durch die Senussi entscheidend beeinflußt worden; so scheiterte Rohlfs Zug nach Kufra an ihrer Feindseligkeit. Anderseits kam auch die Mahdistenbewegung, die 1881 der zweite Mahdi Mohammed Achmed im Sudan hervorgerufen hatte, wesentlich durch die Eifersucht der Senussi zum Stehen.

So ist der Senussi-Orden eine politische Macht geworden, mit der jeder europäische Staat rechnen muß, der im mohammedanischen Afrika Kolonialpolitik treibt. Dies haben auch die Franzosen erkannt und wiederholt versucht, das Ordenshaupt mit Frankreich auszusöhnen, jedoch vergeblich. Anderseits ist es dem Sultan der Türkei gelungen, sich mit den Senussi leidlich gut zu stellen, obwohl er weiß, daß die Ordensregeln ihn nicht als das rechtmäßige Oberhaupt des Islam anerkennen, sondern verlangen, daß ein Araber aus der Familie des Propheten der Beherrscher der Gläubigen sein soll. Im Jahre 1911—12 kämpften die Senussi auf seiten der Türken gegen die Italiener in Tripolis, da es ja galt, eine christliche Macht, also einen Feind des Islam, zu vertreiben. Sollte das Ordensoberhaupt ja den „Heiligen Krieg" erklären, so würde die ganze mohammedanische Macht in Afrika seinem Rufe folgen.

D. Abessinien.

a) Land und Leute.

An den östlichen Sudan schließt sich das Hochland von Abessinien an. Umgeben von steppenhaften Gebieten, schiebt es sich bis hart an die Straße von Bab el-Mandeb vor, an deren jenseitigem Ufer das Bergland des Jemen emporragt; wie eine natürliche Festung, feindlichen Angriffen schwer zugänglich und auf seinen kühlen Höhen einer kraftvollen Bevölkerung Raum zur Entfaltung gewährend, steht Abessinien den sudanischen Nachbarländern in trotziger Eigenart gegenüber. Auch der steile Abfall zum Meere hin erschwert die Annäherung, wie den Verkehr mit der Küste und dem benachbarten Arabien; nur in der Gegend von Massaua ermöglichen Pässe den Abstieg zur See. Am wenigsten entschieden ausgeprägt ist die Grenze des Hochlandes im Süden, wo es durch Bergzüge und Hochflächen mit den Gebirgsketten Ostafrikas (dem „zentralafrikanischen Graben") in Verbindung steht. Diesen natürlichen Verhältnissen entsprechen die ethnischen und politischen. Von staatlicher Einheit

ist im Süden so wenig mehr die Rede wie von der ausschließlichen Herrschaft des abessinischen Volkstums; vom Süden her erfolgten immer die schwersten Angriffe auf das Land, deren Spuren in den politischen Zuständen noch kenntlich sind. Anders wieder im Westen, wo die vom Hochlande herabströmenden Flüsse den Weg zum Nil und dem alten Kulturlande Meroë weisen; hier liegen die Pforten, durch die ein Teil der abessinischen Kultur seinen Weg in das Hochland gefunden hat. Die dauerndsten und entscheidendsten Einwirkungen aber kamen doch von der Küste herauf, wo nicht nur ein reger Verkehr mit Arabien seit alter Zeit bestand, sondern auch die Bahnen des Welthandels jahrtausendelang vorüberführten, eines Handels, der, nach der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien zeitweilig fast erloschen, seit der Eröffnung des Sueskanals um so glänzender wieder aufgeblüht ist.

Die Einflüsse, die auf Abessinien gewirkt haben, spiegeln sich in der Zusammensetzung des Volkes. Als Kern der Bevölkerung und verhältnismäßig älteste Schicht dürfen wir auch in Abessinien hamitische Stämme betrachten, Verwandte der Nubier und in entferntem Grade der Ägypter. Vermutlich lag auch hier wie im übrigen Sudan die Nordgrenze des nigritischen Volkstums weiter nördlich als heutzutage; doch haben vielleicht die klimatischen Eigentümlichkeiten Abessiniens den Negern nicht zugesagt. Gegenwärtig wohnen noch echte Neger am mittleren Blauen Nil. Zu den Hamiten hat sich ein starker semitischer Zuschuß aus dem benachbarten Arabien gesellt; er hat einer semitischen Sprache zur Vorherrschaft verholfen, der Geezsprache, die, jetzt ausgestorben, nur noch im Kirchendienste Verwendung findet, aber durch zwei Tochtersprachen, das Amharische und Tigrische, vertreten wird. Die Vertreter dieser Rasse, die Falascha, sind (besonders in Amhara) fast die einzigen Gewerbtreibenden, die als Schmiede, Töpfer und schließlich auch als Ackerbauer ihr Leben fristen.

b) Die Anfänge der abessinischen Kultur.

Die ersten Keime höherer Kultur sind wohl von Ägypten her über das Reich von Napata nach Abessinien gekommen und haben sich naturgemäß hier später entwickelt als in Nubien. Hat im Laufe der Zeit das Hochland trotzdem beträchtlichere Fortschritte als Meroë gemacht und größere Widerstandskraft bewiesen, so liegt dies zum Teil an der natürlichen Beschaffenheit des Landes, das einen tüchtigeren Menschenschlag erzeugt als die heißen Uferlandschaften des Nils, vor allem aber an der Nähe Arabiens und des vielbefahrenen Roten Meeres. Wenn die Verbindung Meroës mit Ägypten aufhörte, so mußte es mehr und mehr in Barbarei zurücksinken und endlich den andrängenden Feinden erliegen; für Abessinien aber bedeutete die Trennung vom Niltale keinen Rückgang, sondern nötigte es nur, um so entschiedener die Beziehungen zu Arabien und den seefahrenden Völkern zu pflegen.

Die Wiege der abessinischen Kultur und Herrschermacht lag im heutigen Tigre, also der nördlichsten, dem Meere nächstgelegenen Provinz. Im Südwesten von Adua erheben sich noch heute die Trümmer der alten äthiopischen Königsstadt Aksum mit ihren Obelisken und Säulen, deren Form auf das Mutterland aller frühen äthiopischen Kultur, auf Ägypten, deutet.

Wann sich das Reich Aksum als selbständige Macht gebildet hat, ist nicht zu ermitteln; wahrscheinlich ist es um Christi Geburt als ein Ableger des arabischen Küstenreiches Habaschat entstanden. Einen unvollkommenen Ersatz für die älteste Geschichte bieten die stark durch biblische Anklänge beeinflußten Sagen der Abessinier. Danach ist der Gründer der Stadt Aksum ein Sohn Hams, namens Kusch; von dessen Sohne Äthiops erhielt das Reich den Namen Äthiopien, den es im offiziellen Stile der abessinischen Herrscher bis zum heutigen Tage führt. An eine andere Erzählung der Bibel knüpft die Sage an, daß im 11. Jahrh. v. Chr. die Königin Maketa von Scheba (Saba) in Aksum geherrscht und dem jüdischen König Salomo einen Besuch abgestattet habe; beide erzeugten einen Sohn, Menilek Ibn Hakim oder später als König David I. genannt, von dem bis zur Gegenwart die Herrscher ihre Herkunft ableiten.

In Wahrheit scheint die Kultur erst zu der Zeit, als der Einfluß der Griechen sich allenthalben in der Alten Welt geltend machte, in Aksum festere Wurzeln geschlagen zu haben. Während die Ptolemaier über Ägypten herrschten, wurden die Küsten des Roten Meeres besonders von Elfenbeinhändlern häufiger aufgesucht und der Handelsplatz Adulis in der Nähe des heutigen Massaua gegründet, ja sogar Kriegszüge ins Innere unternommen. Allmählich bürgerte sich das Griechische als Sprache des Hofes ein, die griechische Mythologie wurde teilweise übernommen oder mit der einheimischen verschmolzen, griechische Kunst und Bildung fand wenigstens bei den Vornehmen einen günstigen Boden.

c) Abessinien im Lichte der Geschichte.

α) Das erste christliche Zeitalter.

Die höchste Blüte Abessiniens hat sich erst mehrere Jahrhunderte nach Christi Geburt entfaltet, um dieselbe Zeit, da die ersten Sendboten des Christentums in das abessinische Hochland eindrangen. Aus dem Jahre 333 stammt eine prunkvolle Inschrift, die den König Uisanas (Aeizanes) nicht nur als Herrscher über Nordabessinien, sondern auch über große Gebietsteile in Südarabien hinstellt und damit bezeugt, daß das Reich Aksum um diese Zeit die Vormacht an der Straße von Bab el-Mandeb war. Uisanas nennt sich in seiner Inschrift noch einen Sohn des Kriegsgottes Ares; aber vielleicht hat er selbst die Einführung des Christentums begünstigt und vom Apostel der Abessinier, Frumentius, die Taufe empfangen. Mit der Christianisierung erhielt das Geistesleben des abessinischen Volkes seine entscheidende Richtung. Hier war die neue Lehre kein flüchtiger Anstrich, den die Zeit wieder verwischen konnte, sondern sie hat sich trotz schwerer Schicksale als dauerhaft bewährt (s. die beigeheftete Tafel).

Das folgende Zeitalter ist wieder dunkel: nur Königsnamen weiß die Überlieferung zu nennen. In Südarabien hat Abessinien seinen Einfluß behauptet, freilich mit dem Erfolge, daß es selbst von semitischer Kultur gründlich durchsetzt wurde. Die Verbindung mit der griechischen Welt bestand indessen noch immer. Um 532 soll Kaiser Justinian den aksumischen Herrscher Kaleb aufgefordert haben, den von den Juden veranstalteten Christenverfolgungen in Südarabien Einhalt zu tun. Kaleb folgte dem Ruf und breitete bei dieser Gelegenheit die abessinische Macht, die allmählich zurückgegangen sein mochte, weithin aus. Noch 571, im Jahre der Geburt Mohammeds, unternahm ein abessinischer Feldherr einen verunglückten Kriegszug gegen Mekka. Dann aber ist Südarabien wohl aufgegeben worden, angeblich weil die Blattern schwere Verheerungen unter den äthiopischen Truppen anrichteten. Nunmehr brausten die ersten Wogen der islamischen Bewegung unschädlich vorüber.

β) Das jüdische Zeitalter.

Aber eine andere Prüfung ward der christlichen Religion nicht erspart: die alte salomonische Dynastie wurde auf Jahrhunderte von einer jüdischen verdrängt. Das Auftreten des Judentums (s. Bd. II, S. 237) als herrschender Macht in Abessinien ist wohl das merkwürdigste Ereignis in seiner Geschichte. Daß die Juden, die noch heute als „Falascha“ in nicht geringer Zahl in Abessinien wohnen, aus Arabien in das afrikanische Alpenland eingewandert sind, unterliegt keinem Zweifel. Waren es aber reine Juden, waren es jüdisch-arabische Mischlinge oder endlich Araber, die nur für den jüdischen Glauben gewonnen waren? Was die heutigen Falascha betrifft, so ist ihre Neigung, sich von allen anderen Bewohnern Abessiniens abzusondern, allerdings ein echt jüdischer Zug; aber ihre Unkenntnis des Hebräischen, das Fehlen aller messianischen Hoffnungen trennen sie doch so scharf von dem übrigen Judenvolk,

daß zum mindesten eine sehr frühe Abzweigung vom Mutterstamm anzunehmen ist. Tatsächlich haben schon in alter Zeit Wanderungen israelitischer Nomadenstämme nach Arabien und bis in den Süden der Halbinsel hinein stattgefunden; so sind Juden auch nach Abessinien gelangt, nicht ohne sich mit anderen Nomaden zu mischen. Auf die semitischen Araber hat die monotheistische Religion der Juden unbedingt Eindruck gemacht; sicher hätte ohne Mohammed, der eine dem Arabertume noch mehr zusagende Glaubensform schuf, das Judentum in Arabien leicht eine herrschende Stellung erlangt. Wie die von Abessinien unterdrückten Christenverfolgungen im Jemen von den Juden veranlaßt waren, so haben sich auch Mohammeds erste Kriegszüge gegen jüdische Nomadenstämme in der Nähe von Medina gerichtet.

Es war im 9. Jahrh. n. Chr., als den König Delnaod aus der alten salomonischen Dynastie eine Jüdin vom Throne stieß. Judith rottete die alte Königsfamilie so gut wie ganz aus und sicherte sich die Herrschaft im nördlichen Abessinien, während der Süden, insbesondere Schoa, anscheinend unter kleinen christlichen Herrschern selbständig blieb. Mehr als 350 Jahre lang ist nach ihr die Krone in jüdischen Händen geblieben. Die auffallende Schwäche des christlichen Einflusses um diese Zeit rührt zum Teile davon her, daß nach der Eroberung Ägyptens die Verbindung mit der übrigen christlichen Welt sehr erschwert war; während man früher vom Patriarchen in Alexandrien den jedesmaligen Bischof für Abessinien geholt und dadurch den Zusammenhang mit der religiösen Entwickelung der Kulturvölker bewahrt hatte, mußte man sich nunmehr an den koptischen Patriarchen in Kairo wenden, dessen Abgesandte alsbald Verwirrung und kirchlichen Streit im Lande hervorriefen. Die Entartung des abessinischen Christentums beginnt in dieser Zeit.

γ) Das zweite christliche Zeitalter.

Im Jahre 1262 wurde die Judendynastie durch einen angeblichen Nachkommen des alten salomonischen Königshauses, den Herrscher Ikwon Amlag von Schoa, gestürzt, der auf diese Weise ganz Abessinien unter seinem Zepter vereinigte; die antijüdische Bewegung ging vor allem von dem Erzbischof Tekla Haimanot aus. Es war Zeit, daß sich das Christentum auf sich selbst besann: schon längst hatte der Islam auf afrikanischem Boden Fuß gefaßt und wollte die beiden Reste der christlichen äthiopischen Reiche, Nubien und Abessinien, in den Staub werfen.

Das nunmehr vereinigte Abessinien widerstand zunächst allen Angriffen, sah aber die Gefahr immer drohender anwachsen. In ihrer Vereinsamung erinnerten sich die abessinischen Herrscher wieder ihrer Glaubensgenossen im Abendlande. Sie begannen die Botschaften zu erwidern, die noch immer von den Päpsten zeitweilig an sie erlassen wurden; und der Negus Konstantin (1421—68) schickte sogar eine Gesandtschaft nach Rom, die den Anschluß der Abessinier an die katholische Kirche vermittelte. Aber der Negus erwartete mehr als geistlichen Zuspruch von seinen europäischen Glaubensgenossen; darum wandte er sich an Portugal, wo die Unternehmungslust der abendländischen Rasse damals ihren glänzendsten Ausdruck fand. Seine Gesandtschaft fand begeisterte Aufnahme. Erinnern wir uns, daß gerade der Wunsch, das sagenhafte Reich des Erzpriesters Johannes aufzufinden, die portugiesischen Seeleute zu immer neuen Unternehmungen mit veranlaßte, so können wir die Genugtuung des Königs Alfonso V. wohl verstehen, als er eine unmittelbare Botschaft aus diesem Reich empfing. Indessen konnte, solange das Kap der Guten Hoffnung nicht umschifft war (1486), von einer wirksamen Unterstützung der bedrängten Abessinier keine Rede sein; und nachdem dann Indien entdeckt war (1498), nahm der neue verlockende Besitz alle

Kräfte des kleinen Landes in Anspruch. Als dennoch 1514 eine kleine Flotte nach der Straße von Bab el-Mandeb geschickt wurde, ging sie nach kurzer Zeit in einem Sturme zugrunde. So stand Abessinien, als die Not hereinbrach, vollkommen allein.

Im Jahre 1527 hatten sich die Türken des Hafenplatzes Massaua bemächtigt und ein Bündnis mit dem Fürsten von Harar, Mohammed Achmed (Abu) Granj (S. 52), geschlossen, der nunmehr seinen ererbten Haß gegen Abessinien befriedigen konnte. Er rüstete ein Heer aus, das die Türken reichlich mit Feuerwaffen versahen, während die Abessinier damals noch ausschließlich mit Speer und Schwert kämpften, und drang durch die Pässe in das Hochland von Schoa ein. Alles verwüstend, setzte er dann seinen Siegeszug nach Norden fort, zerstörte die alte Königsstadt Aksum und erschütterte das abessinische Volkstum in seinen Grundfesten. In die verödeten Landstriche zwischen Schoa und dem nördlichen Abessinien ergossen sich seit 1537 die Hirtenstämme der Galla, die schon längst, zu furchtbarer Zahl angewachsen, den Süden drohend umlagert hatten.

Eine christliche Kirche in Aksum. Nach v. Heuglin, „Reise nach Abessinien, den Gallaländern, Ostsudan und Khartum 1861—1862" (Jena 1868).

Endlich erschien 1541 eine kleine portugiesische Truppenmacht unter Christoph da Gama in Massaua und vereinigte sich mit den Trümmern des äthiopischen Heeres. Zwar wurde bald der portugiesische Anführer getötet; aber auch Mohammed Abu Granj fiel in der Schlacht. Nun konnte der vertriebene König Klaudius die Zügel der Herrschaft wieder ergreifen. Seine Lage war nicht beneidenswert: die Portugiesen verlangten eine große Entschädigung für ihre Hilfe, die Galla bedrohten das Reich im Süden, und zum Überflusse begann damals Rom, durch seine Missionare auf die Unterwerfung der abessinischen Kirche hinzuarbeiten; die erste Jesuitenmission ist 1555 in Abessinien angekommen. Bereits nach dem Tode des Klaudius (1558) brachen Bürgerkriege aus, an denen die Jesuiten nicht ganz unschuldig gewesen sein mögen; erst im Anfange des 17. Jahrh. indessen erlangten sie größeren Einfluß, seitdem sie in richtiger Erkenntnis der Lage zugleich als Kulturbringer auftraten, Pläne für einen Palast des Negus entwarfen oder sonst nützliche Dienste leisteten. So gewannen sie den Negus Sosneos und mit ihm einen großen Teil des Volkes für den Katholizismus.

Doch ließ sich die abessinische Kirche, die bei aller inneren Verkommenheit dem Wesen des Volkes angepaßt war, nicht ohne weiteres mit einer anderen, den abendländischen

Zuständen entsprechenden vertauschen. Die Jesuiten erkannten dies nicht. Der Sohn des Königs Sosneos, Fasilidas, trat an die Spitze der antirömischen Partei, zwang seinen Vater, die äthiopische Kirche wiederherzustellen, und vertrieb, als er 1632 selbst den Thron bestieg, die Jesuiten und ihre Anhänger (1634). Alle späteren Versuche, der römischen Propaganda wieder Eingang zu verschaffen, sind gescheitert. Dagegen hat die äthiopische Kirche allmählich mit der griechisch-orthodoxen, deren Anschauungskreis den monophysitischen Abessiniern besser zusagt, Verbindungen angeknüpft und ist dadurch mit der Zeit in ein freundschaftliches Verhältnis zu Rußland getreten.

In der folgenden Zeit ging die Einheit des Reiches mehr und mehr verloren. Die Provinzen erlangten immer größere Selbständigkeit; beständige Bürgerkriege verheerten das Land, sehr zum Nutzen der Galla, die als Söldner der Fürsten sich Einfluß verschafften und nahe daran waren, die Herrschaft an sich zu reißen. Die Kultur ging zurück, am meisten in den kleinen abessinischen Staaten im Süden, die durch die Galla von den nördlichen getrennt worden waren. Um 1750 machte sich der ehrgeizige Vasall Ras Michael einen blutigen Namen. Noch mehr nahm die Anarchie nach der Abdankung des Negus Tekla Haimanot (1777) überhand. Die Fürsten von Tigre versuchten mehr als einmal die Oberherrschaft an sich zu reißen, so namentlich Sabagadeš (1823) und nach ihm Ubië, der nach einer blutigen, von Ras Mario gewonnenen Schlacht 1831—54 im nördlichen Abessinien unumschränkt herrschte. In Amhara regierte um diese Zeit Ras Ali, der auch den damaligen Schattenkönig Saglu Denghel in Gondar unter seiner Obhut hatte, während in Schoa der Fürst Sahela Selassië selbständig herrschte.

Allein schon war der Mann am Werke, der Abessinien abermals zu einem Einheitsstaat umformen sollte. Ein Sohn armer Leute, angeblich aber von hoher Abkunft, namens Kasai (Kasa), hatte als Bandenführer seinen Weg gemacht, bis er 1847 der Schwiegersohn des Ras Ali von Amhara geworden war. Nicht lange darauf zerfiel er mit seinem Schwiegervater, schlug ihn 1853 bei Aischal und machte sich zum Herrscher von Amhara; 1854 besiegte er den Ras Ubië von Tigre bei Debraski und brachte so auch das nördliche Abessinien in seinen Besitz. Am 4. (11.) Februar 1855 ließ er sich unter dem Namen Theodoros durch den ihm ergebenen Abuna Selama zum Negus Negesti (König der Könige) krönen. Der neue Herrscher unterwarf bald auch den Süden: die unabhängigen Gallafürsten des Hochlandes wurden besiegt, und der König Haila Malakot von Schoa floh 1856 in ein Kloster; sein Sohn Menelik durfte den Thron von Schoa als Vasall des Negus besteigen. Trotzdem fand Abessinien keine Ruhe; Aufstand folgte auf Aufstand, und die Truppen des Herrschers richteten mehr Unheil an als die Empörer, da sie weder Sold noch Verpflegung erhielten und das Land furchtbar brandschatzten. Ebensowenig verstand es der Negus, sich mit den Europäern auf einen erträglichen Fuß zu stellen. Unter seinem heftigen, launenhaften und mißtrauischen Wesen hatten besonders die Missionare zu leiden, mochten sie nun, wie die katholischen, überhaupt nicht in seiner Gunst stehen, oder, wie die protestantischen, vorübergehend bevorzugt und dann um so härter behandelt werden. Als Theodoros 1864 eine Anzahl Missionare sowie den französischen und englischen Konsul gefangen nehmen ließ und sogar den darob 1866 von England geschickten Gesandten Rassam einkerkerte, landete der angloindische Generalleutnant Robert Cornelis Napier am 2. Januar 1868 bei Sula (Zoula) südlich von Massaua. Der Aufstieg ins Hochland ging schwierig vonstatten, aber Widerstand fanden die Engländer so gut wie gar nicht; und als sie vor der Bergfeste Magdala erschienen, in die sich Theodoros geflüchtet hatte, kam es nur zu einem unbedeutenden Ausfallsgefechte (10. April). Der Negus

ließ darauf seine Gefangenen frei; als die Engländer am 13. April dennoch zum Sturm heranrückten, endete Kaiser Theodoros am nächsten Tage sein Leben mit eigener Hand.

Nach einigen Jahren verworrener Kämpfe gelang es dem Fürsten Kasai von Tigre, der die Engländer unterstützt hatte und von ihnen reichlich mit Kriegsmaterial versehen worden war, die Oberherrschaft an sich zu reißen und 1872 unter dem Namen Johannes den Thron zu besteigen. Kaum hatte er das Ziel seines Ehrgeizes erreicht, als er sich in einen Streit mit Ägypten verwickelt sah, das damals seine Ostsudanpolitik auch gegen Abessinien anwenden wollte. Zunächst besetzten ägyptische Truppen unter Werner Munzinger Bei, dem Gouverneur von Massaua, 1872 zwei zu Abessinien gehörige Bezirke: Bogos und Mensa im Norden, ohne daß Johannes, der gerade gegen einen seiner aufständischen Vasallenfürsten im Felde stand, den Raub verhindern konnte. Als aber der durch seinen Erfolg kühner gewordene Khedive Ismaïl 1875 die Eroberung ganz Abessiniens plante und seine Truppen in Tigre einrücken ließ, sammelte der Negus seine ganze Macht und vernichtete in der Schlacht bei Gudda-Guddi am 17./18. November das ägyptische Heer unter dem vormals dänischen Obersten Arendroop und Arakel Bei fast bis auf den letzten Mann. Ein zweiter Versuch der Ägypter im nächsten Jahre endete kaum weniger schlimm: Prinz Hasan, am 7. März 1876 bei Gura geschlagen, rettete sich mit einem geringen Reste seiner Truppen nur mit Mühe nach Massaua. Daraufhin gab auch Menelik von Schoa seinen Widerstand auf, als Johannes 1879 gegen ihn heranzog, und beide Fürsten versöhnten sich. Im Jahre 1880 folgte Ras Adal von Godscham dem Beispiele Meneliks.

Gerade damals faßte auch eine europäische Macht den Plan, Abessinien unter ihre Oberherrschaft zu bringen. Italien hatte sich, schon ehe das hastige Wettrennen der Mächte um afrikanischen Besitz losbrach, auf Betreiben P. St. Mancinis in der Bai von Assab, nahe an der Straße von Bab el-Mandeb, eine Station für seinen Handel und einen Zugang zum Inneren Afrikas gesichert; als dann die Aufteilung Afrikas begann, richtete das italienische Volk seine Blicke auf das wohlgelegene Abessinien, dessen Alpenklima selbst der Ansiedelung europäischer Auswanderer günstig schien. Die damalige Lage im Sudan, der bereits so gut wie ganz in den Händen der Mahdisten war (S. 161), gereichte dem Unternehmen Italiens zum Vorteile, da Ägypten, das ja das Küstenland Abessiniens mit dem wichtigen Massaua besetzt hielt, nunmehr wenig Interesse an diesem abgetrennten Landstriche hatte. In Wahrheit waren übrigens die Engländer die Herren Ägyptens; ihrer Politik sagte das Erscheinen einer befreundeten Macht in der Nähe vollkommen zu. So fand Italien keinen Widerstand, als es im Februar 1885 eine Flotte nach Massaua entsandte und die Küste in einer Ausdehnung von etwa 1000 km für italienisches Schutzgebiet erklärte. Da an der Küste die Gesundheitsverhältnisse schlecht waren, besetzte man alsbald auch einen Teil des nahen Hochlandes von Abessinien. Das äthiopische Reich, das gerade damals an innerer Kraft zugenommen hatte, fand in seinem Widerstande gegen Italien heimliche Freunde unter den europäischen Staaten: Rußland und Frankreich, an sich schon geneigt, der Dreibundsmacht Italien Steine in den Weg zu werfen, hatten beide besondere Gründe, die italienische Ausdehnung zu bekämpfen. Frankreich, das ebenfalls an der Küste Fuß gefaßt hatte, sah sich in seinen Plänen gestört, und Rußland hatte mit der äthiopischen Kirche Verbindungen angeknüpft. Am 26. Januar 1887 kam es zum ersten Zusammenstoße der abessinischen Truppen unter Ras Alula mit den Italienern: eine kleine italienische Kolonne wurde bei Dogali (Saati) vernichtet; aber den Angriff auf die befestigten Stellungen schlugen nur die Abessinier unter schweren Verlusten ab. Im nächsten Jahre zog der Negus selbst gegen die ansehnlich verstärkten

italienischen Truppen heran, vermied aber angesichts der günstigen Stellung der Gegner den Kampf. Als er am 9. März 1889 bei Metemme im Kampfe gegen die Mahdisten gefallen war, folgte ihm Menelik II. (s. die untenstehende Abbildung) von Schoa, der 1844 in Ankober geborene Sohn des damaligen Kronprinzen Ailu Malakot und seit 1878 der mächtigste Vasall des Reiches. Klug trat er am 2. Mai 1889 zu Utschalli (Uccialli) den Italienern einen großen Teil von Tigre ab, das mit dem Küstenlande zur Kolonie Erythräa (Eritrea) vereinigt wurde, und nahm am 29. September die Schutzherrschaft Italiens über Abessinien an. Dann wurden die Gebiete südlich von Schoa größtenteils mit Glück bekriegt: Harar und Kaffa erkannten die Oberherrschaft Meneliks an, und bis Berbera am mittleren Dschuba standen abessinische Vorposten. Der Mahdismus dagegen, der drohend an die Tore pochte, war bald kein gefährlicher Gegner mehr, namentlich seitdem die Italiener Kassala besetzt hatten (17. Juni 1894). Nunmehr wandte sich die ganze Macht des abessinischen Reiches wieder gegen Erythräa, das, von den Italienern inzwischen in geschickter Weise verwaltet, durch die Errichtung einheimischer Truppenkörper verteidigungsfähig geworden war. Da durch Vertrag mit England auch der größte Teil der Somaliküste für Italien gesichert war, so schien ein großes Kolonialreich in der Bildung begriffen. Angesichts der fortwährenden kleinen Grenzunruhen überschritten die Italiener unter dem Generalmajor und Gouverneur von Erythräa, Oreste Baratieri, 1894 den Grenzfluß Mareb, zerstreuten am 13. und 16. Januar 1895 bei Coatit und Senafe die unter dem Ras Mangascha von Tigre stehenden Abessinier und ließen eine Garnison in dem wichtigen Adigrat; kurz vorher hatten sie durch die eben erwähnte Einnahme Kassalas ihre Flanke gegen die Mahdisten gesichert. Inzwischen rüstete Menelik; Baratieri dagegen besetzte am 1. April Adua und wenig später das feste Makalle südlich von Adigrat. Da aber wurde bei Amba Aladschi die Vorhut der Italiener (1050 Mann) unter dem Major Toselli am 7. Dezember 1895 nahezu vernichtet, der Major Galliano mit 1500 Mann in Makalle eingeschlossen. Von der Heimat mit Geld und Truppen unterstützt, zeigte sich Baratieri den Ereignissen dennoch nicht gewachsen. Makalle mußte sich am 20. Januar 1896 gegen freien Abzug der Besatzung ergeben; ein Teil der eingeborenen Bundesgenossen fiel von den Italienern ab, eine abessinische Abteilung bedrohte bereits die Rückzugslinie nach Adigrat. In dieser verzweifelten Lage entschloß sich Baratieri, der vom Generalleutnant Antonio Baldissera abgelöst werden sollte, zu einem Angriff auf das Hauptheer Meneliks

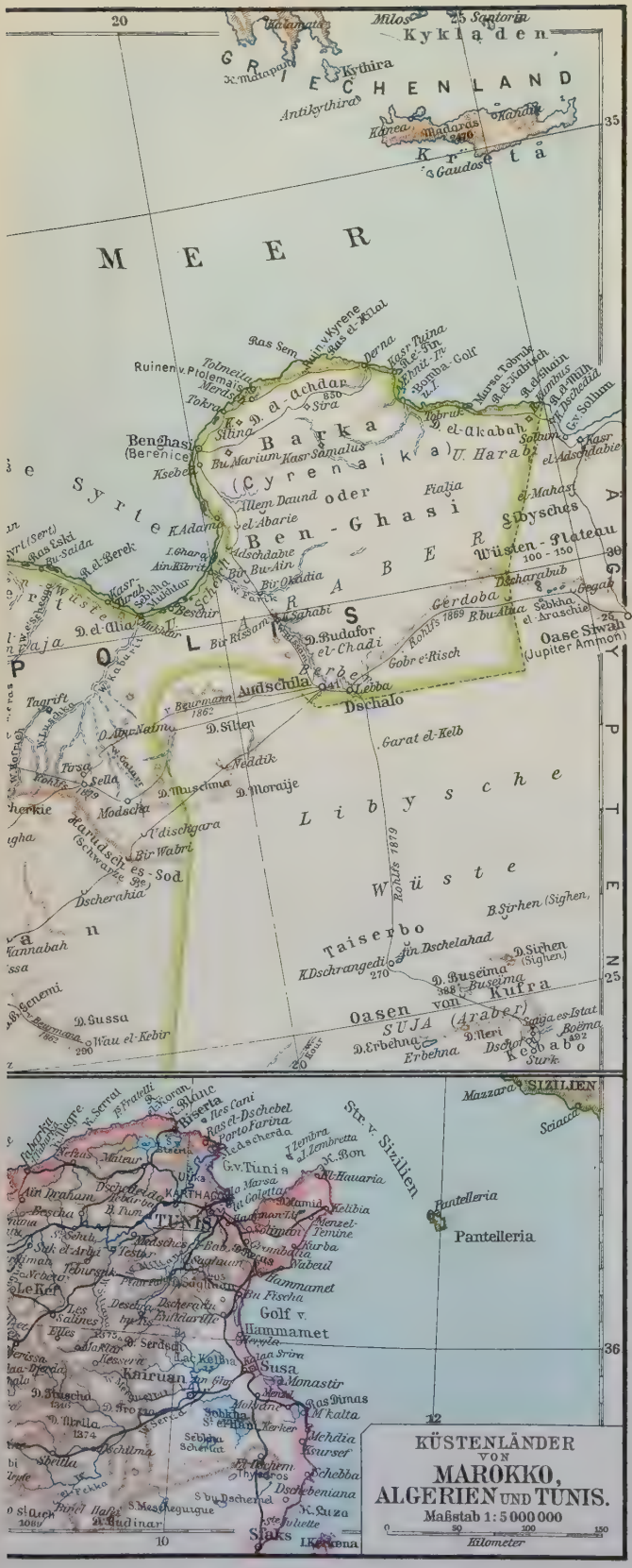
Menelik II. von Abessinien. Nach einem Bild in der „Illustrirten Zeitung“ (J. J. Weber).

und erlitt am 1. März 1896 bei Adua eine Niederlage, die mit einem Schlage die Stellung Italiens in Abessinien vernichtete. Menelik begnügte sich im Friedensvertrage von Adis-Abeba (26. Oktober 1896) mit der Anerkennung der Unabhängigkeit Abessiniens und mit der Beschränkung der Kolonie Erythräa auf ihren Umfang vor 1889. Damit aber war der Traum eines großen italienischen Kolonialreiches zerronnen. Inzwischen waren Rußland sowohl als auch Frankreich (dies besonders durch den im Oktober 1897 begonnenen und im Dezember 1902 vollendeten schwierigen Bahnbau Dschibuti–Harar) nicht müde geworden, ihren Einfluß auf Abessinien zu festigen und in wirtschaftlicher Beziehung auszunutzen. Menelik hingegen hatte Zeit gefunden, seine Eroberungen im Süden fortzusetzen, den aufsässigen Ras Mangascha zu unterwerfen (1898), Tigre unter Ras Makonnen zu stellen (1899) und Abessiniens Macht auf eine Höhe zu bringen, wie sie wohl niemals vorher von diesem alten Christenreich erlangt worden war.

Menelik überragte seine Landsleute an Klugheit, Energie und Scharfblick. Doch ist es noch nicht sicher, ob seine Staatsschöpfung auch nach seinem Tode fortbestehen wird oder ob sich dann Frankreich, England und Italien darein teilen werden. Vorläufig sind aber die Erbaussichten für diese drei Mächte infolge der weisen staatsmännischen Maßnahmen des Negus nicht sehr günstig. Im Jahre 1909 entglitten Menelik die Zügel der Regierung, und mehr als einmal erlebte Europa das Schauspiel, daß der Herrscher Abessiniens totgesagt wurde, ehe es wirklich der Fall war. Jedenfalls war der Augenblick gekommen, wo es sich entscheiden mußte, ob Menelik die Stellung seines Enkels Lidsch Jeassu, den er zu seinem Erben bestimmt hatte, genügend zu sichern vermocht hatte. Die Lage war äußerst kompliziert und gefahrdrohend, weil Meneliks Gemahlin, die ehrgeizige und fremdenfeindliche Kaiserin Taitu, die Regentschaft, wenn nicht die Krone selbst anstrebte. Es gelang ihr, den Vormund Jeassus, den charakterschwachen Ras Bitoddede Tessama (gest. 1911), den Menelik durch den Erlaß seines Erbfolgeedikts vom 30. Oktober 1909 eingesetzt hatte, allmählich seiner Vorrechte zu berauben. So lag die Gefahr nahe, daß Taïtu, obwohl vom Volke gehaßt, eines Tages den Thron besteigen würde und damit ihre Partei, die „Alt-Äthiopier", ans Ruder kämen. Aber die „Jung-Äthiopier" waren wachsam, und als Taïtu die kaisertreuen Statthalter der Provinzen Tigre und Walaga durch zwei ihrer Parteifreunde ersetzte, schritten sie zu einer unblutigen Revolution, indem sie öffentlich verlangten, daß die Kaiserin auf die Regierung verzichte und sich nur ihrem kranken Gemahl widme. Für diesen Staatsstreich vom 21. März 1910 sann Taïtu fortgesetzt auf Rache. Sie wandte sich um Hilfe an ihre Verwandten in Semiën und an die am abessinischen Hofe vertretenen Großmächte, denen sie sogar nach ihrem Tode das Land versprochen haben soll, wenn man sie zur Herrscherin machen würde. Dieser Hochverrat führte dann zu ihrer Ausweisung aus Adis-Abeba. — Es scheint, daß England dank seiner geschickten Vertretung heute am abessinischen Hofe seine Nebenbuhler überflügelt hat, während Frankreich aus seiner dominierenden Stellung verdrängt worden ist. Meneliks Reich umfaßt 650000 qkm mit schätzungsweise 15 Millionen Einwohnern.

ALGERIEN,
MAROKKO, TUNIS UND
TRIPOLIS.
Maßstab 1: 9 500 000
0 50 100 150 200 250 Kilometer
Französisch
Spanisch
Italienisch
Die Hauptstädte sind unterstrichen.
5 Westl. L. v. Greenwich
0
ATLANTISCHER OZEAN
PORTUGAL
S P A N I E N
Cordoba
Jaen
Murcia
Sevilla
Ecija
Cartagena
Granada
Malaga
Jerez
Cadiz
Algeciras
Tarifa
Gibraltar (Br.)
Straße Gibraltar
Tanger
Tetuan
Ceuta
Melilla
Oran
Algier
Fes
Rabat
Casablanca
Meknes
Marokko
Tlemcen
Tuat
Figuig
Tafilelt
Atlas
Hohe Atlas
Anti-Atlas
Französisch-Marokkanischer Protektorat
Rio de Oro Gebt
Tekna
Hammada
Tadjakant
Sahara
Erg
Wüste Gidi
Tripolis
Tunis
Gabes
Gafsa
Biskra
Constantine
Bona
Tebessa
Sfax
Sousse
Kairuan
Tripolitanien
Tripolis
Mesurata
Homs
Leptis Magna
Tarhuna
Gharian
Yefren
Nalut
Ghadames
Ghat
Ghadames
Tibesti
Tummo
Kufra
Oase
Sirte
Große Syrte
Kleine Syrte
Misurata
Bengasi
Derna
Tobruk
Barka
Cyrenaika
Marmarika
Libysche Wüste
Sollum
Siwa
Augila
Jalo
Aujila
Zella
Sokna
Hun
Sebha
Murzuk
Tummo
Kufra
Tibesti
Ennedi
Borku
Tarabulus
Misurata
Bengasi
Derna
Tobruk
Barka
Cyrenaika
Marmarika
Libysche Wüste
Sollum
Siwa
Augila
Jalo
Aujila
Zella
Sokna
Hun
Sebha
Murzuk
Tummo
Kufra
Tibesti
Ennedi
Borku
2 Westl. L. v. Greenwich
0
35
30
34
6
4

5 Östl. L. v. Greenwich
10
15
ALGIER
TUNIS
TRIPOLIS
Gulf of Sidra
Gulf of Gabes
Gabes od. Kl. Syrte
Malta
Catania
Syracus
Port Guerdon
Philippeville
Bona
Bizerta
Susa
Sfaks
Kairuan
Sahara
Ghadames
Ghat
Mursuk
Tripolitanien
Tunesien
Algerien
Constantine
Biskra
Tuggurt
Wargla
Gardaja
Mzab
Ued Mzab
Ued Rir
Ued Igharghar
Ued Mia
Ued Dschedi
Ued Dra
Ued Sus
Ued Tafilet
Ued Saura
Ued Messaad
Ued Dschedi
Ued Mekerra
Ued Sahel
Ued Isser
Ued Hamiz
Ued Kebir
Ued Seybouse
Ued Medjerda
Ued Miliane
Ued Sebaou
Ued Mazafran
Ued Chiffa
Ued Harrach
Ued Mahouan
Ued Kebir
Ued Rhumel
Ued Endja
Ued Bou Merzoug
Ued Bou Sellam
Ued Bou Hamdan
Ued Bou Namoussa
Ued Bou Dries
Ued Bou Dries
Ued Bou Dries


MEER
GRIECHENLAND
Kykladen
Kythira
Antikythira
Kreta
Gaudos
Milos
Santorin
Ruinen v. Ptolemais
Tolmeita
Derna
Ras Sem
Ruin. v. Kyrene
Ras el-Hilal
Kasr Tuna
Khut. Tr.
Bomba-Golf
Tobruk
Marsa Tobruk
El Adschaim
El Kabbich
El Dschedida
El Amud
Gr. v. Sollum
Sollum
Kasr el-Adschdabie
Uadi Harabo
Barka
(Cyrenaika)
Benghasi
(Berenice)
Bu Marium
Kasr Samalus
Ksebeh
Syrte
Allem Daund oder Fialia
El Abarie
Adschdabie
Bir Bu-Ain
Bir Bu-Kadia
Ben-Ghasi
El Mahasi
Dyschets
Wüsten-Plateau
100 - 150
Dscharabub
Gegab
Gerdoba
Sokna
El Araschie
Oase Siwah
(Jupiter Ammon)
Beschir
Sahabi
Bir Risam
D. Rudafor
El Chadi
Gebr el Risch
Audschila
Lebba
Dschalo
Garat el-Kelb
Libysche Wüste
Taserbo
Ain Dschelahad
Dschrangedi
D. Sirhen (Sighen)
D. Buseima
Kufra
Oasen von Arabern
SUJA
D. Erbehna
D. Neri
Dschofra
Resabo
Bœma
Surk
D. Sussa
Wau el-Kebir
Tagrift
Abu Nahm
D. Sitten
Feddik
D. Muschima
D. Moraije
Tirsa
Sella
Modscha
Dischegara
Bir Wabri
Sod
Dscherahia
Hamadah
Tannahbah
Sirten
Mazzara
Sizilien
Sciacca
Str. v. Sizilien
Pantelleria
Biserta
Ras Mateur
Porto Farina
Ras el-Dschebel
Ras Scherda
Gr. v. Tunis
Utika
Marsa
Karthago
Tunis
Ain Drahem
Bescha
Sidi el Arbi
Testur
Le Kef
Tebursuk
Medschez
Bab
Nabeul
Hammamet
Golf v. Hammamet
Dscherba
Kairuan
Susa
Monastir
Ras Dimas
Mkalta
Sebkha
Sfax
Kerker
Uchdita
Kaurser
Schebba
Dschebeniana
Mezzaluza
Sliks
Lkerkena
Ras el-Hilal
Ras Sem
Ruinen v. Ptolemais
Tolmeita
Derna
Kasr Tuna
Khut. Tr.
Bomba-Golf
Tobruk
Marsa Tobruk
El Adschaim
El Kabbich
El Dschedida
El Amud
Gr. v. Sollum
Sollum
Kasr el-Adschdabie
Uadi Harabo
Barka
(Cyrenaika)
Benghasi
(Berenice)
Bu Marium
Kasr Samalus
Ksebeh
Syrte
Allem Daund oder Fialia
El Abarie
Adschdabie
Bir Bu-Ain
Bir Bu-Kadia
Ben-Ghasi
El Mahasi
Dyschets
Wüsten-Plateau
100 - 150
Dscharabub
Gegab
Gerdoba
Sokna
El Araschie
Oase Siwah
(Jupiter Ammon)
Beschir
Sahabi
Bir Risam
D. Rudafor
El Chadi
Gebr el Risch
Audschila
Lebba
Dschalo
Garat el-Kelb
Libysche Wüste
Taserbo
Ain Dschelahad
Dschrangedi
D. Sirhen (Sighen)
D. Buseima
Kufra
Oasen von Arabern
SUJA
D. Erbehna
D. Neri
Dschofra
Resabo
Bœma
Surk
D. Sussa
Wau el-Kebir
Tagrift
Abu Nahm
D. Sitten
Feddik
D. Muschima
D. Moraije
Tirsa
Sella
Modscha
Dischegara
Bir Wabri
Sod
Dscherahia
Hamadah
Tannahbah
Sirten
Mazzara
Sizilien
Sciacca
Str. v. Sizilien
Pantelleria
Biserta
Ras Mateur
Porto Farina
Ras el-Dschebel
Ras Scherda
Gr. v. Tunis
Utika
Marsa
Karthago
Tunis
Ain Drahem
Bescha
Sidi el Arbi
Testur
Le Kef
Tebursuk
Medschez
Bab
Nabeul
Hammamet
Golf v. Hammamet
Dscherba
Kairuan
Susa
Monastir
Ras Dimas
Mkalta
Sebkha
Sfax
Kerker
Uchdita
Kaurser
Schebba
Dschebeniana
Mezzaluza
Sliks
Lkerkena
KÜSTENLÄNDER VON MAROKKO, ALGERIEN UND TUNIS.
Maßstab 1:5 000 000
0 50 100 150
Kilometer

II. Nordafrika.

Von Dr. **Heinrich Schurtz** (†). Neubearbeitet von Dr. **Hugo Grothe.**

1. Die afrikanische Nordküste.

So massig auch Afrika den reicher gegliederten Nachbarfestländern gegenüberliegt, und so schwierig auch eine natürliche Einteilung des schwerfälligen Körpers sein mag, ein Gebiet vor anderen sondert sich doch mit Leichtigkeit von den übrigen: jener Landstreifen, den im Süden die Sanddünen oder Kieselzonen der großen Wüste, im Norden die Fluten des Mittelmeers begrenzen. Echt afrikanisch in vielen seiner Eigenheiten, ist dieser Küstensaum doch zugleich ein Teil jener Länder, die das Becken des Mittelmeers mit seinen alten Kulturströmungen umranden — im Osten überdies begrenzt vom ägyptischen Niltal, dieser Wiege uralter Gesittung, im Westen aber nur durch eine Meerenge, über deren schmale Flut der Blick leicht zum jenseitigen Gestade schweift, das der Pyrenäischen Halbinsel Europas zugehört. Unter allen Uferrändern des Mittelmeers ist der afrikanische verhältnismäßig der ärmlichste, trotz der Fruchtbarkeit mancher seiner Gebiete; denn statt weitgedehnter volkreicher Hinterländer erstreckt sich in seinem Rücken die Sahara, die schwieriger zu durchkreuzen ist als die sturmreichste See und Nordafrika die Eigenart einer langgestreckten Insel verleiht. Die geringe geographische Tiefe des Küstensaums tritt auch in seiner Geschichte entscheidend hervor: keine große selbständige Völkerbewegung geht von Nordafrika aus, sowenig wie große Umwälzungen im Reiche des Gedankens; nur wenn fremde Kulturen an den Gestaden Wurzel schlugen, gewann die Südküste des Mittelmeers vorübergehend Bedeutung, wie zur Blütezeit Karthagos (phönikisch: Kartchadast; es wird hier die griechisch-lateinische Form beibehalten; vgl. Bd. II, S. 169 ff.) oder Kyrenes. Passiv sind die ursprünglichen Kräfte des Landes, in dieser Passivität freilich fast unüberwindlich und in ihrer Eigenart nur schwer zu brechen.

Die nordafrikanische Küste (s. die beigeheftete Karte) ist jedoch nicht so völlig einheitlich, daß ihre Schicksale sich in ihren Grundzügen übereinstimmend gestalten könnten; vielmehr zerfällt sie in zwei scharf unterschiedene geographische Gebiete, ein östliches und ein westliches, deren Grenzen im Einschnitt der Kleinen Syrte liegen. Im Osten erstreckt sich die Küstenlinie weit nach Süden, im Westen springt sie nach Norden vor; und während sich am östlichen Ufersaum die Steppenstriche bis zum Meere hin dehnen, erhebt sich im westlichen, nordwärts vorgeschobenen Teil ein mächtiges Gebirgsland mit Schneegipfeln und rauschenden Flüssen, fruchtbaren Tälern und wohlbewässerten Ebenen zu seinen Füßen. So ergibt es sich aus der Natur der beiden Gebiete, daß sich im Westen Stämme seßhafter Ackerbauer

zu mächtigen Völkern zu entwickeln und im Dienste fremder Gedanken auf die Nachbarländer einzuwirken vermochten, während der Osten zumeist das Wohngebiet rein nomadischer Stämme ist. Nur an einer Stelle der östlichen Küste, dort, wo die Hochebene von Barka wie eine Halbinsel ins Meer hineinragt, liegt ein schwaches Gegenstück der westlichen Gebirgswelt, ein Gebiet des Ackerbaues: einst das Eigentum der alten blühenden Griechenkolonie Kyrene. Wenn aber der Küstenstrich im Osten als selbständige Landschaft dem Westen gegenüber völlig im Nachteil ist, so hat er doch einige Vorzüge voraus, die seine Bedeutung wieder erhöhen: einmal liegt er den alten Kulturländern näher und ist verhältnismäßig früher von ihren Einflüssen erreicht worden, und zweitens ist er, dank der tiefen Einbuchtung des Gestades, der günstige Ausgangs- und Endpunkt alles Sudan-Handels, den die glückliche Lage mehrerer Oasen begünstigt. Es ist kein Zufall, daß sich in der Nähe der Syrten die beiden mächtigsten alten Handelsstaaten Nordafrikas, Karthago und Kyrene, entwickelt haben.

Der Verkehr mit dem Sudan war in der älteren Zeit vielleicht weniger schwierig als in der Gegenwart. In der Tat sind die klimatischen wie die geologischen Veränderungen in Nordafrika, soweit sie sich feststellen lassen, so bedeutend gewesen, daß die Geschichte sie unbedingt erwähnen muß. An einer Umbildung des Klimas im ungünstigen Sinne, die als Folge Jahrhunderte währender Verödung sich ergab, ist nicht zu zweifeln; in der nördlichen Sahara namentlich reden die Kalkabsätze längst vertrockneter Quellen, die Spuren eines einst reicheren Pflanzenwuchses, vor allem aber die Überreste menschlicher Siedelungen und großangelegter Bewässerungsbauten in den jetzt völlig unbewohnbaren Strichen eine deutliche Sprache. War aber Nordafrika und vor allem die Wüste einst wasserreicher und bewohnbarer als heutzutage, dann mußte auch die Verbindung mit dem nigritischen Afrika leichter sein als jetzt — trotz des ungünstigen Umstandes, daß im frühen Altertum das Kamel den nordafrikanischen Stämmen nicht bekannt war; die Handelsstellung Karthagos wie Kyrenes beruhte ja zum guten Teil auf dem Verkehr mit dem Sudan. Zur Römerzeit scheint dieser Verkehr sich zu mindern; erst die arabische Periode regt ihn wieder lebhafter an. Neben den klimatischen Änderungen fehlt es auch im Laufe der Geschichte nicht an topographischen: die Hebung der tunesischen Küste, die viele der altberühmten Häfen, so z. B. Leptis magna, Sabrata, Oea, versanden ließ, ist da vor allem zu nennen. Dagegen ist das Gestade der Halbinsel von Barka im Sinken begriffen.

Tedrachmenon aus Kyrene (Vorderseite: Zeus Amon, Rückseite: Silphiumstaude). Nach Volz, Petersmann und Sturmhoefel, Illustrierte Geschichte des Altertums (Leipzig 1893).

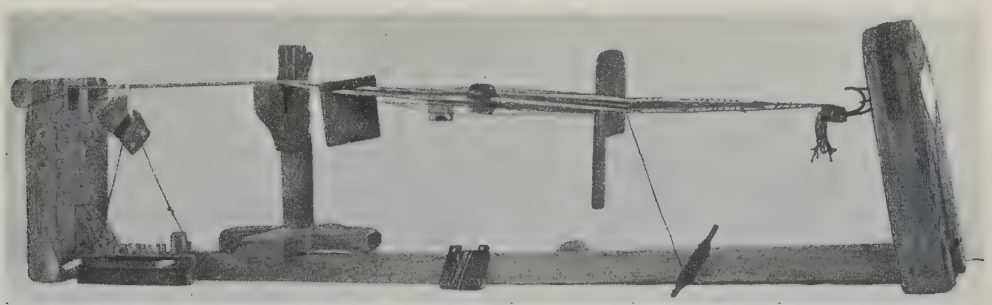
Die klimatischen Änderungen sowohl wie die Jagdlust des Menschen haben auch auf die Tierwelt Nordafrikas ihren Einfluß geübt: Elefanten und Flußpferde, die einst zahlreich waren, sind jetzt verschwunden. Und eine Pflanze, die einst für einen Teil Nordafrikas recht wichtig war, das berühmte Silphium, das im Gebiete von Kyrene wuchs, und dessen Wurzelsaft im alten Rom mit Silber aufgewogen wurde, ist nicht mehr aufzufinden und auch in anderen Teilen der Erde nicht wieder entdeckt worden. Das Silphium war eine der Hauptquellen des Reichtums der alten Kyrener; da wir es auf den Münzen der Stadt dargestellt sehen (s. die obenstehende Abbildung), wissen wir, daß es zur Gruppe der Umbelliferen gehört hat. Die Schriften der Alten belehren uns über den vielfältigen Gebrauch des heilsamen Saftes. Ob die Pflanze ausgerottet worden oder der Änderung des Klimas erlegen ist, läßt sich nicht mehr feststellen.

2. Die ältesten Siedelungen in Nordafrika.

Schon von vornherein läßt sich vermuten, daß die Völkergeschichte Nordafrikas, das so mannigfachen Einflüssen offensteht, wenig einfach und übersichtlich sein wird, daß zahlreiche Einwanderungen erfolgt sein müssen. Anderseits muß die innere Geschlossenheit

des Landes die verschiedenen Volksbestandteile zu einer neuen Einheit verschmolzen haben: gegenwärtig finden wir in den Berbern (s. oben, S. 121) eine anscheinend eng zusammengehörige und wohlcharakterisierte Rasse im Besitze des größten Teiles von Nordafrika. Diese Einheit aber ist nur scheinbar, oder richtiger, sie hat sich erst im Laufe der Geschichte entwickelt. In älterer Zeit war überdies Nordafrika infolge der größeren Bewohnbarkeit der Sahara nach Süden und namentlich Südosten hin weniger isoliert als heute; wenn gegenwärtig die von Osten kommenden Einwanderer notwendig das untere Niltal überschreiten müssen, wie das auch die Araber getan haben, so war es früher nicht unmöglich, daß auch z. B. von den Ländern der Äthiopier im östlichen Sudan Wanderströme ausgingen, die endlich die nordafrikanische Küste erreichten. Eine prähistorische Bevölkerung der Sahara ist unwiderleglich durch zahlreiche Steingeräte erwiesen, die sich oft an ganz vereinsamten und jetzt unbewohnbaren Punkten der Wüste finden.

Die ersten geschichtlichen Nachrichten lassen so wenig wie andere Ergebnisse der Forschung annehmen, daß vor dem Eingreifen der Phöniker, Griechen und Römer eine gleich-



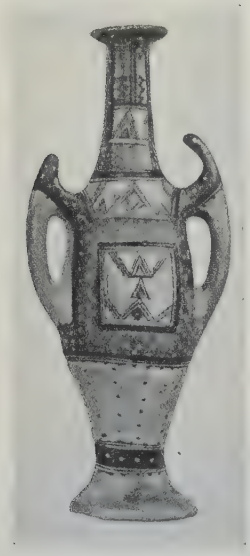
Kabylischer Webstuhl aus Tlemsen. Nach A. van Gennep, Études d'éthnographie Algérienne (Paris 1911).

artige Bevölkerung Nordafrika erfüllt habe. Fassen wir die verschiedenen Nachrichten zusammen und vergleichen sie mit den Verhältnissen der Gegenwart, so lassen sich vier alte Rassen unterscheiden, die in Nordafrika seßhaft waren, und deren Nachkommen, mit späteren Nachschüben gemischt, auch heute noch großenteils ihre ursprünglichen Sitze behaupten.

A. Die Libyer.

In erster Linie sind die hellfarbigen, blonden Libyer zu nennen: sie werden von den alten Geographen und Geschichtsschreibern oft erwähnt, sowohl als Bewohner der an Ägypten grenzenden Striche, als auch der Hochebene von Barka und der Gegenden am Tritonsee. Auch auf Ägypten selbst haben sie Einfluß geübt; besonders zur Zeit der Äthiopierherrschaft (um 700 v. Chr.) finden sich blonde Libyer als Dynasten im Delta. Sie scheinen eine körperlich wohlgebildete, geistig begabte Rasse gewesen zu sein. Nachkommen dieser Blonden finden sich noch heute in Nordafrika, besonders unter den Kabylen des Rif (Marokko) und in denen der kleinen Kabylie in Algerien (s. die obenstehende Abbildung und die auf S. 180), in so bedeutender Zahl, daß man lange Zeit in ihnen die Reste der germanischen Wandalen wiedergefunden zu haben glaubte, während doch die blonde Bevölkerung Afrikas lange vor dem Anfange geschichtlicher Überlieferung vorhanden gewesen ist. Ein anderer Rest dieser blonden Rasse waren die Guanchen auf Teneriffa; die Kanarischen Inseln haben, wie Hans Meyer nachgewiesen hat, mehrmals als Zufluchtsort der auf dem

Festlande durch neue Eindringlinge bedrängten Bevölkerung gedient und, da ein Verkehr mit dem Festlande wegen der Meeresströmungen und Winde fast unmöglich war, bis zur Entdeckerzeit die isolierten Völkertrümmer in ihren ursprünglichen Zuständen bewahrt. Die Guanchen standen, als sie mit Europäern in Berührung kamen, noch vollkommen auf der Stufe der Steinzeit: sie kannten den Hackbau und züchteten Schafe und Ziegen, kannten dagegen weder den Pflug noch die Bereitung des Brotes. Neben den blonden Guanchen haben noch andere Rassen auf den Kanarien gewohnt (vgl. diese Seite unten).



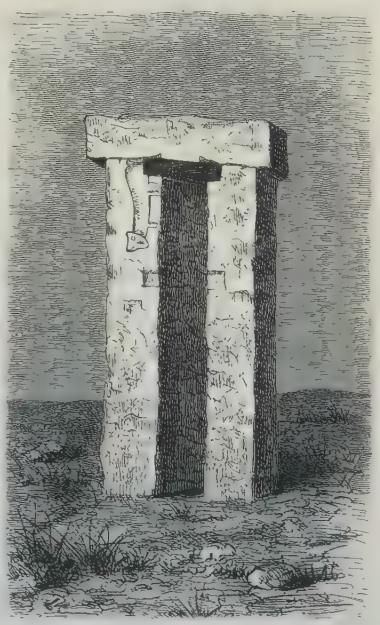
Wasserkrug algerischer Kabylen. Nach A. van Gennep, Etudes d'éthnographie Algérienne (Paris 1911). Vgl. Text S. 179.

Die blonde afrikanische Rasse steht nicht ohne Zusammenhang unter den Völkern da: sie ist höchstwahrscheinlich identisch mit jener hochgewachsenen, langköpfigen Bevölkerung, die einst im westlichen Europa seßhaft war, und die man nach einem Hauptfundorte von Knochenresten als die Cro-Magnonrasse zu bezeichnen pflegt; nicht nur die Ähnlichkeit der anthropologischen Merkmale spricht für diese Verwandtschaft, sondern auch die Tatsache, daß bestimmte vorgeschichtliche Steinbauten in Westeuropa genau so wie in Nordafrika vorkommen. Auch in Europa ist die Rasse von Cro-Magnon keineswegs verschwunden, sondern besonders in Mitteldeutschland in zahlreichen Typen noch heute zu erkennen. Wenn nun auch die Verwandtschaft der blonden Libyer mit den Leuten von Cro-Magnon im allgemeinen zugegeben wird, so wartet dagegen die Frage, wo die Heimat dieser zu suchen sein mag, noch immer ihrer Lösung. Manches spricht dafür, daß die Ursitze der Rasse in Nordafrika gelegen haben, vor allem die Tatsache, daß die megalithischen Denkmale Nordafrikas (s. die obere Abbildung S. 181) anscheinend älter sind als die Westeuropas. Anderseits freilich ist Europa der Ausstrahlungsmittelpunkt fast aller blonden Völker und zahlreicher erobernder Rassen: lange vor der germanischen Völkerwanderung haben die Wanderzüge der Kimmerier und der Kelten die Mittelmeerländer erschüttert. Darum lag der Gedanke nahe, in der Rasse von Cro-Magnon einfach die späteren Kelten zu sehen, die also nicht nur, wie feststeht, nach Spanien vorgedrungen wären, sondern auch die Meerenge von Gibraltar überschritten und sich bis zu den Grenzen Ägyptens verbreitet hätten. In Wahrheit muß aber die Wanderung lange vor der Zeit der Keltenzüge liegen und sogar stattgefunden haben, ehe die Verbreitung der arischen Sprachen die Hauptmasse der europäischen Bevölkerung zu einer linguistischen Einheit verschmolz; in diesem Sinne hat Faidherbe von einer vorarischen Einwanderung blonder Elemente aus Europa gesprochen. Eine letzte Möglichkeit wäre die, daß blonde Europäer auf den Umwegen über Kleinasien und Ägypten nach Nordafrika vorgedrungen wären und hierbei vorderasiatische Kultur in sich aufgenommen hätten. Aber wenn auch in der Tat in Palästina blonde Stämme gesessen zu haben scheinen, so liegt doch die Einwanderung der Blonden über die Meerenge von Gibraltar näher. Eine sichere Entscheidung läßt sich jedenfalls nicht fällen.

Kabylischer Wasserkrug. Nach A. van Gennep, Etudes d'éthnographie Algérienne (Paris 1911). Vgl. Text S. 179.

Neben der blonden Rasse gab es eine andere hellfarbige, aber dunkelhaarige und kurzköpfige in Nordafrika, wahrscheinlich schon vor der Einwanderung der Blonden; wenigstens haben die frühesten Bewohner der Kanarischen Inseln diesem dunkelhaarigen Volk angehört. Wegen ihrer großen Ähnlichkeit mit den vorarischen Einwohnern Armeniens hat Hans Meyer für diese dunkelhaarige Rasse den vorläufigen Namen „Armenoiden" vorgeschlagen. Vermutlich haben die Armenoiden auch zu jenen dunkelhaarigen vorarischen Südeuropäern in verwandtschaftlichem Verhältnis gestanden, die von den einwandernden Ariern später beeinflußt und

ihrer Eigenart beraubt worden sind, aber noch jetzt in der Hauptmasse der südeuropäischen Bevölkerung fortleben. Es ist hier an die Ansicht Hommels zu erinnern, daß viele dieser „dunkelweißen" Völker Europas mit den alten Armeniern und Elamitern sprachlich verwandt waren und mit ihnen zusammen die Sprachgruppe der „Alarodier" bildeten. Wie es sich aber auch um die Richtigkeit dieser vielfach einander widersprechenden Annahmen verhalten mag: auf alle Fälle waren die Armenoiden Nordafrikas ebenso wie die blonden Libyer keine eigentlich afrikanischen Rassen, sondern hatten ihre Ursitze in Europa oder in Asien, jedenfalls aber an den Gestaden des Mittelmeers oder doch in deren Nähe. Nordafrika gehört demnach in seiner ältesten geschichtlichen Zeit noch viel entschiedener den Gebieten der Mittelmeerkultur an als später.



Megalithisches Denkmal bei Kaßr Dauan. Nach Ratzel, Völkerkunde, Bd. 2 (Leipzig 1895).

Nur flüchtig erwähnt mögen die Spuren sein, die auf das Vorhandensein einer kleinwüchsigen, vielleicht mit den Buschmännern und Zwergvölkern (vgl. S. 21 ff.) des übrigen Afrika verwandten Rasse in den nordafrikanischen Steppen und Oasen deuten. Die Bewohner der Oase von Tidikelt bezeichnen die Alten mit Bestimmtheit als kleinwüchsig; andere Stämme, wie Troglodyten und Garamanten, dürften wenigstens eine Zumischung pygmäenhafter Leute erfahren haben, die vielleicht damals in derselben Weise die Sahara durchstreiften, wie die Buschmänner heutzutage noch die Kalahari. In manchen Volkstypen der Gegenwart mögen die letzten, durch Mischung stark veränderten Reste der zwerghaften Rasse allenfalls noch nachweisbar sein.

B. Die Berber.

Während die blonden Libyer, die „Armenoiden" und selbst die kleinwüchsigen Stämme verhältnismäßig hellfarbig waren, trat ein Volk mit rötlichbrauner Hautfarbe in Ägypten als Träger einer uralten Kultur auf, das später in Äthiopien und Abessinien auf dieser weiterbaute und sich schon früh auch westwärts ausbreitete. Von ihm empfängt alsbald ganz Nordafrika seine ethnographische und sprachliche Eigenart, und es entsteht eine neue Rasse, die der Berber (s. die nebenstehende Abbildung), die uns heute als „afrikanische" Rasse entgegentritt.

Berberisches Mädchen aus Biskra. Nach Photographie.

Dieses Volk bildet also den Kern der jetzigen hamitischen Bevölkerung, die man wohl auch als atlantische Rasse den Negern einerseits, den Ariern und Semiten anderseits gegenüberzustellen pflegt; der alte Name der Äthiopier ist für sie der passendste. Die Äthiopier müssen später als die bisher erwähnten Rassen nach Nordafrika gekommen sein, mit Ausnahme Ägyptens natürlich, wo sie seit den ersten Anfängen der dortigen

Kulturentwickelung seßhaft sind. Eine gewisse Verwandtschaft der äthiopischen Sprachen mit den semitischen, die Überlieferung der alten Geschichte und selbst die Völkerverhältnisse der Gegenwart lassen vermuten, daß die Ursitze der Äthiopier im östlichen Afrika lagen; dort empfingen sie Kulturanregungen von Asien her und trugen sie vereint mit den Errungenschaften der ägyptischen Kultur nach Westen weiter. Die Äthiopisierung Nordafrikas ist erst im Verlaufe der beglaubigten Geschichte erfolgt: zu Herodotos' Zeit scheinen die verschiedenen Rassen noch wenig gemischt gewesen zu sein; zur Römerzeit herrschte dagegen die äthiopische Sprache, offenbar infolge der westlichen Wanderung hamitischer Nomadenstämme, überall. Damit haben sich auch die Völkernamen verändert: nach der Ansicht Borsaris haben sich aus den Nasamonen und Garamanten die Numidier gebildet; die Maxyer erscheinen als Mauretanier wieder, und an Stelle der Troglodyten sind die Gätuler getreten. Indessen dürften diese Schlüsse noch etwas zu vorschnell sein.

Aber wenn auch die Rassen verschmelzen, so wird das Volk Nordafrikas doch immer von neuem in zwei, oder wenn man will drei Bestandteile zerrissen, welche die Natur des Landes selbst in ihrer Eigenart bestimmte: kein Gegensatz der Sprache oder des Körperbaues ist so tiefgreifend und so unverwüstlich wie der zwischen dem Nomaden der Steppe und dem Ackerbauer, der die fruchtbaren Ebenen und die Täler der Gebirge bewohnt; als dritter aber tritt ihnen, je mehr sich die Kultur entwickelt, der Städtebewohner gegenüber, der in Gewerbe und Handel seinen Gewinn findet. Diese Gegensätze sind so mächtig, daß niemals die einzelnen Landschaften Nordafrikas, geschweige denn das ganze große Gebiet, im Sinne des europäischen Staatslebens zu politischen Einheiten geworden sind, und daß ein so widerstandsfähiges Reich wie Marokko in Wahrheit eine wunderliche Zusammenballung von halb und ganz abhängigen neben so gut wie selbständigen Stammesgebieten ist. Alle drei Teile der Bevölkerung sind im Laufe der Zeit in der Kultur fortgeschritten. Der Ackerbauer vertauschte, wahrscheinlich unter dem Einflusse der äthiopischen Einwanderung, die Hacke mit dem Pfluge; dem Nomaden wurde in alter Zeit das Rind, später während der Hyksosherrschaft in Ägypten das Pferd, endlich zur Römerzeit das Kamel zugeführt; die Städtebewohner endlich nahmen durch Handel und Verkehr reichliche Kulturbestandteile auf. Sie alle aber wurden durch neue Einwanderungen verstärkt, in ihrem Wesen und Volkstum umgebildet. In der eigentlich geschichtlichen Zeit ist Nordafrika so wenig von äußeren Eingriffen verschont geblieben wie in den älteren Perioden.

C. Spätere Einwanderer.

Schon eine bloße Aufzählung der Stöße von außen, die Nordafrika hat über sich ergehen lassen müssen, erklärt sofort gewaltige Umbildungen. Als Kolonisatoren erschienen im Osten die Griechen, im Westen die Phöniker an den Küsten; und die Herrschaft der Römer und Byzantiner blieb nicht ohne tieferen Einfluß auf die Völkermischung. Dann drang ein Strom blonder Germanen über die Meerenge von Gibraltar herüber und behauptete ein Jahrhundert lang den neuen Besitz. Gewaltiger und dauernder als alle früheren war weiterhin die Wirkung, die der Einbruch der Araber und die Ausbreitung des Islam auf die Bewohner Nordafrikas übte. Den Arabern folgten die Türken, deren Volkszufluß allerdings nur in Einzelindividuen (Kaufleute, Beamte, Soldaten) bestand. Zuletzt endlich erschienen die Kulturvölker Europas auf dem Plan und unternahmen es, aus dem verwilderten Gebiet abermals ein Glied jener Kette von Kulturstaaten zu schmieden, die einst das Mittelmeer umrandete und von den Anhängern des Islam zerrissen worden ist. So ist die Geschichte

Nordafrikas in ihrer überlieferten Form nicht viel anderes als der Kampf des eingeborenen Berbertums gegen die fremden Eindringlinge. Zuweilen unterlag es nahezu: Herrscher der nordafrikanischen Küste tragen das karthagische Kleid oder den Burnus des Arabers; dann wieder bewies es seine unzerbrechliche Zähigkeit, und echte Berberstaaten entstanden, wo sonst fremde Kolonisatoren die Macht in den Händen hatten.

Aber neben all diesen Völkern, die dröhnend auf die Bühne des geschichtlichen Schauplatzes traten und sich in heroischen Kämpfen maßen, erschienen noch andere, die sich fast unbemerkt heranstahlen oder wider ihren Willen unter die Bewohner der nordafrikanischen Küste aufgenommen wurden. Nennen wir zuerst die Juden (s. die untenstehende Abbildung), die verhaßten und doch unentbehrlichen Handelsleute des marokkanischen Königreichs und der alten Barbareskenstaaten, über deren Einwanderung, wie fast überall sonst, auch hier nichts Bestimmtes zu ermitteln ist. Schon vor der Diaspora mit den Phönikern kommend, dann zu Zeiten der Ptolemaier aus Ägypten und schließlich durch die spanische Inquisition aus Spanien vertrieben, bildeten sie in Marokko, Algerien, Tunesien und Tripolitanien starke Kolonien. Sie scheinen berufen und bereit, bei der Neukultivierung Nordafrikas durch europäische Völker in ihrer Art eine wichtige Rolle zu spielen: in der Tat sind sie der einzige Bestandteil der Bevölkerung, der sich äußerlich europäischen Begriffen anzupassen und von den Vorzügen unserer Kultur Nutzen zu ziehen weiß, ohne freilich ihre sittlichen Forderungen anzuerkennen. Algerien hat bereits seine Judenfrage. Auch in Tunesien und Tripolitanien zählen sie zu vielen Tausenden (in der Stadt Tripolis allein 8—10000).

Marokkanische Jüdinnen. Nach Photographie.

Nicht unbeträchtlich ist, abgesehen von den Einwanderungen zur Römerzeit, der Strom europäischen Blutes, der in die Adern der Nordafrikaner hinübergeflossen ist. Als die Mauren aus Spanien wichen, siedelte sich eine bedeutende Anzahl in Nordafrika an und mischte sich allmählich mit den Eingeborenen. Die Mauren aber waren in Spanien erst aus einheimischen iberischen, arabischen, berberischen und selbst nordeuropäischen Volksteilen zu einem einheitlichen Volke geworden: sie waren nicht nur in ihrer Kultur, sondern auch in ihrer ethnischen Zusammensetzung ein Zwischenglied zwischen der islamischen und der westeuropäischen Welt. Vielleicht noch wichtiger war der Zufluß europäischer Sklaven und Sklavinnen, den die beständigen Seeräuberzüge der nordafrikanischen Küstenbewohner vom Mittelalter bis in die Neuzeit nach den Barbareskenstaaten leiteten und dessen Aufsaugung die islamische Haremswirtschaft äußerst begünstigte. Außerdem erscheint in der kriegerischen Geschichte Nordafrikas mancher europäische Renegat. Gleich stark war vom 17. Jahrh. an der

Zuzug von Elementen aus den italienischen Handelsstädten wie Genua, Pisa und Livorno, die uns heute in den Küstenstädten in einer gewissen Orientalisierung entgegentreten.

Kam durch den Sklavenraub europäisches Blut nach Nordafrika, so in noch höherem Grade nigritisches. Jene merkwürdige passive Beeinflussung und Eroberung der Grenzlande, die der Negerrasse eigentümlich ist, hat auch in Nordafrika seit alter Zeit stattgefunden und sehr merkliche Spuren in der Bevölkerung zurückgelassen. Nicht freiwillig wanderten die Neger, deren Sitze sich ja nicht weit in die Sahara hinaus erstreckten, nach dem eigentlichen Nordafrika, sondern unter dem Sausen der Sklavenpeitsche kamen sie als verachtete Knechte der herrschenden Völker. Aber ihre Lebenszähigkeit ließ sie auf dem neuen Boden Wurzel fassen; durch Tapferkeit und Hingebung gewannen sie das Vertrauen der Fürsten; sie umgaben sie als Leibwache und erlangten Einfluß auf die geschichtliche Entwickelung ihrer neuen Heimat. Dem Volkstum Nordafrikas aber wurden sie verhängnisvoll: jeder Tropfen nigritischen Blutes entfernte seinen Besitzer von Europa wie von der Kultur der Mittelmeerländer und näherte ihn den dumpfen, träge vorwärtsschreitenden Völkern des inneren Afrika. Heutzutage, nach jahrtausendelanger geräuschloser Einwanderung der dunkeln Rasse, ist das Küstenland am Mittelmeere jedenfalls afrikanischer als jemals im Laufe seiner Geschichte.

Die oben (S. 182) erwähnten drei, durch die natürlichen Verhältnisse immer wieder geschaffenen Volksbestandteile der Nomaden, Ackerbauer und Städtebewohner haben, wie das nicht anders sein konnte, die hereinbrechenden Völkerwellen in sehr verschiedener Weise beeinflußt und ethnisch verändert. Am reinsten haben sich, nachdem einmal die früheste Verschmelzung vollzogen war, die Ackerbauer der Gebirge erhalten, die in der Hauptsache echte Berber und der Kern des Volkstums im westlichen Nordafrika sind. Die nomadische Berberbevölkerung hat dagegen dem Stoße der ebenfalls nomadischen Araber nicht widerstanden: in den meisten Weidestrichen, übrigens auch in den reichen Ackerbaubezirken, sind sie den Eindringlingen gewichen. Entweder zogen sie sich in die Sahara zurück, wo sie in den Oasensiedelungen Blut und Eigenart erhielten, oder flüchteten zu ihren seßhaften Brüdern in die Gebirge, so daß sich im eigentlichen Nordafrika gegenwärtig in der Tat die Begriffe Araber und Nomade nahezu decken. Die Städte endlich waren die eigentlichen Tummelplätze der Völkermischung. Fremde Kaufleute und Flüchtlinge siedelten sich in ihnen mit Vorliebe an; Sklaven und Sklavinnen sammelten sich zahlreich in den Häusern der Reichen; der Jude baute hier sein Getto und der Neger seine armselige Vorstadt.

3. Die geschichtliche Entwickelung Nordafrikas.

Wenn sich auch in der Geschichte der einzelnen Landschaften Nordafrikas verwandte Züge allenthalben finden, so läßt sich doch diese Geschichte unmöglich einheitlich betrachten. In der älteren Zeit sind es die Kolonisationen von außen her und die daraus sich entwickelnden Staaten, die eine besondere Schilderung beanspruchen. Später, in der römischen, wandalischen und früharabischen Periode, bildet Nordafrika allerdings mehr ein Ganzes, und die Geschichte der einzelnen Gebiete verschwindet gegenüber der allgemeinen; aber seit dem Mittelalter überwiegt mit dem Erstarken des eingeborenen Volkstums wieder die Lokalgeschichte, bis dann in der Gegenwart der Zusammenhang der Landschaften vollständig zerreißt. Diese wechselnden Verhältnisse zwingen auch zu einem Wechsel der Darstellung: wir müssen zunächst die Geschichte der beiden Kolonisationsstaaten, Kyrenes und

Karthagos, nebst ihrem Einfluß auf die einheimische Bevölkerung betrachten. Dann gilt es, sich der römischen Zeit zuzuwenden und den Einbruch der Araber zu schildern. Endlich muß, der Zersplitterung Nordafrikas in einzelne Staaten und Besitzungen entsprechend, die neuere Entwickelung dieser Staaten ins Auge gefaßt werden. Die Eingriffe der europäischen Mächte, vor allem Spaniens, Frankreichs und Italiens, sind am Schlusse zu betrachten.

A. Kyrene.

Die griechischen Siedelungen auf der Halbinsel Barka verdienen schon deshalb eine besondere Schilderung, weil sie die einzigen nennenswerten hellenischen Kolonien auf der Küste Nordafrikas waren, und weil ferner die isolierte Lage ihnen gestattete, sich verhältnismäßig selbständig und eigenartig zu entwickeln. Das rings vom Meer oder von wüstenhaften Strichen umgebene Kulturland der Kyrenaïka ermöglichte es einer zahlreichen Bevölkerung, vom Ertrage des Bodens zu leben; und die günstige Handelslage, die Kyrene zu einer Station des Zwischenhandels nach den verschiedensten Richtungen hin machte, ward eine Quelle des Reichtums, sobald ein tatkräftiges Volk aus ihr Nutzen zog und überdies die natürlichen Schätze des eigenen Gebietes, unter denen das Silphium (vgl. S. 178) vor allem zu nennen ist, ausbeutete.

Griechische Vase aus Kyrene. (Schmiedetechnische Motive mit schwarzem Firnis auf hellen Grund gemalt.) Nach Luckenbach, Kunst und Geschichte, Bd. 1 (München 1906).

In der Mitte des 7. Jahrh. v. Chr. waren dorische Ansiedler unter Führung von Battos von der Insel Thera (Santorin) gekommen, wo ein bürgerlicher Zwist ihre Auswanderung veranlaßte. Zuerst ließen sie sich auf einer kleinen Insel am Golfe von Bomba nieder; sechs Jahre später aber siedelten sie sich auf dem Festland an und gründeten Kyrene, über welches Battos unter dem Titel eines Königs herrschte. Es charakterisiert die Eigenart des Landes, daß eine reichlich strömende Quelle namens Kyre den Anlaß zur Siedelung und zur Benennung des Ortes gab. Später verstärkte sich die Kolonie durch Zuwanderung zahlreicher dorischer Griechen aus der Peloponnesos, von Kreta und von anderen Inseln. Nunmehr nahm man bedeutende Landstrecken der Halbinsel Barka in Besitz — gegen den Willen der dort nomadisierenden Libyer, die endlich in ihrer Not den König Ägyptens um Hilfe anflehten. Die neue Kolonie mußte also schon früh zu dem mächtigen Kulturstaat an ihrer Ostgrenze Stellung nehmen. Zum Glück für Kyrene verhinderten die Wirren in Ägypten ein entschiedenes Eingreifen des Nachbarvolkes. Doch schließlich zeigten sich die Libyer selbst als gefährliche Gegner: die verbündeten Stämme brachten in einer gewaltigen Schlacht den Griechen eine schwere Niederlage bei (um 544 v. Chr.); die große Zahl der gefallenen Kyreneer (7000) und die Tatsache, daß trotzdem die Lebenskraft des jungen Gemeinwesens nicht gebrochen wurde, läßt auf das rasche Emporblühen der Siedelung schließen (s. die obenstehende Abbildung).

Aber die Niederlage zog bedeutsame Folgen nach sich. Kyrene wandte hilfesuchend

seine Blicke nach Griechenland und wurde alsbald von jener Wandlung des politischen Lebens mit erfaßt, die damals in der alten Heimat vor sich ging: friedlich oder gewaltsam wurden Aristokratie und Königsherrschaft zugunsten der Demokratie zurückgedrängt. Glücklich waren die Volksgemeinden, an deren Spitze damals einsichtsvolle und von allen verehrte Männer traten, die mit Schonung und Billigkeit diese zur Notwendigkeit gewordene, durch das Erstarken der unteren Volksschichten geforderte Umbildung vollzogen. In Kyrene gab das Mißgeschick des Krieges den Anstoß zu ähnlichen Vorgängen, daneben aber auch der Rat des Orakels zu Delphi, dessen Priesterschaft in der älteren Zeit einen kaum zu überschätzenden und im allgemeinen durchaus wohltätigen Einfluß auf die Entwickelung des gesamten Griechentums ausgeübt hat; denn dessen Herz blieb bei aller Zersplitterung der Teile immer der Tempel zu Delphi. Wie das Orakel einst dem Battos die Gründung einer Kolonie befohlen hatte, so riet es jetzt den Kyreneern, den Gesetzgeber Demonax von Mantineia zu berufen; der werde die inneren Verhältnisse der Siedelung ordnen und sie damit auch zu kräftigem Widerstande nach außen hin befähigen. Demonax führte die Gleichberechtigung aller Bürger durch und beschränkte die Königsmacht der battischen Dynastie, die noch immer auf dem Throne saß. Das führte zu neuen Kämpfen: König Arkesilaos III. wurde 530 vertrieben, bemächtigte sich aber mit Hilfe Fremder der Herrschaft von neuem, bis ihn zugleich mit dem Tyrannen des inzwischen begründeten Barka das Volk erschlug. Da er sich vorher den Persern unterworfen hatte, die unter Kambyses damals Ägypten besetzten, so griff nunmehr der persische Statthalter in Ägypten ein, zerstörte Barka, das allerdings bald wieder emporblühte, und hielt die wankende Königsherrschaft aufrecht. Erst um 450 brach sie endgültig zusammen, und Kyrene wurde Republik.

Trotz aller Kämpfe war inzwischen Kyrene zu hoher Blüte gelangt. Der fruchtbare Boden, der das kostbare Silphium erzeugte, gab der Macht des Staates eine sichere Grundlage; und der Handel, der teils zu Lande nach Ägypten wie nach dem Sudan hin, teils zur See betrieben wurde, brachte gewaltigen Reichtum nach Kyrene, dessen Bürger durch ihren Luxus vor allen Hellenen hervorragten, aber auch an den künstlerischen und philosophischen Bestrebungen des Griechenvolks regen Anteil nahmen. Der unruhige Geist der Kyreneer, der sich auch nach dem Sturze der Königsherrschaft in beständigen Reibungen zwischen Adel und Volk kundgab, mag sich aus diesen allzu üppigen Zuständen entwickelt haben. Die Macht und Blüte der Stadt litt zunächst unter den inneren Streitigkeiten nur wenig. Der Kampf mit der aufblühenden Nebenbuhlerin (vgl. S. 193) Karthago, der bald nach der Vertreibung der Battiden ausbrach, endete nicht zum Nachteile Kyrenes: die beiden Handelsemporien verständigten sich zuletzt über die Grenzen des beiderseitigen Einflusses. Mit Alexander dem Großen, der 332 in Ägypten erschien, kamen die Kyreneer nicht in feindselige Berührung, da sie sich durch scheinbare Unterwürfigkeit von vornherein sicherten. Überhaupt war es ein Glück für die Stadt, daß sie durch ihre exzentrische Lage den Bahnen politischer Wirbelstürme so ziemlich entrückt war: so brausten nur schwache Ausläufer der Orkane über sie hin. Denselben Vorteil genossen die anderen, kleineren Städterepubliken, die an der Küste von Barka entstanden waren und mit Kyrene unter dem Namen der Pentapolis (Fünfstadt) zusammengefaßt wurden.

Als sich indessen nach Alexanders Tode der mächtige Strom seiner Eroberungspolitik in zahlreiche kleine Rinnsale auflöste, als allenthalben seine alten Heerführer die Waffen gegeneinander erhoben und möglichst große Stücke der ungeheuern Erbschaft an sich zu reißen strebten, da entging auch die Kyrenaïka den Blicken der beutelustigen Soldatenkönige nicht.

Als ob es nicht genug an der äußeren Gefahr gewesen wäre, loderten damals die Parteikämpfe in den Republiken der Pentapolis mit wilder Leidenschaft von neuem empor; und Flüchtlinge aus Kyrene waren es, die den alexandrinischen General Timbron, der damals in Kreta verweilte, zu Hilfe riefen. Diese Gelegenheit benutzte Ptolemaios, der sich inzwischen in Ägypten festgesetzt hatte, um sich einzumischen; Timbron wurde geschlagen, und 322 erkannte die gesamte Kyrenaïka die Oberherrschaft des schlauen Ägypterkönigs an.

Damit scheint der Niedergang des Landes begonnen zu haben. In die ptolemaiischen Familienstreitigkeiten oftmals hineingezogen, erlangte das Gebiet wohl manchmal vorübergehend seine Selbständigkeit zurück, blieb aber in der Hauptsache unter ägyptischem Einfluß. Den Wettbewerb mit Karthago einerseits, Alexandreia anderseits vermochte Kyrene nicht mehr zu bestehen. Wenn ihm wohl auch das gewaltige Ringen der phönikischen Pflanzstadt mit dem aufstrebenden Römerreiche manchen vorübergehenden Vorteil brachte, wenn auch die Gunst der Lage nie ganz verloren gehen konnte, so büßte doch zweifellos Kyrene mit seinen Schwesterstädten mehr und mehr an Bedeutung ein. In einem gewissen Zusammenhange steht der Rückgang, der auch auf geistigem Gebiet erkennbar wird, mit der zunehmenden Volksmischung, durch die das alte Hellenentum mehr und mehr zurückgedrängt und entstellt wurde. Insbesondere muß die Zahl der Juden, die von den Ptolemaiern absichtlich begünstigt wurden, in der Kyrenaïka im Laufe der Zeit gewaltig gestiegen sein: in der späteren ptolemaiischen Periode sollen sie fast den vierten Teil der Stadtbevölkerung gebildet haben. In welchem Maße sich dazu noch libysche, ägyptische und selbst nigritische Elemente gesellt haben mögen, ist zwar nicht bekannt, läßt sich aber aus der Lage und den Handelsbeziehungen der Pentapolis erraten. Die geistige Kultur des afrikanischen Griechentums, die einst in Kyrene ihren Mittelpunkt gehabt hatte, ging völlig auf Alexandreia über.

Die Römer gelangten auf friedlichem Wege nach dem Tod eines Ptolemaierfürsten, dem die Pentapolis als selbständiges Reich zugefallen war, in den Besitz des Gebiets; nur lose wurde es mit dem römischen Weltreiche verbunden (um 95 v. Chr.), da die Kyrenaïka seit langem kein für die Weltherrschaft wichtiger Punkt mehr war. Unruhen in dem nunmehr zinspflichtigen Lande führten endlich zur völligen Unterwerfung durch Pompeius 67 v. Chr. und zur Vereinigung mit Kreta. Weiterhin trat die Pentapolis nur wenig mehr hervor; was allenfalls zu melden wäre, zeigt den zunehmenden Niedergang. Ein furchtbarer Aufstand der jüdischen Bevölkerung zu Trajanus' Zeit soll 200000 Griechen und Römern das Leben gekostet haben, so daß der Kaiser nach der Niederwerfung des Aufruhrs eine neue Kolonie, Adrianopolis, in der Kyrenaïka anlegte, um das entvölkerte Land wieder zu heben. Aber schon hatten die libyschen Nomaden die Schwächung der Provinz benutzt, einen Teil des Fruchtlandes zu besetzen, ohne daß es möglich gewesen wäre, ihren Übergriffen zu steuern. Den letzten Rest der alten Blüte vernichteten die Verwüstungen der islamischen Eroberungszeit.

B. Karthago.

Lange vorher und nicht im allmählichen Absterben, sondern in gewaltigem tragischen Falle war die stolze Nebenbuhlerin Kyrenes, das phönikische Karthago, zugrunde gegangen. Die Anfänge dieser Stadt reichen weiter zurück als die der griechischen Siedelung, mit deren ersten Schicksalen die ihrigen viele verwandte Züge aufweisen.

Als bewegliche Seeräuber und Händler hatten — nach der vom Altertum übernommenen Anschauung (vgl. darüber Bd. II, S. 167ff.) — die Phöniker schon sehr früh aus dem östlichen Mittelmeerbecken nach dem westlichen hinübergegriffen, angelockt, wie es scheint, durch die Metallschätze der Iberischen

Halbinsel, die ihnen, wie später den Spaniern Amerika, als Ziel verwegener Fahrten am Rande des westlichen Horizonts lag. Nordafrika mag damals noch wenig berücksichtigt worden sein. Als indessen auch die Meerenge von Gibraltar nicht mehr die Grenze der phönikischen Schiffahrt bildete, als die kühnen Seeleute und Händler zur See die Quellen des Zinn- und Bernsteinhandels aufsuchten, der wohl schon lange zu Lande nach dem Süden hin stattfand, da luden die Gebiete um die Säulen des Herakles zur Anlage von Raststorten und Stapelplätzen ein. Hier also, im heutigen Marokko, scheinen die ersten festen Siedelungen der Phöniker entstanden zu sein; und so bedeutend wurde im Laufe der Zeit ihr Einfluß, daß ganze Stämme im westlichen Mauretanien die phönikische Sprache annahmen. Allmählich wurde auch die übrige Küste Nordafrikas mit Handelsplätzen besetzt, die um so besser gediehen, als hier der Wettbewerb anderer Seevölker am schwächsten und am spätesten wirksam wurde. Die phönikischen Kolonisten legten Wert darauf, mit den Mutterstädten im fernen Osten im Verkehr zu bleiben; viele freilich waren als Flüchtlinge in ihre neue Heimat gekommen, wie denn die älteste urkundliche Nachricht über phönikische Siedelungen an der numidischen Küste auf solche Verhältnisse deutet. Bedeutender Landbesitz und Herrschaft über die Ureinwohner waren im allgemeinen nicht das Ziel der phönikischen Ansiedler, sondern der ungestörte Handel zur See, die Ausbeutung der Schätze der Gebirge oder des Meeres und die Erzeugung neuer Werte durch gewerbliche Tätigkeit. Seitdem freilich die phönikische Seemacht zurückging und andere Flotten die Meere zu beherrschen begannen, nahm die Lebenskraft der schwach im Boden wurzelnden Siedelungen rasch ab; und nur die durften sich zu behaupten hoffen, die eine festere Grundlage ihres Daseins gewonnen hatten.

Eine Siedelung dieser Art hatte die Aussicht zu glänzender Entwickelung. Während im östlichen Mittelmeer das aufstrebende Griechentum und seine Vorläufer auf kleinasiatischem Boden Phönikiens Handel und Seeherrschaft zurückdrängten, bot das westliche Becken mit seinem Reichtum und seinem Ausgange nach den nördlichen Gebieten noch Raum genug für phönikischen Handelsgeist, sobald er nur einen neuen Mittelpunkt seiner Tatkraft fand. Dieser Mittelpunkt aber war Kartchadast, von Griechen und Römern und danach heute allgemein Karthago genannt. An dem günstigsten, für Handel und Verkehr verheißungsvollsten Punkte der Mittelmeerküste war es entstanden und hatte dem älteren Utika (= Altstadt, s. Bd. II, S. 170) den Rang abgelaufen. Wo die Nordküste Afrikas am weitesten hervorspringt, sich dem gegenüberliegenden Sizilien bis auf 140 km nähert und dann schroff nach Süden hin zurückweicht, dort also, wo sich das westliche Becken des Mittelmeeres vom östlichen scheidet und aller Handelsverkehr zur See, der nicht die gefährliche Durchfahrt durch die Meerenge von Messina wählt, vorübergeht, dort lud ein fruchtbares, hafenreiches Gebiet zu Rast und Siedelung ein. Karthago hat angeblich im 9. Jahrh. v. Chr. die Königin Dido oder Elissa, die vor der Grausamkeit ihres Bruders aus Tyros entfloh, angelegt. Jedenfalls zeigten die Erbauer Karthagos, wer sie auch gewesen sein mögen, einen besseren Blick für die Gunst der Lage als die ersten Kolonisten Utikas: an einem schmalen Meerbusen, der durch zwei Vorgebirge geschützt war, ließen sie sich nieder, und zwar neben einer älteren, Byrsa genannten Siedelung, die später mit der ihrigen verschmolz. Eine feste Burg bot hier einen sicheren Stützpunkt und eine Zuflucht in Zeiten der Gefahr.

Soviel sich aus den Berichten der Sage entnehmen läßt, war das Verhältnis zu den benachbarten phönikischen Siedelungen freundschaftlich. Auch mit den Urbewohnern, den Libyern, die wohl hauptsächlich der blonden Rasse angehörten, stand man anfangs in gutem Vernehmen. Aber wie Kyrene bald gezwungen war, gegen die nomadischen Nachbarn die Waffen zu ergreifen, so scheinen sich auch die Karthager keiner allzu langen Ruhe erfreut zu haben. Indes gerade die Kämpfe mit den Libyern, so schwer und unerwünscht sie gewesen sein mögen, legten den eigentlichen Grund zur Größe der Stadt. Karthago mußte wohl oder übel die unruhigen Nachbarn unterwerfen und das reiche Fruchtland des heutigen Tunesien unter seine Gewalt bringen. Indem es aber auf diese Weise eine breite Grundlage

seines Daseins schuf, die Ernährung der Stadt von äußeren Wechselfällen unabhängig machte und zugleich in den angesiedelten Libyern einen festen Kern für seine Söldnerheere fand, vermochte es bald die Schwingen mächtiger zu regen als alle phönikischen Siedelungen ringsumher: Karthago war nicht eine Tochterstadt, sondern ein Tochterland Phönikiens. Freilich ist es nicht in allen Stücken der alten Heimat zu vergleichen, da Lage und Völkermischung den ursprünglichen Charakter bedeutend beeinflußten. Von hier aus konnte die Gründung neuer Kolonien erfolgen. Der westliche Handel, der den Händen der Phöniker entglitt, fiel zum großen Teile den Karthagern zu, so lästig auch der Wettbewerb der massilischen Griechen und der Etrusker allmählich werden mochte.

Die ältesten einigermaßen beglaubigten Nachrichten der punischen Geschichte zeigen uns die Republik nicht nur im siegreichen Kampfe mit den Libyern begriffen, sondern auch bereits beschäftigt, sich der großen Inseln des westlichen Mittelmeeres, vor allem des nahen Sizilien, zu bemächtigen. Damals, im Anfange des 5. Jahrh., bestanden zwar noch enge Beziehungen zu Tyros, die hauptsächlich aus religiösen Gründen aufrechterhalten wurden; aber das ganze Wesen Karthagos mit seiner phönikisch-libyschen Mischbevölkerung und seinem Streben nach Landerwerb wich doch schon beträchtlich von dem heimatlichen Vorbild ab. Das Söldnertum, die Hauptwaffe und zugleich der Fluch der Krämerstadt, stand bereits in Blüte und in seinem Gefolge die Anfänge einer Säbelherrschaft, die freilich immer zuletzt an der eigenartigen Verfassung des Staates und dem Überwiegen der Geldmacht scheiterte, aber in wechselnder Gestalt in der Geschichte Karthagos wieder auftaucht. Der siegreiche Heerführer Malchus, der in Libyen und Sizilien glücklich gekämpft hatte, erhielt den Auftrag, auch Sardinien zu nehmen, erlitt aber durch die Eingeborenen eine schwere Niederlage und wurde, nach echt geschäftsmäßiger karthagischer Sitte, samt seinem Heere mit der Verbannung bestraft. Malchus indessen belagerte die Stadt und erzwang seine Wiederaufnahme; man fand freilich bald ein anderes gesetzliches Mittel, den gefährlichen Mann ganz zu beseitigen. Glücklicher war sein Nachfolger Mago, der sich als Organisator des Heeres an die Spitze des Staates schwang und seinen Einfluß auf seine Nachkommen übertrug. Bis um 480, vielleicht auch noch später, scheint die Vorherrschaft der Familie Magos gewährt zu haben; und den Männern dieser Familie ist die erste große Machtstellung Karthagos, die Eroberung Siziliens, Sardiniens und der Balearen und die Gründung neuer Kolonien in Spanien zu danken. Das Griechentum vermochte diese Entwickelung wohl zu stören, aber nicht zu hindern. Aus allen diesen Unternehmungen spricht ein ganz anderer Geist als aus den Handelsfahrten der älteren Phöniker, eine gewisse Abwendung von der reinen Krämerpolitik, ohne daß man freilich ganz mit dem Alten brach. (Vgl. Bd. II, S. 171—174.)

Daß im Grunde Karthago doch eine Handelsstadt blieb, ohne sich zu einem wirklichen Staat auszuwachsen, daß jene Neigung der freien Handelsemporien zu inselhafter Abschließung dem Lande gegenüber, an dessen Küste sie liegen, ihr so gut eigen war wie später Venedig oder Genua, das zeigt sich besonders in dem kleinlichen Zuge der afrikanischen Politik im Vergleiche zu den weitausgreifenden Unternehmungen in entfernteren Gebieten. Halb gezwungen nur dehnte man die festländischen Besitzungen nach dem Inneren hin aus — an eine Unterwerfung Numidiens aber, dessen Fürsten in wenig Tagen mit ihren Reiterscharen die Ebene Karthagos überschwemmen und die Stadt einschließen konnten, scheint man niemals gedacht zu haben: man begnügte sich, durch reichlich gespendetes Gold die gefährlichen Nachbarn freundlich zu stimmen und aus ihren Reitern wertvolle Hilfstruppen zu bilden. Das Küstenland an den Syrten, also das Ausmündungsgebiet des afrikanischen Binnenhandels, wurde besetzt und im blutigen Kampfe mit den Kyreneern behauptet; doch von Versuchen, weiter ins Innere vorzudringen oder gar die Negerländer zu erreichen, hört man fast nichts. Diese Schwäche der afrikanischen Stellung aber war das schließliche Verderben Karthagos, und der Fall der Stadt zerstörte mit einem Schlag eine Macht, die in ihrer Blütezeit es vermocht hatte, den römischen Staat in seinen Grundfesten zu erschüttern.

Daher hat Karthago für die Geschichte Nordafrikas nicht die Bedeutung, die sein

glänzender Name zu verbürgen scheint. Indessen liegt die Ursache der Erscheinung noch tiefer: Karthago war zu sehr Handelsstadt, um eine wirkliche Verbreiterin dauernder Kultur zu sein. Im Wesen des Kaufmanns liegt es, daß er mit verlockenden Waren die Lust einfacherer Völker reizt und die Trägen anspornt, die Güter ihrer Heimat zu gewinnen und im Austausche gegen seine bunten Schätze herbeizubringen; keineswegs aber ist er geneigt, sie in die Geheimnisse seiner Kultur einzuweihen, sie zu lehren, wie sie Purpur und Glas herstellen oder kostbare Metallgeräte gießen sollen, mit einem Worte: sie von seiner vermittelnden Tätigkeit unabhängig zu machen. Nur den Sklaven gegenüber, die er aus fremden Ländern mitführt und in seinen Fabriken beschäftigt, wird er zum Lehr- und Zuchtmeister. Mit tiefem Geheimnis ihre Handelsfahrten wie die Herstellung ihrer kostbaren Erzeugnisse zu verhüllen, war das Hauptgesetz phönikischer Händler, und das libyphönikische Mischvolk der Punier, das Karthago bewohnte und die Erbschaft der phönikischen Kaufleute übernahm, wurde diesem Grundsatze nicht untreu. Darum aber liegt der Fluch der Unfruchtbarkeit über dem emsigen Fleiße der Punier.

In Nordafrika reichte das Gebiet der Stadt westlich bis nahe an Hippo Regius, südlich bis zum Tritonsee; es fiel genau mit dem Gürtel des Ackerbaues zusammen. Aber die Karthager sind es offenbar nicht gewesen, die den alten libyschen Einwohnern, den Maxyern, Byzanten und Zaunken, den Ackerbau gebracht haben, da er wohl schon vor ihrer Ankunft, wenn auch in roher Form, betrieben wurde. Die Ureinwohner verschmolzen mit den Einwanderern zu dem neuen Volke der Libyphöniker; in diesem hat sich denn auch die eigentliche Widerstandskraft des karthagischen Staates verkörpert: mit den Kornlieferungen der Libyphöniker wurden die Heere ernährt und wurde die Stadt selbst in schwierigen Zeiten vor Mangel geschützt. Die Verbesserungen des Ackerbaues und vor allem wohl die Bewässerungskünste, die die Karthager aus ihrer orientalischen Heimat mitgebracht hatten, hoben das Fruchtland zu einer Blüte, die auch nach der Eroberung durch die Römer nicht verschwand und für die Sieger zum Vorbilde wurde. Aber obwohl die punische Sprache im Landgebiete der Stadt herrschte, obwohl sich Karthager überall zwischen den Libyern ansiedelten und mit ihnen mischten, so hinderte doch die kalte, im Grunde herzlose Politik der Kaufmannsstadt den aufrichtigen Zusammenhalt zwischen den Städtern und den mehr oder weniger bedrückten Bewohnern des Landes. Selbst die älteren phönikischen Pflanzstädte (Utika, Hadrumetum, Groß- und Klein-Leptis) bildeten keine organischen Bestandteile des karthagischen Staates, sondern wahrten sich unter dem Namen von Bundesgenossen eine verhältnismäßig selbständige Stellung, ähnlich wie weiter im Osten neben dem mächtigen Kyrene noch andere Städterepubliken bestanden haben. Eine Folge dieser freieren Stellung und gewiß auch des Gefühls der Blutsverwandtschaft war es, daß die Bürger dieser alten Städte am treuesten an Karthago hingen und sich erst in letzter Stunde von der sinkenden Königin der Meere abwandten.

Sehr locker war und blieb das Verhältnis Karthagos zu den nomadischen Stämmen, die die überwältigende Mehrheit der Bevölkerung Nordafrikas bildeten. Immerhin gewann die Stadt nach Osten wie nach Westen hin Einfluß, errichtete Handelsstationen und schloß günstige Verträge. Am ungefährlichsten waren die Stämme, die ostwärts an den dürftigen Gestaden der Kleinen und Großen Syrte saßen, wie die schafzüchtenden Nasamonen, die gewissermaßen als Grenzwache gegen Kyrene gedient zu haben scheinen und sich allmählich nach Westen hin ausbreiteten, die Maker und die „Lotophagen", die auf der Insel Dscherba und der gegenüberliegenden südtunesischen Küste ihre Heimat hatten.

Der Name Lotophagen, der in der griechischen Literatur mehrfach vorkommt und nicht immer auf ein und dasselbe Volk angewendet wird, deutet auf sehr frühe Zustände hin, die den Anfängen des Nomadentums noch voraufgehen, auf ein Dasein, dessen dringendste Bedürfnisse durch das Einsammeln der Wurzeln und Früchte des wildwachsenden Lotos schon genügend befriedigt wurden.

Alle diese Völker, mochten sie auch zu kleinen Raubzügen und Unbotmäßigkeiten geneigt sein, waren leicht im Zaume zu halten und bildeten keine Gefahr für das Gebiet von Karthago. Wichtig waren sie nur deshalb, weil durch ihre Hand der Verkehr mit dem Sudan ging, den die Karthager freilich nie mit dem Eifer betrieben, den eine weitschauende Politik ihnen angeraten hätte — die Karthager fühlten sich eben nie als Afrikaner, sondern als Uferbewohner des Mittelmeeres, auf dessen Fluten und Küsten sich ihre Blicke richten.

Weit bedenklichere Nachbarn besaß das punische Landgebiet im Westen. Hier scheinen sich im Laufe der Jahrhunderte aus den ursprünglichen, wenig einheitlichen Bestandteilen neue Völker gebildet zu haben; und zwar muß die Einigung von den hamitischen Bevölkerungsteilen ausgegangen sein, da die nunmehr entstehende Rasse der Berber sich sprachlich den Hamiten anreiht. Dieser Vorgang hat sich anscheinend parallel mit der Entwickelung Karthagos vollzogen; wenigstens läßt sich vermuten, daß das Beispiel der hohen Kultur und straffen staatlichen Organisation der mächtigen Handelsstadt auf ehrgeizige Stammesfürsten seinen Einfluß geübt und sie angeregt hat, auf alle Weise ihr Gebiet zu erweitern. So finden wir denn, während noch Herodotos nur von einzelnen, politisch unverbundenen Stämmen zu berichten weiß, später zwei mächtige Völker: die Numidier und die Mauretanier im nordwestlichen Afrika, und wir finden Könige, die eine gewaltige Zahl leichtbeweglicher Truppen unter ihren Fahnen vereinigten. Daß diese politischen Umbildungen auch mit Veränderungen der Kultur verbunden, ja vielleicht erst durch sie ermöglicht waren, ist sehr wahrscheinlich; die Einführung des Pferdes dürfte hier vor allem zu nennen sein. Auch der Ackerbau mag sich gehoben haben, obwohl er in Numidien und Mauretanien noch zur Zeit des Jugurthinischen Krieges (111—106 v. Chr.) nicht bedeutend war und die Nomaden auf ihren ausdauernden Rossen auch damals den Kern der Kriegsmacht bildeten. Die Karthager gaben es bald auf, den gefährlichen Grenznachbarn ihr Joch aufzuzwingen und durch unaufhörliche kostspielige Kriege sich ein Gebiet zu sichern, dessen Ertrag nicht der Rede wert war. Lieber wendeten sie einen Teil der dazu erforderlichen Summen daran, die Nomadenfürsten günstig zu stimmen; und die Angesehensten der Handelsstadt verschmähten es nicht, sich mit den numidischen Königen zu verschwägern. Dafür stellten die Fürsten ihre vortreffliche Reiterei den Karthagern zur Verfügung, und manchen Sieg hatten sie dem Ansturme der Wüstenrenner zu verdanken. Auch in diesem Sinn also trieb Karthago keine afrikanische Politik; da ist es kein Wunder, daß es späterhin den Römern nicht schwer fiel, die unsicheren Bundesgenossen auf ihre Seite herüberzuziehen.

So ist die Geschichte Karthagos keineswegs identisch mit der Geschichte Nordafrikas. Mittelbar freilich sind auch die halb oder ganz unabhängigen Gebiete in die Schicksale des merkwürdigen Handelsstaates verflochten worden, der nach einer glänzenden Blüte am Widerstand eines arischen Volkes zerschellte. Karthago, das anfänglich ein treues Nachbild einer phönikischen Stadt gewesen sein mag, entwickelte sich bald in einer Weise, die allen großen, landmächtigen Handelsplätzen, ja, wie England beweist, auch den eigentlichen Staaten dieser Art gemeinsam und naturgemäß zu sein scheint. Mochten einzelne zeitweilig die Herrschaft an sich reißen, mochte die Masse des Volkes vorübergehend ihren Einfluß geltend machen, immer war es die Aristokratie des ererbten Reichtums, die das

Staatsruder lenkte und durch klug ersonnene Einrichtungen sich selbst vor dem Ehrgeiz ihrer einzelnen Mitglieder zu schützen wußte. An der Spitze des Staates standen die beiden Suffeten; freilich zogen sie nicht, wie die römischen Konsuln, zugleich als Feldherren in den Krieg, sondern traten nur ausnahmsweise einmal an die Spitze der Heere. Die eigentliche Macht des Staatswesens aber ruhte im Senat und seinem engeren Ausschuß, der Gerusia, die aus dem Kerne der Aristokratie gebildet war. Gewaltig war daneben die Bedeutung der Priesterschaft, der Hüterin einer durch orientalisch-grausame Züge verdüsterten Religion (s. die nebenstehende Abbildung). Die Feldherren, die während ihrer Amtszeit die größte Bewegungsfreiheit besaßen, fanden bei ihrer Rückkehr im Senat einen unerbittlichen Richter, der den unglücklichen Führer für die erlittenen Verluste mit seiner Habe oder selbst dem Leben büßen ließ. In der Blütezeit des Staates hielten sich so die verschiedenen Prinzipien die Wage, und das Staatsgebäude blieb von inneren Zerrüttungen verschont.

Statue eines bärtigen Gottes aus Nordafrika. Nach Catalogue des Musées et Collections Archéologiques de l'Algérie et de la Tunesie. 6. Abt. (Paris 1909).

Nach außen hin aber befolgte Karthago eine weitausschauende kaufmännische Politik. Daß Reichtum das allein erstrebenswerte Ziel des Daseins sei, darüber herrschte unter den Bürgern der phönikischen Pflanzstadt wünschenswerte Einhelligkeit. Nicht minder war man sich bewußt, daß nur Unternehmungen im großen Stile, die politische Herrschaft über reiche Gebiete und das Monopol des Handels das Ideal jedes punischen Herzens verwirklichen konnten. So sind denn auch die beständigen Kriege nicht Selbstzweck, wie bei den Römern, die ein dunkler Drang der Weltherrschaft entgegenführte, sondern Handelsunternehmungen, für die man sich Truppen kaufte, und deren Ergebnis ein Gewinn in klingender Münze sein sollte. Die eigentliche Waffe des Staates war die Flotte, die ihm Sicherheit vor Angriffen und Freiheit des Handels gewährte, solange nicht eine stärkere Seemacht auf dem Plan erschien. Indessen würde man den Karthagern unrecht tun und die Hauptquelle ihrer langdauernden Macht verkennen, wenn man nicht bedenken wollte, daß sie nicht nur

im Handel eine Quelle des Reichtums sahen, sondern auch im Ackerbau. Die Erwerbung eines größeren Landgebietes in Afrika, die Unterwerfung Siziliens und Sardiniens beruhen auf dem Wunsche nach Grundbesitz, der von Sklaven bewirtschaftet wurde und Anlaß zu gewinnreichen Getreidespekulationen gab. Die Anfänge der rationellen Landwirtschaft gehen auf karthagische Quellen zurück. Sicher ist diese für Nachkommen phönikischer Händler seltsame Vorliebe für den Landbau auf die Zumischung libyschen Blutes zurückzuführen.

Die anfangs rein kaufmännische Politik der Karthager erfuhr eine Änderung, sobald die aufstrebenden griechischen Kolonien in Süditalien und Sizilien als Nebenbuhler im westlichen Mittelmeer erschienen; denn jetzt galt es, sich um jeden Preis durch gewaltige Anstrengungen des lästigen Wettbewerbes zu entledigen.

Der erste Ansturm gegen die sizilischen Griechen, an deren Spitze König Gelon von Syrakus stand, führte zu der furchtbaren Niederlage des karthagischen Feldherrn Hamilkar bei Himera in demselben Jahre, da die östlichen Griechen in der Schlacht bei Salamis die Flotte der Perser vernichteten (480). Sizilien wurde daraufhin vorläufig aufgegeben. In den nächsten Jahrzehnten wandte man sich mehr den afrikanischen Verhältnissen zu, bekriegte die Numidier und Mauretanier, ohne freilich viel zu erreichen, und setzte sich im blutigen Kampfe mit Kyrene auseinander, bis man sich endlich über eine Grenze des beiderseitigen Einflusses einigte. Erst die Wirren, die auf den verunglückten Zug der Athener nach Sizilien folgten, ermutigten die Karthager zu abermaliger Einmischung (410). Selinus und Himera wurden zerstört, später auch Agrigentum genommen; Sizilien wäre rettungslos eine Beute Karthagos geworden, hätte nicht der Usurpator Dionysos I. von Syrakus alle Kräfte des Widerstandes in seiner Hand vereinigt.

In den nun folgenden Kriegen zeigte sich, daß manche sizilische Städte mit merkwürdiger Treue an der karthagischen Herrschaft festhielten. Fast siebzig Jahre lang erneuerten sich die Kämpfe zwischen Griechen und Karthagern; doch kein Teil konnte sich eines entscheidenden Sieges rühmen. Als dann nochmals der Tyrann Agathokles von Syrakus von 311—306 Karthago bekriegte, geriet dieses selbst in die größte Gefahr: Agathokles landete, als er seine Sache in Sizilien fast verloren sah, mit unerhörter Kühnheit an der afrikanischen Küste und brachte, unterstützt durch den damaligen Herrscher von Kyrene, Karthago an den Rand des Verderbens. Erst nach verzweifeltem Kampfe, während auch in Sizilien der Krieg tobte, warfen die Karthager die Eindringlinge wieder aus dem Lande und behaupteten ihre Stellung auf Sizilien. Karthagos Schwäche hatte sich zum erstenmal offenbart: die geringe Zuverlässigkeit der afrikanischen Bundesgenossen war mehrfach zutage getreten. Um so wichtiger erschien in Zukunft der Besitz Siziliens, das als Vorwerk der Stadt gelten durfte, ohne daß es freilich gelang, eine wirkliche zuverlässige Provinz Karthagos aus dem Lande zu machen. Daher war es in der Folgezeit wohl noch möglich, den Angriff des Königs Pyrrhos von Epeiros abzuwehren, um so mehr, als das aufstrebende Rom für diesmal noch als Bundesgenosse Karthagos auf dem Plan erschien; aber gerade der Untergang des gefährlichen Gegners öffnete den Römern den Weg nach der größten Insel des Mittelmeeres, nötigte sie, eine Seemacht zu bilden, und bahnte ihnen damit eine Brücke hinüber nach Afrika. Binnen kurzem begann denn auch der Riesenkampf der beiden Mächte, der Karthagos Ende herbeiführen sollte.

Karthagos Volksleben zeigte damals Erscheinungen, wie sie in Rom erst während des Verfalls der Republik aufgetreten sind. Gerade in den gefährlichsten Zeitläuften erhoben sich Ehrgeizige, die, auf ihr Gold oder ihre Kriegskunst vertrauend, die Oberherrschaft an sich zu reißen suchten, wie der unermeßlich reiche Hanno, der erst den Senat durch Gift aus dem Wege räumen wollte, dann an der Spitze Tausender von Sklaven einen Aufruhr erregte und endlich mit dem Kreuzestode bestraft wurde, oder wie Bomilkar, der während des Kampfes mit Agathokles seine Zeit gekommen glaubte. Immerhin zeigte sich bei dem Zusammenstoße mit den Römern, daß Karthagos reiche Bürger auch aufopfernden Gemeinsinn besaßen, bis sie freilich durch die schweren, verlustreichen Kämpfe entsittlicht wurden.

Die Römer dagegen suchten schon im ersten Punischen Kriege durch einen Stoß ins Herz den Feind mit einem Male zu bezwingen; sie mochten erkennen, daß Karthago als Staatengebilde Ähnlichkeit mit jenen gewaltigen Tintenschnecken des Meeres habe,

die mit ihren gewaltigen Armen weitausgreifend die Beute umschlingen, deren eigentlicher Körper aber schwach und wehrlos ist. Indessen die anfangs erfolgreiche Landung des römischen Heeres unter Regulus endete mit einer vernichtenden Niederlage. Wenn sich auch Karthago endlich zu einem demütigenden Frieden verstand und auf Sizilien Verzicht leistete, so war doch der Unternehmungsgeist der Bürger nicht gebrochen: von der italienischen Halbinsel zurückgedrängt, fanden sie in der iberischen ein neues, gewinnreiches Feld der Tätigkeit. Spanien, bisher nur durch die Kolonialstädte der Küsten ausgebeutet, sollte der karthagischen Herrschaft völlig unterworfen und damit gleichzeitig nach dem Verlust der sizilischen Vormauer eine drohende Flankenstellung gegen das römische Reich gewonnen werden. Rom erkannte die Gefahr, deren ganze Größe es bald im zweiten Punischen Krieg erprobte, als Hannibal mit spanischen und keltischen Söldnern die Blüte der römischen Kriegsmacht bei Cannä vernichtete und an die Tore der Tiberstadt pochte. Daß aber Karthago der unerbittlichen römischen Willenskraft und Zähigkeit gegenüber diesen Entscheidungskrieg noch immer nicht viel anders denn als eine kostspielige kaufmännische Spekulation betrachtete, war sein Verderben.

In Afrika fiel, nachdem der Angriff auf Italien endgültig gescheitert war, die Entscheidung. Hier aber hatte sich die Stellung Karthagos zu seinen Untertanen und Bundesgenossen eher verschlechtert als verbessert; und die zähe Widerstandskraft, die später die Numidier unter Jugurtha bewährten, kam der unglücklichen Krämerrepublik nicht zugute. Was die libyschen Bewohner des Landgebietes von Karthago zu erwarten hatten, zeigte sich, als nach dem ersten Punischen Kriege die gedrückten Ackerbürger sich erhoben und die Stadt in verzweifelte Bedrängnis brachten. Mit Mühe wurde der Aufruhr gestillt; doch Sardinien, wo inzwischen die Söldner sich empört hatten, fiel in die Hände der Römer.

Zu keiner Zeit tritt die Größe der römischen Politik, im Gegensatze zur krämerhaften Weltanschauung Karthagos, gewaltiger hervor als im zweiten Punischen Krieg. In Italien bis aufs äußerste bedrängt, führt Rom dennoch den Krieg in Spanien siegreich durch, bricht damit das eigentliche Rückgrat des karthagischen Widerstandes und weiß bereits die unsicheren Völker Nordafrikas auf seine Seite zu ziehen, während noch das furchtbare Heer Hannibals in Süditalien verweilt. Den Karthagern gelang es zunächst noch, mit Hilfe anderer numidischer Fürsten den für Rom gewonnenen Syphax zu schlagen; aber die Verhältnisse nahmen eine verhängnisvolle Wendung durch den Abfall Masinissas. Die karthagische Politik hatte ihn zwar anfangs durch verwandtschaftliche Bande an ihre Sache zu knüpfen versucht; aufs äußerste aber war er gereizt worden, als man die ihm verheißene Braut dem mächtigeren Syphax zuführte. Als dann die Angriffe der Römer auf Afrika selbst begannen, offenbarte sich die ganze Schwäche der karthagischen Stellung. Das Zuverlässigste, was Afrika den Karthagern lieferte, waren die Elefanten, auf deren Jagd der Feldherr Hasdrubal in eigener Person auszog; verderblich aber waren die offenen Feindseligkeiten Masinissas und die zweideutige Freundschaft des Syphax. Am treuesten hielten die phönikischen Pflanzstädte an Karthago fest; nur dadurch ward der Fall der Stadt verzögert. Nach der Niederlage bei Zama aber verzichtete das gedemütigte Karthago endgültig auf seine Weltstellung. Vielen der mächtigen Kaufleute mochte es nicht unlieb sein, daß nunmehr die kostspieligen Kriege aufhörten und der Handel in seine Rechte trat. Der Reichtum der Stadt nahm in der Tat rasch wieder zu; aber die Gelegenheit, mit Hilfe dieses Reichtums die afrikanische Stellung zu befestigen, war endgültig vorüber.

Am Ende des zweiten Punischen Krieges standen die Nomadenfürsten Numidiens

und Mauretaniens, an ihrer Spitze Masinissa, der unversöhnliche Feind Karthagos, als furchtbare Nachbarn an den Grenzen der punischen Republik. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sich gerade in der Zeit der römisch-karthagischen Kriege aus den Gebieten unbändiger Nomadenschwärme festere Staatengebilde entwickelt haben, daß die Fürsten dieser Staaten ein starkes Bewußtsein ihrer Kraft gewannen und durch Einführung fortgeschrittener Kultur, vor allem durch Anlage fester Städte und Begünstigung des Ackerbaues eine zuverlässige Grundlage ihrer Macht schufen. Für Karthago waren diese neuen Staaten als Bundesgenossen nicht mehr zu gewinnen. Die Übergriffe Masinissas, des Günstlings der Römer, zwangen die unglückliche Handelsstadt endlich zum Kriege. Dieser führte alsbald das Eingreifen Roms und damit den Untergang Karthagos (s. die untenstehende

Die Ruinen von Karthago um 1840. Nach Stahlstich in „Meyers Universum", Band 7 (1840).

Abbildung) 146 v. Chr. herbei. In Blut und Flammen erlosch der Stern der einst so stolzen, seemächtigen Phönikerstadt; und damit verschwindet auch das karthagische Volk als solches aus der Geschichte der Menschheit.

C. Die römische Herrschaft.

Rom trat nunmehr die Erbschaft Karthagos an und bildete aus dem Gebiete der Republik die Provinz Afrika. Auch in der römischen Zeit hat diese ihren blühenden Zustand bewahrt. Die Städte, die Karthago am treuesten beigestanden hatten, wurden zerstört, andere von römischen Präfekten verwaltet. Nur Utika und Hippo, die im letzten Kampf auf die Seite der Sieger getreten waren, behielten den größten Teil ihrer Freiheiten; Utika gewann sehr durch den Fall Karthagos, trat in handelspolitischer Beziehung eine Zeitlang an seine Stelle und konnte an Reichtum und Handelsverkehr mit Rhodos und Alexandreia wetteifern. Aber auch Karthago erhob sich später wieder aus seinen Trümmern. Zwar scheiterte der Versuch des C. Gracchus, eine Kolonie auf der historischen Stätte anzulegen; aber Cäsar und nach ihm Augustus führten das Unternehmen mit Erfolg

durch. Die neue Pflanzstadt erfreute sich jahrhundertelang einer schönen Blüte (s. die untenstehende Abbildung).

Die karthagische Erbschaft bestand nicht nur aus dem reichen Fruchtland und der Verkehrs- und Machtstellung am Mittelländischen Meere: von ihren besiegten Vorgängern übernahmen die Römer vielmehr auch den Kampf mit dem staatlich geeinten Nomadentum, mit den wirklichen Söhnen Nordafrikas, die unruhigen Sinnes die Grenzen der reichen Provinz umschwärmten. Masinissas (gest. 149 v. Chr.) kluge Politik hatte das numidische Reich zu einer furchtbaren Macht erhoben, deren Gebiet sich von den Grenzen der Kyrenaïka bis hinüber nach Mauretanien erstreckte. Nach dem Tode dieses treuesten Bundesgenossen

Ruinen des Junotempels in Karthago. Nach Photographie von Siegfried Seligmann, Frankfurt a. M.

der Römer bedurfte es nur eines geringen Anstoßes, um den alten Krieg zwischen Ackerbauern und Nomaden in der Form eines Kampfes zwischen Rom und Numidien zu erneuern.

Unter Micipsa, dem Nachfolger Masinissas, blieb das gute Verhältnis noch ungestört, der Zwiespalt brach aus, als nach dem Tode Micipsas (118 v. Chr.) und der Ermordung Hiempsals der Enkel Masinissas und Neffe Micipsas, der verschlagene Jugurtha (117 bis 104), den Thron bestieg. Zum ersten Male trat hier ein echter Sohn Nordafrikas auf den Kriegsschauplatz der Welt, ein Mann, der mit der räuberischen Kühnheit des Nomaden punische List verband und als Verbündeter der Römer die Kriegskunst des nach der Weltherrschaft strebenden Volkes kennen gelernt hatte; zum erstenmal erprobte ein Volk arischer Rasse im Kampf um die Obermacht an den Gestaden des Mittelmeeres die Feindseligkeit der nordafrikanischen Landesnatur.

Jugurtha hatte auf Grund römischer Anordnungen von Micipsas Reich nur den wertvolleren Westen, also das heutige Algerien mit Ausnahme der östlichsten Teile und der Hauptstadt Cirta, erhalten, während sein Adoptivbruder Adherbal den etwa dem jetzigen Tripolitanien entsprechenden Osten zugeteilt bekam.

Für Adherbal war damit keine lange Daseinsfrist gewonnen; 112 fand Jugurtha einen Vorwand zum Krieg: Adherbal wurde in seiner Hauptstadt Cirta belagert und bei der Erstürmung der Stadt nebst zahlreichen Einwohnern getötet. Wohl oder übel mußte jetzt Rom gegen den Usurpator Stellung nehmen, schon aus dem nebensächlichen Grunde, weil sich unter den erschlagenen Bewohnern Cirtas eine Anzahl römischer Bürger befunden hatte. In Wahrheit galt es bei dem nunmehr beginnenden Kriege die Sicherheit der Provinz Afrika, die nicht nur ein wertvoller Besitz wegen ihres natürlichen Reichtums, sondern ein unentbehrlicher Eckstein im Gebäude des römischen Reiches war. Karthago hatte die Notwendigkeit, die afrikanische Stellung durch einen Entscheidungskampf mit der nach und nach sich entwickelnden numidischen Macht fest zu begründen, zu seinem Verderben versäumt und lieber durch Gold die schwankende Bundesgenossenschaft der Nomaden erkauft. Der römische Senat war anfangs geneigt, das gleiche bequeme Mittel anzuwenden und die Augen vor dem schweren Ernste der Lage zu schließen. Doch dem Herrschergeiste des römischen Volkes erschien der unsichere Zustand, den die karthagische Republik bis zu ihrem

Blick in das Trümmerfeld in Timgad (Algerien). Nach Lamer, Römische Kultur im Bilde (Leipzig 1910). Vgl. Text S. 198.

Ende ertragen hatte, endlich als Schmach. Und als Rom entschlossen das Schwert aus der Scheide zog, war auch der alte Streit zwischen Ackerbauern und Nomaden abermals zugunsten der ersteren entschieden.

Der sogenannte Jugurthinische Krieg begann 111 v. Chr., endete aber vorläufig, da Jugurtha die Bestechlichkeit der Senatspartei und des gegen ihn ausgeschickten Konsuls Calpurnius Bestia schlau benutzte, mit einem faulen Frieden. Ja, als der Führer der Volkspartei, Memmius, die Berufung des numidischen Königs nach Rom durchsetzte, zog sich der gewandte Afrikaner dank der Feilheit der maßgebenden Kreise, die selbst ihn in Erstaunen setzte, aus der Schlinge. Erst als er seinen in Rom weilenden Vetter Massiva, der sich unter den Schutz der römischen Gastfreundschaft geflüchtet hatte, meuchlings ermorden ließ, mußte er aus der Stadt weichen und sich zu einem neuen Kriege rüsten. Die Senatspartei führte den Krieg auch jetzt wieder lässig und ungeschickt; eine Heeresabteilung wurde sogar von Jugurtha eingeschlossen und erkaufte nur durch eine schmachvolle Demütigung ihre Freiheit.

Da endlich brach die Volkspartei, die damals den tüchtigeren Kern des römischen Volkes umfaßte, den Einfluß der bisherigen Leiter des Staatswesens, setzte die Bestrafung der Schuldigsten durch und brachte unbestechliche Führer an die Spitze des Heeres. Durch den Konsul Metellus aufs äußerste bedrängt, vereinigte Jugurtha die ganze Kraft des nomadischen Nordafrika vorübergehend gegen die Römer, indem er sich mit seinem Schwiegervater, dem König Bochus von Mauretanien, verbündete. Das mauretanische Reich bestand schon zur Zeit des zweiten Punischen Krieges, dürfte den größten Teil Marokkos umfaßt haben und stand an Kultur vielleicht dem numidischen nicht allzusehr nach, da die alten phönikischen

Einflüsse auf die Westküste Marokkos nicht ohne dauernde Spuren geblieben sein können. Ob es den Römern gelungen sein würde, mit den verbündeten Gegnern gründlich fertig zu werden, mag dahingestellt bleiben; denn die zweimalige Niederlage der beiden Könige bei Cirta entschied den Krieg keineswegs. Aber die Einigkeit nahm bald ein Ende. Bocchus lieferte seinen Schwiegersohn den Römern aus; diese verherrlichten mit ihm ihren Triumphzug und ließen den Unglücklichen in einem unterirdischen Kerker verkommen. Das numidische Reich wurde geteilt: ein Stück dem Bocchus zugewiesen, ein anderes mit der römischen Provinz vereinigt, der Rest zwei numidischen Prinzen übergeben.

Von einer vollständigen Beherrschung Nordafrikas durch die Römer ist auch in der späteren Zeit nicht die Rede gewesen. Das Land war für das römische Reich immer ein Randgebiet, kein Durchgangsposten nach dem nigritischen Afrika, dessen Schätze nur kümmerlich durch die furchtbare Sandwüste nach Norden sickerten und zu keinen kaufmännischen

Kaufläden mit steinernen Ladentischen am Markte in Timgad (Algerien). Nach Lamer, Römische Kultur im Bilde (Leipzig 1910).

Unternehmungen im großen Stile, geschweige zu Kriegszügen verlockten. Wenn sich die römische Herrschaft in Nordafrika dennoch mit der Zeit mehr und mehr befestigt hat, so hing das mehr mit dem Umschwunge der Kultur, dem Vordringen der Ackerbauer und Städtebewohner (s. die Abbildung S. 197 und die obenstehende) zusammen, als mit politischen Maßnahmen. Wo der Ackerbau Fuß faßte, gewann auch die römische Bildung Einfluß; und dieser folgte die politische Unterwerfung, die aus den Römern die natürlichen Beschützer alles seßhaften Volkes in Nordafrika machte (s. die Abbildung S. 199).

Während die Provinz Afrika sich mehr und mehr in ein echtrömisches Gebiet verwandelte, entging auch Numidien dem Schicksale der Romanisierung nicht. Schon Masinissa hatte mit Eifer die Ansiedelung von Ackerbauern in seinem Gebiete betrieben. Dadurch hatte er seiner Macht eine feste Grundlage verschafft und die Einigung Numidiens erst ermöglicht, aber doch gleichzeitig die Fahne des reinen Nomadentums verlassen, unter der allein die Numidier hoffen durften, dem römischen Einflusse zu widerstehen. Das halb zufällige Ereignis, daß sich König Juba von Numidien im Kampfe zwischen Pompejus und Cäsar auf die Seite des ersteren stellte und in dessen Niederlage mit verwickelt wurde,

Maurische Reiterei, unter Lusius Quietus gegen die Daker kämpfend; Relief der Trajanssäule.

Nach Cagnat, L'armée romaine d'Afrique et l'occupation militaire de l'Afrique sous les empereurs (Paris 1892).

Mauriſche Reiterei, unter Luſius Quietus gegen die Daker kämpfend; Relief der Trajansſäule.

Wie im ganzen Römiſchen Reiche, ſo halfen auch in Mauretanien irreguläre Truppen die kaiſerliche Beſatzung im Notfalle verſtärken. In größeren Feldzügen wurden ſie auch außer Landes verwendet; ſo ſtoßen wir auf mauriſche Reiterei z. B. im Heere des Marcus Aurelius, in dem des Macrinus, als er gegen den in Emeſa zum Kaiſer ausgerufenen Elagabal marſchierte, und in dem Heere des Severus Alexander. Auf dem umſtehend wiedergegebenen Bruchſtück der Trajansſäule in Rom iſt die unter Luſius Quietus im Kriege gegen die Daker kämpfende Abteilung mauriſcher Berittener dargeſtellt. Ohne Sattel und Zaumzeug ſitzen ſie, bekleidet mit einem kurzen, durch Schulteragraffen und einen Gürtel gehaltenen Hemd, auf ihren kleinen Roſſen, deren Mähnen kunſtvoll zu Zöpfen geflochten ſind. Ihre Waffen beſtehen nur aus Lanze und kleinem Schild; die Lanzen, einſt wohl auf den Marmor gemalt, ſind nicht mehr zu ſehen.

Nach René Cagnat, L'armée romaine d'Afrique et l'occupation militaire de l'Afrique sous les empereurs (Paris 1892).

führte den Umschwung herbei: Augustus schlug die östliche Hälfte Numidiens als „neue Provinz“ zum Römischen Reich und ließ Juba nur im Besitz des weniger kultivierten Westens sowie Mauretaniens, das aber wohl nur zum kleinsten Teile die Herrschaft des Königs anerkannte. Von dieser Zeit an beginnt der Name der Numidier zurückzutreten und die Bezeichnung „Mauren“ für die Bewohner Nordafrikas, vor allem die Nomaden, allgemein zu werden; die Verschmelzung der Urbevölkerungen zu einer neuen Rasse war vollendet.

Die Römer sahen sich bald genötigt, das ihnen unterworfene Gebiet der Ackerbauer durch Reihen von Befestigungen und eine Art Militärgrenze gegen die Nomaden zu schützen, die sich, in Steppen und Gebirge zurückgedrängt, höchstens vorübergehend als

Das römische Prätorium zu Lambesa in Algerien. Nach Photographie von C. Abt, Frankfurt a. M.

unsichere Bundesgenossen gewinnen ließen, aber immer zu Einfällen in das Fruchtland bereit waren. Immerhin genügte, da nach der endgültigen Schwächung der numidischen Macht kein stärkerer Feind das römische Afrika bedrohte, eine verhältnismäßig geringe Truppenzahl zum Schutze des Landes: zwei Legionen (später gar nur eine einzige) hatten ihr Standquartier in Afrika; ja, wie die beigeheftete Tafel vor Augen führt, zog Rom die militärische Kraft Nordafrikas zu auswärtigen Kriegen heran. Außerhalb der Provinz standen nur die Gebiete des Ackerbaues unter römischem Einfluß, und da diese oasenartig in den von Nomaden besetzten Landstrichen lagen, so war von einer völligen Beherrschung des Landes niemals die Rede. Das gilt besonders von Mauretanien, das niemals ein fester Bestandteil des römischen Reiches geworden ist.

Die äußere Geschichte Nordafrikas in der römischen Kaiserzeit bietet wenig Erzählenswertes. Unter allen Grenzländern des römischen Reiches war es das am wenigsten bedrohte; gleichzeitig gehörte es zu den Gebieten, die, kaum zu einer Erweiterung

Römische Grabpyramide in Lambesa. Nach Lamer, Römische Kultur im Bilde (Leipzig 1910).

einladend, nie als Ausgangspunkt kriegerischer Unternehmungen zu dienen hatten. Am weitesten nach Süden, und zwar nach dem Bezirk Fessania (das heutige Fessem), rückten die Römer von Oea, dem heutigen Tripolis, aus; Wassersperren, Wachttürme und Grabdenkmäler (s. die nebenstehende Abbildung) zeigen dort noch heute ihr Wirken. Diese günstigen Umstände kamen der Blüte des Landes nicht wenig zugute. Weite Ländereien kamen unter Bebauung. Das System der römischen Latifundienwirtschaft leistete dieser Agrarkolonisation Vorschub. Das römische Großkapital, dem bedeutende Gebiete in Römisch-Afrika überwiesen wurden, bediente sich oft der Hilfe gedienter Soldaten, die aus den afrikanischen Legionen (s. die untenstehende Abbildung) stammten. Das römische Karthago, das auf der Stelle der zerstörten Nebenbuhlerin Roms erwachsen war, gedieh trotz des Fluchs, den einst Scipio über die rauchenden Trümmer der Phönikerstadt ausgesprochen hatte, so glänzend, daß es an Reichtum und Volkszahl mit Alexandreia zu wetteifern vermochte.

Ziegel mit dem Stempel der dritten Legion aus Timgad. Nach Lamer, Römische Kultur im Bilde (Leipzig 1910).

Die Kornzufuhren aus Afrika waren für Rom und für Italien, dessen Landbevölkerung mehr und mehr zurückging, längst schon unentbehrlich geworden und leiteten einen Teil des Goldstroms, der in Rom zusammenfloß, nach der afrikanischen Provinz hinüber. Künste und Wissenschaften feierten, als sie in Rom von ihrer Höhe herabsanken, wie in einigen anderen Provinzen so besonders in Afrika eine schöne Nachblüte. Aber auch die übeln Begleiter des Reichtums, Schwelgerei und Sittenlosigkeit, fanden einen vortrefflichen Nährboden.

Vielleicht sind es beide Erscheinungen: die geistige Entwickelung und die materielle Überkultur, die das Christentum in Afrika (s. die Abbildung S. 201) rasch tiefere Wurzeln schlagen ließen und die weitere Ausbreitung der neuen Lehre von hier aus begünstigten. In der gewaltigen Gestalt des Augustinus (geb. 354 in Tagaste in Numidien, gest. 430 als

Bischof in Hippo) tritt uns der Einfluß Afrikas auf das Christentum verkörpert entgegen. Eine tiefe, kraftvolle Natur, suchte er im Genuß umsonst die Fülle des Daseins zu erfassen, bis ihn eine Stunde der Erkenntnis auf den Weg der Entsagung führte, den er mit gleichem stürmischen Feuer beschritt. Auch das starre, düstere Element des Glaubens, das einst die libysch-phönikischen Bewohner Karthagos trieb, ihr Liebstes auf den Altären der Götter zu opfern, tritt bei ihm noch in jener eisernen Folgerichtigkeit zutage, mit der er die Vorherbestimmung des Menschen zur Seligkeit oder zur Verdammnis durchführte und dadurch die erste große Spaltung der Kirche vorbereitete. Mit Augustinus triumphierte das afrikanische Christentum. Indem es sich die Bildung und den Reichtum des Landes dienstbar machte, gab es Afrika eine entscheidende Stellung in der Kulturwelt, die es freilich bald auf immer verlor.

D. Das Wandalenreich in Afrika.

Noch Augustinus selbst sah in seinem letzten Lebensjahre feindliche Scharen vor seiner Bischofsstadt erscheinen, die Afrika vom Römerreich losrissen und einen Niedergang vorbereiteten, der erst zur Zeit der Araber wieder einem Aufstieg Platz machte. Bei der großen Wanderbewegung, die alle Stämme Ostgermaniens ergriff, waren auch die Wandalen, die im westlichen Schlesien saßen, nicht ruhig geblieben.

Adam und Eva. Altchristliches Denkmal aus Nordafrika mit der Legende: „benenatus saltus — Eba Adam". Nach Catalogue des Musées et Collections Archéologiques de l'Algérie et de la Tunesie, 6. Abt. (Céramique), Tafel 79 (Paris 1909).

Ihre Stellung unter den deutschen Völkern ist nicht ganz klar: manche Geschichtsschreiber der Wanderzeit rechnen sie zu den Goten; nach anderen Angaben würden sie zu der großen suebischen Gruppe gehören. Reine Germanen im anthropologischen Sinne sind sie wohl schwerlich gewesen, sondern stark gemischt mit jener alten Bevölkerung, die in Deutschland schon vor dem Vordringen geschlossener germanischer Stammesverbände seßhaft gewesen sein muß. Ja man hat aus dem Namen der Wandalen geschlossen, daß slawische (wendische) Stämme unter ihnen aufgegangen wären. Jedenfalls galten sie für das minderwertigste, am wenigsten tapfere, aber roheste unter den deutschen Völkern, die nach dem Süden zogen.

Sie hatten sich schon zur Zeit der Markomannenkriege gegen die römische Grenze in Bewegung gesetzt, zunächst in kleineren Horden, bis dann endlich das ganze Volk in unruhigem Drange nach neuen Wohnsitzen zu suchen begann; eine unsichere Angabe läßt jedoch vermuten, daß auch dann noch Reste des Stammes in der alten Heimat zurückblieben. Bald als Feinde, bald als Bundesgenossen der Römer erschienen die Wandalen an der Donaugrenze, schon damals wie später ein Volk, dessen Heeresmacht in der Hauptsache aus Reiterei bestand. Von den Goten fast bis zur Vernichtung geschlagen, begaben sie sich endlich ganz unter römischen Schutz und erhielten Wohnsitze in Pannonien, bis sie sich nach langer Ruhe, anscheinend erregt durch das Glück ihres Landsmannes Stilicho, nach dem Rheine hin in Bewegung setzten; im Verein mit den Alanen schlugen sie die Franken am Main und ergossen sich über Gallien, das fast widerstandslos den Raubscharen zur Beute fiel. Drei Jahre später öffnete ihnen der Verrat germanischer Grenzwachen

die Pässe der Pyrenäen; und nun lernte auch Spanien, das gleich Gallien in dumpfer Ergebung sein Schicksal hinnahm, alle Schrecken des Barbarenkriegs und der Fremdherrschaft kennen (409). Nach einigen wilden Jahren teilten die Eroberer das Land, von dem übrigens ein Rest den Römern erhalten blieb, unter sich; und schon schien eine erträglichere Zeit für die Besiegten heraufzuziehen, als der Angriff der Westgoten neue Verwirrung über Spanien brachte. Ein Teil der Wandalen wurde gänzlich ausgerottet; die übrigen wichen nach dem Süden zurück und erlangten dort vorübergehend wieder bedeutende Macht. Es zeugt von großem Verständnis für ihre Lage, daß sie damals begannen, sich entschieden dem Seewesen zuzuwenden und eine Flotte zu erbauen. Wenn man sich auch davon keine allzu hohe Vorstellung machen darf, so gestattete sie ihnen doch, nicht nur Raubzüge nach den benachbarten Inseln und Küsten zu unternehmen, sondern im Notfall auch mit Weib und Kind drohenden Gegnern zu entrinnen. Die eigentliche Entwickelung der wandalischen Flotte dürfte allerdings erst in Afrika erfolgt sein.

Das reiche, fast schutzlose Afrika hatte damals, als die Wandalen bis zur Meerenge von Gibraltar vordrangen, bereits die Blicke der Gotenfürsten auf sich gezogen, und es war im Grunde nur ein Zufall, daß die Wandalen ihnen zuvorkamen und die verlockende Beute an sich rissen. Während des verhängnisvollen Zwiespalts zwischen den beiden römischen Feldherren Bonifatius und Aëtius griff der sich endlich empörende Bonifatius zu dem verzweifelten Mittel, den Wandalenkönig Geiserich um Hilfe anzurufen. Freudig ward sie zugesagt. Im Mai 429 landete der Heerhaufen der Wandalen an der afrikanischen Küste: nach der verläßlichsten Angabe, Weiber, Kinder und Greise mit eingerechnet, wenig mehr als 80000 Menschen. Bonifatius, der sich inzwischen mit dem römischen Hofe wieder ausgesöhnt hatte, warf sich vergebens den Eindringenden entgegen, hielt aber wenigstens Hippo Regius, den Bischofssitz des Augustinus, gegen die Barbaren. Als er dann, nach Rom zurückgekehrt, nach der Besiegung des Aëtius an seinen Wunden gestorben war, fiel auch Hippo, so daß man 435 den Wandalen fast ganz Afrika, allerdings mit Ausnahme der Hauptstadt Karthago, überlassen mußte. Da nichts zur Sicherung dieses letzten und wichtigsten römischen Stützpunktes geschah, benutzte Geiserich eine günstige Gelegenheit und nahm die Stadt, deren verweichlichte Bewohner keinen ernstlichen Widerstand leisteten, durch Überfall (439). Nach längeren Kämpfen wurde ein neuer Vertrag geschlossen, der seltsamerweise Mauretanien und das westliche Numidien den Römern zuwies, während der reiche Osten nunmehr ganz den Wandalen zufiel (442).

Bei all diesen Kämpfen ist von einem ernsthaften Widerstande der Einwohner keine Rede: mit gotischen Söldnern hatte Bonifatius Hippo verteidigt, während die seßhafte Bevölkerung keine nennenswerte Hilfe leistete und die nomadischen Stämme des Landes sich zweifelhaft verhielten oder die Verlegenheit des römischen Statthalters zu Einfällen und Raubzügen benutzten. Diese Schwäche beruhte auf den sozialen Verhältnissen, die sich in Afrika vielleicht noch ungünstiger entwickelt hatten als in anderen Teilen des römischen Reiches. Längst waren die freien Bauern zu Hörigen der Großgrundbesitzer herabgesunken und standen wenig über den massenhaft vorhandenen Sklaven. Aber die großen Grundeigentümer ihrerseits wurden nur um so leichter zu Opfern der Ausbeutung, die gewissenlose Statthalter immer unerhörter betrieben, je tiefer das Ansehen der kaiserlichen Macht sank. Einen Platz im Senate der großen Städte, einst das Ziel des Ehrgeizes, mochte keiner mehr annehmen, der etwas zu verlieren hatte; denn von den Senatoren forderte man Ersatz für jeden Ausfall der Steuern, der mit der wachsenden Bedrückung immer häufiger wurde. Zuletzt haben zu den Ehrenstellen gepreßte Juden, Häretiker und Verbrecher an der Spitze der einst so kraftvollen altrömischen Selbstverwaltung der Städte gestanden. Mehrmals brachen blutige Aufstände aus, die immer im letzten Grund auf den Steuerdruck zurückgingen. Kriegerische Tüchtigkeit war dem Volke längst verloren gegangen; denn während

der größte Teil der Bewohner Nordafrikas unter den ungünstigen sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen alle Spannkraft des Charakters eingebüßt hatte, waren die Bürger der Städte in Schwelgerei und Sittenlosigkeit versunken. „Gleichwie tief unten in einem Schiffe", sagt Salvianus, „aller Unrat zusammenläuft, so enthalten die Sitten der Afrikaner gleichsam die Laster aus der ganzen übrigen Welt."

Nur eins gab der afrikanischen Bevölkerung einen gewissen Halt und gerade den Wandalen gegenüber eine freilich nur passive Widerstandskraft, die Religion. Die Wandalen hatten sich während ihres Aufenthaltes in Spanien zu fanatischen Arianern entwickelt. Den katholischen, von Augustinus gefestigten Glauben verfolgten sie nun in seiner afrikanischen Heimat mit Härte, gaben gerade dadurch aber den Besiegten ein Gefühl der Zusammengehörigkeit, während sie selbst wie ein Fremdkörper in dem eroberten Lande weilten, ohne in ein dauerndes Verhältnis zum Volk oder zum Boden Afrikas zu treten. Daß die Wandalen in Afrika durchweg als Eroberer auftraten, zwang sie zunächst ohnehin, ihren Staat ohne besondere Rücksicht auf die Verhältnisse der Unterworfenen einzurichten. Insbesondere suchten sie die beiden mächtigsten Stände, Großgrundbesitzer und Geistlichkeit, nicht in ihr Interesse zu ziehen oder doch zu schonen, sondern gingen geradezu auf deren Vernichtung aus und setzten sich an die Stelle der bisherigen Eigentümer des Bodens.

Aber sie blieben dabei auf halbem Wege stehen; denn die Zahl der Wandalen war zu klein, als daß sie auf diese Weise das ganze eroberte Gebiet unter ihren unmittelbaren Einfluß hätten bringen können. So hielten sich denn wenigstens in den entlegeneren und weniger fruchtbaren Strichen die alten Verhältnisse, während die besseren Landstrecken in der Nähe der Hauptstadt Karthago teils dem Könige, der sich in unbilliger Weise bedachte, teils seinem Heere zufielen. Auch der König mußte bald in seinen Ländereien römische Pächter ansiedeln oder die alten Besitzer als Hörige auf ihren Gütern belassen; und andere vornehme Wandalen folgten seinem Beispiele. Der Umsturz war also nicht so gründlich, wie er auf den ersten Blick erscheinen könnte; ein beträchtlicher Teil der afrikanischen Bevölkerung befand sich wohl nach dem ersten Sturm der Eroberung nicht eben schlechter unter wandalischer Herrschaft als unter der Aufsicht verderbter römischer Statthalter. Zum Kriegsdienste wurden die Afrikaner noch weniger herangezogen als zur römischen Zeit. Neben den hörigen Landbauern und den Sklaven gab es auch einheimische Beamte, welche die Eroberer fast als Gleichberechtigte behandelten; und selbst freie Landbesitzer ließ die Laune des wandalischen Herrschers hier und da im Genuß ihrer Güter. So sehen wir denn, nachdem eine gewisse Ruhe eingetreten war, die Wandalen fast sämtlich im karthagischen Gebiete zusammengedrängt. Von hier aus beobachteten sie wie von der Warte einer Burg ihr großes afrikanisches Gebiet und hielten es im Gehorsam, während im größten Teile Afrikas die römischen Einrichtungen fast ungestört bestehen blieben und nur die Steuern dem wandalischen Herrscher zuflossen. Von einer Verschmelzung der Eroberer mit den alten Bewohnern des Landes oder gar von der Bildung einer neuen Rasse war keine Rede.

Die günstige Lage ihres Landes lenkte den Blick der Wandalen vom Boden ihrer neuen Heimat ab und verleitete sie, statt auf Entwickelung des Landbesitzes ihre Macht auf die unsichere Grundlage von Raub und Plünderung zu stützen. Bedeutete schon der geistige Sieg des afrikanischen Christentums einen späten Triumph altkarthagischen Landes über das weltbeherrschende Rom, so lief nun aus dem Hafen Karthagos unter der Führung des blonden Geiserich eine Flotte aus, die über Rom alle Schrecken der Verheerung brachte. Mit dieser Verwüstung Roms 455 beginnt eine längere Periode wandalischer Raubfahrten.

Fast alljährlich ließ König Geiserich seine Flotten die Küsten Siziliens und Italiens beunruhigen; und mit Glück wußte er die Gefahren, die ein vom Kaiser Majorianus 458 in Verbindung mit den Westgoten gegen ihn geplanter Schlag drohte, zu vermeiden. Die verworrenen Verhältnisse des abendländischen Kaiserreiches gaben ihm stets von neuem Grund zu Plünderungszügen; ja als sich der oströmische Kaiser einmischte, erhielt der Wandalenkönig einen erwünschten Vorwand, nun auch dessen Küstenländer aufs gründlichste auszuplündern. Der Rachezug, den Kaiser Leo 468 mit allen Kräften unternahm, scheiterte gänzlich, nachdem ein nächtlicher Angriff der Wandalen die oströmische Flotte vernichtet hatte.

a

Münze des Hunerich.

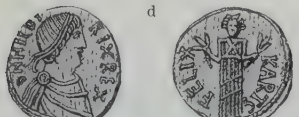
b

Münze des Gunthamund.

c

Münze des Thrasamund.

d



Münze des Hilderich.

e

Münze des Gelimer.

Nach Dahn, Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker I (Berlin 1881).

Einige Jahre später schloß Geiserich, dessen rastloser Geist endlich die Last des Alters fühlte, Frieden mit Byzanz und bald darauf auch mit Rom; 477 starb dieser gewaltigste der wandalischen Herrscher. Sein Reich umfaßte bei seinem Tode nicht nur Nordafrika bis gegen Kyrene hin, sondern auch Sardinien, Korsika, die Balearen und einen Teil Siziliens. Aber freilich an innerer Stärke hatte es eher verloren als gewonnen, da die Zahl der Wandalen bei den beständigen Raubzügen immer mehr abnahm. Es ist bezeichnend, daß sich unter seinem Nachfolger Hunerich (s. die nebenstehende Abbildung a) bereits ein Teil der mauri-schen Stämme unabhängig machte, während Hunerich selbst sich durch grausame Verfolgungen der Katholiken die geringe Zuneigung der einheimischen Bevölkerung vollends verscherzte. Noch bedenklicher wurde der Abfall der Mauren unter König Gunthamund (487—496; s. die neben-stehende Abbildung b).

Die Bemühungen König Thrasamunds (496—523; s. die nebenstehende Abbildung c), auf alle Weise und womöglich auf dem Wege der Güte den arianischen Glauben in seinem Reiche zur Herrschaft zu bringen und damit endlich der wandalischen Macht festere Wurzeln im Lande zu schaffen, scheiterten ebenso wie die früheren gewalttätigen Versuche. Auch in den Kämpfen gegen die Mauren war der König nicht glücklich. Ein Bündnis mit den Ostgoten, durch die Vermählung des Königs mit der gotischen Prinzessin Amalafrida befestigt, hätte dem Reiche von großem Nutzen sein können, war aber nicht von Dauer. Unter den Wandalen selbst entstanden Unruhen. Und als Thrasamunds Nachfolger Hilderich (s. die obenstehende Abbildung d), der sich auf Byzanz zu stützen suchte und zum Katholizismus neigte, durch seinen Feldherrn Gelimer (s. die obenstehende Abbildung e) vom Throne gestoßen wurde, machte der oströmische Herrscher Justinianus endlich seine alten Rechte auf Afrika wieder geltend. Der Versuch gelang über Erwarten. Die Städte der tripolitanischen Küste, die keine wandalische Besatzung hatten, unterwarfen sich ohne weiteres, Karthago leistete keinen Widerstand; und als Gelimer seine Wandalen zur entscheidenden Feldschlacht gesammelt hatte, erlitt er trotz der Minderzahl der Feinde eine vernichtende Niederlage.

Damit war die Herrschaft der Wandalen zu Ende. Die katholische Land-bevölkerung begrüßte den byzantinischen Feldherrn Belisar als Befreier; die Mauren aber

verhielten sich neutral oder benutzten die Verwirrung zu Raubzügen gegen Freund und Feind. Das war um so verhängnisvoller, als die Wandalen schon früh begonnen hatten, einen Teil ihrer Heere aus maurischen Söldnern zu bilden, und namentlich der maurischen Bogenschützen nicht mehr entraten konnten. König Gelimer, der sich in eine Grenzburg geworfen hatte, ergab sich im Frühjahr 534. Nachträgliche Aufstände der Wandalen hatten nur den Erfolg, daß der Rest des Volkes ausgerottet oder aus Afrika weggeführt wurde. Diese Tatsache ist wichtig, weil immer wieder der Versuch gemacht worden ist, Eigentümlichkeiten nordafrikanischer Völker auf starke Zumischung wandalischen Blutes zurückzuführen, während doch in Wahrheit selbst zur Zeit der wandalischen Herrschaft die Glaubenstrennung jede umfassendere Verschmelzung gehindert hat und nachher das germanische Eroberervolk ganz aus Afrika verschwunden ist. Auch Sprache und Sitte der Wandalen haben in Afrika so gut wie keine Spuren hinterlassen.

Kaiser Justinianus fand es nach der Eroberung des Landes nicht schwer, die römischen Einrichtungen, die die Wandalen nur teilweise beseitigt hatten, wieder einzuführen, darunter auch das römische Steuersystem übeln Angedenkens. Aber hatten schon die wandalischen Herrscher den herkömmlichen Kampf der Ansässigen gegen die Nomaden, den sie als Eigentümer des Ackerlandes hatten aufnehmen müssen, mit abnehmendem Glücke geführt, so wuchsen die Schwierigkeiten noch für die byzantinischen Statthalter, die mit fremden, unzuverlässigen Soldtruppen die Provinz behaupten sollten. Ein großartiger Befehl des Kaisers Justinianus, daß die kleinen maurischen Fürstentümer, die so gut wie selbständig waren, von nun an den römischen Gesetzen unterworfen sein sollten, machte wenig Eindruck. Fortwährende Aufstände der Mauren entvölkerten das Land; außerdem fanden religiöse Zwistigkeiten unter den glaubenseifrigen Afrikanern ebenfalls den besten Nährboden. So war die sittliche und wirtschaftliche Kraft Nordafrikas aufs tiefste herabgedrückt, als sich die Woge der arabischen Eroberung heranwälzte.

Vorübergehend haben auch die Westgoten von Spanien her an der afrikanischen Küste Fuß gefaßt; indes mag die Bedeutung dieser Besitzungen kaum größer gewesen sein als die der heutigen spanischen Presidios, die keinerlei Einfluß auf das Binnenland ausüben.

E. Die arabische Eroberung.

Der Ansturm der Araber traf naturgemäß zunächst Ägypten: 641 kam es unter islamische Herrschaft (vgl. Bd. II, S. 300). Im ersten Feuer der Eroberung stießen die arabischen Heere weiter vor und gelangten angesichts des schwachen Widerstandes der Byzantiner bis über Tripolis hinaus, ohne indes zunächst dauernde Erfolge zu erzielen; die Schwierigkeit der Verbindung und des Truppennachschubs zu Lande gab den die See beherrschenden Byzantinern immer wieder die Möglichkeit, das Verlorene wiederzugewinnen. Daß sich bei diesen Kämpfen die ansässige Bevölkerung abermals verminderte, ist selbstverständlich; damit aber wuchs die Bedeutung der nomadischen Berber, mit denen die streitenden Mächte mehr und mehr zu rechnen hatten.

Es schien, als ob nach der Gründung Kairuans (s. die Abbildung S. 206) in der Nähe der alten Hauptstadt Karthago endlich die arabische Herrschaft gesichert wäre. Allein 683 erlag der Feldherr Okba den vereinten Kräften der Byzantiner und der Berber. Die ihrem ganzen Charakter nach zur äußersten staatlichen Zersplitterung neigenden Berber einigten sich diesmal zum großen Teil unter der Führung einer heldenmütigen Priesterin Damia (Kahina), schlugen 696 den Araberführer Haßan Ibn Noman, warfen die Araber bis in die

Kyrenaika zurück und suchten durch Verwüstung der Grenzgebiete ihren Gegnern die Rückkehr unmöglich zu machen. Erst dem Nachfolger Haßans, Musa Ibn Noseir, gelang die Unterwerfung Nordafrikas oder wenigstens die Vertreibung der Byzantiner; aber er benutzte das schwererrungene Gebiet zugleich als Brücke, um nach Spanien hinüberzudringen und hier in fruchtbarem, altkultiviertem Land eine feste Grenzburg des Islam zu begründen (712). Damit war der Sieg des mohammedanischen Glaubens auch in Nordafrika entschieden.

Keine Fremdherrschaft hat so tiefgreifende Folgen für die Nordküste Afrikas gehabt wie nunmehr die arabische. Die einwandernden Araber waren die natürlichen Beschützer der ansässigen Bevölkerung, auf deren Arbeit und Abgaben ihr eigenes Dasein

Haupteingang und Kuppel der Moschee Sidi Okba in Kairuan (827 erbaut). Nach Photographie von C. Abt, Frankfurt a. M. Vgl. Text S. 205.

beruhte. Aber sie waren gleichzeitig ein Volk der Wüste, das für seinen Hang zum Nomadentum in den Steppen des eroberten Landes einen willkommenen Tummelplatz fand; ihnen wurde Nordafrika eine wirkliche Heimat. Indem sie ihren Glauben und ihre Sprache verbreiteten, arabisierten sie in immer steigendem Maße die Ureinwohner oder drängten die Widerspenstigen in die Gebirge und Wüsten zurück. Neben ihnen aber erhob sich in gewaltiger Kraft das einheimische Volksglied der Berber, denen die islamitische Religion mit ihren Streitfragen und ihrem Sektenwesen eine neue geistige Richtung und Sammelpunkte der nationalen Einigung verlieh. Der Kampf zwischen arabischer Kultur und Feinheit und berberischer roher Kraft füllte jahrhundertelang die Blätter der nordafrikanischen Geschichte; und noch heute ist die Kultur der Araber nicht allenthalben siegreich.

Von der größten Wichtigkeit aber für Nordafrika und besonders für das westlichste und kulturärmste Gebiet, für Mauretanien oder das spätere Marokko, war die Eroberung Spaniens und die engen Beziehungen, die dadurch zwischen den Mohammedanern in Spanien und Marokko entstanden. Die wunderbare Mischung östlicher und westlicher Kultur

im maurischen Spanien, die reinen Blüten der Kunst und Wissenschaft, die in den „düsteren Tagen des Mittelalters" in märchenhafter Fülle hier emporsproßten, und deren Erinnerung noch heute die Trümmer der maurischen Herrlichkeit verklärt, blieben nicht ohne tiefen Eindruck auf die rauhen Söhne Mauretaniens. Als aber nach und nach das Vordringen der christlichen Spanier das Gebiet des Islam in Spanien minderte, da strömten Scharen kunstgeübter Mauren über die Meerenge und überlieferten, als sie in den Städten Marokkos Zuflucht fanden, ihre Kunst den alten Bewohnern des Landes, wie später die französischen Flüchtlinge die Keime der Industrie und des Kunstgewerbes in entlegenere deutsche Gebiete brachten.

Nur eine berühmte Fertigkeit der spanischen Mauren möge genannt sein: die Färberei des Leders, das unter dem Namen Korduan einst in alle Länder ausgeführt wurde, jetzt aber in der alten Heimat Córdoba kaum mehr hergestellt wird. In Marokko ist noch heute die Lederfärberei eines der wichtigsten und blühendsten Gewerbe. Und nicht nur in Marokko! Weit im Süden, an den Ufern des Niger und seiner Zuflüsse, übt man die gleiche Kunst, die, wahrscheinlich von ausgewanderten Marokkanern überbracht, ihren Weg durch die Wüste dahin gefunden hat. Aber selbst unmittelbare Beziehungen Spaniens zum Sudan sind nachzuweisen; besonders Baumeister aus Granada finden wir im Dienste sudanischer Fürsten.

Diese Tatsachen lassen uns erkennen, daß damals der Verkehr mit den Ländern der Neger sich in ganz anderer, bedeutsamerer Weise entwickelte als zur Zeit der Römer und der Wandalen. In der Tat ist das Aufblühen des sudanischen Handels eine fernere, höchst wichtige Folge des Eindringens der Araber in Nordafrika. Indem zahlreiche arabische Stämme es verschmähten, sich im Fruchtland als Herren der ackerbauenden Bevölkerung anzusiedeln, sondern als echte Nomaden sich der Steppe und Wüste zuwandten, trugen sie den islamischen Einfluß auch in den breiten Wüstengürtel hinein, dessen Gefahren und feindselige Bewohner bisher allen lebhafteren Handelsverkehr unterbunden hatten. Dies änderte sich sofort, als Araber die Führung der Kaufleute übernahmen: der Handelsgeist der arabischen Rasse, der sich in den ersten Jahrhunderten nach der Eroberung besonders glänzend zeigte, half alle Schwierigkeiten überwinden. Auch der politische Einfluß des Arabertums erstreckte sich weiter südwärts als der des Römischen Reiches; denn die Truppen der Eroberer drangen nach den Oasen von Fessan und selbst Kauar vor, also halbwegs bis zum mittleren Sudan. Und als es dann gelungen war, den Islam auch in den Ländern der Neger auszubreiten, da umschlang ein geistiges Band Norden und Süden, und die trennende Schranke der Sahara bildete kein Hindernis mehr für die Ströme des Handels und der Kultur.

Der Verkehr mit dem Sudan aber hatte für Nordafrika noch andere Folgen als die Anhäufung von Reichtümern in jenen Küstenstädten, die hinter ihren Mauern und geschützten Häfen selbst den Khalifen gegenüber oft eine fast republikanische Selbständigkeit zeigten. Für die Schätze des Morgen- und Abendlandes, die der arabische Kaufmann nach den Ufern des Niger und des Tschadsees beförderte, bot der Sudan außer Gold und Straußenfedern vor allem seine Menschen, die in den Augen der Gläubigen zur Sklaverei bestimmten Söhne Hams. Auf den Märkten der Nordküste wurden schwarze Sklaven ein stehender Verkaufsartikel; Negerinnen füllten die Harems der Wohlhabenden; schwarze Garden beschützten die Statthalter Afrikas und die spanischen Khalifen. Das Ergebnis war, daß sich der unter arabischem Einfluß zu einem neuen islamischen Volkstum verschmelzenden Bewohnerschaft der Nordküste eine tiefere soziale Schicht unterschob, ein Proletariat, das durch Übernahme der schweren Arbeit die oberen Schichten zwar entlastete, aber durch die unvermeidliche Blutmischung ungünstig beeinflußte. Am meisten gilt dies von Marokko, wo selbst die bis 1912 regierende Dynastie ein gut Teil nigritischen Blutes in den Adern hat und überhaupt Heiraten mit Negerinnen etwas Alltägliches sind. Das war in älterer Zeit

nicht entfernt in diesem Maße der Fall gewesen. Wenn bereits in den Berbern das Land ein zwar kraftvolles, aber für die Kultur nicht eben förderliches Element enthalten hatte, so verstärkten sich die hemmenden Einflüsse mit dem Eindringen der Neger mehr und mehr.

Das ungeheure Reich der Khalifen, dem nunmehr auch der langgestreckte Zug der afrikanischen Küstenländer und das entlegene Spanien angegliedert waren, das die verschiedensten, nur oberflächlich arabisierten Volksstämme umfaßte, trug die Keime des Verfalls in sich. In Afrika blieb die Oberherrschaft der Khalifen von Bagdad nur etwa hundert Jahre erhalten; während dieser Zeit wurde der größte Teil der Berberstämme für den Islam gewonnen, nicht ohne daß häufige Aufstände den Frieden störten. Die Berber, die schon als Kerntruppen des Heeres an der Eroberung Spaniens teilgenommen hatten, erwiesen sich als gefährliche und hartnäckige Gegner; und wenn auch der Islam unter ihnen beständig Fortschritte machte, so verminderte sich dafür die Zahl der Araber in den immer wiederholten Kämpfen bedenklich: eine furchtbare Niederlage der Araber 740 bei Tanger heißt wegen der Menge der erschlagenen Adligen und Führer die „Schlacht der Edeln". Beim Sturze der Omaijaden, wobei das Khalifat auf die Abbaßiden überging, machte sich Afrika bereits vorübergehend unabhängig; erst 772 konnte es zum Gehorsam zurückgebracht werden. Inzwischen hatte sich ein Prinz des omaijadischen Hauses, Abd er-Rachman, Spaniens bemächtigt und alle Versuche der Abbaßiden, das Land zurückzugewinnen, mit Erfolg vereitelt. Der Verlust der afrikanischen Besitzungen war von da an nur noch eine Frage der Zeit und hing hauptsächlich davon ab, ob sich hier mit Hilfe der vereinigten Araber und Berber bereits eine selbständige, von außen nicht unterstützte Herrschaft begründen ließ.

Wie Mauretanien, das heutige Marokko, schon in früher Zeit immer infolge seiner Entlegenheit und seiner geographischen Bedingungen fremden Einfluß am wenigsten zugänglich gewesen war, so fiel es jetzt am ersten vom islamischen Weltreich ab. Unter der Führung eines Nachkommen des Khalifen Ali, Edris Ibn Edris, gelang es um 790, die Herrschaft der Abbaßiden endgültig abzuschütteln. Bezeichnenderweise waren es berberische Stämme, die sich zuerst an den neuen Herrscher anschlossen. Sofort machte sich auch der glaubenseifrige Zug im Wesen der Berber geltend, indem erst jetzt die gewaltsame Bekehrung der noch zahlreich im Lande lebenden Christen und Heiden durchgeführt wurde. Den Ruhm, ein Hort islamischer Unduldsamkeit zu sein, hat sich das marokkanische Reich bis zur Gegenwart bewahrt. Als Mittelpunkt des neuen Staates wurde 806 die Stadt Fes gegründet, hinter deren Mauern sich bald eine nicht unbedeutende Kultur entwickelte.

Das übrige Afrika blieb den Abbaßiden nur wenige Jahre länger erhalten. Der Khalif Harun ar-Raschid glaubte eine gute Wahl getroffen zu haben, als er dem tatkräftigen und klugen Ibrahim Ibn al-Aglab die Statthalterschaft von Afrika übertrug; allein rasch verwandelte sich der loyale Untertan in einen ehrgeizigen Rebellen. Widerstand fand er nur wenig; auch der Khalif machte keinen ernstlichen Versuch, die verlorene Provinz zurückzugewinnen. Der Mittelpunkt des aglabitischen Reiches blieb Kairuan; Tripolitanien und der größte Teil des heutigen Tunesien und Algerien bildeten den Kern des Gebietes. Tunis (s. die Abbildung S. 209) trat als Stadt des Großhandels die Erbschaft Karthagos an. Die arabischen Besitzungen auf Sardinien und Sizilien fielen naturgemäß ebenfalls den Aglabiten zu, die durch Eroberung des wichtigen Syrakus 877 ihre Stellung noch befestigten.

Die Dynastie der Aglabiten verdrängte 908 Obeid Allah, der Stifter des fatemidischen oder ißmaëlitischen Geschlechts; der Sohn des Obeid Allah, der sich für den von Mohammed verheißenen Mahdi ausgab, stürzte auch die Edrisiten vom Throne Mauretaniens und

vereinigte ganz Nordafrika mit Ausnahme Ägyptens in seiner Hand. Aber auch Ägypten ging für die Abbaßiden 968 verloren (vgl. Bd. II, S. 341) und fiel in die Gewalt der Fatemiden; diese verlegten nun den Schwerpunkt ihrer Macht nach Kairo und gaben die westlichen Besitzungen dem Geschlechte der Seiriten zu Lehen (972). Die Geschichte der Seiriten beweist, wie auch in der damaligen Zeit so gut wie schon in der römischen Periode Nordafrika von halb und zuweilen ganz selbständigen Kleinstaaten und Stammesgebieten erfüllt war, und wie sich in der Hand eines tapferen Führers ein Reich zusammenballen konnte, das vielleicht Dauer gewann, vielleicht auch bald wieder in seine Bestandteile zerfiel. In den Kämpfen mit den Feudalherren Afrikas hatten die Seiriten ihre Macht verstärkt und traten nun, obwohl formell von Kairo abhängig, ganz an die Stelle der Fatemiden. Fast ein Jahrhundert blieb Nordafrika wenigstens äußerlich geeinigt, bis Marokko abermals seine Selbständigkeit erlangte und auch in die Geschichte der umliegenden Gebiete entscheidend eingriff.

Die Moschee Sidi Mahres in Tunis. Nach Photographie von C. Abt, Frankfurt a. M.

In der Form des Kampfes um die Religion vollzog sich wieder einmal die nationale Umwälzung. Diesmal waren Araber die geistigen Führer einer Empörung, die in der Hauptsache doch die Berber durchfechten mußten. Ein Araberstamm bemächtigte sich unter der Führung seines Häuptlings Abu Bekr der Stadt Sedschelmesa; so entstand die neue Dynastie der Molathemiden oder Almorawiden. Unter dem zweiten Herrscher, Jußef (1069—1109), wurde der größte Teil Mauretaniens unterworfen und im Südwesten, im Weidegebiete des siegreichen Stammes, eine neue Hauptstadt, Marokko, gegründet.

Die Kräfte eines rohen, aber tapferen und bedürfnislosen Volkes, die Jußef nun in seiner Hand vereinigte, befähigten ihn bald zu weiteren Eroberungen. Während auf der einen Seite das Reich der Seiriten erschüttert wurde, so daß es endlich rettungslos zusammenbrach, wandten sich auf der anderen die der Übermacht der Christen erliegenden maurischen Fürsten Spaniens an den afrikanischen Herrscher um Hilfe. Jußef konnte nichts willkommener sein. Als Retter und Erlöser empfangen, von den spanischen Mauren mit allen Kräften unterstützt, schlug er bei Zalaka 1086 den König Alfons VI. von Kastilien; aber bald

zeigte sich, wie wenig er gesonnen war, sich mit der undankbaren Rolle eines Befreiers zu begnügen. Zuerst mußte der Herrscher von Granada, dann der von Sevilla auf seine Macht verzichten. Nun sahen sich die feingebildeten islamischen Spanier mit Unwillen von den rohen Söhnen Afrikas beherrscht, gegen deren brutale Kraft sie sich doch nicht aufzulehnen wagten. Für Jußef und seine afrikanischen Untertanen war dagegen die Eroberung von großem Vorteil: die Niederlage des Islam war glücklich verhindert, Spanien als Stützpunkt Afrikas erhalten; die rohen Berber aber, die über die Meerenge hinübergingen, fanden in Spanien nicht nur Reichtum, sondern lernten auch die Reize höherer Kultur schätzen. Freilich verloren sie damit ebenso ihre ursprüngliche Kraft wie die älteren Einwanderer. Jußef selbst wurde allerdings wenig von feinerer Gesittung angekränkelt. „Er verabscheute allen Schmuck", sagt der maurische Geschichtsschreiber Abu'l-Haßan, „denn seine Kleider waren aus Wolle, und niemals trug er andere; seine Speise war Gerste und Kamelfleisch und sein Trank Kamelmilch bis ans Ende seines Lebens." Für Afrika war die Zeit der Almorawiden eine Periode wachsenden Wohlstandes und leidlicher innerer Ruhe.

Der zweite Nachfolger Jußefs erlag einem Gegner, der sich derselben Mittel des Emporkommens bediente wie einst der Stifter der almorawidischen Dynastie — nur mit dem Unterschiede, daß diesmal ein echter Berber aus dem Atlas an die Spitze der Bewegung trat, Mohammed Abd Allah Ibn Tomrut. Daß sich dieser erfolgreiche Fanatiker für einen Nachkommen Hoßeins ausgab, war eines der beliebten Mittel politisch-religiöser Umstürzler, sich allgemeines Ansehen zu erwerben; in Wahrheit bedeutete sein Erfolg doch einen Sieg des einheimischen Wesens, eine weitere Verstärkung des berberischen Einflusses. Die Einwirkung der spanischen Kultur, der sich die Almorawiden nicht hatten entziehen können, gab den erwünschten Vorwand zur Empörung unter einem Volke, dem es heute wie damals als wahre und einzige Tugend gilt, jeden Genuß zu verschmähen und in schmutzigen Lumpen umherzuwandeln; das starre, kulturfeindliche Wesen des Berbertums tritt im Laufe der Geschichte immer entschiedener zutage. Nach blutigen Bürgerkriegen gelangte die neue Dynastie der Almohaden zur unbestrittenen Herrschaft in Marokko (1149). Den nunmehrigen Besitzern des Landes fiel als Erbschaft der Almorawiden auch die Aufgabe zu, die mohammedanischen Staaten in Spanien zu unterstützen, die sich aus eigener Kraft nicht gegen die Christen zu halten vermochten und beim Niedergange der almorawidischen Dynastie wieder in arge Bedrängnis geraten waren. Abermals erwiesen sich die afrikanischen Retter als zweideutige Freunde; und erst nach mancherlei Kämpfen erkannte der größte Teil des islamischen Spanien die Oberherrschaft der Almohaden an.

Während der Schwerpunkt der afrikanischen Macht im westlichen Marokko lag und dort das Schicksal des Staates wiederholt entschieden wurde, standen die östlichen Gebiete der Nordküste nur in sehr losem Zusammenhange mit dem Reiche der Almorawiden und Almohaden, ja bewahrten, wie z. B. das Gebiet von Bugia, unter besonderen Dynastien fast volle Selbständigkeit. Die Vormauer Afrikas, Sizilien, war im 11. Jahrh. in die Hände der Normannen gefallen; bald darauf bemächtigten sie sich auch mehrerer afrikanischer Küstenstädte, wie Tunis und Mahadia. Daß die Berberstämme der Gebirge und Steppen kaum einen Herrn über sich anerkennen mochten, läßt sich denken. Erst um 1159 faßte der Almohadenfürst Abd al-Mumen wieder festen Fuß im Osten, eroberte Bugia, Tunis und Mahadia und trieb alle christlichen Bewohner, die sich zum Teil noch seit der Römerzeit dort gehalten haben mochten, aus dem Lande.

Die Ansprüche der Almohaden auf Spanien wurden ihnen schließlich verhängnisvoll. Durch die immer wachsende Macht der christlichen Staaten sahen sie sich zu beständigen Kämpfen genötigt, die den Kern ihrer Heere vernichteten; den furchtbarsten Schlag aber erlitt ihre Herrschaft in der Schlacht bei Tolosa (1212), in der ihr ungeheures, mit der größten Anstrengung gesammeltes Heer zugrunde ging. Nun begann auch ihr afrikanisches

Reich zu zerfallen. Schon 1206 war Tunis an einen Empörer verloren gegangen, der seine Macht fest zu begründen vermochte und die Dynastie der Hafiden stiftete; in Tlemsen kamen die Zioniten seit 1248 zur Herrschaft. Auch die spanischen Besitzungen erlangten ihre Selbständigkeit zurück. Und nach Bürgerkriegen schwang sich endlich die Dynastie der Meriniden 1269 auf den Thron von Marokko, nachdem sich der Stifter dieses Geschlechts schon 1213 in der Provinz Schaus unabhängig gemacht hatte. So war denn das afrikanische Reich des Islam endgültig zerfallen; und bereits begannen sich die späteren Hauptstaaten: Marokko, Algerien und Tunesien, zu entwickeln. Die Stellung des Islam zu den christlichen Staaten am Mittelmeer hatte sich inzwischen gründlich geändert: das Abendland ging wieder zum Angriffe vor. Bald sahen sich die afrikanischen Staaten auf ihrem eigenen Boden von den Heeren und Flotten der christlichen Herrscher beunruhigt. Erst damals und mehr zur Abwehr als zum Angriff entstanden die Flotten der Barbareskenstaaten, die bis in das 19. Jahrh. hinein eine Geißel der Mittelmeerländer bleiben sollten.

Noch längere Zeit versuchten die merinischen Fürsten, sich in die Angelegenheiten Spaniens zu mischen, ohne indes viel Dank von den spanischen Mauren zu ernten, die den zweifelhaften Wert afrikanischer Hilfe kennen gelernt hatten. Die innere Entwickelung Marokkos bietet jahrhundertelang wenig Bemerkenswertes. Mehr und mehr schließt sich das Land gegen außen ab. Trotz der Einwanderung spanischer Flüchtlinge, die nach dem Falle Granadas besonders zahlreich über die Meerenge kamen, gelangte der afrikanische, starre und kulturfeindliche Charakter des Landes und Volkes immer mehr zur Geltung. Der mehrfache Wechsel der Dynastie hatte wenig zu bedeuten. Erst um 1588 erweiterte sich das Reich Marokko, aber bedeutsamerweise nicht nach Osten oder Norden, sondern nach Süden hin, indem ein kleines marokkanisches Heer Timbuktu (s. die Tafel bei S. 124) besetzte; die Stadt war noch 1680 in den Händen der Marokkaner. Hier und da im westlichen Sudan blieb ihr Einfluß sogar bis nahe zur Gegenwart erhalten. Für die Fürsten Marokkos bot sich damit eine Gelegenheit, große Mengen schwarzer Truppen anzuwerben, die ihnen bei den häufigen Bürgerkriegen sehr zustatten kamen, aber auch den nigritischen Anteil an der Bevölkerung Nordwestafrikas fortwährend vermehrten. Die Negergarden fanden natürlich auch mehrfach Gelegenheit, das Schicksal der Herrscher und Herrscherhäuser zu bestimmen.

Die Vertreibung der Mauren aus Granada war für die östlichen afrikanischen Staaten von noch größerer Wichtigkeit als für Marokko. Die kleinen Reiche in Algerien und Tunesien hatten bis zu dieser Zeit ein wenig beachtetes Dasein geführt, das nur der abenteuerliche und völlig verunglückte Kreuzzug König Ludwigs IX. von Frankreich gegen Tunis vorübergehend gestört hatte (1270). Mit der zunehmenden Einwanderung von Mauren, die von glühendem Rachedurst gegen Spanien erfüllt waren und teilweise auch die Mittel hatten, um Raubschiffe auszurüsten, kamen die kleinen Staaten in ein feindseliges Verhältnis zu Spanien, anfangs durchaus nicht zu ihrem Heile. Der Strafzug, den Kardinal Ximenez 1509 unternahm, setzte die ganze Küste in Schrecken. Seitdem hielten die Spanier nicht nur Oran, Bugia und ein Kastell im Hafen von Algier besetzt, sondern sie erhoben auch von einigen Kleinstaaten Tribut, während die Berberstämme der Gebirge so gut wie unabhängig waren. Die Stadt Tripolis nebst einigen anderen Küstenplätzen war in den Händen der Malteserritter; die Genuesen besaßen die Insel Tabarka. So beschränkte sich der Widerstand der afrikanischen Staaten auf kleinliche Kapereien, bis sie an ihrem Teil in jene neue mächtige Bewegung des Islam hineingezogen wurden, die von den Türken ausging und ihre Ausläufer bis zur Grenze Marokkos entsandte.

F. Die türkische Herrschaft.

Der Mann, der den neuen Einfluß zur Geltung brachte, war der Renegat Horuk Barbarossa, ein Grieche von Lesbos. Als Führer eines Kaperschiffes, das einige Kaufleute in Konstantinopel ausgerüstet hatten, begab er sich nach dem westlichen Mittelmeer und machte die Stadt Tunis zum Ausgangspunkte glücklicher Raubfahrten. Bald war er im Besitz einer ganzen Flotte wohlgerüsteter Schiffe, deren Mannschaft größtenteils aus Türken bestand. Nach und nach bemächtigte er sich mehrerer Küstenplätze und endlich der Stadt Algier; umsonst versuchte der vertriebene Herrscher mit Hilfe der Spanier 1517 sein kleines Reich wiederzuerobern. Nach Horuks Tod erweiterte sein Bruder Cheir ed-Din den neuentstandenen Raubstaat, dem er dauernden Halt gab, indem er sich unter die Oberhoheit der Pforte stellte.

Die nun beginnende Periode der Türkenherrschaft war für die Küstenländer Nordafrikas im ganzen eine traurige Zeit. Die eigentlichen Herrscher des Landes waren die türkischen Garnisonen. Neben diesen führte der vom Großherrn eingesetzte Pascha späterhin ein klägliches Schattendasein, während die arabischen und berberischen Bewohner des Landes macht- und rechtlos allen Launen der rohen Soldateska preisgegeben waren. Für die innere Entwickelung des Gebietes geschah so gut wie nichts. Mehr und mehr wurde der Seeraub die einzige Quelle des Reichtums für die unglücklichen Länder. Wenn diese Quelle nicht bald gewaltsam verstopft wurde, so lag das hauptsächlich daran, daß Spanien, durch die Entdeckung Amerikas von seinen Plänen auf Afrika abgelenkt, nach und nach in politische Ohnmacht versank. Karl V. hatte 1535 durch die Eroberung von Tunis (s. die beigeheftete Tafel) den ersten Schritt zur Beseitigung der Seeräuberei getan. Aber der Angriff auf Algier scheiterte; und 1574 ging auch Tunis endgültig wieder verloren. In Tunis wurde nun ebenfalls die türkische Herrschaft eingerichtet: wie in Algier bildeten die Vertreter der Soldaten als „Diwan" eine Art republikanischer Regierung, an deren Spitze mit wechselndem Einfluß ein „Dei" zu stehen pflegte. Das Verhältnis zwischen Algier und Tunis war in der Regel wenig freundlich; 1757 wurde sogar Tunis von algerischen Truppen erobert, verwüstet und sein damaliger Herrscher abgesetzt. Noch mehr als Tunis trat gegen Algier der türkische Vasallenstaat Tripolis zurück, der nach der Vertreibung der Malteser von einem ehemaligen Unterbefehlshaber Cheir ed-Din Barbarossas, Dragut, 1551 begründet worden war; auch hier hatte die türkische Miliz das Heft in der Hand.

Alle drei Staaten: Algier, Tunis und Tripolis, haben durch die Seeräuberei einen traurigen Ruf erlangt, obwohl es im Grunde nicht die Art der von ihnen verübten Kaperei war, die sie auszeichnete, sondern nur die lange Dauer eines Zustandes, der sich bei den übrigen Anwohnern des Mittelmeers nach und nach verloren hatte. Im Mittelalter hatten die christlichen Staaten so gut wie die mohammedanischen Korsaren ausgerüstet, um feindliche Kauffahrer zu nehmen und die Küsten zu plündern; der Ritterorden der Malteser führte auf diese Art einen beständigen „heiligen" Krieg gegen die Ungläubigen. Während sich aber anderwärts mit der Zeit völkerrechtliche Anschauungen geltend machten, verharrten die Barbareskenstaaten in einem Zustande, der nun einmal die Grundlage ihres Daseins bildete. Umsonst wurden die Flotten der einzelnen Staaten wiederholt von denen europäischer Mächte zerstört, umsonst Küstenstädte beschossen — an eine gründliche Ausrottung des Übels war nur zu denken, wenn die Küstenländer unter die Herrschaft eines christlichen Staates fielen. Aber zu einem derartigen schweren und undankbaren Unternehmen zeigte lange Zeit niemand Lust; lieber suchte man sich durch Verträge zu sichern. Das gelang denn auch teilweise und wälzte die ganze Last des Übels natürlich auf die Staaten, die sich mit den Korsaren nicht zu einigen gewußt hatten. Im ganzen sank die Macht der Barbareskenreiche im Laufe der Jahrhunderte immer mehr; und an Stelle der großartigen Raubzüge der früheren Zeit traten kleine Unternehmungen. Da aber die Verträge die Zahl der möglichen Opfer stark verringert hatten, mußte das Raubgebiet erweitert werden. In der Tat erschienen schon früh Korsaren jenseits der Meerenge

Die Plünderung von Tunis durch Truppen Karls V. im Jahre 1535; Karton von Jan Corneliss Vermay.

Nach der Heliogravüre im „Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses", Bd. IX (Wien 1889).

Erklärung zu umstehender Tafel.

Jan Vermay (oder Vermayen, geb. 1500 in Beverwyck bei Haarlem, gest. 1559 in Brüssel) tritt zuerst 1529 im Dienste der Margarete von Österreich auf, 1535 finden wir ihn im Gefolge Karls V. in Tunis, wo er im Auftrage des Kaisers zwölf Bilder aus den Kämpfen mit den Mauren herstellen sollte. Die Skizzen dieser zwölf Bilder, für die Vermay 1800 Gulden Honorar erhielt, sollen jetzt im Besitze des Königs von England sein; die Bilder selbst, die Vermay im Juni 1546 vollendete, befinden sich im Kunsthistorischen Museum zu Wien. Nach den Zeichnungen wurden in der Werkstätte des Tapetenfabrikanten Guillaume Pannemacker in Brüssel in den Jahren 1546—54 für insgesamt 26000 Gulden zwölf Gobelins hergestellt, die über England nach Madrid gebracht wurden.

Im Jahre 1712 ließ die Hofkammer in Wien im Auftrage Karls VI. von dem Tapetenfabrikanten Jodocus de Vos nach den erhaltenen zehn Zeichnungen Vermays (zwei waren abhandengekommen) für einen fast doppelt so hohen Preis, wie Pannemacker erhalten hatte, zehn neue Gobelins herstellen, die 1721 vollendet waren und in Wien verblieben.

Das zehnte Bild, von den erhaltenen Kartonen Vermays ist es der achte, stellt die Plünderung von Tunis und die Befreiung von 20000 in Tunis gefangen gehaltenen Christen dar. Im Bilde rechts (auf unserer Abbildung links) im Mittelgrunde sehen wir den Meister Vermay selbst mit einem zweiten Mann. Der Künstler hält mit der rechten Hand einen Karton, auf dem er mit der linken zeichnet. — Ein mit unserem Karton völlig übereinstimmendes Gemälde des Vermay (in Öl, 78 cm hoch, 113 cm breit, „Thunetum expugnatum Anno 1535" benannt) entdeckte Prof. A. J. Wauters (Brüssel) in der Galerie des Marchese Mansi in Lucca.

Der Gobelin trägt eine spanische Inschrift, die ins Deutsche übersetzt lautet:

„Nachdem man begonnen hatte, die Stadt zu plündern, und einige, die sich in ihren Häusern verteidigten, getötet worden waren, nahmen die Soldaten alle Leute der Feinde, die sich darin befanden, als Sklaven gefangen und zwar in großer Zahl, und sie raubten viele Gegenstände und etwas Geld, welches die Mauren bei der eiligen Flucht weder mitnehmen, noch gut hatten verbergen können. In der Stadt befanden sich viele gefangene Christen und noch mehr in der Festung, weil Barbarossa befohlen hatte, daß dort alle waffenfähigen Sklaven gefangen gehalten werden sollten mit denjenigen, welche aus dem Königreiche gekommen waren. Ihre Zahl überstieg 20000 Personen mit Kindern und Frauen aller Nationen, welche an diesem Tage in Freiheit gesetzt wurden von dem Kaiser."

Vgl. Eduard Ritter von Engerth, Über die im Kunsthistorischen Museum neu zur Aufstellung gelangenden Gemälde im „Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses", Band II (Trier 1884) und Band IX (Wien 1889).

von Gibraltar: 1617 wurde Madeira geplündert, 1631 die irische Küste verheert, 1637 auf Island gelandet, und noch zu Anfang des 19. Jahrh. streiften algerische Raubschiffe bis in die Nordsee. Es war bei diesen Fahrten nicht nur auf Geld und Gut abgesehen, sondern auch auf Menschen: die Summen, die für Auslösung gefangener Christen einkamen, waren eine wichtige Einnahmequelle für die Herrscher und Einwohner der Barbareskenstaaten.

G. Die Aufteilung Nordafrikas unter die Mittelmeermächte der Gegenwart.

a) Frankreich und Spanien.

Je mehr die Macht der Türkenherrschaft verfiel, desto unwürdiger wurde das Verhältnis der Staaten Europas zu den Raubnestern der afrikanischen Küste. Eine Wandlung hierin mußte eintreten. Die Woge des Islamismus war im Zurückfluten, christlicher Einfluß herrschte wieder im Mittelmeer. Schon hatte Napoleon Bonaparte seine Hand nach Ägypten ausgestreckt und die französischen Farben auf afrikanischem Boden entfaltet; Frankreich war es auch, das den bedeutendsten der Barbareskenstaaten zu Boden warf und damit endlich einen unerträglich gewordenen Anachronismus beseitigte. Nachdem sich die algerischen Korsaren während der napoleonischen Kriege, als starke Kriegsflotten im Mittelmeer kreuzten, aus Furcht ziemlich ruhig verhalten hatten, begannen sie nach dem Friedensschlusse mit neuem Mut ihre Raubfahrten, machten aber bald üble Erfahrungen: amerikanische, englische und niederländische Kriegsschiffe züchtigten die algerische Flotte. Verhängnisvoller wurde der Konflikt mit Frankreich 1827. Aus dem Bedürfnis heraus, durch ein Unternehmen nach außen die Spannung im Inneren zu beseitigen, ergriff die französische Regierung die Gelegenheit, als Vertreter der christlichen Kultur aufzutreten und am südlichen Ufer des Mittelmeers Fuß zu fassen. Da eine Blockade Algiers zu nichts führte, landete im Juni 1830 ein französisches Heer, schlug das türkisch-arabische Aufgebot und erzwang am 5. Juli die Übergabe der Stadt Algier; der Dei fügte sich um so leichter in sein Schicksal, als er unter seinen eigenen Truppen seines Lebens nicht sicher war. Die Türken, die nach und nach in ziemlich bedeutender Zahl eingewandert waren, wurden von den Franzosen in ihre Heimat zurückgebracht. Damit scheidet dieser Volksteil aus dem nordafrikanischen Völkergemisch so gut wie ganz wieder aus.

Die endgültige Eroberung Algeriens forderte noch große Opfer an Blut und Geld; denn wie alle früheren Eindringlinge stießen die Franzosen auf den zähen Widerstand der berberischen Stämme, die zur Zeit der Türkenherrschaft fast vollständig unabhängig gewesen waren. Der gefährlichste Gegner der Franzosen, denen gegenüber Araber und Berber vorübergehend ihren alten Rassenhaß vergaßen, war Abd el-Kader, der Emir von Maskara im Gebiete von Oran. Von Marokko unterstützt, hielt er sich bis 1847 mit wechselndem Erfolg; und erst nachdem Frankreich den marokkanischen Herrscher zur Neutralität gezwungen hatte, gelang die Unterwerfung des Emirs. Weiterer zehnjähriger Kämpfe bedurfte es, um die Kabylen des Gebirgslandes zu bezwingen. Der Krieg gegen Deutschland 1870/71 gab dann das Signal zu neuen Aufständen; und noch 1881 bewies die Empörung des Bu Amena, auf wie unsicherem Boden die französische Herrschaft ruhte. Unruhen an der Grenze gaben in demselben Jahre den Franzosen den erwünschten Vorwand, Tunesien zu besetzen und auf diese Weise ihre afrikanischen Besitzungen nach Osten hin abzurunden; dem Bei von Tunis blieb nur eine Scheinherrschaft.

Zäh hielt sich Marokko (s. die Abbildung S. 214) als letzter Rest nordafrikanischer Eigenart, während Tripolitanien sich seit 1835 unter türkischer Herrschaft befand. Der

ganze Haß und die starke Abneigung des nordafrikanischen Islam trat in der Gründung und Geschichte des fanatischen Senussi-Ordens zutage. Während ihr Gründer, der Tlemsen in Algerien seine Heimat nannte, in Mekka vergebens den Mittelpunkt seiner kulturfeindlichen Reformsekte gesucht hatte, fand er sofort einen stetig wachsenden Anhang, als er die Oase Siwa zum Sitz seiner Sekte erwählte. Von hier aus zog das nordafrikanische Volkstum immer wieder die Kraft, sich mit zäher Energie gegen das Vordringen der europäischen Kultur zu wehren, und noch heute, 50 Jahre nach dem Tode des Stifters, muß jede Kolonialmacht mit der Feindschaft dieses über ganz Nordafrika bis tief in den Sudan hinein verbreiteten Ordens und zahlreicher, nach seinem Vorbild geschaffener anderer Kongregationen rechnen.

Marokko um 1840. Nach einem Stahlstich in „Meyers Universum", Bd. 5 (Hildburghausen 1838). Vgl. Text S. 213.

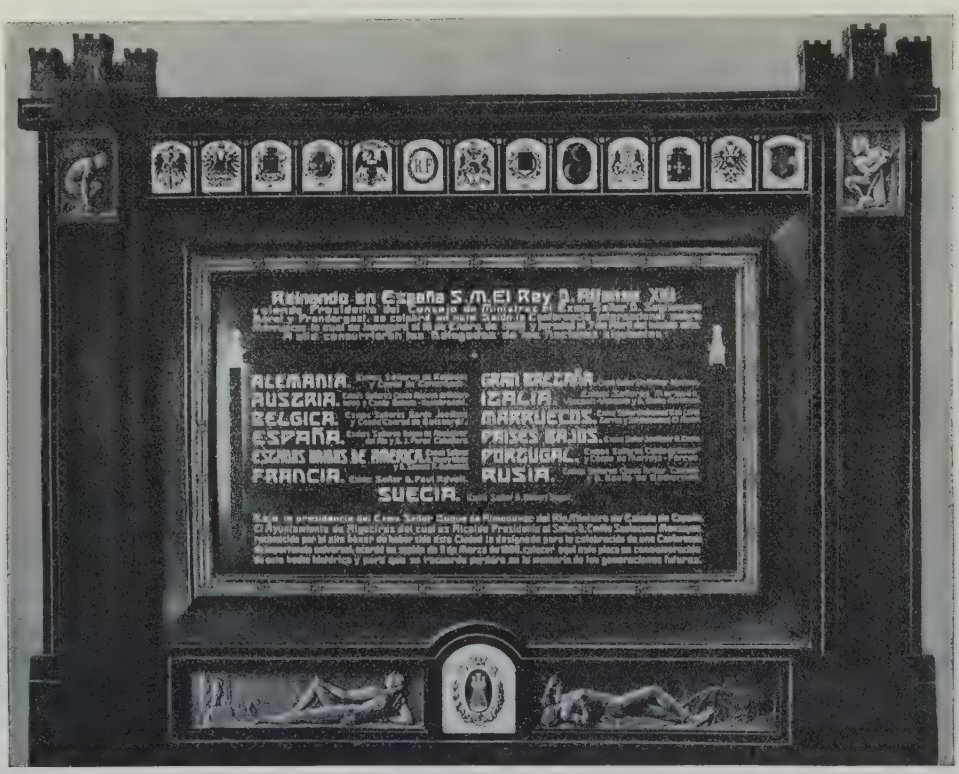
Noch ungeschwächt trat das marokkanische Staatswesen 1859 einem spanischen Angriff entgegen, der als Genugtuung für das feindselige Verhalten marokkanischer Untertanen gegen die spanischen Presidios an der Küste unternommen wurde. Nur mit schwerer Mühe gelangte das spanische Heer von Ceuta bis Tetuan (5. Februar 1860; s. die Abbildung S. 215), und nur dem Umstand war überhaupt der Erfolg der Unternehmung zu danken, daß Unruhen im Inneren des Landes den Sultan Sidi Mohammed von Marokko (1859—73) zur Nachgiebigkeit zwangen (Friede von Tetuan, 26. April 1860). Die Rivalität der Mächte, vor allem Englands und Frankreichs, machte bis 1904 jeden energischen Angriff auf die Souveränität des Sultans (seit 1894 Abd ul-Asis) unmöglich. Jedoch trat seit etwa 1900 Frankreich immer energischer auf; 1904 wurde ein Abkommen bekannt, das Frankreich und England über die Abgrenzung und gegenseitige Unterstützung ihrer Interessen in Nordafrika 8. April 1903 abgeschlossen hatten, demzufolge England der französischen Republik in der wirtschaftlichen Erschließung auf der Basis voller Handelsfreiheit in Marokko, diese aber dem

großbritannischen Reich in Ägypten freie Hand ließ. Dem folgte unmittelbar ein die gegenseitigen Interessen abgrenzender französisch-spanischer Vertrag vom 6. Oktober 1903. Das scharfe Vorgehen Frankreichs bei der Erzwingung der geplanten Reformen, vor allem vom Minister des Auswärtigen Delcassé unterstützt, und die Ignorierung verbürgter Rechte deutscher Firmen ließen dem deutschen Kaiser Wilhelm II. bei einer Mittelmeerreise am 31. März 1905 eine Landung in Tanger geraten erscheinen, wobei er klar und deutlich die wirtschaftliche Selbständigkeit Marokkos und die Souveränität des Sultans anerkannte und das Recht zur Einrichtung einer deutschen Küstenfrachtschiffahrt erwirkte. Der Erfolg dieses überraschenden, die Pläne Frankreich-England-Spaniens peinlich durchkreuzenden deutschen Eingriffs war

Tetuan um 1840. Nach einem Stahlstich in „Meyers Universum", Bd. 9 (Hildburghausen 1842).

neben der Entlassung Delcassés (6. Juni) die Einberufung der Signatarmächte des Madrider Abkommens vom 13. Juli 1880 durch den Sultan von Marokko am 30. Mai. Vom 16. Januar bis 7. April 1906 tagte diese bedeutungsvolle Marokkokonferenz zu Algeciras (s. die Abbildung S. 216). Wiewohl die Souveränität des Sultans der Hauptgrundsatz des Protokolls war, ging doch Frankreich seinen ehrgeizigen Plänen in Marokko auch weiter nach, die es um so ungestörter verfolgen konnte, als es mit Spanien ein geheimes Sonderabkommen traf und kleinere Erhebungen geschickt ausnutzte. Ein rascher Erfolg wurde zunächst nur deshalb nicht erreicht, weil Frankreich den unfähigen Abd ul-Asis unterstützte, als sein Halbbruder Mulei Hafid schon nach und nach an Boden gewann. Aber am 29. März 1907 besetzten französische Truppen zur Sühne für die Ermordung des französischen Arztes Mauchamps das nordmarokkanische Städtchen Udschda, und die Ermordung von acht Europäern, darunter drei Franzosen, in Casablanca am 30. Juli 1907 hatte einen energischen militärischen Vorstoß Frankreichs zur Folge: dieser endete mit einer strengen „Befriedung" des ganzen Schaujagebietes.

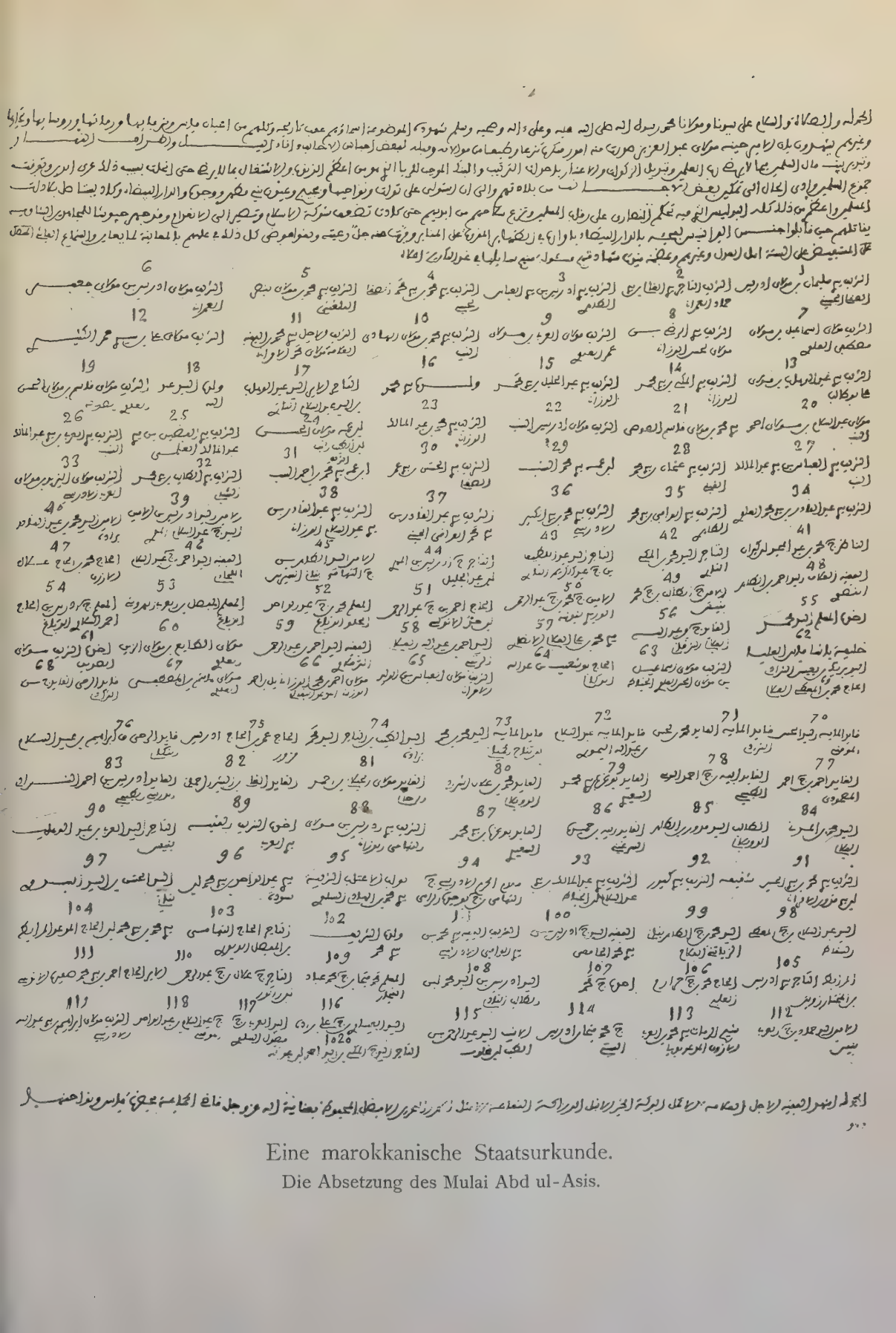
15000 Mann hatte Frankreich bereits im Dezember 1907 auf marokkanischem Boden, während eine Flotte von neun Kriegsschiffen unter Admiral Philibert die Häfen West- und Nordwestmarokkos bewachte. Inzwischen hatte sich am 16. August 1907 Mulei (Abd ul-) Hafid in Marrakesch (in Fes erst am 5. Januar 1908) zum Sultan ausrufen lassen; Frankreich, ein europäisches Mandat vorschützend, ging mit allen Mitteln einer militärischen Aktion unter dem Draufgänger General d'Amade gegen ihn vor, ohne sich durch recht schüchterne Einsprüche Deutschlands irremachen zu lassen. Der schwächliche Abd ul-Asis mußte aber, nachdem seine Mahalla im August bei Rahamna entscheidend geschlagen worden war, abdanken



Gedenktafel an die Marokkokonferenz in Algeciras. Nach Photographie von R. Fuchs, Berlin. Vgl. Text S. 215.

(s. die beigeheftete Tafel) und auf spanischen Boden fliehen; in einer Note vom 5. Januar 1909 fand Mulei Hafid die Anerkennung aller Signatarmächte.

Am 9. Februar 1909 schloß das Deutsche Reich mit Frankreich ein neues Abkommen ab, nach dem sich die französische Regierung zur Aufrechterhaltung der Integrität Marokkos und der Souveränität seines Sultans sowie zur Anerkennung der wirtschaftlichen Gleichberechtigung in Marokko verpflichtete, während von deutscher Seite den besonderen politischen Interessen Frankreichs nicht entgegengewirkt werden sollte. Damit hatte das Deutsche Reich den von Frankreich zielbewußt befolgten Grundsatz der „friedlichen Durchdringung" Marokkos anerkannt. Diese Tätigkeit wurde 1910 in vollem Umfange wiederaufgenommen. Das Erscheinen des wohl 90 Jahre alten Heiligen und Fanatikers Ma el-Ainin in der Provinz Tadla gab dem französischen Oberstkommandierenden General Moinier im Juni 1910 willkommene Gelegenheit zu einem Vorstoß über die Ostgrenze von Schauja



Eine marokkanische Staatsurkunde.

Die Absetzung des Mulai Abd ul-Asis.

Erklärung der umstehenden Urkunde.

Die Ulema (Gelehrten) in Fes sprechen die Absetzung von Mulai Abd ul-Asis und die Anerkennung von Mulai Abd ul-Hafid aus. Dritter Absatz der Urkunde: 120 namentlich genannte angesehene Personen bezeugen am 3. Januar 1908 die Tatsachen, auf Grund deren Klage gegen den Sultan erhoben wird.

Übersetzung:

Lob Sei Gott und Heil über unsern Herrn und Gebieter Mohammed, den Gesandten Gottes. Gott segne ihn und seine Familie und seine Gefährten und gebe ihnen Heil. Die Zeugen Dieses, deren Namen hinter dem Datum Dieses stehen — alle angehörend den angesehenen Familien, den Scherifen, den Schützen, den Vorstehern, den Kaufleuten usw. von Fes —, bezeugen, daß von dem augenblicklichen Fürsten Mulai Abd ul-Asis Dinge ausgegangen sind, die anstößig sind nach göttlichem Recht und an sich, wie daß er sich einer gewissen fremden Nation anschloß und zuneigte, in den Stunden der Nacht und an den Enden des Tages[1], und den Staatsschatz der Mohammedaner vergeudete für Dinge, die dem Herrn der Welten nicht wohlgefällig sind, und die Armensteuern und den Zehnten ablöste durch die Einführung des Tertib und der Bank, die den Wucher bedingt, der einer der größten Sünden ist, und daß er sich beschäftigte mit [Gott] nicht Wohlgefälligem, so daß hierdurch alle Bande der Religion gelöst und die Vereinigungen der Mohammedaner zerrissen wurden, und es dahin kam, daß einem gewissen fremden Volke die Gebiete der Mohammedaner überantwortet wurden, und daß es die Herrschaft ergriff über Tuat und Umgebung, über Figig, Ujun Beni Mathar, Udschda und Casablanca und den mohammedanischen Landen beinahe bis an die Wurzeln kam; und schlimmer als alles dies die Polizei, die in sich schließt die Herrschaft der Christen über die Nacken der Mohammedaner und das Fortnehmen ihrer Waffen aus ihren Händen, so daß der Verband des Islam fast seine Kraft verlor[2] und Vernichtung ihm bevorstand[2]. Und er hat Heere ausgerüstet gegen die im heiligen Krieg Stehenden, die Schawia, um sie zu bekämpfen, als sie dem Volke der Franzosen[3] bei ihrer Ankunft in Casablanca entgegentraten, nach seinem eigenen Geständnis in den auf den Kanzeln verlesenen Erlassen, und es wendete sich von ihm die Hauptmasse seiner Untertanen, und sie verfielen in Anarchie. Alles dies wissen sie durch den Augenschein eines Teiles und durch Hörensagen, das sich im Überschwange im Munde von zeugnisfähigen Leuten und anderen fortgepflanzt hat. Und in diesem Wortlaut ist ihr Zeugnis protokolliert worden, eingefordert von ihren für seinen Einforderer an dem auf das obige Datum folgenden Tage [= 3. Januar 1908].

[Es folgen 120 Namen, über jedem die laufende Nummer, über dem letzten 1020 statt 120.]

Nach G. Kampffmeyer, Eine marokkanische Staatsurkunde („Der Islam", III, 1/2, Straßburg 1912). (Dieser Ausgabe lag eine notariell vom Kadi nicht vollzogene Handschrift der Urkunde zugrunde; eine notariell vollzogene Ausgabe benutzte E. Michaux-Bellaire, Proclamation de la déchéance de Mouley Abd el Aziz et de la reconnaissance de Moulay Abd el Hafid par les Ouléma de Fès [„Revue du Monde Musulman", V, 1908].)

[1] Koran 20, 130.

[2] Im Original Reim.

[3] Hier zum ersten Male offen genannt.

hinaus; am 23. Juni kam es zu dem Gefecht bei der Kasba Sidania, in dem die Marokkaner schwere Verluste erlitten. Ende Februar 1911 brach ein Aufstand des nordwestlich Fes beheimateten Stammes der Scherarda gegen die Regierung aus, dem sich fast alle Stämme nördlich, südlich und östlich der Hauptstadt anschlossen. Frankreich erkannte in der gefahrvollen Lage, in der sich Mulei Hafid trotz eines Sieges seiner Mahalla am 2. und 7. März über die Aufständischen befand, die günstige Gelegenheit zu neuen Vorstößen, begann trotz entgegenstehender Bestimmungen der Algecirasakte direkte Verhandlungen mit dem Sultan und konnte sich später auf deren Erfolg berufen: Mulei Hafid selbst rief Frankreich um Hilfe an. Seiner Bitte um Entsatz des ebenfalls bedrängten Fes entsprach Frankreich mit Entsendung eines Heeres von 30—35000 Mann unter Moinier; noch ehe aber diese Entsatztruppen den Vormarsch auf Fes antraten, war dieses von der Mahalla des französischen Instruktionsoffiziers Brémond entsetzt worden (26. April), und zwei Tage darauf war der ganze Aufstand niedergeschlagen. Das damit völlig überflüssig gewordene Entsatzkorps Moinier setzte trotzdem seinen Vormarsch fort, und am 21. Mai erreichte die vorderste Kolonne die Hauptstadt. Aber schon am 10. April 1911 hatte Frankreich einen Geheimvertrag mit Mulei Hafid, der um das Protektorat gebeten hatte, abgeschlossen, der nur zu deutlich dem Vertrag von 1881 nachgebildet war, durch den Tunis französisches Land wurde. Am 28. Mai begann Moinier mit der Unternehmung von Strafexpeditionen gegen die aufrührerischen Stämme. Mitten in seiner erfolgreichen Tätigkeit erhielt der General am 20. Juni den Befehl, seine Truppen allmählich zurückzuziehen; demgemäß wollte er seine Unternehmungen bis 10. Juli beenden und nach der Schauja zurückmarschieren. Diesen Plan führte für den erkrankten Moinier General Dalbiez tatsächlich aus, aber die zahlreich zurückgelassenen Besatzungen sicherten den Erfolg der Expedition Moiniers.

Der Grund zu dieser plötzlichen Vorsicht seitens der Regierung in Paris lag in den Beziehungen zum Deutschen Reiche und zu Spanien. Mit Spanien gestaltete sich die Auseinandersetzung verhältnismäßig einfach. Schon 1909 hatte Spanien unter dem Ministerpräsidenten Maura, dem Beispiel Frankreichs folgend, Unruhen der Rifbewohner an der marokkanischen Nordküste zu einer umfassenden militärischen Aktion benutzt. Schließlich hatte der spanische Oberstkommandierende General Marina an 60000 Mann unter seinem Kommando, und bis Ende 1909 hatte Spanien 54 Millionen Pesetas für die Expedition ausgegeben. Der entscheidende Schlag fiel am 22. August, als die Kabylen das Guruglugebirge räumen mußten; die Spanier besetzten es am 29. August, nahmen am 27. September Seluan, am 1. Oktober die Höhe von Beni Ensar, am 8. Oktober die Halbinsel Tres Forcas — da wurde das Kabinett Maura 24. Oktober 1909 gestürzt, und das neue liberale Ministerium Moret erklärte den Feldzug für beendet. Der Erfolg dieser Expedition trat in dem zu Madrid am 15. November geschlossenen spanisch-marokkanischen Vertrag zutage, in dem das im Riffeldzug von Spanien gewonnene Gebiet gesetzlich, nominell allerdings nur auf 75 Jahre, an Spanien abgetreten wurde. Den Vormarsch Frankreichs auf Fes beantwortete Spanien mit der Besetzung von Larasch am 4. Juni 1912 und el-Ksar am 10. Juni unter Oberst Silvester. Doch erzielte Frankreich zunächst eine vorläufige Einigung über den Modus vivendi in el-Ksar mit Spanien und brachte Verhandlungen über einen *französisch-spanischen Marokkovertrag* in Gang: am 28. November 1912 wurde der Vertrag, dessen Inhalt eine genaue Abgrenzung der gegenseitigen Interessen bildet, in Madrid unterzeichnet.

Schwieriger und gefahrvoller war die Auseinandersetzung mit dem *Deutschen Reiche*. Nach einer Erklärung in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ am 1. Mai 1911

betrachtete die deutsche Regierung infolge des den Vereinbarungen von Algeciras zuwiderlaufenden französischen Vorgehens das ganze Abkommen für aufgehoben und erklärte, nach ihrer Meinung sei allen Signatarmächten die volle Aktionsfreiheit wiedergegeben. Darauf brachte dasselbe Blatt offiziös am 30. Juni die überraschende Nachricht, daß das deutsche Kanonenboot „Panther" nach dem Hafen von Agadir in Südmarokko zum Schutz der Interessen und des Lebens der dortigen Deutschen gesandt worden sei; später wurde der „Panther" durch den Kreuzer „Berlin" nebst dem Kanonenboot „Eber" ersetzt. Der Erfolg dieses tatkräftigen Eingreifens waren auf Frankreichs Wunsch eingeleitete Verhandlungen, die in Berlin zwischen dem Staatssekretär v. Kiderlen-Wächter (gest. 1912) und dem französischen Botschafter Cambon gepflogen wurden und ein deutsch-französisches Marokkoabkommen vom 4. November 1911 zeitigten. Darin erklärt die deutsche Regierung, daß sie nur wirtschaftliche Interessen in Marokko verfolge und Frankreich in der Einführung aller erforderlichen Reformen nicht hindern werde unter der Voraussetzung der Aufrechterhaltung des Grundsatzes der offenen Tür, während Frankreich dem Deutschen Reiche Kompensationen am Kongo gewährt. Die Ratifikationsurkunden wurden am 12. März 1912 in Paris ausgetauscht. Darauf wurde am 30. März 1912 der Protektoratsvertrag zwischen Frankreich und dem Sultan von Marokko unterzeichnet, dessen erster Artikel besagt: „Die Regierung der Republik und der Sultan sind darüber einig, in Marokko ein neues Regime einzuführen, das Reformen der Verwaltung, der Rechtspflege, der Schule und der wirtschaftlichen, finanziellen und militärischen Einrichtungen in sich schließt, deren Einführung auf marokkanischem Gebiete die französische Regierung als nützlich betrachten sollte. Dieses Regime wird die religiösen Verhältnisse und die Achtung vor dem Sultan, sein traditionelles Ansehen, die Ausübung der islamitischen Religion und religiösen Einrichtungen, insbesondere die der ‚Habous' unangetastet lassen. Es wird ferner die Organisation der reformierten scherifischen Machsen mit sich bringen. Die Regierung der Republik wird sich mit der spanischen Regierung über die Interessen verständigen, die diese Regierung infolge der geographischen Stellung und der territorialen Besitzungen an der marokkanischen Küste besitzt. Ebenso wird die Stadt Tanger ihren besonderen Charakter bewahren, der ihr zuerkannt ist und ihre städtische Organisation bestimmt." Tanger wurde als international erklärt, seine Verfassung in einem besonderen Statut festgelegt. Am 27. April 1912 wurde General Lyautey zum Generalresidenten in Marokko ernannt.

Im April 1912 brach abermals ein allgemeiner Aufstand in Marokko aus, dessen Zentrum Fes selbst war. Rasch brachte Frankreich den Effektivbestand seiner Truppen wieder auf 47000 Mann. Ende September wurde Marrakesch, das el-Hiba, ein franzosenfeindlicher Führer, besetzt hatte, genommen. Mulei Hafid bestand auf seiner Reise nach Rabat: am 13. Juni traf er dort ein, am 11. August erfolgte seine Abdankung; am 13. August wurde sein Bruder Mulei Jußuf zum Sultan ausgerufen, um als solcher ein Schattendasein zu führen.

Die innere Beruhigung des Landes wird beide Länder, Frankreich und Spanien, noch auf Jahre hinaus beschäftigen; die ununterbrochenen Aufstände des Jahres 1913 haben gezeigt, welch ungeheure Anstrengungen beide Staaten noch zur Vollendung der „friedlichen Durchdringung" werden machen müssen.

b) Italien in Tripolitanien.

Als letztes freies Stück der nordafrikanischen Küste blieb Tripolitanien. Es war an Italien, hier rasch zuzugreifen. Wollte es das Gleichgewicht des internationalen politischen

Einflusses im Mittelmeer aufrechterhalten, so mußte es als Gegengewicht gegen das französisch-spanische Vorgehen in Marokko rechtzeitig auf Tripolis die Hand legen. Schon im Jahre 1900 hatte sich Italien in einem Abkommen mit Frankreich ein Vorzugsrecht auf die türkische Provinz gesichert und 1901 nochmals erneuert. Seit dem politischen Umschwung in der Türkei hatten bereits die Reibungen zwischen Italien und der Pforte nicht mehr aufgehört, und seit dem Spätsommer 1911 bearbeitete die Presse die öffentliche Meinung für eine militärische Aktion in Tripolitanien; die Regierung glaubte sich dem allgemeinen Ruf nach einem „Größer-Italien" nicht entziehen zu können und stellte in der Nacht vom 26. zum 27. September 1912 der Pforte ein Ultimatum, dessen Annahme einem politischen Selbstmord des türkischen Staates gleichgekommen wäre. Darin erklärte Italien, es werde die Schaffung geordneter Zustände in Tripolis und der Kyrenaïka, die ihm von vitalem Interesse seien, durch militärische Okkupation herbeiführen. Am 29. September nachmittags ½3 Uhr lehnte die Pforte dies Ultimatum gemäßigt, aber bestimmt ab, zweieinhalb Stunden später, um 5 Uhr, erklärte die italienische Regierung, daß sich beide Staaten im Kriegszustande befänden und die Küsten von Tripolitanien und der Kyrenaïka sofort blockiert werden würden. Noch in derselben Stunde griff die Torpedobootsflottille des italienischen Konteradmirals Herzogs der Abruzzen bei Prevesa in Albanien türkische Torpedoboote an. Auf Einspruch Österreichs verzichtete jedoch Italien auf weitere Aktionen im Adriatischen und Jonischen Meer. Am 2. Oktober erschienen italienische Kriegsschiffe auf der Höhe von Tripolis; am 3. Oktober wurde die Beschießung der Stadt Tripolis begonnen, und die Besatzung zog sich alsbald zurück. Am 11. Oktober übernahm General Caneva den Oberbefehl in Tripolitanien, am 18. wurde Derna, am 20. Benghasi, am 21. Homs besetzt. Am 23. Oktober folgte ein erster Gegenstoß der Türken unter Oberst Reschad Bei beim Dorfe Schawaschat, am 26. ein zweiter bei Sidi Meßri und Henni im Südosten und beim Brunnen Bu Mehana im Süden. Der Erfolg dieser bis zum 12. November sich hinziehenden, für die Türken erfolgreichen Kämpfe war die Zurückdrängung der Italiener auf Tripolis; den Brunnen Bu Mehana und die Ostbatterie Hamidieh mußten die Italiener zurückerobern. Mitte November machte die eintretende Regenperiode eine monatelange Unterbrechung der Operationen nötig — vorher aber, am 5. November 1911, wurde die volle Souveränität des Königs von Italien über Tripolitanien und die Kyrenaïka verkündet. Am 25. Februar 1912 nahm die italienische Deputiertenkammer das Annexionsdekret an.

Auch nach dem Ende der Regenperiode ging der darum stark angefeindete Caneva (am 28. August 1912 durch General Ragni ersetzt) nur Schritt für Schritt vor, so daß Ende September 1912 erst etwa 157 km der 1560 km langen Küstenstrecke, im ganzen etwa 90 qkm des 1 Million qkm großen Landes besetzt waren. Größere Bedeutung hatten allein die für Italien siegreichen Gefechte bei Benghasi (12. März) unter General d'Ameglio, bei Buchanez (26.—28. Juni) und Derna (17. September 1912). Daneben waren mehr von diplomatischer Bedeutung die Angriffe auf die Dardanellenforts (18. April) und die sonstigen wiederholten Vorstöße ins Ägäische Meer. Am 4. Mai 1912 besetzte General d'Ameglio Rhodos, von den Inselgriechen freudig als Befreier vom Türkenjoch begrüßt.

Bis September 1912 hatten die Italiener durchschnittlich 100000 Mann im Felde gehabt, ihr Verlust belief sich auf 66 Offiziere und 783 Mann. Der Feldzug kostete 366 Millionen Mark, der Tag durchschnittlich 800000 Mark. Die Türken verloren bis Juli 1912 1741 Mann, während die Höhe der ihnen erwachsenen Kriegskosten nicht bekanntgeworden ist.

Am 15. Oktober 1912 wurde der Friede zu Lausanne geschlossen. Die Türkei zog ihre

Truppen aus Tripolitanien und der Kyrenaïka zurück und gab beiden Ländern ihre uneingeschränkte Autonomie zurück. Der Sultan ernennt künftig einen Vertreter für die beiden Provinzen und behält sich die Stellung eines Kadis vor.

Am 21. November 1912 ernannte darauf König Viktor Emanuel von Italien einen Kolonialminister (Pietro Bertolini), dem Tripolitanien (jetzt Libyen genannt), die Kyrenaïka, Eritrea, Italienisch-Somaliland und die Protektorate von Nord-Somaliland unterstellt wurden.

Die Beruhigung des Landes zog sich — ähnlich wie in Marokko — noch ein volles Jahr hin; zunächst leistete der auch im späteren Balkankrieg durch seinen Handstreich auf Adrianopel rühmlichst bekanntgewordene Oberstleutnant Enwer Bei (1914 Kriegsminister) bis in den späten Winter 1912 zähen Widerstand. Aber auch im ganzen Jahre 1913 flackerten immer wieder Aufstände auf: noch am 16. September 1913 fiel der italienische General Torelli in einem verlustreichen Gefecht bei Suara.

III. Ägypten.

Von Prof. Dr. **Karl Dyroff.**

1. Das Ägypten der Pharaonen.

A. Das Land.

Nur an zwei Stellen hat der afrikanische Kontinent in frühen Zeiten der Menschheitsgeschichte eine höhere Kultur groß werden sehen: im Niltal und im Bereich von Karthago. Wir haben keinen Grund, die Kultur zu unterschätzen, die dereinst in grauem Altertum phönikische Kolonisten am Nordrand von Afrika begründet haben: hat sie doch den gewaltigen Kampf mit Rom unter Männern wie Hamilkar und Hannibal (vgl. Bd. II, S. 175) geführt und gewiß an ihrem Teil die hohe Blüte von Nordafrika in römischer und frühchristlicher Zeit mit vorbereitet. Aber ihre Bedeutung tritt, ebenso wie ihr Alter, gegenüber dem Alter und der Bedeutung der geschichtlichen Vorgänge, die sich auf ägyptischem Boden abgespielt haben, weit in den Hintergrund. Wir rühren an starke Quellen unserer eigenen Kultur, wenn wir die Betrachtung der ägyptischen Geschichte in Angriff nehmen. Einzig Babylonien läßt sich in dieser Hinsicht unter den Reichen des älteren Orients Ägypten an die Seite stellen.

Der mächtige Strom, das zunächst in die Augen fallende Kennzeichen des Landes, ist von sehr hohem geologischen Alter und hat in historischer Zeit auf ägyptischem Boden seinen Lauf nur unwesentlich verändert, abgesehen von seinem Mündungsgebiet, dem Delta. In Urzeiten hat er dieses Land durch die Anschwemmung seiner Schlammassen dem Meere abgewonnen, das einst das Delta und das Niltal bis weit hinauf nach Oberägypten überspülte; Ägypten ist in der Tat ein „Geschenk des Nils", wie es griechische Schriftsteller nannten. Noch heute wächst das Delta durch solche Anschwemmungen; sie haben viele der alten Sümpfe der unterägyptischen Landschaft ausgefüllt, einen Teil der alten Strommündungen zugeschüttet und lagern über den Siedelungen der Pharaonenzeit. Sie sind es auch, die den in alter und neuer Zeit berühmten fruchtbaren Boden Ägyptens bilden. (Vgl. die beigeheftete Karte.)

Von den 6000 km seines Gesamtlaufes vom 3. Grad südlich vom Äquator bis zum 31. Grad nördl. Breite gehört der Nil nur auf die 1100 km lange Strecke von Assuan, in der Nähe des nördlichen Wendekreises, bis zum Meere hinab dem eigentlichen Ägypten an. Bei Assuan (ägyptisch: Swnt, koptisch: Swan, griechisch: Syênē[1]) lag von jeher die ägyptische

[1] Der Leser möge beachten, was unten (S. 232) noch zur Sprache kommt, daß wir von den altägyptischen Wörtern durchaus nur die Konsonanten kennen. Er lese ein altägyptisches Wort Swnt etwa Sunet (wenngleich die wahre Aussprache etwa Swane war), wovon S. 233 gesprochen wird. Über das Koptische vgl. S. 232. Mit â, ê (wie in Syênē) bezeichnen wir einen betonten und langen Vokal (also â in deutsch: die Schale), mit ā, ē unbetonte lange Vokale, mit á, é betonte kurze Vokale (also á in: schalle).

Südgrenze, wenn auch die Pharaonen sehr früh ihren politischen Einfluß über die weiter südlich, in Nubien, seßhaften Barbaren, die Äthiopen vom Lande Kusch, ausgedehnt haben. Hier bei Assuan durchbricht der Nil einen granitenen Querriegel in dem „nubischen Sandstein", in den er in diesen Gegenden sein Bett eingegraben hat. Dabei sind Felsblöcke und Inseln stehengeblieben, und es hat sich eine Stromschnelle gebildet, die wir nach der griechischen Bezeichnung den ersten Katarakt zu nennen pflegen (über den Nil in Nubien vgl. S. 149). Jetzt hat man hier den großen Staudamm angelegt, der den Segen der Nilüberschwemmung in viel wirksamerer Weise zu regulieren bestimmt ist, als dies das frühere Stauwerk bei Kairo, von den Franzosen „Barrage" genannt, leisten konnte.

Die Breite des Stromes, der von Assuan ab im allgemeinen die nördliche Richtung beibehält, beträgt bei Theben 400, bei Siut 840 m, unterhalb von Kairo, da, wo er sich zu teilen anfängt, 1 km. Die Tiefe ist wechselnd, aber durchaus beträchtlich, das Gefälle im Unterlauf äußerst gering, von Assuan bis Kairo 11 cm auf den Kilometer, von Kairo abwärts 4 cm.

Zu beiden Seiten flankiert das „Gebirge" das Tal des Stromes. Es sind die Steilabfälle des unwirtlichen Hochlandes, das die östliche und westliche Grenze des alten Ägypten gebildet hat. Dies Hochland ist aber im Grunde nichts anderes als die ungeheure Wüstentafel der Sahara, die den ganzen Norden Afrikas durchzieht und sich über den Graben des Roten Meeres hinüber zum Euphrat spannt. Das fruchtbare Niltal ist wie eine Oase in diese Wüste eingebettet. Die flankierenden Höhen steigen ja nur bis zu 350 m an und machen im allgemeinen auf uns als Gebirge keinen besonderen Eindruck; nur etwa in einem einsamen und wilden Seitentale, wie dem Tal der Königsgräber von Biban el-Moluk bei Theben, mag man sich an Hochgebirgsszenerien erinnert finden. Aber die östliche Wüste, die „Arabische", zwischen dem Nil und dem Roten Meer, erhebt sich weiterhin doch in mächtigeren Gebirgszügen bis zu 2000 m und hat mit ihren tiefeingeschnittenen Tälern und kühnen Felskonturen einen großen Zug. Oasen fehlen hier, wohl aber gibt es Quellen und immerhin einige Vegetation. Die Ägypter nannten die östliche Wüste „das Land des Gottes", gewiß in Beziehung auf den Sonnengott, der zwischen den östlichen Bergen heraufkommt. Die westliche oder „Libysche" Wüste zeigt im Gegensatze dazu nur geringe Gliederung, sie ist eine völlig wasserlose Hochebene von 200—300 m Höhe über dem Nil, die in Stufen ansteigt und zu den Oasen Kharge, Dakhel, Farafra und Bachrije in steilen Rändern abfällt. Sechs Tagereisen westlich von den Oasen beginnt das Sandmeer der Sahara. Diese westliche Wüste ist das Land der „Gelben" (Tschehenu) oder der Libyer.

Zwischen den beiden Mauern der das Flußtal begleitenden Bergketten liegt die eigentliche Welt des alten Ägypten, das „schwarze Land" (ägyptisch: Kêmet, koptisch: Kême und Khêmi), das Gebiet der schwarzen Schlammerde, im Gegensatz zu dem „Rotland" (Deschret), d. h. der Wüste. „Leute von Kemet" nannten sich die Ägypter, und ihr Land ist ihnen oft „das Land" an sich.

Die Bezeichnungen der Nachbarvölker dafür geben uns gegenwärtig noch einige Rätsel auf. Die Kanaanäer und die Babylonier hatten den Namen Mißr, der gewiß „Grenze" bedeutet, aber in welchem Sinne dies gemeint war, erscheint zweifelhaft; die hebräische Dualform des Wortes, Mißrajim, übersetzt wohl das ägyptische „die Beiden Länder" (S. 231). Das Wort ist noch heute im Munde der jetzigen arabischen Bewohner des Niltals als Maßr die Bezeichnung des Landes und vorzüglich der Hauptstadt Kairo. Bei uns ist der griechische Name Aigyptos heimisch geworden, den die Griechen durch „Volksetymologie", d. h. in Anlehnung an gewisse griechische Wörter, aus einem alten Namen für die Hauptstadt Memphis gebildet haben; diese tritt um 1400 v. Chr. in Keilschrifttexten als Hikupta auf. Auch den „Nil" benennen wir mit dem griechischen Namen (Neilos); was er bedeutet, hat noch niemand sicher ergründet. Den alten Ägyptern

war er einfach „der Fluß" oder „der große Fluß" (kopt. joor und jeró), und diesen Namen haben auch die Hebräer als Jôr (in unserem Bibeltext unrichtig Je'ôr vokalisiert).

Der grüne Feldstreifen mit seinen Dörfern und Städten an den Seiten des riesigen Stromes mit den kahlen Berghängen im Hintergrunde bietet für unser verwöhntes Auge nur mäßige landschaftliche Reize dar. Die aus Nilschlamm gebauten Hütten der Dörfer liegen von der Ferne besehen ja malerisch genug zwischen den schlanken Palmen, aber der Eindruck wiederholt sich zu oft, und aus der Nähe besehen zeigen sich Elend und Schmutz. Am hübschesten wirken vielleicht Lagen wie die von Medinet el-Faijum und Fidmin im Faijum oder die von Assuan. Der Wald ist seit grauesten Zeiten verschwunden, und die Pracht der südländisch üppigen Vegetation läßt sich jetzt, wie das auch schon im Altertum der Fall war, nur in den Gärten bewundern. Aber einzig schön ist die Sonne Ägyptens und der blaue Himmel mit den glühenden Farben, die er in den Dämmerungen abbrennt, schön auch die weite, einsame Wüste. Der Ägypter hat in alter wie in neuer Zeit mit heißer Liebe an diesem Lande gehangen.

Von Assuan abwärts ist der fruchtbare Streifen Landes zunächst nur schmal, die Wüste tritt beiderseits nahe an den Fluß heran. Bei Gebel es-Silsile, 60 km unterhalb von Assuan, passiert der Nil einen förmlichen Engpaß zwischen den Felsen des nubischen Sandsteins. Dann aber, südlich von Edfu, beginnt die Herrschaft des Nummulitenkalks, der nun bis Kairo hinab beide Gebirgsketten bildet. Die Berge weichen bei Luksor, dem alten Theben, weit vom Fluß zurück, und die kulturfähige Zone hat hier eine Breite von 10 km. Ihre größte Breite erreicht sie dann nördlich von Girge, in der Gegend, wo die Hauptstadt der ersten Dynastien lag, nirgends aber ist sie breiter als 15 km; bei Kairo z. B. geht man zu Fuß vom linken Nilufer bis zum Rand der Wüste, wo die Pyramiden stehen, nur zwei Stunden. Nördlich von Siut zweigt sich ein alter natürlicher Kanal, der Bachr Jußuf, links vom Nil ab, der nach langem Laufe entlang dem westlichen Gebirgszug endlich nördlich von Beni Suëf (Suêf) die niedrige Hügelkette durchbricht und hinter ihr die herrliche Oase des Faijum (Fajjûm) befruchtet, die zu verschiedenen Zeiten der ägyptischen Geschichte eine wichtige Rolle gespielt hat. In alter Zeit hatte der Bachr Jußuf von der Stelle aus, wo er heute in das Faijum biegt, eine Fortsetzung nach Norden, entlang der Libyschen Kette.

Schon 22 km unterhalb von Kairo beginnt die Stromverzweigung in die beiden Hauptarme des „Delta", das, 170 km lang und 270 km breit, einen Flächenraum von 22200 qkm umfaßt. Die hellenistische Zeit zählte sieben große Mündungsarme des Nil, die sich zwar meist auch heute noch verfolgen lassen, aber die Mündungen selbst sind jetzt bis auf zwei vom Sande verschüttet: nur noch der Arm von Rosette (arabisch: Raschîd) bei Alexandreia und der weiter östlich mündende von Damiette (arabisch: Dumjât) ergießen sich wirklich ins Meer, sie entsprechen dem Bolbitinischen Arm des Altertums, an dem Saïs und Naukratis lagen, und dem Phatnischen. Der westlichste Arm der alten Zeit, der Kanopische, gewann seine Bedeutung durch Alexandreia, der östlichste, der Pelusische, durch die Grenzfestung gegen Asien, Pelusion (arabisch: **Tell Fáramā**).

Im Bereich des Deltas sind durch Verlandung der Sümpfe, Verfall der Deiche und Versandung der Kanäle vielfache Veränderungen der Oberfläche gegenüber dem früheren Bestand vorgekommen. So unterliegt z. B. jetzt noch das ganze Sumpfland östlich vom Suëskanal gegen die Ruinen von Pelusion hin einer rasch vorschreitenden Verlandung. Dagegen hat die Küste des Meeres, die Nordgrenze Ägyptens, seit dem Altertum wohl nur wenige Umgestaltungen erfahren. Sie liegt flach, den heftigen Nordwinden preisgegeben, von Untiefen umsäumt da. So war sie von jeher für die Schiffahrt im höchsten Maße ungünstig, daher findet sich kein einziger Seehafen an der ägyptischen Deltaküste; Alexandreia gehörte zu Libyen.

Ägypten war im Altertum in den Blütezeiten überaus dicht bevölkert, unsere Nachrichten geben für die Zeit der Pharaonen 7 Millionen Einwohner, für die Ptolemaierzeit 3 Millionen (erwachsene Männer?). Die Größe der „Zweiundvierzig Gaue" (S. 246), in die es zerfiel, wird zusammengenommen ungefähr der Ausdehnung des jetzigen Kulturlandes nahe gekommen sein; dieses beträgt längs des Nil und im Delta 31140 qkm (Belgien: 29500 qkm). Der moderne Staat Ägypten hat sich 1906 die Sinaïhalbinsel und 1911 das Hafengebiet von Solum einverleibt, und sein Areal umfaßt bei einer Südgrenze am 22. Grad nördl. Breite und einer Westgrenze am 25. Grad 12′ östl. Länge 930000 qkm. Die Bevölkerung beläuft sich nach der Zählung von 1907 auf 11287359 Einwohner.

B. Die Anfänge (die vordynastische Zeit).

Noch an einem weiteren wichtigen Punkte hat man einen bemerkenswerten Wechsel in der Bodengestaltung des Landes verzeichnen wollen, da, wo die Landenge von Suës die Brücke nach Asien hinüberbaut. Zwischen dem Mittelmeer und dem Roten Meer liegen hier nur 120 km, und die Scheidewand zwischen den beiden Meeren besteht aus jungem Schwemmland, das sich an seiner höchsten Stelle, in el-Gißr, nur 18 m über das Meer erhebt. Aber von Norden her greift der See Mensale tief hinein, und eine Kette von Seen, der Ballah, der Timsah und die Bitterseen, erstreckt sich über die ganze Linie des Isthmus, so daß nur ein paar schmale Landstreifen die Verbindung mit der Welt von Vorderasien herstellen, von denen der bei el-Kantara („Brücke"), zwischen dem See Mensale und Ballah, und der bei el-Gißr („Damm"), zwischen dem Ballah und Timsah am Ende des Wadi Tumilat (Tumilât), besondere historische Bedeutung haben. Bei el-Kantara führte von jeher die Hauptstraße nach Syrien vorbei, und durch das Wadi Tumilat sind nach dem biblischen Erzähler die Israeliten aus Ägypten (vgl. Bd. II, S. 181) gezogen. Man hat nun seit dem Erscheinen der „Description de l'Égypte", des großen Werkes der Gelehrten Napoleons I., vielfach geglaubt, noch in historischen Zeiten habe der Meerbusen von Suës nordwärts bis zum Ende des Tales Tumilat gereicht, wo im Altertum die Stadt Heroonpolis lag, in der Nähe vom heutigen Ißmaïlija. Das hätte natürlich für die Auffassung der Geschichte dieser Grenzgegend hohe Wichtigkeit; aber weder aus ägyptischen noch aus klassischen Quellen sprechen einwandfreie Zeugnisse für eine solche Annahme, und wir dürfen uns diesen Teil der Ostgrenze auch für die alte Zeit im allgemeinen so vorstellen, wie er vor dem Bau des Kanals gewesen ist.

Dagegen erhebt sich an diesem Punkte eine der grundlegenden Fragen der ägyptischen Geschichte. Sind wohl über die Brücke dieser Landenge wie die asiatischen Eroberer späterer Tage so auch die asiatischen Stämme einer entlegenen Vorzeit vorgedrungen, die dann im Niltal seßhaft geworden sind und die hohe Kultur dieses Landes begründet haben? Man sollte es nicht leugnen, daß sich bei der Frage nach dem Ursprung der ägyptischen Kultur der Blick unwillkürlich nach dem Isthmus von Suës wendet. Aber unsere Mittel reichen zur Entscheidung der Frage nicht aus. Wir werden hernach (S. 239) in Kunst und Leben allerlei Berührungen zwischen Ägypten und Babylon zu erwähnen haben, aber das beweist nur, was wir ohnehin wissen, daß kulturelle Errungenschaften damals schon von Volk zu Volk gewandert sind, im günstigsten Falle, daß eine Art von Kulturgemeinschaft zwischen beiden Ländern bestand. Ebenso kann man auch viele „Beweise" für den Zusammenhang Ägyptens mit der afrikanischen Umwelt zusammenstellen; aber daß da enge Beziehungen obwalten müssen, ist ja selbstverständlich, und das Einzelne läßt sich sowohl mit der Annahme einer rein afrikanischen Grundlage der ägyptischen Nationalität erklären

als auch mit der anderen, daß die aus Asien gekommene Oberschicht von Eroberern eine Beimischung von den früheren Bewohnern her erfahren habe. Auch die neuesten Funde aus der ältesten Zeit, von denen wir gleich reden werden, haben keinerlei Ausschlag gebracht, am wenigsten die Schädeluntersuchungen, die man bei dieser Gelegenheit ausgeführt hat. Unser sicherster Führer ist neben dem körperlichen Typus des Ägypters immer noch der sprachliche Befund. Und da ist zu sagen, daß die alten Ägypter eine Sprache gesprochen haben, die eng mit den „semitischen" Sprachen, also dem Babylonischen, Hebräischen, Arabischen, verwandt ist, freilich aber nicht so eng wie sonst die semitischen Sprachen untereinander, sondern etwa so zu ihnen stehend wie eine indogermanische Sprache zur anderen. Nun trifft das aber nicht auf die Ägypter allein zu, sondern auf einen großen Kreis afrikanischer Völker. Die Reihe der Dialekte, die von den „Berbern", den Nachkommen der Libyer, über den ganzen Nordrand von Afrika hin gesprochen werden, gehört eng zum

Ägyptische Soldaten. Holzfiguren aus einem Grab des Mittleren Reiches bei Siut, jetzt im Museum zu Kairo. Die Speerträger rechts sind reine Ägypter, die Bogenschützen links Neger und Libyer. Nach Grébaut, Le Musée Égyptien, Bd. 1 (Kairo 1890).

Ägyptischen; auch der Laie in linguistischen Dingen kann das auf der Karte an den zahlreichen echt ägyptischen Bildungen von Ortsnamen mit T-, Ta-, dem femininen Artikel, verfolgen (z. B. lateinisch: Tamugadis, jetzt Timgad, in Algerien; Tamasirt, südlich von Agadir im westlichen Marokko). Das entsprechende Maskulinum lautete einst P-, Pa-, lautet jetzt aber, da die Berbersprachen den Laut p eingebüßt haben, nur noch A- (so Agadir „Burg", zu phönikisch gadēr, griechisch: Gadeira = Cadiz). Weniger eng als zu den Berbersprachen ist das Verhältnis des Altägyptischen zu dem Kreis der „hamitischen" Sprachen, den Sprachen vieler vom ersten Katarakt an nach Süden zu wohnenden Völker, so der Bischari (Bischâri), Galla, Somal; aber auch diese Sprachen haben semitischen Grundcharakter. Dagegen weicht der Körpertypus des Ägypters (s. die obenstehende Abbildung), noch heute bei der ländlichen Bevölkerung wohl erkenntlich, erheblich von dem des Semiten ab, dessen hervorstechendste Eigenheiten schon die altägyptischen Denkmäler mit aller Deutlichkeit wiederzugeben wußten. Aus den sprachlichen Tatsachen folgt für Ägypter und Libyer so viel, daß ihre Vorfahren einmal in der Nähe der Stammväter der semitischen Völker gesessen haben müssen, wenn keine Aufgabe der ursprünglichen Sprache stattgefunden hat, wofür wir keinerlei Anzeichen kennen.

Nun haben freilich die meisten Dinge zwei Seiten, und man kann sich, wie das in der Tat geschehen ist, auch vorstellen, daß die Ursemiten in Afrika gewohnt und dort ihren Rassentypus entwickelt haben, worauf sie sich dann etwa über das Rote Meer hinüber nach Arabien

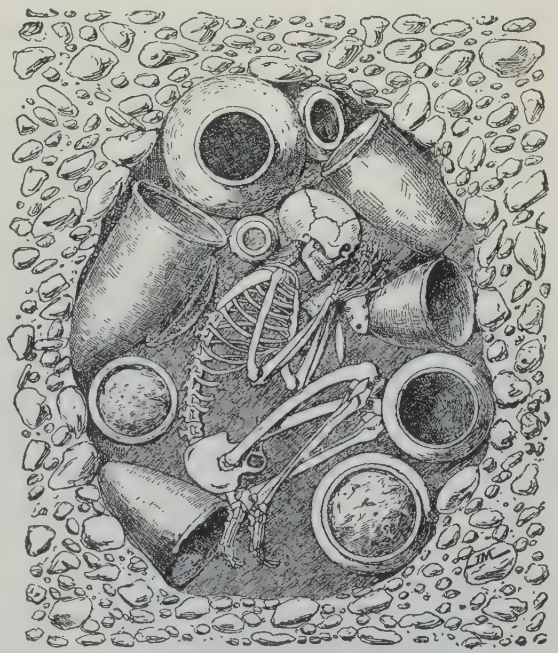
und von da nordwärts oder nordostwärts verbreitet hätten. Wir ziehen es vor, bei der älteren Meinung zu bleiben, hauptsächlich weil wir sonst auf Grund unserer linguistischen Überzeugungen auch die Stammväter der Indogermanen nach Afrika verpflanzen müßten, und dann, weil wir auch die vielfach herrschende und auch Bd. II, S. 5 und 225, nachdrücklich vertretene Vorstellung, daß Arabien der Ursitz der Semiten gewesen sei, keineswegs zu teilen vermögen. Wir denken uns also, daß die Wellen einer sehr frühen Völkerwanderung, vergleichbar derjenigen, welche die Indogermanen über Europa und Asien verbreitete, erst die Stammväter der Libyer, dann die der Ägypter von den alten Sitzen der Semiten in Asien weg und, vermutlich über den Isthmus von Sues, nach Afrika hinübergeführt haben. Die Entstehung des semitischen Typus fällt dann einer auf asiatischem Boden spielenden Sonderentwickelung zu, während sich der Ägypter die ihm eigenen körperlichen Charakteristika auf der Grundlage der mitgebrachten Anlagen wohl erst seit der Festsetzung im Niltal erarbeitet hat. Zu unserer Anschauung über eine solche Völkerwanderung stimmt, daß, soweit wir sehen, das älteste Zentrum der ägyptischen Kultur in Unterägypten lag. Wir wenden uns zunächst zu den bezeugten Anhaltspunkten.

Die Quellen der Geschichte des alten Ägypten sind für die Kulturgeschichte unübersehbar an Zahl und für einzelne Partien auch innerlich reich, für den Gang der äußeren, staatlichen Geschichte dagegen spärlich und im äußersten Maße lückenhaft. Die Gestalten, die für uns als die Träger der Entwickelung in erster Linie dastehen, die Könige, geben sich meist nur in offiziellen Schriftstücken kund, hinter deren prunkvollen Worten sich die Umrisse der Persönlichkeit nur nebelhaft zeigen. Selbst die großen Richtlinien des historischen Ganges fehlen uns, da aus alter Zeit eine zusammenhängende Darstellung der ägyptischen Geschichte nicht erhalten ist und wir also beim zeitlichen Ansatz der durch die Denkmäler bekannt gewordenen Tatsachen vielfach der nötigsten Hilfe entbehren.

Die griechische Literatur hatte wenigstens annähernd etwas dergleichen. Unter dem König Ptolemaios II. Philadelphos, um 280 v. Chr., hat ein ägyptischer Priester im hellenistischen Ägypten, Manetho aus Sebennytos (Samanud im Delta) ein griechisches Buch „Ägyptische Geschichten" erscheinen lassen, in dem er die Geschichte seines Vaterlandes für die Griechen erzählte, von den Zeiten an, da die Götter regierten, bis auf 340 v. Chr. (Eroberung Ägyptens durch Artachsasa [Artaxerxes] III.); er unterschied 30 „Dynastien" von menschlichen Königen, die vom König Mene (vgl. S. 228) an auf die mythische Vorzeit folgten, und wir halten uns im allgemeinen heute noch aus guten Gründen an dies Schema: wir haben nichts Besseres. Das Buch ist in abschreckend entstellter Weise auf uns gekommen: neben ein paar ausführlichen Fragmenten aus zweiter oder dritter Hand ist uns ein Auszug überliefert, der die Namen der wichtigsten Könige und die Dauer ihrer Regierung aufführt, dazu hie und da einige historische Angaben beifügt; auch dieser Auszug ist erst durch mehrere Hände gegangen, ehe ihn Georgios Synkellos (gest. um 810 n. Chr.) in seiner Chronik für uns festlegte. Aber die Schrift hat schon in ihrer unversehrten Gestalt keine genügende Auskunft geben können. Wenn wir uns auch die spätägyptische Annalistik in der einheimischen Sprache nicht schlechter vorstellen dürfen als etwa die der Hebräer, so war doch die geordnete Kunde von der alten Zeit damals in Ägypten überhaupt gering, und sie hatte jedenfalls keinen Hauch des neuen Geistes gespürt, der inzwischen in Attika über die Historie gekommen war. Dazu liebte es Manetho, sein Gericht schmackhaft aufzutischen: er benutzte nicht selten die Erzeugnisse ägyptischer Erzähler, die man heute gern als „Volksmärchen" bezeichnet, wenn sie auch zur Zeit ihrer Entstehung vielleicht weder für das Volk bestimmt, noch als „Märchen" gemünzt waren, vielmehr als das, was wir jetzt Novellen nennen. Wir werden Beispiele sowohl solcher Märchen als auch manethonischer Geschichtserzählung kennen lernen. Was außer Manetho in griechischen und lateinischen Schriftwerken über Ägypten berichtet wird, ist zum Teil sehr wertvoll, so namentlich die Schilderung des Herodotos, im ganzen jedoch wenig beträchtlich.

Aber der trockene Boden Ägyptens hat einheimische Zeugnisse für das vergangene Leben des Landes in unglaublicher Fülle treulich auf uns gebracht. Sie stammen vor allem

aus Gräbern, da man dem Toten allerlei Hausrat und sonstige Ausstattung mitzugeben pflegte, dann aber auch aus Tempeln und aus dem Schutt der Städte. Die Denkmäler der eigentlichen Literatur sind ja darunter verhältnismäßig spärlich, aber Urkunden aller Art haben wir aus den verschiedensten Perioden, wenngleich sie keine lückenlose Reihe darstellen; und auch der gewöhnliche Hausrat spricht, denn der äußerst schreiblustige Ägypter hat die meisten Stücke mit seinen Hieroglyphen beschrieben, und so erfahren wir da von sehr vielen Dingen, leider nur nicht immer das, was wir zu wissen nötig hätten. Seit Jahrhunderten hat man ägyptische Altertümer gefunden und auch nach Europa gebracht, ja selbst mit Eifer studiert. Im 19. Jahrh. haben diese Studien durch die wunderbare Entwickelung der Philologie einen ungeahnten Aufschwung genommen, und nun graben bereits seit einer Reihe von Jahren die in der Wissenschaft führenden Nationen und auch der ägyptische Staat selbst um die Wette nach den Resten der alten Zeit. Alljährlich bringen jetzt planmäßige Ausgrabungen oder glückliche Zufallsfunde neue, oft überraschende Schätze in die großen Vorratshäuser der ägyptischen Museen, die in Kairo, in London, Paris, Berlin und in vielen anderen Orten emporgewachsen sind. Auch in den Händen zahlreicher Privatleute befinden sich wertvolle ägyptische Sammlungen. Im Laufe der Geschichtserzählung werden die wichtigsten Denkmäler zu nennen sein, die uns historische Erkenntnis vermitteln.



Hockergrab aus el-Amra. 1/20 natürlicher Größe. Nach de Morgan, Recherches sur les Origines de l'Égypte (Paris 1897).

Auch die für uns älteste Zeit ist nicht leer ausgegangen. Seit 1894 haben mehrere Ausgrabungen den Schleier einigermaßen zu lüften begonnen, der bis dahin über der Zeit vor den Erbauern der großen Pyramiden, vor der 4. Dynastie (um 2800 v. Chr.), lag. Wie gewöhnlich hatten findige Araber die Spur entdeckt und eine neue Klasse von Altertümern in den Handel gebracht, die die europäischen Forscher aufmerksam machte.

Im Jahre 1894 setzte Professor W. M. Flinders Petrie in London, damals schon berühmt durch eine Reihe der erfolgreichsten Grabungen, zwischen Negada und Ballas den Spaten ein, zwei Orten, die etwa 45 und 30 km nördlich vom alten Theben auf dem westlichen Ufer gelegen sind (Ballas gegenüber von Kuft, s. die Karte bei S. 221, Negada südlicher). Er öffnete beinahe 3000 uralte Gräber, deren Tote anscheinend ganz unägyptisch bestattet waren: die Leichen lagen auf der linken Seite, die Hände vorm Gesicht, die Knie in der Höhe der Brust, in „Hockerstellung" oder „wie der Embryo im Schoß der Mutter lagert"; dabei war der Kopf gegen Süden gerichtet, das Gesicht schaute also nach Westen (s. die obenstehende Abbildung). Oder aber die Körper waren mehr oder weniger zerstückelt beigesetzt worden. Die Mumifizierung fand sich nicht. In den Wintern 1895/96 und 1896/97 grub dann E. Amélineau in Abydos und Umgegend ähnliche Gräber aus. Im Frühjahr 1897 fand J. de Morgan zu Negada das „Grab des Menes" (vgl. S. 234) und Amélineau gegen Ende des Jahres zu Abydos das „Grab des Osiris" (vgl. S. 236). Petrie wiederum hielt 1899/1900 und 1900/01 auf dem von Amélineau angebrochenen Felde zu Abydos

die erfolgreichste Nachlese, und er, J. E. Quibell, Garstang und andere haben in den folgenden Jahren im Umkreis von Abydos, aber auch außerhalb dieses Kreises, so in Hierakonpolis und bei Memphis, zahlreiche Denkmäler der ältesten Zeit aus dem Boden geschürft.

So gewiß durch diese Funde unser Horizont in die Zeit vor Mene, die „vordynastische" Zeit, hinein erweitert worden ist, so haben sie uns doch bisher mehr Rätsel aufgegeben als gelöst. Besonders ist die Scheidung der vordynastischen Denkmäler von denen der ersten Dynastien noch vielfach schwer durchzuführen, und auch das Verständnis und damit die historische Bewertung der einzelnen Erscheinungen unterliegt großer Unsicherheit.

Die Ägypter begannen, gewiß seit sehr alter Zeit, die Liste ihrer Herrscher mit den Namen von Göttern, und so ist hier die religionsgeschichtliche Auffassung, daß die Götter uralte Könige gewesen seien, eine Auffassung, die im alten Griechenland einmal durch ein Buch von Euhemeros Aufsehen erregt hat, frühzeitig in einem Keim, wenn auch nicht ganz in der späteren Gestalt vorhanden. Dichter und Gelehrte hatten diese Vorstellung verschiedenartig ausgestaltet, und es hat auch historisches Interesse, einen Augenblick dabei zu verweilen. Nach Manetho regierte zuerst Ptah, der Gott von Memphis, — also war seine hier benutzte Quelle, eine Königsliste, ähnlich wie die von Turin, von der wir gleich reden, in Menfe bearbeitet worden —, sodann die großen Götter Re, Schu, Geb, Usire, Seteh, Hor, darauf eine Reihe weiterer Götter bis auf einen namens Bitis; alle zusammen regierten 13900 Jahre und bilden zwei Götterdynastien. Es folgte ein Geschlecht „Halbgötter" mit 1255 Jahren, dann eine vierte Dynastie „anderer Könige" mit 1817 Jahren; danach regierten 30 „Könige aus Memphis" 1790 Jahre und 10 „Könige aus This" (Abydos) 350 Jahre. Eine siebente Dynastie „halbgöttlicher Manen" (griechisch nekyes) mit 5813 Jahren macht den Schluß. Das berühmte „Königsbuch" des Museums von Turin, ein leider sehr fragmentarisch auf uns gekommener Papyrus, enthält eine gleichfalls in Dynastien eingeteilte ägyptische Königsliste, die etwa um 1500 v. Chr. redigiert worden ist. Sie stimmt mit Manetho darin überein, daß auch sie zu Anfang vor Mene die Regierungen der Götter bringt, und sie bietet auch die auffallenden, die Reihe der Götter unterbrechenden Posten menschlicher Könige, wenn auch in anderer Weise. Aber diese Könige müssen doch eine Eigenschaft gehabt haben, die sie für die Ägypter den Göttern näher rückte als den Menschen, denn auf sie folgt im Papyrus die Regierung der „Diener des Hor", mythischer Gestalten, die uns aus den ägyptischen Texten als ein frommes Menschengeschlecht der Urzeit bekannt sind. Es werden also auch jene menschlichen Könige Heroen oder Heroengeschlechter der Urzeit sein, von denen irgendwelche Literaturwerke zu erzählen wußten. Denn sicher dürfen wir im Papyrus wie bei Manetho als Grundgedanken bei der Aufführung der Götterdynastien eben das voraussetzen, was die ägyptischen Priester dem Herodotos gesagt haben, daß erst von Mene an „Mensch auf Mensch" (griechisch: pirōmis ek pirōmios; ägyptisch pi-rōmi, „der Mensch") gefolgt sei.

War dieses mythische Dunkel, das vor Mene liegt, noch nicht in dem Maße vorhanden für ein drittes, weit älteres Dokument? Der „Stein von Palermo" übertrifft den Turiner Königspapyrus an Alter noch um etwas mehr als dieser den Manetho: er ist in der 5. Dynastie (um 2600 v. Chr.) zu Menfe beschrieben worden. Das kostbare Denkmal befand sich seit 1877 im Museum zu Palermo, wurde aber erst nach 1900 im Zusammenhalt mit den Funden aus der ältesten Zeit in seiner Bedeutung gewürdigt. Wir geben hier (s. die Abbildung S. 229) die Vorderseite der schwarzen Dioritplatte wieder, die ein Bruchstück der ältesten uns erhaltenen Annalen der Weltgeschichte darstellt. Oben, in der ersten Zeile, stehen hier sieben Namen von Königen, Seka, Khaïu, Tiu, Tschesch, Neheb, Uatsjen, Jemiḥet, hinter jedem

Namen in der Weise der ägyptischen Schrift als „Determinativ" (vgl. S. 232) das Bild eines Königs: eines hockenden Mannes mit der Geißel in der Hand und der Krone auf dem Haupte. Diese Krone ist aber die „rote Krone" von Unterägypten (vgl. S. 232), und nach der ganzen Einrichtung des Steines muß hier also vor der 1. Dynastie eine lange Reihe von Königen vorausgegangen sein, die nur die Krone von Unterägypten trugen. Das waren aber für den unterägyptischen Annalisten der 5. Dynastie gewiß keine mythischen Gestalten, und es ist auch nicht recht wahrscheinlich, daß er überhaupt Götternamen, Re etwa ausgenommen (vgl. S. 244), an den Anfang seiner nüchternen, praktischen Zwecken dienenden Tabelle gesetzt hat. Erst in der Folgezeit also hätte sich das an Euhemeros (S. 228) anklingende System von Götterregierungen gebildet, das uns bereits im Turiner Papyrus so stattlich entgegentritt, und unter den halbmythischen „30 Memphiten" Manethos (S. 228) mögen sich für den Annalisten des Steins noch völlig historische Namen befunden haben.

Vorderseite des Steines von Palermo, der ältesten Annalen. Der Stein war ursprünglich etwa neunmal so breit wie das hier abgebildete Stück. Die Namen der Könige standen in den horizontal verlaufenden (schwarzen) Zwischenräumen. Für jedes Jahr eines Königs ist eine eigene Schriftkolumne vorhanden, wo hinter der Hieroglyphe ⊤ = „Jahr" die wichtigsten Ereignisse des Jahres knapp verzeichnet sind. Nach „Recueil de travaux relatifs à la philologie et à l'archéologie égyptiennes et assyriennes", Bd. 25 (Paris 1903).

Demnach steht also, historisch greifbar, für uns am Anfang der ägyptischen Geschichte, noch vor Mene, ein Reich unterägyptischer Könige, mit dem Mittelpunkt vermutlich in Menfe (griechisch: Memphis), d. h. in der Gegend von On (griechisch: Heliopolis). Von ihren Taten wissen wir nichts, der Annalist der 5. Dynastie gibt nur ihre nackten Namen. Sie werden wie ihre Nachfahren mit den Libyern im Westen und den Beduinen im Osten gekämpft haben, sie haben in der Wüste die Jagd auf die wilden Tiere geübt und zu Hause Rats gepflogen mit den Großen des Reiches, deren Treue sie königlich lohnten. Vor allem aber haben sie die Götter geehrt, denn der Ruhm, den Herodotos den Ägyptern spendet, daß sie die „frömmsten" aller Menschen seien, wurde sicher schon in ältester Zeit begründet. Das zeigt sich deutlich an dem Maß des Anteils, der für religiöse Einrichtungen in den Angaben des Steins von Palermo abfällt, Einrichtungen, die gewiß zumeist schon vor Mene bestanden, das zeigt sich ferner vornehmlich an der beherrschenden Stellung, die die Priesterschaft von On in der Ausbildung der religiösen Literatur und damit der religiösen Ideen nachweisbar einnimmt.

Hier sei kurz von einem besonderen Ruhmestitel gesprochen, den man dem unterägyptischen Reich zuschreiben darf, der Feststellung des ägyptischen Kalenders.

Seit dem Anfang unserer Kunde haben die Ägypter ein Jahr von 365 Tagen, das in 12 Monate zu 30 Tagen geteilt wurde, wozu noch 5 Tage besonderer Art kamen. In diese fünf, sagen wir Übertage, fiel die „Geburt der Götter" oder, wie eine spätere Nachricht sagt, der fünf großen Götter des Usirekreises: des Usire selbst, des Hor, des Seteh, der Ese und der Nebthat. Die fünf Tage standen in alter Zeit an der Spitze des Jahres, dann folgte der Neujahrstag, „Scheitel des Jahres" (wept-ronpet) genannt. Die zwölf Monate wurden nach den drei Jahreszeiten „Überschwemmung", „Winter", „Sommer" als „1. Monat der Überschwemmung", „2. Monat der Überschwemmung" usw., „1. Monat des Winters" usw. durchgezählt; später kamen dafür Bezeichnungen nach gewissen Festen auf, und diese Namen werden von uns wegen ihrer Verwendung im hellenistischen Ägypten gewöhnlich benutzt, weshalb wir sie hierher setzen: Thoth, Phaophi (Phaôphi), Hathyr (Athyr), Choiak; Tybi, Mechir, Phamenoth (Phámenoth), Pharmuthi (Pharmûthi); Pachon, Payni (Paŷni), Epiph, Mesore (Mésore). Da nun das Jahr $365^1/_4$ Tage hat und die Ägypter nicht einschalten, so bleibt ihr Jahr alle vier Jahre um einen Tag hinter dem durch die Schaltung verbesserten julianischen Jahre, wie es seit 45 v. Chr. üblich ist, zurück; also in $365 \times 4 = 1460$ julianischen Jahren um ein ganzes Jahr, so daß 1461 ägyptische Jahre gleich 1460 julianischen sind. Wenn nun in einem julianischen Jahre 1322 v. Chr. das ägyptische Neujahr, der 1. Thoth nach der späteren Bezeichnung, auf den 20. Juli fiel, so rückte der 1. Thoth im julianischen Jahre 1321 v. Chr., da dieses ein Schaltjahr ist, auf den 19. Juli, blieb auf diesem Datum in den julianischen Jahren 1320, 1319, 1318 stehen, rückte im julianischen Jahr 1317 auf den 18. Juli usw., und erst im 1461. julianischen Jahre nach 1321 v. Chr., im Jahre 140 n. Chr., trat er wieder auf den 19. Juli, nachdem er durch alle Tage des Jahres gelaufen war. So fiel denn auch das für den Ägypter und den Wohlstand des Landes wichtigste Jahresereignis, die Überschwemmung, auf wechselnde Daten seines bürgerlichen Jahres.

Hier verhalf nun die Religion frühe zu theoretischen Einsichten, die leicht zum julianischen Kalender hätten führen können, wenn man sich zu einer Schaltregel entschlossen hätte. In Ägypten sind religiöse Vorstellungen von höchstem Alter an die Sterne geknüpft, und neben dem Orion spielt der Sirius, der hellste Stern des nördlichen Himmels, schon in den ältesten religiösen Texten eine große Rolle. Um die Zeit, wenn der Sirius, die Göttin Sopdet (griechisch: Sothis), nachdem er eine Zeitlang verschwunden war, zum erstenmal wieder aus den morgendlichen Sonnenstrahlen emportaucht, beginnt die Überschwemmung. Dieser Tag des Frühaufganges, das „Aufsteigen der Sopdet", wurde in ganz Ägypten als Fest gefeiert, und zwar, wie die berühmte kalendarische Notiz des Papyrus Ebers (vgl. S. 264) lehrt, und wie es auch sonst bei Geburtstagsfeiern im Altertum vorkommt, an gewissen Tempeln als ein in jedem Monat des Jahres wiederholtes Fest. Es ist zugleich das theoretische Neujahrsfest, das Neujahr des „großen Jahres", in dem eine Summe von Wandeljahren zum Anfangsdatum, 1. Thoth, zurückkehrt. Denn es verhielt sich das Siriusjahr, die Zeit, die der Sirius braucht, bis er wieder in dieselbe Stellung zur Sonne rückt, in alter Zeit ganz wie ein julianisches Jahr zum ägyptischen Wandeljahr: der Frühaufgang des Sirius verschob sich im Kalender alle vier ägyptischen Jahre um einen Tag (1321 v. Chr. 1. Thoth, 1317 2. Thoth), und, wenigstens für das 5. und 4. Jahrtausend v. Chr., sind 1461 Wandeljahre eine „Sothisperiode" von 1460 julianischen Jahren, die die Sopdet braucht, bis sie wieder an demselben Kalenderdatum am Morgenhimmel aufgeht. Solche „Apokatastasen", Wiederherstellungen, des Jahres traten im Laufe der ägyptischen Geschichte ein in den Jahren julianisch 4241, 2781, 1321 v. Chr., 140 n. Chr. Als julianischer Tag aber, der für den Frühaufgang des Sirius hierbei anzusetzen ist, muß nach unseren besten Nachrichten der 19. Juli gelten.

Das ist der Punkt, wo eine historische Verwertung dieser ägyptischen Kalenderweisheit Platz greifen kann. Der Tag des Siriusaufganges wird von dem Breitengrad des Beobachtungsortes beträchtlich beeinflußt. In Theben lag er im ganzen Altertum um den 13.—17. Juli, in Menfe dagegen ziemlich konstant auf dem 19. Juli. So schließt man mit Recht, daß der Kalenderanfang auf dem 19. Juli darauf zu deuten ist, daß der Kalender in Unterägypten, im Umkreis von Menfe, festgesetzt wurde und sich von hier aus allmählich über ganz Ägypten verbreitete. Läßt man ferner die Annahme gelten, daß der Ausgangspunkt der alle vier Jahre eintretenden Verschiebung des bürgerlichen Neujahrs zu einer Zeit auf den Frühaufgang der Sothis festgelegt wurde, als wirklich der 1. Thoth auf den 19. Juli julianischen Stiles fiel, und daß auf diese Weise die Einführung des Kalenders stattgefunden hat, so ist der Kalender zu Anfang einer Sothisperiode eingeführt worden, und die Sothisperiode, die nach unserer jetzigen Kenntnis des ägyptischen Geschichtsverlaufs mit der größten Wahrscheinlichkeit hierfür in Betracht kommt, ist die im

julianischen Jahr 4241 v. Chr. beginnende; dies (oder Jahr 4240, 4239, 4238), der Anfang des Kalenders, wäre demnach das erste genaue Datum der ägyptischen Geschichte, ja der Weltgeschichte überhaupt.

Immerhin, mag auch dies Datum zweifelhaft erscheinen, da man sich die Einführung des Kalenders wohl auch zu anderer Zeit als zu Anfang einer Sothisperiode vorstellen kann, so reicht er doch gewiß in die Zeit vor Mene zurück, und wir haben in ihm ein wertvolles Zeugnis für die Kultur des alten unterägyptischen Reiches. Denkmäler dieses Reiches haben freilich die Ruinenstätten des Delta bis jetzt noch nicht hergegeben (vgl. S. 221). Für das alte oberägyptische Reich sind wir besser gestellt (S. 227 f.), und man glaubt auch einzelne Denkmäler aus Negada und Abydos bestimmten oberägyptischen Königen zuweisen zu können. Wir halten es aber für fraglich, ob die Könige „Skorpion" und Nar wirklich vor Mene anzusetzen sind, und sprechen deshalb von ihnen erst bei den Königen der beiden ersten Dynastien (S. 234 f.).

Daß die Toten in der frühgeschichtlichen Zeit in „Hockerstellung" (S. 227) oder in ein Fell eingehüllt beigesetzt werden, daß die Leichen dabei ganz oder teilweise zerstückelt werden, ist eine Erscheinung, die sich nicht auf Ägypten beschränkt, sondern allenthalben in der Steinzeit findet, ebenso der Gebrauch von Werkzeugen und Geräten aus Stein. Was die ägyptischen Funde dieser Art, die Messer, Sägen und Waffenteile aus Feuerstein, Charakteristisches bieten, müßte erst noch festgestellt werden. Auch wie viel an den Kritzeleien oder Zeichnungen („Graffiti") auf Gefäßen von Negada, auf Felsen bei Silsile, in einem Grab von Hierakonpolis und sonst von der Kultur der frühgeschichtlichen Zeit Zeugnis ablegt, scheint noch nicht genügend aufgeklärt. Wir sehen hier zahlreiche Tiergestalten, besonders Strauße, abgebildet; aber auch Menschen, menschliche Niederlassungen in Umzäunungen, auch Schiffe werden dargestellt. Diese Zeichnungen erinnern gleichfalls lebhaft an anderwärts, z. B. in Schweden, gefundene frühgeschichtliche Kunstübungen. Die älteste Zeit liefert ferner feine Beispiele von glattpolierten roten Gefäßen, die zum Teil auch mit Ornamenten versehen sind. Seltsamerweise scheint dafür in der frühdynastischen Zeit ganz rohe Tonware überhand zu nehmen. Damals war eben die Kunst, Steingefäße herzustellen, zu hoher Blüte und Beliebtheit gekommen, und Ägypten bietet zwar vortreffliches Steinmaterial, aber keinen geeigneten Ton. Ist es aber wahr, daß sich eine Zeit nachweisen läßt, in der die Bewohner des Niltals noch keine Ziegel aus Nilschlamm machen konnten?

Sicher darf man den alten Herrschern Oberägyptens die Unterwerfung Nubiens als politische Großtat zurechnen; das Land südlich von Assuan spielt schon in den ältesten religiösen Texten eine Rolle, wo z. B. ein nubischer Gott Dedwen erscheint, und manche dieser Vorstellungen werden in den oberägyptischen Religionszentren ausgebildet worden sein.

Wann aber sind die „Beiden Länder" (Süden und Norden) politisch vereinigt worden? Man hat oft die Meinung geäußert, diese grundlegende Tat habe der König Mene vollzogen. Aber man tut Unrecht, seine Stellung an der Spitze der Königsliste dadurch zu erklären; diese Stellung besagt nur, wie wir gesehen haben (S. 228), daß er der erste menschliche König ist. Ferner haben die Ägypter den Mene gewiß nicht als Vereiniger gefeiert. Nach ihrer Meinung hatten ja lange schon Götter das vereinigte Land regiert. Hor und Seteh hatten zwar nur die Teile beherrscht, sagte ein Mythus; sie hatten darüber gekämpft, aber sie hatten sich dann vertragen (vgl. S. 248). Und von der Himmelsgöttin Nut weiß ein alter Text: „Nut, zwei Augen [= Kronen] gingen an deinem Haupt hervor: du nahmst den Hor und seine Krone, du nahmst den Seteh und seine Krone." So fabelten also schon uralte Dichter über diese Vereinigung. Wenn sicher anzunehmen wäre, daß der Stein von Palermo (S. 228 f.) den Mene an die Spitze der nach Jahren verzeichneten Regierungen gestellt habe, so könnte das als eine historische Erinnerung an die Vereinigung durch Mene gedeutet werden, da vorher unterägyptische Könige aufgeführt waren. Aber es ist mißlich, sich den Anfang der Annalen des Steines nach Manetho und seinen Quellen zu rekonstruieren, und selbst wenn Mene auf dem Stein an der Spitze stand, so könnte das von seinen Beziehungen zu Menfe (S. 234) herrühren oder noch anders motiviert sein. Es ist also vorsichtiger, wir stellen uns

mit den Ägyptern vor, daß die Beiden Länder schon vor Mene geeinigt wurden. Es wird nicht mit einem Schlage geschehen sein, und mancherlei politische Wechselfälle werden durch die Arbeit von Generationen zu jener grundlegenden Tatsache geführt haben.

Lange vor der politischen Einigung hatten die Beiden Länder gemeinsame Kultur, gemeinsame Sprache, gemeinsame Schrift. Die Schrift der Hieroglyphen, in deren seltsamen Zügen uns die Ägypter selbst Nachrichten über ihre Geschichte aufgezeichnet hinterließen, stellt die wichtigste Kulturschöpfung dar, die die Zeit vor Mene hervorgebracht hat.

Die Hieroglyphenschrift ist eine Bilderschrift, die, ähnlich wie die chinesische, im Prinzip für jedes Wort der Sprache ein eigenes Zeichen verwendet. Das Zeichen ist ein wirkliches Bild des Gegenstandes, der durch das Wort benannt wird, also z. B. mit der Hieroglyphe schreibt man das Wort ḥḏ-t, das die Krone des Königs von Oberägypten bezeichnet, mit der Hieroglyphe schreibt man den Namen n-t der Krone des Königs von Unterägypten; beide Kronen sahen eben so aus. Der Käfer heißt und lautet ḫpr, ist das Wort ḥr „Gesicht“[1]. Wir nennen solche Zeichen Wortzeichen, und man kann sich vorstellen, daß man einmal nur mit Wortzeichen geschrieben hat; natürlich mußte man dann für geistige Begriffe ein Symbol wählen; also etwa den Falken für den Gott Hor, dem der Falke heilig war, die Beine für den Begriff „gehen“. Das muß aber eine Zeit mit sehr beschränkter Übung der Schrift gewesen sein, selbst wenn man noch die zwei Fortschritte in der Verwendung der Wortzeichen hinzunimmt, die das Gebiet der Zeichen stark erweitert haben: man gebrauchte nämlich nicht nur im Prinzip alle Zeichen für alle Ableitungen desselben Wortstammes, also ein Zeichen wr für das Adjektiv „groß“ und für das Verbum wr „groß sein“, sondern auch überaus viele Zeichen für irgendwelche Wörter, die nur dieselben Konsonanten hatten wie das Wortzeichen, so den Käfer für das Wort ḫpr „werden“, das Gesicht für das Wort ḥr „auf“. Ob ein so beschaffenes System einmal wirklich üblich war und wie dann ein Schriftstück aussah, wissen wir nicht. Wir kennen nur das Schriftsystem in seiner vollen Ausbildung durch einen so gewaltigen Fortschritt, daß er beinahe zur Buchstabenschrift geführt hätte, wenn die Ägypter den letzten Schritt hätten tun wollen oder können (vgl. S. 230 über das Jahr). Sobald man sich nämlich ein Wort wie wrḥ „salben“ in wr+ḥ zerlegte, lag ein weiteres nahe: es gab eine ziemliche Anzahl von Wörtern, die, da man das grammatische Zeichen des Femininums (das auslautende t) und gewisse andere Konsonanten nicht anrechnete, nur aus einem Konsonanten bestanden, z. B. ḏt „Schlange“; eine Auswahl von 24 solchen einkonsonantigen Wortzeichen verwendete man nun für alle Stellen, wo der Konsonant vorkam, und man hatte so 24 alphabetische Zeichen geschaffen, so daß man wrḥ als wr+ḥ, ḫpr als ḫ+p+r schreiben konnte. Wenn man wollte, setzte man dann den drei „Buchstaben“ ḫpr auch noch das ursprüngliche Wortzeichen Käfer bei und sagte damit deutlich, daß die drei Buchstaben zusammengehören; oder man setzte in ähnlicher Weise den Konsonanten jw das Zeichen der Beine hinzu und sagte so, daß sie nicht etwa das Wort jw „sein“ darstellen. Man nennt die Zeichen, die, ähnlich wie in jw „gehen“, nach einem bestimmten System zur Andeutung des Wortsinnes verwendet werden, „Determinative“. So hatte man also ein Alphabet für sämtliche Konsonanten der Sprache, aber man ging nicht dazu über, nur diese „Buchstaben“ zu verwenden, wie es z. B. die Hebräer und andere Semiten machen, sondern gebrauchte sie immer in Mischung mit alten Wortzeichen, nach gewissen komplizierten und im Laufe der Zeiten wechselnden Regeln. Man schreibt also statt mit 24, wie man es hätte tun können, mit ein paar hundert Hieroglyphen. (Unsere Anfänger im Ägyptischen auf der Universität lernen zunächst etwa 120 Zeichen.) Vokale haben die Ägypter, ähnlich wie die Hebräer, nie geschrieben. Wir können jedoch bis zu einem gewissen Grade den Vokalismus erschließen, so mit Hilfe der babylonischen und griechischen Umschreibungen ägyptischer Wörter, vor allem aber auf Grund des Koptischen, d. h. jener späten Phase der altägyptischen Sprache, die die Kopten, die christlichen Ägypter, unter byzantinischer und arabischer Herrschaft gesprochen und mit griechischen Buchstaben geschrieben haben; sie mußten dabei zu den griechischen Buchstaben ein paar Zeichen, z. B. das für sch, aus der ägyptischen Schrift herübernehmen (eine Schriftprobe s. die Tafel bei S. 327). Das Wort „Kopte“ stammt aus arabisch Kubṭ und dies aus griechisch Aigyptios. Seit dem 17. Jahrh. n. Chr. ist das Koptische ganz vom Arabischen verdrängt und wird nur mehr beim Gottesdienst verwendet. Aber

[1] Die Sprache hat mehrere h-Laute, die man als h, ḥ, ḫ, ḥ unterscheidet; ḫ = kh. Das Zeichen ḏ sprich ts, ṯ sprich tsch.

so sehr uns das Koptische für die Erkenntnis der altägyptischen Wortformen nützt, so wenig reicht es aus. Wir haben uns daher eine rein willkürliche Weise zurechtgemacht, die vokallosen ägyptischen Wörter zu lesen: wir setzen z. B. ein e ein, lesen w wie u, j wie i usw. Also Swnt (s. S. 221) lies Sunet oder Sewenet; S. 232 lies ḥetset, net, ḥeper. Formen wie Re, Hor, Usire (s. S. 228) sind dagegen nach dem Koptischen vokalisiert; die vorher erwähnten Wörter lauten, soweit sie erhalten sind, im Koptischen: schōpe „werden", ho „Gesicht", hi „auf".

Gewiß ist dieses reiche Schriftsystem der Ägypter ein äußerst wichtiges Zeugnis einer altersgrauen Vergangenheit, denn es war schon in der vordynastischen Zeit fertig ausgebildet. Wenn wir es einmal gründlich erforscht haben, wird es mit Aufschlüssen nicht kargen. So ist z. B. der Feuerbohrer ein gewöhnliches Zeichen; Töpfe, Kleidungsstücke, Schmuck und alle möglichen Geräte bis zum Werkzeug des Schreibers reden von uralten Techniken. Nicht nur der Laie, auch ein Kundiger wird zu dem Urteil geneigt sein, daß die ganze Art des Schriftsystems, wie wir es kennen, auf rein ägyptischen Ursprung hinweist. Trotzdem wäre nicht ausgeschlossen, daß hier fremde Grundlagen eigentümlich entwickelt worden sind. Oder mußte die Kultur zweimal, dreimal denselben Fortschritt machen? Wer will heute schon genau die Wege überschauen, die die Menschheit gehen mußte, bis sie zum Besitz der Schrift kam? Wir sind vorläufig froh, daß durch Champollions Geistestat, seit 1822, die Hieroglyphen wieder zu uns sprechen. Mögen wir heute auch noch auf Schritt und Tritt Schwierigkeiten im Verständnis finden, die Wissenschaft der Ägyptologie wird mit Sicherheit zu ihren fernen Zielen fortschreiten.

C. **Das Alte Reich** (etwa 3300—2400 v. Chr.).

a) Die Thiniten (1. und 2. Dynastie; etwa 3300—2900 v. Chr.).

Bei den Namen „Altes Reich", „Mittleres Reich", „Neues Reich" denken wir vorzugsweise an die denkmälerreichen Blütezeiten dieser Perioden, die 4. bis 6., die 12. und die 18. bis 20. Dynastie oder die Zeit um 2800, um 2000 und um 1600 v. Chr., wobei diese Jahre den Anfang der Blütezeiten bezeichnen. Zwischen dem Alten und Mittleren, dem Mittleren und Neuen Reiche liegen verhältnismäßig „dunkle", denkmälerarme Zeiträume. Wir bezeichnen hier als „Altes Reich" die Zeit der 1. bis 8. Dynastie und ziehen die darauffolgende „Übergangszeit" zum Mittleren.

Manetho (S. 226) hatte an der Spitze der Königsreihe zwei Dynastien, deren Herrscher aus This, d. h. dem 8. oberägyptischen Gau (S. 246) Tschenu oder der Gegend von Abydos, ägyptisch Abod, stammten. Diese Angabe Manethos haben die neuen Ausgrabungen (S. 227) aufs glänzendste bestätigt. Als Könige führte Manetho folgende auf: In der 1. Dynastie: Menes (62 Jahre), Athothis (57 Jahre), Kenkenes (31 Jahre), Uënephes (23 Jahre), Usaphaïs (20 Jahre), Miëbis (26 Jahre), Semempses (18 Jahre), Biëneches (26 Jahre); diese acht Könige regierten also im ganzen 263 Jahre, und es folgte nach Manetho immer der Sohn auf den Vater. In der 2. Dynastie regierten: Boëthos (38 Jahre), Kaïechos (39 Jahre), Binothris (47 Jahre), Tlas (19 Jahre), Sethenes (41 Jahre), Chaires (17 Jahre), Nephercheres (25 Jahre), Sesochris (48 Jahre), Cheneres (30 Jahre), zusammen neun Könige 302 Jahre. Zu einzelnen Königsnamen der 1. Dynastie hat der Verfasser unseres Auszugs aus Manetho kurze Bemerkungen beigefügt, die uns zeigen, was Manetho von dieser alten Zeit wußte; es sind Angaben, die zum Teil den sogenannten „Volksmärchen" (S. 226) entstammen, zum Teil auch historische Ansichten ägyptischer Gelehrten widerspiegeln.

Dahin gehören folgende Einzelheiten: Menes sei von einem Nilpferd zerrissen worden, Athothis habe das Königsschloß zu Memphis gebaut, und man habe „anatomische Bücher", die von ihm verfaßt sein

sollten; unter Uënephes gab es eine große Hungersnot, und er ist es, der die Pyramiden von Ko (oder Kochome) gebaut hat — leider weiß man nicht, welcher Ort damit gemeint ist. Von Menes hat auch Herodotos einiges zu erzählen: er habe Memphis gegründet und den großen Deich gebaut, der die Stadt vor der Überschwemmung schütze. Es ist das der Deich von Koschesch (ê; bei el-Wasta, nordöstlich von Beni Suëf, s. dies auf der Karte), der in der Tat noch heute seine Dienste tut. Ferner habe er den großen Tempel des Hephaistos, d. i. des Ptah, in Memphis gegründet, jenen Tempel, aus dessen Räumen dem Herodotos seine ganze Kunde von der älteren Geschichte Ägyptens zugeflogen ist. Des Menes einziger Sohn Maneros (á) aber sei frühzeitig gestorben, und die Ägypter hätten auf ihn ihr „erstes und einziges Lied" gesungen, dasselbe Klagelied, das den Griechen unter dem Namen Linos bekannt sei.

Jene Königsnamen Manethos bietet auch die ägyptische Königsliste des Papyrus von Turin (S. 228), die Identifizierung der ägyptischen und der griechischen Namen macht freilich an einigen Punkten Schwierigkeit. Der Turiner Papyrus zeigt keine Scheidung in zwei Dynastien. Außerdem finden sich die ägyptischen Namen in den sogenannten „Königstafeln", von denen besonders die von Abod und die von Sakkara wichtig sind. Auf einer Wand des Tempels des Königs Sethoë I. in Abod sieht man Sethoë vor 76 Namen seiner königlichen Vorfahren von Mene an Opfer darbringen; der kleine Kronprinz Rameſſe (Ramses II.) steht daneben und liest „Litaneien" zum Lob der Könige aus einem Buch vor. In Sakkara aber hat ein königlicher Beamter Tunri unter Rameſſe II. 58 Königsnamen von Miëbis an auf die Wand seines Grabes schreiben lassen, vor denen er gleichfalls seine Verehrung durch Rezitieren eines Spruches bezeigt. Die Königstafeln bieten nur eine Auswahl von Namen. Im allgemeinen lehren sie uns ebenso wie der Königspapyrus, daß die Liste Manethos für die 1. Dynastie lückenhaft ist.

Man nimmt vielfach an, daß man von König Mene (griech. Menes) jetzt sein Grab zu Negada kenne, also in der Tat in der Gegend von Abod, aus der er nach Manetho stammte. De Morgan (S. 227) hatte in dem von ihm entdeckten Grab, einem Ziegelbau in der Form einer „Mastaba" (S. 243), verschiedene Gegenstände gefunden, auf denen der Königsname Aha zu lesen war. Nun tragen die ägyptischen Könige mehrere Namen, später gewöhnlich fünf; in der thinitischen Zeit wird mit Vorliebe der „Hor-Name" gebraucht, so genannt, weil er in der Schrift von einer Umrahmung umgeben ist, auf der ein Falke (S. 232), d. h. Gott Hor, steht. Auf einem Elfenbeintäfelchen aus dem Grab des Aha aber kommt neben dem Namen Aha, der ein Hor-Name ist, eine andere Gruppe von Zeichen vor, die nicht wohl anders als „Mene" gelesen werden kann, wenn es wirklich ein Königsname ist. Also, erklärte man, ist der Hor Aha der König Mene und Mene der Inhaber des Grabes von Negada. Freilich, diese Interpretation der Inschrift des Täfelchens muß so lange zweifelhaft erscheinen, als uns der übrige Inhalt der Aufschrift unklar bleibt. Was die Verbindung der beiden Namen für einen Sinn hat, wäre auch dann noch zu fragen, wenn die Lesung „Mene" der einen Gruppe feststünde.

Unsicher, wie sein Grab, scheint uns auch alles andere, was man von Mene aussagt. Von der „Vereinigung der Beiden Lande" haben wir gesprochen (S. 231). Die Gründung von Menfe und von dem Tempel des Stadtgottes daselbst (S. 234) schillert im trügerischen Licht der Tempelsage, und von seinem Feldzug „über die Grenze", von dem Manetho berichtete, wissen wir nichts. Auch die Gefäße und Täfelchen, auf denen der Name Aha erscheint, lehren uns weiter keine sichere Tatsache historischen Charakters. Die Frau dieses zu Negada bestatteten Königs mag Nit-hotep geheißen haben, da sich Gegenstände mit dieser Aufschrift in seinem Grab gefunden haben. Bemerkenswert ist, daß auch aus Abod Stücke mit der Aufschrift Aha bekannt geworden sind.

Die Denkmäler des Aha gleichen an Altertümlichkeit des Stils denen eines Königs, dessen Namen man vorläufig Nar (auch Narmer usw., vgl. S. 231) gelesen hat. Wir reihen ihn ebenso vorläufig hier ein, wie ja ein gut Teil unserer Behauptungen über die älteste Zeit notwendigerweise nur vorläufige Geltung beanspruchen kann. Wir brauchen so Mene nicht

von seiner traditionellen Stellung zu verdrängen, wozu gegenwärtig noch kein ausreichender Grund besteht, und in der Tat bietet die Königsliste nach Mene Platz, sogar für mehrere Anwärter. Schon eine griechische Überlieferung weiß, daß nach „Athothes" ein zweiter Athothes geherrscht hat, und die Königstafel von Abod, und ähnlich der Turiner Papyrus, bringt nach Atote zwei Könige Ate und Ata, Namen, die nur sogenannte „Kurzformen" (wie „Fritz" zu „Friedrich") des Namens Atote sein werden. So hätten wir also drei Atote nach Mene. Wir bilden hier (s. die untenstehende Abbildung) die berühmte prächtige Schminktafel ab, die Nar im Tempel von Hierakonpolis geweiht hat, ein Andenken an seine kriegerischen Erfolge. Geradezu historische Bedeutung ersten Ranges hat man einem anderen Denkmal zugesprochen: ein Keulenkopf aus demselben Tempel zeigt König Nar mit der roten Krone auf dem Haupt, beschützt von der geiergestaltigen Göttin Oberägyptens (S. 238), auf einem hohen Thron sitzend, hinter ihm sein Gefolge, vor ihm huldigende Untertanen und die Beute eines bestimmten Kriegszugs, die durch Bilder mit beigeschriebenen Zahlen angegeben wird: 400 000 Ochsen, 1 422 000 Ziegen, 120 000 Gefangene! Wir sind nicht kühn genug, hieraus und aus anderen Darstellungen auf Nars Denkmälern — auf einem schlägt er die Tschehenu — die Geschichte der Eroberung Unterägyptens durch den oberägyptischen König herauszulesen. Vor allem müßten uns die Ortsnamen dieser Inschriften klarer sein, damit wir sie sicherer beurteilen könnten.

Die Schminktafel des Nar. Der König schlägt einen Feind mit der Keule nieder. Nach Capart, Débuts de l'art en Egypte (Paris 1904). Vgl. auch Text S. 239.

Neben dem Namen Nar trägt dieser König, wie es scheint, noch den zweiten Namen Mer (= Moiris?); beide sind in der obenstehenden Abbildung über dem Bilde des Königs beigeschrieben. In ähnlicher Weise stehen auf einem Keulenkopf, von dem hier ein Stück wiedergegeben wird (s. die Abbildung S. 236), vor dem Bild eines Königs, zwei Zeichen: eine Rosette und ein Skorpion. Es ist der König „Skorpion" (vgl. S. 231). Liegen hier ebenso, wie bei Nar, die zwei Namen des Königs vor? Darf man die Rosette Wn lesen, und ist es der König Oinis (griechisch o, wie sonst, für ägyptisch w), der Sohn des „Menis", unter dessen Regierung, nach einer Notiz bei dem griechischen Schriftsteller Ailianos, ein zweiköpfiger Kranich erschienen ist? Eine neue Vermutung zu den vielen alten, so schlecht und hoffentlich auch so gut wie sie: hier wurde sie nicht unterdrückt, weil sie dazu dienen mag, unsere vorläufige Anordnung

der alten Könige einigermaßen zu stützen. Wir hüten uns, die Folgerungen auszumalen, die man aus dem Dasein des neugewonnenen Sohnes des Mene ziehen kann. Die Ordnung, die wir vorschlagen, ist Aha, Wine, Nar; was es mit den drei Atote für eine Bewandtnis hat, lassen wir in der Schwebe.

König „Kenkenes" des Manetho scheint einer unrichtigen Lesung des Namens zu entstammen, den man Semte (auch Khaste usw.) gelesen hat. Man glaubt gegenwärtig vielfach, daß man die Zeichen seines Namens, ein doppeltes qn, einmal „Hesepti" aussprach, und daß dieses Hesepti bei Manetho als Usaphaïs erscheine; dies letzte ist aber sprachlich unmöglich. Die Denkmäler zeigen den Eigennamen Semte des Königs öfter neben seinem Hor-Namen De-ni. Auf einem Elfenbeintäfelchen (Jahrtäfelchen) schlägt er einen Beduinen der Sinaïhalbinsel mit der Keule nieder — eine typische Darstellung des Sieges über diese Stämme; dabei steht: „Erstes Mal des Schlagens der Östlichen." Auf einem Ebenholztäfelchen führt er, mit der vereinigten weißen und roten Krone geschmückt, bei einer festlichen Zeremonie einen kultischen Lauf oder Tanz aus. Das Grab des Königs ist das stattlichste der von Amélineau (S. 227) zu Abod angebrochenen Gräber der thinitischen Könige; der Fußboden des großen Saales darin besteht aus Platten von rotem Granit. Unsere Abbildung S. 237 veranschaulicht die Lage der Königsgräber vor dem Winkel des Gebirges. Man hat beobachtet, daß von König Semte an die Zeichnung der Figuren und auch der Hieroglyphen auf den ältesten Denkmälern sozusagen ägyptischer wird, d. h. mehr dem Typus ähnlich, den wir von der 4. bis 6. Dynastie her gewohnt waren: die archaische Periode geht zu Ende.

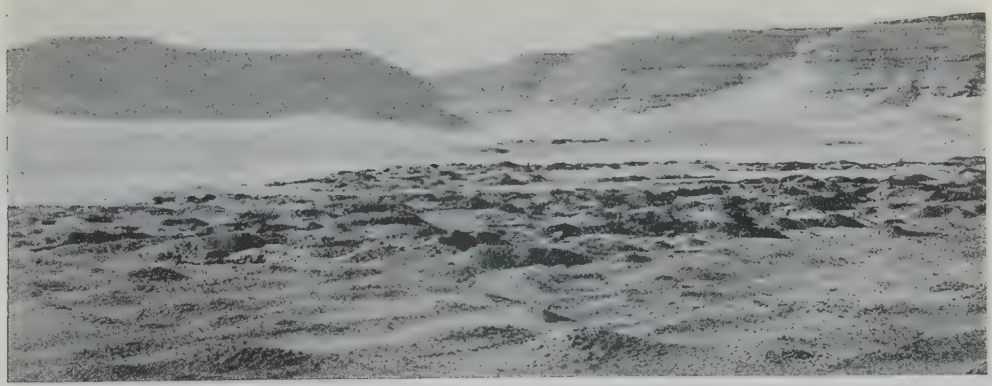
Stück vom Keulenkopf des Königs Skorpion. Der König bei einer religiösen Zeremonie, eine Hacke haltend. Nach Egypt Exploration Fund, Archaeological report 1897—98 (London). Vgl. Text S. 235.

Von den Königen Uënephes und Usaphaïs des Manetho wissen wir nicht einmal die hieroglyphische Schreibung. Man mag hier vorläufig die beiden Könige (Hor) Khent (früher Tser gelesen) und Tset („König Schlange") unterbringen, von denen wir nur die Hor-Namen, nicht aber die Eigennamen kennen. Das Grab des Khent zu Abod wurde später von den Ägyptern als Grab des Usire verehrt (vgl. S. 227). Aus dem benachbarten Grab des Tset stammt dessen schöner Grabstein im Louvre, auf dem der Hor-Name des Königs, mit der einzigen Hieroglyphe „Schlange" geschrieben, in der vom Falken des Hor überragten Umrahmung in imposanter Einfachheit prangt.

König Miëbis (vielleicht richtig: Miëbipos) des Manetho, ägyptisch Mjebipe

(Merbapa usw.), Hor Antsjeb, liegt in der Nähe von Khent und Tjet begraben; ihm zur Seite in einem großen Grabe eine Frau Meritneit, vielleicht seine Mutter. Nach Miëbis bietet Manetho den Namen Semempses, der Papyrus von Turin zwei Namen: einen nicht sicher lesbaren und Kebehu, die Denkmäler aber zeigen uns einen Hor Semerkhet, den die älteste der Siegesdarstellungen an den Felsen des Wadi Maghara auf der Sinaïhalbinsel nennt, und den Hor Ka-a König Sen; Hor Semerkhet wird gewöhnlich dem Semempses gleichgesetzt. Er und Sen liegen in Abod nebeneinander begraben. Von König Biuënter (Biunoter? griechisch zu Ubiënthes und Biëneches verstümmelt) berichtet kein Denkmal, nur die ägyptischen Königslisten kennen ihn.

Ähnlich schlimm wie beim Ausgang der 1. Dynastie steht es mit unserer Kenntnis bei der zweiten Dynastie. Weshalb Manetho oder seine Quelle überhaupt einen Dynastie-



Königsgräber bei Abod. Nach Petrie, Royal tombs of the first dynastie, Teil 1 (London 1900). Die Araber nannten die Stelle Umm el-Gaab („Mutter der Töpfe") nach den zerbrochenen Töpfen, die dort als Opfergaben aufgehäuft worden sind.

einschnitt machte, wissen wir nicht (vgl. S. 234). Auch die Könige der 2. Dynastie sind „Thiniten", die Quellen ihrer Macht liegen noch in Oberägypten. In Abod aber haben wir nur ein Grab dieser Herrscher. Die Namen des Manetho erscheinen außer Chaires und Cheneres alle im Turiner Papyrus oder in den Königstafeln. Aber Denkmäler besitzen wir von Bewets (Boëthos) und Kaičkou (ô; Kaiechos) nicht, von Binotschre (Binothris) nicht nennenswerte. Die Annalen des Palermosteines haben über einen Hor Notschre, den man dem Binotschre gleichsetzt, Angaben zu 16 Regierungsjahren (s. die Abbildung S. 229). Freilich sagen uns diese Festnamen und Kultnotizen gegenwärtig noch nicht viel. Die Könige Wetsnas (Tlas), Senetse (Sethenes, lies Senethes), Neferkere (Nepherchéres), Neferkesokar (Sesochris) sind auch fast nur aus den Listen bekannt. Und wer ist Chaires und Cheneres, wer Hutsesa, Tjetsoë und Nebka, die in den ägyptischen Listen an Stelle von Cheneres auftreten? Ein Hor Sekhemjeb König Perenmaat war Vorgänger des Perjebsen, der zu Abod begraben ist und seinem Namen den Gott Seteh statt des Hor vorsetzt. Hor Khasekhem hat über Rebellen des Nordlandes gesiegt. Auf zwei Statuetten, die wir von ihm besitzen, liegen zu Füßen des thronenden Königs die Leichen der Erschlagenen:

47209 sind es auf der einen, 48205 auf der anderen (vgl. S. 235). Trotzdem galt der Kriegszug wohl nur einem bestimmten Ort des Nordlandes. Das Element „Sekhem" in diesen letzten Namen verknüpft die Könige bereits mit der 3. Dynastie (S. 240).

Werfen wir noch einen Blick auf die Kultur dieser thinitischen Frühzeit der ägyptischen Geschichte. Es ist die Zeit um 3000 v. Chr. Denn wenn man den Regierungsantritt der 12. Dynastie auf rund 2000 v. Chr. ansetzt, was genügend gesichert ist (vgl. S. 257), so kommt man für den Ausgang der 6. Dynastie auf 2400, für den Antritt der 3. auf 2900, und für die Thiniten mag man 400 Jahre rechnen; diese Zahlen vor 2000 stehen ungefähr in Einklang mit den Zeitbestimmungen, die man aus dem Turiner Papyrus gewinnen kann, doch sind sie durchaus abgerundet und beruhen in einem wesentlichen Punkte, dem Abstand der 6. von der 12. Dynastie, auf ungefährer Schätzung. Für 18 Thiniten hatte der Papyrus 420 Jahre in Anrechnung gebracht, für unsere 20 bis 25 Namen könnte man ebensogut 500 Jahre statt 400 ansetzen, da die Reihe nicht vollständig sein wird und namentlich hinter Mene locker gefügt ist.

Die Stellung des Königs (den wir oft mit einem späteren Ausdruck als Pharao bezeichnen) überragte alles, wie sie denn auch in unseren Quellen dominiert. Seine Tracht erscheint im wesentlichen schon so wie später; bald trägt er die weiße, bald die rote Krone, und hinten hängt vom Gürtel der Tierschwanz (Wolfsschwanz?) herab. Wir sehen seinen Hofstaat dargestellt, die höchsten Beamten, die Wedelträger, die Leibwächter, die Standartenträger. Der König vollzieht religiöse Zeremonien, das „Aufhacken des Erdbodens", den kultischen Lauf (S. 236). Von der Verwaltung des Landes erfahren wir wenig, doch finden sich Beamtentitel, und es bestand schon die administrative Einteilung in „Gaue" (vgl. S. 246). Der erste der unterägyptischen Gaue ist der von Menfe. Der Titel des „Schatzmeisters" hängt irgendwie mit dem „König von Unterägypten" zusammen, in einem höheren Richtertitel erscheint der Name der Stadt Nekhen (S. 239): die beiden Ämter hatten sich wohl aus solchen entwickelt, die in den getrennten Reichen bestanden hatten. Durch die zahlreichen in den Gräbern gefundenen Weinkrüge kennen wir die Namen der Domänen, auf denen Weinbau betrieben wurde. Der Stein von Palermo führt unter der 2. Dynastie aller zwei Jahre die „Zählungen" auf, die gewiß mit der Steuererhebung zusammenhängen. Das Volk lebt in erster Linie vom Ackerbau; waren die Bauern damals schon an die Scholle gebunden? Die Kultur trägt schon durchaus „städtischen" Charakter; Namen von befestigten Orten sind häufig, und wir lesen von ihrer Eroberung. Wenn Spuren alter Gliederung in Stämme und Geschlechter nachlebten, so sind sie doch für uns gegenwärtig unkenntlich; die Blutrache ist ausgerottet: zwar tritt in der Sage Gott Hor als „Bluträcher" seines gemordeten Vaters Usire an dessen Bruder Seteh auf, aber der Streit wird schließlich durch Richterspruch beglichen (S. 248).

Wichtige Städte in Unterägypten sind die, die griechisch Memphis, Busiris und Buto heißen. Zwar kam der Name Menunofer oder Menfe erst seit Pjope I. (S. 251) auf, aber die Nachrichten über die Gründungen des Mene zu Menfe (S. 234) haben gewiß irgendeinen Anhalt in der geschichtlichen Wirklichkeit. Die Bedeutung der Stadt wuchs durch die Verbindung mit dem benachbarten On (vgl. S. 229), dessen Tempel seit vordynastischer Zeit in der Religion tonangebend gewesen war. Die zu allen Zeiten im ägyptischen Leben den Grundton bildende religiöse Betätigung kommt in der Geschichte der wichtigsten Städte zu deutlichem Ausdruck. Auch Tfebiu, das „Haus des Usire" (Per-Usire, koptisch Pusire, jetzt Abu Sir), im Delta am östlichen Hauptarm des Nil gelegen, verdankt seinem Kult seine Geltung. Gegen die nördliche Küste zu, in den Deltasümpfen, südlich vom See Burlus, lag der Doppelort Pe und Dep, das „Haus der Göttin Utfoë" (Per-Utfoë, griech. Buto). Hier mögen die Könige eine Residenz gehabt haben, wenn auch der Ausdruck der Pyramidentexte: „Die Könige von Unterägypten, die in Pe sind" vielleicht nur mythologischen Sinn hat.

Göttin Utfoë, in Schlangengestalt, von den Griechen als Leto angesprochen, ist die Schutzgottheit des Nordlandes. Ihr steht als Patronin des Südens die geiergestaltige Göttin Nechbit, griechisch als Eileithyia

bezeichnet, gegenüber; sie wohnt in der Stadt Nekheb (Eileithyiaspolis, jetzt Elkab) am rechten Ufer (etwas nördlich von Edfu), während gegenüber in Nekhen (Hierakonpolis, Kom el-Achmar) am linken Ufer der Reichstempel des Südens dem falkenköpfigen Hor geweiht ist; in ihn haben die alten Könige ihre Keulen und Schminktafeln (S. 235) gestiftet. Abod und seine Kulte werden durch die Gräber der Könige, die im benachbarten Tschenu (S. 233) residierten, hochgekommen sein, die Stätte von Negada hatte wohl durch den Tempel des „Seteh von Onbe" (Ombos) Bedeutung, der in der Nähe lag. Von der alten religiösen Literatur dieser Zeit haben wir noch Reste, und wohl nicht unansehnliche, in den Pyramidentexten; auch sonst wurde die Schreibkunst gewiß eifrig gepflegt. Im Dienste des Kultes, aber auch in profanen Leistungen, war die Kunst bereits zu bedeutender Entwickelung gelangt. Die prächtige Schminktafel des Nar (S. 235), die Darstellungen der Keulenköpfe, die großen aus harten Steinen hergestellten Weinkrüge ergeben eine stattliche Höhe für die damalige Kunstfertigkeit. Man war weit über die Kritzeleien der vordynastischen Zeit (S. 231) hinausgekommen. Auch die Grabbauten aus Ziegel, so gleich das Grab des Aha (S. 234), sind die direkten Vorfahren der „Mastaba" der 4. Dynastie (S. 242).

Unter den für die thinitische Kultur charakteristischen Zügen befinden sich einige, die an das babylonische Altertum erinnern. So der Gebrauch von „Siegelzylindern", kleinen mit Bild oder Schrift versehenen Walzen aus Stein, die an einer Schnur getragen wurden, wie es die Hieroglyphe darstellt. Man rollt sie beim Siegeln auf den noch feuchten Ton ab. Später rücken in Ägypten die „Skarabäen" (S. 249) an ihre Stelle. Auch „Keulenköpfe", ganz in der Art der ägyptischen, haben die alten babylonischen Könige geschwungen. Die Sitte, das Jahr nach einem bemerkenswerten Ereignis zu benennen, tritt, wie in den Annalen des Palermosteins und auf den „Jahrtäfelchen" aus Elfenbein usw. (S. 236), auch im ältesten Babylonien auf. Noch sei der „Stufenpyramide" (S. 240) gedacht, die gewiß mit den Zikurrat genannten Tempeltürmen (vgl. Bd. II, S. 32) irgendwie in Zusammenhang steht, wenn es auch neuerdings wieder bestritten wird. Die richtige Erklärung dieser Erscheinungen muß der Zukunft überlassen bleiben (vgl. S. 224). Ägypten kannte auch damals nichts von „Abgeschlossenheit", es stand mit allen Nachbarn in Verbindung und Austausch. Viel Altertümliches zeigt ferner die Tracht: so der Bart, wie ihn König Nar und mehrere Ägypter (auf dem Keulenkopf, S. 235) tragen, oder die „Phallustasche", ein ledernes Gehäuse zur Bedeckung des Geschlechtsteils. Auch der Gebrauch, dem Toten seine Schminktafeln aus grünem Schiefer mitzugeben, auf denen grüner Malachit zur Augenschminke verrieben wurde, verschwindet später.

b) Die Memphiten und der Ausgang des Alten Reiches (3.—8. Dynastie; etwa 2900—2300 v. Chr.).

So unverächtlich die Kultur und die politische Machtentfaltung der Thinitenzeit erscheinen muß, es sind doch nur Anfänge gegenüber dem mächtigen Aufschwung, den Ägypten von nun an erlebte. Der Schwerpunkt des Reiches gelangte wieder dahin, wo die ersten großen Fortschritte gelungen waren (S. 230ff.), nach Unterägypten. Auf die starken, aber etwas rohen Kraftäußerungen der oberägyptischen Vorblüte und auf die Übergangszeit der 3. Dynastie folgte die Blüte des „Alten Reiches", die 4. und 5. Dynastie, eine glückliche Jugendepoche, da das begabte Volk, von äußeren Feinden wenig behelligt und mit berechtigtem Stolz sich allen Nachbarn überlegen fühlend, im eigenen Land eine Fülle von Kulturwerten erzeugte, von denen die ganze Folgezeit zehren sollte. Der Glanz des Alten Reiches ist vom Neuen äußerlich verfeinert und übertroffen, aber an innerer Energie nicht mehr erreicht worden, und nicht umsonst haben sich die späten Nachkommen, in der 26. Dynastie, gerade an den Einrichtungen der Pyramidenzeit neu aufzurichten versucht.

Der unter dem Vornamen (vgl. S. 234) Khasekhemui bekannte König wird eben

durch diesen Namen (vgl. Khasekhem, S. 237) mit der 2. Dynastie verknüpft; sein eigentlicher Name ist Netscheruiwonefhotep (?) und wohl identisch mit Necherophes, wie der erste König der dritten Dynastie bei Manetho heißt. Statt „Hor" schreibt Khasekhemui „Hor und Seteh" vor seinen Vornamen. Seine Geburt erwähnt der Palermostein. Zu Abod hat er sich, etwas abseits von den anderen Königsgräbern, ein Grab gebaut, dessen mittlere Kammer aus Stein, nicht mehr aus Ziegeln aufgeführt ist. Seine Gemahlin Nemaathape war allem Anschein nach die Mutter seines Nachfolgers, des Königs Tjoser. Mit Tjoser (griech. Tosorthos) statuiert der Turiner Papyrus zum erstenmal durch Rotschrift einen Abschnitt in der Königsreihe; er kennt also Manethos Dynastieeinteilung nicht und hat an Stelle von Manethos neun Namen überhaupt nur vier, auf die im Papyrus 55 Regierungs-

Die Stufenpyramide von Sakkara. Nach Photographie von C. Abt, Frankfurt a. M.

jahre entfallen (Manetho: 214). Die Zeit ist für uns, wie alle Übergangszeiten in Ägypten, von äußerster Dunkelheit. Die Gleichsetzung der ägyptischen und der griechischen Königsnamen gelingt schlecht; Manetho nennt die Könige „Memphiten", und wir glauben das, aber unter welchen Verhältnissen die Verlegung des Mittelpunktes des Reiches aus der Gegend von Abod nach Norden stattgefunden hat, steht dahin. Vielleicht muß man auch hier an die Bedeutung des Tempels von On erinnern (vgl. S. 245). Tjoser liegt nicht mehr in Abod begraben; ihm gehört, etwas weiter nordwestlich, näher bei Girge, das große Königsgrab von Bet Khallaf (-lâ-), in einer Gegend, wo sich mehrere Friedhöfe der 3. Dynastie befinden, dann aber wohl auch ein zweites Grab bei Menfe: die berühmte Stufenpyramide von Sakkara (s. die obenstehende Abbildung), das weithin sichtbare Wahrzeichen dieser wichtigen Nekropole. Es ist ein stolzer Steinbau, 58 m hoch, von einer Form, wie wenn sechs Mastaba, die obere immer von kleinerem Maß als die untere, übereinandergesetzt wären (vgl. S. 239). In der Tat lebte unter Tjoser, der wohl selbst ein mächtiger Herrscher war, ein großer Baumeister Imhotep (griech. Imuthes), der in späteren Zeiten halbgöttlicher Ehren gewürdigt

wurde, so daß ihn Manetho und andere Spätere mit Äsklepios gleichsetzen; ein Teil des wissenschaftlichen Ruhmes des Alten Reiches knüpft sich an seinen Namen.

In Wadi Maghara auf der Sinaïhalbinsel hat Tsoser ein Siegesdenkmal aufgestellt, und eine Inschrift aus der Ptolemaierzeit, die „Stele von der Hungersnot" genannt, weil ein darin vorkommendes Erzählungsmotiv an die biblische Geschichte von Joseph anklingt, weiß von einer Schenkung des Königs zu berichten: König Tsoser sei in großer Sorge gewesen, weil der Nil sieben Jahre nicht gekommen war. Da fragte er den weisen Imhotep um Rat, wo sich die Geburtsstätte des Nil befinde und wer der Gott eigentlich sei, mit dem er es zu tun habe. Der Weise gab ihm ausführliche Belehrung über die Nilquellen, die bei Jeb (Elephantine) gedacht werden, und Tsoser brachte den Göttern von Jeb ein Opfer. Da erschien ihm Gott Khnum von Jeb im Traum und versprach ihm, daß er den Nil von nun an wieder zu seiner Zeit kommen lasse. Tsoser schenkte darauf dem Gotte das Zwölfmeilenland (griech. Dodekaschoinos), das Gebiet von Assuan bis Takompso. Also eine Schenkung an die Priester des Khnum von Jeb von zweifelhaftester Echtheit. Natürlich aber sind alte Nachrichten bei der Abfassung des Schriftstücks benutzt worden.

Von den Nachfolgern des Tsoser (regierte 19 Jahre) bis zum Ende der Dynastie wissen wir nichts Rechtes. Aber auch von den großen Pyramidenerbauern der vierten Dynastie (etwa von 2840 v. Chr. an) haben wir nur äußerst spärliche Kunde. Denn in den Pyramiden dieser Zeit finden sich fast gar keine Inschriften, und im übrigen liefern die Quellen meist nur kulturgeschichtliche Ausbeute. Vom Ende der 3. Dynastie heißt es in einem Weisheitsbuche („Papyrus Prisse", vgl. S. 246) in einer literarischen Notiz: „Dann ging die Majestät des Königs Hu zur Ruhe; da wurde aufgestellt die Majestät des Königs Snofru als vortrefflicher König im ganzen Lande." Snofru, der erste König der 4. Dynastie (griech. Sôris; regierte 24 Jahre), hat nach dem Palermostein gegen Nubien gekämpft und Zedernholz vom Libanon holen lassen; in Wadi Maghara (S. 241) steht ein Siegesdenkmal von ihm. Wir kennen von ihm zwei Gräber: das eine ist die Stufenpyramide von Medum (Medûm), gegenüber von Atfih (s. die Karte S. 221, in der Breite des Faijum), ein anderes, eine Pyramide der gewöhnlichen Form, in Daschur (û), südlich von Sakkara. Sein Nachfolger, der Erbauer der größten Pyramide, Khufu (griech. bei Herodotos Cheops, bei Manetho Sûfis; regierte 23 Jahre), ist wohl sein Sohn. Eine Elfenbeinstatuette von Abod hat uns seine Züge bewahrt. Von dessen Nachfolger und vielleicht Sohn Tsedefre (regierte 8 Jahre) stammt die unvollendete Pyramide bei Abu Roasch (Roâsch), nordwestlich von Gise. Nach ihm regierte Khefre (griech. Chephrēn), vielleicht gleichfalls ein Sohn des Khufu, und Menkaure (griech. Mykerînos und Mencherēs), deren Regierungszeit im Turiner Papyrus nicht erhalten, bei Manetho unglaublich hoch ist.

So wissen wir von den drei Königen Khufu, Khefre und Menkaure, die sich die seit dem Altertum weltberühmten Pyramidengräber bei Gise gebaut haben, fast gar nichts. Von ihrer Macht zeugen einzig die ungeheuren Steinhaufen, die für sie, nicht ohne Kunst, aufgehäuft worden sind, so ins Maßlose gesteigerte Bauwerke, daß deren Errichter schon früh als Bedrücker ihres Volkes aufgefaßt worden sind. Die Zeit, die diese Denkmäler hat entstehen sehen, hat nicht so gedacht. Es war geheiligte Sitte, daß der König sogleich mit dem Regierungsantritt seinen Grabbau in Angriff nahm, der dann je nach Umständen schnell vollendet oder nach erweitertem Plan fortgeführt und vielleicht erst nach langen Jahren abgeschlossen wurde. Man war wohl zeitweise mit wahrer Begeisterung bei solcher Arbeit, ähnlich wie das Mittelalter seine Dome gebaut hat. Die Weltgeschichte kennt Begeisterungsräusche für noch viel seltsamere Ideale.

Das Dorf Gise liegt am Nil gegenüber von Alt-Kairo, die danach benannten Pyramiden noch 7 km weiter westlich, am Rand der Wüste. Khufu hat seine Pyramide (jetzt ist sie 137 m hoch) an den steilen Nordostrand eines Felsenplateaus gestellt; die des Khefre

(jetzt 136 m hoch) liegt weiter südwestlich, um 10 m höher, und erscheint so größer; die dritte Pyramide, die des Menkaure (62 m hoch), liegt zur zweiten wie die zweite zur ersten. Weithin sichtbare Wahrzeichen der Gegend, nun bereits im 5. Jahrtausend stehend, erwecken diese Überreste aus der 4. Dynastie auch heute noch ein Gefühl der Ehrfurcht. Trotzdem muß man wohl sagen, daß sie eigentlich, klotzig, wie sie heute daliegen, etwas Barbarisches an sich haben: gigantische Massen primitivster Form. Auch die sentimentale Schwärmerei, mit der die Europäer ihren Anblick beim Mondenschein bewundern, hat mehr als in den Pyramiden selbst ihren Grund in der Schönheit der nächtlichen Wüste und in der Stimmung, die die riesige Silhouette des Baues, im Mondlicht träumend, hervorruft. Wie die alten Baumeister zu dieser Form kamen, ist nicht festgestellt. Uns scheint es schwierig, zu denken, daß die Stufenpyramide von Sakkara (S. 240) ein Zwischenglied sein soll zwischen der alten Mastabaform der Königsgräber (S. 239) und der Pyramide. Dieses wie der oberste Teil eines Obelisken ansteigende Gebilde ist doch etwas ganz Neues. Sie wird sich, wie die Mastaba, aber unabhängig von ihr, als eine stilisierte Form des Grabhügels entwickelt haben.

Wir tun aber unrecht, wenn wir die Pyramiden nach ihrem heutigen Anblick beurteilen. Seit den Ausgrabungen der Deutschen Orientgesellschaft zu Abusir (1902, vgl. S. 244) und denen der Expedition Ernst von Sieglin (1909 und 1910) haben wir viel lebendigere Vorstellungen von den Pyramiden bekommen, als wir sie früher haben konnten. Es sind nicht isolierte Bauwerke gewesen, die in der weiten Wüste einsam ragten, sondern jede Pyramide gehörte zu einem großen Komplex von Bauten, die sich um den Totentempel des Königs gruppierten. Die beigeheftete Tafel bietet die nach den Ausgrabungen der Expedition Sieglin rekonstruierte Pyramide des Khefre (links), wie sie sich mit der des Khufu (rechts), ihrer riesigen Schwester, am Rande der Wüste im 3. Jahrtausend v. Chr. dem Beschauer darbot: von dem „Torbau im Tale", der selbst ein Tempel ist, zieht ein langer gedeckter Aufgang (495 m lang) hinauf zu dem eigentlichen Totentempel, der östlich vor der Pyramide liegt; diese aber steigt oben auf der Höhe, von einer Mauer umschlossen, wie der Kirchturm neben der Kirche, aber freilich in viel mächtigeren Verhältnissen und als überherrschende Hauptsache, über der unzugänglichen Grabkammer des Königs zum Himmel auf. Ringsum liegen auf dem Totenfelde die Gräber der Großen des Hofes, die Mastaba (Mástaba), „Bänke", wie sie die Araber nach ihrer Gestalt nannten (s. die Abbildung S. 243). Und nicht nur müssen während des langen Baues allerlei Handwerker, Beamte, Kaufleute in der Nähe der Pyramide angesiedelt gewesen sein, sondern auch der König selbst wird da eine Residenz gehabt haben, die er von Zeit zu Zeit bewohnte: zur Pyramide gehörte eine Pyramidenstadt. Bei der Wichtigkeit, die der Ägypter seinem Grabe, dem „Hause der Ewigkeit", beilegte, mag man sich denken, wie König und Volk den wachsenden Bau mit lebhaftem Interesse verfolgten. Auch die Mastaba der Großen mit ihren reliefgeschmückten Räumen werden das Ziel neugieriger Scharen an manchem Festtag gewesen sein. Im Sommer, wenn das ganze Kulturland überschwemmt war, reichte der Nil bis nahe an die Pyramidenstadt und den Torbau heran; von jenseits des Nil, von den Brüchen bei Reau (griech. Troia), kamen die Schiffe mit den Steinblöcken. In den Arbeiterkasernen bei der Pyramide des Khefre lagen, schätzt man, mindestens 5500 Mann. Unter Umständen entwickelte sich aus einer solchen Pyramidenstadt, wo der nachdauernde Kult des Königs im Totentempel seinen Mittelpunkt hatte, eine bleibende Niederlassung. Wir kennen einen Erlaß des Königs Pjope I. (S. 252), der den beiden Pyramidenstädten des Snofru (S. 241) zugunsten des Kultes von Snofru Freiheiten von allerlei Lasten gewährt.

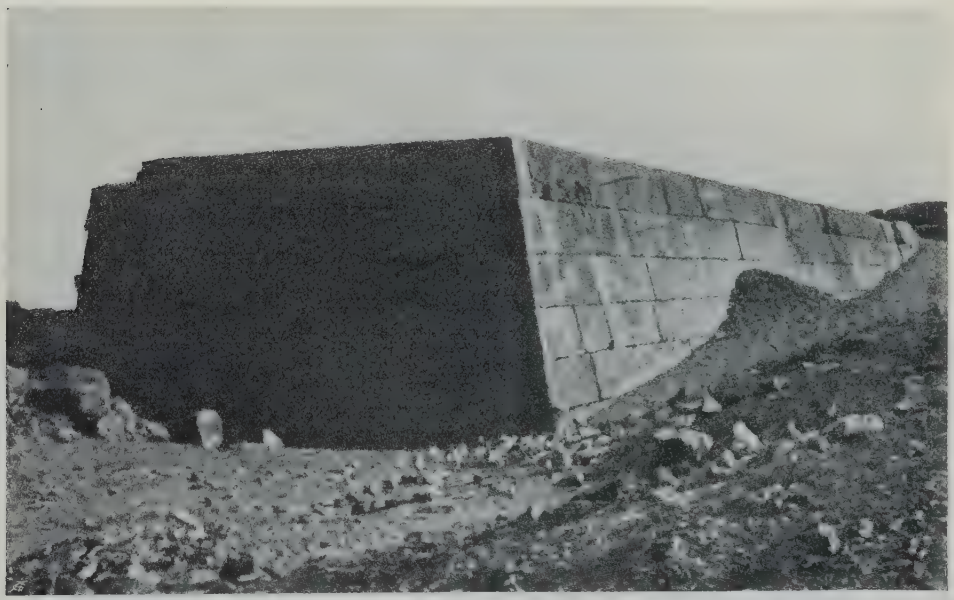
Die Pyramide des Khefre, rekonstruiert von U. Hölscher.

Nach U. Hölscher, Das Grabmal des Königs Chephren (Veröffentlichung der E. v. Sieglin-Expedition, herausg. von A. Steindorff, Bd. 1, Leipzig 1912).

Erklärung der umstehenden Tafel.

Die Pyramide links ist die des Khefre (Cephren) mit ihrem Totentempel, zu dem von dem Torbau im Tale, dem Sphinxtempel, aus der Aufgang führt (vgl. Text, S. 242). Die Pyramide war nach Hölscher ursprünglich 143,5 m hoch und 215,25 m (= 410 ägyptische Ellen) lang. Über den „Großen Sphinx" neben dem Aufgang s. S. 243. Die Pyramide rechts ist die des Khufu (Cheops; vgl. S. 241), um sie herum liegen viele Mastabas.

Der „Torbau im Tale", der zum Totentempel des Khefre gehört, ist der bisher unter dem Namen „Sphinxtempel" bekannte, in stattlichen Resten vorhandene Bau. Er war in äußerst einfachen Formen gehalten — glatte polierte Wände, vierkantige Pfeiler aus rotem Granit und Alabasterfußboden —, muß aber eben in seiner Einfachheit von großartiger Wirkung gewesen sein. Neben ihm liegt der große Sphinx (57 m lang, 20 m hoch), gewachsener Fels, dem man die Sphinxgestalt gegeben hat. Da er neben dem Torbau liegt (s. die Tafel bei S. 242), so mag man den Felsen eben bei der Aufführung des Torbaues so bearbeitet haben, um den mächtigen Stein dem künstlerischen Ganzen einzufügen. Auch sonst, und gerade auch bei diesem Torbau, markieren Sphinxe den Eingang. Der Sphinx ist in Ägypten gewöhnlich das Bild eines Königs und trägt dessen Züge. Ist also der große



Eine Mastaba von Gise. Nach Ed. Meyer, Ägypten zur Zeit der Pyramidenerbauer (Leipzig 1908).

Sphinx nichts anderes als das Riesenbild des Königs Khefre? Im Neuen Reich, das wissen wir sicher, galt er vielmehr für das Bild eines Gottes, des „Hor im Horizont". Die Stätte von Gise aber liegt ungefähr gleichweit von Menfe wie von On (S. 249), und wir haben Anzeichen dafür, daß kultische Beziehungen zwischen On und der Stätte des großen Sphinx bestanden. Ob nicht doch die Leute des Neuen Reiches recht haben, im großen Sphinx den Sonnengott Hor, den Freund des Sonnengottes von On, zu sehen?

Außer den drei bekannten Pyramiden lag bei Gise wohl auch die des Schepseskaf, der vielleicht der Sohn und Nachfolger des Menkaure war. Manetho gibt nach Mencheres (S. 241) noch vier Namen — Ratoises, Bicheris, Sebercheres und Thamphthis —, von denen wir wiederum, ähnlich wie beim Ausgang der 3. Dynastie, nichts wissen, falls nicht etwa einer davon mit Schepseskaf identisch ist (vgl. S. 244). Auf der Rückseite des Steines von Palermo befindet sich kurz vor dem ersten Jahr des Schepseskaf ein von Schrift freier Raum, den man als Stelle eines illegitimen Königs deuten will.

In der Tat fällt auf den Übergang von der 4. zur fünften Dynastie ein Streiflicht, das auf Thronwirren hinweist. Es ist zwar nur ein Märchen, das uns von dem Aufkommen

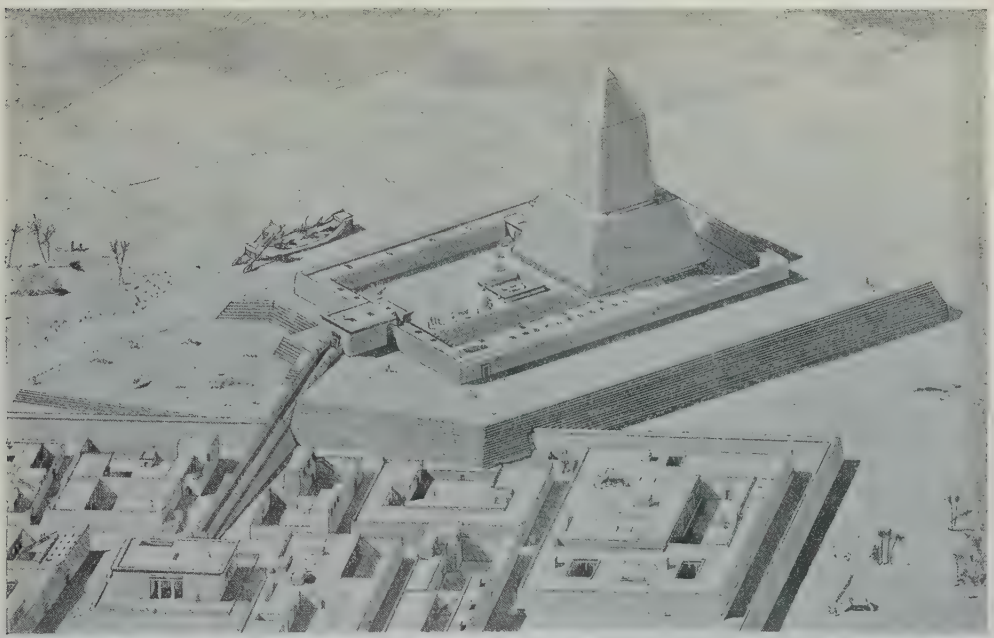
des neuen Herrschergeschlechtes erzählt, aber wir sind ihm um so dankbarer, als wir bisher noch bei keiner Dynastie einer Überlieferung über ihre Anfänge begegneten.

Der berühmte „Papyrus Westcar" des Berliner Museums, niedergeschrieben um 1650 v. Chr., berichtet: Die Prinzen unterhielten einst den König Khufu damit, daß sie ihm Geschichtchen von „obersten Vorlesepriestern" vortrugen, die zur Zeit seiner königlichen Vorfahren gelebt und sich in Zauberei betätigt hatten. Da sagte Prinz Hardedef, er kenne einen Zauberer, der jetzt noch lebe. Er heiße Dede, sei 110 Jahre alt, esse 500 Brote und eine Rinderkeule und trinke 100 Krug Bier bis auf diesen Tag. Er könne abgeschnittene Köpfe wieder ansetzen, könne machen, daß ihm ein Löwe wie ein Hund nachfolge, und dann wisse er noch ein ganz besonderes Geheimnis. Der Zauberer wurde herbeigebracht und machte seine beiden ersten Kunststücke, aber vom dritten wußte er nichts Rechtes: der geheimnisvolle Gegenstand, sagt er, liegt in einem Kasten zu On, und den Kasten wird dem König nur das älteste der drei Kinder der Reddedet bringen. Die Reddedet ist die Frau des Rawoser, eines Priesters des Re von Sakhebu, und Re hat ihr versprochen, daß die Kinder Könige im Lande würden, und der älteste werde Hoherpriester von On sein. Da wurde das Herz seiner Majestät sehr traurig, aber der Zauberer tröstete ihn: „Herr König, warum bist du so traurig? Ist es wegen der drei Kinder, so will ich dir sagen: erst dein Sohn, dann sein Sohn, dann einer von ihnen." Also erst nach zwei Sprossen der Familie des Khufu werde das neue Geschlecht an die Reihe kommen. Und dann werden wirklich unter dem Beistand des Re und der bei der Geburt helfenden Götter die drei Kinder der Reddedet geboren. Der Schluß des Papyrus fehlt uns, doch hören wir noch, wie eine Magd dem Khufu verraten will, daß die Reddedet drei Könige geboren hat. Die Kinder tragen aber die Namen der drei ersten Könige der 5. Dynastie, nämlich Weserkaf, Sahure und Kekoë. Ihr Vater Rawoser ist der Ratoises des Manetho; auch Bicheris kommt wohl, als Prinz Biufre, im Märchen vor.

An der hübschen Geschichte hat besonders ein Zug historische Bedeutung, der nicht wohl nachträglich erfunden sein kann: daß die neue Herrscherfamilie mit dem Gott Re von On in Verbindung gebracht wird (auch der Ort Sakhebu wird in dieser Gegend angesetzt werden dürfen). Denn in der Tat hat unter der 5. Dynastie der Kult des Re einen neuen Schwung erhalten. Wir treffen hier — zum erstenmal, wenn nicht die Thiniten in ähnlicher Weise den Usire auf die Bahn brachten — die in der Religionsgeschichte wohlbekannte Erscheinung, daß politische Tatsachen einem Gotte zugute kommen. Ganz dasselbe ist es, wenn mit den thebanischen Königen des Mittleren Reiches ihr Stadtgott Amon im Götterstaat zur ersten Würde aufsteigt.

Die Könige der 5. Dynastie nennen sich zum erstenmal „Sohn des Re" in ihrem offiziellen Titel, d. h. sie verwerten die von Hofdichtern längst ausgebildete Geschichte, daß der Pharao von Re abstamme (vgl. S. 249), in amtlichen Schriftstücken. Aber sie bauen dem Re auch ganz besondere Tempel, wie sie frühere Könige nicht gebaut hatten. In der 5. Dynastie werden zwar nach wie vor Pyramiden errichtet, und es werden noch recht stattliche Steinmassen gehäuft; man schätzt z. B., daß eine der kleineren, die des Neweserre (S. 245), die etwa $^1/_{25}$ der großen Pyramide von Gise darstellt, noch 107000 cbm Inhalt hat, während die beiden Kammern darin nur 200 cbm freien Raum enthalten. Aber außer ihrer Pyramide haben sechs Könige der Dynastie noch ein „Re-Heiligtum" gebaut; es war also gewiß nicht Sparsamkeit, es war nicht ein Rückschlag gegenüber dem unvernünftigen Aufwand bei den Pyramiden des Khufu und Khefre, der es verhindert hat, daß so große Pyramiden nicht mehr aufwuchsen. Wie ein solches Re-Heiligtum aussah, wissen wir seit den deutschen Ausgrabungen bei Abusir in der Nähe von Sakkara (1898—1901), bei denen das Re-Heiligtum des Neweserre untersucht wurde (s. die Abbildung S. 245). Den Hauptteil dieser Anlage, zu der wiederum (vgl. S. 242) eine „Stadt" gehörte, bildete ein Obelisk; er stand auf einem mastabaähnlichen Unterbau, die Umgebung mächtig überragend, in einem viereckigen, ummauerten Hofe. Vor dem Obelisken lag ein großer Altar aus Alabasterblöcken. Vom Hof aus konnte man durch einen allmählich ansteigenden Gang innerhalb des Unterbaues auf die Plattform am Fuß des eigentlichen Obelisken hinaufgelangen. Die Wände des Ganges zeigten sich mit herrlichen Reliefdarstellungen geschmückt. Zwei große „Sonnenschiffe" lagen in

einiger Entfernung vom Heiligtum auf einem 30 m langen Unterbau aus Ziegeln. Das Kultsymbol des Obelisken ist aber aus On (S. 249) entlehnt, wo vielleicht die ganze Form des Re-Heiligtums schon vorgebildet war. Auf Grund dieser eigenartigen Verehrung des Re dürfen nun auch wir, ähnlich, wie es das Märchen tut, annehmen, daß Re, d. h. die Priesterschaft von On, bei dem Aufkommen der 5. Dynastie ihre Hand im Spiele hatte; zum erstenmal beobachten wir, wie einer der großen Tempel des Landes die Vergebung der Königskrone beeinflußt. Darin äußert sich aber eine Machtstellung der Priester, die gewiß schon seit langem vorbereitet war. Und wir verfolgen ja das Eindringen des Re-Namens in den Königsnamen schon viel früher, besonders aber dann in der 4. Dynastie, und haben S. 240 überhaupt die Verschiebung der Residenz nach Unterägypten mit On in Zusammenhang gebracht.



Das Re-Heiligtum des Königs Neweserre. Rekonstruktion von L. Borchardt. Obelisk (mit Unterbau) etwa 56 m hoch. Der Aufweg vom Torbau im Tale ist als geschlossener Gang zu denken. Nach F. W. v. Bissing, Das Re-Heiligtum des Königs Re-Woser-Re, Bd. 1 (Berlin 1905).

Die 5. Dynastie hat von 2680 v. Chr. an etwa 140 Jahre regiert. Auf jene drei ersten Könige (S. 244) folgten Schepseskere, Khancserre, Neweserre Jene, der, wie Sahure und Kekoë (= Neferjerkere), bei Abusir begraben liegt, Menkauhor, Asose (vgl. S. 246, 253) und Wenis (griech. Onnos; vgl. S. 247); der letzte hat seine Pyramide bei Sakkara, in der Nähe der Könige der 6. Dynastie.

Die Totentempel der Pyramiden des Sahure, Kekoë und Neweserre haben die deutschen Ausgrabungen von 1901—08 kennen gelehrt. Ihre prächtige Ausschmückung zeigt, ebenso wie das Re-Heiligtum des Neweserre und wie die Mastabagräber der Zeit, das Alte Reich auf der Höhe der Kunst. Eine Reihe von Darstellungstypen, die wir ehedem erst aus späterer Zeit nachweisen konnten, haben sich hier gefunden. Die Bilder reden uns auch von den auswärtigen Unternehmungen der Könige, von den Kämpfen mit den Libyern, den Fahrten nach dem Libanon, ja sogar nach dem fernen Pownet (ägypt. Pwnt, griech. Opōnē) an der Küste des Weihrauchlandes (Somalikiiste). Auch die Sinaihalbinsel bewahrt Denkmäler der Dynastie.

Die Stellung des Königtums hat in der Zeit der Memphiten an äußerem und wohl auch innerem Glanz nur noch zugenommen (vgl. S. 238). Der König wird „Gott" genannt, und ein höfisches Zeremoniell hebt seine geheiligte Person aus der übrigen Menschheit heraus. Aber, von den Formen abgesehen, geht es nach den Erzählungen auch bei Hofe einfach und menschlich zu. Des Königs Hand fließt über von Gnaden, sein „Lob" und seine „Liebe" sind das erstrebenswerteste Gut. Er beschenkt seine Diener mit allerlei Gaben, er stattet sie aus mit Land und Leuten. Starke Persönlichkeiten unter den Königen werden so gut wie absolut regiert haben, wenn sie auch, wie es üblich war, bei manchen Gelegenheiten die hohen Hofstellen, die „Räte", versammelt und befragt haben werden.

Die Söhne der Großen wurden vielfach bei Hofe erzogen, in welchem Geiste, das ersehen wir aus einem schätzenswerten Denkmal altägyptischer Moral, der „Lehre des Ptahhotep", der Wesir unter Asose gewesen war. Der „Papyrus Prisse", in welchem die Schrift erhalten ist, wurde zwar erst im Mittleren Reich geschrieben, aber die Gedanken der Lehre sind gewiß die des Alten Reiches. Der Weise predigt maßvolles Verhalten, Höflichkeit und in manchen Fällen die Klugheit, für die der Spruch bezeichnend ist: „Beuge deinen Rücken vor deinem Vorgesetzten." Doch läßt er auch der Lebenslust ihr Recht und preist mit warmem Wort das Glück, das eine gute Ehefrau dem Manne bereitet. Mit besonderem Nachdruck prägt er Gehorsam gegenüber dem Erzieher ein: einem Sohn, der „hört", wird es gut gehen, er wird alt werden, wie er selbst, Ptahhotep, 110 Jahre alt geworden sei, vom König gelobt, weil er „dem König das Rechte tat".

Eine wohlorganisierte Beamtenschaft, die „Schreiber", an ihrer Spitze der Wesir, besorgt die Verwaltung des Staates. Üppiges Titelwesen erfüllt die Grabaufschriften dieser Leute des dritten Jahrtausends. Die administrative Einteilung des Landes in „Gaue", deren später gewöhnlich 42 gezählt werden, war aus älteren Zeiten überkommen (S. 238), und es ist unklar, ob sie etwa aus früheren Stammesbezirken oder Kultgemeinschaften erwachsen war; sie dauerte in allerlei Umgestaltungen aus bis in die arabische Zeit. Die Schreiber sind die Gebildeten, sie üben die Macht über die rohe Masse. Zu ihnen gehört auch der höfische Adel.

Das Leben der Großen, wie überhaupt das Leben der memphitischen Zeit, wird für uns anschaulich in den zahlreichen und lebensvollen Reliefs der Mastabagräber. Namentlich der große Friedhof von Sakkara ist reich an solchen Denkmälern, in deren Kammern die Großen des Hofes sich selbst, ihre Familien, ihr Gesinde, die Bauern, wie sie den Zins bringen, die Dorfvorsteher, die zur Abrechnung geführt werden, den Ackerbau, die Viehzucht, die Jagd, die Spiele und vieles andere haben darstellen lassen. Wir nennen als Beispiele aus der 3. Dynastie das altertümliche Grab des Metschen, aus Sakkara, jetzt in Berlin, das uns wichtige Aufschlüsse über die Staatsverwaltung der Zeit böte, wenn nur die vielen Titel mehr Leben für uns hätten; aus der 4. Dynastie das Grab des Rahotep bei Medum mit seinen hübschen Tierdarstellungen; aus der 5. Dynastie die Mastaba des Ptahschepses bei Sakkara, der am Hofe erzogen wurde und die älteste Tochter des Königs zur Frau gewann; der König ehrte ihn sehr: „er ließ ihn seinen Fuß küssen, er ließ ihn nicht die Erde küssen". Bei Sakkara liegen auch die berühmten, von den Reisenden vielbesuchten Mastaba des Ptahhotep und des Ti der 5. Dynastie mit ihrer Fülle von Bildern.

Viele Einzelheiten des wirtschaftlichen Betriebes der Zeit treten uns hier greifbar entgegen. Es herrschte Naturalwirtschaft, wenn auch kupferne und goldene Gewichte bekannt waren und auch Metall als Geldeswert gegeben wurde. Ferner lernen wir viel über das Leben der Bauern und Handwerker und beobachten eine große Anzahl von Werkzeugen bei ihrer Anwendung — eine größere ist in der Hieroglyphenschrift verewigt. Dagegen erfahren wir fast nichts von dem Treiben des niederen Volkes in den Städten. Und doch müssen wir diese durch Wall und Mauer gesicherten Siedelungen, die, in mäßigen Entfernungen

Ein Teil der Südwand im Sargzimmer der Pyramide des Königs Wenis.

Nach einer für das Berliner Wörterbuch der ägyptischen Sprache aufgenommenen Photographie.

Der Sarg steht rechts an der Westwand; die Hieroglyphen schauen nach ihm hin. (Vgl. Text, S. 245 u. 247.)

Umschrift und Übersetzung zu Zeile 1—5 (von rechts her) des umstehenden Hieroglyphentextes.

Kap. 9f. des Textes auf der Südwand des Sargzimmers der Wenispyramide. ꜣ und ꜥ sind zwei Konsonanten, hebräisch Aleph und Ajin, man pflegt sie als a zu lesen; š = sch. Die eingeklammerten Worte stehen auf dem hier nicht wiedergegebenen unteren Teil der Wand.

Umschrift:

(Zeile 1:) Ḥꜣ Wnjs,
n šmnk js mttj, šmnk ꜥnḫtj.
(Ḥms ḥr ḥnd Wsr, ꜥbꜣk m ꜥk, wḏk mdw n ꜥnḫw;)

(Zeile 2:) mks nḫbtk m ꜥk, wḏ <-k> mdw n štꜣw ꜣswt.
(ꜥwk m Jtm, rmnwk m Jtm, ḫtk m Jtm, sꜥk m Jtm, pḥwk m Jtm, rdwk m Jtm, ḫrk m Jnpw.)

(Zeile 3:) Pḫr nk jꜣwt Ḥr, pḫr nk jꜣwt Stḫ.
Ḥꜣ Wnjs, zꜣk š. Ḏd mdw zp 4.

(Anfang von Kap. 10; Zeile 4, 5 der Tafel:)
(Jj jpwt kꜣk jrk, jj jpwt jtk jrk, jj jpwt Rꜥ jrk.
jzj) (Zeile 4:) jmj-ḫt-Rꜥ-k, wꜥbk jrk.
qꜣswk bjkwt nṯrwt (jmjwt pt,
wnk jr gs nṯr, jfḫk, prk n zꜣk, n ttk.
Mdtjfj nb (Zeile 5:) m rn n Wnjs ḏw prk, wḏn sw Gb m Twꜣ-m-nt-jrjt.

Übersetzung:

(Kap. 9:) Wenis, du bist nicht tot hingegangen, du bist lebendig hingegangen.

Setz dich auf den Thron des Usire, dein ꜥbꜣ-Zepter in deiner Hand, damit du den Lebenden gebietest;

Das mks deines nḫbt-Zepters in deiner Hand, damit du den im Verborgenen Wohnenden (den Toten) gebietest.

Deine Arme sind wie die Atums, dein Leib ist wie der Atums, dein Rücken ist wie der Atums, dein Hinterteil ist wie das Atums, deine Füße sind wie die Atums, dein Gesicht ist wie das des Anupe.

Umkreise die (himmlischen) Stätten des Hor, umkreise die Stätten des Seteh.

O Wenis, hüte dich vor dem See (wohl einem Strafort). Viermal zu sagen.

(Kap. 10:) Es kamen die Botschaften deines Ka (= Genius) zu dir, es kamen die Botschaften deines Vaters (= des Gottes Re) zu dir, es kamen die Botschaften des Re zu dir.

Dein jmj-ḫt-Rꜥ (ein Stern, hier als Diener gedacht) eilt herbei, daß du dich badest.

Deine Knochen sind wie die der Falkenweibchen, der Göttinnen, die am Himmel wohnen (du kannst also fliegen),

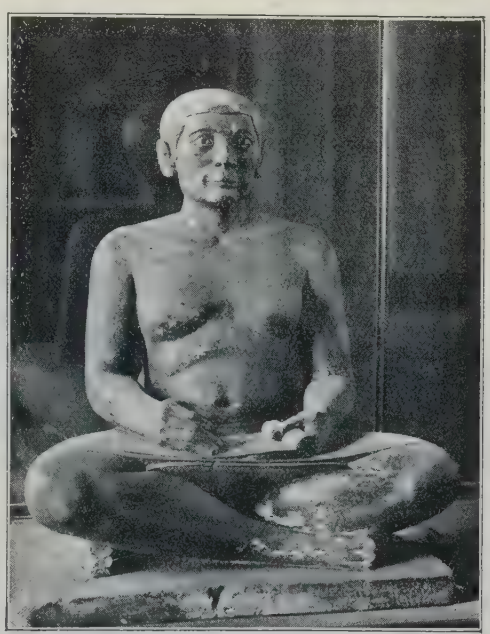
Damit du an der Seite des Gottes seiest, dich aufmachest und heraufsteigest zu deinem Sohn, deinem Erzeugten.

Jeder, der von dem Namen des Wenis (lies: von deinem Namen) Böses spricht, wenn du heraufsteigst, den wird Geb als einen Twꜣ-m-nt-jrjt überweisen (d. h. er wird Strafen an einem jenseitigen Strafort erleiden).

---

auf die beiden Seiten des Stromes verteilt, seit uralten Zeiten den Verkehr durch das endlos lange Land hin aufrechthielten, als ebenso wichtige Faktoren des Fortschritts betrachten wie das wechselnde Hoflager des Königs. Um den Tempel ihres Stadtgottes ansässig, geleitet von den königlichen Beamten oder der Priesterschaft, die wohl auch zugleich die größten Grundbesitzer der Gegend waren, haben sich die „kleinen Leute" in ihrer Art durch Handwerk, Kunst oder Handel betätigt; zu ihnen gehört z. B. der Zauberer Dede des Märchens (S. 244).

Vom geistigen Leben der Memphitenzeit wird uns nur spärliche oder einseitige Kunde. Die Gedanken des Beamtenadels sprechen sich, wie wir sahen (S. 246), in dem Weisheitsbuch des Ptahhotep aus. Eine Art Wissenschaft haben die Priester getrieben; das Ritual machte allerlei Schriftstücke nötig, die freilich vielfach nach älteren Mustern gearbeitet wurden, die Bedürfnisse des Kultus müssen, wie vorher so auch jetzt noch, zu Erfindungen chemischer oder technischer Natur geführt haben. Die Priester pflegten ferner die Sternkunde und übten gewiß auch ärztliche Kunst. An die Annalen des Steines von Palermo (S. 228) sei hier gleichfalls erinnert. Ein ansehnlicher Schatz von technischen Kenntnissen, vieles davon aus viel älteren Zeiten, lebte in den Kreisen der Handwerker, die zugleich die Künstler waren. Die Kunst hatte als Baukunst und Reliefbildnerei damals bereits erstaunliche Höhen erreicht. Welch eine reiche künstlerische Welt umschließt z. B., um nur eins hervorzuheben, der Begriff der ägyptischen Säule! Die oben (S. 242—244) besprochenen Monumente von Gise, Abusir und Sakkara zeugen laut von der schöpferischen Arbeit bedeutender Künstler, die am Königshof Brot und Ehre fanden. Auch an statuarischen Kunstwerken hat uns die Zeit der Memphiten herrliche Beispiele hinterlassen. Die obenstehende Abbildung gibt das bekannte, charaktervolle Porträt des „Schreibers".



Schreiber. Ägyptische Kalksteinstatue, jetzt im Louvre, Paris. Nach Photographie von Giraudon.

Eine Seite der literarischen Tätigkeit tritt gegen Ende der 5. Dynastie in eine helle Beleuchtung: die priesterliche Dichtkunst, die sich in der Komposition von Hymnen und Gebeten äußert. Die berühmten „Pyramidentexte" gehören für uns zu den kostbarsten Denkmälern dieser Zeit. Unter König Wenis (S. 245) kommt nämlich eine neue Mode in der Ausschmückung der Pyramidenkammern auf: unter der mit Sternen bemalten Decke sind die Wände über und über mit prächtigen Hieroglyphen bedeckt (s. die beigeheftete Tafel). Auch die vier ersten Könige der 6. Dynastie haben das so machen lassen. Wie die neue Weise entstand, wissen wir nicht, doch läßt sich vermuten, daß ein Aufschwung der religiösen Dichtung die Veranlassung gab. Die Pyramidentexte zeigen die literarische Form des „Kapitels" (ägypt. ḥat = „Tempel, großes Haus"), von denen rund 450 erhalten sind. Ihren Inhalt bilden Sprüche, die das glückliche Los des toten Königs im Jenseits preisen; dadurch, daß man sie an die Wände des Grabes schreibt, will man dies Los dem Toten verschaffen. Doch

finden sich auch rituelle Stücke und Teile anderer priesterlicher Bücher vor. Die Kritik der Texte ist noch nicht weit gefördert, und so läßt sich über das Alter der einzelnen Teile nur unsicher urteilen. Auf alle Fälle sind zahlreiche alte Texte darunter; Sprache und Orthographie stehen auf viel älterer Stufe, als es der 5. Dynastie entspräche, und sie zeugen daher für die literarische Tätigkeit einer früheren Epoche. Für uns sind diese Sprüche vor allem die erste ergiebigere Quelle für die Kenntnis der ägyptischen Religion.

Auf diesem Gebiet, wo sich das Alte zäh erhält, können sie der Natur der Sache nach nur verhältnismäßig wenig neuere Elemente enthalten, aber sie lassen einen wichtigen Fortschritt im religiösen Denken gewissermaßen vor unseren Augen entstehen.

Vielleicht für keine Sache hat sich der ägyptische Geist so viel bemüht wie für die religiöse. In der Zeit des Wenis (um 2550 v. Chr.), aber auch schon in der des Mene, waren bereits lange und inhaltvolle Stadien einer innerägyptischen Entwickelung durchmessen, von denen wir kaum etwas wissen; wie viel weniger von den Grundlagen, die etwa von außen her gekommen sind. Längst war die große Hypothese angenommen, daß menschenähnliche Götter die Menschenwelt regieren. Auch ein zweiter Gedanke, daß die Götter Sterne sind, der in den Pyramidentexten keine kleine Rolle spielt, war längst reich ausgebildet — man denkt hier unwillkürlich wieder an die Beziehungen zur babylonischen Kultur (S. 239). Wie verhalten sich die beiden Gedanken? Ist der zweite wirklich der zweite, und haben die menschengestaltigen Götter deswegen den Himmel als Wohnsitz bekommen? (Vgl. S. 250.) Die Dichter der Pyramidentexte kennen vom Himmel eine Unzahl von Stätten, und sie kennen auch die Unterwelt ganz genau. Priester (S. 251), Opfer und Zeremonien waren in Fülle vorhanden. Eine — uns schlecht bekannte — religiöse Erzählungsliteratur hatte eine Summe von heiligen Sagen geboren, die, ebenso wie die Vorstellungen von den Göttern, an den einzelnen Heiligtümern eine Sonderentwickelung durchmachten. Die Götter hatten heilige Tiere zugesprochen erhalten, wie etwa der Himmelsgott und Sonnengott Hor (griech. Hôros) den scharfblickenden Falken, und von denen einige, wie der Stier Hape (griech. Âpis), eine absonderliche Verehrung genossen. Die Schrifterfinder benutzten manche dieser Tiergestalten, um die Götternamen zu schreiben, und die früheste Kunst, im Tierbild besonders geschickt, freute sich an der Zusammenfügung von Menschenleib und Tierleib, in der sie sich in der Tat sehr hervorgetan hat. Unter den heiligen Sagen war nun eine, die von dem Gott Usire (griech. Osîris) erzählte, daß er von seinem Bruder Seteh (griech. Sêth) umgebracht und zerstückelt worden sei (der Dichter benutzt die Kenntnis der alten Bestattungsart, S. 231). Sein Sohn Hor zog aus, um den Vater zu rächen, aber des Usire Frau und Schwester, Ese (griech. Îsis), suchte die Knochen des Toten, und er wurde durch Zauber wieder belebt. Dann legten die Götter den Streit zwischen Hor und Seteh in der Gerichtshalle zu On bei. Usire regiert von nun an als Totengott in der Unterwelt, im „schönen Westen", während sein Sohn Hor den Thron der Lebenden besteigt. Der Name Usire bedeutet wahrscheinlich „der Starke", und Usire ist wirklich ursprünglich ein Totengott. In welchem Sinne jene Geschichte über ihn zuerst erzählt wurde, ist nicht bekannt; etwa in dem von uns S. 238 angenommenen: Aufhebung der Blutrache durch Einführung der Mordsühne. Die religiöse Dichtung hatte zur Zeit des Wenis die Geschichte längst in zahlreichen Sprüchen verwertet, die bei der Bestattung und im Kult des toten Königs, vielleicht auch schon bei anderen Sterblichen, rezitiert wurden, in dem Sinn, daß der Tote wie Usire wieder auferstehen solle. Da wird nun in den Pyramidentexten des Wenis — für uns hier zuerst — ein kleiner Schritt vorwärts getan. In der sogenannten „Opfertafel", einer Liste

von Speisen und anderen Dingen, die man dem Toten eben durch Mitgabe dieser Liste verschaffen will, wird bei gewissen Anspielungen auf die Usiresage zum Namen Usire der Name Wenis hinzugesetzt. So wird also der tote König, der ja schon im Leben ein Gott war, im Tode mit Usire identifiziert. Wenn das ja eigentlich überhaupt schon in der Anwendung der Formel auf den König beschlossen lag, so ist doch die prägnante Fassung „Usire Wenis", die immer weitere Kreise zieht, bis im Neuen Reich von jedem Toten als dem Usire N. N. gesprochen wird, ein wichtiger Punkt dieser ganzen Entwickelung geworden, die alle in diesen Texten ursprünglich dem toten König zugedachten Vorteile jenseitigen Lebens auch den gewöhnlichen Sterblichen zugänglich machte. Man näherte sich so gewissermaßen der Formulierung eines Dogmas.

Die Pyramidentexte sind erfüllt von einer fast durchaus heiteren Auffassung des Jenseits. Es gibt ja dort eine Unmasse von bösen Dämonen, aber der Tote hat wirksame Formeln gegen ihre Macht. Er ist sich des Himmels durchaus sicher. Auf tausend Weisen kann er hingelangen: er fliegt als Vogel hinauf, er steigt auf einer Leiter empor, er schwimmt durch den See zu der jenseitigen Insel, er kommt dahin als irgendein Gott, der dort zu tun hat. Dort aber tut er alles, was ihm diesseits Freude macht, nach Herzenslust. Die nachweislich damals schon geprägte Vorstellung, daß man im Jenseits einem Richterspruch unterstehe und für gutes irdisches Verhalten belohnt werde, tritt hier ganz in den Hintergrund. In ihrer Art ist diese umfängliche, mit kühnen Phantasien spielende Dichtung der Totentexte ein ebenso imposantes Denkmal des maßlosen Kultes des toten Königs, wie es die Pyramiden sind.

Die Vorstellungskreise, die sich an den Gott Usire knüpfen, sind, aller Wahrscheinlichkeit nach in On, mit denen vereinigt worden, die den Gott Re (ägyptisch r^c = „Tag, Sonne") umgeben. Re steht in der Memphitenzeit an der Spitze des ägyptischen Pantheons. In On heißt er auch Atum (= „der Fertigmacher, Schließer", nämlich des Tages), ein Name, der vielleicht aus der Kultsage von Kheriaha (Alt-Kairo) nach On übertragen wurde, und als Atum ist er der Führer einer den Kult mit ihm teilenden Gesellschaft von acht „uranfänglichen" Göttern, die durch einen solitären Geschlechtsakt von ihm ausgegangen sind: das Zwillingspaar Schu und Tefene, der Erdgott Geb, die Himmelsgöttin Nut, ferner Usire, Ese, Seteh, Nebthat. Zu On hatte von alters her der Obelisk seine Stelle, vielleicht ursprünglich ein im Kult bedeutungsvoller Pfahl; seine Spitze (ägypt. benbent) hatte ein alter Dichter durch eines der in der religiösen Poesie beliebten Wortspiele mit uben = „aufgehen" (von der Sonne) in Verbindung gebracht. Es ist nicht unmöglich, daß dieses Spiel eines altheiligen Textes die Hauptgrundlage der Verehrung dieses Pfahles im Kult des ägyptischen Sonnengottes wurde. Wie oft hat sich die Mythenbildung um falsche Etymologien gerankt! Die Mythe vom Vogel Phönix (ägypt. benu) hat wesentlich den gleichen Ursprung. Ferner: „lebendiger als ein Käfer (ägypt. khprr)", sagten alte Dichter. Der langlebige Käfer und die ganze ägyptische Mythologie vom Sonnenkäfer, samt den Siegelsteinen (Skarabäen) von Käfergestalt, gehen auf die Wortweisheit zurück, daß khprr, „Käfer", von khpr, „werden, leben", herkomme. Freilich muß es einen farbenprächtigen Vogel benu gegeben haben, und wer Skarabäen, etwa am Lido von Venedig, sich hat bewegen sehen, weiß, daß sie lebendig sind.

Die Fahrt des Re über den Himmel muß viel besungen worden sein. Er ruht dabei am Abend auf einer im westlichen Ozean schwimmenden Sonneninsel (ägypt. jekhwet) aus und fährt von da nachts zur östlichen Insel; oder, nach anderer Darstellung: Harakhte, der „Hor der Sonneninsel", ist es, der als goldener Falke zum Himmel auffliegt und in Gestalt einer geflügelten Sonnenscheibe in Kultus und Kunst gefeiert wird. Namentlich aus dem Kult von Edfu (Apollinopolis Magna) ist uns dies schöne Symbol näher bekannt. Hat Edfu den Kult des alten Nekhen (S. 239) übernommen? Ein anderer, schon in sehr früher Zeit

viel behandelter Mythos ist der vom „Auge des Re", das sich einmal vom Gott hinweg in die Fremde entfernt hat und dann, als es zurückgebracht war, von dem Gott in Gestalt einer Uräusschlange, der Schlange der Königskrone, an seine Stirn gesetzt worden ist; daher brauchen die Dichter das Wort „Auge" für „Krone" (S. 231).

Wie die Sonne, so hat der Mond seinen Vertreter: in Thoute (griech. Thôth); als Erfinder der Schrift, des „Wortes des Gottes", und erster „Schreiber" steht dieser Gott vor dem Pharao Re wie ein Beamter vor dem irdischen Pharao. Es ist nicht glaublich, daß die Funktion als Mondgott, obwohl alt, das Ursprüngliche ist; sowenig wie Usire ursprünglich der Stern Sah (= Orion) oder Ese der Stern Sopdet (= Sirius, S. 230) war, obwohl schon die Pyramidentexte davon wissen. Die Sterne sind auf ägyptischem Boden vielmehr in ähnlicher Weise zu Namen von Göttern gekommen wie in Griechenland und Rom: Merkur und Venus waren Götter, bevor sie Sterne wurden. Umgekehrt könnte es sein, daß sich an Re, der „Sonne" heißt und als Sonne fungiert, Vorstellungskomplexe angeschlossen haben, die weitab von einem Sonnengott liegen. Die älteste Geschichte der Götter ist noch ebenso dunkel wie die Urgeschichte der Menschen. Es hat keinen Wert, zu dekretieren: Atum ist der eigentliche Gott von On, Usire gehört ursprünglich nach Per-Usire (S. 238), wenn man das nicht beweisen kann.

Wenn es in den Pyramidentexten heißt: „Er umwandelt (ägypt. khenes) den Himmel wie Thoute", und wir finden später in Theben als Sohn des Amon einen Mondgott Khonsu (Khons), so scheint der Schluß wohlberechtigt, daß hier, etwa aus einem lokalen Kultnamen des Thoute, eine neue Gestalt erwachsen sei. Das wird im wesentlichen wohl richtig sein. Wie es dazu kam, darüber läßt sich von vornherein nichts sagen, und vielleicht ist die Sache recht kompliziert vor sich gegangen. In den Pyramidentexten erscheint bereits ein Stern Khonsu, dessen Beiname auf Thoute zu deuten scheint.

Zahlreich sind in den Pyramidentexten die Personifikationen. So wird z. B. das im Kult verwendete reinigende Natron (ägypt. ḥosmen) ein Gott Hesmenu. Natürlich können auch solche Götter irgendwo und irgendwie einen Kult bekommen. Die berühmteste Gestalt dieser Art ist die Göttin Maat (= „Recht, Wahrheit") geworden, die später ebenso neben Re steht, wie in Babylon Mescharu neben Samas (Bd. II, S. 35) oder in Griechenland Dike neben Helios. Dämonen aber gibt es zum Grausen viele, und man sieht bei ihnen noch häufig, wie sie einem augenblicklichen Einfall eines Dichters ihren Namen verdanken.

Will man die in den Texten häufiger genannten oder bedeutsam hervortretenden Götter die „großen Götter" nennen, so wären etwa als solche zu bezeichnen: der gattinlose Re, Atum, Usire und seine Gattin Ese, Seteh mit Frau Nebthat (griech. Nephthys), Hor, sowohl der Sonnengott als auch der Sohn der Ese, der den Nachstellungen Setehs entging, den Vater rächte und König wurde; dann die übrigen Götter der „großen Neunheit" (in On, S. 249), dazu noch das Urwasser Nu und die zum Usirekreis sich gesellenden Totengötter Anupe (griech. Anûbis, als Hund dargestellt) und Wepuawet (als Wolf dargestellt). Aus örtlichen Kulten dürften noch einige in den Texten mehr zurücktretende Gestalten dazugestellt werden. So der Gott Min von Gebtoë (griech. Koptos, jetzt Kuft), den die Griechen mit Pan Euodos übersetzten: Pan wegen eines ähnlichen Mythos, wie er von Atum (S. 249) erzählt wurde, Euodos, weil er die Wüstenwege von Gebtoë durch das Wadi Hamamat (-mât) nach dem Roten Meere hinüber beschützte. Dann Ptah, der mit der Stadt Menfe großgewordene Gott der Künstler und Handwerker, der krokodilgestaltige Gott Sobk des Faijum, die Göttin Neït von Sawe (griech. Saïs), die Göttin Hathor, das „Auge des Re" (vgl. oben); der Nilgott Heape aber gehört nicht in diese Reihe, so wichtig er dem Lande war. Man gewinnt so ein Pantheon, das sich ganz wohl dem babylonischen und griechischen an die Seite stellen kann. Natürlich ist der Stil, in dem alle diese Götter gedacht sind, echt ägyptisch und himmelweit von griechischer Schönheit entfernt, aber es liegt doch eine gewaltige und an eigener Schönheit nicht arme Leistung des arbeitenden, leidenden, nach Höherem sich sehnenden, die Welt sich ausdeutenden Menschengeistes in

dieser Götterwelt, und anderseits zeigt sich im ganzen so viel Ähnlichkeit mit dem Pantheon der anderen Völker, die große mythologische Systeme besitzen, daß man sich sehr wohl wenigstens denken kann, daß sich die Systeme durch historischen Prozeß aus gemeinsamen Elementen entwickelt haben. Es wird so sein, wie bei der Sprache und der Schrift.

Wenn wir von „Dichtern" der Pyramidentexte geredet haben, so läßt sich die Bezeichnung „Dichter" auch dadurch rechtfertigen, daß die Verfasser eine besondere Art Vers anwenden: den aus der semitischen Poesie wohlbekannten „Parallelismus der Halbverse". Da man bei der Ausgestaltung der Mythologie und kultischen Literatur der priesterlichen Tätigkeit wohl die erste Rolle zuweisen muß, so müssen die Priester in Ägypten frühzeitig auf dem Wege gewesen sein, einen eigenen Stand zu bilden. Dem widerspricht es keineswegs, wenn an der Spitze der großen Heiligtümer häufig Prinzen oder andere Große stehen, oder wenn an den kleineren Provinztempeln Laien im Nebenamt als Priester fungieren.

Der Kult mit seinen blutigen und unblutigen Opfern, mit Weihrauch, Spruch und Gebet, ist in dieser Zeit reich entwickelt. Eigentlich wäre es der König, der das Opfer darzubringen hätte, doch hat sich die Priesterschaft natürlich längst Formen für seine Vertretung geschaffen. Die Toten, wenigstens der höheren Klassen, werden mumifiziert und unter Beteiligung von Priestern beigesetzt und ihre Gräber, wie wir sahen, aufs herrlichste sowohl baulich wie auch mit Hausrat ausgestattet. Zur Unterhaltung des Totenkults beim Grabe werden Stiftungen errichtet. Aber die Hockergräber sind in manchen Gegenden immer noch nicht ganz verschwunden. Für den Privatkult des einzelnen kommt vor allem „sein Gott" oder „sein Stadtgott" in Betracht, in dessen besonderem Schutz seine Person steht. Ist es wirklich immer der Hauptgott seines Heimatortes, oder kann man ihn frei wählen? Ob die Sitte der Beschneidung oder die der Geschwisterehe — beide in Ägypten seit alter Zeit heimisch — eine besondere religiöse Bedeutung hatte, ist noch nicht aufgezeigt worden.

Der äußere Glanz des Königtums hat auch unter der sechsten Dynastie noch angedauert. Sie regierte etwa von 2540 v. Chr. an 150 Jahre lang. Über ihr Verhältnis zur 5. Dynastie ist nichts bekannt, die aus den Denkmälern zu entnehmenden Indizien sprechen nicht gegen eine stetige, ohne Erschütterung verlaufene Folge. Die Weise, die Kammern der Pyramide mit Inschriften zu schmücken (vgl. S. 247), die Wenis zuerst anwandte, wurde von seinem Nachfolger, König Attoë (= Atote, vgl. S. 235), und dessen Nachfolgern, Pjope I., Merenre Mehtemsauf, Neferkere Pjope II.[1], nachgeahmt, die alle, nicht weit von des Wenis Grab, bei Sakkara bestattet liegen; wir haben den unschätzbaren Wert dieser Inschriften für die ägyptische Altertumskunde bereits gebührend hervorgehoben (S. 247). Seit König Menkauhor (S. 245) kennen wir keine „Re-Heiligtümer" mehr. Zwischen Attoë und Pjope I. regierte Userkere, von dem wir nur dürftige Spuren kennen.

Der Turiner Papyrus gibt für Pjope I. 20 Regierungsjahre (vielleicht zu wenig), für Merenre, wie es scheint, 4, für Pjope II. über 90; ähnlich sagt Manetho von Pjope II., daß er mit sechs Jahren zur Regierung gekommen und 100 Jahre alt geworden sei. Da Merenre und Pjope II. Söhne von Pjope I. waren und Merenre nach Befund seiner Mumie als junger Mann gestorben ist, so hat Manethos Angabe nichts Unglaubhaftes an sich. Neben der Mumie des Merenre, die in seinem Grabe gefunden wurde, besitzen wir von ihm und seinem Vater Pjope noch vortreffliche und lebensvolle Porträte in zwei Kupferstatuen von Nekhen, die als bedeutsame Denkmäler der alten Metalltechnik einzig dastehen. Die Technik ist die, daß dünne gehämmerte Kupferplatten um einen hölzernen Kern gelegt und mit Nägeln verbunden sind. Wir geben hier das frische Porträt des jungen Merenre (s. die Abbildung S. 252).

[1] Attoë auch Teti, Pjope auch Pepi transkribiert; Merenre nennen wir gewöhnlich mit diesem seinem „Vornamen" (S. 234).

Von den äußeren Kämpfen der Zeit redet eine lange biographische Grabinschrift aus Abod. Der „Fürst und wahrhafte Vorsteher des Südens“ Wene (Una), der sich unter König Merenre den Stein hat setzen lassen, erzählt darin, daß er unter Attoë „den Gürtel umgeknüpft“ habe; das ist die Zeremonie, wodurch in Ägypten der Knabe in die Reihe der Männer eintrat, Wene war also damals 12 oder 14 Jahre alt. Er berichtet sodann über seine zivilamtliche Laufbahn unter Attoë und Pjope I., und wie sehr ihn König Pjope geschätzt habe. Zu besonderem Gunstbeweis ließ ihm Pjope einen Sarg und die übrige dazugehörige Grabausstattung aus den Sandsteinbrüchen von Reau (vgl. S. 242), gegenüber von Menfe, besorgen. Wene wurde ferner, unter Zuziehung nur noch eines Richters, mit der Führung eines heiklen Haremsprozesses gegen die Königin Wertjemates betraut. Dann aber begannen seine kriegerischen Ehren. „Seine Majestät rüstete zum Kriege gegen die asiatischen Beduinen (‚die auf dem Sande‘); er versammelte ein Heer von vielen Zehntausenden, aus dem ganzen Süden und dem Nordlande, aus den Negerländern Jertschet, Metsa, Jam, Wawat und Kaau und aus Libyen. Seine Majestät entsandte mich an der Spitze dieses Heeres. Da waren die Fürsten, die Oberschatzmeister, die ‚einzigen Freunde des Palastes‘, die Gauobersten und Burgvögte des Südens und des Nordens, die Freunde, die Karawanenvorsteher, die Vorsteher der Propheten des Südens und des Nordens, die Vorsteher der Domänen, jeder an der Spitze einer Truppe des Südens und des Nordens, der Burgen und Städte, die sie beherrschten, und der Neger jener Fremdländer, ich aber kommandierte sie alle.“ Wene errang denn auch Vorteile in diesem Kampfe, der sich, wie es scheint, im nordöstlichen Delta abspielte; die Rückkehr des siegreichen Heeres feiert er mit den Worten eines alten Siegesliedes. Aber die Erfolge waren nicht dauerhaft: noch fünfmal mußte er gegen die aufständischen Beduinen ziehen, und schließlich droht eine neue Empörungsgefahr, die er dadurch beantwortet, daß er zu Schiff nach Südpalästina übersetzt und von den Bergen her, die im „Norden des Landes der Beduinen“ lagen, gegen den Feind operiert. Die Voraussetzung dafür ist denn doch wohl, daß Ägypten mit den Fürsten in Südpalästina gute Freundschaft hielt.

Prinz Merenre. Nach Quibell, Hierakonpolis, Bd. 2, Tafel 53. Vgl. Text S. 251.

Das ist also ein erster tastender Griff nach Kanaan hinüber. Die Kupfergruben des Sinaï wurden während der 6. Dynastie ebenso ausgebeutet wie früher. Über die Beziehungen zu den Häuptlingen der Neger an der Südgrenze haben wir ziemlich reichliche Nachrichten von König Merenre an. Aber auch unter Pjope I. bestand schon eine rege Verbindung, wie aus dem „Königserlaß von Daschur“ vom 21. Jahr des Königs ersichtlich wird. Bildliche Darstellungen mit Inschriften aus der Gegend des ersten Katarakts zeigen uns Merenre, wie er die Huldigung der Häuptlinge von Metsa, Jertschet und Wawat (vgl. oben) entgegennimmt. Wene, unter Merenre Gouverneur des Südens geworden, grub bei Assuan fünf Kanäle, als er von den Steinbrüchen Nubiens Granit für den Pyramidenbau des Königs holte, und die Häuptlinge jener Stämme fällten Holz für die Schiffe, die er sich baute. Von besonderem Interesse aber ist die Inschrift, die Harkhuf, Gouverneur des Südens unter

Merenre und Pjope II., in sein Grab bei Jeb (S. 241) hat schreiben lassen. In seiner Eigenschaft als Karawanenführer zog er, von Merenre beauftragt, dreimal in das Land Jam (S. 252). Beim dritten Male traf er den Häuptling von Jam, wie er gegen die „Libyer" ziehen wollte, „um sie zu schlagen bis zur westlichen Ecke des Himmels". Er „stieg hinauf hinter ihm ins Land der Libyer und besänftigte ihn". Die Libyer werden also von dem Ägypter geschützt, aber wo wohnten diese Libyer? Unter König Pjope II. zog Harkhuf wiederum nach Jam. Unter den Gaben, die er von da für den König mitbrachte, war auch ein „Zwerg der Tänze des Gottes" (vgl. die Zwergvölker, „Pygmäen" der Alten, S. 22—25), wie schon einmal einer unter König Asose aus Pownet gekommen war. Harkhuf meldete sich schriftlich bei Hofe an, um die Geschenke zu überbringen; eine Abschrift der Antwort des Königs hat er in seinem Grabe anbringen lassen. Pjope schreibt ihm: „Meine Majestät will lieber diesen Zwerg sehen als die Geschenke von Bia (wohl ein afrikanisches Gebiet) und Pownet", und heißt alle mögliche Sorgfalt aufbieten, daß er ja heil zu Hofe gelange. Man hat gemeint, in derartigen Wendungen des Briefes spreche deutlich die kindische Neugierde des jungen Königs; aber ein Brief des Asose an seinen Wesir Raschepses zeigt, daß hier nur höfische Phrasen vorliegen. — Auch in zwei anderen Gräbern der Vornehmen zu Jeb aus dieser Zeit wird von merkwürdigen Unternehmungen ins Ausland berichtet; in beiden Fällen handelt es sich darum, die Leiche eines Ägypters, der im Ausland umgekommen war, in die Heimat zu bringen. Man sieht, weite Reisen und auswärtige Beziehungen lagen dem Ägypter der 6. Dynastie nicht fern. Aber an dauernde Besetzungen fremder Gegenden denkt der Staat, vom Sinaï abgesehen, noch nicht.

Von den inneren Verhältnissen erfahren wir wenig. Der Erlaß von Daschur (S. 252) beleuchtet nur die Zustände einer Pyramidenstadt. Ein Erlaß von Pjope II. gewährt sehr lehrreiche Einblicke in die Verhältnisse der Priesterschaft am Tempel des Min von Gebtoë (S. 250). Es wird richtig sein, daß in der Verwaltung des Reiches gegenüber der 4. und 5. Dynastie eine Dezentralisation eingetreten ist: die lokalen Gewalten wurden jetzt mit größeren Rechten ausgestattet. Aber was wissen wir viel von diesen Dingen? Die Titel wechseln, aber braucht sich deswegen der Inhalt der Ämter wesentlich geändert zu haben? Wene liegt in Abod begraben, nicht mehr an der Seite seines Königs zu Sakkara, die vornehmen Karawanenführer von Jeb liegen zu Jeb. Wir kennen Gräber von Gauherren aus Der el-Gebrawi (nördlich von Siut) und aus einigen anderen Orten. König Pjope I. hat zwei Töchter eines Fürsten zu Abod, namens Khui, geheiratet, von denen die eine den Merenre, die andere Pjope II. gebar. Ist ähnliches vor der 6. Dynastie nicht vorgekommen? Jedenfalls läßt sich der Vorgang der Dezentralisation ebensogut aus einer Verbreiterung der höfischen Kultur, aus einem Aufschwung der Landschaft erklären; man braucht hierin kein Symptom des Verfalls zu erblicken.

So bricht der Verfall der Reichsgewalt mit dem Tode von Pjope II. unvermittelt herein. Gewiß wird er sich während der langen Regierung dieses Königs vorbereitet haben, aber wir wissen nichts davon. Die Inschriften aus der Zeit Pjopes II. fließen über von Loyalität, nicht weniger als die früheren. Aber auch die späteren Inschriften der Gauherren reden nicht anders. Wenn kein nennenswerter König da ist, nennen sie keinen, wie etwa die Inschrift des Henku aus der Zeit des Verfalls. Das Königtum ist nicht verfallen, weil die Gauherren zu mächtig wurden, sondern die Gauherren nahmen notgedrungen die Gewalt an sich, weil das Königtum daniederlag. Im Grunde ist auch das ein Symptom für das Emporblühen der Landschaft gegenüber dem Hofe. Mancher tatkräftige Mann, wie Henku,

der für die Leute sorgte, wird da zum Herrn in seiner Heimat emporgewachsen sein. Aber die Mastabagräber um die Pyramiden verschwanden, weil keine Pyramide mehr gebaut wurde.

Die Nachrichten der Denkmäler versagen nach Pjope II. auf eine Zeitlang so gut wie ganz. Nach ihm regierte zunächst ein Merenre II. (griech. Methusuphis = Mehtemsauf, S. 251) etwas über ein Jahr, sodann folgte nach dem Turiner Papyrus ein König Nitokret; das ist die sagenberühmte Nitokris des Herodotos und Manetho, die schöne Schwester des Königs, die nach der Ermordung des Bruders Königin wurde, die Mörder zu einem Gastmahl lud und den Nil in den Saal leitete, der sie alle ersäufte. Man hält den Namen Nitokret — eigentlich ein Frauenname, so hieß z. B. eine Tochter Psammetiks I. — für entstanden aus dem Vornamen Netscherkere, eines Königs, der in der Tafel von Abod (S. 234) auf Merenre II. folgt. Die Geschichte der Nitokret ist gewiß eines der „Märchen" (S. 226), und der Nitokret des Papyrus von Turin mag bereits ein Anzeichen dafür sein, daß sich das Märchen zu bilden begonnen hatte. Es hat eigentümliche Schicksale erlebt: die Nitokret ist als Nitokris bei Josephos zur Nikaulis und von da aus zur Bilkis, der Königin von Saba der Mohammedaner, geworden.

Mit Nitokris schließt bei Manetho die 6. Dynastie. Die siebente Dynastie, sagt er, seien 70 Könige aus Memphis gewesen, die 70 Tage regierten: das ist im besten Falle gleichfalls ein Märchen. Sodann seien als achte Dynastie 18 Memphiten mit 146 Jahren gefolgt. Diesen entsprechen vermutlich irgendwie die 16 Königsnamen, die auf der Tafel von Abod hinter Netscherkere und vor der 11. Dynastie stehen; der Papyrus von Turin hatte davon nur sechs (zu seinem zeitlichen Ansatz vgl. S. 257). Die Bildungsweise der Namen zeigt, daß sich die Traditionen der 6. Dynastie fortspinnen, aber von den Taten dieser Könige berichtet kaum ein Stein: der Glanz des Alten Reiches taucht plötzlich in Dunkel unter. In den Aufschriften aus den Granitbrüchen von Hammamat, an dem Wege von Gebtoë (S. 250) nach dem Roten Meere, liest man zwei Königsnamen, Atoë und Imhotep, die wohl in diese Zeit eingereiht werden dürfen. Und von König Neferkauhor, dem fünfzehnten jener sechzehn der Tafel von Abod, und einem weiteren König, Hor Demetsjebtaui, sind uns Dekrete aus Gebtoë durch die französischen Ausgrabungen von 1910—11 bekannt geworden.

D. Die Übergangszeit und das Mittlere Reich, 2300—1788 v. Chr.

a) Die Übergangszeit, 9. und 10. Dynastie, und die Anfänge Thebens.

Als neunte und zehnte Dynastie hatte Manetho je 17 Könige mit 409 und 185 Jahren, die aus Herakleiopolis stammten: das ist die Stadt Khenense, heute Achnas (Echnas), am Eingang des Faijum. Der erste dieser Herakleiopoliten, Akthoës, sei ärger gewesen als alle Könige vor ihm und habe dem Land viel Übles getan, schließlich sei er wahnsinnig geworden, und ein Krokodil habe ihn umgebracht. Auch der Turiner Papyrus kannte eine entsprechende Reihe von 18 Königen, aber die Angabe über die Dauer der Dynastie ist hier nicht erhalten. (Zum zeitlichen Ansatz vgl. S. 257.)

Eine der Familien also, die während der Auflösung der Reichsgewalt groß wurden (S. 253), hat in Khenense, an 100 km südlich von Menfe, die königliche Würde aufgerichtet, und der Fürst von dieser Stadt ist in näherem oder fernerem Kreise als „Südkönig und Nordkönig" anerkannt worden. Wir gewinnen eine, freilich dürftige, Kunde von diesen Herrschern aus den Inschriften der Gauherren von Sjout (griech. Lykopolis, jetzt Siut oder Assiut, fast 200 km weiter südlich), mit denen sie eine Zeitlang gute Freundschaft hielten.

Daß der erste der Herrscher Akhtoë hieß, darf man Manetho glauben; nach dem Turiner Papyrus hieß auch der vierte so. Der Name ist abgeleitet von dem eines Gottes, Khentekhtai, und kehrt bei den Gauherren von Sjout und sonst im Mittleren Reich öfters wieder. Die Inschriften von Sjout erzählen viel von Kämpfen mit dem Süden, wo die Herren von Wese (vgl. unten) zu imponierender Macht aufstrebten, und die Gauherren Tefjebe und sein Sohn Akhtoë rühmen sich ihres Heeres und seiner Taten. Aber auch im eigenen Lande schaffte das Heer Sicherheit. „Wenn die Nacht kam", sagt Tefjebe, „so pries mich, wer am Wege schlief, denn er war gleich einem Mann in seinem Hause; die Furcht vor meinen Soldaten war sein Schutz." Wir haben S. 225 das anschauliche Bild einer solchen Truppe gesehen. Akhtoë I. nennt den „Südkönig und Nordkönig" Merikere (von Khenense), in dessen Namen er den Tempel des Wepuawet von Sjout baute. Ein anderer Akhtoë von Sjout berichtet ausführlich über seine Sorge für die Bewässerung und beschreibt den blühenden Zustand des Landes, das sich des Friedens freute. Er stand in hoher Gunst bei seinem Oberherrn, dem König, der ihn „schon zum Herrscher machte, wie er noch ein Kind von einer Elle war". Er wurde am Hof erzogen und lernte mit den Prinzen schwimmen. „Sjout war befriedigt von meiner Verwaltung, Khenense sagte Gott Dank um mich. Der Süden und Norden sagte: Ja, das ist ‚die Erziehung eines Edlen' (wie sie in den alten Büchern [S. 246] steht)."

Wie hier in Sjout und wie in Khenense, so haben auch anderwärts in dieser Übergangszeit die lokalen Gewalten ihren Untertanen eine gewisse Sicherheit und einen gewissen Wohlstand verbürgt und so die Usurpation der Herrscherwürde gerechtfertigt. Von besonderer Bedeutung sind jene Fürsten geworden, die, weiter südwärts sitzend, in Rivalität mit den Königen von Khenense zur Macht gelangten. Durch ihre Tätigkeit hat sich in Wese (Theben, S. 258) wieder ein starker Einheitsstaat, das Königtum der 12. Dynastie, entwickelt. Die Vorgeschichte dieser seit dem Sesostris (S. 261) des Herodotos weltberühmten Herrscher ist für uns noch ziemlich verworren. Manetho hatte als elfte Dynastie 16 Thebaner („Diospoliten") zu 43 Jahren; im Turiner Papyrus waren es sechs Könige zu rund 160 Jahren (von 2160 v. Chr. an, vgl. S. 257). Die Denkmäler lassen uns zwei Gruppen von Namen erkennen, die in diese Zeit gehören: die Jenjetef und die Mentuhotep, und aus den Persönlichkeiten, die uns da entgegentreten, ließen sich leicht, aber leider nicht in eindeutiger Weise, die sechs Könige, die der Papyrus gehabt haben muß, zusammenstellen. Es waren im Papyrus gewiß nur die großen, machtvollen Herrscher genannt, deren Regiment gegenüber den absterbenden Herakleiopoliten die aufstrebende Macht Thebens darstellte, und die zur lückenlosen Fortführung der chronologischen Reihe aus der Zahl der thebanischen Fürsten herausgehoben wurden. Also etwa der Hor Wahankh König Jenjetef I. (andere zählen ihn als IV.), der mindestens 50 Jahre regierte; auf seinem Grabstein, wo er mit seinen fünf libyschen Hunden dargestellt ist, redet er von seinen Kämpfen mit einem nördlichen Feind und sagt, daß er dabei den ganzen Gau von Tschenu (S. 233) erobert habe; aber auch in Jeb kommt er auf einer Felseninschrift vor. Dann dessen Sohn, der Hor Nekhtnebtepnefer König Jenjetef II. (V.), dessen Kanzler Tschetsche schon unter Jenjetef I. gedient hatte und in seiner Grabschrift wichtige Angaben zur Zeitgeschichte hinterlassen hat. Daneben kennen wir aber aus dieser Zeit fünf Mentuhotep, die Könige gewesen sind. Hor Sankhjebtaui König Mentuhotep I. (andere: II.) war der Nachfolger des Jenjetef II. Nicht sicher einzureihen sind zwei: Nebhepetre Mentuhotep II. (III.), durch Reliefs aus Gebelen (Gebelên, bei Esne) und Konosso bekannt, nach denen er die Beiden Länder, die Wüsten, die „Neun Bogen" und Nubien bezwungen hat, und Nebtauire Mentuhotep III. (IV.), unter dem ein „Gazellenwunder" in den Steinbrüchen von Hammamat geschah (S. 256). Von Nebkhrure Mentuhotep IV. (V.) sodann und Sankhkare Mentuhotep V. (VI.) steht fest, daß sie die beiden letzten Namen der sechs des Turiner Papyrus waren (vgl. S. 256).

Gehören die Jenjetef wirklich, wie man gemeint hat, nach Assuan? Sind sie dort als Gauherren der südlichen Grenze emporgekommen, und ist der Name Jenjetef (= „der seinen Vater geholt hat") etwa dem Ahnherrn des Geschlechts deswegen geworden, weil er, wie andere Vornehme aus jener Gegend (S. 253), die Leiche seines Vaters aus der Fremde heimbrachte? Die Könige der 12. Dynastie zählten den „Volksmund" (ein Titel) Jenjetef-o, Sohn des Jekui, zu ihren „Vätern"; der ist also wohl auch der Ahnherr dieses zu königlichen Ehren gelangten Geschlechts der Jenjetef. Und wie stellen sich die Jenjetef zu den Mentuhotep? Haben sie sich bekämpft, oder haben sie sich verbündet, waren sie von Haus aus einander verwandt, oder haben sie sich verschwägert?

Die Grundzüge sind wohl nicht zweifelhaft. Die unscheinbaren Ziegelpyramiden der

beiden Könige Jenjetef bei Drah Abun-Negga (Theben, S. 258) und die stattlichen Grabbauten der Mentuhotep bei Der el-Bachri (Theben, S. 258) zeigen deutlich den Fortschritt der Zeiten. Besonders der große Bau des Mentuhotep IV. entspricht ganz dem Bilde, das wir auch aus sonstigen Angaben von diesem mächtigen König gewinnen. Er hat mindestens 46 Jahre regiert, und da er gegen asiatische Beduinen gekämpft hat, so müssen ihm die Fürsten des Nordens wenigstens eine Zeitlang verbündet gewesen sein. Mentuhotep III. hatte eine Expedition nach Hammamat entsandt, 10000 Mann aus Oberägypten und Mittelägypten unter dem Wesir Amenemhet, um den „reinen kostbaren Stein dieses Berges" zu holen, der für den Deckel des königlichen Sarges nötig war. Dabei passierte ein Wunder, wie auf den Felsen von Hammamat zu lesen ist: eine Gazelle gebar im Angesicht der Truppe just auf einem trefflich für jenen Deckel geeigneten Stein: das war eine Fügung des Min, des Schutzgottes der Gegend (vgl. S. 250), der den Stein auf diese Weise dem König schenken wollte. Der Block wurde von 3000 Ruderern aus den Gauen des Delta nach Ägypten geleitet. Aber unter Mentuhotep V. geht der Unternehmungsgeist weiter: der Schatzmeister Henu ist mit 3000 Mann von Gebtoë aus an das Rote Meer gezogen und hat dort ein Schiff gebaut, das nach Pownet fuhr, um „grüne Myrrhen" von den Schekh des „roten Landes" heimzubringen; auf dem Rückweg von der See hat Henu aus Hammamat Blöcke für Statuen mitgenommen. Man sieht, das eigene Land wird den thebanischen Herrschern wieder zu eng, sie greifen, wenn auch mit bescheidenen Mitteln, die Tradition von den auswärtigen Unternehmungen des Alten Reiches wieder auf.

Der Übergang der Herrschaft von jenen beiden Jenjetef an die Mentuhotep scheint auf friedliche Weise vor sich gegangen zu sein; wenigstens sehen wir nirgends in der Überlieferung eine Animosität gegen das Andenken beider Geschlechter zutage treten. Die Gräber der Jenjetef fanden noch im Neuen Reiche eine gewisse Pflege, und Mentuhotep IV. hat göttliche Ehren neben König Mene genossen. Ein merkwürdiges Denkmal ist am Eingang des Tales von Schatt er-Rigal (â) erhalten, das ein paar Kilometer unterhalb von Silsile (nordöstlich bei Ombos) einen Weg in die westliche Wüste eröffnet: vor der großen Figur des Königs Mentuhotep IV. steht hier auf einem Felsenrelief in kleinerer Gestalt ein „Sohn des Re Jenjetef" mit der Uräusschlange an der Stirn. Aber was für ein Jenjetef ist das, und wie ist die in dem Denkmal dargestellte Situation zu deuten? Wir wissen es nicht; und es darf auch nicht verschwiegen werden, daß neben jenen zwei Mentuhotep (S. 255) noch einige andere Königsnamen der Denkmäler sich nicht sicher unterbringen lassen. Wie die sechs Namen des Turiner Papyrus (S. 255) lauteten, ist unter diesen Umständen nicht auszumachen; am wahrscheinlichsten scheint es, daß da nur Mentuhotep genannt waren.

Auch die wichtige, ja grundlegende Frage nach der Dauer der Zeit, die zwischen der 8. und 12. Dynastie verflossen ist, läßt sich nicht mit voller Exaktheit beantworten. Im Turiner Papyrus fehlt uns die Zahl für die Herakleiopoliten (S. 254), die Zahlen Manethos erscheinen unbrauchbar. Einen Anhalt für die Schätzung bieten die Inschriften in den Alabasterbrüchen zu Hatnub bei Tell el-Amarna (S. 291), die seit 1891 bekannt wurden. Hier hat sich an den Felsen, neben Königen der 4. und 6. Dynastie und einigen anderen Königen, auch die Fürstenfamilie des 15. oberägyptischen Gaues (Hauptstadt: Khmunu, heute Aschmunen) verewigt, die in der anarchischen Zeit nach der 6. Dynastie die Brüche ausbeutete; diese Herren datierten in den Aufschriften nach ihren eigenen Regierungsjahren. Aus den hieraus zu gewinnenden Daten ergibt sich, daß mindestens zwölf Generationen oder 300 Jahre zwischen Pjope II. und dem 51. Jahre der 12. Dynastie liegen.

Der Beginn der 12. Dynastie kann nun aber nach einem Datum über einen Aufgang des Sirius (S. 230) während der 12. Dynastie festgesetzt werden. In dem Papyrus aus der Stadtruine von Kahun (S. 264) fand sich (1899) die Angabe, daß im siebenten Jahre von Senwosret III. (S. 261) das Siriusfest am 16. Pharmuthi (S. 230) gefeiert wurde, wonach dies Jahr 1882/81 v. Chr. oder eins der vier folgenden Jahre gewesen ist; danach berechnet sich dann der Anfang der Dynastie auf das Jahr 2000 oder eines der vier folgenden. Indem wir das Jahr 2000 als das erste Jahr der 12. Dynastie festlegen und weiterhin die Angaben des Turiner Papyrus benutzen, kommen wir für den Beginn der 11. Dynastie auf 2160 (S. 255). Die Zahl für die Herakleopoliten muß vorläufig nach willkürlicher Schätzung bestimmt werden (S. 256); rechnet man dafür 200 Jahre, so beginnt die 9. Dynastie um 2360. Vor der 9. Dynastie steht im Turiner Papyrus eine Summierung aller Regierungsjahre von König Mene an: 955 Jahre. So wird also für den Regierungsantritt von Mene die Zahl 3315 gewonnen, und hiernach, nur etwas abgerundet, sind die von uns früher gegebenen Zahlen angesetzt. Auf die 6. und 8. Dynastie zusammen treffen hierbei 181 Jahre. Man sieht demnach, daß alle Zahlen vor 2160, wegen des willkürlichen Ansatzes der Herakleopoliten, etwa um 100 Jahre zu hoch oder zu niedrig sein können. Von dem Tode des Pjope II. um 2400 (S. 251) bis zum Beginn der 12. Dynastie sind es bei unseren Ansätzen rund 400 Jahre, was den Daten aus Hatnub (S. 256) recht wohl entspricht.

b) Die 12. Dynastie, 2000—1788 v. Chr. (das „Mittlere Reich").

Unter Kämpfen gegen unbekannte Gegner hat Amenemhet I. (2000—1970), ein Mann von unbekannter Abkunft, den Thron von Theben gewonnen und befestigt. Er ist der erste der weithin mächtigen Könige der 12. Dynastie, an die man vorzugsweise denkt, wenn man vom „Mittleren Reiche" spricht. Wie der Übergang der Herrschaft von Mentuhotep V. (S. 255), von dem auf den Denkmälern acht Regierungsjahre vorkommen, auf den Gründer der neuen Dynastie erfolgt ist, können wir nicht sagen, aber deutlich tritt die Tatsache hervor, daß man freudig aufatmend die Ordnung begrüßte, die er mit kräftiger Faust neu aufrichtete. „Als Seine Majestät kam, um die Lüge niederzuwerfen, aufgehend wie Atum (S. 249) selber, als er wiederherstellte, was er wüst fand, Stadt von Stadt schied, jeder Stadt ihre Grenzen neu anwies, ihre Grenzsteine fest, wie der Himmel, aufstellte, die Wassergrenzen nach den Urkunden festlegte, sie kontrollierte nach den alten Schriften, weil er die Wahrheit so sehr liebte": so heißt es von Amenemhet I. im Grabe eines Nomarchen Khnemhotep von Beni Haßan (S. 261), dessen gleichnamigen Großvater Amenemhet zum Nomarchen gemacht hatte. Man hört aus diesen Worten, die wohl auf frühere literarische Verherrlichungen der Neuordnung Amenemhets Bezug nehmen, die hohe Genugtuung sprechen, die die königstreuen, der Reichseinheit freundlichen Gauherren der 12. Dynastie darüber erfüllte, daß nunmehr wieder ein starkes Regiment die Beiden Länder zusammenhielt. Und man kann sich vorstellen, wie schwer es gehalten haben mag, die in der Zeit der Anarchie mächtig gewordenen Kleinfürsten mit Gewalt oder Klugheit zum Gehorsam zu führen. In einer Inschrift jenes Großvaters Khnemhotep liest man in der Tat, leider in stark gestörtem Zusammenhang, daß er mit zwanzig Schiffen von Zedernholz unter Führung des Königs einen Feind aus Ägypten hinausjagte. Die hohe Blüte, die das Reich alsbald unter der 12. Dynastie erlangte, scheint zu verbürgen, daß dem Ordnungschaffer wirklich ein innerer Ausgleich der vorhandenen Gegensätze gelungen ist, daß sich die besseren Elemente sofort wieder und gern um das stark gewordene Königtum scharten (vgl. S. 253).

Die Wiege des neugeeinten Reiches war Theben. Damit tritt diese weit im Süden gelegene Stadt, die unter der 11. Dynastie emporgekommen war (S. 255), an die Spitze des ganzen Landes, und wenn die Herrscher der 12. Dynastie auch andere Residenzen bevorzugen, so wächst doch der geistige Einfluß der südlichen Residenz immer mehr; das zeigt sich vor allem darin, daß ihr Gott, Amon, bisher ein kleiner Lokalgott, von nun an allmählich an die Spitze des ägyptischen Götterstaats tritt, was die Priester, die an dieser Neuschöpfung innerhalb der ägyptischen Religion beteiligt waren, in sehr einfacher Weise so gemacht haben, daß sie den Amon mit dem Re-Harakhte von On (vgl. S. 249) gleichsetzten. Mit Amon werden zugleich seine Gattin Mut und sein Sohn Khonsu, ferner Mont, der Kriegsgott

Der el-Bachri, 1892 (vor den Ausgrabungen). Nach Naville, The temple of Deir el Bahari. Introductory memoir (London 1894).

des Neuen Reiches, erhöht. — Wir müssen uns hier auf dem Gebiet der Stadt, die ihre volle Bedeutung mit Beginn des Neuen Reiches gewonnen hat, etwas umsehen.

Schon zur Römerzeit wieder ein von Dorfsiedelungen durchsetztes Ruinenfeld voll riesenhafter Trümmer, bildet Thebens Stätte heute den stärksten Anziehungspunkt für alle Reisenden, die über Gise und Sakkara hinausgelangen. Die vom Nillauf durchflossene Ebene, in der Theben lag, die erste breitere Stelle seit Assuan (S. 223), gleicht dem Boden eines Kessels, dessen Ränder die nach allen Seiten gleichsam gekrempt ansteigenden beträchtlichen Höhenzüge bilden. Vier Hauptgruppen mächtiger Gebäudehaufen bezeichnen noch den ungefähren Umfang der alten Stadt: östlich vom Strom Karnak im Norden, Luksor im Süden, am westlichen Ufer Kurna (S.) und Medinet Habu (N.), so benannt nach den Namen benachbarter Fellachendörfer. Die Rundung des westlichen Randgebirges ist von zahlreichen Gräbern durchhöhlt, unter denen die von Assasif mit dem Terrassentempel von Der el-Bachri (s. die obenstehende Abbildung) am bekanntesten sind; tief windet sich das berühmte „Tal der Königsgrüfte" (Biban el-Moluk) in die Bergkette ein. Noch weiter nach Norden liegt die Nekropole von Draḥ Abun-Negga mit den Gräbern der Jenjetef (S. 256). Das Ramesseum, seit Strabon von den klassischen Autoren irrtümlich „Memnonium" genannt, dehnt sich

unweit des Tempels von Kurna aus. Zwischen diesem und dem großen Tempel von Medinet Habu ragen die beiden Memnonssteinbilder empor. Palmenumkränzt erhebt sich drüben der gewaltige Tempel zu Karnak, dessen Säulenwald 1899 durch neue Einstürze infolge der Jahresüberschwemmungen weiter gelitten hat, aber nun von französischen Baumeistern glänzend wieder hergestellt wird. Dicht am Wasser liegt Luksors Heiligtum mit dem Obelisken, während sich in der Ferne der östliche Bergwall hinzieht, bis er im Süden mit drei hohen Felshörnern endet. Von Karnak aus zu ihm hin erstreckte sich einst die „Stadt der Lebenden", die volkreiche Hauptstadt mit dem ägyptischen Namen Wese, während der eigentliche Tempelbezirk von Karnak „Jept-Esowet" hieß; bei Luksor befanden sich die Kais für den Flußverkehr. Das Westufer bildete den toten Gegensatz dazu, die ungeheure Nekropole, wo sich gleichwohl ein religiöses Leben von beispielloser Innigkeit abspielte. Die „Wohnungen reich an Besitztum" und auch die 100 Tore drüben, von denen die „Ilias" bewundernd spricht, alle die prächtigen Bauten, die etwa zur Zeit von Amenhotep III. (S. 284) die Stadt zur herrlichsten der Welt machten, sind spurlos verschwunden. Wie einst im Alten Reiche, so erfüllen auch heute wieder grüne Felder das Gebiet, aus denen die Säulen und Pylonen von Karnak und Luksor als riesige Erinnerungszeichen einsam aufsteigen. Die Bewohner aber, die hinübergezogen sind in die siebartig von Grüften durchlöcherten Felsenwände der Totenstadt, erzählen uns heute noch aus ihren Gräbern heraus viel von den Geheimnissen des alten Landes.

Obwohl dieses Wese schon seit der 11. Dynastie mächtig emporwuchs, so fühlte doch die 12. Dynastie, sobald sie den wiedergeeinten Staat beherrschte, das Bedürfnis, die Residenz in die Nähe der Hauptstadt des Alten Reiches zu verlegen. Amenemhet I. hat sein Pyramidengrab bei Lischt, 30 km südlich von Menfe, und dort lag seine Residenz, Jetsch-taui (= „die Erobrerin der Beiden Länder"), nach der im Turiner Papyrus seine Dynastie „der Hof von Jetsch-taui" heißt. Die Bedeutung des Faijum, die im Mittleren Reich immer mehr hervortritt, wird nicht ohne Einfluß auf die Wahl des Platzes geblieben sein.

Nach zwanzigjähriger Herrschaft hat Amenemhet I. seinen Sohn Senwosret I. zum Mitregenten angenommen, in Ägypten der erste Fall dieser Art. Ein merkwürdiges Denkmal, die „Lehre des Königs Amenemhet", das im Neuen Reiche als Schulbuch verwendet worden ist, gibt sich als Lehre (S. 246), die der König sprach, „als er die Rechte mit seinem Sohn Nebertser (Senwosret) teilte". Er warnt ihn, sein Herz an einen Menschen zu hängen, denn am Tag des Unglücks habe der Mann keinen Freund mehr. Dann scheint der König von einem nächtlichen Überfall zu sprechen, den er im eigenen Palast in Abwesenheit des Sohnes erlebt habe, und der ihn veranlasse, seinen Sohn zum Regenten zu bestellen. Mit stolzen Worten rühmt er darauf seine Tätigkeit: das ganze Land von Jeb bis zu den Deltasümpfen habe er durchwandert; „ich schuf Gerste wie Neperi (der Getreidegott), der Nil pries mich auf jedem Sandfeld (weil er ihn zur Bewässerung dort hinleitete), man hungerte nicht in meinen Jahren, man dürstete nicht, man saß in Ruhe und sprach von mir." In der Tat zeigt das Gedicht, dessen volles Verständnis uns freilich noch abgeht, daß die Persönlichkeit Amenemhets I. die Dichter des Mittleren Reiches stark beschäftigt hat.

Wahrscheinlich hat der alte König durch die vorzeitige Berufung seines Nachfolgers vor allen Dingen dem Hause die Krone sichern wollen; im übrigen blieb er selbst das Haupt. Gerade das Jahrzehnt der Mitregentschaft ist mit äußeren Kriegen erfüllt. Eine Inschrift aus dem 24. Jahr Amenemhets (im Louvre) spricht von Kriegen gegen die Beduinen der sinaitischen Wüste, eine andere, aus dem 29. Jahr, von einem Feldzug in das nubische Land Wawat; und als der König in seinem Palaste die Augen schloß (am 7. Hathyr 1970), war Senwosret mit dem Heere gegen die Libyer gezogen.

Von diesem Thronwechsel erzählt eine ägyptische Novelle, die in der Literatur des Mittleren Reiches beliebt gewesen sein muß. Sie ist auch für uns von hohem Interesse, zumal da sie den Helden nach Palästina hinüberführt (vgl. Bd. II, S. 225), und zwar beinahe auf dem gleichen Wege, den später Israel nach der Bibel genommen hat. Die Novelle hat, was für Ägypten höchst bezeichnend ist (S. 242), die Form der

biographischen Grabschrift des Alten Reiches (S. 252). Zweifellos sind bei einzelnen Angaben geschichtliche Tatsachen benutzt, wie denn überhaupt dieser Novelle wirkliche Vorgänge zugrunde liegen, die nur literarisch ausgeschmückt sind. Senwosret stand im nordwestlichen Delta, auf der Rückkehr von dem siegreichen Streifzug gegen die Tschehenu (S. 222), da erreicht ihn zur Nachtzeit die Botschaft vom Ableben des Vaters, und er verläßt sofort mit seinem Gefolge das Heer, um an den Hof zu eilen. Sinuhe, der Held der Geschichte, ein Haremsbeamter, der bei der Schwester und Gemahlin des Senwosret in Dienst und Gunst stand und seinem Herrn in den Krieg gefolgt war, hört zufällig eine Botschaft, die man den im Heer befindlichen Prinzen ausrichtet; sie enthielt wohl die Aufforderung zum Aufruhr. Zitternd kroch Sinuhe zwischen zwei Büsche, um die gefährliche Unterhaltung nicht zu stören, und ergriff dann die Flucht. Nicht an den Hof, denn er glaubte, dort sei der Aufruhr losgebrochen, sondern südwärts an den Nil, dann über den Strom hinüber und weiterhin von der Gegend von On aus nördlich. Er kam zur „Fürstenmauer", der Grenzverschanzung gegen die asiatischen Beduinen, schlich nachts hindurch und gewann bei den Bitterseen (S. 224) die östliche Wüste. Er irrte länger als ein Jahr in Syrien und der Wüste im Osten von Syrien umher, schließlich nahm ihn im Oberen Retenu (Palästina) ein Beduinenschekh Ammienschi bei seinem Stamme auf. Man behandelte ihn sehr zuvorkommend, er heiratete die älteste Tochter des Schekhs und wurde der Fürst eines Stammes, ebenso wie die Söhne, die ihm heranwuchsen. In den Kämpfen der Beduinen erntete er kriegerische Ehren, besonders im Zweikampf mit einem feindlichen Recken. Dadurch ward er reich an Schätzen und Herden. Da trifft ihn im Alter ein Brief des Königs Senwosret, der ihm die Heimkehr nach Ägypten erlaubt: er kehrt zurück, wird gnädig bei Hof empfangen und wieder als Angehöriger des Hofstaats installiert. „Ich wurde rasiert und mein Haar gekämmt; man gab mein Bündel der Wüste und die Kleider den Sandbefahrern. Ich wurde angetan mit feinem Linnen und mit gutem Öl gesalbt; ich schlief auf einem Bett. Ich gab den Sand denen, die auf ihm wohnen, und das Öl vom Baum dem, der sich damit salbt." So lebt er herrlich und in Freuden bis an sein seliges Ende. Die Schilderung, die diese Geschichte von den Verhältnissen der Nomadenstämme Palästinas gibt, wird durchaus richtig sein. Sinuhe aber faßt die Stellung, die er unter den Barbaren errungen hat, als ein Amt, das er für den Pharao verwaltet; wenn auch in Ungnade gefallen, bleibt er dem Herrn treu und vertritt dessen Interessen. „Retenu ist dein, es ist wie deine Hunde." Das Heimweh, das der greise Hofmann in der Fremde leidet, und die Freude, die er über die Rückkehr empfindet, wird nicht gerade mit deutlichen Worten berührt, aber durch den Gang der Handlung wirkungsvoll und dichterisch schön herausgearbeitet.

Senwosret I. (1980—35) hat viel gebaut. Aus Tsane (Tanis), das schon lange die erste Stadt im Delta gewesen sein muß, haben wir Statuen von ihm, in On errichtete er einen Tempel, von dem ein Obelisk noch heute aufrecht steht und das Wahrzeichen der Stätte bildet, bei Begig (Begîg) im Faijum liegt ein in der Mitte gebrochener Pfeiler aus rotem Granit mit seinem Namen, in Abod, in Karnak, in Gebtoë und anderwärts hat er sich verewigt. Auch den uralten Tempel in Nekhen (S. 239) stellte er abermals wieder her; ein zwei Fuß langer Sperber mit hohen Kopffedern, außen von getriebenem Gold, innen aus Bronze und Holz, mit Augen aus Obsidian, fand sich in dem aus Senwosrets Zeit herrührenden Teile der Gebäudemassen. Bei Wadi Halfa, am zweiten Katarakt, kamen Inschriften von ihm zum Vorschein, deren eine sein 18. Jahr nennt und von Siegen über nubische Stämme berichtet; dasselbe erzählt uns der Nomarch Ameni (S. 263) aus des Königs 43. Jahr. „Er ist", so heißt es in Sinuhes Erzählung, „der Starke, der mit seinem Schwerte kämpft, der Mutige ohnegleichen. Er ist der Rächer, der die Schädel einschlägt, in dessen Nähe keiner stehen bleibt. Er ist schnellfüßig und erschießt den Fliehenden; wer ihm den Rücken wendet, findet kein Entkommen." Er ist aber auch „der Freundliche, der sehr Angenehme, der sich die Zuneigung erobert hat. Seine Stadt liebt ihn mehr als sich selbst; sie jauchzt mehr seinetwegen als über ihren Gott. Wie fröhlich ist dieses Land, das er beherrscht!"

Drei Jahre vor seinem Tode nahm auch Senwosret I. seinen Sohn Amenemhet II. (1938—03) zum Mitherrscher an. Die Denkmäler aus der Zeit dieses Königs scheinen an baulicher Bedeutung denen des Vaters nachzustehen; von Kriegen ist keine Rede. Unter Amenemhet II. beginnt die Zeit, da das Haus in Ruhe genießen konnte, was die beiden ersten

Der Einzug einer Horde semitischer Nomaden in Ägypten, um das Jahr 1900 v. Chr.

Das umstehend abgebildete Gemälde ist dem Felsengrab des Gaufürsten Khnemhotep entnommen, der unter der 12. Dynastie das Amt eines „Vorstehers der östlichen Wüstenländer" bekleidete. Es verewigt einen Vorgang, der sich während der Amtsführung dieses Magnaten im 6. Regierungsjahre des Königs Senwosret II., also etwa 1900 v. Chr., abgespielt hat und von besonderer Bedeutung gewesen sein muß: eine Horde von Semiten, nach der hieroglyphischen Inschrift über dem Bilde bestehend aus 37 Personen, erschien vor dem Fürsten und überbrachte ihm die von den Ägyptern so sehr geschätzte Augenschminke, vermutlich, um dafür Erzeugnisse des ägyptischen Gewerbfleißes oder Ackerbaues einzutauschen.

Unser Bild (das aus Raummangel geteilt werden mußte) zeigt uns zunächst rechts zwei Ägypter, kenntlich an ihrem schlankeren Körperbau, der roten Hautfarbe, dem künstlichen Haar und Bart und dem schlichten weißen Linnenschurz, der ihnen als einzige Kleidung dient. Der erste ist nach der hieroglyphischen Beischrift der „Königliche Kommissar Neferhotep", er überreicht dem vor ihm stehenden Gaufürsten Khnemhotep (auf unserer Tafel nicht mit abgebildet) ein Papyrusblatt, auf dem das Datum, die Zahl der Ankömmlinge, ihre Herkunft, was sie bringen, und wer sie eingeführt hat, verzeichnet steht; in der anderen Hand hält er einen zweiten zusammengerollten Papyrus. Der zweite Ägypter ist der „Oberjägermeister Aktoë". — Den Zug der semitischen Ankömmlinge, die sich von den Ägyptern durch die von dem ägyptischen Künstler wohl getroffenen Eigentümlichkeiten ihrer Physiognomie und ihres Ganges sowie die farbenprächtigen Gewänder scharf unterscheiden, eröffnet der Schekh, der „Fremdlandsherrscher *Ibš*" (semitisch Abischai), wie ihn die Beischrift nennt. Reichere Kleidung und ein kurzer Herrscherstab zeichnen ihn vor seinen Stammesgenossen aus. Ehrerbietig sich verneigend, naht er dem ägyptischen Magnaten, dessen Gastfreundschaft er in Anspruch nehmen will, und führt ihm, unterstützt von einem Diener, ein Gazellenpaar als Gabe seiner Heimat, der Wüste, zu. Dem Schekh folgt das Gros des Stammes, in unserem Bilde vertreten durch vier Männer, die mit Bogen, Wurfhölzern und Spießen bewaffnet sind, und vier Frauen (also vielleicht vier Familien); zwischen ihnen die Kinder: zwei kleine auf einem Lastesel verpackt, und ein größerer Junge, der mit augenscheinlicher Wichtigkeit, wie ein Erwachsener, seinen Spieß trägt und die Rolle des Eseljungen zu spielen scheint, in seiner ganzen Erscheinung von köstlicher Naturwahrheit. Den Schluß des Zuges machen ein zweiter Esel und zwei Diener: der eine spielt ein leierartiges Saiteninstrument, dessen Klänge den feierlichen Aufzug des Stammes begleiten; der andere präsentiert gleichsam in würdevoller Haltung seinen Bogen.

Der Einzug einer Horde semitischer Nomaden in Ägypten, um das Jahr 1900 v

Nach Lepsius, Denkmäler aus Ägypten und Äthiopien II 133, unter Benutzung der

Die zwischen der 2. Gazelle und dem Lastesel befindlichen vier Semiten si

Altägyptisches Wandgemälde in einem Grabe bei Beni Hafsan in Mittelägypten.

Pausen und Notizen der preussischen Expedition von 1842/45, gezeichnet von A. Lübke.

ie punktierten Linien und die Kreuze anzeigen, nur hier wiederholt worden.

Könige geschaffen hatten. Doch scheint nach Manetho Amenemhet II. bei einer Palastrevolution umgekommen zu sein; er hatte bereits 1906 seinen Sohn Senwosret II. (1906 bis 1887) neben sich gestellt. Dessen Grabmal ist die Pyramide von Rehent (jetzt Illahun [Kahun], S. 264) am Eingang des Faijum; ein Sitzbild seiner Gattin Nofret fand sich in Tjane. Ein wichtiges Denkmal seiner Zeit blieb uns in dem Grabe des Nomarchen Khnemhotep zu Beni Haßan, dessen Großvater uns bereits unter Amenemhet I. (S. 257) begegnet ist. Hier findet sich auch die berühmte Darstellung, die die beigeheftete Tafel wiedergibt: der „Einzug einer Horde semitischer Nomaden", eine Szene, in der man eine Zeitlang allen Ernstes den Einzug Abrahams in Ägypten (Genesis 13) erkennen wollte. Leider wird uns nicht genau bekannt, woher diese Karawane der 37 Asiaten kam, deren Häuptling den semitischen Namen Abischai trägt, auch nicht, was sie von der Gunst des ägyptischen Nomarchen, dem sie ihre Gabe darbringen, erwarten. Ziehen sie durch des Nomarchen Gebiet, das in Mittelägypten liegt, um zum Pharao zu gelangen, der damals etwa im Süden Hof hielt? Jedenfalls hat eine derartige Szene in einer Zeit, da nachweislich rege Beziehungen zu den semitischen Nachbarn stattfanden, nichts Auffallendes an sich; dergleichen wird oft vorgekommen sein.

Brustschmuck mit dem Namen Senwosrets III. Aus dem Goldschmuck von Daschur. Nach Photographie von Brugsch. Vgl. Text S. 262.

Senwosret III. (1887—49, Sohn [?] des Vorgängers) war wohl, neben dem Gründer Amenemhet I., der bedeutendste Herrscher der Dynastie. Seine kriegerischen Erfolge klingen wider in den Geschichten, die die ägyptischen Fremdenführer dem Herodotos von Sesostris erzählt haben. Für uns ist Senwosret III. vor allem der Eroberer Nubiens.

Die Südgrenze des ägyptischen Reiches wurde über den zweiten Katarakt hinausgeschoben. Südlich davon, bei Semne und dem gegenüberliegenden Kumme, etwa unter dem 21. nördlichen Breitenkreis, errichtete der König zwei große Sperrforts, deren stattliche Reste noch jetzt einen Begriff vom altägyptischen Befestigungswesen geben. Es findet sich schon der Kunstgriff angewendet, die obere Hälfte der gewaltigen Ziegelbastionen nach rückwärts zu knicken, um der Ersteigung durch Leitern vorzubeugen. Ein dort errichteter Grenzstein sagt: „Südgrenze, errichtet im Jahre 8 unter König Khakaure (= Senwosret III.), auf daß kein Neger sie überschreite, zu Wasser oder zu Land, in einem Boot oder mit Herden; außer wenn ein Neger kommt, um Handel zu treiben in Jeken, oder mit einer Botschaft, mit denen soll man alle Geschäfte gütlich machen. Aber über Heh hinaus darf in Ewigkeit keins ihrer Boote fahren." Dennoch waren im 12., 16. und im 19. Jahr Senwosrets neue Feldzüge gegen die Nubier nötig. Die Beendigung des vom Jahre 16 zeigt uns wieder eine Tafel in Semne an, auf der die Neger einer Betrachtung unterzogen werden, die zugleich von Erbitterung und Verachtung zeugt. Zum Schluß ermahnt der König seine Nachkommen, sich niemals von dieser Grenze zurückdrängen zu lassen; wer das leide, der solle nicht sein Sproß heißen. Neben politischen Gründen haben wohl die Goldminen Nubiens den Besitz dieses Landes für Ägypten besonders wertvoll gemacht. In Abod stellte des Königs Schatzmeister, der Ikhernofret hieß, einen Denkstein auf zum Gedächtnis eines großen Auftrags, mit dem ihn Senwosret III. zur Verherrlichung und Beschenkung des Gottes entsandt hatte: „Königlicher Befehl an ... den einzigen Freund, den Vorsteher der Häuser des Goldes und des Silbers, den Schatzmeister Ikhernofret. Meine Majestät befiehlt, daß man dich hinauffahre nach Abod, um meinem Vater Usire (der König spricht als der Gott Hor auf Erden), dem Ersten der Westlichen, ein Denkmal zu errichten und die geheimnisvolle Stätte (das Adyton des Tempels) zu schmücken mit dem Golde, das meine Majestät in Sieg und Ehren aus Nubien brachte."

Auch nach Palästina hat Senwosret III. einen Streifzug unternommen, wobei ein Ort Sekmem, doch wohl Sichem, erobert worden ist. Die Grabpyramide des Königs liegt bei Daschur (etwas südlich von Sakkara, vgl. S. 241), in der mit dem König auch seine Gemahlin Henuttaui sowie zwei Prinzessinnen, Sentessenеb und Sithathor, bestattet gewesen sind. Der Goldschmuck der Sithathor lag in einem Behälter, der den Plünderern, die in alter Zeit das Grab ausgeraubt haben, entgangen sein muß. Besonders reich und fein gearbeitet ist der breite Brustschmuck (s. die Abbildung S. 261), der Löwen und Greife mit Federkronen zeigt, den Königsring flankierend, über dem der Geier mit breiten Flügeln schwebt.

Auch Amenemhet III. (1849—01; s. die untenstehende Abbildung) war eine Zeitlang Mitregent seines Vaters, Senwosrets III. Seine lange Regierung steht ähnlich wie die von Pjope II. (S. 253) vor einem überraschend schnellen Niedergang, dessen Gründe wir nicht kennen. Amenemhet III. selbst scheint sich noch kräftig betätigt zu haben. Er hat sich zwei Pyramiden gebaut; die eine liegt bei Daschur, die andere erhebt sich am östlichen Innenrande des Faijum, bei Hawara (-wâ-), und blickt von dort nicht nur über das ganze „Seeland", das Faijum, hinweg, sondern auch über die Hügelkette, die es vom Niltal trennt. Diesem Seeland hat Amenemhet III. vorzugsweise seine Tätigkeit gewidmet. In dunkler Vorzeit war es der Wüste abgewonnen worden, indem der Überfluß der Hochwässer des Nils vom Bachr Jußuf (S. 223) durch einen Kanal westwärts geleitet wurde, wo er hinter der Hügelkette den See Mwer (griech. Moëris, Moiris) und eine Landschaft von üppiger Fruchtbarkeit schuf. Der Gott, der hier verehrt wurde, war der Krokodilgott Sobk (S. 250), dem auch Amenemhet III. mancherlei Denkmäler stiftete; nach dessen Namen ist auch der Name und Thronname seiner Tochter gebildet (vgl. S. 263). Die Könige der 12. Dynastie, die ja in der Nähe, bei Lischt, Daschur, Illahun, residierten, wandten dem gesegneten Landstrich auch vorher schon besondere Aufmerksamkeit zu, das Andenken Amenemhets III. aber ist so eng mit der Gegend verknüpft, daß dieser bedeutendste Bauherr des Mwersees in der saïtischen Zeit, zunächst in griechischen Reiseberichten, zum König Moiris wurde, der das Becken überhaupt erst angelegt habe. Damals hat die Landsenkung einen weit größeren See enthalten, der durch Eindämmung und durch die Schleusenvorrichtungen des von Bachr Jußuf abgezweigten Stromarmes geschaffen war, während der heutige Birket el-Karun (Karûn) nur noch die westliche Sohle füllt. Auch die Ufer des Sees wird der König verbessert haben, wahrscheinlich um der Residenz Schedet (griech. Krokodeilopolis, heute Medinet el-Faijum) ein vorteilhafteres Weichbild zu geben. Nach Herodotos lagen mitten im Moirissee zwei „Pyramiden", von denen jede die sitzende Statue eines Königs trug;

Amenemhet III. Kalksteinstatue im Museum zu Kairo, gefunden bei Hawara im Faijum. Nach Photographie von Diemer, Kairo.

Reste dieser Anlagen fand man bei Biahmu, nordwestlich von Medinet el-Faijum, mitten im Lande. Der Pyramidentempel (S. 242) Amenemhets III. ist der große Tempel bei Hawara, dessen Ruhm als Wunder der Welt unter dem Namen „Labyrinth" fortdauerte; aber die alten Beschreibungen davon bieten kein klares Bild. Die Ausdehnung und Einrichtung des Baues oder sonst ein Umstand hat den Griechen den Vergleich mit dem kretischen Labyrinth nahegelegt.

Vor seinem Ableben — unbekannt, wielange vorher — nahm der König seinen Nachfolger Amenemhet IV. (1801—1792) zum Mitregenten an. Ihm folgte seine Schwester Sebkenefrure in der Regierung, die noch in Hawara bauen ließ, mit der aber vier Jahre später, 1788, — nach Manetho — das Haus endete. Auch bei dieser Dynastie haben wir vom Ausgang nur dürftigste Kunde.

Werfen wir einen Blick auf die inneren Verhältnisse dieser neuen Blütezeit des „Mittleren Reiches", die die ägyptische Kultur um 2000 v. Chr. erlebte. In der Verwaltung des Reiches spielen zunächst die Nomarchen noch eine große Rolle. Es war natürlich, daß man denen, die der Dynastie zur Macht verholfen hatten, nicht gleich ihre in der Zeit der Anarchie erworbenen Herrscherrechte abnehmen konnte. Deutlicher treten uns in bedeutsamen Denkmälern die Nomarchen entgegen, die in Menat-Khufu über den 16. oberägyptischen Gau („Gazellengau") herrschten und in Beni Haßan (s. die Karte bei S. 221) in Felsengräbern zur Ruhe gingen. Von dieser Familie haben wir Khnemhotep I. unter Amenemhet I. und Khnemhotep II. unter Senwosret II. schon erwähnt (S. 257 und 261). Khnemhotep II. heiratete Kheti, die älteste Tochter des Fürsten des 17. Gaues; sein ältester Sohn Nakht bekam als Erbe von seiner Mutter her diesen 17. Gau, während der zweite Sohn, Khnemhotep III., dem Vater in der Herrschaft folgte.

Der Nomarch des 16. Gaues Ameni unter Senwosret I., ein Sohn von Khnemhotep I., läßt uns in seiner Grabinschrift einen interessanten Blick in seine Gauverwaltung tun. „Alle Abgaben des Königshauses gingen durch meine Hand. Die Truppenvorsteher der Domänen der Hirten des Gazellengaues gaben mir (zur Obhut) 3000 Stiere von ihren Zugtieren. Ich wurde deswegen gelobt im Königshause in jedem Jahr der Rindersteuer. Ich brachte alle ihre Abgaben zum Königshause; es gab keine Rückstände durch meine Schuld in irgendeiner Kanzlei." Dann sagt er, daß er die Steuern des Gaues, die er für sich erhob, ohne Bedrückung eingetrieben habe, und fügt bei: „Als Hungerjahre eintraten, pflügte ich die Felder des Gaues bis zu seiner Grenze im Süden und Norden. Die Bewohner des Gaues erhielt ich am Leben und reichte ihnen Unterhalt, so daß kein Hungernder in ihm blieb. Ich gab der Witwe wie der, die einen Gatten hatte, und bevorzugte nie den Großen vor dem Kleinen bei solchen Unterstützungen. Und hernach stieg der Fluß hoch, Weizen und Gerste gediehen, alles war nun vorhanden; aber ich drückte den Bauersmann nicht wegen der Rückstände." Eine anschauliche Vorstellung aus der Verwaltung eines solchen kleinen Nomarchenhofes gewähren uns Bilder im Grab des Khnemhotep II., wo die Geschäftszimmer des Schatzmeisters mit ihren Schreibern und das Einbringen des Getreides in die Speicher dargestellt sind. Auch über das Heerwesen lernen wir manches; freilich knüpfte sich hier die Fortbildung an die Bemühungen des Königs, sich eine zuverlässige Truppenmacht in seiner Nähe zu halten. In der Zeit des Senwosret III. verschwinden dann die Nomarchen; es wird eine Neuordnung stattgefunden haben in der Richtung, die wir im Neuen Reich durchgeführt sehen. An Stelle der Nomarchen treten die Kommandanten der Hauptstädte, die durch die Mühewaltung der Gaufürsten emporgekommen waren. Diese Kommandanten sind weiter nichts als Beamte, man erkennt hier also sowohl eine Stärkung der königlichen Macht als auch die wachsende Bedeutung der Städte.

Der Königshof tritt uns in dieser Zeit lange nicht so anschaulich entgegen, wie die kleinen Fürstenhöfe in Menat-Khufu, in Berssche, in Sjout. Der König, und mit ihm der Hof, lebte von den Domänen und gewissen Steuern, der Wesir und der Oberschatzmeister sind noch immer die ersten Beamten. Die Loyalität der Großen hat nicht abgenommen, solange alles glatt geht. Sehotepjebre, ein hoher Schatzbeamter unter Amenemhet III., schreibt davon eine förmliche „Lehre" (S. 246) an seine Kinder auf seinen Grabstein:

„Ich will Großes reden, ich will euch zu hören geben, ich will euch wissen lassen das Prinzip der Ewigkeit, das Prinzip, die Lebenszeit in Glück hinzubringen. Preist den König Nemaatre (= Amenemhet III.) in eurem Inneren, schließt seine Majestät ein in eure Herzen. Er ist Sia (Gott der ‚Einsicht', vgl. S. 250), der in den Herzen wohnt, dessen Augen jede Brust ergründen; er ist Re, mit dessen Strahlen man sieht. Er erleuchtet die Beiden Länder mehr als die Sonnenscheibe, er läßt sie grünen mehr als ein voller Nil. Er hat die Beiden Länder mit Sieg gefüllt... Er gibt Speise denen, die ihm folgen, er ernährt die, die auf seinem Wege gehen." Natürlich muß der König solche Loyalität gut bezahlen.

Das Leben der Städte beleuchten in mannigfachen Beziehungen die Urkunden aus dem reichen Papyrusfund, den man aus den Ruinen von Kahun, der zur Pyramide von Illahun (S. 261) gehörigen Stadt, gezogen hat, demselben, der uns die wichtige chronologische Angabe (S. 257) liefert. Briefe, Testamente, Verträge, Abrechnungen, Geschäftspapiere aller Art geben einen lebendigen, wenn auch nicht lückenlosen Begriff von dem Treiben einer Stadt des Mittleren Reiches; auch literarische Stücke finden sich: medizinische und mathematische Traktate, eine Mythe, eine Erzählung, eine Königshymne (vgl. unten).

Der Verkehr mit dem Ausland ist lebhafter, mannigfaltiger geworden. Besonders Syrien hat sich viel Interesse zugewendet, und man blickt mit begehrlichen Augen hinüber (S. 260). Die Inselvölker im Norden stehen dem Ägypter nicht mehr so fern wie früher. Die Kolonie auf der Sinaïhalbinsel erlebte unter Amenemhet III. ihre Blütezeit. Auch der Hyksoseinfall (S. 266) ist schließlich ein Beweis des lebhafteren Verkehrs.

Die literarische Tätigkeit auf profanem Gebiete hat entschieden große Fortschritte gemacht. Die Lehre Amenemhets I. (S. 259) zeigt doch eine größere Tiefe als die Lehren des Alten Reiches, die Erzählung von Sinuhe (S. 260) beweist eine bemerkenswerte Kunst in der Anordnung und Vorführung des Erzählungsstoffes. Auch die Form sucht neue Ziele: man strebt in manchen Stücken nach prägnanter und kraftvoller Kürze; so im Sinuhe, so in den Reden der „Geschichte vom beredten Bauer", der, von einem Beamten an seinem Besitz geschädigt, vor dessen Vorgesetztem so schöne Reden hält, daß der die Sache dem König berichtet und auf dessen Wunsch die Entscheidung hinzieht, um dem Bauern noch mehr so hübsche Ansprachen zu entlocken. Die erzählenden Teile dieser Geschichte hingegen sind Muster einer einfachen, klaren Erzählung, ebenso wie die köstliche Novelle — wohl Teil eines größeren Ganzen — von dem „Schiffbrüchigen", der auf die Insel der 75 Schlangen, eine der schwimmenden Inseln (vgl. S. 249), verschlagen wird und dort mit der Schlangenkönigin eine gemütvolle Unterhaltung führt. Sehr achtungswerte Stücke sind uns auf dem Gebiet der Lyrik erhalten, wie das Lied des Harfners, der zum Lebensgenuß ermahnt, weil alle sterben müssen, wie die Könige und Weisen der Vorzeit gestorben sind; oder das tiefer ans Gefühl greifende „Gespräch des Lebensmüden mit seiner Seele", die noch nicht sterben will (S. 265). Von den kunstreichen poetischen Formen, über die die Zeit verfügte, gibt uns die Hymne auf Senwosret III., aus dem Kahuner Fund (s. oben) stammend, einen Begriff. Die wissenschaftlichen Traktate der Zeit können wir nach dem medizinischen „Papyrus Ebers" und dem mathematischen „Papyrus Rhind" beurteilen.

Von der Baukunst ist wenig vom Besten auf uns gekommen, doch zeigt der Tempel von Der el-Bachri (S. 258), daß die Baumeister an Können denen früherer Zeiten nicht nachstehen, und man darf ihnen die Bewunderung der Alten für das Labyrinth (S. 263) gutschreiben. Die Felsengräber der Nomarchen sind architektonisch einfach gehalten; die bekannten achteckigen und sechzehneckigen Pfeiler der Vorhalle eines solchen Grabes zu Beni Haßan bleiben kunstgeschichtlich wichtig, wenn sie auch direkt nichts mit der dorischen Säule zu tun haben. Beim Schmuck der Wände wird jetzt mit Vorliebe die Malerei statt des Reliefs verwendet.

Die plastische Kunst bevorzugt nicht mehr wie im Alten Reich die imposante Größe; dafür hat sie in Umriß und Ausdruck an Feinheit, die doch Kraft und Würde nicht vermissen läßt, gewonnen. Daneben hat man immer noch Kolosse errichtet, wie die Amenemhets III. im Moirissee — wie man einen derartigen Koloß fortbewegte, zeigt ein bekanntes Relief aus einem Nomarchengrab bei Bersche, wo die ganze Bevölkerung des Ortes mit Begeisterung bei der Sache ist. Das energische Streben nach individuellem Ausdruck hat in einigen Bildhauerschulen zur Anwendung so drastischer Mittel geführt, daß man diese wirkungsvollen Bildwerke für nicht echt ägyptisch, für Arbeiten der Hyksoszeit erklären wollte. So die berühmten Steinbilder von Amenemhet III. mit den hervortretenden Backenknochen und der charakteristischen Falte in der Mundpartie. Sie lehren uns den Reichtum der Zeit an frischwagendem Können ebensosehr wie die Einseitigkeit unserer Kenntnis. Die Kunst der Goldschmiede (vgl. S. 261) hat Proben hinterlassen, die an Zartheit der Filigranarbeit, an Geschmack der Zeichnung und Farbenzusammenstimmung von den späteren ägyptischen Meistern kaum mehr erreicht worden sind.

Die religiösen Ideen beherrschen nach wie vor das ganze geistige Leben. Daß auch sie in wichtigen Beziehungen fortgebildet und vertieft worden sind, sehen wir an mehreren Anzeichen, wenn auch die Forschung hier noch nicht gerade sonderlich tief gebohrt hat. In der religiösen Dichtung wurde andauernd Altes umgegossen, aber auch eine beträchtliche Masse neu geschaffen. Die stattlichen Holzsärge aus den Gräbern der Vornehmen in Bersche, Sjout, Meïr enthalten oft auf Deckel und Wänden so viel Gebetstexte wie die Pyramidenwände der alten Könige der 6. Dynastie (S. 247). Von gelehrter Schularbeit zeugen Glossen und erklärende Ausführungen, die Ansätze zu einer philosophischen Spekulation über die alte Mythenwelt aufweisen und uns so die erschütternde religiöse Krisis des Neuen Reiches verständlicher erscheinen lassen. Ein weiteres Symptom solcher Spekulation liegt in der wichtigsten religiösen Neuschöpfung der Zeit, der Gestalt des „Amonre Götterkönig" (S. 258). Mit Material vom Re aus On und vom Min aus Gebtoë wird seit der 11. Dynastie an diesem neuen Götterbild gearbeitet, das über Götter und Menschen in der glänzendsten Zeit des Ägyptertums, im Neuen Reich, gebieten sollte, wenigstens soweit die offizielle Welt in Frage kam. Die profane Dichtung des „Lebensmüden" (S. 264), in der man mit Recht einen Hauch Hiobschen Geistes verspürt hat, läßt uns einen Blick tun in Gedanken, die das heiligste Erbe der alten Zeit, die Sorge für Mumie und Grab, mit unheiliger Kritik betasten. Aber zum Schluß macht auch dieser Denker seinen Frieden mit der herrschenden Meinung. Die Seele des Lebensmüden fügt sich darein, ihm in den „Westen" zu folgen: „Wir wollen zusammen eine Stätte haben", sagt sie zu ihrem Herrn.

E. Die 13. bis 17. Dynastie und die Hyksos (1788—1600 v. Chr.).

a) Die 13. Dynastie.

Mit dem Ende der 12. Dynastie tritt ein ähnlicher Zustand der Überlieferung ein wie am Ende der 6. (S. 253). Die Denkmäler, vorher so reich, versagen auf längere Zeit bis auf wenige, und das Erhaltene ist meist historisch ziemlich belanglos. Der Papyrus von Turin hatte hinter der 12. Dynastie eine lange — jetzt zum Teil verlorene — Liste von 60 Königen, die der dreizehnten Dynastie Manethos, 60 Thebanern zu 453 Jahren, entsprechen. Neben den Namen, die die gewöhnliche Gestalt der offiziellen Königsnamen aufweisen, gewahrt man mehrfach einfache Personennamen wie Amenemhet, Reniseneb, Nehsi, von denen einzelne vielleicht Regierungen von Usurpatoren oder Begründern eines neuen Geschlechtes

bezeichnen. Die Regierungsdauer ist bei weitaus den meisten Königen sehr kurz. Die Namen sind nur der chronologischen Folge zuliebe in ein System gebracht, zu dessen Beurteilung uns die Mittel fehlen. Die Tafeln von Abod und Sakkara (S. 234) haben aus der ganzen Zeit vom Ende der 12. Dynastie bis zum Anfang der 18. keinen einzigen Namen.

In welcher Weise nach dem Tode der Sebkenefrure (S. 263) die Königswürde an ein neues Haus kam, ist unbekannt. Daß sehr bald anarchische Zustände eingetreten sind, sieht man z. B. an dem Aufhören der Eintragungen über den Hochstand des Nil, die seit Amenemhet III. an den Felsen zu Semne (S. 261) angebracht wurden.

Aus dem 4. Jahr des Königs Khutauire Ugaf, des ersten der 13. Dynastie, stammt die letzte Eintragung. Auch hier, wie bei der 6. Dynastie, wird die Verwirrung am Hofe begonnen haben, auch der Versuch zur Aufrichtung lokaler Gewalten wird gemacht worden sein; die sogenannte 14. Dynastie (s. unten) stellt ja nichts anderes als einen solchen gelungenen Versuch dar. Freilich, die Rolle der Nomarchen war ausgespielt (S. 263) und kehrt in der alten Form nicht wieder. Die Rauferei um die Königswürde beschäftigt die ehrgeizigen Prinzen oder Generale nicht einmal ein ganzes Jahrhundert lang, da kommt ein Mächtigerer über sie, ein Ausländer.

Wenn diese Pharaonen der 13. Dynastie auf den Denkmälern sprechen, oder wenn ein anderer von ihnen spricht, so merkt man nicht, daß das Königtum so schwach geworden war; die alten Formen, die alte Etikette wurde aufrecht erhalten. Ein Teil der Könige nennt sich nach dem Gotte Sobk (S. 262): Sebkemsaf, Sebekhotep, ein Zeichen, daß die Stellung, die das Faijum unter Amenemhet III. gewonnen hatte, noch kräftige Nachwirkungen übte. Von einigen, z. B. von Sebekhotep IV., dem 25. der Reihe des Papyrus, finden sich Denkmäler an weit voneinanderliegenden Orten, so daß man sieht, auch die Prätension, über das ganze Land zu herrschen, wurde festgehalten und wohl auch teilweise respektiert. Ein Stein des Königs Neferhotep, des 23. der Reihe, aus dem Usiretempel zu Abod, berichtet, wie der König die alten Bücher des Atum (S. 249) zu On einsehen ließ, um die richtige Weise der Opfer und die alte Form der Statue des Usire, wie sie „zu Anbeginn (der Welt)" war, daraus zu entnehmen. Auch einen Grenzstein aus dem Friedhof von Abod haben wir von diesem König.

Von dem 58. der Reihe, König Nehse, hat sich eine Statue mit einer ganz kurzen Angabe erhalten, die, falls die Deutung der Worte nicht irrt, eine grundlegende Tatsache für die Erkenntnis der Zeit liefert. Er nennt sich hier „geliebt von Seteh von Hatwaret". Seteh von Hatwaret, früher nirgends genannt, ist der Gott der Hykſos (S. 268). Also hat der Hykſoseinfall vor Nehse, also noch vor dem Ende der 13. Dynastie stattgefunden, die letzten Könige dieser Dynastie waren Vasallen der fremden Eindringlinge. Die Könige der vierzehnten Dynastie, nach Manetho 76 Xoïten mit 184 Jahren — wir haben von keinem ein Denkmal, der Turiner Papyrus hatte eine ziemliche Anzahl von Namen, die ihnen entsprechen müssen —, sind dann Dynasten der Stadt Khsou (griech. Xoïs, heute Sakha) im westlichen Delta, die sich im Bunde oder auch als Gegner der Hykſos behauptet haben.

b) Die Hykſos (1700—1600 v. Chr.).

Waren um 1400 der Reichtum des Landes, die Schätze seines Königshauses und seiner Tempel in Vorderasien so berühmt, daß die dortigen Herrscher ihre Freundschaft unbedenklich von Spenden aus diesem Überfluß abhängig machen, so wird die ausländische Meinung über die 12. Dynastie um 1800 dieselbe gewesen sein. Um 1700 aber war das Land die Beute der Asiaten, der vielberufenen Hykſos, geworden. Wir haben darüber den Bericht des Manetho bei Flavius Josephus. Der Anfang davon ist verstümmelt, es war ein König genannt, von dessen Namen nur noch das Ende -tutimaios erhalten blieb. Dann fährt Manetho fort: „Zu seiner Zeit geschah es, ich weiß nicht wieso, daß ein Gott uns zürnte. Da brachen von Osten her ganz unerwartet Leute von unbekannter Herkunft keck in unser Land ein und nahmen es gewaltsam in Besitz, ohne Widerstand zu finden. Nachdem sie

die Machthaber gefangen genommen hatten, verbrannten sie unsere Städte, zerstörten die Götterwohnungen und taten den Einwohnern alle Grausamkeiten an: die einen wurden erschlagen, die Weiber und Kinder der anderen zu Sklaven gemacht."

Der rasche Sieg der Asiaten, an sich nicht unglaubhaft, spricht für kriegerische Tüchtigkeit; wahrscheinlich hat die in Asien aufgekommene neue Kriegskunst mit Pferden und Streitwagen die Überrumpelung Ägyptens herbeigeführt; auch im Kriegswesen, wie in vielen anderen Beziehungen, bietet Ägypten nach der Hyksoszeit ein anderes Bild: bis dahin wurde hier ein großer Held (z. B. Senwosret I., S. 260) als ein schnellfüßiger Mann gepriesen — nach der Wiederbefreiung eilt der Pharao auf seinem Wagen in den Kampf.

Es ist möglich, die Manethonische Erzählung dahin zu erklären, daß die Eroberung Ägyptens zuerst die Abhängigkeit des Landes von einem asiatischen Reiche bedeutete. Manetho fährt so fort: „Endlich machten sie einen der Ihrigen zum König, der hieß Salatis. Er ging nach Memphis und erhob Tribut aus dem Oberland und dem Unterland; auch legte er Besatzungen in die geeigneten Orte. Am meisten aber nahm er auf die Sicherheit der Ostgrenze Bedacht, weil er sich eines gelegentlichen Angriffs der wachsenden Assyrermacht versah. Sowie er am östlichen Ufer des Bubastitischen Nilarms eine Stadt wahrgenommen hatte, die wegen irgendeiner alten göttergeschichtlichen Beziehung Auaris hieß, und die für seinen Zweck als wohlgelegen befunden wurde, baute er sie aus, umgab sie mit Mauern und legte 240000 Schwerbewaffnete hinein. Im Sommer pflegte er sich dorthin zu begeben, um Tribut einzuziehen, Sold auszuteilen und das Heer in Waffen zu üben, damit es Schrecken unter den Ausländern verbreite." Manetho spricht hier von den Assyrern, weil er, nach einer anderen Stelle, der Meinung war, daß diese damals „über Asien geherrscht haben".

„Nach 19 Jahren der Herrschaft starb Salatis; nach ihm regierte ein anderer namens Beon (oder Bnon) 44 Jahre; ihm folgte Apachnas, der 36 Jahre 7 Monate herrschte, nach diesem Apophis mit 61 Jahren und Jannas 50 Jahre 1 Monat. Nach allen kam Assis mit 49 Jahren und 2 Monaten. Diese sechs sind die ersten ihrer Regenten gewesen; sie führten fortwährend Krieg, und ihr Bestreben war, Ägypten von Grund auszurotten. Das ganze Volk wurde Hyksos genannt, d. h. Hirtenkönige; denn ‚Hyk' bedeutet in der heiligen Sprache einen König und ‚Sos' Hirt oder Hirten in der Volkssprache, und so wird daraus die Zusammensetzung ‚Hyksos'. Einige aber sagen, sie seien Araber. Diese vorgenannten Könige und ihre Abkömmlinge hielten Ägypten in Besitz 511 Jahre." Soweit Manethos, von Flavius Josephus freilich nicht nach dem Original wiedergegebener Bericht. Jedenfalls sieht er nicht wie ein Märchen aus; ägyptische Märchen haben ein ganz anderes Gesicht, und wir können uns das gerade an einem Märchen über diese Zeit klarmachen (S. 269). Es ist vielmehr, soweit nicht einfach eine Königsliste wiedergegeben wird, die Weisheit spätägyptischer Historiker, nur in griechische Ausdrucksweise übersetzt. Der Name Hyksos und die Namen ihrer Könige stellen für uns gegenwärtig so ziemlich die einzigen Handhaben dar, das Volkstum dieser Völkerwelle, die das Niltal überflutete, zu bestimmen. Hypothesen hierüber mag man aus Band II, S. 13 und 107 ersehen. Hyk-, ägyptisch ḥkꜣ, heißt in der Tat „Herrscher", und Hyksos ist die griechische Wiedergabe des Titels ḥkꜣ ḫꜣswt, „Herrscher der Fremdländer", den diese Könige führen; es liegt also eine ägyptische Bezeichnung der Könige vor, die man ohne Bedenken gleichfalls jenen spätägyptischen Historikern zuschreiben wird. Ferner ist es aber bis auf weiteres auch wahrscheinlich, daß die Hyksos dem semitischen Volkstum angehörten, und das wird durch Eigennamen wie Jakob-her, Anather (wohl auch Salatis, Khian) bekräftigt; gewiß aber auch dadurch, daß im Neuen Reiche

semitische Sprache und Kultur den ägyptischen literarischen Kreisen viel näher stehen, als es die bloße Besitzergreifung von Kanaan erwarten ließe.

Was der 8., 9., 10. und 13. Dynastie widerfuhr, ist erst recht dem Andenken der Hykšos begegnet, ihre Denkmäler sind meist untergegangen. Zum Teil ist das gewiß durch Verfolgung ihres Andenkens veranlaßt. Die oben aufgezählten sechs ersten Herrscher bilden die fünfzehnte Dynastie bei Manetho; ihr folgt die sechzehnte: „andere Hirten", ohne Namen und mit unglaubhaft hoher Zahl von Jahren. Und als siebzehnte Dynastie rechnet er 43 thebanische Könige gleichzeitig mit 43 Hykšos, die nebeneinander 151 (oder 221) Jahre regierten. Die Hykšosherrschaft hatte, wie Manetho und die Denkmäler übereinstimmend angeben, ihren Mittelpunkt zunächst in der unweit von Tsane (S. 260) belegenen Feste Hatwaret (griech. Auaris) und scheint sich später nach Palästina hinein erstreckt zu haben. Von Hatwaret aus haben sie Menfe erobert und weithin über Ägypten geboten; nur so erklärt sich der Schrecken vor ihnen, der noch deutlich aus der hellenistischen Geschichtserzählung spricht. Wie später die Ptolemaier, haben sie sich ihren ägyptischen Untertanen gegenüber in den Formen der alten Könige gegeben. Ihren Gott, irgendeinen Baal, setzten sie, wohl auf Grund einer schon früher im Verkehr zwischen Ägypten und Kanaan gefundenen Gleichung Seteh = Baal, dem Seteh von Hatwaret gleich. Religiöse Gegensätze haben wohl wirklich eine starke Rolle in der Bewegung der Zeit gespielt. Die lokalen Gewalten wurden von den Hykšos belassen, soweit es ihnen paßte, oder wenn sonst ein zwingender Grund dafür vorlag: so die Xoïten (S. 266) und die 17. Dynastie.

König Jannas ist identisch mit König Khian, von dem sich der Name auf einem Stein in Gebelen (S. 255), auf dem Unterteil eines Steinbildnisses in Perbastet (griech. Bubastis), auf einem kleinen Löwen in Bagdad, auf einem Alabasterstück in Kreta gefunden hat; auch Siegelzylinder und Skarabäen (S. 249) kennen wir von ihm, darunter auch solche aus den Ruinen von Geser in Palästina. Könige Apope (griech. Apophis) gab es mindestens drei. Der Name des einen, Aweserre Apope, steht auf einem Stein in Gebelen; von seinem 33. Jahr ist die Handschrift eines mathematischen Lehrbuches (S. 264) datiert; von einem Schreiber Atu haben wir aus dem Faijum die Palette, die ihm der König geschenkt hatte. Ein anderer, Akenenre Apope, wird auf einer gut gearbeiteten Opfertafel (aus Menfe?) genannt, die er dem Seteh von Hatwaret stiftete; auch erscheint sein Name an ein paar Sitzbildern, so an denen des Königs Mermeschа der 13. Dynastie in Tsane, wie denn die Hykšoskönige derartige Aneignungen älterer Denkmäler gern geübt haben. Die Namen Anather und Jakobher kennen wir, wie die mancher anderer Hykšoskönige, von Skarabäen; auch im Turiner Papyrus waren Hykšos genannt.

Für die Bestimmung des Zeitraums, während dessen die Hykšos über Ägypten geherrscht haben, sind die Angaben Manethos vorläufig, bis zur Aufhellung des Ursprungs seiner Irrtümer, völlig unbrauchbar. Die Zeit der Könige der 18. Dynastie wird durch die babylonischen Gleichzeitigkeiten und durch Notizen der ägyptischen Denkmäler über den Aufgang des Sirius hinlänglich festgelegt; nach diesen Anhaltspunkten regierte Ahmose, der erste König der 18. Dynastie, der Vertreiber der Hykšos, ungefähr von 1580 v. Chr. an. Somit sind es vom Ausgang der 12. Dynastie bis zur Vertreibung der Hykšos überhaupt nur ungefähr 200 Jahre. Nach dem, was wir S. 266 auf Grund des Denkmals von König Nehse angenommen haben, bleiben für die Hykšosherrschaft nur 100 Jahre und einige Jahrzehnte übrig. Mit diesen Annahmen stimmt die Datierung einer Weihinschrift von Tsane, die aus der Zeit von Ramesse II. (1303—1237) stammt; das darin gegebene „Jahr 400 des Königs Nubti" muß einer Tempelära von Tsane angehören, die irgendwie mit den Hykšos zusammenhängt; wenn die Weihinschrift etwa in der Mitte der Regierungszeit des Ramesse entstanden ist, so würde demnach diese Hykšosära um 1670, einige Jahrzehnte nach ihrem Einbruch, beginnen.

c) Die 17. Dynastie und die Vertreibung der Hykſos.

Oberägypten entwand ſich zeitig der direkten Verwaltung der Hykſos. Schon um 1650 v. Chr. treten dort einheimiſche Fürſten auf, die eine gewiſſe Selbſtändigkeit, gegen Tributleiſtung, beſaßen. Die Namen Jenjetef und Mentuhotep, aus der 11. Dynaſtie bekannt, ſind ein paarmal auch bei den Königen dieſer ſiebzehnten Dynaſtie vertreten, die wieder in Theben ihren Sitz hatte, dort ihre dürftigen Gräber anlegte und dürftige Denkmäler hinterlaſſen hat. Von einem König Nubkheperure Jenjetef haben wir ein Dekret von Gebtoë aus ſeinem 3. Jahr; ein Mann namens Teti wird darin von ſeiner Stellung im Tempel des Min abgeſetzt, weil er mit „den Feinden" irgendetwas Schlimmes angezettelt hatte. Es mag ſein, daß mit dieſen „Feinden" die Hykſos gemeint ſind. Man ſieht aus dem Dokument, daß Gebtoë damals durch eine Garniſon von dem thebaniſchen König beſetzt gehalten wurde. Am Schluß der Reihe dieſer Könige ſtehen drei mit dem Vornamen Sekenenre und den Eigennamen Taa, Taa-o, Taa-ken. Vermutlich der letzte dieſer drei Taa iſt der Sekenenre eines Märchens des Neuen Reiches, das doch wohl von dem Emporkommen der thebaniſchen Könige und dem Ende der Hykſos handelte; vielleicht iſt demnach unter ihm der entſcheidende Endkampf der einheimiſchen Könige des Südens mit den fremden Eindringlingen losgebrochen; etwa um 1590 v. Chr. „Es begab ſich", ſo hebt das intereſſante Stück an, „daß das Land Ägypten im Beſitz der Böſewichter war, indem es keinen Herrn König gab. Sekenenre war Fürſt der ſüdlichen Stadt, Apope in Hatwaret. Dieſem zinſte das ganze Land mit ſeinen Arbeiten, auch das Nordland mit allen guten Sachen des Deltas. Siehe, da nahm Apope den Seteh zum Herrn und diente keinem Gott im ganzen Lande außer ihm. Er baute den Tempel mit guter, ewiger Arbeit." Dann wird erzählt, daß Apope einmal dringende Botſchaft an Sekenenre gelangen ließ und ſich über den „Nilpferdkanal" beklagte, deſſen Getöſe ihn Tag und Nacht nicht ſchlafen laſſe. Sekenenre aber geriet in große Beſtürzung. „Der Fürſt des Südens berief ſeine Großen nebſt allen Offizieren, Erſten und Weiſen um ſich und teilte ihnen alle Worte des Königs Apope mit. Sie aber ſchwiegen alle lange Zeit und fanden keine Antwort im Guten oder Böſen. Da ſandte König Apope ...", damit bricht die Handſchrift ab, und wir erfahren nicht, wie die Händel der beiden Könige ausgingen. Die Mumie des Sekenenre III. kam 1881 mit vielen anderen aus einem Felsverſteck bei Theben ans Licht. Als man ſie aufwickelte, ergab ſich, daß der Fürſt im beſten Mannesalter einen gewaltſamen Tod erlitten hatte. Der Schädel war durch Hiebe geſpalten und der Leichnam erſt nach halber Verweſung zur notdürftigen Einbalſamierung gelangt. Ein ſolcher Befund läßt den Schluß zu, daß Sekenenre in einer Schlacht oder auf der Flucht fiel, und daß der Feind den Körper unbeſtattet ließ. Als Nachfolger des gefallenen Fürſten nimmt man Kemoſe an, deſſen Sarg unter anderem eine plaſtiſche Barke aus Gold enthielt, jetzt ein kunſtgeſchichtlich wertvolles Schauſtück des Muſeums zu Kairo. Der Krieg mit den Hykſos dauerte wahrſcheinlich fort, wenn auch nicht ohne Pauſen. Am Tempel der Göttin Pakht zu Speos Artemidos, ſüdlich von Beni Haßan, ſagt eine Inſchrift ſeiner Erbauerin, der Königin Hatſchepſut, „ſie habe wieder hergeſtellt, was verfallen war, und wieder aufgerichtet, was unvollendet geblieben, ſeitdem die Aſiaten in Hatwaret im Nordland ſaßen und alles zerſtörten". Das Land wird noch lange Wunden aufgewieſen haben, die ihm die Herrſchaft der Fremden und der Krieg gegen ſie geſchlagen hatte.

Um das Jahr 1580 kam König Ahmoſe I., vielleicht Kemoſes Sohn, auf den Thron Thebens und ſchickte ſich an, der Hykſosherrſchaft den Garaus zu machen. Ein Schiffskapitän,

der seine Laufbahn unter diesem König begann, Ahmose, Sohn des Baba, hat an seinem Grabe zu Nekheb eine Lebensbeschreibung anbringen lassen, die uns über die großen Begebnisse der Zeit wichtige Kunde vermittelt. Ahmose tat seine ersten Kriegsdienste als Jüngling auf dem Schiff „Opferstier"; er kam auf das „Nördliche Schiff", als er geheiratet hatte. „Wenn der König auf seinem Streitwagen (dessen Gebrauch damit zum ersten Male auftaucht) auszog, folgte ich ihm zu Fuße nach. Als man (= der König) sich vor die Stadt Hatwaret legte, kämpfte ich tapfer zu Fuß unter den Augen Seiner Majestät. Da wurde ich auf das Schiff ‚Glänzend in Menfe' befördert. Man stritt zu Wasser im Pazedku (Bezeichnung eines Gewässers) von Hatwaret. Da gewann ich eine Hand; es wurde dem Sprecher des Königs gemeldet, und man gab mir das Gold der Tapferkeit." Bei einem zweiten Gefecht an der Stelle hatte er denselben und ebenso belohnten Erfolg. Nun kommt ein Kampf mit einem ägyptischen Gegner dazwischen. „Man kämpfte in dem Ägypten südlich von dieser Stadt (Nekheb), und ich brachte einen lebenden Gefangenen ein — ich stieg ins Wasser, als er auf dem Wege der Stadt gefangen dahergebracht wurde, und setzte mit ihm durch das Wasser." Für dieses Bravourstück — er benutzt nicht die Fähre, wie die anderen — bekommt er abermals „das Gold". „Man eroberte Hatwaret. Ich führte von da Beute hinweg: einen Mann, drei Weiber, zusammen vier Köpfe. Seine Majestät gab mir sie zu Sklaven."

In dieser Weise registriert der wackere Haudegen die Weltbegebenheiten: es kommt ihm nur auf das „Gold der Tapferkeit" an, das er dabei davonträgt. Aber er umreißt damit doch in lapidaren Zügen die Fülle der Kämpfe, in denen sich sein tapferer König herumschlagen muß. Die Hykfos stehen bald nach dem Anfang seiner Schilderung im letzten Stadium des Kampfes: Menfe ist verloren, sie ringen um ihren letzten Waffenplatz auf ägyptischem Boden, Hatwaret. Und es ist eine neue Welt, in die wir mit dieser Inschrift treten: man kämpft auf dem Streitwagen (vgl. S. 267 und Bd. II, S. 79), und wie ein germanischer König seinen Getreuen die Ringe, so spendet der Pharao zur Belohnung kriegerischer Taten das Gold. Neue Sitten waren im Nilland heimisch geworden.

Der nationale Erfolg der Bezwingung von Hatwaret reißt sofort die siegreichen Ägypter nach Asien hinüber. Es wird deutlich, daß die Hykfos in Palästina einen starken Rückhalt gehabt haben müssen. Ahmose fährt fort: „Man lag vor Scharuhen (in Südpalästina) drei Jahre lang. Seine Majestät eroberte es." Freilich werden durch diesen Sieg die asiatischen Besitzungen der Hykfos keinen nennenswerten Abbruch erlitten haben. Und König Ahmose hatte noch andere Feinde. Unsere Inschrift berichtet weiter, daß er, nachdem er die Asiaten niedergemetzelt hatte, nach Nubien fuhr und auch dort ein großes Blutbad anrichtete; darauf fuhr „Seine Majestät nordwärts, frohen Herzens wegen seiner Siegestaten, denn er hatte die Südlichen und die Nördlichen bezwungen." Aber sofort muß der Berichterstatter von Aufruhr im Lande Ägypten selbst erzählen: „Da kam der Aata (‚Frevler'?) des Südens. Sein Geschick hatte ihm seinen Tod nahegerückt, die Götter von Oberägypten packten ihn." Im Gewässer Tent-taa traf ihn der König und nahm ihn gefangen. Auch dem Kapitän Ahmose gelang eine Heldentat, und er wurde mit fünf Sklaven und mit Landbesitz in seiner Stadt Nekheb belohnt. „Da kam jener Feind Teti-an", Seine Majestät muß auch ihn und „seine Matrosen" niederhauen. Es leidet kaum einen Zweifel, daß in diesen Erhebungen die große nationale Bewegung gegen die Hykfos nachzittert: der König hatte im Lande starke Aufräumungsarbeit zu leisten.

Hören wir nach diesem Bericht des Kapitäns Ahmose, der mit ein paar aus der Fülle der Geschehnisse herausgegriffenen, aber authentischen Tatsachen die Vertreibung der

Hykſos illuſtriert, die literariſche Überlieferung nach Manetho bei Flavius Joſephus (vgl. S. 266). Hier iſt nicht König Ahmoſe der Überwinder, ſondern Thutmoſe III. (S. 278). Nicht ohne innere Berechtigung, denn erſt die aſiatiſchen Siege dieſes Königs bildeten die volle Rache für die Unbill, die der Einfall der Fremden dem Reich Ägypten angetan hatte. Sonſt aber leidet der Bericht Manethos an Entſtellungen der verſchiedenſten Art, und ſeinen Kern bildet eine hiſtoriſche Hypotheſe höchſt zweifelhafter Natur. „Danach", ſagt Manetho, „empörten ſich die Könige der Thebaïs und des übrigen Ägypten gegen die Hirten, und es entſtand ein langer und ſchwerer Krieg zwiſchen ihnen. Aber ein König mit Namen Miſphragmutoſis (= Menkheperre Thutmoſe, d. i. Thutmoſe III.) überwältigte die Hirten, verjagte ſie aus dem übrigen Ägypten und ſchloß ſie in einen Ort ein, der 10000 Aruren Land an Umfang hatte und Auaris hieß. Dieſes ganze Stück umzogen die Hirten mit einem ſtarken Mauerwerk, um darin ihr Eigentum und ihre Beute zu ſichern. Thummoſis aber, des Miſphragmutoſis Sohn, ſuchte ſie durch Belagerung zu unterwerfen und zog vor den Ort mit 480000 Mann. Als er ſchon daran verzweifelte, ſie damit zu zwingen, erboten ſie ſich ſelbſt zur Übergabe, wonach ſie Ägypten räumen, aber ohne Behelligung abziehen wollten, wohin es ihnen ſonſt gefiele. Es wurde ſo abgemacht; und ſie zogen, nicht weniger als 240000 Mann, mit ihren Familien und aller Habe durch die Wüſte nach Syrien ab. Weil ſie aber die Aſſyrer fürchteten, die damals Aſien beherrſchten, ſo erbauten ſie eine Stadt in dem jetzt Judäa genannten Lande, hinreichend für ſo viele Menſchen, und gaben ihr den Namen Jeruſalem."

Daß hier der bibliſche Auszug Iſraels aus Ägypten, von einem anderen Standpunkt her beleuchtet, mitgeteilt ſein ſoll, iſt ganz klar. Die Wiſſenſchaft läßt heute unentſchieden, ob Manetho das wirklich ſo erzählt habe, ſie verwirft aber den Inhalt der Joſephiſchen Wiedergabe völlig, ſoweit dabei die Hykſos den Iſraeliten gleichgeſetzt werden. Andere Gelehrte ſind dann folgerichtig zu dem Schluſſe gelangt, Iſrael ſei überhaupt niemals in Ägypten geweſen. Das ſpätere Altertum und ſeine chriſtlichen Autoren haben jene Gleichſetzung der Hebräer mit den Hirten Manethos benutzt, um die bibliſche Darſtellung im Buche Exodos durch einen außerbibliſchen Zeugen zu ſtützen. Es ſcheint aber, als ob ſchon der im Exodos redende Schriftſteller einen ägyptiſchen Bericht über die Vertreibung der Hykſos im Auge hätte. Danach läge bereits im Exodos eine Schilderung des Vorganges von einem Ägypten feindlichen Standpunkt aus vor, und jene Gleichſetzung wäre mindeſtens ſchon von der israelitiſchen Geſchichtsſchreibung der Königszeit Iſraels gefunden worden. Sehr alte hebräiſche Gedichte haben erzählt, daß bei dem Auszug Iſraels aus Ägypten Jahwe „Roß und Reiter ins Meer geworfen habe". Wir ſind gegenwärtig nicht imſtande, irgendeine hiſtoriſche Spur davon, daß Iſrael in Ägypten geweſen iſt, nachzuweiſen; aber auch, daß Iſrael nicht dort geweſen iſt, kann man nicht beweiſen, es ließe ſich in irgendeiner Form recht wohl denken. Die Spur der Hebräer wird hiſtoriſch in der Tell el-Amarna-Zeit (S. 285) ſichtbar, kurz vor 1400, mindeſtens 150 Jahre nach der Vertreibung der Hykſos. Iſrael als Volksname erſcheint bis jetzt nur einmal auf ägyptiſchen Inſchriften, und zwar unter Merneptah (S. 301), der noch heute vielfach als der „Pharao des Auszugs" betrachtet wird; die Art der Erwähnung zeigt aber, daß Iſrael zur Zeit dieſes Königs bereits in Paläſtina anſäſſig war. (Vgl. hierzu Bd. II, S. 179 und 181.)

Mit der Hykſosvertreibung hat für Manetho die 17. Dynaſtie ein Ende. Ahmoſe war nach den Königsliſten, wie ſie Manetho überliefert hat, der erſte König der 18. Dynaſtie.

F. Das Neue Reich. 1600—800 v. Chr.

a) Die 18. Dynastie bis zum Tode des Amenhotep III.

Eine gewaltige Umgestaltung, die in früheren Zeiten die Einwirkungen des asiatischen Auslandes nicht zuwege gebracht hatten, ist durch die Hyksos bewirkt worden: der ägyptische Staat hat seitdem für Jahrhunderte einen militärischen Charakter angenommen und auch eine Weile zu betätigen verstanden. Schon die Könige des Mittleren Reiches, die ihre Herrschaft über Nubien ausdehnten, sind vor Zügen in das ungleich widerstandsfähigere Kanaan nicht zurückgeschreckt; hatte doch sogar das Alte Reich Truppen dorthin entsandt (vgl. S. 252). Aber die schwachen Palastgarden der Herrscher als Kern eines Heeres, dessen Aushebung den einzelnen Nomarchen oblag, konnten, selbst die nubischen Gefolgsstämme hinzugerechnet, dem Auslande doch nur unter besonders günstigen Umständen nachhaltigen Schrecken einjagen. Die Gautruppen blieben immer bewaffnete Bauern, deren Tapferkeit nur von dem Bewußtsein abhing, daß sie nicht wieder nach Hause kommen würden, wenn sie mitten im fremden Lande davonliefen. Ein feindliches Heer hingegen, das die ägyptische Grenze einmal überschritten hatte, konnte bei dem eingeborenen Landsturm auf ein plötzliches Heimweh rechnen, das mit Beginn der Schlacht leicht unbezähmbar wurde. Jetzt, um 1580, besaß das neue Königtum des wiederhergestellten Reiches eine neue Waffe in den Kriegswagen, einen Soldatenstand aber in den vorläufig zahlreichen Leuten, die während des langen Befreiungskampfes entweder um ihren Besitz und Erwerb gekommen waren oder, als frühere Sklaven, keinen Nährherrn mehr hatten.

Soldaten der Leibwache Rameſſes II., zu der Truppe der „Scherden" gehörig. Von einer Wand des großen Tempels Rameſſes II. in Abu Simbel in Nubien. Man beachte die merkwürdige Form des Helmes (mit Hörnern und Helmknopf). Nach „The American journal of Semitic languages and literatures", Bd. 23 (Chicago und New York 1906).

Wir sahen den Kapitän Ahmose bestrebt, Gefangene zu machen, die ihm sein König bisweilen als Sklaven schenkte. Dem König müssen aus den Kriegszügen zahlreiche Gefangene zur Verfügung gestanden haben. Wenn aber diensttaugliche Sklaven der Hyksos oder der ihnen treubleibenden Gaufürsten zum Pharao entliefen, so behandelte man sie klugerweise nicht weiter als Unfreie, sondern steckte sie in das Heer und behielt sie je nach dem Grad ihrer Zuverlässigkeit entweder in der Front oder beorderte sie zur nubischen Grenze.

Je mehr sich aber das Neue Reich festigte, desto geringer wurde diese Mannschaft. Sie ließ sich auch nicht durch inländische Rekrutierung so weit ersetzen, daß eine nennenswerte Macht als stehendes Heer zusammengekommen wäre; der Charakter des ägyptischen Ackerstaates, der schon im Alten Reich (S. 252) bei Kriegsgefahr nubische Hilfsvölker hatte

heranziehen müssen, erlaubte derartige Maßregeln nicht. Man mußte sich also durch Söldner helfen. Solche waren ja auch schon früher verwendet worden, jetzt aber bringen sie bald die eigentlichen Feldregimenter fast allein auf. Eine gewöhnliche Bezeichnung für die Söldner — es waren wohl immer noch vorzugsweise Nubier — ist „Bogenleute"; um 1400 sind den syrischen Untertanen des Reiches die Soldaten des Pharao schlechtweg unter diesem Namen (babylonisch: pidati) bekannt. Um seine Macht zu zeigen, sendet er Pidati mit Streitwagen.

Wollte der Pharao besonderen Schrecken verbreiten, so schickte er die „Scherden": vielleicht Sarden, deren Wohnsitze damals wohl noch nicht auf die Insel Sardinien beschränkt waren. Es waren das Reisläufer, die unter der 18. Dynastie in kleineren Abteilungen angeworben wurden; erst die Ramessiden machen kein Hehl mehr daraus, daß die Scherden wirklich Ägyptens beste Kriegstruppe gewesen sind: ein Ruhm, den sie für die Asiaten nachweislich schon zur Zeit Amenhoteps III., wahrscheinlich aber bereits unter Thutmose III. oder noch früher besessen haben. Mit langen Schwertern und großen doppelgriffigen Rundschilden, schwerem Panzer und großem Metallhelm mit seitlichen Stierhörnern, bisweilen auch mit Wurflanze und Dolch bewaffnet, hatten die Scherden den Feind vor allem durch geschlossene Sturmangriffe zu erschüttern. Eine solche Leistung durch Fußvolk zu bewirken, blieb für die orientalische Feldschlachtentaktik bis in späte Zeiten etwas Ungewohntes. Noch schätzbarer war die persönliche Tapferkeit der rohen Söldner, deren blöden Gesichtstypus ägyptische Zeichner mehrfach recht überzeugend wiedergeben, bei der Erkletterung von Städtemauern.

Zwei Syrer vom Grab des Menkheperreseneb, Westtheben. Nach Müller, Egyptological researches, Bd. 2 (Washington 1910).

Minder angesehen waren unter der 18. Dynastie die libyschen Hilfstruppen, von denen erst nachher die Kehak und die Maschawasch mit größeren Abteilungen im Dienste des Pharao erscheinen. Solange das Neue Reich seiner Macht sicher war, hat es diese Grenznachbarn Ägyptens immer mit einiger Vorsicht verwendet; die Zunahme der Libyer in den Heeren des Königs Ramesse (Ramses) II. war schon ein deutliches Zeichen von Schwäche: in der Tat hat die Besitznahme der Herrschaft durch libysche Söldnerfürsten nicht allzu lange auf sich warten lassen. Erwähnung verdienen noch die aus Kriegsgefangenen oder deren Nachkommen hervorgegangenen „Madi", genannt nach einem nubischen Stamme, den Metsa der Inschrift des Wene (S. 252). Sie wurden zur Landespolizeitruppe bestellt; eine stärkere Abteilung hatte die Totenstadt von Theben zu bewachen, und das spätägyptische Wort für Soldaten schlechthin („Matoi") ist von den Madi hergenommen.

Es ist zweifelhaft, ob das „reguläre Heer" der 18. Dynastie, das bereits unter Thutmose III. in Divisionen eingeteilt war, von den Söldnern getrennt aufmarschierte. Die

Verwaltung der nationalen Streitkräfte wird natürlich auch im Felde gesondert geblieben sein; aber für den Kampf war die Bildung kombinierter Heerkörper ohne weiteres geboten. Doch selbst die besten offiziellen Schlachtberichte lassen nur schließen, daß die Erwähnung von Siegen der Landsknechte nicht angemessen erschien. Ebenso gibt es bei Anwesenheit des Königs nur einen Streitwagen, seinen eigenen, dessen Heranrollen die Gegner zur Flucht treibt.

König Ahmose I. ist nicht sehr alt geworden; 1557 ist er gestorben. Seine Mumie, im Schacht von Der el-Bachri gefunden, und seine prächtigen Waffen sind uns erhalten geblieben. Seine Gemahlin Nofretere und ihr Sohn Amenhotep I. wurden noch in späteren Zeiten als Schutzpatrone der thebanischen Totenstadt verehrt.

Amenhotep I. (1557—47?) folgte dem Vater Ahmose in der Herrschaft. Die Inschrift des Kapitäns Ahmose von Nekheb (S. 270) erzählt uns, daß er den König gefahren habe, als er nach Nubien zog, „um die Grenzen Ägyptens auszudehnen"; er fuhr ihn dann von einem Orte Nubiens aus in zwei Tagen wieder nach Ägypten zurück. Auch gegen Libyer hat der König gekämpft, wie uns die Inschrift eines anderen Kriegers aus Nekheb, des Ahmose Pennekhbit, andeutet. Des Königs Mumie ist erhalten geblieben.

Von inneren und äußeren Verhältnissen dieser Anfangszeiten des Neuen Reiches wissen wir nicht viel. Ein tatkräftiger Mann, als der uns Ahmose erscheint, wird die Schäden, die aus der Hyksoszeit stammten, nach Kräften zu bessern getrachtet haben. Er und Amenhotep I. haben auch wieder gebaut. Freilich, wenn die Worte der Hatschepsut, die wir Seite 269 gebracht haben, richtig sind, mag ihnen nicht allzu viel gelungen sein.

Amenhoteps Nachfolger Thutmose I. kam, wie es scheint, nicht als Königssohn, sondern als Gemahl der Königin Ahmes, einer Schwester Amenhoteps I., auf den Thron.

Von seinem Krönungsfeste, am 21. des 3. Wintermonats im Jahre 1, ist ein Erlaß datiert, der den Behörden die fünf Namen des neuen Königs (S. 234) bekannt gibt und bestimmt, welcher Name bei Darbringung der Opfer und welcher beim Eid gebraucht werden sollte. Ture, Königssohn und Vorsteher der südlichen Fremdländer, vielleicht in Jeb residierend, hat den Erlaß auf Stein schreiben und an verschiedenen Orten Nubiens aufstellen lassen; so blieb das lehrreiche Denkmal in zwei Exemplaren erhalten. König Thutmose hatte diesen Ture zum „Königssohn" ernannt; die Bezeichnung, die als Titel um diese Zeit zum erstenmal auftritt, eignet während der Blütezeit des Neuen Reiches dem Beamten, der Nubien als eine Art Vizekönig verwaltet. Vermutlich hat zu Anfang des Neuen Reiches eine neue Organisation der Verwaltung des ganzen Südens Platz gegriffen.

Indessen mußte in Nubien schon im 1. oder 2. Jahre des Königs wieder Krieg geführt werden. Die Männer aus Nekheb, Ahmose und Ahmose Pennekhbit (s. oben), beide schon im Greisenalter angelangt, haben auch jene Fahrt stromaufwärts wieder getreulich mitgemacht. Der Kapitän Ahmose wurde dabei, nachdem er neuerdings sein Geschick in der Führung des Schiffes bewiesen hatte, zum Flottenkommandanten ernannt. Bald konnte er auch bewundern, wie kampfesmutig der Pharao sich benahm. „Seine Majestät wurde wild wie ein Panther; er traf mit seinem ersten Pfeilschusse die Brust jenes Elenden", der die Empörer führte. Bei der Rückkehr nach Theben war die Leiche dieses Häuptlings zum Schauspiel verkehrt am Vorderteil des königlichen Schiffes aufgehängt. Mit derselben Heftigkeit stürzte sich der König dann auf die Gegner in Asien. „Hierauf zog er nach Syrien", erzählt Ahmose, „um Rache an diesen Ländern zu nehmen." — „Seine Majestät gelangte nach Naharain und stieß auf den Feind, wie er zum Kampfe rüstete. Seine Majestät richtete ein großes Gemetzel an; zahllos waren die Gefangenen, die er von seinen Siegen heimbrachte. Ich aber war im Vordertreffen unserer Truppen, und der König sah meine Tapferkeit, mit der ich einen Wagen, sein Gespann und seine Bemannung griff; ich brachte sie vor Seine

Majestät. Man gab mir noch einmal das Gold dafür." Auf den Inschriften der 18. Dynastie herrscht die stolze Gewohnheit, den Gegner immer nur mit einer verachtungsvollen Redensart zu erwähnen. Da aber stets Naharain (Naharina), d. h. das Land zu beiden Seiten des Euphratknies, als Herd der Feindseligkeiten behandelt ist, so hatte die Dynastie ihre Kämpfe um Syrien wahrscheinlich mit dem Reiche von Mitani (vgl. Bd. II, S. 41 und 106) auszufechten. Der Schlag, den Thutmose I. auf diesem Schauplatz führte, hat offenbar einen günstigen Frieden herbeigeführt. Nun steht bei Tombos, oberhalb des dritten Katarakts, wo eine Reihe von Denkmälern des nubischen Feldzuges erhalten ist, auf den Felsen ein schwungvoller Siegeshymnus des Königs, in dem er sagt, daß seine südliche Grenze am Süden von Nubien, seine nördliche am Euphrat liege. Die Inschrift ist datiert vom 2. Jahr; also muß man wohl annehmen, daß bereits Amenhotep I. oder wohl gar Ahmose irgendwelche Erfolge errungen habe, die eine solche Ausdrucksweise wenigstens einigermaßen rechtfertigten. Thutmose I. hat in der Tat, wie es scheint, in der Gegend von Ni am Euphrat (etwa nördlich von Aleppo) Elefanten gejagt, deren Zähne von seiner Tochter Hatschepsut in Der el-Bachri als Gabe für Amon abgebildet wurden. Und nach einer gelegentlichen Bemerkung Thutmoses III. (S. 280) stellte Thutmose I. dort einen Denkstein auf.

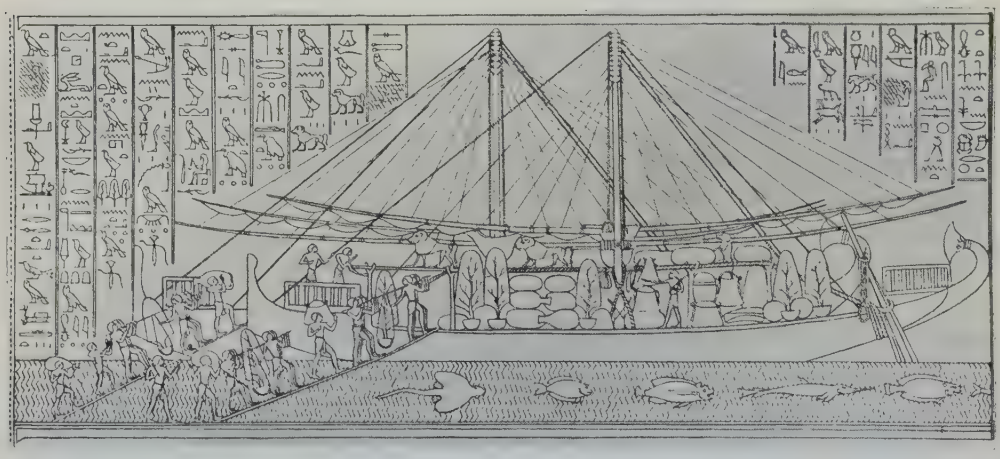
Am Tempel zu Karnak und sonst im Lande hat Thutmose I. manches bauen lassen; besonders von seiner Sorge um das Heiligtum in Abod haben wir Kunde. Aber die letzten Jahre des gealterten Mannes, gegen 1501 hin, waren durch Thronstreitigkeiten beunruhigt, die das Land längere Zeit hindurch in Atem hielten, für uns jedoch in mehrfacher Hinsicht noch unklar liegen. Die Verfolgungen des Andenkens, Ersetzungen eines Königsnamens durch den anderen, erzählen uns auf den Denkmälern eine sehr verwickelte Geschichte, von der man sich gegenwärtig etwa folgendes Bild machen darf.

Thutmose I. hatte von verschiedenen Frauen, die auch verschiedenen Ranges waren, drei Kinder: von der Frau Eset den späteren König Thutmose III., von der Königin Ahmes (S. 274) die Hatschepsut, von der Frau Mutnofret den Thutmose II. Thutmose III. wuchs im Amonstempel in Karnak auf und hatte einen niederen Priestergrad inne; er gewann die Hand der Hatschepsut, die als Tochter der Königin Ahmes die eigentliche Thronerbin war, und wurde so in ähnlicher Weise wie sein Vater (S. 274) König (3. Mai 1501). Man liebte schon in Ägypten die Person des Königs mit mystischen Vorstellungen zu umgeben (S. 244), und von jetzt an hat in der 18. Dynastie so gut wie jeder neue König einen eigenen Mythos seiner Erwählung zum Herrscher. In diesem Falle erfand man die artige Szene, wie bei einer Opferfeier das Bild des Gottes Amon den jungen Priester Thutmose III. aus der Menge heraussucht und ihn so durch Zeichenorakel zum König erklärt. Wir haben die Erzählung davon in der phantasievollen Ausführung eines Hofdichters aus den späteren Jahren des Königs, wo der König sogar in den Himmel fliegt und dort Krönung und Namen empfängt; man kann aber nicht zweifeln, daß die Geschichte, die Thutmose selbst in feierlicher Staatsversammlung kundgibt, seinerzeit wirklich irgendwie in Szene gesetzt worden war. Thutmose III. erscheint auf den Denkmälern eine Zeitlang allein als König, obwohl der alte Thutmose I. noch lebte, der vielleicht auf irgendeine Weise regierungsunfähig geworden war; wir sollten Thutmose III. nun eigentlich Thutmose II. nennen, aber es wird sich vorläufig empfehlen, die herkömmliche Bezeichnung beizubehalten. Nach einiger Zeit erscheint die Hatschepsut als Mitregentin von Thutmose III. Um das Jahr 6 des Königs verdrängt ihn der Sohn der Mutnofret, Thutmose II. (der herkömmlichen Bezeichnung); neben ihm steht aber zunächst Thutmose I. als Mitregent, vielleicht nur nominell. Thutmose I. verschwindet dann, ist wohl gestorben, und Thutmose III. tritt neben Thutmose II. Dieser starb etwa im 8. Jahre von Thutmose III., und Thutmose III. herrschte mit Hatschepsut weitere 12 Jahre oder mehr. Der Tod der Königin machte ihn dann zum Alleinherrscher.

Von Thutmose II. ist wenig zu berichten. Er hat in Nubien Krieg geführt, wo um die Zeit seiner Thronbesteigung ein Aufstand im Gange war, und der alte Pennekhbit aus Nekheb ist dem Könige gegen die Schasu nach Südpalästina gefolgt; „ich machte sehr viele

Gefangene, ich habe sie gar nicht gezählt", sagt er. Den Taten des Königs hat früher Tod ein Ende gemacht. Seine Mumie widerspricht nicht der Vorstellung, daß der Körper einer schweren Krankheit erlegen ist; das Kopfhaar ist ihm zum größten Teil ausgegangen, vielleicht eben infolge der Krankheit. Länger als drei Jahre hat er kaum auf dem Thron gesessen.

Hatschepsut (1501—1480?) hat sich als Totentempel den durch seine geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Schildereien berühmten Tempel von Der el-Bachri (so genannt nach einem später hineingebauten koptischen Kloster) errichtet, der terrassenförmig in drei mit Säulenhallen geschmückten Höfen an den Felsen der westlichen Gebirgswand hinansteigt; das Grab der Königin liegt hinter dem Tempel. Die Pyramiden waren außer Mode gekommen; Thutmose I. hatte sich den Grabtempel in der westlichen Ebene, aber sein Grab in dem wilden Tal hinter den Felswänden bei Der el-Bachri (S. 282) angelegt. Unser Hauptinteresse wird in dem wunderbaren Bau der Hatschepsut von der Darstellung jener

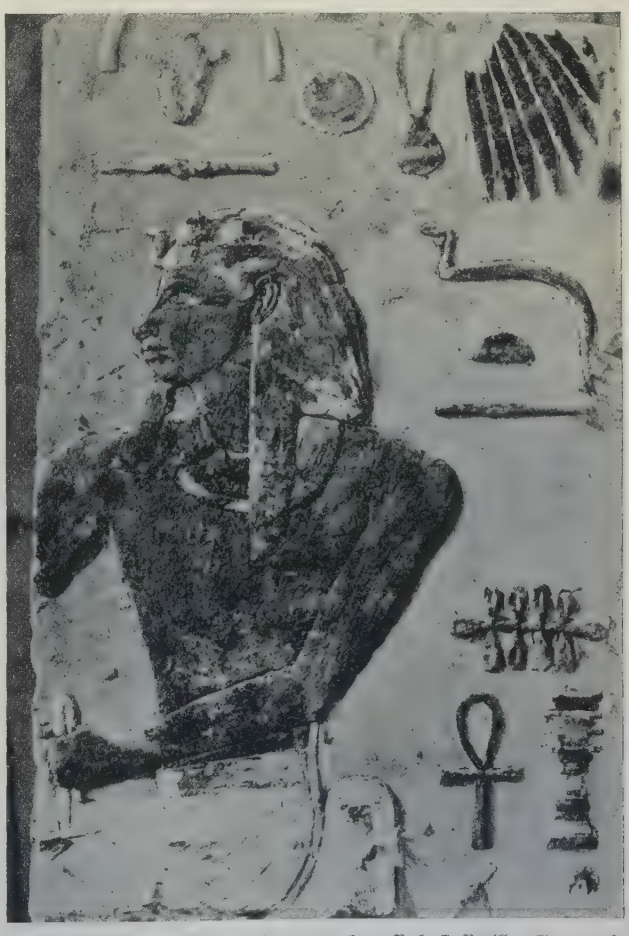


Ägyptische Seeschiffe werden in Pownet beladen. Man beachte die Weihrauchbäume, die teils schon im Schiff stehen, teils gerade hinaufgetragen werden. Nach Lamer, Altorientalische Kultur im Bilde (Leipzig 1910).

großen Expedition gefesselt, die sie in ihrem 9. Regierungsjahre nach Pownet (Punt) entsandt hat (s. die obenstehende Abbildung; vgl. S. 151). In diesem steinernen Bilderbuch sehen wir die Königin vor dem Gotte Amon stehen und vor der Aussendung der Expedition um ein Orakel bitten. Der Gott begrüßt seine „süße Tochter" und lobt sie wegen ihrer frommen Werke. Dafür habe er sie zu belohnen gedacht, und er gebe ihr „das ganze Land Pownet bis zu den Ländern der Götter". Und Amon fängt an, im einzelnen zu prophezeien, was für wertvolle und merkwürdige Dinge die Handelsexpedition ergeben werde; dafür hat er später seinen reichlichen Anteil empfangen. Fünf Schiffe durchzogen das Rote Meer; und sie kehrten zurück, bis unter die Rahen beladen. Das Eintreffen der Schätze des Weihrauchlandes, die im Austausche gegen ägyptische Metallwaren, besonders Waffen, erworben worden waren, gab in Theben Anlaß zu Festlichkeiten und militärischen Schaustellungen, die neben dem Lande Pownet, seinen Bewohnern, seinen Erzeugnissen gleichfalls abgebildet werden; Thutmose III. tritt in den Bildern nur einmal auf, wie er der Barke des Amon Myrrhen darbringt.

Andere Inschriften in Der el-Bachri berichten den Mythos, wie Hatschepsut durch Gott Amonre, der die Gestalt des Thutmose I. annahm, erzeugt wurde; eine höfische Dichtung (vgl. S. 275), die sich an ältere Vorbilder ähnlichen Inhalts anlehnen konnte (S. 244).

Bieten schon die Wechselfälle der Thronwirren reichlich Gelegenheit, sich Beweggründe und Gefühle der handelnden Personen phantasievoll hinzuzudenken, so wird man noch mehr gereizt, ein Charakterbild der interessanten Frau zu entwerfen, die auf dem Thron der Pharaonen längere Zeit selbstherrlich und selbstbewußt, wie es scheint, regiert hat. Gern läßt sie sich als Mann darstellen (s. die untenstehende Abbildung), aber das mag durch die Sitte geboten gewesen sein, und so erfahren wir überhaupt aus den Denkmälern nichts über ihre Person, was ein unzweideutiges Zeugnis für ihren Charakter ablegte. Sie war gewiß eine fromme und für den Kult des Amon begeisterte Frau; hat sie aber wirklich so selbständig und energisch geherrscht, wie es nach den Worten ihrer Inschriften scheinen möchte? Stehen nicht Leute hinter ihr, die für sie Worte und Handlungen ersonnen haben? Und wie stellt sich das Charakterbild von Thutmose III. zu dem ihren? Hat der Prinz, der während seiner priesterlichen Jugend nicht entfernt an die Königswürde dachte, sich lange Zeit gern dem überragenden Willen der tatkräftigen Schwester und Gattin gefügt, und ist er erst allmählich und spät die gewaltige Herrscherkraft geworden, als die wir doch auch ihn nach den Denkmälern erkennen möchten? Und was hat er erlebt, daß er nach dem Tode der Hatschepsut ihr Andenken mit solchem Haß, wie es die Denkmäler zu zeigen scheinen, verfolgt hat? Möglichkeiten psychologischer Deutung gibt es für all das genug, entscheidende Instanzen fast keine. Immerhin ist es das Einfachste und vielleicht Richtigste, sich beide als bedeutende und kräftige Persönlichkeiten vorzustellen.



Königin Hatschepsut in Männertracht. Nach E. Naville, The temple of Deir el Bahari. Introductory memoir (London 1894).

Auch Spuren einer Günstlingswirtschaft unter Hatschepsut kann man, wenn man will, finden. „Die große Amme", d. h. der Erzieher der Prinzessin Nefrure, ein gewisser Senmut, wurde von der Königin „groß gemacht vor beiden Ländern". Sie entdeckte ihn, als er noch Verwaltungsbeamter des Amonstempels war, erhob ihn zum Oberbaumeister und Vertrauten und häufte vielfache Ehren auf ihn. Ein Steinbild, ihm von der Hatschepsut gestiftet, stellt den mächtigen Freund der Königin hockend dar, den hieroglyphenbedeckten Mantel

schützend um seine junge Prinzessin gewickelt. Von der zur Thronfolge bestimmten Prinzessin Nefrure verlautet später nichts mehr, ebenso verschwindet Senmut aus der Geschichte; mit dem Namen der Hatschepsut wurde der Senmuts durch Thutmose III. verfolgt, ebenso die Namen mehrerer anderer Großen, der Schein eines gewaltsamen Thronwechsels ist jedenfalls kaum vermieden. Im 16. Jahre ihrer Herrschaft hat Hatschepsut in Karnak in dem Säulenhof ihres Vaters Thutmose I. zwei gewaltige Obelisken, fast 30 m hoch, errichten lassen, die heute noch erhalten sind.

Thutmose III. war etwa 50 Jahre alt, als er sich wieder allein auf dem Throne sah. Nach dem Befund seiner Mumie war er ein untersetzter Mann mit zarten Gesichtszügen, was wenig zu dem Bilde paßt, das wir uns von ihm machen möchten. Was er an Schuld oder Verdienst bisher auf sich gehäuft hatte, geht für uns unter in dem Ruhm seiner asiatischen Feldzüge, die ihn von nun an 19 Jahre lang beschäftigten. Während der Regierung der Hatschepsut scheint sich Syrien ruhig verhalten zu haben. Sicher hat sich Thutmose als Kriegsmann auf den Rat erfahrener Heerführer gestützt, wenn auch in den Denkmälern der König natürlich alles allein tut. Das beste Zeugnis auch für seine persönliche Leistung ist die Äußerung der Leute von Tunip in einem Brief an Amenhotep IV.: „Wer hätte früher Tunip geplündert, ohne daß ihn Manakhbiria (= Menkheperre, S. 271) wieder geplündert hätte?" Doch hat die nichtoffizielle Literatur auch den Namen eines seiner Feldherren verherrlicht.

Der Papyrus Harris in London, eine Sammlung von Novellen, erzählt unter anderem von einem Feldhauptmann Thute, der die Stadt Jafa für seinen König Thutmose III. auf listige Weise gewonnen habe, ähnlich wie die Hellenen Troja. Er packt 200 ägyptische Krieger in 200 Säcke und bringt es fertig, daß die Säcke nach Jafa hineingelangten; die Ägypter verließen ihr Versteck, banden die syrische Besatzung mit Stricken und übergaben den Ort dem Könige. Der Feldhauptmann Thute ist aber nachweislich eine geschichtliche Person, die unter Thutmose III. gewirkt hat, und aus deren Grabe wertvolle Gegenstände den Weg in verschiedene Museen genommen haben.

Lange noch hat die Furcht vor dem Glanze der ägyptischen Waffen zu Thutmoses III. Zeit bei den Asiaten nachgewirkt, bis man sich endlich auch in Syrien überzeugte, daß die militärische Anstrengung des Nillandes unter dem furchtbaren „Manakhbiria" nicht so leicht wiederkehrte. An der nördlichen Wand des Baues, den der König dem Amonstempel zu Karnak einfügte, war der fortlaufende Bericht von seinen Feldzügen und Tributempfängen angebracht; das wertvolle Inschriftenfeld ist, trotz mancher Schädigung in alter und neuer Zeit, wenigstens in seinen Hauptteilen leidlich erhalten geblieben. Diese monumentale Geschichte der Feldzüge Thutmoses III. führt ihre übliche Bezeichnung „Annalen" insofern mit Recht, als wirkliche Annalen ihre Quellen sind. Während aber die Vorkommnisse nach dem 23. Jahre des Königs trocken behandelt werden, bildet der erste Feldzug ein ausgeführtes literarisches Ganze, das uns einen Begriff von ägyptischen Annalen gibt.

„Im Jahre 22, am 25. Pharmuthi (19. April 1479), rückte Seine Majestät ab von der (Grenz-) Feste Tscharu zu seinem ersten Siegeszug, um die Grenzen des Reiches zu erweitern... Die Leute in Scharuhen (S. 270) und von Jarets (in Judäa) an bis nach Nordsyrien, alles war im Aufruhr. Im Jahre 23, am 4. Pakhons, am Krönungsfeste, kam er nach Gasa. Am 5. brach er von dort auf... Bei der Stadt Jehem am 16. Pakhons angelangt, befahl der König einen Kriegsrat und redete ihn an: ‚Jener elende Feind aus Kadesch ist vorgerückt und hat Megiddo eingenommen, dort sitzt er nun und hat die Fürsten aller Länder bis Naharain hin, die Ägypten bisher gehorchten, um sich versammelt, die Syrer, die Nordsyrer, ihre Rosse, Truppen und Leute, und er sagt, wie man hört: „Ich will bleiben, um hier in Megiddo mit Seiner Majestät zu kämpfen." Nun sagt, was ihr denkt.' Da sprachen sie vor Seiner Majestät: ‚Wie ist das, daß wir diesen Weg einschlagen sollen, der zu eng ist? Man hat doch gemeldet, daß die Feinde da drüben warten, und es sind recht viele. Muß da nicht Roß hinter Roß und Mann hinter Mann gehen? Sollen dann, wenn unsere Ersten kämpfen, unsere Letzten noch in Arun warten, ohne zu kämpfen? Es

gibt hier zwei Straßen: die eine ist gut für unseren Herrn, er wird da nach Taanak (südlich von Megiddo) herauskommen; die andere ist am Weg nördlich von Tsafet, wir werden dann nördlich von Megiddo herauskommen. So möge unser starker Herr nach dem Gefallen seines Herzens eine davon wählen, er möge uns aber nicht auf jenem schwierigen Wege gehen lassen.' Da wurden die Kundschafter hereingebracht, und sie sagten ebenso aus wie früher. Da sprach Seine Majestät der König: ‚Ich schwöre, so wahr Re mich liebt, Amon mich lobt und meine Nase Leben und Heil atmet: Meine Majestät will auf diesem Wege von Arun ziehen. Wer von euch will, mag auf jenen Wegen, von denen ihr redet, gehen, und wer von euch will, folge Meiner Majestät. Sie würden sagen, jene Feinde, die Re verabscheut: „Zieht Seine Majestät auf einem anderen Wege? Er fürchtet sich ja wohl vor uns." So würden sie sagen.' Da sagten sie vor Seiner Majestät: ‚Dein Vater Amon, der Herr der „Throne der Beiden Länder", der von Jeptesowet (S. 259), tue nach Deinem Herzen: siehe, wir folgen Deiner Majestät, wo immer Du ziehst. Folgt ja doch der Sklave seinem Herrn.'" Gewiß, ein merkwürdiger Kriegsrat! Der König setzte also seinen allzu forschen Willen durch und hatte Glück damit; er zog von Arun nordwärts in zweitägigem Marsch über die Höhe des Karmel, fand den Ausgang des Passes unbesetzt, stieg in die Ebene Jesreel hinab und schlug noch am 20. Pakhons sein Zelt angesichts der Stadt Megiddo auf.

„Im Jahr 23, am 21. Pakhons", fährt der Bericht fort, „am Tage des Neumondfestes, erschien der König früh am Morgen, und es wurde Befehl zum Vormarsch gegeben. Seine Majestät zog einher im Kriegsschmucke auf dem Wagen aus Gold, wie Hor der Krieger oder Mont von Wese (S. 258); sein Vater Amon stärkte seinen Arm. Der rechte Flügel des Heeres Seiner Majestät lehnte sich an einen Hügel südlich vom Bache Kain; der linke erstreckte sich bis zum Nordwesten von Megiddo. Seine Majestät hielt in der Mitte, Amon schützte seinen Leib, Seteh stärkte seine Glieder. Da gewann Seine Majestät an der Spitze seines Heeres die Überhand. Die Feinde sahen Seine Majestät die Überhand gewinnen, da flohen sie Hals über Kopf voller Furcht nach Megiddo zurück und ließen ihre Rosse und die mit Silber und Gold geschmückten Wagen im Stich. Die Besatzung aber hatte schon die Tore geschlossen; darum zog man die Fliehenden an Tüchern über die Mauern. Hätten sich die Truppen Seiner Majestät nicht so sehr mit der Beute beschäftigt, Megiddo wäre auf der Stelle gefallen. Den elenden Feind von Kadesch und den von Megiddo selbst mußte man eilends ebenso in die Stadt ziehen; die Furcht Seiner Majestät war auf sie gefallen und lähmte ihre Waffen." Unter der Beute befand sich auch das Zelt des Fürsten von Kadesch. Der König schritt nun zur Belagerung Megiddos. „Seine Majestät ließ dem Heer ansagen: ‚Greift wacker an, Soldaten. Heute ist diese Stadt in eure Hand gegeben nach dem Befehl des Re. Die Fürsten aller aufrührerischen nördlichen Länder sind darin. Die Eroberung von Megiddo ist so viel wert wie die von tausend Städten. Also greift keck an.'" Es wurde ein Wall um die Stadt errichtet „aus dem Holze ihrer Obstbäume"; der König selbst kämpfte in der Linie der Belagerer mit. Für das Genauere verweist hier die Inschrift auf ihre Quelle: „Alles, was Seine Majestät tat wider die Stadt und wider den elenden Feind und sein elendes Heer, ist unter dem angeführten Tage aufgezeichnet." Die Lederrolle mit dem Bericht liege heute im Amonstempel, wird noch bemerkt. Endlich bequemten sich die Belagerten zur Übergabe. Die Fürsten kamen heraus, küßten den Boden vor Seiner Majestät und baten um ihr Leben. Sie brachten ihren Tribut dar, und der König ordnete die Verwaltung des Landes aufs neue. Die Kriegsrüstung der Syrer war übrigens vortrefflich gewesen: allein 924 Kriegswagen und über 200 Panzerhemden bester Arbeit werden unter anderem als Beute verzeichnet.

Die Schilderung, die Thutmose III. hier von dem Schrecken entwirft, den seine Erscheinung in der Schlacht bewirkt hat, entspricht durchaus der Auffassung derartiger Ereignisse in der ägyptischen Kunst; die Tafel bei S. 296, die den König Sethoë I. um 1313 vor einer Stadt in Asien kämpfend zeigt, gibt die typische Darstellung des Königskampfes wieder. Megiddos Einnahme war ein sehr großer Erfolg, der die bis dahin vielleicht berechtigte geringe Meinung von Thutmoses Kraft und Selbstvertrauen ändern mußte. Die Übertreibung, daß mit jener Stadt, in der die meisten syrischen Empörer zusammengetrieben waren, tausend andere zu Falle kämen, war darum im Munde des Königs nicht allzu stark; eine geographisch allerdings erst unbefriedigend erschlossene Städteliste zu Karnak („Liste der Länder von Ober-Retenu, die Seine Majestät belagerte in der elenden Feste Megiddo, und deren Kinder er wegführte als lebend Gefangene in die Festung ... bei Jeptesowet")

gibt 119 Namen. Auch die neutralen asiatischen Fürsten regten sich nach und nach; als erster wird in der Tributliste des Jahres 24 der politisch noch unbedeutende Fürst von Assur aufgeführt, der den Austausch von Geschenken mit Ägypten in Gang bringt.

Aber es bedurfte neuer Feldzüge in den Jahren 1477—74, um auch nur das Gebiet südlich vom Libanon an den schuldigen Gehorsam zu erinnern; und sobald wir mit dem 29. Jahre des Königs wieder Daten aus Karnak bekommen, zeigt es sich, daß ein großer Krieg gegen das Reich von Naharain (Mitani; vgl. S. 275) im Anzug ist. Zunächst wurde die Stadt Ullaz, bei Tunip nördlich von Dimaschki gelegen, erobert und das phönikische Arwad (?) heimgesucht. Im folgenden Jahr kam Kadesch am Orontes an die Reihe, das aber gleich nachher wieder Hauptstützpunkt des Widerstandes war, ferner Sumur, südlich von Arwad, und Arwad selbst zum zweiten Male. Beim siebenten Feldzug, in den Jahren 31 und 32, fand wiederum eine „Eroberung" von Ullaz statt. Es handelt sich hier freilich überall nicht um dauernde Eroberungen, sondern um Streifzüge und Plünderungen. Der achte Feldzug des 33. Regierungsjahres führte die Ägypter nach Naharain selbst, ja bis jenseits des Euphrat an den Punkt, wo Thutmose I. seinen Denkstein errichtet hatte (S. 275), neben den sein Nachkomme jetzt einen neuen stellte. Ein feindliches Heer wurde am Euphrat in die Flucht getrieben, und der König ging darauf nach Ni, wohl um dort Elefanten zu jagen (vgl. S. 275). Von diesem Feldzug redet wohl auch die Inschrift aus dem Grab des Feldhauptmanns Amenemheb in Theben, eines jüngeren Kampfgenossen des Königs; er spricht hier von Kämpfen bei Aleppo und bei Karkemisch (beim heutigen Dscherabis). Sein Bericht über seine Kriegserinnerungen enthält manche fesselnde Einzelzüge, doch läßt sich ein Teil seiner Angaben, wohl hauptsächlich nur wegen der Lückenhaftigkeit der „Annalen" (S. 278), vorläufig nicht verwerten. Die Liste der Tribute und Geschenke am Ende des Jahres 33 gestattet im Hinblick auf ihre Herkunftsländer den Schluß, daß mindestens ein Waffenstillstand zwischen Thutmose und dem Reiche von Naharain zustande gekommen war.

Die Erfolge im Machtgebiet von Naharain lassen sich natürlich nur begreifen, wenn Ägypten allerlei Freunde in Nordsyrien hatte. Die Grundvoraussetzung dafür war aber die Schwäche Babylons (vgl. Bd. II, S. 16 f.). Jedenfalls darf man die Beharrlichkeit bewundern, mit der Thutmose III. fort und fort seine Razzien durch ganz Syrien hin durchführte; gewiß hatte er nicht lauter Siege zu verzeichnen, aber davon schweigen die Steine. Der 9. Feldzug spielt in Mittelsyrien, der 10. in Naharain, die Angaben über die kriegerischen Ereignisse des 11. und 12. sind verloren, vielleicht ist in dieser Zeit einmal Kadesch „erobert" worden; der 13. führte den König wieder nach Mittelsyrien, der 14. in das Land der Schasu (S. 275). Im Jahr 40 und 41 fanden vielleicht gar keine Feldzüge statt. Im Jahr 42 erschien Thutmose III. von neuem, wohl das letztemal, mit Heereskraft in Asien. Zunächst machte sich „Seine Majestät auf den Küstenweg, um zu züchtigen die Stadt Irkata (Arka)", eins der nordphoinikischen Gemeinwesen; auch Tunip wurde heimgesucht. Aber den Kern des Widerstandes bildete wieder Kadesch. Der König konnte indes nur drei Städte der Umgegend plündern. Die Feldzugsberichte der Inschriftfelder von Karnak nehmen hier ein Ende. Wir wissen nur noch, daß Thutmose in seinem 50. Jahr auch einmal Nubien besucht und dabei den Kanal bei Sehel hat instand setzen lassen.

Ein ansehnliches Denkmal zu Ehren seiner Siege, dessen Inschrift eine dichterische Verherrlichung enthält, hatte in Karnak seinen besonderen Platz. Amonre führt hier das Wort, indem er den König anredet: „Ich gebe dir Kraft und Sieg über alle Völker; ich setze deine Macht und deine Furcht über alle Länder, und deinen Schrecken bis an die vier Himmelsstützen. Ich lasse deine Macht groß sein in allen

Leibern, ich lasse dein Brüllen hinter den Neunbogenvölkern her sein; die Großen aller Länder sind vereinigt in deiner Faust. Ich strecke den Arm aus und binde sie für dich. Die äthiopischen Nomaden feßle ich dir zu Zehntausenden und Tausenden und die Bewohner des Nordens zu Hunderttausenden als lebend Gefangene." In zehn symmetrischen Strophen feiert dann Amon die Siege des Königs.

Das Ergebnis all dieser Kämpfe war die dauernde Aufrichtung der Hegemonie Ägyptens in Syrien. Bis über den Libanon hinaus war das Land ziemlich fest in der Hand des Königs. An seine Einbeziehung in die ägyptische Verwaltung dachte man keineswegs, konnte wohl auch nicht daran denken. Man war zufrieden mit dem Tribut, der in den „Annalen" zu jedem Jahr verzeichnet wird. Die einheimischen Herrscher wurden fast durchaus belassen, ihre Söhne an den ägyptischen Hof gebracht; sie sollten mit ägyptischer Kultur erfüllt und zu treuen Vasallen gezogen werden. Der Verkehr zwischen Syrien und Ägypten, schon lange eng genug (S. 264), nahm einen gewaltigen Aufschwung, die Schätze Asiens strömten an den Nil, nicht nur der Gott Amon, dessen Teil freilich in unseren Quellen überragend dasteht, sondern alle Welt spürte den neuen Reichtum; vor allem Theben, das inzwischen zur ersten Stadt des Reiches emporgewachsen war und noch ständig wuchs. Und Ägypten gestaltete sich um unter dem Einfluß der fremden Welt, die es sich erschlossen hatte. Denn es war gewiß zu einem großen Teile dieser breiteren Basis zuzuschreiben, daß die Kultur des Neuen Reiches von nun an gegenüber der des Mittleren Reiches ein anderes Gesicht bekam. Tracht, Sitte, Sprache, Kunst und Staat änderten sich; alles ward reicher, üppiger und feiner. Und bis in die letzten Zeiten des Neuen Reiches hinein läßt sich nicht leicht eine Spur inneren Verfalles entdecken: es ist der Höhepunkt der ägyptischen Entwickelung. Noch besaß diese Kultur die Kraft, sich die fremden Elemente zu assimilieren, sie war offenbar der stärkere Teil, und die Welt des Neuen Reiches sah nicht weniger „ägyptisch" aus als irgendeine der früheren Perioden. Erst in der griechischen Zeit wurde das anders. (Zur Kultur des Neuen Reiches vgl. S. 281, 285, 292, 297, 303ff.; 287ff.; 284, 291, 296, 299.)

In die Verwaltung des Reiches gewinnen wir unter Thutmose III. einen besseren Einblick als je zuvor durch die lehrreichen Inschriften des Wesirs Rekhmire in seinem Felsengrab zu Schekh Abd el-Kurna (bei Der el-Bachri). Neffe eines Wesirs Woser, war Rekhmire dessen Nachfolger geworden gerade zur Zeit, als Thutmose III. und Ägypten auf der Höhe ihrer Macht anlangten. Er hat sein Leben, seine Einsetzung zum Wesir mit der dabei vom König vorgetragenen „Instruktion", ferner die Dienstordnung des Wesirs und eine Reihe von Szenen aus seiner Amtsführung in Wort und Bild im Grabe darstellen lassen, und wir erfahren hier unschätzbare Einzelheiten über das wichtigste Staatsamt und über den Regierungsbetrieb. Es handelt sich dabei immer um den Wesir für Oberägypten; seit dem Anfang der 18. Dynastie gab es noch einen zweiten Wesir für Unterägypten in On. Von Oberägypten lernen wir hier die Einteilung kennen, die jetzt für die Zwecke der Verwaltung und Besteuerung Platz gegriffen hatte, auch einen Teil der Steuern. Da für die neue Einteilung, wie es natürlich ist, die großen Städte maßgebend sind, so deckt sie sich im wesentlichen immer noch mit den alten Gauen. Auch der alte Titel des Nomarchen blieb den Stadtkommandanten, wenn auch die Stellung nichts mehr von der früheren Selbständigkeit bewahrt hatte. Neben dem Wesirat tritt wie sonst das Amt des Oberschatzmeisters bedeutsam hervor, dessen Aufgaben ja jetzt stark in die Breite gewachsen sein müssen. Die „Instruktion" für den Wesir stellt zugleich ein wichtiges Denkmal dar für die Moral der Zeit. Mit Recht hat man ihre Humanität gerühmt. Wenn es da heißt: „Die Halle, in der du Recht sprichst, soll sein wie die Gerichtshalle der Totenrichter (S. 287). Denn wer am besten

von allen Leuten Recht übt, das ist der wahre Wesir", so mag das zwar in der Praxis nicht ganz so gewesen sein, gibt aber doch einen Maßstab für die moralischen Ansprüche der Zeit.

Es wird auch nicht bloße Schmeichelei sein, wenn Rekhmire in seiner Grabinschrift von Thutmose III. sagt: „Seine Majestät wußte, was geschah. Es gab nichts, was er nicht kannte. Er war Gott Thoute in allen Dingen: kein Wort, das er nicht ausführte." Er hat hier seinen toten Herrn wohl mit Überzeugung gepriesen.

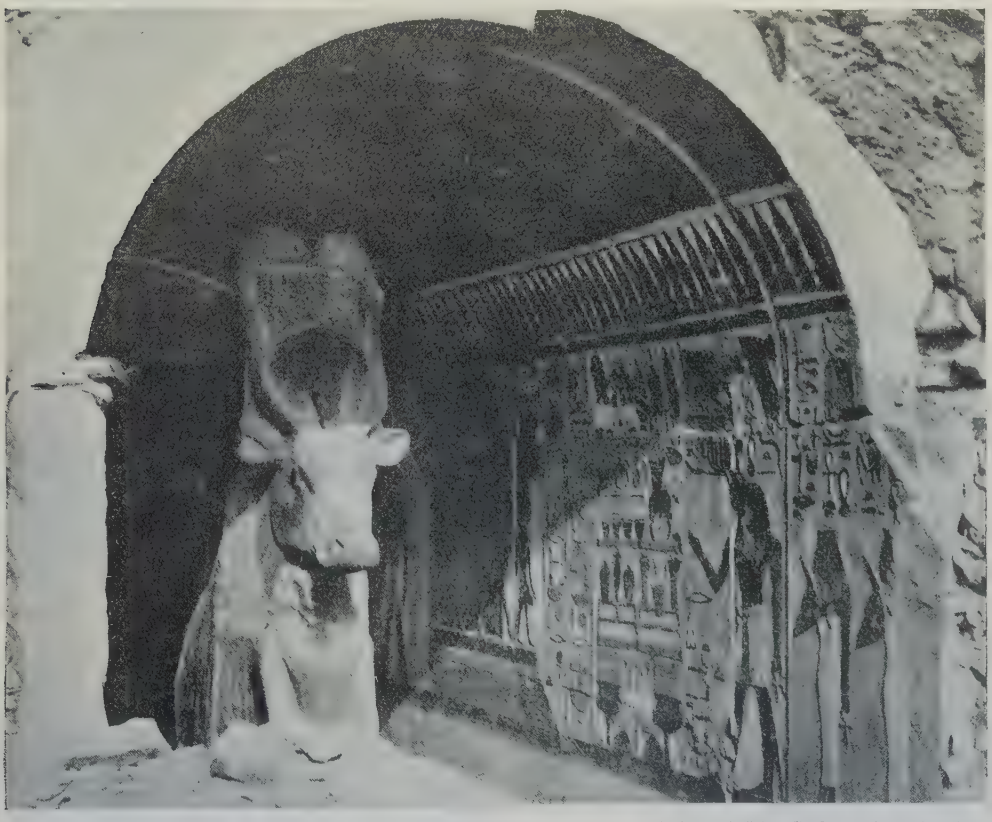
Thutmose III. starb am 30. Phamenoth seines 54. Regierungsjahres (17. März 1447 v. Chr.) in hohem Alter. Sein Grab hat er sich, nach dem Vorgang von Thutmose I. (S. 276), in den Felsen von Biban el-Moluk ausbohren lassen; ein 20 m langer Schacht führt in die Grabkammern. Gleichartige Anlagen, die nur durch eine Tür mit der Oberwelt in Verbindung standen, haben auch seine Nachfolger dort für sich herstellen lassen, so daß das einsame Totental noch heute den Namen der „Königsgräber" (Biban el-Moluk) trägt. Das klassische Altertum hat diese „Syringen", die an Stelle der Pyramiden der alten Zeit die Königsleichen des Neuen Reiches bargen, als Sehenswürdigkeit besucht, und auch der moderne Beschauer steht ergriffen von den Schauern des Todes in dem wilden Tal, in den engen, steil absteigenden, mit seltsamen Bildern kunstvoll gezierten Gängen der Gräber, vor dem mächtigen Granitsarg tief in der hintersten Kammer. Ragende Denkmäler Thutmoses III. prangen heute noch mitten im Getriebe der Neuzeit: seine Obelisken in Rom beim Lateran und in Konstantinopel und die „Nadeln der Kleopatra" in London und New York, die erst in On und dann in Alexandreia standen.

Von dem Nachfolger des Thutmose III., Amenhotep II. (1447 bis etwa 1420), ist sehr wenig bekannt. Ungefähr ein Jahr lang war er Mitregent des Vaters gewesen. Aus den paar Resten seiner Inschriften, wozu fast nur noch die Angaben des Feldhauptmanns Amenemheb (vgl. S. 280) kommen, ist zu erschließen, daß Amenhotep II. als Kriegsfürst kein unwürdiger Nachfolger des schrecklichen „Manakhbiria" (S. 278) gewesen ist. Kaum hatte er in Theben die Krone aufgesetzt, als er schon gegen die syrischen Provinzen zu Feld zog. Der König focht in Nordpalästina und überschritt den Orontes, worauf er wieder eine feindliche Abteilung über den Haufen warf. Hernach erschien er vor Ni, das ihm die Tore öffnete. Ein Feldzug gegen das Land Tekhsi endete damit, daß Amenhotep die Leichen von sieben Fürsten der Gegend nach Theben schaffen ließ, wobei sie nach damaliger Triumphsitte an den Beinen vom Vorderteile der Königsbarke herabhingen; sechs wurden dann noch an der Stadtmauer zur Schau gestellt, der siebente Leichnam nach Napata in Nubien weitergeschickt. In dieser Gegend Nubiens, im Land Kare, hat ein Beamter des Königs eine Stele errichtet; zwei kleine Statuen, die den König darstellen, wie er dem Gott Khnum Wein opfert, haben sich in der Nähe des heutigen Khartum, bei Ben Nage, gefunden, die südlichsten Zeugen ägyptischer Herrschaft. (Vgl. noch die Abbildung S. 283.)

Das Grab des Königs Amenhotep II. in Biban el-Moluk ist dadurch berühmt geworden, daß man hier bei der Entdeckung des Grabes (1898) außer Amenhoteps II. Leiche in ihrem Sarge die Leichen von neun Pharaonen in einer Seitenkammer eingemauert vorfand; sie sind gegen 1100 v. Chr., als die Grabdiebstähle überhandnahmen, hier untergebracht worden, während die übrigen in den Schacht von Der el-Bachri wanderten; und so enthielt das Grab Amenhoteps II. noch die Körperreste seiner unmittelbaren Nachfolger Thutmose IV. und Amenhotep III., ferner die von Nekhtseteh, Sethoë II., Siptah, Ramesse IV., V. und VI.

Von Thutmose IV. (etwa 1420—11), dem Sohne von Amenhotep II., erfahren wir wieder den Mythos der Königswahl (S. 275). Er ist auf der „Sphinxstele" erhalten, die

freilich nicht aus dieser Zeit stammt, dem berühmten Denkstein zwischen den Füßen des großen Sphinx zu Gise (S. 243). Vermutlich knüpft die Legende an die Sitte eines Traumorakels an, das bei dem dortigen Tempel bestand. Der Stein erzählt, daß Thutmose IV., als er noch Prinz war, hierher in die Wüste zur Löwenjagd gefahren sei, „nur mit ein paar Begleitern, ohne daß es die Leute wußten". Um die Mittagszeit habe er sich da einmal im Schatten des Sphinx schlafen gelegt. Und im Traum erschien ihm der vom Sphinx dargestellte Sonnengott, erklärte den Prinzen für seinen Sohn und versprach ihm das Königtum;



Die Göttin Hathor, als Kuh dargestellt, in einer Kapelle zu Der el-Bachri. Die in natürlicher Größe wundervoll gebildete Kuh säugt den jungen König Amenhotep II., der unter ihrem Haupte steht, wie die Göttin einst den jungen Hor gesäugt hatte. Es ist also eine Darstellung des Königsmythos (S. 275) von Amenhotep II. Nach E. Naville, The XIth dynasty temple at Deir el-Bahari, Bd. 1 (London 1907).

doch solle er sein Bild hier ausgraben lassen: „mich bedrängt der Sand dieser Wüste, auf der ich stehe". Thutmose vergaß den Traum nicht — der Schluß der Inschrift fehlt uns, es muß aber gesagt gewesen sein, daß Thutmose den Sphinx vom Sand freilegen ließ, als er König geworden war. Außer dieser Geschichte wissen wir wenig von ihm. Thutmose IV. hat in Syrien kämpfen und nubische Stämme unterwerfen müssen; einer seiner Gefolgsleute sagt, er sei ihm nachgezogen von Naharain bis zu dem nubischen Land Kare (vgl. S. 282). Mit Naharain scheint sich übrigens damals ein leidliches Verhältnis hergestellt zu haben (vgl. S. 285).

Auf dem Fruchtlande des thebanischen Westufers, das der Nil im Herbst überspült, erheben sich die beiden berühmten Riesensitzbilder, von denen das eine zur Römerzeit als die bei Sonnenaufgang klingende Säule des „Memnon" galt und diesen Namen behalten

hat. Der Sohn und Nachfolger Thutmoses IV., Amenhotep III. (etwa 1411—1375), hat die 21 m hohen Steinriesen (s. die untenstehende Abbildung), die beide ihn selbst abbildeten, als Torwarte seines neuen, jetzt nahezu verschwundenen Totentempels errichten lassen. Die Kolosse, das Wahrzeichen des Westufers, sind ein dauerndes Denkmal seiner langen, im wesentlichen friedlichen Regierung, in der Ägypten nach außen hin die glänzende Erbschaft von Thutmose III. aufrechterhielt, wenngleich vielleicht die militärische Kraft des Staates schon gelitten hatte, im Inneren aber einer gewaltigen Krise langsam entgegentrieb. Würdige Zeugen der Zeit und ihrer Kunst stehen ferner noch aufrecht in den wundervollen Säulen der unvollendet gebliebenen Halle, die der König im Amonstempel in Luksor bauen ließ. Diesen Tempel der Vorstadt, des „Südlichen Opet", ließ er mit Karnak durch eine prächtige Allee von Widdersphinxen verbinden. Die Schönheit der Hauptstadt erreichte unter ihm einen Gipfel. Der Leiter aller Bauten des Königs, Amenhotep, Sohn des Hapu, ist in der ägyptischen Welt dauernd berühmt geblieben. Aus edlem Geschlechte stammend, hat er vom kleinen Schreiber zu stolzen Würden emporgedient. Bei seinem Herrn stand er in hohem Ansehen; als Beweis der königlichen Huld wurden ihm in Karnak drei Statuen errichtet, deren eine, ein herrliches Denkmal der damaligen Porträtierkunst, den klugen Alten mit packender Charakteristik darstellt (s. die Abbildung S. 285). Als weiser und gelehrter Mann, auch Schriftsteller, lebte er in der Erinnerung der Zeiten fort; unter den Ptolemaiern wurde er gar göttlicher Ehren gewürdigt.

Die Memnonskolosse bei Theben. Nach Photographie von C. Abt, Frankfurt a. M.

Von einem Feldzuge erfahren wir nur aus dem Anfange der 36jährigen Herrschaft Amenhoteps III.: er richtete sich gegen Nubien und fällt in das 5. Jahr des Königs, zog sich vielleicht auch noch länger hin; auch von einer Razzia des Vizekönigs von Nubien, Mermose, hören wir. Später hat Amenhotep III. in Nubien prächtige Tempelbauten errichtet: so beim heutigen Soleb, unterhalb des dritten Katarakts, für Amon, neben dem er selbst hier als Gott verehrt wurde: von diesem Tempel stammen die wundervollen liegenden Granitlöwen in London, die den König selbst darstellen sollen, und deren Würde und Kraft in der alten Kunst kaum wieder erreicht wurde. Natürlich wird der König in Inschriften auch als Besieger der Asiaten gefeiert. In Sidon ist er in der Tat einmal gewesen, aber wohl nur zu friedlichem Besuch. „Dein Vater zog nicht aus dem Lande und hat die Länder und Vasallenfürsten nicht besichtigt", wird dem Sohn des Amenhotep III. aus Gebal (Byblos) geschrieben. Auf die Beziehungen Ägyptens zu Vorderasien fällt um diese Zeit ein helles Licht: aus den Ruinen eines kleinen Häuschens in der Nähe der Königsburg von Amarna (S. 291) ist seit

1887 ein Teil eines ägyptischen Archivs bekannt geworden: der berühmte Fund von (Tell) el-Amarna, Briefe von vorderasiatischen Fürsten und Herren aus den letzten Jahren Amenhoteps III. und aus der Regierung seines Nachfolgers, geschrieben auf Tontafeln in babylonischer Schrift und Sprache (s. Bd. II, S. 17, 38, 41 und 152).

Wir hören hier, daß Artatama von Mitani seine Tochter nach siebenmaliger Werbung dem Thutmose IV. zur Frau gegeben hat, daß Schutarna, Sohn des Artatama, seine Tochter Giluchepa nach sechsmaliger Werbung dem Amenhotep III. in den Harem gab (vgl. Bd. II, S. 42). Amenhotep hat zum Andenken daran einen großen Skarabäus herstellen lassen, datiert vom Jahr 10, mit der Aufschrift: „Wundervolles, was Seiner Majestät gebracht wurde: Kirugipa, Tochter des Satirna, Fürsten von Naharain, und ihre Haremsdamen, 317 Frauen." Wie wir denn auch von anderen interessanten Momenten seines Lebens solche Skarabäen haben: von der Hochzeit mit der Teje zu Anfang seiner Regierung, von seinen Jagden (102 Löwen bis zum 10. Jahr), von der Anlage eines Sees für die Teje. Tuschratta, Sohn des Schutarna, schickte dem alternden Amenhotep seine Tochter Taduchepa mit großer Mitgift (vgl. Bd. II, S. 43) ins Haus. Freilich erwartete er dafür ausgiebige Gegengaben, denn „im Lande meines Bruders gibt es ja Gold, wie Staub so viel".

Amenhotep, Sohn des Hapu. Original im Museum zu Kairo (Nr. 42127). Nach Legrain, Statues et statuettes de rois et de particuliers, Bd. 1 (Kairo 1906).

Die Lüsternheit nach dem Golde des Pharao äußert sich in den Amarnabriefen mit der größten Unbefangenheit; daneben stehen die ausgesuchtesten Phrasen orientalischer Höflichkeit. Der Pharao gibt ja auch Gold und Silber nicht umsonst: Kypern hat Kupfer geschickt (vgl. Bd. II, S. 156), auch der König von Assur läßt sich nicht lumpen (vgl. S. 280 und Bd. II, S. 45). Kadaschmancharbe von Babylon (Bd. II, S. 17 und 18) verlangt Gold, weil Amenhotep seine Schwester von seinem Vater zur Frau erhalten hatte. Auch der Babylonier hätte gern eine ägyptische Königstochter gehabt, war aber damit zunächst abgefahren. Die babylonischen Schreiben klingen stellenweise gereizt, doch wird an der alten Freundschaft schließlich, wie es scheint, festgehalten. Einer der fünf Briefe in Keilschrift ist vom Pharao selbst. Während wir in all diesen diplomatischen Aktenstücken die „internationale" Politik der Zeit lebendig vor Augen sehen, geben uns Funde anderer Art aus Kreta und Griechenland, Bildwerke, Tonwaren, Skarabäen, den Beweis von dem Kulturaustausch mit den „Inseln des Meeres" — es ist kein Zweifel, wir müssen uns die Beziehungen der Völker zur Zeit des Neuen Reiches doch erheblich enger denken als früher.

Die Prinzessin Giluchepa aus Mitani empfing trotz ihrer königlichen Abkunft ebensowenig den Rang einer „großen königlichen Gemahlin" (d. h. der regierenden Königin) wie später ihre Nichte Taduchepa. Teje (s. die Abbildung S. 287), die Tochter des Jua und seiner Frau Tua, behauptete den ersten Platz und sah sich als Herrscherin geehrt wie wenige zuvor. Überaus häufig erscheint auf Skarabäen (vgl. oben) und anderen Gegenständen des Hausrats ihr Name neben dem des Königs oder allein, ja auch in offiziellen Darstellungen

steht sie neben dem Gemahl. In Nubien, nicht weit von Soleb (S. 284), auf dem anderen Ufer, bei Sedeinga, ist ihr ein Tempel errichtet. Teje spielte auch noch unter Amenhotep IV. eine führende Rolle; Tuschratta von Mitani hält große Stücke auf sie: „besser als alle weißt du die Dinge, die wir verhandeln ließen; kein anderer kennt sie", ließ er ihr nach dem Tod Amenhoteps III. schreiben.

Bald nach dem Eintreffen der jungen Taduchepa in Theben fing der König zu kränkeln an. Er ließ seinen alten Freund Tuschratta bitten, ihm die Statue der Göttin Ischtar von Ninive nach Ägypten zu senden (vgl. Bd. II, S. 43); doch wahrscheinlich noch vor Ankunft des Bildes erschien „der Tag des Landens", und die Mumie wanderte auf etwa 300 Jahre in das stille „Tal der Könige" hinüber (vgl. S. 282).

b) Amenhotep IV. und seine religiöse Reform.

α) Die Beziehungen zu Asien zu Anfang der Regierung. Die neue „Lehre".

Amenhotep IV., Sohn des Amenhotep III. und der Teje, folgte dem Vater (etwa 1375—58 v. Chr.). Er ist nicht viel über 30 Jahre alt geworden und hat 17 Jahre regiert, kam also ganz jung auf den Thron. Zunächst nahm eine Zeitlang Teje starken Anteil an den Geschäften. Tuschratta von Mitani schickte zwei Gesandte ab, um dem jungen König sein Beileid zum Tod des Vaters auszusprechen. Freilich hatte er verschiedene Wünsche, deren Erfüllung er schon von Amenhotep III. erwartet hatte, und sandte deswegen wiederum Botschaft; auch an Teje schrieb er. Es handelte sich aber dabei nicht um politische Dinge, sondern um Geschenke; der junge König hatte ihm z. B. hölzerne Statuetten geschickt statt der erwarteten goldenen. Aus den uns erhaltenen Briefen Tuschrattas sieht man, daß ihm daran lag, die Freundschaft mit Ägypten aufrechtzuerhalten. Taduchepa war auch Gattin von Amenhotep IV. geworden; die eigentliche Königin war freilich eine andere.

Auch Babylon, wo Burnaburiasch König geworden war, wechselte freundschaftliche Briefe mit dem neuen Pharao. Es gab hier gleichfalls Klagen: Amenhotep IV. hatte einmal bei einer Erkrankung des Burnaburiasch kein Beileid ausgesprochen, babylonische Händler waren in Kanaan — das doch „Dein Land ist", schreibt der Babylonier — umgebracht worden; wichtiger war die Klage über die freundschaftlichen Beziehungen Ägyptens zu Assur (vgl. über all dies Bd. II, S. 17 und 45 f.). Im ganzen herrschte auch hier der Wunsch nach Ägyptens Freundschaft.

Auch der kleine König von Alaschia (Kypern, Bd. II, S. 156) und der König der Hettiter Schubbiluliuma (Bd. II, S. 108) hegten den gleichen Wunsch. Das wahre Verhältnis zwischen dem Hettiterreich und Ägypten sollte freilich bald offenbar werden. Unter den Streichen der Hettiter und der Chabiri (Hebräer) ist während der Regierung Amenhoteps IV. die ägyptische Macht in Kanaan zusammengebrochen (vgl. S. 296 und Bd. II, S. 152 ff.).

In Theben bereiteten sich mittlerweile Dinge vor, von denen das Volk Ägyptens noch nie gehört hatte und auch nichts mehr zu hören bekommen sollte, als der Sturm vorübergebraust war. Sie zogen die Aufmerksamkeit des Königs vom Ausland ab. Er geriet in Streit mit der fortwährend reicher und mächtiger gewordenen Priesterschaft des Amon, der doch nur als Gott seines eigenen Hauses an der Spitze der ägyptischen Götterwelt stand. Man erlebte das Schauspiel, daß der Pharao selbst, der Hort des Götterkultes, zum Ketzer wurde. Die Spannung zwischen Amon und dem neuen König trat jedenfalls bald hervor: zwischen dem 4. und 6. Jahr Amenhoteps IV. vollzog sich der offene Bruch.

Der Hof verließ Theben, und eine religiöse Reform im Sinne der Lehre vom „Aton", von der Sonnenscheibe, setzte mit Eifer ein.

Mehr als spärlich sind die Andeutungen über die treibenden Beweggründe der Vorgänge, und es ist fraglich, ob unser heutiges Urteil ganz das Richtige trifft.

Man bemerkt vor allem an dem Eintreten der Bewegung selbst, wie stark noch immer die Religion in Ägypten im Mittelpunkte des ganzen Denkens stand, und Amenhotep IV. war in dieser Hinsicht ein echter und rechter Ägypter. Man muß sich ferner klarmachen, daß auch die herrschende Religion zu Anfang des Neuen Reiches Neuerscheinungen zeitigte, die von intensivem religiösen Leben und mächtigem Schwung religiöser Gedanken Zeugnis geben. Das äußere Zeichen des neuen Lebens ist vor allem das vom Neuen Reich ab dem Toten ins Grab mitgegebene „Totenbuch", berühmt als reichhaltige Quelle religiöser Texte, berüchtigt wegen des schlechten Zustandes der Textüberlieferung und des Unfugs, den infolgedessen die Interpreten mit den Texten getrieben haben und zum Teil noch treiben. Als Buch stellt das Totenbuch keine literarische Einheit vor, sondern nur einen literarischen Rahmen. Etwa wie unsere Gebetbücher einer bestimmten Konfession bei wechselndem Inhalt doch einen gewissen gemeinsamen Gang einhalten, so auch die Totenbücher: es sind Sammlungen einer wechselnden Anzahl von Gebeten, Sprüchen, kultischen Formularen, dem Bestand nach fast bei jedem Toten verschieden, in einer Unzahl von Typen verbreitet, aber doch in der Tendenz und in vielen Einzelheiten übereinstimmend. Wie die Könige des Alten Reiches solche Texte in ihre Pyramiden schrieben (S. 247), wie die Großen und Reichen des Mittleren Reiches die Särge damit schmückten (S. 265), so wandern sie jetzt in Form eines Buches mit dem Leichnam in die Gruft. Und die Sitte ist jetzt so gut wie allgemein geworden; jeder hat sein Totenbuch, jeder ist ein Usire (S. 249), dem Gotte gleich, steht aus dem Grab auf, lebt selig in den seligen Gefilden des Jenseits weiter. Aber dieser Jenseitsglaube spricht einen Gedanken, der früher ja freilich auch schon da war, jetzt mit einer so starken Betonung aus, daß er nun etwas ganz Neues und Wichtiges geworden ist. Nur die werden selig, die das Totengericht (s. die Abbildung S. 288) bestehen. Eine Darstellung des Gerichts, mit der Wage, auf der in der Halle des Usire und vor den Augen des Gottes das menschliche Herz gegen die Hieroglyphe „Wahrheit, Recht" gewogen wird, wobei Gott Thoute das Resultat aufschreibt, eine solche Darstellung ist fast immer im Totenbuch vorhanden, wie es denn meist ein illustriertes Buch ist — mit Illustrationen, die häufig im Gegensatz zu den Todesgedanken die lebendige Farbenfreude der Leute des Neuen Reiches auf das anmutigste und freundlichste erkennen lassen. Bei diesem Wiegen des Herzens scheint die zugrunde liegende Meinung damals die gewesen zu sein, daß es dann als gerecht befunden wurde, wenn die guten Taten des Menschen das Übergewicht hatten über die schlechten. In einer Art negativer Beichtformel, die zum Bild des Gerichtes gehört, sagt der Tote aus, daß er die und die Sünden nicht begangen habe.

Hölzerner Porträtkopf der Königin Teje. Im Besitz von Dr. James Simon, Berlin. Nach Lamer, Altorientalische Kultur im Bilde (Leipzig 1910). Vgl. Text S. 285.

Die Lehre vom Totengericht tritt hier zum erstenmal in der Weltgeschichte auf; sie ist wohl in Ägypten entstanden und von da aus auf irgendeinem Wege zu den Iraniern und weiter gewandert. Neben ihr hat man ja die alten Zauberformeln, mit denen sich der Tote die Vorteile im Jenseits gewissermaßen erschleichen will (S. 247 ff.), nicht fallen gelassen, sondern in echt ägyptischer Weise neben dem Neuen getreulich beibehalten. Helfe, was helfen kann! Aber das Totengericht steht jetzt im Neuen Reich so fest an seinem Platze, daß wir berechtigt sind, es als Dogma der herrschenden Religion aufzufassen.

Das Aufkommen eines so folgenschweren Glaubens zeigt, daß von einer Verknöcherung oder Erstarrung auch der offiziellen Religion keineswegs gesprochen werden darf. Gerade von der lebhaften Ausbildung, die immer noch die Jenseitsideen im Neuen Reich fanden, haben wir in seltsamen Literaturwerken wie dem „Buch von dem, was in der Unterwelt ist"

Totengericht. Papyrusmalerei im Totenbuch des Hunefer, eines Beamten Sethos' I. (Britisches Museum, London). Links führt Anupe den Toten heran und wiegt das Herz des Toten gegen die Hieroglyphe „Wahrheit" ab; Thoute schreibt das Ergebnis auf. Das Tier bei der Wage, der „Fresser", frißt die zu leicht Befundenen. Rechts führt Hor den Toten vor Usire, hinter dem Ese und Nebthat stehen. Oben: der Tote kniet vor den neun Göttern von On (S. 249) und fünf weiteren Göttern. Vgl. Text S. 287.

und ähnlichen Elaboraten drastische Beispiele. Man mag die Hartnäckigkeit befremdlich finden, mit der die Ägypter den Jenseitsideen nachhingen, aber das ist nur die Entfaltung des einmal von alters her vorhandenen Keimes (S. 248). Zum Teil verdeckt auch die Einseitigkeit unserer Quellen das vielseitigere Leben der Wirklichkeit. Von freieren Denkern innerhalb des offiziellen Glaubens, von „Philosophen", wie man in Griechenland sagte, haben wir trotzdem schon im Mittleren Reich Spuren gefunden (S. 265), und sie fehlen auch im Neuen nicht; gehört doch die Spekulation der offiziellen Priesterschaft gleichfalls in gewissem Sinne hierher. Wir gehen also gewiß nicht irre, wenn wir uns vorstellen, daß die Regsamkeit religiösen Denkens in der 18. Dynastie nach verschiedenen Richtungen hin neue Pfade suchte und fand.

Eine solche Richtung ist die Lehre vom „Aton", der Sonnenscheibe. Hören wir sie selbst! Man findet sie in einem langen „Hymnus" zusammengefaßt in den Gräbern von Amarna.

„Herrlich erscheinst du am Horizont, Aton, lebender, der zuerst gelebt hat. Wenn du dich im Osten erhebst, füllst du alle Länder mit deiner Schönheit. Schön bist du, groß, leuchtend, hoch über allem Land. Deine Strahlen umfassen die Länder, alles, was du geschaffen hast. Da du Re bist, nimmst du sie ganz ein (im Ägyptischen ein Wortspiel), zwingst sie durch deine Liebe. Wenn du auch fern bist, deine Strahlen sind auf Erden, wenn du auch oben bist, der Tag ist dein Schreiten. Gehst du im Westen zur Ruhe, so sinkt die Erde in Finsternis, gleich der des Todes. Dann liegen sie in ihren Kammern, überdeckten Antlitzes,

die Nasen verstopft, keiner sieht den andern. Man könnte ihre Sachen unter ihren Häuptern wegstehlen, ohne daß sie es merkten. Die Löwen kommen hervor aus ihrer Höhle, und die Schlangen beißen. Der Herd steht dunkel, das Land liegt im Schweigen; der sie geschaffen, ruht in seinem Horizont (jekhwet; S. 249). Am Morgen leuchtest du auf am Horizont, scheinst als Aton am Tage. Das Dunkel flieht vor deinen Strahlen, und die Beiden Länder jubeln. Sie wachen auf, stehen auf ihren Füßen, denn du hast sie aufgerichtet; sie waschen sich, ziehen ihre Kleider an, sie strecken die Hände empor, dein Erscheinen zu begrüßen, und alle Welt tut ihre Arbeit." Das Vieh geht zur Weide, alle Vögel flattern froh, „die Schiffe ziehen aus gen Norden und Süden, jeden Weg macht dein Erscheinen gangbar; die Fische im Strome begrüßen dich mit Plätschern, es dringen deine Strahlen zu den Tiefen des Meers." Hier beginnt ein Loblied auf Aton als den Schöpfer: „Durch dich empfängt das Weib, wird der Mann zeugungsfähig, das Kind im Mutterleibe lebendig. Kommt es heraus aus dem Leibe am Tage der Geburt, dann öffnest du seinen Mund zu reden und hilfst seiner Notdurft ab." Hübsch wird darauf die Entstehung des Vogels aus dem Ei geschildert. Der Gott hat die Erde geschaffen, heißt es weiter, Menschen, Vieh und Vögel. „Die Länder Syrien und Nubien und das Land Ägypten", er leitet und nährt sie alle. Er hat die Völker nach Sprache, Gestalt und Farbe geschieden. Er schuf den Nil in der Unterwelt und führt ihn herbei, die Menschen zu ernähren; und setzte einen Nil an den Himmel, um ihn herabströmen zu lassen, damit auch die Nichtägypter Regen erhalten. Er schuf die Jahreszeiten, Winter und Sommer. „Du schufst den fernen Himmel, um daran aufzugehen, zu schauen das, was du gemacht hast, als du allein warst (Anspielung auf einen alten Schöpfungsmythos). Du gehst auf in deiner Gestalt als lebender Aton: erscheinst, leuchtest, gehst hinweg und kommst wieder." Gegen den Schluß des Hymnus spricht der König von sich selbst: „Du (Aton) bist in meinem Herzen, niemand kennt dich außer deinem Sohn Neferkheprure (Name von Amenhotep IV.). Du läßt ihn verstehen deine Pläne und deine Kraft." Am Ende stehen die Namen des Königs und der Königin.

Der „Hymnus" ist so, wie er uns in den Gräbern vorliegt, weder einheitlich noch lückenlos; wir müssen ihn aber als unsere wichtigste Quelle für die Erkenntnis der Lehre von Aton betrachten. Er wird dem König selbst in den Mund gelegt; das ist natürlich kein Beweis dafür, daß ihn der König selbst verfaßt hat. Im Gegenteil, die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß dies nicht der Fall ist, wie bei so vielen anderen Königsinschriften, wo die Majestät das Wort führt (vgl. hierzu noch S. 292). Es muß eine „Lehre" des Königs gegeben haben; sie wird öfter in den Gräbern erwähnt: „mein Herr hat mich befördert", sagt z. B. der General Mai, „ich habe seine Lehre ausgeführt ... o mein Herr, weise wie Aton, in der Wahrheit befriedigt: wie glücklich ist der, der deine Lehre des Lebens hört". Wenn sie literarisch fixiert war, was möglich ist, so hatte sie doch wohl eine lehrhaftere Form als dieser „Hymnus". Was sagt nun der über die neue Lehre aus? Der neue Gott ist der alte Re, daran ist kein Zweifel: Re wird genannt, es wird auf den Mythos angespielt, wie Re unter dem Namen Atum (S. 249) einst als einsamer Gott im Chaos die Welt geschaffen; ja, im Kult, den Amenhotep IV. übte, wird für den Oberpriester der Titel, für das Heiligtum der Name aus On entlehnt, selbst der Name Aton war in On heimisch. Man hat denn auch vermutet, daß die Priesterschaft von On hinter der ganzen Bewegung steckte, indessen ist davon keine Spur zu sehen, und es ist unwahrscheinlich; On hat nicht den geringsten Profit davon gehabt. Stark wird im Hymnus und sonst betont, daß Re der Vater des Königs ist; vielleicht gab es bei Amenhotep IV. ähnliche Ausführungen des alten Gedankens wie bei der Hatschepsut (S. 276) und bei Amenhotep III. Neu mutet den, der ägyptische Götterhymnen kennt, die Art an, wie hier der Sonnengott gepriesen wird. Das sind andere Farben, als man bisher verwendet hat; die Mythologie spielt nur ganz beiläufig einmal herein, aber eine freudige Beobachtung hat sich auf die Naturvorgänge gerichtet, mit wahrer Innigkeit wird die Schönheit der aufsteigenden Sonne, mit Liebe das Küchlein geschildert, das aus dem Ei schlüpft. Aber diese Farben sind auch nicht ganz neu. Sie treten vom Anfange des Neuen Reiches in Spuren auf, so schon auf einem Denkstein des Königs Ahmose aus Karnak. Unter Amenhotep III.,

wo wir die gleichen Töne erklingen hören, wird auch der Name Aton bedeutsam betont. Was ist also Neues an der „Reform", an der „Lehre" des Amenhotep IV.? Eben nur, daß er den Gott namens Aton als einzigen verehrt. Das war sein gutes Recht: wo viele Götter sind, hat es dem einzelnen immer freigestanden, sich einen Leibpatron darunter herauszusuchen. Ist also die Grundlage der Reform nichts anderes, als was der alte Apope des Märchens tat (S. 269), der dem Seteh allein diente? Man hat Amenhotep IV. als Monotheisten bezeichnet; denn neben der Ausmeißelung des Namens Amon (S. 292) auf den Denkmälern finden sich ein paarmal auch andere Götternamen und auch das Wort „Götter" selbst getilgt, in dem Hymnus und den übrigen Zeugen des Kults von el-Amarna wird außer dem Sonnengott kein anderer Gott und auch das Wort „Götter" nicht gefunden. Aber das soll schwerlich etwas anderes heißen, als was eben diese Zeugen so oft sagen: Aton ist der „einzige" Gott, der einzig wahre, neben dem all die anderen nicht in Betracht kommen. Und es ist begreiflich, wenn neben Amon auch die anderen Götter den Fanatismus der Atonverehrer gelegentlich zu schmecken bekamen. Zum Beweis, daß Amenhotep IV. die Existenz der anderen Götter geleugnet habe, fehlt jede Basis; es fehlt ihre ausdrückliche, positive Verwerfung, und es fehlen positive Maßnahmen zum Ersatz des alten Götterkults; die ägyptischen Denkmäler müßten ganz andere Schrammen der Verfolgung aufweisen, wenn dergleichen Neuerungen in Szene gesetzt worden wären. Amenhotep zog sich in seine Stadt zurück und lebte dort in seiner exklusiven Atonsphäre, er wird durch das Reich hin genug Anhänger gefunden haben, aber auch genug Gegner. Wie er selbst die alten Kultformen, die Opfer und Priester, den Totenkult beibehielt, hat ihm auch die Idee ferngelegen, seine „Lehre" gewaltsam gegen die Anhänger des Alten durchzusetzen. So bleibt der Streit mit Amon (S. 292 f.) in der Tat der Kern der neuen Erscheinung. Durch ihn wurde der König gedrängt, dem Amonre den alten Re gegenüberzustellen, der nun aber in den modernen Formen einer bereits bestehenden, fortgeschrittneren Gedankenrichtung verehrt wurde. Man mag immerhin mit einem gewissen Recht die „Reform" dieses Königs als Vorläuferin des Monotheismus betrachten, aber die eigentlichen Geburtswehen des Monotheismus fallen in viel spätere Zeiten. Auch das muß gesagt werden, daß die Form seiner Gottesverehrung infolge der Abwesenheit allen mythologischen Spuks ein Zug von idealer Reinheit verklärt, der ihr etwas durchaus „Unägyptisches" gibt. Aber man darf nur die Denkmäler des Kults betrachten, so sieht man deutlich, wie sehr ägyptisch sie sind; so vor allem auch das Symbol des Aton selbst: die Sonnenscheibe, ihre Strahlen herabsendend, die Spitzen der Strahlen mit Händen, die das Zeichen „Leben" (das „Henkelkreuz") halten (s. die obenstehende Abbildung).

Echnaton wirft Gold vom Balkon. Relief aus el-Amarna. Nach G. Steindorff, Die Blütezeit des Pharaonenreiches (Bielefeld und Leipzig 1900).

Mit Ausnahme Amons und seines Kreises haben sich die übrigen ägyptischen Gottheiten in Geduld gefaßt, und ihre Priesterschaften haben den Ansprüchen der „Lehre" wohl eine Zeitlang möglichst Rechnung getragen. Ptah, Usire, Ese und Hor büßten zwar ihren Rang ein, wurden aber nicht verfolgt; die Formen und Gebräuche des Totenkults bestanden unangefochten fort; auf diesem heiklen Gebiete zu reformieren, wäre in der Tat schwer gewesen. (Vgl. zur Auffassung der „Lehre" noch S. 292.)

β) Amenhotep IV. als Ekhinaton.

Amenhotep IV. war aufs glücklichste verheiratet; er läßt sich besonders gern mit der Königin Neferneſruaton Nefretite, die auch am Schluß des „Hymnus" genannt ist, und mit seinen Töchtern in zärtlichem Familienbeisammensein darstellen (s. die Abbildung S. 290). Söhne hat er nicht gehabt. Auch seine Mutter Teje erscheint dauernd um ihn und ein Priester Eje, der Mann seiner Amme, dem man in der religiösen Bewegung wohl auch eine Rolle zuweisen muß (vgl. noch S. 294). Im Anfang seiner Regierung baute Amenhotep in Theben einen Tempel des Aton, namens Gem-Aton, und es scheint danach, daß er damals noch nicht an eine eigene Stadt des Aton dachte. Der Streit mit der Priesterschaft des Amon mag dem König die Residenz Theben verleidet haben. Wenn es der Pharao unterließ, dem Amon in üblicher Weise zu huldigen, so wäre der Mangel an Pietät ja noch zu ertragen gewesen; was sich aber auf die Dauer nicht verschmerzen ließ, war der Wegfall der königlichen Gaben. Sie waren namentlich seit Thutmose III. stetig gewachsen und bildeten wohl in Friedenszeiten für die königliche Kasse eine recht empfindliche Last. Nun hing aber gewiß die gewerbtätige Bevölkerung Thebens ebensosehr vom Amonstempel ab wie vom Hof; man kann sich denken, daß die Massen beunruhigt wurden. Genug, der König entschloß sich, auf reinerem Gefilde eine neue, heilige Stadt zu erbauen, in der nur die Sonnenscheibe und ihr Sohn gebieten würden. Er griff damit eigentlich nur auf die Sitte seiner Vorfahren zurück, die sich eigene Residenzen gebaut hatten; doch mögen wirklich auch schwärmerische Gedanken bei der Neugründung mitgesprochen haben. Die Residenz „Akht-Aton", d. h. Horizont des Aton, entstand fast genau in der Mitte des ägyptischen Niltals (am östlichen Flußufer); so lag sie zugleich im Mittelpunkt der drei im Hymnus (S. 289) genannten Länder.

Es ist die heutige Trümmerstätte von Tell el-Amarna (etwas südöstlich von dem Melawi el-Arisch der Karte), auf der sich einst Akht-Aton erhoben hat. Die Gräber in den umgebenden Felsen mit ihren für den Sonnenscheibendienst so wichtigen Texten, auch die Reste der Stadt, hatten längst Aufmerksamkeit erweckt. Aber erst der Fund des die ägyptisch-asiatischen Beziehungen erschließenden Tontafelarchivs (S. 285) veranlaßte weitere Ausgrabungen; durch diese wurden namentlich die Reste des Königspalastes und des Atontempels freigelegt. Seit 1910 gräbt die Deutsche Orientgesellschaft an der Stätte, und wir werden dadurch sehr intime Einblicke in die Anlage der Residenzstadt und in das Innere altägyptischer Häuser tun können. Die Trümmer von Amarna enthüllen uns nun eine merkwürdige Phase der ägyptischen Kunst: auch sie hat in dieser Zeit Reformen erlebt.

Auf den Reliefs der Gräber, die der König seinen Getreuen in den Felsen anlegen ließ, nehmen Darstellungen aus dem häuslichen Leben Amenhoteps einen breiten Raum ein.

Manche solcher Augenblicksbilder zeigen, wie natürlich sich der göttliche Sohn des Aton unter den Menschenkindern bewegte. Auch wenn er vom Balkon herab goldene Ehrenzeichen an würdige Bekenner der Lehre verteilt (s. die Abbildung S. 290), fehlen Königin und Kinder nicht. Hier und anderwärts in den Denkmälern aus Amarna begegnet man öfters kühneren Griffen schon in der Wahl des Vorwurfs. Auch die Komposition der Gruppen erscheint reicher, und vor allem fällt die lebendigere Bewegung der

Figuren auf, auch in den großen Staatsaktionen, wenn der König im goldenen Wagen einherfährt, wobei die Leibgarde zu Fuß im Trabe mitrennt, oder wenn unter Trompetenschall die ägyptischen Truppen vor König und Königin vorbeiziehen und die Gesandten von Nubien, Libyen, Syrien, den Tribut darbringend, auftreten. Einzelne Stellungen sind wohl früher nie gewagt worden, wie die in einer Berliner Bildhauerskizze, wo die Königin, in weitem, durchsichtigem Gewande dastehend, dem König Blumen hinreicht, der sich mit übergeschlagenen Beinen ungezwungen auf einen Stab stützt. Man muß in all diesen Versuchen der Künstler ein Streben nach Naturwahrheit erblicken, nach derselben „Wahrheit", die auch sonst in den Texten der Zeit so gern genannt wird. Den drastischsten Ausdruck hat freilich dieses Streben im Bilde des Königs selbst erreicht (s. die Abbildung S. 293). Amenhotep IV. ist keine anziehende Erscheinung gewesen: das Gesicht mit den groben Backenknochen und dem spitzen, vorstehenden Kinn auf langem Halse; die Gestalt durch dünne Beine und einen starken Bauch entstellt. Dennoch hielt er darauf, daß alle Fehler sorgsam konterfeit wurden; auch die Hofgesellschaft, die Königin nicht ausgeschlossen, ließ sich jetzt mit ähnlichen Körpermerkmalen darstellen.

Eine derartige Charakteristik durch Künstlerhand reizt immer wieder dazu, sich den Charakter des Königs, der so seltsam handelt und so seltsam aussieht, menschlich begreiflich zu deuten. Im Zusammenhang damit steht die wichtige Frage, wieviel wohl in Reform und Lehre auf diesen persönlichen Charakter gewälzt werden darf. Der König ist jung gestorben und war wohl kränklich. Ist es ein ideales Feuer, nicht frei von pathologischen Momenten, das ihn zu all seinen Handlungen treibt und frühzeitig verzehrt? Ist er der „Schwärmer auf dem Throne", und soll man sich seine Reform etwa so veranschaulichen, daß man König Ludwig II. von Bayern in absolutistische Zeiten zurückdenkt und den Versuch wagen läßt, eine Lehre von Welt und Kunst wie die Richard Wagners in das wirkliche Leben hineinzutragen? Man wird zur Beantwortung solcher Fragen vor allem verlangen, daß die Kunst der Velazquez der Amarnazeit in ihren Ausdrucksfähigkeiten noch genauer untersucht und namentlich auch die Stellung umfassend gewürdigt wird, die Ägypten damals im Zusammenhang der Kulturvölker des östlichen Mittelmeers einnahm. Es hatte sich nun eine Kulturgemeinschaft der führenden Nationalitäten im Niltal, Vorderasien und auf den griechischen Inseln herausgebildet, die eine Vorläuferin der hellenistisch-römischen Epoche darstellt. Der Einfluß des Auslandes spricht entschieden mit bei dem Ringen ägyptischer Künstler nach freierer Bewegung ihrer Gestalten, er spricht lebendig zu uns in den Bildern aus Tierreich und Pflanzenwelt auf den Stuckfußböden des Königspalastes zu Amarna; aber die ägyptische Welt wirft ihren kräftigen Schatten in syrische und kretische Kunst, ägyptisches Glas und Fayence kommt überall im Ausland dem herrschenden Geschmack ebenso entgegen, wie die Erzeugnisse fremden Kunsthandwerks im Niltal Anklang finden. Wenn syrische Götter, wie Baal und Reschef, von nun an den Ägyptern vertrauter werden, so haben auch sonst tiefgreifende geistige Beziehungen stattgefunden. Es ist also das Mitwirken fremden Einflusses bei der Götterreform Amenhoteps IV. nicht nur möglich, sondern sogar wahrscheinlich. Samas, der Sonnengott, wurde weithin in der semitischen Sphäre, in Syrien, Babylon und Assur, verehrt; es gab kaum einen Gott, der geeigneter war, an der Spitze der Götter eines großen Reiches, des größten der damaligen Kulturwelt, zu stehen. Hatte sich die Exklusivität Jahwes von Israel irgendwo schon vorgebildet?

Das Geheimnis von Tell el-Amarna ist uns wohl noch nicht ganz offenbar. Daran darf man nicht zweifeln, daß Amenhotep IV. die „Lehre" mit voller Seele umfaßt hatte, mag sie ihm vielleicht auch von anderen Geistern entgegengebracht worden sein. Und die äußere Erscheinung der Lehre ist, wie wir schon sagten (S. 290), echt ägyptisch.

Im 6. Jahre des Königs, auf den Grenzsteinen, auf denen er das Gebiet der neuen Stadt dem Aton weihte, tritt der neue Name Ekhinaton an Stelle von Amenhotep auf; er scheint zu bedeuten, „der, über den sich Aton freut". Die Stadt war damals schon im Bau, der Tempel fertig. Der Name ist nur ein Moment in der grimmigen Verfolgung des Namens des Gottes Amon, die, wohl eben um jene Zeit, im ganzen Lande anhub und heute noch in ägyptischen Tempeln, ja auf den Grabsteinen der Privatleute in unseren ägyptischen Museen zu beobachten ist, so daß die Ausmeißelung des Amonsnamens förmlich zum Hilfsmittel für die Datierung des Denkmals wird. Die Ausmeißelung auf den großen öffentlichen Dokumenten, wie in den Inschriften der Hatschepsut oder den Annalen von Thutmose III., geschah natürlich von Regierungs wegen, der Fanatismus der Anhänger tat das übrige. Der König

mußte den Namen seines eigenen Vaters verstümmeln lassen. Gelegentlich kamen auch andere Götter als Amon mit unter die Räder (S. 290). Gern wüßten wir, was für Maßregeln gegen die Priesterschaft des Amon ergriffen worden sind, was das Volk zu all dem sagte. Man mag sich die Verwüstungen der alten Heiligtümer nach den Worten Haremhebs (S. 295), der sie wieder herstellte, ausmalen; eine private Urkunde aus der Zeit Haremhebs nennt Amenhotep IV. den „Feind von Akht-Aton“: das wird eine offizielle Bezeichnung des „Ketzers“ sein, die aber gewiß auch der Mehrzahl des Volkes aus der Seele gesprochen war.

Trotzdem hören wir nichts von Auflehnung. Ein Pharao durfte sich viel erlauben, solange er das Heft in der Hand behielt. Und Amenhotep IV. scheint freigebig dafür gesorgt zu haben, daß ihm die nötige Truppenmacht bereit stand. Er brauchte ja auch nicht zu sparen, zumal, wenn er auch die Schätze des Amontempels für Aton nutzbar machte. In Amarna wird öfters dargestellt, wie der König seine Großen mit Gold belohnt. Besonders berühmt ist das Bild im Grabe des „Wedelträgers zur Rechten des Königs, Oberstallmeisters und wirklich geliebten königlichen Schreibers, des Gottvaters Eje“. Der König befahl dem Schatzmeister: „Lege das Gold an seinen Hals, an seinen Rücken und an seine Füße, weil er die Lehre gehört hat.“ Und als Eje die Amme des Königs, die wie die Königin Teje hieß, geheiratet hatte, wurden beide noch reichlicher mit dem Golde beschenkt. „Sie sind Leute aus Gold geworden“, witzelt die Dienerschaft, als die Goldgeschmückten nach Hause kamen. Die beiden langen Gräberreihen für die Vornehmen des Hofes nennen gewiß manchen Herrn, der später nichts mehr von Aton hat wissen wollen. Einen interessanten Typus aus dem Heer, einen syrischen Trabanten namens Terura, lehrt uns ein Berliner Stein kennen, auf dem wir den bärtigen Krieger in seiner Häuslichkeit erblicken; er trinkt auf etwas umständliche Art sein Bier, nämlich durch ein langes Saugrohr, das sein Diener festhält; die Hausherrin des Recken, Frau Erbura, sieht ihm zu.

Sogenannte Totenmaske Ekhinatons (Amenhoteps IV.). In Tell el-Amarna gefundenes Gipsmodell eines Bildhauers, jetzt im Museum zu Kairo. Nach G. Steindorff, Die Blütezeit des Pharaonenreiches (Bielefeld und Leipzig 1900).

γ) Das Ende der Dynastie und der Aton-Lehre.

Ekhinatons Gegensatz zu den Anschauungen der Ägypter verbot kriegerische Unternehmungen im Stile Thutmoses III. von selbst; der Pharao verließ das Land nicht. Bei seinem Tode scheint der asiatische Besitz, wenn auch innerlich vollkommen gelockert, noch immer unter der Oberhoheit Ägyptens verharrt zu haben; erst die Kämpfe, die der Reform ein Ende machten, haben auch dort offenen Aufruhr entfesselt. Die Stadt Akht-Aton ist niemals fertig geworden, Atons Glanz erblich über Nacht. Ungemein dürftig sind die

Nachrichten über die Vernichtung der Ketzerei und damit zugleich über den Untergang der 18. Dynastie. Ihr letzter männlicher Sproß scheint Ekhinaton selbst gewesen zu sein. Von seinen sechs Töchtern starb Mekt-Aton noch vor dem Vater; sie ist bei Tell el-Amarna in dem stattlichen Grabe bestattet worden, in dem vielleicht auch der König selbst Ruhe gefunden hat.

Auf Ekhinaton folgte der wohl erst seit kurzem mit der ältesten Königstochter Merit-Aton vermählte Sakare als König. Weinkrüge aus den Palastruinen Tell el-Amarnas zeigen das 17. Jahr des Ekhinaton als höchstes Datum (vgl. S. 286); ihm folgt das 2. Sakares (?) und kein weiteres. Sakare wird nicht lange regiert haben. Die Namensänderung seines Nachfolgers Tut-ankh-Aton markiert den Sieg der Reaktion zugunsten Amons. Er hatte eine Tochter des Ekhinaton namens Ankhes-en-pa-Aton zur Gattin: beide erscheinen wieder in Theben als König Tut-ankh-Amon und Königin Ankhes-en-Amon. Während Bauten und Herstellungsarbeiten an thebanischen Tempeln, die Tut-ankh-Amon ausführen ließ, sowie eine große Darstellung des Tributempfangs aus Syrien und Äthiopien im Grabe des Hui bei Theben (s. die beigeheftete Tafel) darauf hindeuten, daß der rechtgläubige Pharao eine Weile das Reich der Amenhotep unvermindert innegehabt hat, sind doch auch Anzeichen für die Fortdauer des Ketzerwesens vorhanden. Die weibliche Nachkommenschaft Ekhinatons gab wahrscheinlich noch mehreren herrschsüchtigen Großen eine Handhabe für ihre Pläne.

Auch der uns wohlbekannte Gottesvater Eje (S. 291, 293) hat sich des Throns bemächtigen können; er fügte seinen Titel „Gottesvater" seinem offiziellen Namen bei. Es ist nicht sicher, ob er der unmittelbare Nachfolger des Tutankhamon war. Seine politische Stellung muß der des Tutankhamon ähnlich gewesen sein; er ließ seine zwei Grabanlagen in Akhtaton hinter sich und legte im Tale der Königsgräber auf der thebanischen Westseite sein letztes Grab an, aus dem wir einen geschmackvollen Sarg von rotem Granit besitzen. Da herrschen die alten Formen des Totenkults wieder unberührt, Akhtaton ist überwunden. Die Länge von Ejes Regierung ist nur vermutungsweise zu bestimmen, vielleicht waren es nur vier Jahre. Auch ihm folgte möglicherweise noch der eine oder andere ephemere Herrscher. Zu den Zahlen, die für die 19. Dynastie wahrscheinlich sind, paßt es, wenn wir von Amenhoteps IV. Tode bis auf Haremheb nur acht Jahre rechnen.

Ein Größerer kam über diese Nachzügler des Atonkults. Haremheb (etwa 1350—1315), aus edler Familie stammend, war in den Wirren dieser Zeit zum obersten Feldhauptmann eines der Nachfolger Ekhinatons emporgestiegen. Damals ließ er sein mit herrlichen Reliefs geziertes Grab auf dem Felde von Sakkara errichten; er kann dort von sich reden als dem „Größten der Großen, geheimem Ratgeber des Palastes, Oberfeldherrn, Vorgesetzten der Propheten des Hor, der vom (immer ungenannten) König an der Spitze des Heeres gegen die Länder des Südens und des Nordens entsandt wurde, dem der König die Verwaltung beider Länder anvertraut hatte, dem Begleiter seines Herrn am Tage, da man die Beduinen schlug". Diese Hindeutung auf Feldzüge gegen Osten ist trotz ihrer Knappheit von Interesse: unter Haremhebs Nachfolgern zeigte sich, daß der Besitz des Reiches in Asien Einbuße erlitten hatte. Tutankhamon (der ungenannte König?) schenkte Haremheb Vertrauen. Aber der Heeresoberste wartete nur sichere Gelegenheit ab, um selbst die Herrschaft Ägyptens an sich zu nehmen. Die Amonspriesterschaft von Karnak inszenierte den Fall aufs beste; sie hat wohl selbst den General zur Herstellung der Ordnung aufgerufen, der ihr trotz seiner etwas ketzerischen Vergangenheit Vertrauen einflößen mochte. Auf ihr Zeichen erschien Haremheb zur passenden Stunde mit Truppen in Theben, machte der dortigen Regierung

Teil eines Wandgemäldes in dem Grabe des „Königssohnes von Kusch" Hui.

Die Großen von Kusch, von Hui (dessen Bild hier nicht mit wiedergegeben ist) eingeführt, bringen dem König Tutankhamon (um 1350 v. Chr.), der weiter rechts von dem abgebildeten Stück thronend dargestellt ist, ihre Gaben: Gold, Tiere, Geräte. In der oberen Reihe sehen wir die Großen huldigend, die meisten in modischer ägyptischer Tracht; man beachte die Prinzessin auf dem von kurzhörnigen Rindern gezogenen Wagen. Einige der Gesandtschaft tragen Gold, das teils in Ringen geformt, teils als Goldstaub in Beuteln verwahrt ist. Ebenso sind vor der unteren Reihe (rechts) Gold und Edelsteine aufgehäuft; links werden eine Giraffe und dahinter Rinder (mit Händen an den Hörnern) hergeführt. Die Hieroglyphenzeile in der Mitte besagt: (Die Großen von Kusch sprechen:) „Gegrüßt seist du, König von Ägypten, Sonne der Neun Bogen. Gib uns Lebenshauch, wie du ihn spendest. Man lebt, wenn du liebst."

Nach Lepsius, Denkmäler aus Ägypten und Äthiopien, Abteilung III, Tafel 117. Vgl. Text S. 294.

Teil eines Wandgemäldes in dem Grabe des „Königssohnes von Kusch“ Hui in Kurnet Murraï bei Theben.

Nach Lepsius, Denkmäler aus Ägypten und Äthiopien, Abteilung III, Tafel 117.

ein jähes Ende und holte sich von Amon die Krone. Auf einer Doppelstatue des Haremheb und der Königin Mutnotmet lesen wir die offizielle Lesart seiner Erhebung zum Throne.

Der Text beginnt mit einer Lobpreisung der Verdienste Haremhebs vor seiner Erhebung; „der König" ist hier wieder nicht genannt. Dann fährt die Inschrift fort: „Dieser herrliche Gott Hor, Herr von Hatsuten (Haremhebs Vaterstadt), wünschte in seinem Herzen, diesen seinen Sohn auf den Thron zu setzen. Hor zog freudig nach Theben, der Stadt des Herrn der Ewigkeit, seinen Sohn umarmt haltend nach Jepteseowet, um ihn vor Amon einzuführen." Amon aber zog gerade nach Luksor „zu seinem schönen Fest. Da sah er die Majestät dieses Gottes Hor mit seinem Sohn, wie er ihn heranführte, wie man einen König einführt." Da ward Amonre von Freude erfüllt, Hor stellte ihm den Haremheb vor, Amon ging mit ihm zum Palast und führte ihn zur Wohnung seiner herrlichen Tochter „Zauberreich" (d. h. zur Kapelle der göttlichen Schlange, der Königskrone, vgl. S. 250). Sie umarmte seine Schönheit, setzte sich an seine Stirn, und alle Götter freuten sich darob.

Auf diese Weise hat also Amonre sich herbeigelassen, den Haremheb zu legitimieren. Dadurch war dem König der Weg deutlich vorgezeichnet, den er gehen mußte und auch wohl gehen wollte. Amonre hatte sich als der Stärkere erwiesen, sein zerstörter Name wurde auf vielen Denkmälern wiederhergestellt, die Spuren der Atonlehre, eine Zeitlang verfolgt, verschwanden allmählich von selbst, Akhtaton, schon längere Zeit verödet, sank in Trümmer. Für Theben aber kamen die guten Tage wieder. Amon erhielt den Ausfall mit Zinsen vergütet, soweit es die Verhältnisse gestatteten; in Karnak unternahm der König große Bauten. „Er gründete dieses Land neu, er stellte die Tempel wieder her vom Delta bis nach Nubien, er machte ihre Götterbilder zahlreicher als zuvor", sagt jene Statueninschrift. Von Kriegszügen Haremhebs ist nur andeutungsweise die Rede; doch scheint er in Kusch und auch in Asien Beutezüge veranstaltet zu haben.

Ein wichtiges Edikt Haremhebs am Karnaktempel beklagt die allgemeine Verwilderung im Lande, die Bedrückungen der Beamten und Räubereien der Truppen, und setzt strenge Strafen gegen Raub und Unterschlagung fest. Der Hofhalt litt offenbar auch empfindlich darunter, daß seine Hörigen anderweitig ausgeplündert waren, ehe dies der königliche Kommissar zu tun vermochte. Auch die Reisen der Inspektoren mit besonderer Vollmacht dienten vielfach mehr zu deren persönlicher Bereicherung als zum Vorteil der königlichen Kasse. So mußte Haremheb selbst das Land durchziehen, um nach dem Rechten zu sehen, wie einst der unermüdliche Thutmose III., von dessen Maßregeln das Edikt erzählt. Nach den Zeiten religiöser Schwärmerei, schöngeistigen und künstlerischen Treibens und Strebens war der Zusammenbruch eingetreten; nunmehr folgte ihm der mühselige Wiederaufbau, und die Reaktion mußte tüchtige Arbeit leisten, um eine neue Zeit innerer Ordnung und äußerer Machtentfaltung vorzubereiten.

c) Die Ramessidenzeit. 19. und 20. Dynastie (etwa 1315—1090 v. Chr.).

In welcher Weise beim Tode Haremhebs die Thronfolge geregelt worden ist, gelangt nicht zu unserer Kenntnis; es scheint aber, als hätte der Übergang keine Schwierigkeiten mit sich gebracht. Ist Haremheb selbst Begründer des neuen Geschlechtes, der neunzehnten Dynastie? Man pflegt sie mit Ramesse I. (Ramses, griechisch: Ramessēs; etwa 1315—1314) zu beginnen. Er starb bald, und wir wissen nur wenig von ihm; sein Sohn Sethoë war eine Zeitlang Mitregent.

Sethoë I. (ô; Seti; griechisch: Sethōs; etwa 1313—03) nahm gleich in seinem ersten Jahr die asiatische Politik Thutmoses III., die der schreckenden Kriegszüge, wieder auf. Es war ja freilich die höchste Zeit dazu, und es ist Ägypten nicht mehr gelungen, die alte Stellung in Syrien wiederzuerringen, wenn auch sein politischer Einfluß noch dauernd stark

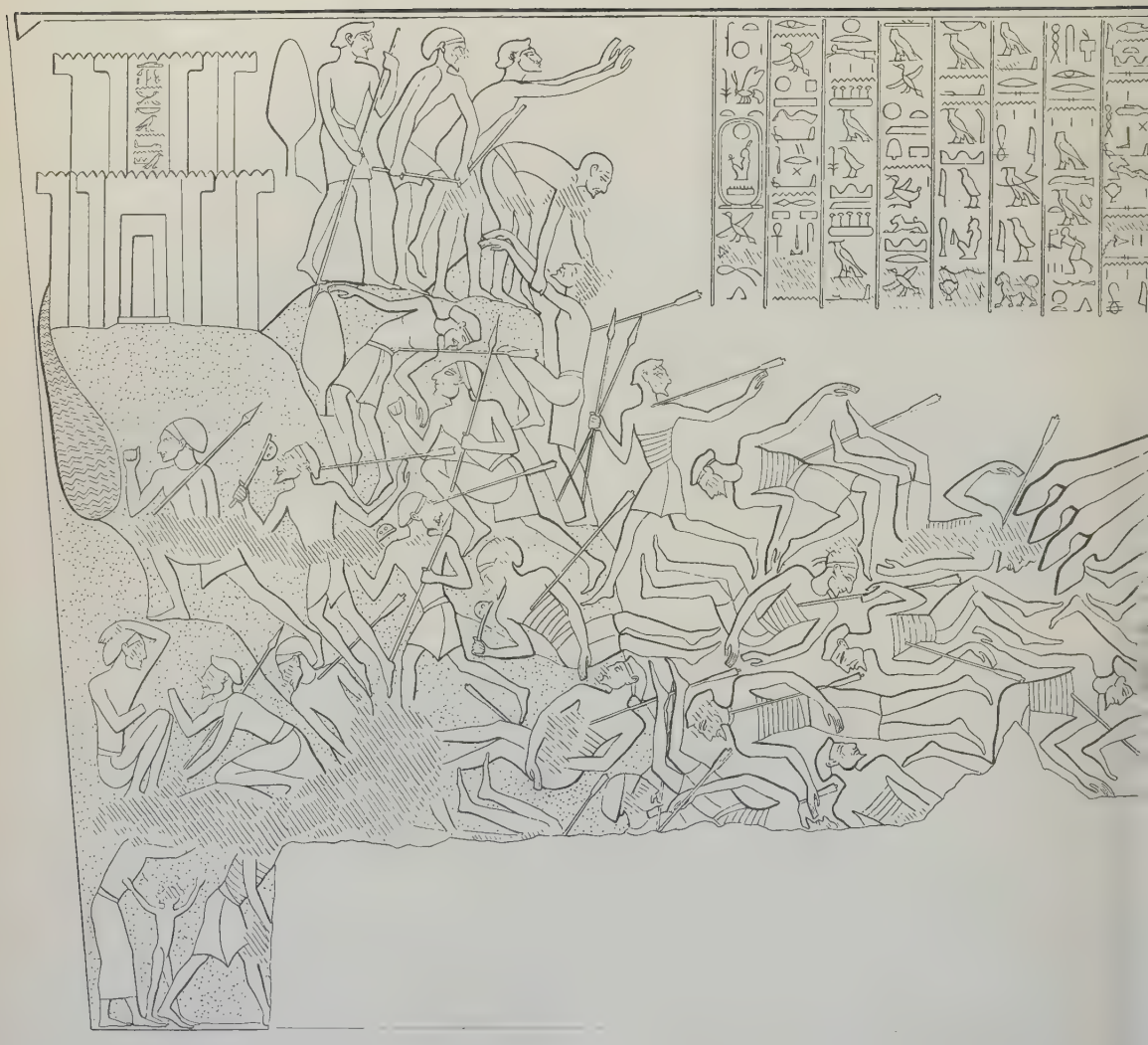
blieb. Denn dort waren inzwischen einschneidende Veränderungen eingetreten. Zum Teil begünstigt durch die Zurückhaltung Ägyptens (S. 293), hatten die Hettiter (Bd. II, S. 108) das Reich von Mitani erobert und waren weit hinein nach Syrien vorgedrungen. Auch andere Stämme, besonders die Chabiri (Hebräer), hatten sich zu Eroberungen in Kanaan angeschickt; man vergleiche die Schilderung der politischen Verhältnisse dieser Gegenden, wie sie nach den Amarnabriefen unter Amenhotep IV. bestanden, in Band II, S. 153. Es wäre für uns von Wichtigkeit, den Stand der Bewegungen aus den ägyptischen Darstellungen der Feldzüge Sethoës I. zu ersehen, aber vorläufig ist die Ordnung der kriegerischen Ereignisse, die uns auf der Mauer der großen Säulenhalle zu Karnak in Bild und Wort vorgeführt werden, noch zu unsicher, und die Reliefs weisen zu große Lücken auf, als daß sie uns hinlänglich aufklären könnten. Fest steht der Feldzug des „ersten Jahres". Die Schasu, die Beduinen der Wüste südlich von Palästina, an der Nordostgrenze von Ägypten, hatten sich gegen die seßhaften Leute in Palästina zusammengetan, „fluchend und streitend, jeder seinen Nachbar schlagend, die Gesetze des Palastes mit Füßen tretend". Sie wurden bei einem festen Platze Südpalästinas besiegt (s. die beigeheftete Tafel). Die Siegesdarstellungen berichten noch von der Eroberung von Jenuam (etwa östlich von Tyrus), der Libanon muß dem König Holz für eine große Barke liefern, die Rückkehr nach Ägypten wird abgebildet, wobei der König bei der Grenzfestung Tscharu, in der Nähe des heutigen Ismailija, von Priestern, Edeln und hohen Beamten des Südens und Nordens demütig empfangen wird. Eine zweite Reihe von Darstellungen, die in ihrer Gesamtheit nicht mehr auf das erste Jahr bezogen werden darf, zeigt Kämpfe mit den Libyern und Hettitern und die Eroberung von „Kadesch im Lande Amor", d. h. Kadesch in Galiläa. Die Erfolge Sethoës I. in Syrien sicherten für Ägypten ungefähr das Land bis in die Gegend von Tyros; sein Sohn Ramesse II. hat, darauf weiterbauend, im Tal des oberen Orontes gekämpft. — Im Gebirge der Trogodyten hat Sethoë I., wie wir aus Inschriften von Redesija (östlich von Edfu) — eine vom Jahr 9 — lernen, einen Brunnen graben lassen, um den Weg zu den Goldminen der östlichen Wüste wieder benutzbar zu machen; das Gold brauchte er für seinen Tempelbau in Abod. Auch in Kusch stehen Denkmäler seiner Regierung, und wir erfahren von Ramesse II., daß sein Vater auch dort, auf dem Wege zu den Goldminen des Wadi Alaki (nördlich von Wadi Sebua der Karte), einen Brunnen anlegen wollte: er bohrte 120 Ellen (= 60 m) tief, fand aber kein Wasser.

Sethoë I. hat bewundernswerte Bauten hinterlassen. Im Reichstempel zu Karnak baute er an dem gewaltigen Säulensaal, den sein Vater schon begonnen hatte, weiter; die historischen Reliefs der äußeren Mauer (s. oben) zeigen die Kunst der Zeit noch auf ihrer vollen Höhe. Sein Felsengrab in Biban el-Moluk ist das schönste dieser Königsgrüfte und heute noch herrlich erhalten. Sein Tempelbau in Abod mit der eigenartigen und bedeutsamen Anlage und den feinen Reliefs gehört gleichfalls zu den Wundern Ägyptens. Auch anderwärts, so in Menfe und im Delta, hat er gebaut, und namentlich hat auch er noch an den Zerstörungen der Ketzer wiederhergestellt. Aber in Karnak mußte Ramesse II. den Saal vollenden, und ebenso blieb der Tempel in Abod unfertig für den Sohn übrig. Man kann demnach aus der Fülle der Bauten kaum ein Argument für eine wesentlich längere Regierungszeit als die in den Denkmälern belegten neun Jahre herleiten. Die Mumie, die 1881 in Der el-Bachri mit den übrigen Königsleichen zutage kam, ist die eines wohlgestalteten Mannes und zeigt, daß Sethoë in rüstigem Mannesalter gestorben ist. Wir haben daher hier nur zehn Jahre für seine Regierung angesetzt.

König Ramesse II., Sethoës Sohn, regierte 67 Jahre (1303—1237), weit länger als irgendein anderer Herrscher Ägyptens, wenn wir von den Jahren Pjopes II. (S. 251) absehen wollen. Früher vielbewundert, zumal da man ihn für den Welteroberer Sesostris der griechischen Sage hielt (vgl. aber S. 261), ist Ramesse II. heute etwas in Mißkredit gekommen.

Die Übersetzung der hieroglyphischen Inschrift in dem umstehenden Bilde.

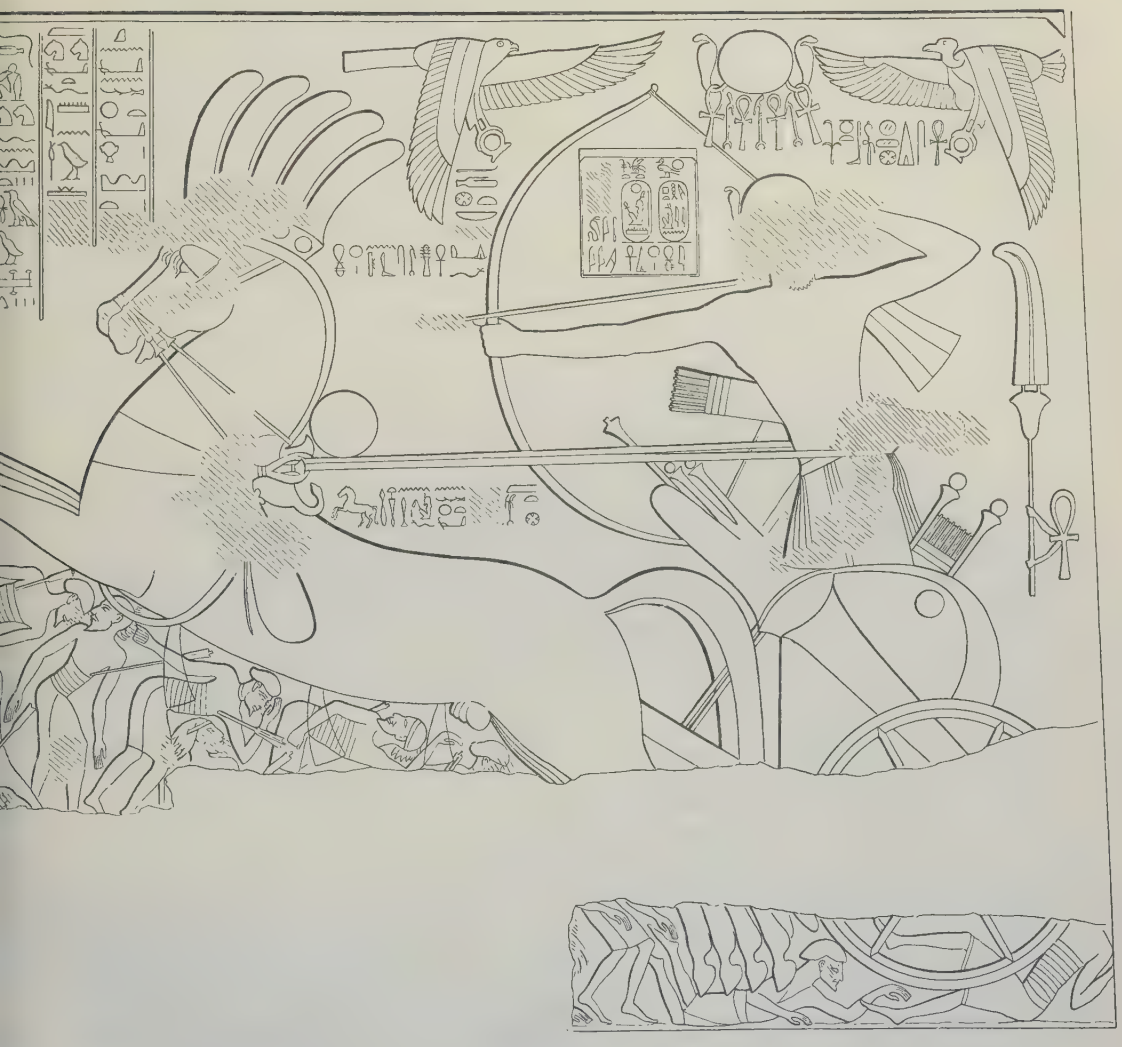
„Jahr 1 des Königs von Ober- und Unterägypten Men-maat-re (Vorname Sethoes I.). Die Vernichtung der Schasu von der (ägyptischen Grenz-) Festung Tscharu an bis zu Pa-Kanaan durch das starke Schwert des Pharao, der lebe, heil und gesund sei. Seine Majestät wütete gegen sie wie ein Löwe, sie wurden zu Leichen gemacht in ihren Tälern und wälzten sich in ihrem Blute, wie wenn sie nicht gewesen wären. Jeder, der seinen Fingern entrann, sagt: ‚Seine Stärke in den fernen Ländern ist gleich der Stärke seines Vaters Amon, der ihm Sieg und Macht in den Fremdländern zugewiesen hat.‘“



König Sethoe I. (um 1313 v. Chr.) schlägt die pa

Nach einem Relief des Tempels von Karnak, auf der Aussense

Links erblicken wir die Festung Der Kanaan auf einem Berge, von einem Bach umströmt und
Bäumen umgeben. Auf der Höhe des Berges einige Unverwundete, die sich dem siegreichen König
geben wollen. Einer zerbricht den Bogen, der andere streckt flehend die Hände aus, ein dritter hilft ei
Verwundeten die Anhöhe hinan. Am Fuß und auf halber Höhe des Berges zahlreiche Gefallene, V
wundete und Fliehende. Ganz links klagen zwei, denen die rechte Hand abgehauen ist, einander ihr L
Darunter eine wehklagende Frau mit einem Kinde.



ischen Schasu-Beduinen bei der Festung Der Kanaan.

Nordmauer der grossen Säulenhalle; gezeichnet von Max Lübke.

Rechts fährt der König auf seinem Streitwagen über gefallene Feinde und entsendet seine Pfeile in das Gewühl der Feinde; über ihm schweben, ihn beschützend, der Sonnengott in Gestalt eines Falken und die Göttin Nechbet (Schutzgöttin von Oberägypten) in Gestalt eines Geiers. Der König, dessen Gesicht jetzt zerstört ist, trägt an der Stirn die Uräusschlange, das Abzeichen der ägyptischen Könige. Der Köcher ist um seinen Leib gegürtet; ein Futteral für den Bogen und Wurfspieße sind seitlich an dem Wagen befestigt. Das Zweigespann, das den Wagen zieht, ist „das große erste Gespann Seiner Majestät ‚Sieg in Theben'".

Seine langen und ruhmredigen Inschriften, seine Bauten, die das Staatsvermögen nutzlos zu verschlingen schienen, die Freude, die er daran fand, sich die Bauwerke älterer Könige anzueignen, all das nahm gegen ihn ein: man ärgerte sich, seinen Namen auf Schritt und Tritt in den Denkmälern zu finden und doch auf den vielen Inschriften so oft nur mit nichtssagenden Phrasen abgespeist zu werden. Sogar seinen Kinderreichtum hat man ihm verdacht und ihn zum wohlwollenden, aber unbedeutenden Biedermann gestempelt, der hinter großen Worten kleine Taten verbirgt. In Wirklichkeit ist für uns, obwohl wir aus seiner Zeit mehr Denkmäler haben als aus irgendeiner anderen der altägyptischen Geschichte, sein wahrer Charakter ebenso unbestimmbar als der fast aller Pharaonen. Man kann nach den uns bekannten Tatsachen doch auch sagen: er hat die Position Ägyptens nach Möglichkeit und mit Würde aufrechterhalten, im Kampf mit dem mächtigsten Feind, der Ägypten bisher entgegengetreten war; er hat seiner Regierung einen Glanz verliehen, der für die Nachwelt als etwas Großes in der Erinnerung stand. Ramesse III., sein schwächlicherer Epigone, hat ihn eifrig kopiert. Die zahlreichen Bauten, vielfach nur Ausführungen des unvollendet Überkommenen oder nur Ausbesserungen, müssen doch einem Bedürfnis entgegengekommen sein. Eines ist richtig: der nationale Staat und die nationale Kultur waren auf ihrer Höhe angelangt, es ging nicht mehr aufwärts, es beharrte, glitt dann langsam hinab. Die großen Gefahren der Zukunft, das Söldnerwesen und die Macht der Priesterschaft, hat auch Ramesse II. großgezogen: aber wer hatte damals den Scharfblick, hierin Gefahren zu erschauen?

Ramesse II. war etwa 20 Jahre alt, als er den Thron bestieg. Er hatte einen älteren Bruder, und man liest aus den Tilgungen einer Prinzenfigur auf den historischen Reliefs Sethoës I. eine etwas dunkle Geschichte seines Regierungsantrittes heraus. Allein die Motive der Tilgung sind doch zu unsicher. Ramesse selbst sagt in der großen Inschrift aus Abod, er sei zu Lebzeiten des Vaters als Mitregent gekrönt worden, aber auch diese Angabe hat sehr apokryphe Begleitumstände. Bereits im ersten Regierungsjahr erscheint Ramesse verheiratet mit der Königin Nefretere. Der König hebt in jener Inschrift hervor, daß ihm sein Vater frühzeitig seinen Harem ausgestattet habe, und er liebt es, mit seinem Familiensegen zu prunken. Aus Abod und Wadi Sebua (S. 296) haben wir lange Listen seiner Söhne und Töchter. Gegen Ende seines Lebens war sein 13. Sohn Merneptah anerkannter Thronerbe; die älteren Prinzen sind gewiß dem König zum großen Teil im Tode vorausgegangen. Ramesses Mumie aus dem „Königsschachte" von Der el-Bachri ist hier (s. die Tafel bei S. 299) als Gegenstück seines schönen Sitzbildes in Turin, das ihn in jugendlichen Jahren darstellt, wiedergegeben. Die Statue zeigt die milde Würde eines Gottes.

Die Aufgabe, die des jungen Herrschers in Asien harrte, war schwierig und entscheidungsvoll. Der mit greifbarer Deutlichkeit nahe Feind, der Hettiter, der die Machtstellung Ägyptens in der Kulturwelt von damals ernstlich bedrohte, ließ sich aus Syrien kaum mehr verdrängen; es galt, den Rest der ägyptischen Einflußzone zu schützen, und der Ertrag des Kampfes war ein langer Friede, der freilich den tatsächlichen Verzicht Ägyptens auf Syrien in sich schloß. Man darf dem König die Übertreibungen der Hofdichter, die ihm ja wohl gefallen haben müssen, nicht zu sehr nachtragen. Er hat sich gewiß persönlich tapfer gehalten und in den Operationen Energie entwickelt.

Von Kämpfen im Jahre 4 zeugt eine Inschrift an einer felsigen Uferwand des Nahr el-Kelb, unweit Beirut. Der Hauptkampf spielte sich im Jahre 5 bei dem uns bekannten Kadesch am Orontes (S. 280) ab (vgl. Bd. II, S. 108). Ramesse hat ein „Gedicht" über die Schlacht auf die Tempelmauern zu Luksor, Karnak und Abod schreiben lassen, und es ist auch handschriftlich vorhanden (das „Gedicht des Pentwere", nach dem Schreiber einer Handschrift genannt); auch ein Prosabericht aus den Annalen und bildliche

Darstellungen sind uns in seinen Tempeln erhalten. Der König zog von Tscharu (S. 296) aus und kam „nach manchen Tagen" in der Gegend von Kadesch an. Wir können uns den Gang der Schlacht bis zu einem gewissen Grade nach den Quellen vergegenwärtigen. Ramesse, bei der Vorhut, dem Korps „Amon", bekommt bei Schabtun (Ribla) durch zwei Überläufer, die aber in Wahrheit vom Hettiter geschickt waren, die Nachricht, der Feind stehe noch weit im Norden; er überschreitet daraufhin den Orontes und rückt bis nordwestlich von Kadesch vor, wo er Lager schlug. Ebendort stand aber verborgen, hinter Kadesch, die ganze Macht des Hettiterkönigs; seine nordsyrischen und kleinasiatischen Vasallen und Hilfsvölker werden uns genannt. Ramesse wird durch zwei eingefangene Hettiter über die Stellung des Feindes aufgeklärt und schickt an einen Teil des Gros, man solle eiligst herankommen. Auf diese sorglos anmarschierende Abteilung machen die Hettiter, südlich von Kadesch vorbrechend, einen Flankenangriff; die Ägypter fliehen vor ihnen nordwärts auf die Stellung ihres Königs zu, die Hettiter folgen. So war Ramesse von der Hauptmacht seiner Truppen abgeschnitten. Schon greifen die Feinde seine Leibgarde an. In diesem Moment setzt die Dichtung ein: Ramesse ergriff seine Waffen, legte den Panzer an, er glich Baal in der Stunde seines Zornes. Auf seinem Streitwagen drang er in das feindliche Heer ein, „er allein, niemand mit ihm. Seine Majestät ging, hinter sich zu schauen, da fand er, daß ihn 2500 Gespanne umzingelt hatten und den Rückweg sperrten. ‚Kein Fürst ist bei mir', denkt er, ‚kein Wagenlenker, kein Hauptmann und kein Rittmeister, mein Fußvolk und meine Wagenkämpfer haben mich verlassen, keiner von ihnen hat standgehalten, um mit mir zu streiten.' Seine Majestät sagte: ‚Was ist das nun, mein Vater Amon? Sollte ein Vater seines Sohnes vergessen? Habe ich je etwas ohne dich getan? Nie bin ich von deinen Ratschlägen abgewichen?'" Er rechnet dem Gotte vor, daß er ihm Tempel gebaut und mit Beute gefüllt, daß er ihm Zehntausende von Rindern geopfert habe, er bekennt sich aber auch hell und freudig zu seinem Dienste. Der ferne Schutzgott hört ihn. „Habe ich nicht am Ende der Länder gebetet, und meine Stimme dringt doch nach Hermont (bei Theben). Re (Amonre) hört, kommt, wenn ich zu ihm rufe. Er reicht mir seine Hand, und ich jauchze. Er ruft hinter mir: ‚Ich bin mit dir, ich bin dein Vater Re, meine Hand ist mit dir. Ich bin dir mehr wert als Hunderttausende zusammen. Ich bin der Herr des Sieges, der die Tapferkeit liebt.' Da hat mich mein Herz wiedergefunden, meine Seele schwoll vor Freude. Alles, was ich tun wollte, geschah. Ich glich dem Mont (S. 258), ich schoß nach rechts, ich griff zu nach links, ich war wie Baal in seinem Zorn gegen sie. Da fanden sich die 2500 Gespanne, in deren Mitte ich war, zerschmettert vor meinen Rossen." Der Dithyrambos über die Schlacht geht noch ein gutes Stück in mannigfachen Wendungen weiter. Der Hettiterkönig kann schließlich nicht umhin, einen Brief zu schreiben und um Frieden zu bitten. Ramesse liest ihn den Generalen vor, sie sagen: „sehr schön, schön", der König schließt Frieden und kehrt nach Ägypten zurück.

Ob wirklich die persönliche Bravour des Königs den Sieg entschieden hat, stehe dahin; daß er in Gefahr war und sich tapfer heraushieb, läßt sich nicht wohl bezweifeln. Die Hettiter wurden auf den Orontes zurückgeworfen und erlitten starke Verluste. Sie werden sich, nachdem sie trotz ihrer gelungenen List den Sieg verloren hatten, durch Kadesch gedeckt, zurückgezogen haben; denn Kadesch wurde nicht erobert, die Ägypter zogen ab.

Die Umtriebe der Hettiter gingen natürlich weiter. Wir sind jedoch über die Kämpfe der folgenden Jahre nur ungenügend unterrichtet. Wir erfahren von der Eroberung der aufständischen Stadt Askalon; eine Liste von „Städten, die Seine Majestät im Jahre 8 plünderte", nennt mehrere feste Orte südlich vom Libanon, darunter das hochgelegene Dapur. Vielleicht hat er auch einmal in Naharain gekämpft.

Endlich als der Hettiterkönig Chattuschil nach dem Tode seines Vaters Murschil (Bd. II, S. 108) und seines Bruders zur Regierung gelangte, kam es zu einem Frieden; am 21. Tybi des 21. Jahres wurde der fertige Vertrag, geschrieben auf eine Silbertafel, dem Pharao in seiner Stadt „Haus des Ramesse" von dem hettitischen Gesandten Tartisebu überreicht. An der Südwand des großen Säulensaales im Karnaktempel und im Rameseum ist uns durch Ramesses Sorgfalt der Text dieser Tafel ausführlich überliefert; über die babylonische Fassung vgl. Bd. II, S. 108. Wir haben hier das älteste Beispiel eines Staatsvertrages vor uns. Der Eingang des Schriftstückes lautet: „Vertrag, den der große Fürst der Hettiter

König Ramesse II. von Ägypten (1303—1237).

Links: Die Mumie im Museum ägyptischer Altertümer zu Kairo. *Nach einer von Emil Brugsch Bei in Kairo zur Verfügung gestellten Photographie.* — **Rechts:** Die Statue im Museo Egizio zu Turin. *Nach einer Photographie von Anderson in Rom*

Erklärung zu umstehender Tafel.

Die Mumie Rameſſes II. gehört zu dem berühmten „Fund von Der el-Bachri". In einem Felſenſchacht in der Nähe dieſes Tempels hatte man in den Zeiten der 21. Dynaſtie eine große Anzahl Königsleichen vor den Grabräubern geborgen. Die Stelle war einigen Arabern der Umgegend ſeit 1875 bekannt, wurde aber verheimlicht. 1881 wurde ſie durch die Bemühungen des damaligen Direktors des ägyptiſchen „Service des Antiquités" Maspero aufgefunden. Die Leichen ſind jetzt im Muſeum zu Kairo aufgebahrt. Die 1,73 m lange Mumie Rameſſes II. iſt der wohlerhaltene Leichnam eines 85—90 Jahre alten Mannes; ein Teil der geſunden, weißen Zähne iſt noch erhalten. (Über einen weiteren Fund im Grab Amenhoteps II. im Jahre 1898 ſiehe Text S. 282.) Die Statue Rameſſes II., eine Meiſterarbeit ſeiner Zeit, aus ſchwarzem Granit, zeigt die reiche, durch die Fältelung charakteriſierte Tracht der Zeit. Das Haupt iſt mit dem Helm mit der Königsſchlange (Uräus) geziert; die Rechte hält den Herrſcherſtab (? als Hieroglyphe = herrſchen). Unter den Füßen ſind die 9 „Bogen" abgebildet, das Symbol benachbarter Fremdländer, auf die alle der König ſeinen Fuß ſetzt. Unten am Thron, links vom König, iſt in kleinerer Geſtalt die Königin Nohiretere dargeſtellt, rechts von ihm (nur der untere Teil hier ſichtbar) ein Prinz.

Chattuschil, der starke, Sohn des Murschil, des großen Fürsten der Hettiter, des starken, Enkel des Schubbiliuliuma, des großen usw., niedergelegt hat auf silberner Tafel für Ramesse, den großen Herrscher Ägyptens, den starken, den Sohn des Sethoë usw., Sohnes des Ramesse usw., ein guter Friedens- und Bündnisvertrag für ewige Zeiten." Dann werden die früheren Beziehungen zwischen den beiden den Vertrag schließenden Mächten berührt, darauf folgt die Konstatierung, daß nun Frieden und Freundschaft zwischen ihnen bestehe auf ewig; der Hettiter soll nicht mehr feindlich in das Land Ägypten einfallen und umgekehrt. Hier fehlt die Festsetzung der Grenze in Asien, obwohl der übrige Teil des Vertrages umständlich gefaßte Klauseln enthält, wie es mit der künftigen freundnachbarlichen Unterstützung in Kriegsfällen, bei der Bestrafung aufrührerischer Vasallen gehalten werden soll. Auch darf künftig niemand aus dem einen Machtbereich in den anderen übertreten.

Alles in allem hat Ägypten von seiner asiatischen Herrschaft Palästina bis zum Karmel gerettet, Syrien aufgegeben (vgl. Bd. II, S. 108). So blieb es auch noch unter Merneptah (vgl. S. 301). Die Freundschaft mit den Hettitern dauerte an; im Jahr 34 heiratete Ramesse II. die älteste Tochter des Hettiterkönigs, der sie selbst nach Ägypten geleitete. Gern würden wir von diesem großen Staatsbesuch mehr hören, als uns die zum Teil sehr verstümmelten Denkmäler dieses Ereignisses erzählen.

Ramesse II. (s. die beigeheftete Tafel) hat in seiner langen Regierung mehr gebaut als die anderen Pharaonen. Daß er die großzügigen und schönen Bauten Sethoës I. vollendete, sagten wir schon (S. 296). Auch der Totentempel des Vaters bei Kurna wurde durch ihn fertig. Sein eigener Totentempel und ein stolzes Denkmal seiner Herrschaft ist das „Ramesseum", bei Diodoros „Grab des Osymandyas (= Wesermaatre, Vorname Ramesses II.)", nicht weit von den Memnonskolossen gelegen, mit den heute noch eindrucksvollen Ruinen. Zwei Punkte haben besondere Bedeutung bei seiner weit über das ganze Land sich verbreitenden (vgl. S. 297) Bautätigkeit: die nubischen Tempel und die Bevorzugung des Deltas.

In Nubien kennen wir sieben Tempel, die er errichtete, darunter die von Bet el-Wali, von Wadi Sebua und namentlich den mächtigen Bau von Abu Simbel (s. die Abbildung S. 300) mit seinen riesigen und wohlgestalteten Kolossen des Königs; solche Werke zeugen dafür, daß Kusch jetzt viel enger als vorher mit Ägypten zusammengewachsen war; Amonre von Theben hat nun seine göttliche Herrschaft über dies Land endgültig befestigt, die weithin in die Zukunft dauern und dereinst gewaltige Herrscher, größere als die Pharaonen, nach Ägypten entsenden sollte (S. 310). Im Delta hat Ramesse II. besonders Tsane (Tanis) mit Denkmälern ausgezeichnet. Von Bauten im Delta spricht auch die Bibel zu Anfang des Exodos, wo sie berichtet, daß das Volk Israel „für den Pharao die Vorratsstädte Pithom und Ramses gebaut" habe. „Ramses" ist der Ort, den die ägyptischen Quellen „Haus des Ramesse" nennen (vgl. S. 298), eine von Ramesse II. angelegte unterägyptische Residenzstadt; ein Text nennt sie „den Anfang der Fremde, das Ende Ägyptens" und deutet damit ihre Lage an. Sie lag gewiß nicht weit von „Pithom", dem Patumos des Herodotos, heute Tell el-Maskhuta, im Wadi Tumilat (S. 224). In der Zeit zwischen dem Mittleren Reich und der 18. Dynastie war durch dieses Wadi ein Kanal bis zu den Bitterseen und an das Rote Meer geführt worden, die ganze Gegend hatte auch dadurch erhöhte Bedeutung gewonnen. Daß hier der Weg nach Asien nahe war, machte freilich die Hauptsache aus. So spricht in der Betonung dieser Gegend die politische Gesamtlage Ägyptens mit; noch ist es nicht das Meer, wie in der griechischen Zeit, sondern die Ostgrenze, die die Residenz an sich zieht. Jene Notiz der Bibel, die einen Rest einstiger besserer Kunde über Ägypten aus altkanaanäischen Chroniken auf Israel bezieht, nennt richtig die zwei benachbarten Städte nebeneinander; Pithom wurde aber damals nicht erst gegründet, höchstens weiter ausgebaut. Welche Tatsache die Quelle der Notiz ursprünglich berichtete, läßt sich nicht sagen.

Unter den Großen des Reiches tritt öfter ein Sohn des Ramesse II., Khemwese, bedeutsam neben dem Vater hervor, Oberpriester des Ptah in Menfe; viel Authentisches über ihn lehren uns freilich die Denkmäler nicht. Ähnlich wie bei Amenhotep, Sohn des

Hapu (S. 284), ist sein Gedächtnis im Munde der Nachwelt lebendig geblieben, und in ägyptischen Novellen der hellenistischen Zeit wirkt er als großer Zauberer; so verschafft er sich aus einem Grabe gegen den Willen des dort bestatteten Toten ein Zauberbuch: las man eine bestimmte Seite darin, so konnte man z. B. Himmel, Erde, Unterwelt, Berge und Meere bezaubern und alles verstehen, was die Vögel des Himmels, die Fische der Tiefe und das Vieh sprachen. So kam es, daß ihm auch chemische Traktate zugeschrieben wurden; eine solche apokryphe griechische Schrift, nach seinem griechischen Namen (Chēmeus) benannt,

Fassade des Re-Tempels zu Abu Simbel in Nubien mit den vier 20 m hohen Kolossen Ramesses II. zu beiden Seiten des Einganges. Nach Capart, L'art égyptienne, Serie 2, Tafel 154 (Brüssel 1911). Vgl. Text S. 299.

gab in der römischen Kaiserzeit den Anlaß für das Aufkommen der Bezeichnung Chemie für jene zukunftsreiche Wissenschaft, die damals, bei ihrem ersten Aufschwung in den dunkeln Kreisen der Zauberer, sich so viel aus altägyptischen Vorräten zunutze gemacht hat, daß sie nicht mit Unrecht einen ägyptischen Namen trägt. Etwas mehr als von diesem berühmten Ptahpriester wissen wir von dem Leben des Oberpriesters des Amon von Theben unter Ramesse II., des Bekenkhonsu, der uns auf seiner Statue (jetzt zu München) eine Skizze seiner Karriere als Priester und seiner Tätigkeit als Oberbaumeister des Ramesse hinterlassen hat.

Ramesses II. Tod im hohen Alter brachte seinen Sohn Merneptah (Merenptah; vgl. S. 297) zur Regierung, der kein Jüngling mehr und höchstens zehn Jahre (1237—27)

König gewesen sein wird. Allein das Schicksal hatte ihm noch einen schweren Krieg zugedacht, den er indessen ruhmvoll beendete. Die Libyer und mit ihnen die Scherden, die, um sich als Söldner bei den Pharaonen zu melden, vermutlich Libyen stets als Durchgangsland benutzten, traten nunmehr als Feinde Ägyptens auf (vgl. S. 302). Der Fürst der Libyer, Merjej, hatte sich zugleich mit einem Schwarm kleinasiatischer Seeräuber in Verbindung gesetzt, die, aus Lykiern und „Tursch, Akaiwasch und Schakarusch" (d. h. vielleicht Tyrsenern und Sagalassern, kaum aber Achaiern) bestehend, „immer von neuem in die Gebiete Ägyptens bis zum Fluß einfielen und Tage und Monate haften blieben" (vgl. Bd. IV, S. 6). Im 5. Jahre des Königs kam es zum entscheidenden Kampf. Dem Merneptah, erzählt die große Inschrift von Karnak, erschien Gott Ptah im Traum, reichte ihm ein Schwert und verhieß ihm Sieg. Tatsächlich sprengte sein Heer bei der Stadt Perer im westlichen Delta in heißem Streite die furchtbaren Verbündeten völlig auseinander. Merjej entfloh noch vor dem letzten Angriff und überließ sein Lager mit aller Beute den Siegern, die ihn durch die Reiterei verfolgen ließen, bis er unter dem Schutze der Nacht entkam. Über 9000 Gefangene und ebenso viele Tote, denen man nach altem Brauch teils die Hände, teils die Schamglieder abhieb, zeugten von der militärischen Macht des Bundes; übrigens hatten die Scherden im ägyptischen Heer wohl auch diesmal gegen ihre eigenen Landsleute das Beste getan.

Doch auch in Asien war die Lage nicht gefahrlos. Namentlich das Reich der Hettiter scheint bereits unter Angriffen auf seine nördlichen Grenzen gelitten zu haben (vgl. Bd. II, S. 108); es war also eine umfangreiche Völkerbewegung im Gange, von der bisher nur eine Spritzwelle das Nilland berührt hatte.

Merneptah griff, wahrscheinlich in seinem 3. Jahr, in Palästina wieder ein, wie die 1896 von Flinders Petrie in Theben entdeckte granitene Siegesstele vom Jahre 5 lehrt; es heißt da nach einer Schilderung des Kampfes gegen Merjej: „Die Fürsten werfen sich nieder und sagen ‚Gegrüßt'. Nicht eins unter den Neunbogenvölkern hebt das Haupt. Verwüstet ist Tehenu, Kheta ist still, Kanaan gefangen und übel daran, Askalon ist weggeführt, Geser genommen, Jenuam zunichte gemacht, Israel verödet, sein Same dahin, Palästina ist eine hilflose Witwe geworden gegenüber Ägypten. Alle Länder insgesamt, sie halten Frieden, und alle Aufrührer wurden gezüchtigt durch König Merneptah." Das ist die erste und bis jetzt einzige Erwähnung Israels auf einem ägyptischen Denkmal. Der Name des Königs, in der Aussprache Menephtah, lebte noch lange später in Kanaan in dem Ortsnamen bei Jerusalem fort, den unser Bibeltext in „Wasser (hebräisch: Mē) Nephtoah" (Josua 15, 9) entstellt hat.

Viel Nutzen hat das Reich von diesen Kriegstaten nicht mehr gehabt. Bald nach Merneptahs Tode geriet Ägypten durch Thronstreitigkeiten in ernste Gefahr. Zunächst folgte Sethoë II.; er regierte bis ins 6. Jahr, und wir wissen von ihm nichts, was historisch von Bedeutung schiene. Dann regierte ein König Ramesse Siptah; nach ihm sind wohl der Usurpator Amenmesse und Merneptah Siptah anzusetzen — alle drei für uns wenig greifbare Gestalten. Das einzige, was uns über diese Periode einigermaßen Aufschluß gewährt, ist der Bericht, der in dem berühmten Papyrus Harris (S. 303) dem König Ramesse III. in den Mund gelegt wird. „Das Land Ägypten war außer Rand und Band geraten. Sie hatten kein Oberhaupt. Viele Jahre vordem, bis zu anderen Zeiten (d. h. bis zur letzten rechtmäßigen Dynastie), war das Land Ägypten in der Hand der Großen in den Herrschaften, einer tötete den anderen. Eine andere Zeit trat danach ein, böse Jahre; Arsu, ein Syrer, war ihr Fürst, er unterwarf sich das ganze Land. Einer vereinigte sich mit dem anderen, ging auf Raub aus; man tat den Göttern wie den Menschen, in den Tempeln wurden keine Opfer dargebracht. Da aber wandten sich die Götter zur Gnade, um das Land wieder in seinen richtigen Zustand zu bringen; sie setzten ihren Sohn, der aus ihnen hervorgegangen,

als Herrscher aller Länder auf ihren Thron, den König Nekhtsetet. Er war wie Seteh, wenn er wütet, er brachte das ganze Land in Ordnung, tötete die Rebellen usw." Diese Stelle gibt wenigstens einen Überblick, der in der Hauptsache richtig sein wird; freilich ist die Übersetzung in mehreren Punkten recht unsicher. Ob der Syrer ein Schekh des Auslandes war, der in Ägypten einfiel, oder einer der ägyptischen Großen asiatischer Herkunft, mag man nach Gutdünken entscheiden; man hat dem Mann sogar den Namen Arsu abgesprochen, aber mit Unrecht. Auch über Nekhtsetet enthält jener Bericht beinahe alles, was wir an Wissenswertem über den Stifter der zwanzigsten Dynastie, der jüngeren Ramessiden, erfahren. Bei der zahlreichen männlichen Nachkommenschaft Ramesses II. braucht man an Nekhtsetehs Abkunft von der älteren Linie nicht zu zweifeln; doch während er und sein Nachfolger den König Sethoë II. als vollberechtigten Vorgänger ansahen, hat er das Grab der Tawosret, der Gemahlin des Sethoë, für sich in Anspruch genommen. Auf den Denkmälern findet sich nur das erste Jahr Nekhtsetehs; dann folgt ihm sein Sohn Ramesse III.

Noch war Ägypten bei weitem nicht wiederhergestellt. Die meisten Tempel warteten auf die Erfüllung der göttlichen Verheißungen, die Hälfte des Deltas gehörte den Libyern, die bisherigen Landesherren draußen in Syrien hatten sich schwerlich schon mit dem Umschwung der Dinge abgefunden, als der Befreier schon wieder vom Schauplatze seiner uns dunkel bleibenden Taten abtrat. Ramesse III. (etwa 1200—1169), der bereits unter seinem Vater an der Verwaltung teilgenommen hatte, genoß zunächst etwa vier Jahre Ruhe; währenddes scheinen die Werbungen unter Libyern und Scherden für das ägyptische Heer wieder lebhaft begonnen zu haben, was schon an sich vielleicht die Spannung an der Westgrenze eine Zeitlang milderte. Aber im 5. Jahre des Königs hatten sich libysche Stämme zu einem Angriff auf Ägypten zusammengetan; auch Teile der Pereset und Zakar machten mit, die später, im Jahre 8, eine Hauptrolle spielten. Ramesse schlug sie im Delta. Er hat den Sieg auf den Mauern des Tempels von Medinet Habu (S. 303) darstellen lassen; die große begleitende Inschrift ist freilich ein siegtrunkener Dithyrambos, dessen historischen Inhalt herauszudestillieren vorläufig schwierig erscheint.

Im 8. Jahre des Königs zog das längst drohende Unwetter aus Asien gegen die Ostgrenze Ägyptens heran. Wieder sind die Schakarusch (S. 301) dabei, dann aber eine Reihe von neuen Völkern: die Pereset, die Zakar, die Daniun, die Waschasch. Das wären also kleinasiatische Sagalasser, dann die aus der Bibel wohlbekannten Philister, ferner die sicher semitischen Zakar, die wir später (S. 307) in Dor an der phoinikischen Küste finden werden. Aber „die Daniun auf ihren Inseln" sind kaum Danaer, und die Waschasch — der Papyrus Harris sagt bei der Erwähnung desselben Krieges: „Die Scherden und Waschasch des Meeres" — lassen sich gar nicht lokalisieren. Die Philister sollen nach der Bibel aus Kreta gekommen sein; da aber nichts hindert, sie oder Teile von ihnen früher in Kleinasien zu denken, andere Teile später nach Kreta gelangen zu lassen, so darf man sich vorstellen, daß alle jene Völker damals an der kleinasiatischen Küste und auf zugehörigen Inseln saßen. Wir wissen jedoch zu wenig von den ältesten Bevölkerungen Kleinasiens, und es erscheint daher ausgeschlossen, daß die wahre Bedeutung der Kunde, die uns hier Ramesse III. vermittelt, jetzt schon unserer Beurteilung zugänglich ist (vgl. Bd. IV, S. 6).

Diese buntscheckige Völkerwelle hatte „Kheta, Kede, Karkemisch, Arwad, Alasa" über den Haufen gerannt, erzählt Ramesse, und stand nun, zu Land und zur See vordringend, in Amor (Palästina). Aber in Südpalästina stand auch die ägyptische Streitmacht, Heer und Flotte, unter der Führung des Pharao selbst, bereit. Die Reliefs in Medinet Habu geben uns Bilder der Kämpfe, die zu Land und zu Wasser ausgefochten wurden. Wir sehen die Scherden des Pharao zwischen den zweiräderigen, von vier Ochsen

gezogenen Wagen wüten, auf denen die Philister Weib und Kind mit sich führten; wir sehen die Schiffe der Barbaren in verzweifeltem Ringen mit ägyptischen, ein Barbarenschiff ist dabei umgekippt, und von der nahen Küste aus schießen die ägyptischen Bogenschützen erfolgreich in die Reihen der feindlichen Schiffsmannschaft. Dieser Sieg Ramesses über die nordischen Völkermassen scheint in den syrischen Besitzungen des Reiches im allgemeinen wieder Ruhe geschaffen zu haben; denn wenn auch in den Reliefs von Medinet Habu noch syrische Unternehmungen dargestellt sind, die anscheinend in spätere Regierungsjahre fallen, die Eroberung der „Stadt Amor" und einiger hettitischer Festungen, so schweigt doch der Papyrus Harris in seinem Überblick über Ramesses Taten von diesen Feldzügen. Sie werden keine besondere Bedeutung gehabt haben, denn es ist hier kein Grund gegeben, das Schweigen des Papyrus ungünstig zu deuten, als wenn Schlimmes verschwiegen wäre; es wird in Syrien unter Ramesse III., abgesehen von jenem nordischen Ansturm, eben im wesentlichen alles beim alten verblieben sein. Auch der Zug gegen die Beduinen, die „Seïr", im Harris erwähnt, hatte nach den eigenen Worten des Berichtes keine besondere Wichtigkeit. Ernster war vielleicht der libysche Krieg des Jahres 11. Die Maschawasch unter der Führung des Kapur und seines Sohnes Meschaschar wollten sich im Delta festsetzen; Ramesse verjagte sie, Kapur wurde gefangen, Meschaschar fiel.

Den glücklichen Frieden, der in den späteren Jahren des Königs herrschte, schildert der Papyrus Harris eindrucksvoll: „Ich bepflanzte das ganze Land mit blühenden Bäumen und ließ die Menschen in ihrem Schatten sitzen. Die ägyptische Frau konnte gehen, wohin sie wollte, ohne daß sie auf dem Weg von jemand belästigt wurde. Das Fußvolk und die Wagenkämpfer saßen still zu meiner Zeit, Scherben und Kehak in ihren Städten; sie lagen da, so lang ihr Rücken war. Sie haben keinen Kriegsschrecken mehr, keinen Kampf in Nubien, keinen Heerzug in Syrien. Ihre Bogen und Waffen ruhen in ihren Magazinen, sie sind satt und trunken und jauchzen, indem sie friedlich bei Weib und Kind sitzen." Auch eine Reihe friedlicher Unternehmungen zählt der Papyrus auf: die Anlage eines Brunnens in der Wüste östlich von Menfe, Fahrten nach Pownet, nach den Kupferbergwerken von Atik (Lage unbekannt), nach der Sinaïhalbinsel.

Aber unsere Denkmäler erzählen doch auch eine dunkle Geschichte. Es sind mehrere Aktenstücke auf uns gekommen, die von der Entdeckung und Sühnung einer Haremsverschwörung handeln. Man hat kaum genügend Anhaltspunkte, die Vorfälle in die letzten Tage des alten Königs zu verlegen, der dann darüber gestorben wäre; vielleicht darf man auch ihre Bedeutung an einem orientalischen Hof nicht allzu hoch einschätzen, aber ernst waren sie doch, wenn man das Urteil über die Schuldigen erwägt. Eine hochgestellte Haremsdame, Teje, und andere Frauen des Harems hatten eine Verschwörung gegen den König angezettelt und suchten durch ihre Verwandten draußen „Feindseligkeit gegen ihren Herrn" ins Werk zu setzen, wie der mild verschleierte Ausdruck der Akten lautet; es geht also offenbar darum, den König zu beseitigen, man nimmt an: zugunsten des Sohnes der Teje, des Pentwere, der auch in die Sache verwickelt war. Eine größere Anzahl von Haremsbeamten, aber auch Draußenstehende, königliche Truchsesse, ein Vorsteher der Bogenschützen in Nubien, ein General und mehrere Zivilbeamte waren beteiligt. Wir hören von Zaubermitteln, Göttern von Wachs, magischen Formeln, mit denen man die Zwecke der Verschwörung zu fördern suchte. Die Einzelheiten des Prozeßverfahrens sind kultur- und rechtsgeschichtlich von Wert. Die Verschworenen von Rang werden unter entstellten Namen vernommen, und zwar vor einem Gerichtshofe, den der König selbst für diesen Fall ernannt und mit der Vollmacht des Strafvollzugs ausgestattet hat. Die Schuldigen wurden teils zum Tod verurteilt, teils überließ man es ihnen, Selbstmord zu begehen, so jenem Pentwere, einigen geringer Belasteten schnitt man Nasen und Ohren ab, einer wurde freigesprochen.

Ramesse III. starb auf seinem Thron, am 6. Epiphi des 32. Jahres (1169). Als die Mumie des mäßig hochgewachsenen Mannes in das Tal der Königsgräber gebracht war, hatte der letzte große Pharao des Neuen Reiches Abschied genommen. Sein Totentempel, der von Medinet Habu, schließt nicht unwürdig die glänzende Reihe der königlichen Totentempel des thebanischen Westufers im Süden ab. Der Tempel ist besser erhalten als alle anderen vorptolemaiischen. Im „Pavillon", dem Teil eines zum Tempel gehörigen Palastes, hat Ramesse III. öfter gewohnt, und man sieht dort in den Gemächern intime Szenen des Haremslebens abgebildet. Ein merkwürdiges Totenbuch wurde für den König hergestellt: der umfängliche Papyrus, der unter dem Namen „der große Papyrus Harris" bekannt ist. Es sind darin das Vermögen und die Einkünfte der Reichstempel zu Wese, On, Menfe

und kleinerer Tempel aufgeführt, damit sie den Göttern, vor die der König nun treten wird, seine großen Verdienste um den Gottesdienst ersichtlich machen. Ein Überblick über die treffliche Regierungsführung, die gleichfalls zur Empfehlung des Königs den Listen angefügt wird, war wohl auch anderweitig veröffentlicht worden.

Nicht weniger denn acht Könige, alle seines Namens, sind Ramesse III. nacheinander gefolgt, aber — für uns — fast ohne Geschichte. Ramesse IV., dem zu gehorchen am Schluß des Papyrus Harris die Untertanen aufgefordert werden, regierte ungefähr sechs Jahre; Ramesse V., VI., VII., VIII. etwa bis 1140 herab. Unter Ramesse IX. (etwa 1140—1121) wurde es nötig, eine große Untersuchung der älteren thebanischen Königsgräber anzustellen, da die Anzeigen von deren Beraubung durch Diebesbanden zu laut wurden. Aus den umfangreichen Aktenstücken zu der mit Recht peinlich behandelten, aber bald durch Streitigkeiten zwischen den einzelnen Behörden wohl absichtlich verwirrten Angelegenheit geht hervor, daß die niederen Bediensteten der Amonstempel stark beteiligt gewesen sind, und vielleicht nicht nur sie allein. Und doch wollten die hohen königlichen Kommissare mit Amons Leuten gern sänftiglich fahren, bei der Nachprüfung so wenig wie möglich sehen. Schon drei Jahre später, im ersten Jahre Ramesses X. (1121—16), mußte eine neue Untersuchung beginnen. Diesmal waren die Felsengräber Sethoës I. und Ramesses II. im abgelegenen Biban el-Moluk angebohrt worden. Niemand hätte sich darum gekümmert, wären nicht die „zünftigen" Plünderer aus dem Amons- und Khonsutempel mit „wilden" Teilnehmern in Streit geraten; einer, der sich bei der Teilung geschädigt fühlte, zeigte es einem Hauptmann der Madi (vgl. S. 273) an. Von den Grabstätten der Privatpersonen aber war damals schon die große Mehrzahl ausgeraubt.

Unter der mindestens 27jährigen Regierung Ramesses XI. drängte der gänzliche Verfall des königlichen Hauses zu neuen Gestaltungen (s. S. 305 f.).

Es wäre kaum richtig, wenn wir uns nach den betrüblichen Zuständen in der Nekropole, von denen jene Prozeßakten handeln, ein allgemeines Bild der Verhältnisse zurechtlegen wollten. Es waren doch auch aufstrebende Kräfte da, die das Erbe der großen Pharaonen des Neuen Reiches weiter zu verwalten Geschick genug besaßen. Ganz sachte glitt die Macht aus den Händen der unfähig gewordenen Ramessiden auf die Hohenpriester des Amon hinüber. Freilich von einer auswärtigen Betätigung des Reiches war unter den gegebenen Umständen nicht die Rede. Die Beamtenschaft, jene alte Institution auf diesem Boden, hatte von der 18. Dynastie an bis in die Zeiten Ramesses III. wohl die höchste Blüte erlebt, die ihr auf ägyptischem Boden beschieden war; das feste Gefüge einer so verzweigten, in wohlgeordneten Formen arbeitenden, sich aus sich selbst stets neu rekrutierenden Körperschaft muß noch lange in dem fortschreitenden Zusammenbruch des Staates und allmählich auch des Volkstums standgehalten haben. Wir besitzen gerade zur Charakteristik dieses Standes wichtiges Material aus dem Ende der 19. Dynastie. Es sind uns z. B. mehrere Hefte erhalten, die sich junge Verwaltungsbeamte — man nimmt an, zu ihrer Übung im Schönschreiben — zusammengestellt haben, so ein gewisser Enana und der uns schon bekannte Schreiber des Gedichts von der Khetaschlacht, Pentwere (S. 297). Sehen wir einen Augenblick den Kreis der literarischen Interessen an, der diese strebsamen Jünglinge beschäftigte. Wir lernen dadurch zugleich einige Züge der damaligen Literaturgeschichte kennen.

Da sind vor allem Stücke aus der eigentlichen Standesliteratur: Sammlungen von Musterbriefen, die oft reichen Stoff zur Kulturgeschichte darbieten, und das „Lob des Schreiberstandes", wie es in der „Lehre" eines alten Weisen enthalten war; wie müssen alle anderen Stände sich placken, wie übel ist sogar

der Offizier daran gegenüber dem Stand, der regiert, während alle anderen regiert werden! Ferner die Lehre des Amenemhet (S. 259) und ein Nilhymnus. Die patriotische Königsliteratur (S. 275) kommt nicht zu kurz, und die großen Eroberungen in Asien spiegeln sich in manchem Erzeugnis wider: einige Stücke wimmeln von kanaanäischen Wörtern, es sind dichterische Abfälle der sprachlichen Studien, die jetzt für den Beamten nötig waren. Das Gedicht von der großen Schlacht Ramesses, an Schwung und Innigkeit nicht verächtlich, führt gleichfalls nach Asien, und mit der Kenntnis des asiatischen Schauplatzes prunkt geradezu die sogenannte „satirische" Schrift, vielleicht unter Ramesse II. geschrieben, nicht von jenen beiden, aber doch in diesen Kreis gehörig; hier kommt auch einmal der ägyptische Humor, uns freilich noch oft nicht recht verständlich, zu seiner Geltung. Es ist der Form nach ein Brief: ein Künstler des Stiles, der sich auf die Kraft seiner Feder viel einbildet, kanzelt einen Zunftgenossen ab, der es ihm in einer literarischen Arbeit nicht zu Danke gemacht hat. Als Beispiel, wie er es hätte anfangen sollen, arbeitet er das Thema selbst aus; einen Hauptteil bildet die Beschreibung der Fahrt eines „Mahar", das ist wohl eines ägyptischen Eilboten, der in diplomatischer Mission in Syrien reist. Dabei passiert ihm ja allerlei Merkwürdiges, er wird bestohlen, besteht ein galantes Abenteuer im Garten zu Joppe, aber der besondere Reiz bei der langen Aneinanderreihung syrischer Ortsnamen, die uns höchstens historisch von Wert scheint, ist offenbar ein stofflicher. Man sieht daraus aufs neue, mit wie großem Interesse die literarischen Kreise nach dem eroberten Land hinüberschauten. Unter den Stücken, die Enana und Pentwere aufschrieben, finden sich auch zwei Erzählungen. Pentwere hat uns die historische Novelle vom Anfang des Hyksoskrieges (S. 269) überliefert, Enana aber eines jener Märchen, die in der altägyptischen Literatur so hübsch vertreten sind (S. 244). Seine „Geschichte von den zwei Brüdern" ist die längste der uns aus Ägypten bekannten Dichtungen dieser Art, und gerade die Länge hat hier literarische Bedeutung. Es ist der Versuch einer umfänglichen Komposition, und dem Verfasser gelingt es noch nicht zum besten: er fügt ziemlich ungeschickt verschiedene Stoffe zu einem lockeren Ganzen aneinander. Die einzelnen Teile aber sind sehr gut erzählt und namentlich die eigentliche Geschichte der zwei Brüder, das hier zuerst auftauchende Motiv von Joseph und der Frau des Potiphar, wird lebendig und fein ausgeführt. Unter all diesen Sachen ist nichts, was der eigentlichen religiösen Literatur angehörte, auch der Nilhymnus nicht. Wenn wir auch nur einen Ausschnitt des einst Vorhandenen vor uns haben, so wird man doch urteilen dürfen, daß um die Zeit des Neuen Reiches die profane Literatur weitaus an Bedeutung und Ausbildung die religiöse überragte.

Vielleicht ist es ein Symptom des allgemeinen Niederganges, daß priesterliches Wesen in den das Neue Reich ablösenden Jahrhunderten so breit in den Vordergrund tritt. Die religiöse Literatur hat natürlich auch noch unter den Ramessiden andauernd produziert und noch manche neue Formen gezeitigt, große Umprägungen der von alters festgestellten Gedankenwelt aber nicht mehr hervorgebracht; das bunte und seltsame Gewühl der niederen Dämonen macht sich in der Folgezeit breit, der astrologische Aberglaube blüht auf, alles nicht ohne Einwirkung des Auslandes; der mehr und mehr überhandnehmende Mystizismus und die Ausbildung des Tierkults (S. 316) in jenen Formen, die aller Welt als typisch ägyptisch bekannt sind, stellen vielleicht die wichtigsten Züge der von nun an einsetzenden Entwickelung dar. Totenbuchhandschriften der Saitenzeit haben am Schluß des Buches Kapitel, deren krause ausländische Götternamen bereits den Synkretismus des absterbenden Heidentums im Aufdämmern zeigen.

d) Das Ende des Neuen Reiches (21.—23. Dynastie), etwa 1090—715 v. Chr.

Das Geschlecht der Ramessiden hatte abgewirtschaftet. Es ist nicht weiter befremdlich, daß nun die damals gewiß nächst dem König reichsten und mächtigsten Herren im Lande, die Hohenpriester des Amon von Theben, nach der Königskrone griffen; die Entwickelung der Dinge drängte sie von selbst dazu, die Macht an sich zu reißen, nachdem die Könige sich als nicht mehr geeignet erwiesen hatten, sie festzuhalten. So wurde denn Hrihor, Hoherpriester des Amon und lange Zeit der eigentliche Regent des Landes unter Ramesse XI., schließlich als alter Mann wirklicher König, um 1090. Vermutlich hat er sich selbst dazu gemacht. Doch bleiben uns die näheren Umstände unbekannt, und auch eine offizielle

Darstellung des Herganges, wie wir sie bei Haremheb (S. 295) trafen, scheint nicht erhalten zu sein; wenigstens ist es aufs äußerste unsicher, ob sich die dahin gedeutete Inschrift im Tempel des Khonsu zu Karnak, wo von einem Orakelspruch des Khonsu zugunsten des Hrihor die Rede ist, wirklich darauf bezieht. Der Charakter des Königtums hätte sich zunächst durch diese Usurpation kaum verändert, da die Hohenpriester des Amon von jeher in erster Linie weltliche Große waren; aber es scheint, daß der königliche Hohepriester in Theben gar nicht den Anspruch erhob, das Erbe des Pharao im vollen Umfang anzutreten. Denn auf das Delta hat er wohl von vornherein verzichtet. Dort, in Tsane, der ersten Stadt des Deltas, besaß, etwa seit Ramesses XI. ersten Jahren, ein Mann namens Nesbenebded (griechisch Smendes) die Gewalt. In einer späteren thebanischen Erzählung (S. 307) heißen er und seine Gemahlin Tentamon „die Gebieter, die Amon dem Norden seines Landes gesetzt hat", und es hat demnach wohl zwischen dem Hohenpriester im Süden und dem Fürsten im Norden eine friedliche Auseinandersetzung stattgefunden. Nesbenebded vererbte sein Königtum auf seinen Sohn (Psebkhanne I.; griechisch Psusennes). Manetho zählt sein Geschlecht — und was sich etwa noch dazugesellt hat — als die einundzwanzigste Dynastie: Smendes (26 Jahre), Psusennes I. (41 Jahre), Nephelcheres (4 Jahre), Amenophthis (ägyptisch: Amenemopet, 9 Jahre), Osochor (6 Jahre), Psinaches (9 Jahre) und Psusennes II. (35 Jahre), also zusammen etwa 1090—960 v. Chr.

Manetho hat gewiß recht, wenn er die nordischen Fürsten als die eigentlichen Träger der pharaonischen Würde ansieht. Das Übergewicht des Nordens, das sich schon seit Ramesse II. (S. 299) zu erkennen gab, hatte sich nun befestigt und dauerte in die Zukunft; Theben hatte seine besten Zeiten hinter sich und sank immer mehr in Ohnmacht, die den Süden noch einmal emporraffende Äthiopenherrschaft (S. 309) brauste als eine flüchtige Episode vorüber. Wir kennen — fast nur dem Namen nach — aus den spärlichen Denkmälern die Tsaniten der 21. Dynastie bis auf Nephelcheres, Osochor und Psinaches; ist etwa Osochor ein libyscher Eindringling, ein Vorläufer der Bubastiten der 22. Dynastie? Und wie steht es mit dem König Siamon der Denkmäler? Die Zahlensumme Manethos mag ungefähr das Richtige treffen.

Besser ist uns, durch die Funde in Der el-Bachri und Karnak, das Geschlecht des Hrihor bekannt, das in Theben seine fürstliche Gewalt über den Süden ausübte. Von seinem Sohne Pionkhe können wir freilich nicht nachweisen, daß er König war, ja ein vielleicht in diese Zeit gehöriges Denkmal aus Gebelen zeugt von Nesbenebdeds Macht auch im Süden. Hrihors Enkel, Pinotem I., vermählte sich mit der Tochter des Psebkhanne I. von Tsane und vereinigte so nach dem Tode des Psebkhanne die beiden Länder, ein Gewinn, der mit seinem Tode wieder zerrann; in Theben setzte er einen Sohn zum Hohenpriester ein. Im übrigen unterrichten uns die Denkmäler auch über die Beziehungen der beiden Häuser zueinander zu wenig. Auf Pinotems I. Sohn folgten in Theben noch vier oder fünf Hohepriester seines Geschlechts bis zum Ende der Dynastie.

Hrihor hat in Karnak am Reichstempel bauen lassen, und auch die übrigen Hohenpriester seines Hauses haben sich in Bauten oder anderen Denkmälern verewigt; von den Tempeln, mit denen die Könige des Nordens Tsane geschmückt haben, blieben nur ganz dürftige Reste. Ein bemerkenswerter Zug tritt in einigen thebanischen Denkmälern der Zeit stark hervor: die Statue des Gottes Amon entscheidet durch Nicken oder durch Annahme eines ihm vorgelegten Schriftstückes über politische und juristische Angelegenheiten, so über die Rückkehr von Verbannten oder die Schuld eines Angeklagten. In ähnlicher Weise fungierte später das Orakel Amons unter den Äthiopiern, und auch das in der griechischen Welt berühmte Heiligtum Amons in der libyschen Oase Siwa, das vielleicht in der Zeit der libyschen (22.) Dynastie gegründet worden ist, übte die gleiche Praxis. So lassen sich also hier auf ägyptischem Boden Ansätze einer wirklichen

Theokratie beobachten. Aber von dem großen politischen Ansehen, das dereinst Gott Amon unter der 18. und 19. Dynastie auch im Ausland genossen hatte, war nur noch ein Schatten geblieben, wie eine eigenartige Erzählung, die Geschichte von Wenamon, zeigt. Sie stammt wohl noch aus der 21. Dynastie. Ein wirklich erstatteter Reisebericht kann sie, dem Stil nach, nicht gut sein, aber ebensowenig eine historische Novelle, die in der Erhebung des Hrihor und Nesbenebded zu Königen gipfelte; man wird sie, ähnlich wie die Sinuhegeschichte (S. 260), als die literarische Ausgestaltung einer historischen Begebenheit auffassen dürfen. Jedenfalls hat der Schriftsteller die Farben seiner Schilderung der Wirklichkeit entnommen, und so bietet das Stück hohes kulturgeschichtliches Interesse; es zeigt zugleich deutlich, was aus der Herrschaft Ägyptens in Syrien geworden war. Wenamon, ein Beamter des Hohenpriesters Hrihor, erzählt seine schlimme Seereise nach Palästina und Phoinikien, von wo er Bauholz für eine neue Barke des Gottes hatte holen sollen. Die Reise wird in das 5. Jahr eines ungenannten Königs, gewiß des Ramesse XI., verlegt. Nesbenebded und Tentamon in Tsane empfingen ihn freundlich und ließen ihn mit einem Handelsschiffe weitersegeln. Gleich am ersten Landungsplatze, Dor, der Stadt des Zakarfürsten (S. 302) Bedel, wird Wenamon von einem Schiffsknechte seiner Barschaft beraubt, mit der in Byblos das Libanonholz bezahlt werden sollte. Er scheint sich, da Bedel seine Beschwerde abweist, dann selbst an irgendeinem Zakar schadlos gehalten und hierauf fluchtartig nach Byblos begeben zu haben. Hier aber behandelt ihn der Stadtfürst Zekarbaal mit äußerster Mißachtung; er möchte ihn gern los sein, da er sieht, daß von ihm doch nichts zu holen ist, wagt aber nicht, ihn geradezu auszutreiben. „Ich verbrachte dort 19 Tage, und alle diese Zeit ließ er mir täglich sagen: ‚Entferne dich aus meinem Hafen!‘“ Wenamon wäre selbst am liebsten heimgefahren, und endlich hat er auch ein passendes Schiff gefunden, da gerät ein Page bei einem Opfer Zekarbaals in prophetische Verzückung und ruft in einem fort: „Entsende den Boten des Amon!“ Wenamon hat nämlich ein Götterbild bei sich, einen „Amon des Weges“, und dieses Bild hat das Wunder bewirkt. Zekarbaal wird dadurch bewogen, den Wenamon vor sich zu lassen. In der Unterredung kommt der ganze Stolz des Ägypters zur Geltung; er verlangt, daß Zekarbaal ohne weiteres das Holz liefere, wie es sein Vater und Großvater auch getan hätten. Zekarbaal ließ „die Akten aus der Zeit seiner Vorfahren bringen und verlesen. Da stand von 1000 Deben (= 91 kg) allerlei Silbers geschrieben; und er sagte mir: ‚Wenn der Fürst von Ägypten Herr über das Meinige und ich wirklich sein Diener wäre, so hätte er damals nicht Gold geschickt. Ich bin weder dein Knecht, noch der Knecht dessen, der dich sendet … Von Ägypten kam die feine Art und Gesittung bis hierher zu meinem Wohnsitz. Aber was ist das für eine schäbige Weise, wie man dich reisen läßt!‘“ Da erklärt der Ägypter mit großen Worten, daß Amon Herr über alles und über den Libanon ganz im besonderen sei. Was aber das Gold betreffe, das Zekarbaal haben wolle, so brauche er, Wenamon, nur dem Nesbenebded zu schreiben, der werde den Bettel sofort schicken. In der Tat kamen dann die Geschenke Nesbenebdeds an. „Da war der Fürst erfreut und bot auf 300 Mann und 300 Zugochsen und stellte Aufseher vor sie, das Holz fällen zu lassen.“ Als es dann am Strande lag, bemerkte Zekarbaal drohend: „Nun mach’ dich aber fort damit. Ich habe dir nicht getan, was man den Gesandten des Khemwese getan hat, die 17 Jahre hier festgehalten wurden, bis sie starben.“ Aber als der Ägypter nun wirklich abfahren will, lauern ihm elf Schiffe der Zakar auf. Zekarbaal rät den Zakar, den Wenamon erst zu verfolgen, wenn er abgefahren sei. Der Wind treibt Wenamons Schiff an die Küste von Alasa (Alaschia, S. 286). Die Gnade der Fürstin Hatebe rettet ihn vom Tod. Wie aber das Holz nach Theben gelangt ist, erfahren wir nicht, denn die Handschrift bricht hier ab.

Die 21. Dynastie scheint unter ihrem letzten Herrscher einen Versuch unternommen zu haben, sich in Asien wieder in bessere Achtung zu setzen. Laut der israelitischen Überlieferung hat Salomo eine Tochter Pharaos und als Mitgift die kanaanäische Stadt Geser empfangen (vgl. Bd. II, S. 188), nachdem sein Schwiegervater den Ort erobert hatte: das paßt der Zeitrechnung nach ungefähr auf den Genannten. Unter der 21. Dynastie ist auch der Kampf mit den Dieben um die Gräber der alten Herrscher (S. 304) zu einem nicht gerade rühmlichen Abschluß gekommen: man packte die bedrohten Mumien schließlich in jene verborgene, notdürftig im Innern erweiterte Felsspalte oberhalb Der el-Bachri und legte die Körper von eigenen Angehörigen hinzu, froh, einen leidlich sicheren Ort ermittelt zu haben, und ohne Sorge um die kultische Ausstattung. So sind die erhabenen Thutmose, Sethoë und Ramesse fast 3000 Jahre eingeschachtelt liegen geblieben; dann waren sie noch einmal

sieben Jahre hindurch die Opfer gelegentlicher Diebereien, bis man den Fellachen das Geheimnis ihrer Entdeckung entriß und 1881 den Inhalt des Verstecks den Museen zuführte.

Geraume Zeit schon hatten die in Khenense (Herakleiopolis; s. S. 254) befehligenden erblichen Söldnerführer aus libyschem Fürstengeschlechte maßgebenden Einfluß besessen. Seitdem die Scherden (vgl. S. 273) unter den Nachfolgern Ramesses III. verschwunden waren, bildeten ihre libyschen Genossen, vorweg die Krieger der Maschawasch, allein den feldtüchtigen Bestandteil des Reichsheeres und schickten sich an, das Delta durch Nachwanderung endlich doch noch zu besetzen. Nemarts von Khenense Sohn, Scheschonk, nahm den Königstitel an; er ist der Sesonchis des Manetho, der erste König der zweiundzwanzigsten Dynastie. Manetho nennt dies Geschlecht „Bubastiten", wir wissen aber nicht, inwiefern sie mit der Stadt Perbaste (griechisch: Bubastis) in Beziehung stehen. Scheschonks Sohn Osorkon, der spätere König, wurde mit Maatkere, einer Tochter des letzten Tsaniten, Psebkhanne II., vermählt und so die Tradition des vorigen — in männlicher Linie wohl ausgestorbenen — Königshauses an das neue geknüpft. Die Bubastiten haben nach den Denkmälern reichlich über 200 Jahre regiert; wir setzen hier mit Rücksicht auf die 120 Jahre, die ihnen Manetho gibt, 220 für sie an, also 960—740 v. Chr.

Statue der bubastitischen Königin Karomama, Mutter des Osorkon II. Bronze mit Einlagen von Gold und farbigem Email. Jetzt im Louvre. Nach Photographie von Giraudon.

Scheschonk (960—939 v. Chr.), der Sisak der Bibel, hat einen Feldzug nach Palästina unternommen und dabei, nach der hebräischen Überlieferung, Jerusalem erobert und die Schätze des Tempels, des Königshauses und die goldenen Schilde Salomos weggeführt. Vordem war, wie die Bibel erzählt, Jerobeam, der junge Günstling Salomos, der dann dem Könige verdächtig geworden war, zu Sisak nach Ägypten entflohen und hatte dort Schutz gefunden. Es ist klar, daß die ägyptische Politik bei dem Abfall Israels vom Hause Davids, der nach der Bibel mit der Rückkehr Jerobeams aus Ägypten eintrat, mitsprach (vgl. Bd. II, S. 189). Ägypten setzte mit dem Feldzug natürlich nur seine alte asiatische Politik fort.

Auf einer Tempelwand in Karnak ist der größte Teil des Verzeichnisses von palästinischen Städten und Landschaften erhalten, die Scheschonk damals erobert hat. Jerusalem muß unter den zerstörten Namen gestanden haben. Ziemlich viele der erhaltenen Namen gehören nach Nordisrael: also hatte Jerobeam den Sieg über Juda tatsächlich erst dem Erscheinen der ägyptischen Streitmacht zu verdanken. Die Bauten Scheschonks in Karnak stammen erst aus seinem 21., vermutlich letzten, Jahre. Wie lange vorher der asiatische Zug stattfand, wissen wir nicht. Man mag ihn um 945 ansetzen. Auch wie lange beide israelitischen Staaten von da an tributpflichtig geblieben sind, ist nicht bekannt; nach der späteren jüdischen Ansicht 30 Jahre.

Obgleich die Libyer als Vertreter der Heeresmacht die Doppelkrone erworben hatten, mit einer glücklichen Waffentat in Asien anfingen und lange genug geherrscht haben, ist doch der Verfall Ägyptens unter ihnen fortgeschritten. Die Könige bauen in Menfe und den Deltastädten, sie suchen auch Theben festzuhalten. Scheschonk I. setzte seinen Sohn Jupet in derselben Weise als Oberpriester des Amon neben sich, wie es Pinotem I. getan hatte (S. 306). Von Osorkon I., seinen Nachfolgern Takelot I. und Osorkon II. (s. die obenstehende Abbildung) weiß man fast nichts, obwohl alle drei lange regiert haben. Scheschonk II. scheint als Mitregent Osorkons II. gestorben zu sein. Takelot II. regierte etwa

von 860 an. Scheschonk III. muß nach den Inschriften, der für die Bestimmung dieser Herrscherzeiten wichtigen Apisgräber 52 Jahre, ungefähr von 840 an, den Thron innegehabt haben. Auch von ihm, und ebenso von den beiden letzten Königen des Hauses, Pemu und Scheschonk IV. (dieser etwa 780—740), sind keine historischen Tatsachen von größerer Wichtigkeit bekannt. Die Pharaonenmacht war im Laufe des 9. Jahrh. fast auf die Geltung eines Stadtfürstentums herabgemindert worden; aber die Ruinen von Perbaste haben uns noch zu wenig über diese Zeit erzählt. Neben den Königen im Delta stehen jetzt die Herren von Herakleiopolis und die mancher anderer Orte, sogar im Delta, mit selbständiger Bedeutung da. „In Soan (Tsane, S. 306) waren seine Großen, seine Boten gelangten nach Hanes (Khenense, S. 308)", sagte Jesaia von den Gesandten des Judäers Hiskia (Bd. II, S. 197), die in Ägypten Hilfe suchten. Die Blütezeit einer weitverzweigten „Tyrannis" war für Ägypten herangekommen. In Asien aber hatte sich die assyrische Macht drohend erhoben, und an der Südgrenze Ägyptens erwuchs als Ableger der Kultur des Neuen Reiches ein selbständiges nubisches Reich zu beträchtlicher Größe, das sehr bald seine Hand auch auf Ägypten legen mußte.

Manetho hat nach den Bubastiten eine dreiundzwanzigste Dynastie von vier Tsaniten, Petubastis, Osorkon, Psammus und Zet, die 89 Jahre regiert haben sollen. „Tsaniten" braucht nicht verschrieben zu sein aus „Bubastiten", sie mögen zu Tsane und Perbaste geherrscht haben; bei Pionkhe erscheint freilich Osorkon als König von Perbaste. Von Psammus und Zet wissen wir schlechterdings nichts. Von König Petubastis, ägyptisch Pedebaste, kommt in den Inschriften das 23. Jahr vor, unter seinem Nachfolger Osorkon III. fand der Feldzug statt, der den Äthiopierkönig Pionkhe nach Unterägypten führte. Bei Beginn dieses Zuges sehen wir dort folgendes Bild. In Sawe (Saïs) hat sich ein König Tefnakht erhoben, der Menfe seinem Gebiet einverleibt und Anstalten trifft, das Pharaonenreich wiederherzustellen. Von den anderen vier „Königen" haben sich drei: Osorkon zu Perbaste, Jupet von Tentremu und Nemart von Schmun (Hermopolis magna), „wie die Hunde" (sagt Pionkhe) an Tefnakht angeschlossen, während der vierte, Peftewaubast von Khenense, äthiopisch gesinnt blieb. Die übrigen 15 Anhänger Tefnakhts sind zum größten Teile Söldnerführer im Besitze von Stadtgebieten; zwei nennen sich Erbfürsten; in Sekhem (Letopolis) steht der Priester des Hor an der Spitze. Zu diesem Bilde stimmen die Angaben, die uns die assyrischen Annalen Assurbanipals (S. 311 und Bd. II, S. 70 f.) machen, und die lebendigen Schilderungen zweier später ägyptischer Novellen, die in demotischer Schrift überliefert sind und die Kämpfe um die heilige Barke des Amon und um den Panzer des Königs Jerethorerou (griechisch Inaros), beides unter König „Pedebaste von Tsane", mit äußerst kriegerischen Farben ausmalen. Es ist Homerisches Rittertum in der ägyptischen Ausgestaltung, was in diesen Novellen lebt.

G. Die Äthiopier und die Assyrer in Ägypten. 715—660 v. Chr. (23. bis 26. Dynastie).

Pionkhe (auch: Piankhi, vgl. S. 153) war, wie seine große Inschrift am Berge Barkal bei Napata (vgl. S. 152) berichtet, im 20. Jahre persönlich in Ägypten eingerückt, da er schon im Thoth seines 21. Jahres in der Heimat die Aufstellung des Denkmals befohlen hat.

Der Zeitansatz für diesen Feldzug ist insofern unsicher, als unsere Zahlen für die 21. und 22. Dynastie (S. 306 und 308) mit einer gewissen Willkür festgelegt werden mußten. Nach unseren Annahmen bleiben für die 23. Dynastie, in die, und zwar nach dem 23. Jahre des Pedebaste (s. oben), der Feldzug fällt, nur die 31 Jahre 740—709 v. Chr. übrig. Wird also nach dieser Rechnung der Fehler in den 89 Jahren Manethos (für die 23. Dynastie; s. oben) gesucht, so mag doch hier betont werden, daß er ebensogut die unter Anlehnung an das schwanke Rohr Manetho bestimmten Zahlen der 21. und 22. Dynastie treffen kann. Daher haben andere den Feldzug um 770 angesetzt (so S. 153), und sie konnten sich dafür auf die

freilich sehr fragwürdige Notiz berufen, die als aus Manetho stammend überliefert wird: daß in die Zeit von König Pedebaste die erste Olympiade gefallen sei.

Der nubische König muß, nach der Inschrift, Oberägypten bis in die Gegend von Khenense hinab mit Truppen besetzt haben; vermutlich erst kurz vorher, und unbekannt, durch welche Verhältnisse veranlaßt. Die beiden militärischen Statthalter Pionkhes in Ägypten, Puarem und Ramersekne, hatten, als Tefnakht Khenense bedrohte, Schmun, die Stadt des mit Tefnakht verbündeten Nemart, belagert; ein neu aus Nubien geschicktes Heer hatte zwar eine Schlacht gegen die Verbündeten des Tefnakht bei Khenense geschlagen, aber Nemart, der hier mitgefochten hatte, war nach Schmun entkommen, und die Äthiopier vermochten diesen Platz nicht zu nehmen. Auf diese Nachricht machte sich Pionkhe selbst auf, feierte in Theben vor Amon das Neujahrsfest und eilte dann, „die Länder Unterägyptens schmecken zu lassen den Geschmack seiner Finger". Nach heftiger Verteidigung mußte sich Nemart in Schmun ergeben; der Oberherr betrat, feierlich empfangen, die Stadt, besichtigte den Palast des Nemart, das Schatzhaus, den Harem. „Es ging Seine Majestät ferner zum Pferdestall und den Fohlenhürden. Er gewahrte, daß diese Tiere hatten hungern müssen, und sprach (zu Nemart): ‚Bei meinem Eid, schlimmer deucht mich als alle Sünden, die du begangen hast, daß du meine Pferde darben ließest!'" — Die Befestigungen am Eingange zum Faijum hielten ebenfalls nicht stand; Menfe hingegen, von 8000 Mann des Tefnakht gehalten, fiel erst nach Sturmangriffen von der Flußseite. Wie Pionkhe sogleich Ptahs Tempel mit einer Schutzwache bedachte, wie er selbst dorthin und weiter nach On zum Tempel des Re pilgerte, wird uns von der Inschrift mit einer Genauigkeit geschildert, die für die Kenntnis des Zeremonialwesens wertvoll ist und zugleich die peinliche Sorgfalt der äthiopischen Frömmigkeit beleuchtet. Schon in Menfe waren Jupet und mehrere Teilfürsten mit Tribut vor Pionkhe erschienen, und als der Sieger bis Atrib (griechisch Athribis) vorging, erfolgte die allgemeine Unterwerfung; an der Spitze der bei dieser Gelegenheit in der Inschrift aufgeführten Deltafürsten erscheint König Osorkon (S. 309). Tefnakht blieb nur darin hartnäckig, daß er seinen Treueid nicht anders denn daheim zu Sawe vor den Gesandten Pionkhes leistete. Sein Versuch zur „Befreiung" Ägyptens war gescheitert.

Im Laufe der auf 715 folgenden sechs dunkeln Jahre fand die 23. Dynastie ein dunkles Ende; vgl. S. 309. Tefnakhts Sohn Bekenranef (griechisch Bokchoris) wird in der späteren griechischen Geschichtsschreibung als weiser Gesetzgeber und kluger Richter gefeiert, in einigen Notizen freilich erscheint er als geizig, als Schwächling und Götterverächter; Manetho gibt ihm sechs Jahre und macht ihn zum einzigen Vertreter der vierundzwanzigsten Dynastie. Er erzählt, daß ihn Sabako gefangen genommen und verbrannt habe. Das 6. Jahr des Königs Bekenranef wird durch die Inschrift eines Apisgrabes im Serapeum zu Menfe belegt, und länger wird er auch nicht regiert haben (709—703).

Der Bruder Pionkhes, Schabak, hat um 703 (vgl. S. 153) wieder das ganze Land unterworfen. Er erscheint bei Manetho als Sabakon und ist Stifter der fünfundzwanzigsten Dynastie Manethos, der Dynastie von drei „Äthiopen", die 40 Jahre (703—663 v. Chr.) regierten. Seine Schwester Amenerdis, Tochter Königs Kaschte, wurde „Weib des Gottes (Amon)" in Theben, eine priesterliche Würde, die in der Äthiopenzeit große politische Bedeutung hat. Man hat Schabak als den Verbündeten Hannos von Gasa und den Seweh (Sō') der Bibel angesehen, auf dessen Hilfe der letzte König Nordisraels hoffte (vgl. Bd. II, S. 60 und 62), wogegen aber sprachliche und andere Bedenken, für uns auch chronologische, sprechen. Sein Sohn und Nachfolger Schabataк, bei Manetho Sebichos (lies: Sebitichos), war vielleicht

längere Zeit hindurch Mitregent des Vaters. Es ist die Zeit, da das Vordringen der Assyrer in Asien den Herren von Ägypten als ernste Bedrohung erscheinen mußte und ihre Politik zu Gegenmaßregeln zwang. Der Sieg Sinacheribs 701 bei Altaku wurde über einen zum Entsatze Jerusalems längst vorbereiteten Bund erfochten, bei dem die Ägypter nicht gefehlt haben, vgl. Bd. II, S. 65 und 228 — Winckler faßt hier „die Könige von Muṣri (Ägypten)" der assyrischen Annalen in anderer Weise; vgl. Bd. II, S. 181.

Herodotos erzählt von dem „Hephaistospriester Sethos", Sabakos Nachfolger, eine fromme Legende. Sinacherib sei gegen das durch eine Auflehnung der Krieger wehrlose Ägypten gezogen; aber gottgesandte Feldmäuse hätten im Lager vor Pelusion nächtlicherweile alles Lederzeug und die Bogensehnen der Feinde zerfressen: Sethos war gerettet. Der Bericht erinnert an den biblischen von Jerusalems Rettung vor Sinacherib, und in der Tat besteht zwischen beiden ein irgendwie gearteter Zusammenhang.

Den ernstlichen Kampf gegen die Assyrer um Ägyptens Besitz nahm erst Tahrak (Taharka; vgl. S. 154) auf, der, ein Sohn des Pionkhe, von Jugend an im äthiopischen Heere dienend, um 688 v. Chr. den Schabataḳ gestürzt und getötet hat. Über den Zusammenstoß mit Assurachiddin, die Auflösung der Äthiopierherrschaft nördlich von Assuan und die Einnahme Thebens durch das Heer Assurbanipals vgl. Bd. II, S. 69ff. Die Oberhoheit der assyrischen Könige (seit 671) hat nicht lange gedauert. Gestützt auf die Vielzahl von Städtefürsten und Gauherren, deren Assurbanipal 20 namhaft macht, glaubte der Großkönig von Ninive her jederzeit das entscheidende Wort am fernen Nil behalten zu können. Aber vielleicht gerade durch die rasche Folge fremder Eroberungen hatte dort der Partikularismus, jener schlimme Nachlaß der Bubastiten, innerlich Einbuße erlitten. Die Herren von Saiwe, von denen ja schon einer, Bekenranef, die Krone der Pharaonen getragen hatte, gaben gewiß ihr Streben nach der höchsten Würde nicht auf. Nun, beim Abzuge der Plünderer Thebens, stand Fürst Nekou von Saiwe und Menfe, der doch wohl auch diese saitische Politik insgeheim betrieben hatte, viel näher am Ziel als Tefnakht ein halbes Jahrhundert zuvor. Der Tod erlaubte Nekou nicht, die reife Frucht zu pflücken.

Sich zum „Herrn Beider Länder" aufzuwerfen, hat seinem Sohne Psammetik (griechisch Psammētichos; als König 663—609) wohl nur geringe Schwierigkeit bereitet. Er zahlte den Tribut an Assyrien weiter und gab bei dieser besonderen Gelegenheit vielleicht etwas mehr. Dadurch behielt er zugleich den nötigen Rückhalt gegen Wiederkehrsgelüste Tanutamons, des soeben von den Assyrern (Bd. II, S. 71, und oben, S. 154) nach Nubien zurückgeworfenen Nachfolgers des Tahrak. Eine Äthiopierprinzessin Schepenwepet, Nichte der Amenerdis, waltete unter Psammetik I. weiter als „Weib des Gottes" in Theben; bald, im Jahre 654, mußte sie des neuen Königs Tochter Nitokret (Nitokris, vgl. S. 254) adoptieren und so als künftige Nachfolgerin anerkennen, wodurch Theben fester an die Interessen der Dynastie geknüpft wurde. Waren aber auch die meisten ägyptischen Teilfürsten für Psammetik gestimmt, so konnten die anderen ihm doch leicht übel mitspielen. Je tiefer Assurbanipal in seine östlichen Kämpfe geriet (Bd. II, S. 72), desto mehr hoben sich die Aussichten der frondierenden kleinen Mitkönige in Ägypten auf Wiederherstellung des „Gleichgewichts", das natürlich die Äthiopierkönige erst recht zurückwünschten.

Von Libyen her war für Psammetik keine Verstärkung zu erwarten. Das schmale Land hatte seinen Bevölkerungsüberfluß vollkommen ausgeschüttet und ertrug gleich darauf eine hellenische Staatsgründung (vgl. S. 185). Auch das Nildelta ist sicher schon im 8. Jahrh. von Handelsschiffen der aufblühenden kleinasiatischen Griechenstädte gern besucht worden; daher die bessere Kenntnis des Herodotos von der äthiopischen Eroberung, von der

Befreiung durch den Abzug der südlichen Nachbarn, von den Assyrern, die allerdings nur in der Legende von Sethos auftreten, und von der Herrschaft der „zwölf Könige", aus denen Psammetik aufsteigt. Jetzt erscheint dieses nordische Fremdvolk unter den Söldnertruppen, die nach den assyrischen Königsannalen Gyges, der König des unter ihm mächtig aufstrebenden Lydien (vgl. Bd. II, S. 71, und Bd. IV, S. 8), dem Psammetik zur Unterstützung seines Abfalls von Assyrien zusandte. Bald entledigte sich Psammetik durch diese „ionischen und karischen" (so Herodotos, d. h. lydischen) Kriegsscharen der lästigen Stadt- und Gaufürsten. Die Oberherrschaft Assyriens verschwand mit ihnen (um 660; vgl. Bd. II, S. 71).

H. Von Psammetik I. bis auf Alexander den Großen.

a) Die Saïten (26. Dynastie), 663—525 v. Chr.

Es war ein dem pharaonischen Ägypten nur äußerlich gleichendes Staatswesen, das durch die Gunst der allgemeinen Lage in Vorderasien mit Psammetik I. aus Sawe Boden faßte und sich rund 140 Jahre behauptete. Die Einflüsse des Hellenentums, wie es um 600 v. Chr. war, wirkten jetzt und während der Perserherrschaft noch keineswegs fördernd. Die Kulturvölker waren sich seit den Tagen des Neuen Reiches wieder um ein gutes Stück nähergerückt, aber die Ägypter standen nicht mehr wie damals als das am weitesten gekommene Volk da. Die Griechen, jetzt auch noch nicht auf ihrer Höhe, bildeten doch von nun an das Ferment der staatlichen und der geistigen Entwickelung; sie haben Ägypten in immer steigendem Maße in ihre Kreise gezogen, und das pharaonische Ägypten ist am Griechentum zugrunde gegangen. Diese Fremdlinge aus Norden, von Psammetik bei Perbaste und an der Bolbitinischen Mündung (im „Milesier-Lager", d. h. Basar) angesiedelt, gaben für die neue ägyptische Dynastie und ihren Staat zunächst einen brauchbaren Pfeiler ab. War auch der ionische Söldner bei der Bevölkerung des Niltals nicht beliebter als früher der Scherdensoldat (S. 273) oder die Landsleute des Syrers Terura (S. 293), so hielt er doch mit den flußauf, flußab reisenden Händlern seiner Nation zusammen; selbst in der großen Oase war später eine griechische Firma tätig. Für die Geschichte dieser Zeit aber ist es wichtig, daß nur die Griechen sie im Zusammenhange, wenn auch einseitig, überliefert haben; die eigenen Denkmäler der Saïtenzeit bieten dazu die mehr kulturgeschichtliche Ergänzung im einzelnen.

Die Hauptverschiebung im Reichsinnern ähnelt der bekannteren, die für Hellas später mit der Übersiedelung des Konstantinos nach Byzanz eingetreten ist. Oberägypten verlor bald den letzten Schimmer seiner vormaligen Bedeutung; und so ist es geblieben. Das „hunderttorige Theben" gerät trotz aller stolzen und frommen Erinnerungen in unaufhaltsamen Verfall, dem auch nur an den Riesentempeln zu steuern der Staatshaushalt nicht mehr fähig war, obgleich die Rebellenkönige der Perserzeit noch eine Ehre darein setzten, umgestürzte Mauern oder Säulen in Karnak und Medinet Habu herzustellen, auf daß ihr Name daran glänze. Menfe aber wurde, wie vor alten Zeiten, wieder der Mittelpunkt des Landes. Seine glückliche Lage am Entwickelungspunkte des Deltasystems gab ihm Theben gegenüber einen geographischen Vorteil, verwandt mit jenem, den Korinthos vor Athen besessen hat; Sawe, die Residenz der Psammetiden, blieb daneben ein Ort mäßigen Umfanges, wie sehr es auch mit stattlichen Bauten bedacht wurde.

Genau den veränderten Voraussetzungen entsprechend, nahmen jetzt Ptah (vgl. S. 250) und Usire die der Götterfamilie Amons (vgl. S. 258) entfallene Obmacht in Anspruch, wobei Usire mehr und mehr als Herr Ägyptens an die Spitze des ganzen Götterstaates trat. Mit ihm gewannen auch Ese und Hor noch erhöhte Geltung, auch Neït (vgl. S. 250) von Sawe

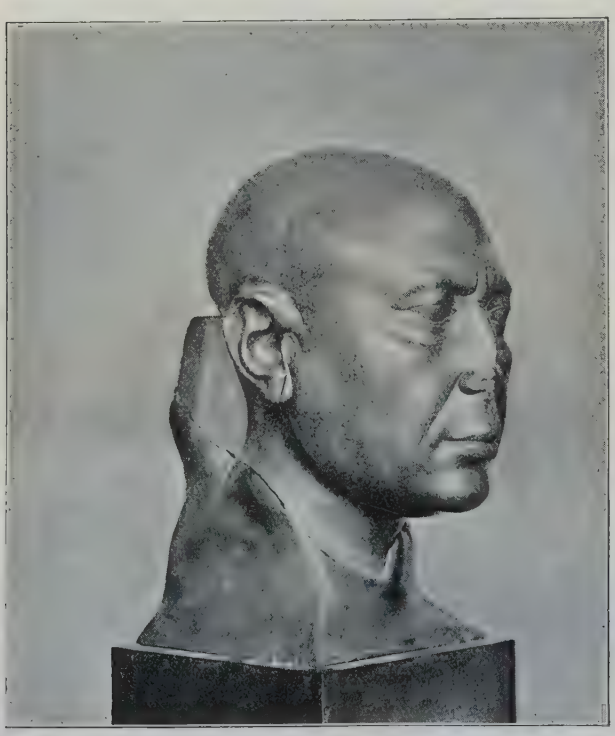
erfreute sich wieder als die Hausgöttin der Dynastie großer Ehren. In weitem Umfang griff man in der Religion, in staatlichen und sozialen Verhältnissen auf die Muster der guten alten Zeit zurück; man hat daher die Stichwörter „Restauration" und „Renaissance" wegen solcher Bestrebungen zur Charakterisierung der Zeit verwendet. Schriftsprache und Ausdrücke, Titel und Namen des Alten Reiches wurden wieder lebendig, die gebildeten Kreise prunkten mit einer Altertumskenntnis, die Herodotos mit Andacht erfüllte; man vergleiche Nabunaids ähnliche Geschmacksrichtung (Bd. II, S. 86). Natürlich stand da die Kunst nicht zurück: beim Gräberschmuck holte man den herben Stil der Urahnen hervor, die Szenen aus dem täglichen Leben des Alten Reiches (S. 246) tauchen neu auf. Aber das alles ist doch im Grunde nur ein einzelner Charakterzug der neuen Epoche, und daneben gibt es z. B. in der statuarischen Kunst Porträtköpfe, die die vollendetste Technik mit der äußersten Feinheit der Auffassung und des Ausdrucks vereinigen (vgl. die Abbildung S. 314) und uns warnen, die geistig überaus bewegte, aber noch zu wenig bekannte Periode mit ein paar Schlagwörtern abzutun. Noch vor kurzem, in der äthiopischen Zeit, war eine neue Art kursiver Schrift, das Demotische, aufgekommen, und die ägyptische Religion feierte noch in der römischen Kaiserzeit Siege in weitausgreifender Propaganda. Ägypten war noch lange nicht tot.

Farbenfrisch verläuft die „Geschichte" der saïtischen Herrscher nach den hellenischen Quellen; allerlei Mären, oft sehr komplizierten Ursprungs, mischen sich in die Reste historischer Erinnerung. Daß Psammetik I. auf unmögliche Art die Ursprünge des Nilstroms und das Alter der Sprachen erforschen ließ, wird ausführlich, daß er die Grenzorte Daphnai bei Pelusion, Marea im Westen und Elephantine im Süden stark befestigte, die philistäische Stadt Asdod nach 29jähriger Bemühung wegnahm und die bis Palästina vorgerückten Skythen von Ägypten fernhielt, wird nur kurz mitgeteilt. Der König starb nach langer Regierung gerade, als der Fall Assyriens sich als unabwendbar herausstellte (Bd. II, S. 74) und in den Machtverhältnissen Vorderasiens starke Verschiebungen herannahten. Ägypten benutzte die Lage zu einem syrischen Unternehmen. Nekou II. (609—593), Psammetiks Sohn, rückte um 608 in Palästina ein und forderte die assyrischen Vasallen zu friedlicher Unterwerfung auf; noch jetzt verteidigten einige dieser Fürsten, darunter der judäische König Josia, die Sache der Assyrer. Bei Megiddo (Migdol; vgl. Bd. II, S. 84 und 199) erlagen sie den Söldnern Nekous. Daß der Sieger seinen schlachterprobten Panzerrock dem Apollon von Branchidai bei Miletos weihte, sollte wohl eine Auszeichnung für die Milesier sein, die den König irgendwie unterstützt hatten (vgl. S. 312). Hierauf nahm Nekou „die große Stadt Kadytis" ein; zu Ribla, dicht dabei, befand sich eine Weile das ägyptische Hauptquartier. Von dort aus ordnete Nekou die Thronfolge Judas (vgl. Bd. II, S. 199). Allein trotz des gewonnenen Treffens auf dem Boden, wo einst Thutmose III. die Unterwerfung von Syrien begonnen hatte (S. 278), nahm der neue Ausdehnungsversuch ein rasches Ende. Im Jahre 605 wurde Nekous Heer bei Karkemisch (Karchemisch; Bd. II, S. 84) am Euphrat von Nabukudurriusur völlig geschlagen; spätestens um 601 war keine asiatische Stadt mehr im Besitz Ägyptens. Herodotos' merkwürdiger Bericht (vgl. Bd. I, S. 581) über eine Umschiffung Afrikas, die von phoinikischen Seeleuten binnen drei Jahren auf Nekous Befehl ausgeführt worden sei, hat immerhin eine mehrjährige Herrschaft des Königs in Phoinikien zur Voraussetzung. Daß Nekou ferner wieder einen Kanal vom Delta zum Roten Meer zu bauen begann, wird mit legendenhaftem Beiwerk überliefert, die Tatsache als solche aber ist wohl richtig; er soll den Bau nach Verlust von 120000 Arbeitern infolge eines Orakels eingestellt haben

Unter Psammetik II. (593—588), aus dessen Zeit Denkmäler viel häufiger sind als

aus der seines Vaters, hat Ägypten nach Süden Landgewinn versucht. Sein Heer gelangte bis Abu Simbel oder noch weiter; die Griechisch und Phoinikisch schreibenden (vielleicht kyprischen) Söldner unter Psammetik, dem Sohne des Theokles, ritzten zum Andenken ihre Namen in die Riesenbilder des Rameſſetempels. Herodotos zufolge starb der König, ehe die Kämpfe ganz zu Ende waren.

Sein Sohn Wahjebre (griechisch: Apriës, 588—569) folgte ihm. Abermals träumte die ägyptische Politik von Erwerbungen auf dem heißen Boden Syriens. Die dürftigen Mitteilungen der Griechen über das Vorgehen des Königs in Phoinikien, besonders zur See gegen Tyros und Sidon, werden ergänzt durch biblische Nachrichten über die Unzuverlässigkeit des Pharao „Hophra" bei Jerusalems äußerster Not (Bd. II, S. 160 und 200). Nach dem Falle der Stadt und dem Untergange Judas war Nabukudurriusurs Macht in Westasien nicht mehr zu erschüttern. Auch die Einmischung des Wahjebre in die fortwährenden Kämpfe der Libyer gegen das kyrenische Griechenreich war erfolglos. Nach Herodotos führte sie sogar den Untergang des Herrschers herbei, weil sein Feldherr Ahmose (griechisch: Amasis) die Abneigung des ägyptischen Nationalheeres, sich neuen Niederlagen im Westen auszusetzen, benutzt haben soll, um sich selbst zum König zu machen. An der Spitze seiner fremden Mietstruppen sei Apriës dann dem Amasis entgegengezogen, aber bei Momemphis besiegt und gefangen worden. Eine Weile zu Saïs in milder Haft gehalten, wurde der Gestürzte zuletzt dem Unwillen des Volkes zum Opfer gebracht, dann aber in der königlichen Gruft beigesetzt.



Kopf der Saitenzeit aus grünem Stein. Nach Photographie des im Berliner Museum befindlichen Originals. Vgl. Text S. 313.

Dichtung und Wahrheit haben sich hier noch nicht völlig trennen lassen. Dafür, daß Ahmose „von geringem Stande" war, wie der hellenische Bericht behauptet, ergibt sich aus den ägyptischen Quellen kein Anhalt; seine Mutter Tapere erscheint im Gegenteil als hochgeehrte Dame am Hofe des Wahjebre, was freilich erst eine Folge der Stellung sein könnte, die sich der Sohn als Truppenführer oder Beamter errang. Im übrigen wird Herodotos' Erzählung doch in wesentlichen Punkten bestätigt. Ein ägyptischer Stein berichtet von einem ins 3. Jahr des Königs Ahmose fallenden Kampf mit Wahjebre, der auch als König bezeichnet ist, und neben dem die Griechen genannt werden; Wahjebre wird besiegt, und wenn der Schluß der schlecht erhaltenen Inschrift wirklich vom Tode des Wahjebre und seiner Bestattung durch Ahmose handelt, so steht die ägyptische Version der griechischen sehr nahe.

Das Königtum des Ahmose (569—525) ist den Griechen in guter Erinnerung geblieben. Die Geschichtchen, die Herodotos nach seiner memphitischen Quelle von ihm erzählt, treffen wohl nicht allzuweit an dem wirklichen Charakter des Königs vorbei. Sie malen ihn als einen klugen Mann, der die Menschen

und Verhältnisse zu nehmen weiß, im übrigen leichtlebig, oberflächlich, von derbem Witz, sogar bis zur Frivolität; höhere Charakterzüge fehlen, auch die bekannte Geschichte von seiner Freundschaft mit Polykrates von Samos zeigt ihn nur in der Rolle des klugen Egoisten. Eine große Politik zu treiben, war dem König von Ägypten damals durch die äußeren und gewiß auch die inneren Verhältnisse verwehrt, so blühend Herodotos den Zustand des Landes unter Ahmose darstellt. Über die Angriffe Nabukudurriusurs s. Bd. II, S. 85. Daß Ahmose dem unglücklichen Lydier, Kroisos, gern geholfen hätte, ist gar nicht unglaubhaft; aber die persische Lawine war nicht aufzuhalten (Bd. II, S. 131). Herodotos sagt, Ahmose habe die Insel Kypros erobert, und auch dies ist glaubhaft, aber er mußte sie bald für die Perser räumen. Als „modernen" Menschen bewies er sich in seiner Begünstigung der Hellenen; sie schienen damals wohl ungefährlich, und man konnte sie gut brauchen. So fanden sie bei Ahmose allerwegen eine zuvorkommende Behandlung; auch Kyrene scheint er nicht belästigt zu haben. Unweit des späteren Alexandreia, an der kanopischen Nilmündung, hatten sich bereits um 700 griechische Händler, Milesier sagt Strabon, niedergelassen. Die Faktorei wuchs zu einer Stadt der Fremden heran und empfing den Namen Naukratis. Hier sammelte Ahmose die jetzt anschwellende Einwanderung aus den ionischen und dorischen Städten, indem er verbot, künftig an anderen Plätzen mit Waren zu landen. Die Stadt erhielt Selbstverwaltung und als Heiligtum das Hellenion, an dem nach Herodotos neun bevorrechtete Städte und Inseln Anteil hatten; aber auch Aigina, die Samier und Milesier hatten dort Tempel (s. die nebenstehende Abbildung). Die Überlieferung hat nicht vergessen, daß Ahmose auch Tempel des griechischen Mutterlandes mit seinen Weihgaben beehrte.

Flache Platte aus dem Tempel der Aphrodite in Naukratis mit dem fein ausgeführten Bild einer Sphinx, in Gelb, Braun, Rot und Weiß gemalt. Wohl bestimmt, als Wandschmuck an der Tempelwand aufgehängt zu werden. Griechische Arbeit des 6. Jahrh. v. Chr. Nach Petrie, Naukratis, Bd. 2 (London 1888). Vgl. Text S. 316.

Als Ahmose starb, stand die Persergefahr vor der Tür. Rasch gelang den Heersäulen des Kanbudschia (Kambyses) die Eroberung des Landes im Sommer 525. Bei Pelusion wurden die Soldtruppen Psammetiks III., des letzten Saïten, des Sohnes von Ahmose, von den Persern nach hartem Streite besiegt; ein Verräter, der Halikarnassier Phanes, soll dem Kanbudschia den Heranzug durch die Wüste erleichtert haben. Psammetik zog sich nach Menfe zurück. Die Stadt verteidigte sich eine Zeitlang, dann ergab sie sich und soll hart behandelt worden sein. Ebenso erzählt die Sage von anderen Grausamkeiten des Kanbudschia (vgl. Bd. II, S. 132). Psammetik III. scheint als künftig tributpflichtiger Fürst Treue gelobt, aber sofort einen Aufstand vorbereitet zu haben; das Todesurteil gegen ihn war unausbleiblich. So erzählt wenigstens Herodotos; andere wissen es anders.

b) Die Perserzeit. 525—332 v. Chr. (27. bis 31. Dynastie).

Ägypten verlor seinen eigenen Landesherrn und zinste nach Schuschan (Susa) statt nach Sawe. Das Land war nun mit einbezogen in den großen Kreis der Länder, die Kurusch unter seinem Zepter vereinigt hatte. Aber die wiederholten Empörungen lehren, daß sich

Ägypten mit der Fremdherrschaft noch nicht abzufinden wußte. Der Haß gegen die Perser, der aus gewissen Berichten über diese Zeit spricht, läßt sich kaum auf das Gebaren des Kanbudschia zurückführen — von dem wir freilich auch nichts Authentisches wissen —, sondern ist ein Nachklang der wirklichen Stimmung breiter Volkskreise. Der Antagonismus gegen Persien hat Ägypten damals zu näherem Anschluß an die Griechen gedrängt. Und auch wissensdurstige oder neugierige Griechen suchten das wunderbare Land am Nil genauer kennen zu lernen, darunter einige Geister ersten Ranges.

Um 500 v. Chr. hat Hekataios von Miletos, um 430 hat Herodotos seinen Landsleuten umfängliche Kunde, Wahres und Falsches, in anregendster Weise vermittelt. Auch Platon nahm großes Interesse an dem Lande, wie es schon ältere „Weise" oder Gelehrte getan hatten. Die Platonischen Schriften kennen auch Zarathustra (Bd. II, S. 134). Die Zukunft wird allmählich deutlicher sehen, wie die großen Gedankenbewegungen des Orients — uns freilich noch sehr ungenügend bekannt — auf die werdende Hellas hinüberstrahlten. Schon lange vor dieser Zeit hatten die Orphischen Mysterien religiöse Ideen aus Ägypten in Griechenland eingebürgert, anderes ging durch andere Kanäle. Daß die Hellenen aus allem etwas Neues machten, war ihre eigenste Begabung. Welch komplizierte Wandlungen hat die altägyptische Gestalt des Sphinx durchgemacht, bis sie zu der griechischen Sphinx unseres Bildes, S. 315, wurde! Ähnlich wunderbare Metamorphosen hat der ägyptische Vogel erlebt, der als Abbild der menschlichen Seele galt und in Hellas als Sirene wiedergeboren wurde. Aber es scheint, wie wenn von der Perserzeit an, oder auch schon früher, gerade die höchstgebildeten Kreise Ägyptens sich auf sich selbst zurückzogen und sich in eifersüchtiger Abschließung etwa so verhielten, wie heute die gebildeten Mohammedaner Ägyptens unter der fremden Herrschaft Europas. Wir sehen nicht, daß die Perser auf Volkstum, Kultur und Religion Ägyptens irgendeinen Einfluß ausgeübt haben. Und doch stand die Religion Zarathustras, was z. B. die Vorstellungen vom Jenseits anlangt, der ägyptischen gar nicht so fern. In dem berühmten „Papyrusfund von Elephantine" (1904 und 1906/07) kam mit den Urkunden, die einer jüdischen Militärkolonie zu Jeb entstammen, ein Buch zutage, die Geschichte vom weisen Achikar, die, aus der assyrischen Literatur stammend, ins Aramäische (das war die persische Reichssprache) und — noch vor Alexander — ins Griechische übersetzt wurde, und das die Aramäisch sprechenden Juden jener Kolonie zur Unterhaltung lasen — ein neues Beispiel dafür, wie uns die feineren Beziehungen der nationalen Kulturkreise zueinander erst überaus dürftig bekannt sind.

Herodotos hat vor ägyptischem Wesen großen Respekt, besonders die ausgebildeten Formen des Götterkults imponierten ihm ungemein. Am liebsten möchte er glauben, daß die Insassen des griechischen Olympos alle aus dem Niltal herstammen. Auch gegenüber dem absonderlichen Kult der heiligen Tiere versagt seine Ehrfurcht nicht. Man hat in damaliger Zeit nicht nur den Stier Hapi (S. 248), sondern auch Sperber, Ibis, Katzen, Krokodile, Schlangen und anderes Vieh mumifiziert und in eigenen Friedhöfen beigesetzt. Vielleicht ist es richtiger, die seltsame Erscheinung mit der frommen Scheu eines Herodotos als mit modernem Degout zu beurteilen. Im übrigen kennen wir die um jene Zeit erreichte Phase der ägyptischen Religion gleichfalls noch nicht genau.

Auch Sawe hatte dem Perserkönig die Tore geöffnet. Kanbudschia erschien dort als Pharao und verrichtete im Tempel der Neit (S. 312) die feierlichen Opferhandlungen, nachdem er das Heiligtum von Eindringlingen, wahrscheinlich des eigenen Heeres, befreit hatte. Bald schritt dann der König zur Eroberung Afrikas. Die Aussendung eines Truppenkörpers nach der westlichen Amonsoase und dessen geheimnisvolles Verschwinden in der Wüste, wie auch den erfolgreichen Feldzug gegen Äthiopien (um 524) berichten freilich nur die mit allerlei Fabeln verbrämten griechischen Quellen. Unter Darijawusch waren die Kuschiten in Nubien den Persern zinspflichtig und stellten Truppen; ebenso herrschte er über die Oasiten.

Für die Sicherheit seines Thrones zu lange, bis 522, weilte Kanbudschia im Niltal; als ihn die Erhebung Gaumatas (Bd. II, S. 132) heimrief, verblieb Ägypten unter dem Statthalter Aryandes. Diesem, den die Ereignisse in Persien beinahe selbständig machten, gelang die Unterwerfung von Kyrene; aber Darijawusch (griechisch: Dareios) I. entfernte ihn 517 gewaltsam (Bd. II, S. 135) und erschien dann persönlich, um auch das ertragreiche

Erbe der Pharaonen seinem nach neuen Grundsätzen verwalteten Reiche einzugliedern. Darijawusch steht als „Gesetzgeber" Ägyptens in gutem Andenken bei der Nachwelt; seine Neuordnung scheint eine Zeitlang günstigen Erfolg gehabt und viele, auch die priesterlichen Kreise, mit der Fremdherrschaft versöhnt zu haben. Für Götterkult und Tempelbauten hat er Sorge getragen; wir erfahren auch, daß auf seinen Befehl die priesterliche Ärzteschule in Sawe neu eingerichtet wurde. Die Jahresabgabe der ägyptisch-libyschen Satrapie betrug damals 700 Talente (= 21210 kg Silber), wozu noch eine Reihe von Nebengefällen kam. Bruchstücke von Inschriften verkünden, daß der König den alten Kanalplan zum Roten Meer durchgeführt hat. Die aramäischen Papyri aus Jeb und andere Urkunden gewähren lehrreiche Einblicke in die Art der persischen Verwaltung. Perser waren zahlreich im Lande angesiedelt, die Spitzen und ein Teil der übrigen Beamtenschaft, dann die meisten Offiziere und ein Teil der Mannschaften in den Garnisonen wurden von den Persern gestellt. Jene jüdischen Söldner waren schon „seit den Tagen der Könige von Ägypten" in Jeb stationiert und verehrten dort ihren Gott „Jaho" in einem Tempel, den sie ihm mit Erlaubnis der Regierung gebaut hatten. Eine aramäische Übersetzung der großen Behistuninschrift des Darijawusch (Bd. II, S. 135) fand sich gleichfalls in den Resten der jüdischen Bücherei vor.

Die neue Ordnung der Dinge reichte nicht hin, das Land dauernd zu beruhigen. Um 487, also bald nach dem hellenischen Sieg bei Marathon, brach in Ägypten ein Aufstand aus. Kschajarscha (Xerxes) warf ihn 484 nieder und übergab seinem Bruder Achaimenes die wiederhergestellte Satrapie (vgl. Bd. II, S. 137 f.). Als sich nach der Ermordung des Kschajarscha (465) die Nachfolgerschaft in Schuschan (Susa) als strittig herausstellte, begann 460 der Aufstand des Jerethorerou (griechisch: Inaros) und 450 der des Amnertas (griechisch: Amyrtaios) in Unterägypten (vgl. Bd. II, S. 139 f.). Als das Land endlich die persische Oberhoheit wieder anerkannte (um 449), zog Artachstasa I. Langhand es vor, die Söhne der Empörer, Thannyras und Pausiris, in ihren Sumpfgauen als Fürsten zu belassen. Darijawusch II. ordnete noch einmal an einem Tempel der Oase von Kharge, den der erste Darijawusch dort gegründet hatte, Bauten an. Sie sind so ziemlich das letzte Denkzeichen eines Perserkönigs.

Im Jahre 404 (nicht um 410, wie Bd. II, S. 140, gesagt ist) ging Ägypten dem Reiche des Ostens völlig verloren und behauptete von da an seine Unabhängigkeit bis zur Mitte des folgenden Jahrhunderts. Ein saitischer Fürst, Amnertas (II.), vielleicht der Enkel des soeben Genannten, hatte griechische Söldner angeworben, sich zum Herrn Beider Länder erklärt und die Perser vertrieben, denen Schwierigkeiten in anderen Gebieten der ungeheueren Monarchie eine schnelle Wiederkehr nicht gestatteten. So gewann das abermals aufgerichtete Königtum zwar Zeit, sich für die künftige Verteidigung nach außen zu rüsten; aber es konnte doch nicht verhindern, daß die gutbezahlten Helfer aus Hellas es ab und zu zum Spielball ihrer eigenen Launen machten. Amnertas II. bildet, auf die Perser folgend, als einziger König die achtundzwanzigste Dynastie Manethos; aus seinem 5. Jahre ist eine Urkunde aus Jeb datiert. Er wurde 398 gestürzt, und es folgte eine neunundzwanzigste einheimische Dynastie aus Mendes (in Unterägypten): die Könige Nefauret I. (griechisch: Nepherites), Hakore (Achoris), Pschemmut (Psammuthis) und Nefauret II. Sie greifen mehrfach in die Kämpfe der Zeit ein, um den Persern Abbruch zu tun, besonders Hakore, der 13 Jahre regierte und einem dreijährigen persischen Angriff (389—386) zäh standhielt. Wir kennen einige wenige Denkmäler dieser Könige, aber die historischen Begebenheiten, die sich damals in Ägypten abspielten, sind im allgemeinen dunkel. Danach kam Nekhtharheb (griechisch: Nektanebos I.) hoch, der Gründer der dreißigsten Dynastie, die aus Sebennytos im

Delta stammt; als Pharao wird er von 378 an zu rechnen sein. Auch unter ihm beteiligte sich Ägypten lebhaft an den Aufständen in Vorderasien. Aber als sich der Kyprier Euagoras den Persern unterworfen hatte, drohte die Gefahr einer Wiedereroberung auch des Niltals; denn die Perser begriffen sehr wohl, daß sich ihre Stellung in Kleinasien und Syrien ohne Ägypten nicht halten lasse. Im Jahre 374 erschien ein großes Heer aus Syrien unter Pharnabazos. Nach der Überrumpelung von Mendes durch den Athener Iphikrates, der die griechischen Söldner befehligte, gerieten die beiden Feldherren in Streit; der Nil stieg, und Ägypten war gerettet. Tschor (griechisch: Tachos, Teos, 361—359), der Sohn des Nektharheb, benutzte sogar den nächsten großen Aufstand in Syrien, um mit Heeresmacht dort einzubrechen (Bd. II, S. 142). Allein die griechischen Mietsvölker wurden dem gut angelegten Unternehmen zum Verderben: der Spartanerkönig Agesilaos, der noch in seinen alten Tagen „das Meer durchschifft' um Geld", erklärte sich plötzlich für Tschors Vetter Nektnebef (Nektanebos II., 359—340). Tschor sah sein Heer sich verlaufen und nahm seine Zuflucht schließlich zum Großkönig, der ihn artig aufnahm. Agesilaos mußte inzwischen einen neuen Thronbewerber aus Mendes niederwerfen und starb bald darauf.

Mit der Thronbesteigung des Artachschasa (Artaxerxes) III. Ochos in Persien (358) begann der Kampf von neuem. Einen Angriff des Königs auf Ägypten wiesen zwar die griechischen Feldherren des Königs Nektnebef, Diophantos und Lamios, zurück; aber die Unterstützung der letzten allgemeinen Empörung in den Küstenländern Vorderasiens brachte den Perser nochmals herbei. Auf beiden Seiten fochten griechische Truppen die letzten Schlachten im Delta aus. Um nicht nach der Einnahme von Pelusion und Bubastis an die Feinde verkauft zu werden, entfloh Nektnebef mit seinen Schätzen rechtzeitig nach Äthiopien, doch sind seine Angehörigen in Ägypten geblieben, und er selbst hat vielleicht sein Grab in Memfe gefunden. Als Bauherr überragte Nektnebef alle übrigen Rebellenkönige. Der prächtige, erst unter den Ptolemaiern ausgebaute und zur Römerzeit vollendete Isistempel auf der Insel Philä ist von ihm angelegt worden; ferner haben sich größere Reste seiner Tätigkeit in Memfe, Heliopolis, Sebennytos und namentlich in Theben gefunden, dessen Tempel überhaupt seit der 29. Dynastie wieder mehr gepflegt worden sind.

Die kurze Zeit der letzten persischen Verwaltung (340—332, die einunddreißigste Dynastie) ist ohne Denkmäler; es heißt, Artachschasa III. habe sich wie Kanbudschia oder noch schlimmer benommen (vgl. Bd. II, S. 143). Ein Pharao Khabbasch hielt sich um diese Zeit irgendwo im Lande gegen die Perser (in Bd. II, S. 137, ist er in das Jahr 486 gesetzt). Als die Makedonier in Asien vordrangen und Alexander die Schlacht bei Issos gewonnen hatte, wäre ihm beinahe ein neues Königreich Ägypten unter seinem Landsmann, dem „Überläufer" Amyntas, dem Sohne des Antiochos, entgegengetreten. Dieser Parteigänger des Perserkönigs hatte sich sogleich vom Schlachtfelde mit einigen Tausenden griechischer Mitstreiter nach dem Delta eingeschifft und schon vor Memfe einen Erfolg errungen, als die vom persischen Statthalter Mazakes ermutigten Einwohner dieser Stadt über die sorglose kleine Schar herfielen, wobei Amyntas den Tod fand. Ziemlich genau ein Jahr danach, Ende 332, betrat Alexander der Große mit seinen Phalangen das widerstandslose Ägypten (vgl. darüber Band IV, S. 65).

2. Ägypten unter den Ptolemaiern (332—30 v. Chr.).

Die Kenntnis des Abschnitts von drei Jahrhunderten ägyptischer Kulturentwickelung, der sich an die makedonische Besitznahme schließt, ist in den letzten Jahrzehnten erheblich gewachsen, da die neuerdings immer aufmerksamer betriebene Durchforschung des Bodens eine erdrückende Masse neuen Forschungsmaterials, namentlich an Papyrus, hergegeben hat. Vom Leben und Verkehr aller Volksklassen, von der Verwaltung des Landes, der Gaue, Tempel und Dörfer, vom Rechtswesen, von Glauben, Sitte und Sprache liegen jetzt reiche Zeugnisse in den Museen geborgen. Die Fülle der demotisch (S. 313) geschriebenen Urkunden, deren Verständnis große Fortschritte aufweist, wird, wie man mit Recht gesagt hat, zusammen mit den griechischen gleichzeitigen Papyrus einmal ein Bild des hellenistischen Ägypten ergeben, das vollständiger ist als das jeder anderen Epoche des Niltales. Ein gut Teil davon ist bereits bearbeitet, aber auch der Zukunft bleibt noch ausgiebige Ernte. Die politische Geschichte des Ptolemaierreiches, soweit sie sich mit anderen Staaten berührt, gehört in die Darstellung des mit den Diadochen beginnenden hellenistischen Zeitalters (vgl. Bd. IV, S. 16; Juden: Bd. II, S. 209), hier sei kurz auf den äußeren Rahmen der Geschichte hingewiesen.

Bei der großen Satrapienverteilung nach Alexanders Tode (Bd. IV, S. 75 und 88) mit Ägypten bedacht, traf der damals 44 Jahre alte makedonische Feldherr Ptolemaios, des Lagos Sohn, im Herbste 323 dort ein. Der unmündige Sohn des Königs, Alexander Aigos, hat Ägypten nie gesehen, wird aber auf den Inschriften des Satrapen noch als Herrscher behandelt, selbst nachdem er (um 310) von Kassandros ermordet war (vgl. Bd. IV, S. 78). Erst 304 nahm Ptolemaios I. den Königstitel an; den Beinamen des „Erretters" (Soter), den ihm griechische Gemeinden als Ehrentitel gegeben hatten, behielt er, als sein Sohn den toten Vater zum „Gott" erhob. Im Jahre 284 dankte Ptolemaios I. im hohen Alter zugunsten seines 308 geborenen Sohnes Ptolemaios II. Philadelphos (284—246) ab; zwei Jahre darauf starb er. Auf diesen sind in direkter Linie gefolgt: Ptolemaios III. Euergetes (246—221), Ptolemaios IV. Philopator (221—205) und der bis 198 unmündige Ptolemaios V. Epiphanes (gest. 181). Dieser hinterließ wieder drei unmündige Kinder: den Nachfolger auf dem Throne, Ptolemaios VI. Philometor, eine Tochter Kleopatra und Ptolemaios Euergetes (II.). Infolge einer Einmischung Syriens (Bd. IV, S. 95) wurde das Reich 170 etwa für Jahresfrist geteilt: Philometor herrschte in Memphis (Menfe), Euergetes (jetzt Ptolemaios VIII., da dem Philometor um 165 ein Sohn geboren wurde, der als Ptolemaios VII. zu zählen hat[1] und den Beinamen Eupator führte) in Alexandreia; von 169—164 regierten alle drei Geschwister gemeinsam als „Götter Philometoren". Vorübergehend vertrieben, kehrte Ptolemaios VI. 163 zurück, während Rom seinen Bruder nötigte, sich mit Kyrene zu begnügen. Aber im Jahre 145 fiel Philometor in Syrien; Ptolemaios VIII. erschien wenige Wochen darauf in Alexandreia, tötete den jungen Eupator und herrschte an der Seite seiner Schwester und seiner gleichnamigen Nichte mit vielerlei Unterbrechungen bis 116. Die Nichte Kleopatra nahm 115 ihren Sohn Ptolemaios X. Lathyros zum Mitregenten an (Ptolemaios IX. war ein Sohn der älteren Kleopatra und des Euergetes gewesen und starb 119 als König von Kypros); er mußte 107 nach Kypros entweichen und seinem Bruder Ptolemaios XI. Alexandros I. den Platz in Ägypten räumen. Alexandros ermordete 101 seine Mutter; als er 88 starb, kehrte Lathyros zurück. Nach seinem Tode (81) regierte seine Tochter, Kleopatra Berenike, eine Zeitlang allein, dann wurde ihr von Rom ihr Stiefsohn Ptolemaios XII. Alexandros II. als König und Gemahl zur Seite gestellt. Die gemeinsame Herrschaft dauerte nur 19 Tage; Alexandros mordete die Frau und wurde alsbald von den Soldaten ermordet. Darauf herrschte Ptolemaios XIII. Auletes („der Flötenspieler"), ein minderbürtiger Sohn des Ptolemaios X., zuerst von 80—58. Nach seiner Verjagung und dem frühen Tode seiner älteren Tochter Kleopatra Tryphaina besiegt die jüngere, Berenike, den Thron (58—55), den sie dann samt dem Leben an ihren mit römischer Hilfe zurückkehrenden Vater verlor. Auletes selbst hinterließ Ägypten 51 seinem zehnjährigen Sohne. Dieser, Ptolemaios XIV., mit seinen Schwestern

[1] Eine vielfach angewandte Zählweise ist: Philometor = Ptolemaios VII., Energetes = Ptolemaios IX., dagegen Eupator = Ptolemaios VI. und der oben als Ptolemaios IX. gezählte = Ptolemaios VIII. Den Abstammungsverhältnissen gegenüber würde aber diese Bezifferung irreführen.

Kleopatra (VII.) und Arsinoë in fortwährendem Streit, wurde 47 von Cäsar besiegt und ertrank auf der Flucht im Nil. Von da an bis 44 herrschten Kleopatra und ihr jüngerer Bruder Ptolemaios XV. gemeinsam; letzterer verschwindet, und an seine Stelle tritt von 36 an der 47 geborene Cäsarion (Ptolemaios XVI.), dessen Vater angeblich C. Julius Cäsar gewesen ist. Beim Zusammenbruche des Ptolemaierstaates (30 v. Chr.) fanden Mutter und Sohn den Tod; eine Tochter Kleopatras von M. Antonius, Selene, durfte nachmals den Mauretanierkönig Juba heiraten. Mit Ptolemaios, dem Sohne dieses Paares, ist das Geschlecht im fernen Westen erloschen.

Alexandreia, die glänzende Stadt des Handels, des Hofes und der Gelehrsamkeit, taucht mit dem Beginn des ptolemaiischen Herrscherhauses gleichsam aus dem Nichts empor und strahlt bereits nach wenigen Jahrzehnten an der Spitze des hellenistischen Orients. Von der Gründung durch Alexander den Großen, die auf dem Zug nach der Oase des Amon erfolgte, haben wir nur sehr dürftige Nachrichten, wenn wir von Fabeln absehen. Doch ist es begreiflich, daß Alexander Naukratis und das berühmte Amonsorakel in der Wüste sehen wollte; es war eine gute Anwendung der knappen Zeit, die dem rastlosen König für Ägypten zur Verfügung stand. Es wäre auch gar nicht unglaublich, wenn ihn ägyptische Priester, die wie die Masse des Volkes in ihm den ersehnten Befreier von dem verhaßten Perserjoch sahen, als „Sohn des Amon" begrüßt und in Dichtungen, wie sie seit alters (S. 276) üblich waren, als solchen gefeiert hätten. So wäre damals schon der Grund zu dem berühmten „Alexanderroman" gelegt worden. Über die Verhältnisse von Naukratis in dieser Zeit wissen wir wenig; daß aber Alexander irgendeine Rücksicht auf diese Stadt genommen hätte, wenn ihm ein Platz, der am Meere selbst lag, als geeignet für eine neue Stadt erschien, entspräche wenig seiner bekannten selbstherrlichen Rücksichtslosigkeit. Es handelte sich für ihn um die Anlage einer griechischen Siedelung, wie er so viele ins Leben gerufen hat; sie wurde neben einer ägyptischen, namens Rakote (griechisch: Rhakōtis), begründet, die bereits einiges Ansehen und namentlich auch militärische Bedeutung besaß. Freilich, daß Ptolemaios dort „seinen Hof machte", wie sich ein ägyptischer Text ausdrückt, war für die Entwickelung der Stadt das eigentlich ausschlaggebende Ereignis. Alexander hinterließ, als er im Frühjahr 331 von Memphis nach Asien aufbrach, eine Organisation der zivilen Regierungsgewalt, die den Bedürfnissen der einheimischen Bevölkerung in weitem Maße entgegenkam, jedoch einem ziemlich anrüchigen Charakter, dem Naukratier Kleomenes, dem Steuereinnehmer für das ganze Land, zu großes Recht einräumte. Ptolemaios I. fing seine Verwaltung sogleich mit der Hinrichtung des Kleomenes an. Alexandreia, die Residenz des neuen Statthalters, erhielt ein prächtiges Grabmal Alexanders und seinen Leichnam, über dessen Erwerbung durch Ptolemaios wir mancherlei hören.

Kein Feldherr, der es mit den übrigen großen Diadochen aufnehmen konnte, hat sich der Sohn des Lagos doch als gewandten Politiker nach innen wie nach außen bewährt. Die Notwendigkeit, das Königtum über ein fremdes Land auf griechische Söldnerscharen, die „Makedonier", zu stützen, hinderte ihn nicht, vor allem seine Stellung als Nachfolger der Pharaonen und Sohn der einheimischen Götter hervorzukehren. Wünschenswert war ein neuer Gott, um die Residenz, das Petersburg Ägyptens, den religiösen Bezirken des Landes anzufügen. Mit dem „Sarapis" (Serapis), dem „Usire von Rakote", einem Gott, den Ptolemaios aus der Fremde (vielleicht wirklich, wie berichtet wird, aus dem pontischen Sinope) herholte, hatte er einen sehr guten religionspolitischen Griff getan. Man schrieb den neuen Gott „Usire Hape" (S. 249, 248), was uns an die altbeliebten etymologischen Spielereien (S. 249) erinnert, und verknüpfte mit seinem Kult den eines Apisstieres. Ägypter und Griechen kamen dabei gleichermaßen auf ihre Rechnung, und noch im Synkretismus des Römerreiches hat

Sarapis große Lebenskraft bewiesen. Seine Hauptheiligtümer, die Serapeen zu Alexandreia und Memphis, sind für Jahrhunderte hinaus wichtige religiöse Zentren gewesen.

Ptolemaios I. gründete zu Alexandreia das Museion, jene berühmte Gelehrtengemeinschaft auf Staatskosten, der in der Folgezeit die größte Bibliothek des Altertums für ihre Forschungen zu Gebote stand; es blieb freilich eine völlig griechische Einrichtung, die für die Kunde Ägyptens nichts Nennenswertes geleistet hat. Auch die Gründung von Ptolemaïs (bei Abydos), der einzigen griechischen polis im Ägypterlande, die den Ptolemaiern ihren Ursprung verdankt, geht auf Ptolemaios I. zurück. Ptolemaios II. (s. die untenstehende Abbildung) stand dem Vater in vielen Beziehungen nach, doch erntete er einen reichen Teil der Früchte des klugen väterlichen Regiments. Die Blüte der Gelehrsamkeit begann sich unter ihm am Museion zu entfalten, die Literatur hatte in Alexandreia einen Mittelpunkt gefunden, der Athen zu überstrahlen sich anschickte. In der Hauptstadt und an manchen Tempeln des Landes hat der König mit großem Aufwand gebaut; das Faijum, das jetzt nach der Schwester und Gemahlin des Königs den Namen Arsinoë empfing (wie auch die Hauptstadt Krokodilopolis später Arsinoë hieß), wurde mit griechischen Söldnern besiedelt, deren Nachkommen bald eine städtische Bevölkerung ausmachten. Daß Philadelphos zur Ehe mit der eigenen, schon zweimal verwitweten Schwester (vgl. Bd. II, S. 143, Anm.) schritt, stand im Gegensatze zu der Heiratspolitik, die sein Vater zu einem Netz erweitert hatte, das die Höfe der meisten hellenistischen Kulturstaaten umspann, freilich die darauf gesetzten Erwartungen wenig erfüllte. Der Vorgang hat in der griechischen Welt, die dem Vorbild der alten Pharaonen keinen Geschmack abzugewinnen wußte, Entrüstung hervorgerufen, den einheimischen Ägyptern, deren Stimmung freilich wenig ins Gewicht fiel, mag er geschmeichelt haben. Auch Ptolemaios III. nahm dann seine Schwester Berenike zur Frau, und die weiteren Nachfolger machten dies Verfahren wie eine Art Familiensitte nach.

Ptolemaios II. und Arsinoë (nach Furtwängler: Alexander und Olympias). Alexandrinische Kamee im Wiener Hofmuseum.

Die drei ersten Ptolemaierkönige, von denen der kriegerische (ältere) Euergetes am erfolgreichsten nach außen hin auftrat, haben in Ägypten dem griechischen Wesen die Bahn so nachhaltig geebnet, daß ihm nachher, auch unter den ungünstigsten Umständen, keine Errungenschaft verloren gegangen ist. Das nationale Ägyptertum mußte sich daran gewöhnen; von der Regierung hielt man es unter den ersten Ptolemaiern fern, doch sorgte man, schon der Steuerkraft wegen, für seine Bedürfnisse in Justiz und Verwaltung, und auch die einheimische Priesterschaft konnte sich nicht über Vernachlässigung beklagen.

Wir haben berühmte Zeugnisse der Priester in dem Ehrendekret von Kanopos für Ptolemaios III. und die Königin Berenike und in dem Beschluß auf dem „Stein von Rosette" für Ptolemaios V. Beide Urkunden sind dreisprachig (vgl. S. 346); mit dem Funde des Rosettesteines (1799) hat die ägyptologische Wissenschaft ihren Anfang genommen. Die Errichtung dieses Denkmals geschah 196, „weil der König Ptolemaios, der ewig lebt, der von Ptah geliebte, der Gott Epiphanes, der Wohltäter, Sohn des Königs Ptolemaios und der Königin Arsinoë, der Götter Philopatoren, die Tempel mit Wohltaten überhäuft", dem Lande Steuern und Zölle erlassen, Rückstände gestrichen, das Verfahren gegen Angeklagte niedergeschlagen hatte. Der König, nicht lange vorher für großjährig erklärt, hatte sich in Memphis nach ägyptischem Ritus krönen lassen, wofür die Priesterschaft mit der Inschrift des Steines dankte.

In den Jahren zuvor hatte es mit dem Fortbestande des Ptolemaierhauses übel ausgesehen. Nicht nur die hellenistischen Nachbarstaaten, auch die Ägypter selbst hatten sich dagegen erhoben: es wird aus Theben ein einheimischer Fürst Harmakhe („Jahr 4") und ein anderer namens Ankhemakhe bekannt, von dessen 14. Jahre die Rede ist. Der Aufstand des Südens muß also schon in der zweiten Hälfte der Regierung von Ptolemaios IV. begonnen haben, unter dem sich die einheimisch-ägyptischen Kreise so weit erholt hatten, daß sie nach bedeutenderer Geltung im Staat verlangten. Beginn und Ende dieser Regierung sahen Unruhen in der Hauptstadt. Am Anfang steht der Putsch des Königs Kleomenes III. von Sparta, der, aus seiner Heimat fliehend, mit einer kleinen Schar in Alexandreia gelandet war und beim ägyptischen Hof Unterstützung zu finden gemeint hatte. Indessen hielt man es mit

Tempel von Philai. Nach Photographie. Vgl. noch den Text S. 318 und 327.

der Zeit für angezeigt, ihn in Gewahrsam zu legen; doch er entkam (um 219), rief die erstaunten Bewohner vergebens zur „Freiheit" auf und stürzte sich, als er sich verlassen sah, in sein Schwert. Als Ptolemaios IV. starb, fiel die Stadt wieder in wilden Aufruhr: er galt seinen Günstlingen, die dabei ein schreckliches Ende fanden. Seitdem hat sich der „süße Pöbel zu Alexandreia" immer wieder, auch unter den Römern, durch blutige Unruhen bemerkbar gemacht.

Wie das Herrscherverzeichnis (S. 319) durch seinen raschen Personenwechsel von Ptolemaios VII. ab erkennen läßt, sind die letzten anderthalb Jahrhunderte des Lagidenhauses ein trauriger Abschnitt in der Geschichte der Dynastie. Anders allerdings gestaltete sich das Bild, zögen wir die hinterlassenen Denkmäler allein in Betracht; das Zeitalter politischer Kraftentwickelung erschiene dann arm gegenüber dem des bautenreichen Niederganges: ein Wink zur Vorsicht in der Beurteilung auch älterer Abschnitte der ägyptischen Geschichte. Der malerische Tempel von Philai (s. die obenstehende Abbildung), die schönen Pylone und stimmungsvollen Säulenhallen von Edfu, Esne, Dendera: das Beste, was außerhalb Thebens an Proben ägyptischer Architektur erhalten geblieben ist, rührt aus eben der Zeit, wo sich die Unruhen im Land und die Mordtaten unter den königlichen Geschwistern

häufen, trotzdem daß man z. B. am Tempel von Der el-Medine (hinter Medinet Habu) die Brüder Ptolemaios VI. und Ptolemaios VIII. mit ihrer Schwester Kleopatra einträchtiglich opfern und geschwisterlich ihre Titel teilen sieht. Das Leben der breiten Masse wurde durch die Zwistigkeiten am Hofe wohl nicht allzusehr in Mitleidenschaft gezogen.

An der Erwerbstätigkeit des Landes war der König durch die königlichen Monopole in erster Linie beteiligt. Daraus ergab sich von selbst, daß sich Industrie und Handel mannigfacher Pflege erfreuten; der Handel namentlich hat sich in der Ptolemaierzeit mächtig entfaltet und fand auch in der Politik der Ptolemaier sorgfältige Berücksichtigung. Mit den afrikanischen und arabischen Weihrauchländern und mit Indien unterhielt man ununterbrochenen Verkehr. Die Einkünfte des königlichen Schatzes sanken zwar etwas unter den späteren Ptolemaiern, brachten aber selbst unter der schlechten und leichtsinnigen Verwaltung des „Flötenspielers" (S. 319) jährlich mehr als 6000 Talente — 156 000 kg Silber.

Der Niedergang der Dynastie, der schon mit Ptolemaios IV. begann, wurde unaufhaltbar durch das Auftreten der Römer. Seitdem eine römische Gesandtschaft 168 den Seleukiden Antiochos Epiphanes mit bloßen Drohungen aus dem schon eroberten Ägypten gescheucht hatte (Bd. IV, S. 95), geriet das Haus der Ptolemaier mehr und mehr in die Vormundschaft dieser westlichen Macht. Ptolemaios VIII. Euergetes, den seine Alexandriner „König Schmerbauch" (Physkon) nannten, hat viel Schändliches und Erbärmliches getan, wenn wir den alten Historikern glauben wollen; indessen war er doch wohl besser als sein Ruf. Mit Rom stellte er sich gut, und innere und äußere Schwierigkeiten seit den gracchischen Unruhen zogen Roms Hand für längere Zeit vom Orient ab.

Lathyros herrschte fast 20 Jahre in Kypros und trat sogar in Palästina erobernd auf, bis ihn die jüdischen Feldherren seiner Mutter Kleopatra und seines Bruders Alexandros wieder von dort vertrieben. Als er 88 den erledigten ägyptischen Thron ohne Zutun des Senats in Besitz nahm, war Rom durch den Pontiker Mithradates (Bd. IV, S. 25) bedroht und mußte sogar (87) den Ptolemaier um seine Flotte angehen. Lathyros empfing zwar den Abgesandten Sullas, Lucullus, mit ausgesuchter Gastfreiheit, hielt aber seine Schiffe fest. Der verspätete und vorsichtige Versuch zu einer selbständigen Politik hat keinerlei Folgen nach sich gezogen: des Mithradates Sache machte nicht die erwarteten Fortschritte, die Parteiungen in Rom dauerten an, und Lathyros bekam mit einem heftigen Aufstand in Oberägypten Arbeit. Theben, das noch einmal Sitz höherer Verwaltungsämter, Priesterkollegien und einer königlichen Bank geworden war, von deren Tätigkeit Urkunden zeugen, bildete wiederum den Mittelpunkt für die Empörer. Diesmal wurde keine Rücksicht auf die altheilige Stadt genommen: der König überantwortete sie der Zerstörung (um 83); als der Erdbeschreiber Strabon 60 Jahre später den Ort besuchte, fand er in dem ausgedehnten Trümmerfelde nur einzelne bewohnte Dorfschaften.

Nach dem Tode des Lathyros beherrschten abermals nichts als Skandalgeschichten die Lebensäußerungen des verfallenden Ptolemaierhauses. Mit Alexandros II. schloß die legitime Linie, doch entsprach es dem für die Ptolemaier geltenden makedonischen Thronfolgerecht, daß nun der minderbürtige Auletes zur Regierung kam. Erst 59 erlangte er Roms Anerkennung, der Konsul Cäsar steckte eine ungeheure Summe dafür ein. Kyrene wurde 74, Kypros 58 von Rom annektiert. Cäsar war nach Gallien gegangen; als er zurückkam, um den Krieg mit Pompeius zu führen, kam auch die schicksalsvolle Agonie des Ptolemaierhauses heran. Seine letzten Vertreter haben sich noch einmal zu einer gewissen Großartigkeit erhoben, wenn man sie mit ihren unmittelbaren Vorgängern vergleicht; und ihr

Untergang wirkt tragisch (Arsinoë, Ptolemaios XIV., die vielberühmte Kleopatra und ihr Sohn Cäsarion). Über die Endschicksale und die Eroberung des hellenistischen Staates von Ägypten vgl. Band V, Abschnitt III.

---

3. Ägypten unter den römischen Kaisern (30 v. Chr. bis 641 n. Chr.).

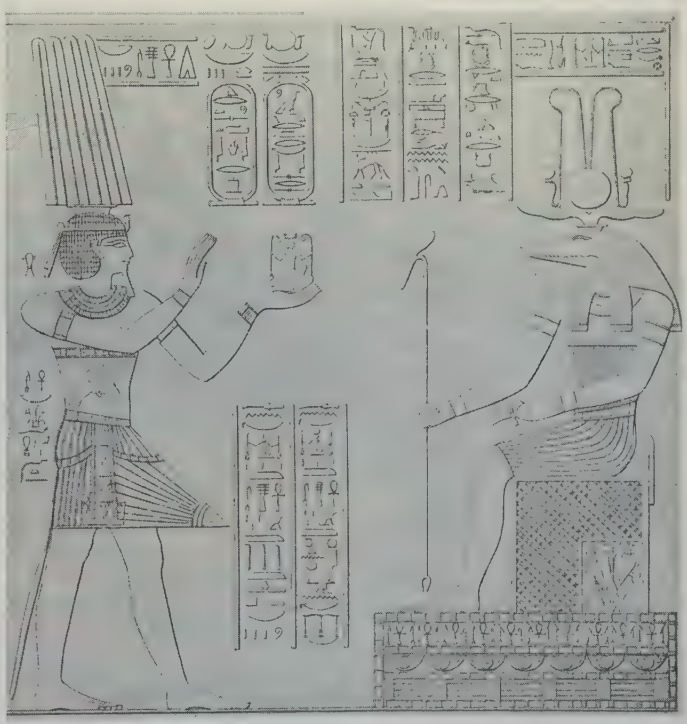
A. Von Augustus bis auf Diocletianus. (Die „römische Zeit" Ägyptens, 30 v. Chr. bis 285 n. Chr.)

Für den Rahmen der Weltgeschichte im politischen Sinne büßt das Nilland seine Bedeutung an sich in der römischen Zeit ebenso ein, wie die übrigen Randgebiete des Mittelmeeres. Ägypten gehörte nicht einmal zu den Grenzprovinzen, um deren Besitz Rom kämpfen mußte; nur gegen das äthiopische Reich von Meroë sind hin und wieder verhältnismäßig harmlose Strafzüge unternommen worden. Die „Dodekaschoinos" (Zwölf-Doppelmeilenland, vgl. S. 241) blieb als Pufferbezirk zwischen Assuan und dem 23. Breitenkreise bis auf Diocletianus von kleinen kaiserlichen Truppenabteilungen besetzt: hier erstand unter Augustus der große Tempel von Talmis (heute Kalabsche). Innerhalb des Reiches wurde Ägypten mit Recht als die „Kornkammer" betrachtet, von seinen Ernten an Brotfrucht war immer schon zum voraus ein erheblicher Satz zur Ernährung der Stadt Rom bestimmt. Augustus, der als Erbe Cäsarions auch die Schätze und Güter der Ptolemaier einstrich, behielt darum das ganze Land unter seiner persönlichen Obhut: als „Vater des Vaterlandes" machte er so die Gebieterin der Welt von seinem kaiserlichen Wohlwollen abhängig.

Der Kaiser ernannte für Ägypten einen Präfekten (Eparchos, Hegemon) als eine Art Vizekönig. Er wurde aus dem römischen Ritterstande entnommen und hatte die militärische und zivile Gewalt in Händen, wobei sich der Kaiser nur einige Punkte selbst zu entscheiden vorbehielt. Er residierte zu Alexandreia; je einmal im Jahr hielt er in Pelusion, in Memphis und in Alexandreia „Konvent" ab, wie das ähnlich in den anderen Provinzen des Reiches geschah; bei dieser Gelegenheit prüfte er die örtlichen Behörden und entschied Prozesse. Der erste der langen Reihe dieser kaiserlichen Statthalter war der auch als Dichter bekannte Freund des Kaisers, Cornelius Gallus, von dem wir seit 1896 eine dreisprachige Inschrift — hieroglyphisch, lateinisch, griechisch — aus Philai kennen. Für die Verwaltung des Landes diente noch immer die alte Einteilung in Gaue, doch erfolgte eine Neuordnung insofern, als von den alten Gauen Unterägyptens die sieben südlichsten und dazu der Arsinoïtes (S. 321) als eigener Landesteil („Heptanomis") abgetrennt wurden. An der Spitze des „Unteren Landes", der Thebaïs (des „Oberen Landes") und der „Sieben Gaue" stand je ein „Epistrategos" als Chef der Zivilverwaltung, auch er ein römischer Ritter, unter ihm die „Strategen", die an Stelle der alten Nomarchen fungierten. Alexandreia stand für sich, außerhalb der Gaueinteilung, wie schon in der Ptolemaierzeit. Ein Gesetz verbot jedem Römer senatorischen Ranges, ohne persönliche Erlaubnis des Kaisers das Land zu besuchen; Germanicus hat es im Jahre 19 n. Chr. zu seinem Nachteil übertreten.

Auch die römischen Kaiser ließen sich die Göttlichkeit nicht entgehen, die ihnen als Pharaonen zustand. Ihre Gestalten erscheinen in der ägyptischen Königstracht (s. die Abbildung S. 325) und mit ägyptischen Titeln an den Wänden vieler Tempel des Landes, für die die Regierung wohl auch manches getan hat. Vespasianus hielt sich bei Beginn des jüdischen Krieges länger in Alexandreia auf. Hadrianus, für dessen Leben und Wandern Ägypten ziemliche Bedeutung hat, war im Winter 130/131 im Land. Der Tod des kaiserlichen Lieblings Antinoos gab Anlaß, ihm zu Ehren einen neuen Gau mit der Hauptstadt Antinoopolis (Antinoë; unweit von el-Amarna) zu gründen. Damals besuchte er auch, wie es gerade bei den Reisenden Mode war, die am Morgen klingenden Memnonskolosse (S. 283), wovon noch die äolischen Verse der Julia Balbilla am Sockel Zeugnis ablegen. Alexandreias blühende Gelehrtenanstalt bildete noch immer, nicht weniger als zu des Philadelphos Zeiten, den Sammelpunkt wissenschaftlicher Größen; unter Antoninus Pius sowie unter seinen Nachfolgern bis Septimius Severus dauerte die gute Zeit für das Museion an. In das 3. Jahr (140) des Antoninus fiel die Vollendung einer Sothisperiode (S. 230).

Die beiden ersten Jahrhunderte der römischen Herrschaft waren für Ägypten infolge der größeren Sicherheit aller Verhältnisse gegenüber den letzten Zeiten der Ptolemaier eine Periode des Aufblühens. Noch immer lieferte Alexandreia als Hauptstapelplatz dem Abendlande die indischen Waren; die Zeitgenossen des Augustus staunten über den raschen Aufschwung dieses Handels und die großen Flotten der ägyptischen Indienfahrer. Doch fehlte es der Regierung nicht an Opposition; namentlich die verwöhnte Mischbevölkerung der Alexanderstadt, in der besonders auch der Gegensatz zu den Juden heftige Ausbrüche hervorrief, erlaubte sich immer wieder Aufstände. Caracalla hat die Lästigen 215 durch ein heimtückisch veranstaltetes Gemetzel bestraft; einschneidende Maßregeln, die dieser Kaiser für die künftige Verwaltung Alexandreias traf, kamen wohl nach seinem baldigen Tod in Wegfall. Die Wirren des 3. Jahrh. brachten auch für Ägypten Unruhe und Niedergang. In der Tiefe freilich blühte aus den chaotischen Trümmern der alten Religionen bereits kräftig ein neues Leben: das Christentum. Mit Decius (249—251) nehmen die hieroglyphischen Erwähnungen römischer Herrscher an den Tempeln ein Ende. Zwanzig Jahre später hat Ägypten für kurze Zeit zu den Eroberungen der Zenobia (vgl. Bd. II, S. 290) gehört: es ist noch ein in ihrem und ihres Sohnes Vaballath Namen gegebener Erlaß zugunsten eines jüdischen Bethauses vorhanden. Aurelianus entriß dem neuen orientalischen Reich sogar das Niltal. Auch hier machten sich jetzt fortwährend die Begleiterscheinungen der Auflösung geltend. Wir hören mehrfach von Gegenkaisern in Alexandreia und obendrein von Einfällen benachbarter Wüstenstämme in Oberägypten, so daß Diocletianus selbst (zwischen 295 und 297) das schließlich in vollem Aufruhr befindliche Land Schritt vor Schritt unterwerfen mußte; das Gebiet südlich Philai überließ er den „Nobaten" (Nubiern).



Kaiser Claudius vor dem krokodilköpfigen Gott Sobk von Ombos. Nach Lepsius, Denkmäler aus Ägypten und Äthiopien, Abt. 4, Tafel 77 (c). Vgl. Text S. 250 u. 324.

B. Von Diocletianus bis auf Herakleios. (Die „byzantinische Zeit" Ägyptens, 285—641.)

Von des Constantinus Alleinherrschaft an kommt auch die inzwischen vollzogene Christianisierung Ägyptens in den neuen Verwaltungsgrundsätzen zum Ausdrucke: der Patriarch zu Alexandreia und die Bischöfe spielen neben der immer weitere Stufen bildenden Beamtenhierarchie ihre Rolle. Die Einteilung des Landes wechselte verschiedentlich im

Laufe des 4. Jahrh., nachdem Diocletianus 297 dem Reich eine neue Grundlage gegeben hatte. Ägypten gehörte nun zunächst zur „Diözese des Ostens", deren oberster Beamter in Antiocheia residierte; der Präfekt für Ägypten in Alexandreia führte seit 382 den Titel Praefectus Augustalis, und ungefähr um die gleiche Zeit erscheint Ägypten (mit Libyen) als eigene „Diözese". Um 385 gab es vier Provinzen im Land: Ägyptus (das westliche Delta), Augustamnica (das östliche Delta), Arcadia (die alte Heptanomis, S. 324, nach dem ersten „oströmischen" Kaiser Arkadios benannt) und Thebaïs. Des Justinianus Verwaltungsedikt für Ägypten von 538 ordnete die Einteilung wiederum neu: neben den Augustalischen Präfekten für Alexandreia und Ägyptus traten „Duces" (Herzöge) für die anderen Provinzen, alle mit der militärischen und zivilen Gewalt ausgerüstet und direkt dem Reichsminister „Praefectus Praetorio Orientis" unterstellt. Die byzantinische Herrschaft fuhr fort, so gut es ging, das Land finanziell auszusaugen; die Thebaïs litt stark unter den Einfällen der Blemyer (vgl. S. 155). Die Armut nahm zu, dabei mehrten sich die Großgrundbesitzer. Auch die Klöster müssen reich an Land gewesen sein. Oft haben ihre festungartigen Bauten bei jenen Barbareneinfällen die Bevölkerung geschützt.

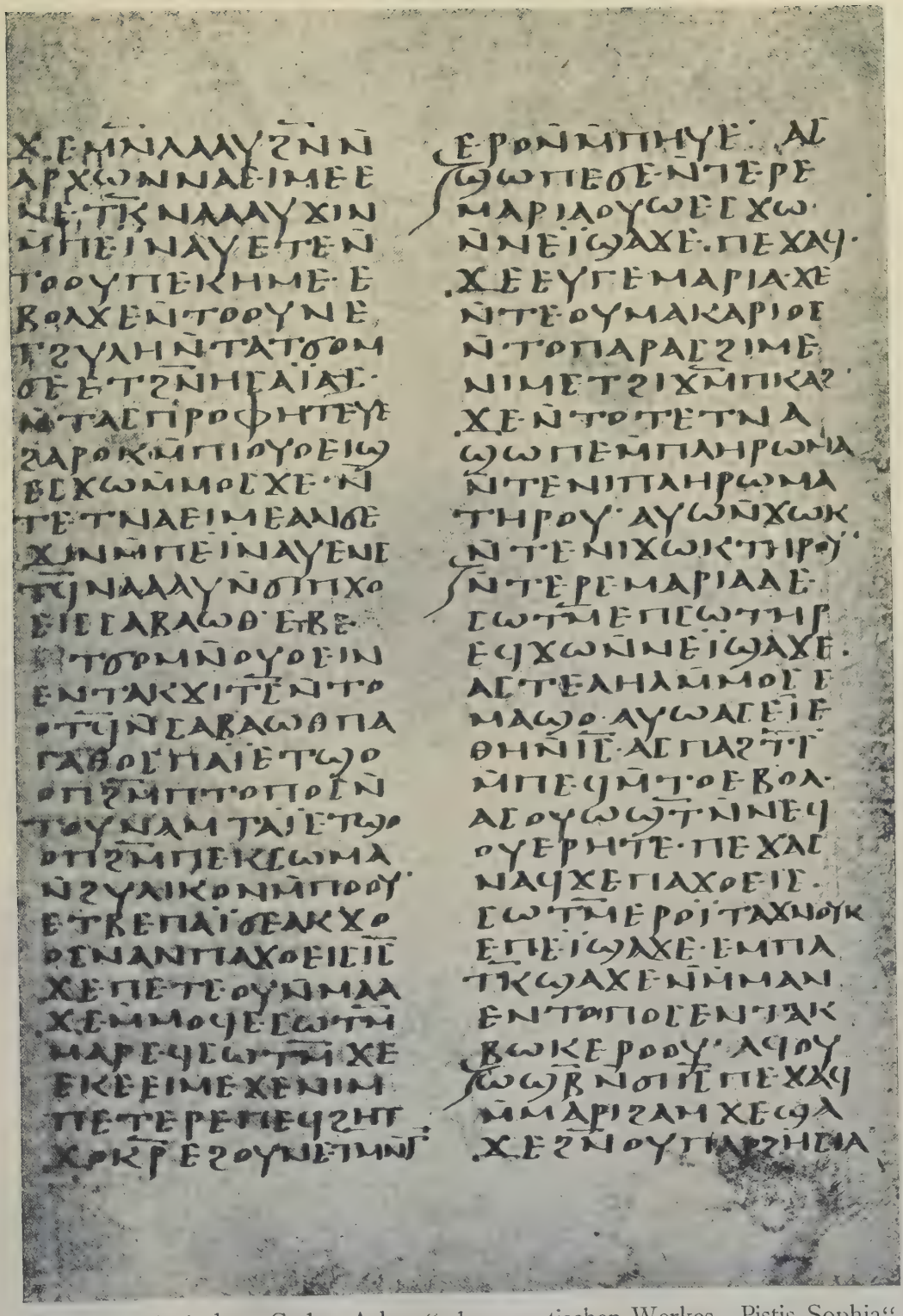
Den ganzen Umschwung der Zeiten mag uns eine Inschrift zu Philai aus der Zeit des Justinus II. (565—78) veranschaulichen, auf einem Stein, der vom heidnischen Tempel stammt:

„Durch Gottes des Herrn Fürsorge und durch das Glück unserer frommen Herren Flavius Justinus und Alia Sophia, der ewigen Augusti und Imperatoren, und des gottbehüteten Cäsars Tiberius Neos Konstantinos, und durch die Güte des Theodoros, des erlauchten Decurio, Dux und Augustalis der thebaïdischen Landschaft, wurde diese Mauer (am Kai der Insel) zum erstenmal erbaut unter dem Segen der heiligen Märtyrer und des ehrwürdigsten Bischofs Abba Theodoros, (und zwar) durch den Eifer und die Billigkeit des Mena, des fürtrefflichsten Singularii der Truppe des Dux. Am 18. Choiak, im Jahre 11 der Steuerperiode (= 14. Dezember 577). Zum Guten!" Später, besonders unter islamischer Herrschaft, rechneten die christlichen Ägypter nach der „Ära der Märtyrer", die mit dem Jahre 284 begann und ein dauerndes Andenken an die schwere Verfolgung der Bekenner durch den Kaiser Diocletianus bildete (vgl. Bd. II, S. 460). Sie ist eigentlich eine Fortzählung der Regierungsjahre dieses Kaisers.

C. Kulturgeschichtliches.

Die Papyrus (S. 319) bieten besonders auch für die Kaiserzeit sehr wertvollen kultur- und verwaltungsgeschichtlichen Stoff. So wird z. B. das Steuerwesen, dessen System aus dem Ptolemaierstaat herübergenommen war, durch zahlreiche Urkunden beleuchtet.

Dem Druck der „Leiturgien", der Verpflichtungen zu öffentlichen Arbeiten, dieser uralten Plage des Volkes, suchte man sich oft durch die Flucht zu entziehen, besonders natürlich in Zeiten von Unruhen. „Ich erfahre", so verkündet der Statthalter M. Sempronius Liberalis am Neujahrstage 154, „daß viele wegen der Schwierigkeiten der Zeit die Heimat verlassen, andere sich gewissen Leiturgien durch die Flucht entzogen haben. Sie halten sich auch jetzt noch in der Fremde auf, aus Furcht vor den seiner Zeit erlassenen Proskriptionen." Es folgt die feierliche Aufforderung zur Heimkehr binnen 3 Monaten und die Verkündung der kaiserlichen Begnadigung selbst solcher, die sich zu den Räuberbanden geschlagen hatten. Über die Ableistung der Leiturgien wurden Bescheinigungen erteilt. Ärmere Dorfleute mußten Dämme errichten oder ausbessern, eine für besonders niedrig geltende Arbeit; Pasion, der unter Caracalla Dorfältester von Mendes ist, zählt z. B. 60 Namen in einer Dammarbeiterliste auf. Eine Neuerung der Kaiserzeit, die zu den ärgsten Bedrückungen geführt hat, ist die Einrichtung der „Amtsleiturgie", die zur Übernahme eines Amtes zwang, etwa des wenig begehrten Steuererheberpostens. Im Jahre 194 klagte ein Pekysis: „Jeder soll laut Statthaltereibefehl nur in seinem eignen Dorfe, nicht auch in fremden die Leiturgien ableisten. Weil aber der Dorfschreiber dem Angeklagten übel will, so hat er ihn, der schon daheim Geldsteuererheber ist, noch anderweitig vorgeschlagen." Steuererklärungen („Apographen") und Steuerquittungen bilden eine stattliche Sammlung. Neben der Kopfsteuer sind z. B. genannt: Damm-, Weide-, Esel-, Kamel-, Schaf-, Gewerbe-, Miets-, Opfersteuer; die Kranzsteuer war eine provinziale Last für die goldnen Triumphkränze der Cäsaren. Ferner stößt man auf Geburts- und Todesanzeigen bei der Behörde, auch auf ganze



Eine Seite (27) des „Codex Askew“ des gnostischen Werkes „Pistis Sophia“.
Koptische Pergamenthandschrift des 5. (?) Jahrh. n. Chr. im Britischen Museum zu London (Add. 5114).
Nach H. Hyvernat, Album de paleographie copte (Paris und Rom 1888).
Zur Schrift vgl. die Tafel bei S. 462 des II. Bandes, über die Gnostiker daselbst, S. 450, und Band III, S. 327.

Umſchrift und Überſetzung der linken Kolumne des umſtehenden Textes.

ei iſt öfters = i oder j (eime = īme, oei = oi), ay = au, oy (y) = u und w (oyoeiš = woiš, pēye = pēwe), c mag man wie g, ṯ wie tsch ſprechen; š = sch ; ṃ, ṇ, ṛ = em, en, er; ḳ, ṗ, ṫ = kh, ph , th.

Umſchrift:

(Linke Kolumne:) ṯe mṇ laay hṇ ṇ-arḳōn na-eime e netk-na-aay ṯin ṃ pei nay. ete ṇtooy pe Kēme, ebol ṯe ṇtooy ne t-hylē. ṇta-t-com ce et hṇ Ēsaias ṇtas-proṗēteye harok ṃ pi-oyoeiš es-ṯō ṃmos ṯe: „ṇ-tetna-eime an ce ṯin ṃ pei nay e netf-na-aay ṇci p-ṯoeis Sabaōṫ“: etbe t-com ṇ oyoein ent ak-ṯits ṇ tootf ṇ Sabaōṫ p-agaṯos, pai et šoop hṃ p-topos ṇ t-oynam, tai et šoop hṃ pek-sōma ṇ hylikon ṃpooy. etbe pai ce ak-ṯoos nan, pa-ṯoeis Iēsoys, ṯe: „pete oyṇ maaṯe ṃmof e sōtṃ, maref-sōtṃ“, ṯe ek-e-eime ṯe nim pet ere-pef-hēt ṯokṛ ehoyn e t-mṇt- (rechte Kolumne:) ero ṇ ṃ-pēye.

Überſetzung:

[Maria redet zum Herrn. Der Herr habe geſagt: „Wer Ohren hat zu hören, der höre“, und ferner, daß er ein Drittel von der Kraft der Archonten (die gewiſſe Teile des Tierkreiſes beherrſchen und den Menſchen zur Aſtrologie nötig ſind) weggenommen, ſie in ihrer Wirkſamkeit geſtört und es ſo eingerichtet habe, daß ſich die Horoſkopſteller auf Erden in der Deutung der himmliſchen Zeichen irren müſſen. Darauf beziehe ſich das „Geſicht über Ägypten“, Jeſaja 19, das hier für die gnoſtiſche Lehre ausgedeutet wird. Jeſaja (vgl. Jeſaja 19, 12) habe geſagt: „Nicht werdet ihr nun wiſſen, was der Herr Sabaoth tun wird“; das heiße:] Keiner von den Archonten wird wiſſen, was du von dieſer Stunde an tun wirſt. Sie (die Archonten) ſind „Ägypten“ (bei Jeſaja), weil ſie die Materie ſind. Die in Jeſaja befindliche Kraft hat alſo einſt über dich prophezeit, indem ſie ſagte: „Nicht werdet ihr nun von dieſer Stunde an wiſſen, was der Herr Sabaoth tun wird“: wegen der Lichtkraft, die du von Sabaoth dem Guten (einer hohen himmliſchen Potenz dieſes gnoſtiſchen Syſtems), der ſich im Orte der Rechten befindet, genommen haſt, und die ſich heute in deinem materiellen Körper befindet. Deswegen alſo haſt du, mein Herr Jeſus, zu uns geſagt: „Wer Ohren hat zu hören, der höre“, damit du wiſſeſt, weſſen Herz ſcharf aus iſt auf das Königreich der Himmel.

Hausbewohnerlisten. Eilig hatten es die Hinterbliebenen mit dem Totenscheine, damit die Verstorbenen rechtzeitig aus der Steuerliste verschwanden. Auf einem anderen Gebiet liegt die Erklärung des Viehzüchters Nepheros: „Auf die Anfrage des Beamten hin, wieviel Ferkel ich zurzeit habe, schwöre ich beim Glücke des Commodus, unseres Herrn, daß es 165 sind, die ich auffüttere, um sie auf den Markt von Psenbelleichis zu bringen." Es handelt sich hier um die Versorgung des Marktes.

Das Privatleben berühren Schuldscheine, die von hohen Zinsen (10—20 Prozent) melden, und Kaufverträge. Der Niedergang des Geldwertes seit 250 n. Chr. zeigt sich schlagend. Im Jahre 152 kostet ein Kamel 800 Drachmen, 289 aber 120mal so viel: 16 Talente und 3000 Drachmen. Käufer und Verkäufer gaben auch in Vertragsurkunden ihre Körpermerkmale an. Die „besondern Kennzeichen" verwachsen hier vollkommen mit der Person, der sie behördlich zuerkannt sind; unterzeichnet doch selbst ein Ehepaar, das die Geburt zweier Söhne etwas verspätet anzeigt: „Kolluthos, 30 Jahre alt, ohne besondere Merkmale, — Satyrus (die Frau), 20 Jahre, ohne besondere Merkmale." Selbst die trockenen Listen und Rechnungen der Tempelgutsverwalter beleben sich oft bei näherem Hinsehen. Zur Zeit des Caracalla bestand in der Stadt Arsinoë ein großes Heiligtum des Jupiter Capitolinus, dessen Stiftung mit der Constitutio Antoniniana von 212 zusammenhängen dürfte. Da wird im Rechnungsbuch dieses reichen Tempels aufgeführt: „Am 19. Pharmuthi: Ausgeliehen an Paas, Sohn der Apollonus und eines unbekannten Vaters, wofür Bürgschaft leistet Aurelius Chäremon, vormals Oberpriester und Ratsherr, ... 3000 Drachmen." Es ehrt den vornehmen Bürgen, daß er dem armen Paas wenigstens auf solche Art seinen unbekannten Vater ersetzte. In Polizeiakten und Testamente, Schulbücher, Flugschriften, Rezeptbücher, Zaubertexte und Novellenfragmente erhalten wir Einblick, und Briefe geben ein treues Bild vom damaligen Leben. Der Bauer Hermokrates bittet seinen faulen Buben Chairas dringend, doch endlich heimzukommen und bei der Feldbestellung zu helfen; sonst gehe das kleine Gut noch verloren. Ausgehobene Rekruten schreiben von Italien her an ihre Eltern und Freunde. Endlich haben sich „Libelli" über vollzogene Opfer gefunden: „An die Opferaufsichtsbehörde des Dorfes Alexanderinsel (gerichtet) von Aurelius Diogenes, des Satabus Sohn, 72 Jahre alt, Narbe an der rechten Augenbraue. Wie ich stets den Göttern opferte, so habe ich auch jetzt unter eurer Aufsicht vorschriftsmäßig geopfert, Trankopfer gespendet, vom Opferfleische gekostet, und bitte, mir dies hierunter zu bescheinigen." Der vielbeschäftigte Beamte Aurelius Syrus macht denn auch den Vermerk unter dem 26. Juni 250; das so erledigte Gesuch ist mithin eine der rettenden Urkunden aus der großen Christenverfolgung des Kaisers Decius (Bd. II, S. 458).

Was war das für ein großartiger Kampf der Weltanschauungen, der damals rings um das Mittelmeer entbrannt war und besonders auch in Ägypten mächtige Kämpfer auf den Plan rief! Die griechische Kultur, hier immer noch die herrschende, gebar noch philosophische Systeme von hoher innerer Schönheit, wie das des Plotinos aus Lykopolis. Stärker vom Orient befruchtet, ringt die christliche Gnosis mit ihren kühnen und bizarren Gedanken, wovon merkwürdige koptische Bücher wie die „Pistis Sophia" seltsame Kunde geben. Daneben dann der philosophierende Jude Philon. Die alten heidnischen Religionen Ägyptens und Babylons vegetieren noch, auf immer kleinere Kreise von Liebhabern beschränkt. Ägyptische Götter wie Isis und Serapis werben trotzdem bis nach Spanien oder zu den Ufern der Donau hin neue Anhänger. In der Heimat hat sich die Isis von Philai bis in das 6. Jahrh. gehalten. Sammlungen von Zauberpraktiken, wie sie in mehreren griechischen und demotischen Handschriften überliefert sind, lassen einen Blick tun in den Hexenkessel des verfallenden Heidentums, in dem die Schlacken der großen alten Religionen beisammenliegen. In solchen Handschriften und einigen anderen Stücken begegnet uns zuerst, sagen wir im 2. Jahrh., das „Koptische" (vgl. Bd. II, S. 477, und oben, S. 232; s. die Abbildung S. 352), das heißt, die Phase der alten ägyptischen Sprache, die in der christlichen Zeit in verschiedenen Dialekten (z. B. Sahidisch = Oberägyptisch, Boheirisch = Alexandrinisch) gesprochen und nun mit griechischen Buchstaben geschrieben wird; für einige Laute wie „h", „sch" hat man die ägyptischen Zeichen ins Alphabet eingeführt (s. die beigeheftete Tafel). Jenes Horoskop erinnert uns an die neuen Wissenschaften, die damals aus guten und alten technischen Kenntnissen und eigenartigen Gedankenrichtungen aufgewachsen

waren: die Astrologie und die Chemie (vgl. S. 300); auch für sie wird uns in Ägypten, wie bisher schon, noch manche Quelle aus der Erde steigen.

Der Boden Ägyptens war für die christliche Lehre (vgl. Bd. II, S. 455 und 486) günstiger als manches andere Gebiet des Reiches; keine heidnische Religion hat dem Christentum so vorgearbeitet wie die ägyptische. Leider sind uns die ältesten Zustände der christlichen Kirche des Nillandes noch zu wenig bekannt. Selbst der Ursprung einer so wichtigen und verhältnismäßig späten Erscheinung, wie das Mönchstum ist, liegt noch in starkem Dunkel; gewiß haben hier buddhistische Vorbilder eine Rolle gespielt. Der große Prozeß der Hellenisierung des Christentums ist unter lebhafter Beteiligung der gebildeten ägyptischen Kreise vor sich gegangen; ein Ägypter, Origenes, wurde der größte Gelehrte der jungen Kirche. Nach den heftigen Krisen der Verfolgungen, von denen besonders die diokletianische einen unauslöschlichen Eindruck im Herzen der Gläubigen hinterließ (vgl. S. 326), blühten die Gemeinden mit neuen Kräften empor. Bereits im 3. Jahrh. wurden die biblischen Bücher ins Koptische übersetzt, und eine christliche Literatur in dieser Sprache gedieh in den nächsten Jahrhunderten in den großen Klöstern, wie dem „Roten Kloster" des Abba Pschai und dem „Weißen Kloster" des Abba Pgol und des Abba Schenute (û; beide Klöster liegen in der Nähe von Sohag und Akhmim). Kaiser Theodosios der Jüngere, des Arkadios Sohn, bewunderte die ägyptischen Mönche, wie sie in ihren Erzählungen berichten, und seit Arkadios beherrschte der Patriarch von Alexandreia für längere Zeit auch die politische Bühne.

Koptische Lampen. Im Kaiser Friedrich-Museum, Berlin. Nach „Anzeiger des Germanischen Museums" (Nürnberg 1906).

Werfen wir noch einen flüchtigen Blick auf die Gräber. In der frühen Kaiserzeit hat man im Faijum die nach ägyptischer Art in ihre Binden gewickelten Mumien mit einem eigenartigen Schmuck versehen. Über dem Gesicht des Toten brachte man ein Porträt seines Kopfes an, der, in lebhaften Farben auf Holz gemalt, oft äußerst lebenswahr aus den Binden herausschaut. Viele Proben dieser rein griechischen Malkunst sind in unsere Museen gekommen. So hat sich auch sonst in den Gräbern ägyptische Sitte mit hellenischer Kunst vereinigt, wie in den großen bei Alexandreia aufgedeckten Grabbauten. An den Grabinschriften ließe sich schön der Wechsel der Zeiten verfolgen.

Ein merkwürdig abgeklärtes Heidentum weist, ungefähr in den Tagen des Marcus Aurelius, der poetische Text eines griechischen Leichensteins für den Negersklaven Epitynchanon auf. „Wenn du einen Mann kennst mit Namen Pallas, der Dekadarchos ist und Vorsteher der Steinbrüche von Antinoë: ihm hatte mich als Sklaven ein Gott zugeführt aus dem Äthiopierlande, wo meine Erzeuger lebten. An Farbe war ich schwärzlich unter den Menschen, so wie der Sonne Strahlen färben; doch meine Seele, von weißen Blüten umrankt, erwarb mir die Gunst meines verständigen Herrn, denn Schönheit ist an Wert einer braven Seele

nicht gleich. Das hat mir den schwarzen Leib geschmückt. Jetzt habe ich beide, Seele und Leib, mit mir in den Grabhügel hinabgenommen, nichts ist übrig von mir als der Name." Die ältesten Grabsteine von Christen aus dieser Gegend stellen den Verstorbenen häufig als Beter in einer Kirche dar und benutzen das hieroglyphische Zeichen für „Leben", das Henkelkreuz, an Stelle des vierwinkligen. „Herr, laß zur Ruhe gehen die Seele deines Dieners Mena, Vorlesers der heiligen Apostel (=Kirche), und lege ihn in den Schoß Abrahams, Isaaks und Jakobs; er habe das gleiche Teil und Los mit deinen Heiligen", lautet eine griechische Aufschrift. Unter byzantinischer Herrschaft wird koptisch geschrieben. Für einen dahingeschiedenen Geistlichen aus dem Jeremiaskloster zu Memphis, „unseren Vater Abraham von Tsebik", werden nach der heiligen Dreifaltigkeit „der Erzengel Michael, der heilige Gabriel (s. die nebenstehende Abbildung), Abba Jeremias, Abba Enoch, Amma (= Mutter, heilige Frau) Sibylla Maria" und andere Heilige angerufen. (Am beliebtesten ist der heilige Mena, der Landespatron, dem urzeitlichen König Mene [S. 234] namensgleich. Man wallfahrtete zu seinem Grabe bei Alexandreia und nahm von dort geweihtes Öl in Fläschchen mit, die das Bild des Heiligen zeigen, vor dem Kamele knien. Auch Geschäftsurkunden werden jetzt häufig mit frommen Wendungen eingeleitet. Der Mietsvertrag eines oberägyptischen Arbeiters aus dem Jahre 605 beginnt: „Im Namen des Herrn und Gebieters Jesus Christus, unseres Gottes und Heilandes, unter der Regierung unseres frömmsten Beherrschers der Erde, Flavius Phokas, des ewigen Herrschers und Kaisers.")

Der Erzengel Gabriel. Koptisches Gemälde aus dem Jeremiaskloster bei Memphis (Sakkara). Nach Quibell, Excavations at Saqqara, Bd. 2 (Kairo 1908).

D. Die persische Eroberung von 619 und das Ende der oströmischen Herrschaft.

Damaskos und Jerusalem waren den Truppen des Sasaniden Khosrau II. Aparwez erlegen (vgl. Bd. II, S. 281); 619 drangen die Perser in das Delta ein. „Die Römer sind besiegt im nächstgelegenen Lande", beginnt die 30. Sure im Koran, die ihnen dann verheißt, daß sie bald wieder siegen werden. Der Augustalis (S. 326) Niketas und das fromme Haupt der Staatskirche in Ägypten, der Patriarch Joannes, flohen; die neue Fremdherrschaft aber machte mit dem bisher unterdrückten Monophysitismus (Bd. II, S. 476) gemeinsame Sache und zog so die große Mehrheit der Ägypter auf ihre Seite. Der Jakobit Benjamin wurde Patriarch. Nur zehn Jahre dauerte die Perserherrschaft, unter der in Alexandreia ein stattlicher Palast erstand; dann zwangen siegreiche Feldzüge des unermüdlichen Herakleios in Asien den Nachfolger Khosraus zu einem Frieden, auf Grund dessen der persische Militärgouverneur 629 Ägypten räumte; Benjamin verbarg sich in klösterlicher Stille.

Aber auch die Wiederherstellung der byzantinischen Macht hatte keine längere Dauer. Zu spät kamen die Versuche des Kaisers, den religiösen Frieden durch eine den Jakobiten (Bd. II, S. 477) annehmbare Unionsformel herzustellen; selbst das versöhnliche Wirken des Patriarchen Kyros von Alexandreia erwies sich als vergeblich und wurde auch durch die Eiferer für „reine Lehre" aus der Schule seines Vorgängers Joannes gestört. Das

Erscheinen von Scharen des Khalifen Omar unter Amrs Befehl 639 (Bd. II, S. 300) kam daher den Ägyptern keineswegs ungelegen. Nachdem die Oströmer in der Umgebung von Memphis und bei Heliopolis besiegt waren, fand Amr den „Statthalter" (von Augustamnica?) Georgios, den die Araber „Mukaukis" nennen, zur friedlichen Unterwerfung bereit. (Mukaukis ist der griechische Name Apokaukos; ob er aber mit Recht zu diesem Georgios gehört, bleibt fraglich.) Ende 640 gehörte nur noch das westliche Delta dem Kaiser, dessen Tod im Februar 641 alle Hoffnung seiner Anhänger lähmte. Der Patriarch Kyros erlangte noch von Amr die Zusicherung, daß die christlichen Kirchen auch künftig geschont werden sollten; dann übergab er Alexandreia. Am 17. September 642 verließen die letzten Vertreter der römischen Herrschaft die Küste Ägyptens.

---

4. Ägypten unter dem Islam bis zur türkischen Eroberung (641–1517).

A. Ägypten eine Provinz des Khalifats (641—969).

Während ganz Ägypten die Araber als seine Befreier begrüßte, empfand Alexandreia den Umschwung der Dinge empfindlich. Zwar, daß Amr die — gar nicht mehr vorhandene — Bibliothek der Ptolemaier habe verbrennen lassen, ist Legende; aber die Stadt verlor ihre Stellung zugunsten des bisherigen arabischen Lagerplatzes „Fostat" (â) östlich von der Insel Roda (s. die Karte in Bd. II bei S. 328), wurde einer harten Sondersteuer unterworfen und endlich, nach einem verunglückten oströmischen Wiedereroberungsversuch 645, ihrer Mauern beraubt. Die monophysitischen Kopten hatten dagegen zunächst wenig Ursache, den Tausch des Oberherrn zu bedauern. Die Einwanderung arabischer Stämme und Seßhaftmachung einzelner Truppenkörper scheint fürs erste nicht viel Land in Anspruch genommen zu haben; selbst die Besteuerung war gegen die römische Aussaugung noch erträglich, wenn auch die Habsucht des Khalifen in Medina wuchs und die Kopfsteuer den Christen lästig fiel. In der Verwaltung übernahm man zunächst das byzantinische System, aber es trat wieder größere Zentralisierung ein; gegen die Bedeutung des Statthalters (Sultan) in Fostat versank die der Provinzgouverneure. An neuen Großämtern finden wir das des obersten Kadi, des Schatzmeisters und des Obersten der Leibwache, der zugleich als Kriegsminister tätig war. Namentlich die Unabhängigkeit der islamischen Rechtsprechung wird gerühmt: nur selten habe die Person des obersten Kadi in dieser Zeit, als bei allen übrigen hohen Posten oft Veränderungen eintraten, gewechselt.

Die arabische Geschichtsschreibung, die für uns nunmehr an die Stelle der griechischen und lateinischen Quellen tritt, hat manche Vorzüge; so die vielfach genaue Angabe der Gewährsmänner und die gute Beobachtung und treue Überlieferung des Tatsächlichen. Wir bekommen jetzt endlich ein Bild vom Stande der Bewässerung, erfahren, wann Mißwachs oder das Auftreten der Pest auf die Verhältnisse im Niltal einwirkten. Aber das historische Urteil über die führenden Persönlichkeiten und entscheidenden Vorgänge war freilich auch hier durch politische Freundschaft oder Gegnerschaft beeinflußt, und, wie überall, bringt die Lust zum Fabulieren Entstellungen guter Kunde. Irrtümer oder Legenden fanden leicht Gläubige und Nacherzähler, und auch die arabische Geschichtsschreibung strotzt von Beispielen, die auf das fromme Staunen, das Mitleid oder den Abscheu der Späteren berechnet sind. Seine eigene Meinung dazu äußert der Historiker oft nur in der Auswahl seiner Nachrichten. Einen besonderen Charakter gibt seinen Arbeiten die islamische Weltanschauung.

a) Unter Otman, Ali und den Omaijaden (644—750).

Der Eroberer Amr fand beim Khalifen in Medina keineswegs die erwartete Anerkennung; Otman nahm ihm 644 die Verwaltung von Ägypten wieder ab und betraute Abd Allah Ibn Saad damit, der in Nubien (Dongola) und gegen die Schiffe der Byzantiner kriegerische Erfolge davontrug. In den Wirren, denen die Khalifen Otman und Ali zum Opfer fielen (vgl. Bd. II, S. 303 und 304), war Amr auf seiten des Omaijaden Muawija tätig und empfing von diesem 658 die Statthalterschaft abermals. Er starb 664. Sein dritter Nachfolger unter Muawija war Maslama, der den Kopten vor der Mauer von Fostat eine Kirche zu bauen erlaubte. Der rasche Wechsel im Statthalteramt dauerte bis auf die Zeit der Tuluniden (s. unten); in den 109 Jahren von der Eroberung bis auf die Abbaßiden hat Ägypten 31 Statthalter gehabt. Die ägyptischen Christen gewöhnten sich daran, daß man ihnen in religiöser Hinsicht bald unfreundlich — 722 wurden ihnen „die Götzen", d. h. die Heiligenbilder, genommen —, bald milder gegenübertrat; ihren ersten größeren Aufstand im Delta, vier Jahre später, veranlaßte lediglich Steuerdruck. Der Khalif Merwan I. besuchte Ägypten 684.

b) Unter den Abbaßiden (750—868).

Anfang August 750 fiel der letzte Omaijadenkhalif Merwan II., der nach Ägypten geflohen war, bei Abusir (Abusir el-Melek), nicht weit vom Eingang des Faijum, durch seine Verfolger, die Anhänger des Abu 'l-Abbaß (vgl. Bd. II, S. 316). Für Ägypten bedeutete die Oberherrschaft des abbaßidischen Hauses eine Verschlimmerung: bis 868 haben nicht weniger als 67 Statthalter einander abgelöst. Kriegszüge zur Unterwerfung Nordafrikas nahmen die Kraft des Landes stärker in Anspruch. Alsbald machten auch die kharidschitischen (Bd. II, S. 305) und schiitischen Sektierer zu schaffen. In Ibn Memdud (û) erschien 779 zum erstenmal ein Statthalter türkischer Abkunft in Ägypten; er sorgte rücksichtslos für die öffentliche Sicherheit, konnte sich aber nicht lange halten. Im Jahre 809/810 wurde das „Schloß der (frischen) Luft" oberhalb von Fostat, an der Stelle der jetzigen Zitadelle von Kairo, erbaut; in dieser Gegend, nordöstlich von Fostat, hatte man eine neue Residenz für den Statthalter angelegt. Von 815—827 hatte eine Schar von 15000 mohammedanischen Verbannten aus Andalusien Alexandreia in Besitz; sie zog erst nach langen Kämpfen ab. Verhängnisvoll für die Kopten gestaltete sich der Besuch des Khalifen Mamun 832 (vgl. Bd. II, S. 336); nachdem eine Schar christlicher Empörer ihm zu Ehren niedergemacht worden war, ergingen strenge Maßnahmen, die ihren Glaubensgenossen den Landbesitz rasch entwanden. Daß Mamun auch die große Pyramide zu öffnen versucht habe, scheint Legende zu sein. Neue Lasten, zuletzt die Steuern, die der Schatzmeister (seit 856) Achmed Ibn Mudabbir erfand, riefen ernstliche Aufstände hervor, bis der Khalif Mutaß 868 dem türkischen Emir Bakbak die Statthalterschaft Ägyptens übertrug. Nach damaliger Gepflogenheit aber entsandte Bakbak seinen Stiefsohn Achmed Ibn Tulun (lû) dorthin, dessen Vater 815 aus Bochara mit anderen Türkensklaven nach Bagdad an Mamuns Hof gelangt und in hohe Stellen gerückt war.

c) Die Tuluniden und die Ikhschiden (868—969).

Achmed Ibn Tulun (vgl. über seine Stellung zum Khalifen Bd. II, S. 339 u. 356) besaß die Eigenschaften eines Dynastiegründers in vollem Maße. Des gefährlichen Schatzverwalters Ibn Mudabbir entledigte er sich in aller Freundschaft; er milderte einige Härten des Steuersystems, ohne daß seine Einkünfte dabei litten, hatte stets eine offene Hand für

seine Freunde im fernen Khalifenpalast und hielt durch rechtzeitige Bestechung selbst die Heere an, die der Oberherr, oder vielmehr der Regent Muwaffak, gegen ihn sandte. Den Ruf eines Gelehrten und Frommen mehrte er durch Stiftungen: für Krankenhäuser und Unterstützung Bedürftiger, für Gelehrtenanstalten gab er nicht minder reichlich Geld her als für Prachtbauten, wie den Palast unterhalb des „Schlosses der Luft" und die 879 vollendete Moschee seines Namens zu Kairo. Um dieselbe Zeit hatte er sich Syriens bis zum Taurus und des westlichen Mesopotamien bemächtigt (Bd. II, S. 356); aber ein Aufstand seines Sohnes Abbaß hemmte, obgleich bald niedergeworfen, schließlich doch die weiteren Pläne des Statthalters. Vor Tarsos geschlagen, kehrte Ibn Tulun 884 krank nach Fostat zurück und starb dort im Alter von fünfzig Jahren.

Seinem Hause war keine lange Dauer vergönnt. Von seinen siebzehn Söhnen folgte ihm der zweite, Khumaraweih (884—895), ein junger, körperlich schwacher, aber begabter, freigebiger und, im Gegensatze zum Vater, Grausamkeiten abgeneigter Mann. Der Glanz der Tulunidenherrschaft nahm mit Khumaraweihs unaufgeklärter Ermordung zu Damaskos ein Ende. Seinen beiden unmündigen Söhnen Dscheisch (895—896) und Harun (896—904) entrissen die ägyptischen Emire Macht und Schätze; der Khalif Muktafi (gest. 908) nahm Syrien und ließ endlich den türkischen Heerführer Mohammed ibn Suleiman in Ägypten einrücken. Der letzte tulunidische Statthalter, Haruns Oheim Scheiban, wurde mit seinen Verwandten gefangen weggeführt, Fostat geplündert, das Land unterworfen.

Noch einmal gelang es bei der zunehmenden Schwäche des abbaßidischen Khalifats einem türkischen Statthalter Ägyptens, dem aus Ferghana stammenden Mohammed, dem Sohne des Toghdsch, eine Hausmacht zu gründen, die der Ikhschid(id)en (935—969; vgl. Bd. II, S. 341). Auch er besaß Palästina und Syrien. Nach seinem Tode 946 übernahm der begabte Neger Kafur (û) die Regentschaft und hielt sie fest; seit 965 war er sogar als Statthalter anerkannt. Von Dichtern angesungen, die sein Gold erfinderisch machte, hat der ehemalige Sklave Stoff zu vielerlei Anekdoten geliefert, die im ganzen schmeichelhaft für ihn sind. Als er 968 starb, wollte man es wieder mit den Ikhschiden versuchen, aber nach 16 Monaten pflückte der Khalif des Westens die reife Frucht, nach der er schon lange die Hand ausgestreckt hatte.

B. Die Fatemiden (969—1171).

Schon in den Jahren 914 und 919 waren Alexandria und Mittelägypten von Westen her durch Heere des neuen schiitischen Machdi Obaid Allah vorübergehend eingenommen worden; einen weiteren Einfall aus dem nordafrikanischen Ketzerkhalifat hatte der Ikhschide Mohammed 936 abgewehrt. Jetzt, im Frühjahr 969, rückten die unermüdlichen Angreifer von Barka her unter Dschauhar, dem Feldherrn des vierten Khalifen Moiss (Muizz), in Ägypten ein. Jakub Ibn Killis, ein zum Islam übergetretener Jude, den der Wesir des regierenden Ikhschiden Achmed zur Flucht gezwungen hatte, war Dschauhar behilflich; und nach einem Gefecht bei Gise ergab sich Fostat. Sogleich wurde nördlich der Stadt ein neues Viertel angelegt und nach astrologischer Himmelsbefragung „el-Kahira" (Kâhira; die Siegesstadt) genannt. Als der Khalif 973 selbst dort erschien und die Residenz aufschlug, war nicht nur die neue Moschee el-Ashar (s. die Abbildung S. 333), seitdem der Mittelpunkt islamischer Gelehrsamkeit, fertig, dazu Regierungsgebäude und Kasernen, sondern auch schon in Syrien, unter bedenklichen Kämpfen, ein beträchtliches Vorland erobert und die Herrschaft überall befestigt. Bald bildete Fostat (heute „Alt-Kairo") nur noch

ein Anhängsel der schnell geschaffenen Hauptstadt Ägyptens. Kairo ist noch jetzt der volkreiche Mittelpunkt des arabischen Orients.

Das Geschlecht des Obaid Allah verdankte die Anerkennung seiner Herkunft von Ali und seiner Frau Fatima (vgl. Bd. II, S. 256) nur den politischen Erfolgen jenes Machdi; einer seiner Ahnen war ein persischer Augenarzt Maimun gewesen, und zahlreiche arabische Historiker haben die Zugehörigkeit der Familie zu den Aliden lebhaft bestritten (vgl. Bd. II, S. 340). Mochten nun auch vor allem die rechtgläubigen Abbaßidenkhalifen im Irak den Stammbaum der Fatemiden verdächtigen und die Karmaten, bisher die östlichen Stützen des weitzielenden Fatemidenkhalifats, sich jetzt in Syrien Dschauhar widersetzen und sogar wiederholt in Ägypten

Haupthof der Moschee el-Ashar. Nach Prisse d'Avennes, L'art arabe d'après les monuments du Kaire depuis le 7ème siècle jusqu'à la fin du 18ème, Bd. 1 (Paris 1877).

einfallen, so überragten Moiss und seine nächsten Nachfolger doch an Ausdehnung des Besitzes alle übrigen islamischen Gewalthaber. Das Traumbild eines die ganze Südküste des Mittelmeeres umfassenden, von Ägypten aus beherrschten Reiches hatte sich kurze Zeit nahezu erfüllt; selbst in Mekka und Medina wurde des Khalifen Name im öffentlichen Gebet genannt.

Dagegen stand es mit der tatsächlichen Macht der Khalifen zu Kairo bedenklicher. Die ißmaëlitische Lehre (Bd. II, S. 340) hat in Ägypten keinen rechten Boden gewinnen können, die orthodoxe Gesinnung blieb in der Tiefe der Herzen in weitem Umfang bestehen. Die eingeführten Neuerungen, wie etwa die schiitischen Formeln beim Gottesdienst oder die weiße Kleidung des Predigers statt der schwarzen, waren ja nur Äußerlichkeiten, aber die Gläubigen nahmen solche Dinge bitter ernst. Die Kopten wurden von dem neuen Herrn aufmunternd behandelt; mehr noch unter dem Sohne des Moiss, el-Asis (975—996), der eine Christin zur Frau nahm. Ihr Patriarch Ephraïm durfte eine verfallene Kirche an der Außenmauer Fostats erneuern lassen. Auch Religionsgespräche zwischen dem Bischof Severus von

Aschmunein und dem obersten Kadi auf Veranlassung des Fürsten fanden statt. Als Wesire dienten unter el-Asis der kluge Renegat Ibn Killis (S. 332) und nach dessen Tode (991) der Christ Isa Ibn Nestorius. In Syrien wurde Damaskus erobert, aber die Schia konnte in Syrien erst recht nicht Fuß fassen; vgl. Bd. II, S. 357. Für Ägypten war die Regierung dieses prachtliebenden und in vieler Hinsicht vortrefflichen Khalifen eine gute Zeit, aber das Grundübel, daß der Bestand der Herrschaft zu einseitig von dem Wohlwollen der Truppenführer abhing, dauerte fort. Neben die berberischen Truppen und Stämme, mit denen Dschauhar und Moiss Ägypten erobert hatten, traten unter el-Asis wieder türkische Leibgarden; als dritter Bestandteil der Hausmacht kamen unter el-Hakim Negerscharen hinzu; Reibereien und Straßenkämpfe zwischen diesen Fremdlingen stellten sich immer häufiger ein.

Der Sohn von el-Asis und jener Christenfrau, el-Hakim (996—1021), bestieg mit elf Jahren den Thron: er wurde das unheimlich düstere und pathologische Gegenstück zu seinem Vater. Der Emir Bardschawan regierte zunächst vier Jahre als Vormund; dann ließ ihn der Khalif ermorden.

El-Hakim war äußerst rührig in seltsamen Verordnungen, die er fortwährend variierte. Er liebte, heißt es zum Jahr 1005, die Dunkelheit so sehr, daß er die Beratungen stets nachts ansetzte; schließlich durfte auch der Marktverkehr erst nach Sonnenuntergang beginnen, und als man sich in Kairo auch damit abfand, erschienen wieder neue einschränkende Verbote. Die Frauen wurden ganz aus der Öffentlichkeit verbannt; nicht einmal aus den Gitterfenstern sollten sie auf die Straße blicken. Die altislamische Enthaltsamkeit in Getränken dehnte el-Hakim bis zum Verbot des Honigs aus; er untersagte jedes Spiel. Vielleicht war nicht alles so schikanös gemeint, wie es die Überlieferung darstellt, aber man wurde durch die Bevormundung und den Wechsel der Vorschriften gereizt. Die allgemeine Erbitterung zeigte sich in der Unterstützung, die der Aufstand des Abu Rakwa (1005—07) fand. Mit der Zeit nahmen die Tücken und Grausamkeiten des Khalifen zu. Immerhin fehlten auch lichte Momente nicht, er tat etwas für die Wissenschaft und errichtete fromme Bauten. Die Christen und Juden, anfangs unbehelligt, mußten später lästige Abzeichen tragen und wurden bedrückt. Etwa seit 1018 trat eine letzte Wendung auf. Den launischen und für Geheimniskrämerei empfänglichen Menschen feuerten neue Sendlinge der persischen Ismaëliten an, sich als göttlichen Nachfolger Alis oder schlechtweg als Gott verehren zu lassen; der nachmalige Stifter der syrischen Drusensekte, Darasi, predigte diese neue Lehre öffentlich. Es gab Mord und Totschlag in den Straßen und Moscheen; die türkische Soldateska schloß sich der Gegenbewegung an, und el-Hakim mußte 1020 auf seine Propheten verzichten. Am 13. Februar 1021 verschwand er während eines einsamen Spazierrittes in den Mokattambergen. Sein Körper wurde nicht wiedergefunden: daher das mehrmalige Auftreten falscher Hakime, daher auch die Lehre der Drusen von seiner Entrückung. Es war seine energische und verständige Schwester, die ihn mit Hilfe der Berber hatte beseitigen lassen.

Diese Frau hat als Sitt el-Mulk („Reichsgebieterin"; gest. um 1025) einige Jahre die Regentschaft für ihren unmündigen Neffen es-Sahir (1021—36) geführt. Ägypten ward wieder ruhiger. Doch auch es-Sahir hinterließ einem Knaben von sieben Jahren, el-Mustanßir (1036—94), den Thron. Während der sehr langen Regierung dieses wohlwollenden, aber schwachen Khalifen, der von seinen Truppenführern nur noch als Aushängeschild benutzt wurde, war das Land von Parteiungen zerrissen. Der Khalif erfreute sich einmal (1059) des unerhörten Triumphes, daß infolge politischer Wirren eine Zeitlang sein Name sogar in Bagdad von der Kanzel verkündet wurde; anderseits verfiel er mit dem ganzen Lande in den sieben Jahren des Mangels 1066—72, in denen der Nil versagte, der äußersten Not. Da warf er sich dem Gouverneur von Akka, Bedr el-Dschemali (â), in die Arme, der sich 1074 der Leitung bemächtigte und das Fatemidenreich noch einmal kräftig zusammenfaßte. Bedrs Sohn el-Afdhal (Allafdhal; Bd. II, S. 357) übernahm 1094 die Macht seines Vaters. Seit 1098 (1099 eroberten die Kreuzfahrer das im Jahre vorher von el-Afdhal wiederbesetzte Jerusalem) kommt die Geschichte Ägyptens mit der der Kreuzzüge (vgl. Bd. II, S. 357 und 519) in

enge Berührung. Dabei ging fast ganz Palästina verloren; Nordafrika hatte sich schon 1046 von dem Khalifen in Kairo losgesagt, Sizilien war seit 1071 den Normannen zugefallen, Damaskus 1076 den Seldschuken. Die beiden folgenden Khalifen kamen von el-Afdhals Gnaden: el-Mustanßirs jüngster Sohn el-Mustali (1094—1101) und el-Amir (1101—30). Dieser ließ 1121 den Reichsverweser el-Afdhal ermorden und hatte nach wüster Mißwirtschaft dasselbe Schicksal, ohne einen Sohn zu hinterlassen. So gelangte mit el-Hafis (1131—49, anfangs Regent) eine fatemidische Seitenlinie zum Khalifat. Es-Safir (1149—54), el-Faïs (1154—60) und el-Adhid (al-Adhid; 1160—71), die man als Knaben und Kinder auf den Thron setzte, waren die letzten Herrscher des Geschlechts.

Schon unter den Tuluniden aufblühend, hat Ägypten unter den Fatemiden trotz der Greulichkeiten mancher Regierung und trotz wiederholter Notjahre im ganzen eine Zeit des Gedeihens erlebt; so haben wir z. B. aus dem Jahre 1046 eine sehr günstige Schilderung der Zustände durch einen persischen Reisenden. Auch die Christen wurden von den Herrschern meist gut behandelt. Von großen Bauten aus der Fatemidenzeit besitzt Kairo außer der Moschee el-Ashar (S. 332) und anderen Moscheen z. B. die drei mit dicken Türmen byzantinischen Festungsstils bewehrten Stadttore nach Norden. Die von den Fürsten gesammelten, oft abgeschriebenen Bibliothekenschätze litten zwar stark unter Plünderungen, noch ehe die Fatemiden abtraten, doch waren dann unter Salah ed-Din noch sehr stattliche Bestände vorhanden. „Gedichtet" wurde, wie überall in der arabischen Welt, genug, doch weist die Periode keinen großen Namen auf. Von den Prosadichtungen steckt manches in der umfangreichen Sammlung „Tausendundeine Nacht" (vgl. S. 339), deren Name bei einem unter el-Adhid schreibenden Historiker zuerst erklingt. In den Wissenschaften wurde viel und nicht untüchtig gearbeitet. Die griechischen Papyrus (S. 326) erläutern uns auch noch die Lebensverhältnisse der arabischen Zeit; ihnen schließen sich dann zahlreiche arabische an. Seit dem 10. Jahrh. wird der Papyrus vom Papier oder Pergament abgelöst. (Eine Quittung von 992 lautet z. B.: „Omar, Machdis Sohn, erklärt: ich habe von dir, o Mena, Sohn des Georg, aus Tutun [im Faijum], wirklich empfangen den Kaufpreis für den schwarzen Hengst, und diese Summe beträgt in asisischer [el-Asis; S. 333] Währung 16 asisische Denare usw.")

C. Die Ajubiden (Aijubiden, Ejubiden; 1171—1250).

Seit dem Tod el-Afdhals (vgl. oben) war die Aussicht, daß Ägypten dem christlichen Königreich Jerusalem zur Beute fallen mochte, immer näher gerückt. Aber auch ein Moslim streckte die Hand danach. Der Gang der Dinge ist bereits Bd. II, S. 521, gegeben. Nach dem Angriff Amalrichs 1163 suchte Ägypten des Gegners Hilfe, um das Heer Nur ed-Dins abzuwehren, das 1164 unter dem Kurden Schirkuh (Schirku) und dem Wesir Schawer Kairo besetzte. Schirkuh mußte in der Tat vor den Franken weichen, kehrte aber schon 1167 wieder. Amalrich zwang ihn noch einmal zum Rückzug; auch Alexandria, das Schirkuhs Neffe Salah ed-Din mit Bravour verteidigt hatte, wurde den Ägyptern zurückgegeben. Bald hatte aber Amalrich seine Eroberungsgelüste so offen dargetan, daß sich Ägypten wiederum den Syrern in die Arme warf. Schirkuh kam 1169 zum drittenmal, Amalrich verließ das Land, und Schirkuh wurde el-Adhids Wesir. Bald danach, im März 1169, starb er, und Salah ed-Din übernahm das Wesirat. 1171 ließ er den Namen des Khalifen el-Adhid aus dem Kanzelgebet streichen und den des Abbaßidenkhalifen verkünden; der letzte Fatemide ging drei Tage später mit Tod ab. Salah ed-Dins Streben nach Unabhängigkeit wurde so deutlich, daß ein Konflikt mit seinem Herrn Nur ed-Din bevorstand: da starb auch der 1174.

Schon bei Lebzeiten ist Sultan Salah ed-Din (1171—93; erst seit 1176 prägt er Münzen in seinem eigenen Namen) hoch gepriesen, dann tief betrauert und auch in der abendländischen Literatur zur Heldengestalt verklärt worden; vgl. Bd. II, S. 360 und 521. Salah ed-Din hielt nur acht Jahre, mit Unterbrechungen, in Kairo Hof, dann wurde seine dauernde Anwesenheit in Syrien notwendig. Die Zitadelle in Kairo (s. die untenstehende Abbildung), die er zu bauen begann — el-Kamil vollendete sie —, und der nach seinem eigentlichen Namen Jußuf benannte Bachr Jußuf (S. 223) erinnern noch jetzt an diesen gewaltigen Fürsten, dessen Ruhm

Die Zitadelle von Kairo in ihrem jetzigen Zustande. Nach Photographie.

zwar hauptsächlich auf syrischer Erde gewonnen wurde, aber doch auch auf Ägypten zurückstrahlte. Die Rückkehr von der Schia zur Sunna scheint dem Lande nicht zu schwer gefallen zu sein (vgl. S. 333). Salah ed-Dins Sohn el-Asis Otman (1193—98) erbte bei der großen Nachlaßteilung (Bd. II, S. 361) Ägypten; seinem unmündigen Enkel Manßur nahm el-Adil I., Salah ed-Dins Bruder (al-Adil; 1200—18), die Sultanswürde ab. Dessen Sohn el-Kamil (â; 1218—38) ist durch sein Abkommen mit Friedrich II. bekannt, das Jerusalem noch einmal den Christen zurückgab (Bd. II, S. 361 und 536; über Damiette: ebenda, S. 534). Ihm folgten nacheinander zwei Söhne: el-Adil II. (abgesetzt 1240) und Salich Ajub (1240—49). Für den seit Salah ed-Dins Tode fast nie rastenden Kampf zwischen den einzelnen Ajubidenstaaten Vorderasiens und den Krieg mit den Franken hegte Salich mit besonderem Eifer seine Leibgarde, die, wie man es schon längst überall, auch in

Ägypten, machte, aus türkischen Kaufsklaven („Mamluk") gebildet war; er wies ihnen ein Standlager bei seinem Schloß auf der Insel Roda des Nil (arabisch „Bachr" = Strom) an, daher die Bezeichnung „bachritische Mameluken". Nach außen bewährte sich diese Kriegergemeinde allerdings vorzüglich; als das Kreuzheer unter Ludwig IX. von Frankreich kurz vor Salichs Tode Damiette erobert hatte (Bd. II, S. 540), retteten die Mameluken Ägypten für seinen Sohn Turanschah. Aber schon nach wenigen Monaten wurde Turanschah von den Mameluken ermordet und durch seine tatkräftige Stiefmutter Schedscher ed-Durr (1250) ersetzt. Man gab ihr, Juli 1250, den Mameluken-Emir Eibek (1250—57) zum Gemahl, der den Sultanstitel annahm; auch stellte man ihm noch einen sechsjährigen Ajubiden el-Aschraf Musa als Mitsultan an die Seite. Eibek setzte den Knaben bald (1252) ab und schickte ihn später (1254) nach Konstantinopel. Der Khalif in Bagdad vermittelte einen Frieden mit den syrischen Ajubiden. So verschwand das Haus Salah ed-Dins vom Throne Ägyptens; das Land hatte unter dem im ganzen ruhmvollen und weisen Regiment der Ajubiden nicht unwesentliche materielle Fortschritte gemacht (vgl. S. 339).

D. Die Mamelukensultane (1250—1517).

a) Die Bachriten (1250—1382).

Schedscher ed-Durr, die Mamelukin, ließ 1257 ihren Gatten, der eine asiatische Prinzessin zu heiraten Miene machte, ermorden und wurde alsbald selbst umgebracht. Eibeks jungen Sohn Ali setzte der Regent, der Mameluk Kotus, 1259 ab, um selbst Sultan zu werden; die Zeit brauche einen Mann, der kämpfen könne. Seine kurze Regierungszeit ist in der Tat denkwürdig durch den entscheidenden Sieg über das vom Großkhan Hulagu ausgesandte Mongolenheer bei Ain Dschalud (Dschalut) in Palästina (3. September 1260; vgl. Bd. II, S. 368). Syrien blieb dadurch dem ägyptischen Machtbereich erhalten und schützte zugleich das Niltal vor den Mongolen; die grauenvolle Verwüstung, die das Irak erfahren, ist Ägypten erspart worden. Aber Kotus, der den mächtigen Emir Beibarß, ein Haupt der Bachriten, bei der syrischen Ämterverteilung übergangen hatte, wurde dafür von ihm beim Rückmarsch an der Ostgrenze des Delta ermordet. Sultan Beibarß (1260 bis 1277), sogleich von seinen Genossen anerkannt, zog in die Hauptstadt ein, die den für Kotus vorbereiteten feierlichen Empfang nun ihm zuteil werden ließ.

Mit den Staatsstreichen von 1250 hatte das Regiment der bachritischen (zum Namen s. oben) Mameluken seinen Anfang genommen. Daß eine Frau herrschte, wurde in der islamischen Welt als ungewöhnlich empfunden und alsbald korrigiert. Im übrigen war es an sich nichts Neues, weder in Ägypten noch in Asien, daß die Soldaten, die das Heft in der Hand hatten, — in diesem Fall waren es eben türkische Mameluken — den Thron mit einem der Ihren besetzten. Daß sich aber diese Herrschaft der türkischen Krieger befestigte und dann folgerichtig in eigenartigen Formen entwickelte, ist das Verdienst des großen Organisators Beibarß gewesen, der nach den unsteten Wechselfällen seit 1250 die Zügel kraftvoll in die Hand nahm und die Ordnung schuf, die unter den gegebenen Umständen möglich war und nun auch für Jahrhunderte vorhielt. Es herrschte also jetzt ein Kriegeradel, der sich aus landfremden Unfreien fortwährend ergänzte, sich kameradschaftlich zusammenschloß und Macht, Ehren und allmählich das ganze Land unter sich teilte, während die übrigen Gesellschaftsklassen zurückgedrängt wurden. Die Sultane konnten jederzeit von Fraktionen, die sich unter den Emiren, den Kommandanten der Truppen, bildeten, gestürzt werden, aber auch die Emire brauchten das Wohlwollen des Sultans, der zur Aufrechterhaltung des

Regiments nötig war. Daß Beibarß keine länger dauernde Dynastie gründete, lag an der Unfähigkeit seiner Söhne; Kalaun gelang es besser. Trotz des an sich schlechten staatlichen Systems und der dadurch bedingten raschen Folge der Herrscher stellt die Mamelukenzeit die Blüte des mittelalterlichen Ägypten dar (vgl. S. 339). Die eigentliche „Mamelukenwirtschaft" offenbarte ihre ärgsten Schäden erst später.

Einen eigenartigen religiösen Nimbus gewann der neue Sultan Beibarß für Ägypten bei der soeben (1258) erfolgten Vernichtung des Abbaßidenkhalifats von Bagdad. Er gewährte einem Flüchtling der gestürzten Familie, Abu 'l-Kasim, 1261 Zuflucht und ließ ihn unter dem Ehrennamen el-Mustanßir feierlich als Khalifen begrüßen. Dafür gab der so unerwartet in Kairo zu Würden gelangte Abbaßide dem Sultan die rechte Weihe, ward aber von Beibarß bald nachher, als der Khalif gegen die Mongolen zog, preisgegeben. Beibarß setzte einen anderen Abbaßiden an seine Stelle. Auf diese Weise hat das Abbaßidenkhalifat in Ägypten während der ganzen Mamelukenzeit stets seinen (meist schlecht beleumundeten) Scheinvertreter besessen (vgl. Bd. II, S. 374); nur 1412 hat ein Khalif auf sechs Monate zugleich Sultan geheißen. Nach der osmanischen Eroberung wurde der letzte Khalif, Mutawakkil III., mit nach Konstantinopel entführt (Bd. II, S. 380), aber schon 1522 wieder nach Ägypten entlassen, wo er 1538 starb.

Den christlichen Uferstaaten Syriens hatte Beibarß Antiochia weggenommen; er hatte die Burgen der selbst von Salah ed-Din gefürchteten Assassinen gebrochen (Bd. II, S. 367 und 369), die Mongolen in Schach gehalten und Nubien unterworfen; er hatte in Mekka geboten. Groß an Tatkraft und Skrupellosigkeit, doch auch nicht arm an wirklich guten Taten, hielt er seine Länder in strenger Zucht. Aber mit dem Tode des außerordentlichen Mannes brach sein Haus zusammen. Seine noch jungen Söhne Saïd und Selamisch wurden bald nacheinander 1279 entthront, und der Emir Kalaun (eigentlich Kilawun; 1279—90) folgte als Sultan. Er konnte sich weder als Staatsmann noch als Feldherr mit Beibarß messen, als Mensch war er wohl der bessere. Er hat mit den Christenstädten der syrischen Küste bis auf wenige aufgeräumt und die Mongolen nach hartem Ringen bei Hims 1281 noch einmal heimgeschickt. Seitdem tritt der Name eines Korps tscherkessischer Mameluken auf, die in den Türmen der Zitadelle kaserniert waren und davon „Turmleute", Burdschiten, hießen.

Unter Kalauns Sohn Khalil (1290—93) wurde 1291 Akka erstürmt (Bd. II, S. 543), womit die übrigen fränkischen Besitzungen der syrischen Küste ihren Halt verloren; sie sind dann bald geräumt worden. Der unbeliebte Sultan selbst wurde von einigen Emiren ermordet, sein neun Jahre alter Bruder Naßir Mohammed (Bd. II, S. 375) schon 1294 wieder abgesetzt. Aber dieser Knabe war zu einer merkwürdigen Entwickelung bestimmt. Nach kurzer Herrschaft der beiden Emire Ketbogha (bis 1296) und Ladschin (bis 1299) wurde Naßir von neuem Sultan (1299—1309). Er warf 1303 ein Mongolenheer über den Euphrat zurück; in Kairo mußte er sich die härteste Tyrannei der obersten Emire gefallen lassen. Da entwich er mit List nach dem festen Karak in Moab, dankte von dort aus zum zweitenmal ab und schickte dem in Kairo hierauf gewählten Emir Rokn ed-Din (Beibarß II.; 1309—10) untertänige Briefe. Aber nicht ganz ein Jahr später konnte Naßir zurückkehren, zum drittenmal den Thron besteigen, an seinen früheren Bedrückern Rache üben und seine bitteren Erfahrungen noch ein Menschenalter hindurch in einem eisernen, aber nicht übel wirkenden Regiment betätigen; der Habsucht der Emire ließ er jetzt freie Bahn, ergriff aber dann oft eine gute Gelegenheit, „die Gemästeten zu schlachten". Acht Söhne Mohammed Naßirs, mehrere davon im Knabenalter von Parteien erhoben, bilden nach ihm die Reihe: Abu Bekr 1341,

Kudschuk 1341—42, Achmed 1342, Ismaïl 1342—45, Schaban I. 1345—46, el-Muzaffar Hadschi 1346—47, Hassan 1347—51 und wiederum 1354—61, Salich 1351—54. Auf Hassans zweite Regierung folgte el-Manßur Mohammed (1361—63), Hadschis Sohn; zuletzt kam mit Schaban II. (1363—77) und seinen Söhnen Ali (bis 1381) und es-Salich Hadschi (1381—82) eine Nebenlinie auf den Thron.

Die materielle Kultur Ägyptens stand während dieser politisch so unruhigen Zeiten fortwährend hoch. Der Durchgangshandel von Indien und Ostasien her brachte schon seit längerem großen Reichtum ins Land; die Handelsverbindungen mit dem Abendland, besonders mit Venedig, Pisa, später Genua, zum Teil schon unter den Ajubiden angeknüpft, wurden gepflegt und erweitert (vgl. Bd. II, S. 374). Auch Dichtkunst und Wissenschaft gediehen. Weltruhm hat eine ägyptische Sammlung arabischer Märchen erlangt, die nicht zur anerkannten Literatur gehörte, sondern in den Kreisen der berufsmäßigen Erzähler fortgepflanzt wurde. Der Ruhm des Buches „Tausendundeine Nacht" gebührt zwar nicht ausschließlich ägyptischen Prosadichtern, sondern vielfach ihren Vorgängern in Indien, Persien und Bagdad, aber die Ägypter haben diese reizenden Gebilde mit allen Farben des Lebens der Mamelukenzeit liebevoll ausgestattet, das hier in seiner bunten Mannigfaltigkeit weiterlebt; so ist dieses Buch zugleich eine gute Quelle der Kulturgeschichte. Die arabische Kunst Ägyptens erreichte in der Mamelukenzeit ihren Gipfel. Die Kleinkunst schuf, wie in Ägypten von je, die reizendsten Sachen: kostbare Gefäße, Elfenbeinarbeiten, Waffen, Gewebe. Die Bauten der Bachritenzeit, noch heute in einigen ihrer besten Werke gut erhalten, bleiben nicht zurück. In dem stillen Totental bei Kairo, wo die „Khalifengräber" stehen, sieht man zwar vor allem die prächtigen Grabtempel der Burdschiten, unter denen hier eine Art moslimischen Seitenstücks zu der altägyptischen Totenstadt auf der Westseite Thebens entstand. Aber das Innere Kairos weist noch stattliche Denkmäler der Bachriten auf. Die Moschee des Sultans Hassan ist gewiß heute noch das schönste und eindrucksvollste kirchliche Gebäude Kairos; auch die Emire bauten mit Eifer Moscheen, so unter Nassir Sandschar und Salar. Eine Schöpfung Kalauns war der Muristan, ein umfangreiches Hospital, bei dem sich auch das Grab des Stifters befindet.

b) Die Burdschiten (1382—1517).

Siebenundzwanzig Regierungswechsel innerhalb 134 Jahren: das ist die Sultansfolge der burdschitischen (S. 338) Mameluken; die Macht des Sultans sank immer mehr gegenüber den Ansprüchen der Emire. Die Kulturzustände blieben im allgemeinen dieselben wie vorher, zu Reformen fehlte jede Möglichkeit. Doch muß sich der drohende Verfall in vielen Stücken bemerklich gemacht haben. Gern wüßten wir mehr über die Tätigkeit der Emire, wenn sie, fern von dem fortwährend brodelnden Hexenkessel der Hauptstadt, auf ihren Landgütern in Mittel- und Oberägypten als kleine Landesväter wirkten. Jedenfalls war die Bevölkerung des flachen Landes stark zurückgekommen und bedrängt. Pest und Mißernten finden sich oft erwähnt; Kairo aber und das wieder emporkommende Alexandria waren nun Stätten des indisch-europäischen Handels, hingen also nicht so sehr von den wirtschaftlichen Bedingungen der Ackerbaubezirke ab. Für diese muß aber doch von Zeit zu Zeit etwas geschehen sein, wenn die Not drängte; Hungerempörungen der ausgemergelten Fellachen, von Mamelukenkommandos in Blut erstickt, kennzeichnen doch nur verzweifelte Fälle, deren Wiederholung bessere Mittel verhindern mußten. Es ist denn auch nicht selten von großer Wohltätigkeit der sonst nicht gerade weichmütigen Herrscher die Rede.

Mit Sultan Barkuk (Berkuk; 1382—89 und 1390—99), der den noch im Kindesalter stehenden es-Salich Hadschi absetzte, nehmen die Burdschiten ihren Anfang. Im Frühjahr 1389 unterlag Barkuks Heer den aufständischen syrischen Statthaltern Mintasch und Jelbogha; sie nahmen Kairo und beriefen den jungen Kalauniden Hadschi noch einmal auf den Thron. Doch schon im Februar 1390 zog Barkuk wieder in Kairo ein. Die Hauptsorge des Sultans richtete sich auf die kluge Abwehr des schrecklichen Timur (vgl. Bd. II, S. 374ff.). Barkuks Sohn und Nachfolger Faradsch (1399—1412; 1405 mußte er seinem Bruder Abd el-Asis auf einige Wochen Platz machen) empfand die Macht der Mongolen um so drückender. Zum Glücke für Ägypten kamen die Verderber selbst nicht über Damaskus hinaus (1401), und Faradsch hielt dann durch äußere Unterwerfung den Feind fern, bis Timur starb (1405). Die Ergänzung der Mameluken geschah schon seit Barkuk nicht mehr vorwiegend durch Hinzukauf tscherkessischer Sklaven, sondern griff, weil die Verbindung mit dem Schwarzen Meere nachließ, auf Mongolen, Griechen und Osmanen über. Faradschs Regierung war in ihrer zweiten Hälfte von Kämpfen gegen seine Emire in Syrien erfüllt, von denen Schekh zuletzt den Sultan gefangen nahm und töten ließ. Der Khalif el-Mustaïn wurde von dem frömmelnden Sieger ein halbes Jahr lang als Sultan verwendet (vgl. S. 338); aber im November 1412 übernahm Schekh selbst unter dem Namen el-Muaijad diese Würde. Die große Moschee el-Muaijad am Suweletor von Kairo ist seine Schöpfung, während die Bauten von Barkuk und Faradsch auf dem Gräberfelde stehen. Schon im Januar 1412 starb der kriegskundige, geldgierige Schekh; sein zweijähriger Sohn Achmed hieß acht Monate Sultan; der befähigte Emir Tatar folgte, lebte aber nur noch ein Vierteljahr, dessen Sohn Mohammed weitere fünf Monate unter Leitung seines Erziehers Burs Bei.

Selbstverständlich wurde hierauf Burs Bei Sultan (Bars Bei; 1422—38; vgl. Bd. II, S. 377). Wir hören, daß Ägypten und Syrien stark unter seinem Regiment litten „und verödeten". In Steuern war er erfinderisch, und seine Handelspolitik suchte die Einnahmen mit kopfloser Gier zu steigern. Bei der Handhabung des Pfeffermonopols kam es zu einem Konflikt mit den Venezianern, so daß selbst diese im Orient sonst so geduldigen Kaufleute mit Auszug drohten. In Alexandria hatte 1422 die Lagunenstadt den Vorrang; sie besaß dort zwei „Fondachi" (burgartige Magazinhöfe). Genuesen, Florentiner und Anconer hatten je einen Fondaco, Neapel und Gaëta einen gemeinsamen; auch für Narbonne, Marseille, die Katalonier und manche andere Handelsleute waren eigene Häuser da, freilich nicht alle gleich stattlich. Wenn zur Zeit der „Mudua" (Handelsfahrt) die abendländischen Kauffahrteischiffe zu Alexandria löschten und luden, war oft der Hafen von Galeeren gedrängt voll; die venezianischen Rückfrachten allein erreichten durchschnittlich 1—$1^1/_2$ Millionen Dukaten Wert im Jahre. Venedig unterhielt auch mit Syrien rege Handelsbeziehungen und hatte Fondachi in Beirut und Tripolis, in Damaskus und Haleb.

Ein Ruhmestitel Burs Beis ist die Eroberung Kyperns durch seinen Feldherrn Tagri Birdi 1426; König Jakob I. aus dem Hause Lusignan wurde gefangen nach Kairo gebracht und als Vasall des Sultans wieder entlassen. Im Juni 1438 starb Burs Bei, im September sein 14jähriger Sohn el-Asis Jußuf; es ist eine vielsagende Tatsache, daß alle diese oft hochbetagten Herrscher so häufig keine erwachsenen Nachfolger hinterließen. Ihnen folgte der Emir und Minister Dschakmak (1438—53), dessen Angriffe auf Rhodos mißlangen; sein Sohn Otman wurde nach 41 Tagen zugunsten des Emirs Jnal (1453—61) abgesetzt. Auch dessen Sohn Schihab ed-Din Achmed verschwand vom Throne; der griechische Mameluk Khuschkadam (1461—67), die Sultane Jel Bei und Timurbogha waren machtlose Gestalten.

Es folgte Kaït Bei (1468—96), der größte und zugleich am längsten regierende Burdschiten-Sultan. In modern-europäischem Sinne war er freilich ein roher Mensch, der seine Fertigkeit im Durchprügeln, die er als gewöhnlicher Mameluk erworben hatte, auch als Sultan noch übte und auch sonst zur Härte neigte. Mit Bewunderung aber erfüllen seine zahlreichen herrlichen Bauten (die Grabmoschee des Sultans [s. die untenstehende Abbildung] ist ein Prachtstück der zierlichen arabischen Ornamentik) und mit Achtung die Kraft, durch die er seine unbändigen Emire niederhielt und dem Vordringen der osmanischen Türken widerstand. Der Großherr Bajesid II. fand sich, nach der Niederlage seines Heeres bei Adana durch den ägyptischen Emir Esbek 1488 und weiteren Nachteilen, 1491 zum Frieden bereit (Bd. II, S. 379).

Gegen Ende der Herrscherzeit Kaït Beis machten sich aber die alten Leiden des Mamelukentums wieder mehr bemerkbar. Sein Sohn en-Naßir Mohammed wurde 1498 ermordet;

Die Grabmoschee Kaït Beis in Kairo. Nach Photographie von C. Abt, Frankfurt a. M.

die nach ihm gewählten Sultane Kansuh, Dschanbalat und Tuman I. stürzten einander mit der größten Geschwindigkeit; und als el-Ghuri (Kanßuwe Alguri, 1501—16; Bd. II, S. 379f.), ein Mann von 60 Jahren, den Thron bestieg, waren dem Reiche neue Bedrängnisse erwachsen. Die Portugiesen hatten das Indische Meer erschlossen und den Gewürzhandel beinahe schon von Ägypten unabhängig gemacht (vgl. Bd. I, S. 593ff.). Venedig trieb den befreundeten Sultan bereits 1502 an, auf die indischen Fürsten einen Druck zu üben, damit die Hauptquelle des Wohlstandes von Venedig und Ägypten nicht versiege. El-Ghuri verstand den Ernst der Lage erst, als die Portugiesen durch Wegnahme von Sokotra (1506) das Rote Meer sperrten. Aus den venezianischen Gesandtschaftsberichten ist zu erkennen, wie schnell und schwer die Folgen zutage traten. Bei unerschwinglichen Preisen fanden die immer knapper werdenden Erzeugnisse Indiens kaum noch Absatz auf den alten Wegen: der Hafen von Alexandria wurde öde, die Saumlasten der Karawanen aus Mekka schrumpften zusammen; dennoch wollte der Sultan die alten Zollsätze nicht ändern. Auch in Syrien zerstörten die Emire den Handel durch ihre Erpressungen. Endlich hatte el-Ghuri

im Roten Meer eine Flotte gebaut; aber 1509 wurde der mamelukische Admiral Mir Hußain bei Diu von Almeida geschlagen (vgl. Bd. II, S. 380). Eine neue ägyptische Flotte erklärte sich im Sommer 1516 zu Dschidda für Selim I.

Am 24. August 1516 trat el-Ghuri dem türkischen Großherrn auf der Wiese von Dabik bei Haleb entgegen (vgl. Bd. II, S. 380). Die leichten Feldgeschütze der Feinde und die Flucht des erkauften ägyptischen Emirs Khair Bei gaben der Sache des Mamelukentums den Gnadenstoß; der greise Sultan fiel. Selim I. zog in Damaskus ein, während man in Kairo den dort verbliebenen Statthalter Tuman Bei zum Sultan wählte (Oktober 1516). Der Schatz und die Kassen waren erschöpft; nicht einmal Gasa konnte rechtzeitig verstärkt werden und fiel Ende des Jahres. Die Aufforderung Selims, sich zu unterwerfen und als türkischer Statthalter im Lande zu bleiben, beantwortete Tuman II. mit der Hinrichtung der Gesandten.

5. Ägypten seit 1517.

A. Die türkische Eroberung und Verwaltung (1517—1798).

Selim war Mitte Dezember von Damaskus aufgebrochen und unterwegs nur bei Ramle auf schwachen Widerstand gestoßen. Der zehntägige Marsch der Türken durch die Wüste blieb unbehelligt. Am 22. Januar 1517 entspann sich die letzte Schlacht. Nunmehr kämpften die Mameluken bei den Mokattambergen im Angesichte von Kairo mit dem Mute der Verzweiflung, und ihr neuer Sultan zeigte sich als würdigen Nachfolger so manches tapferen Soldatenherrschers. Dennoch ging auch dieser Tag für die Mameluken verloren; das Blutbad in und um Kairo fand erst nach einer Woche sein Ende. Straße um Straße der Stadt hatten die Türken erstürmen müssen. Tuman II., der mit dem Reste seines Heeres jenseits des Nil, bei Gise, wieder Stellung genommen hatte, mußte abziehen und warf sich in das Delta. Aus dem Kleinkriege, bei dem Tuman noch oft seine persönliche Tapferkeit bewies, wurde bald eine Verfolgung, und das Mamelukenheer zerrann gänzlich. Als Gefangener Selims ist Tuman II. am 13. April 1517 in Kairo hingerichtet worden.

Bis zum September weilte Selim in Ägypten. Auf seinen Befehl mußten die reichsten Kairener Kaufleute nach Stambul übersiedeln; die Venezianer hatten sogleich B. Contarini und A. Mocenigo an den Sieger nach Kairo gesandt, und Selim bestätigte ihre bisherigen Handelsvorrechte. Suleiman I. entließ bei seiner Thronbesteigung 1520 jene Übergesiedelten wieder in ihre Heimat, traf aber den Handel Alexandrias vernichtend durch Anordnungen, die Konstantinopel zum Sitze des Spezereiverkehrs machen sollten. Die Fondachi der abendländischen Kaufleute (S. 340) gingen völlig ein; um die Mitte des 16. Jahrh. wurde auch das venezianische Konsulat zu Alexandria aufgehoben und nach Kairo verlegt.

Selim hatte in Kairo noch die Huldigung der heiligen Städte Mekka und Medina abgewartet, deren Schutz- und Hoheitsrechte jetzt auf ihn übergegangen waren, dann begab er sich nach Syrien. Sein ägyptischer Statthalter Khair Bei, der Verräter von Dabik, zeigte drei Jahre hernach beim Thronwechsel die Neigung, sich unabhängig zu machen, lenkte aber rechtzeitig ein. Auch die Empörung des Achmed Pascha, seines dritten Nachfolgers, wurde leicht unterdrückt, und danach (1525) ließ der große Suleiman die Verhältnisse Ägyptens durch den Großwesir Ibrahim Pascha neu ordnen. Ein Italiener berichtet, der Sultan habe 1529 den alten Kanal des Dareios vom Roten Meere zum Nil (S. 317) wieder aufgraben lassen, das Werk aber nicht vollendet, obgleich 20000 Arbeiter dabei tätig gewesen seien.

Erklärung des umstehenden Bildes

aus der „Beschreibung von Egipten" in Dappers ‚Afrika' (gekürzt).

Was Alkair betrift, das wird itzund in vier Städte geteilet, als in Bulach, Charaffa, Alt-kair, und Neu- oder Groß-kair; wiewohl etliche die ersten zwey Teile unter die Vorstädte des Großen Alkairs rechnen; vielleicht darüm, weil sie itzund so wenig bebauet seind, wie auch das große Alkair selbsten, daß sie mehr Dörfer, als Städte zu seyn scheinen. Wan man die gemelten vier Städte mit den Vorstädten zusammen nimt, so hat das gantze Alkair, wie Beauvau bezeuget, 30 Meilen in seinem ümkreuse.

Bulak, oder, wie es etliche nennen, Bubalon ist ein Hafen der Stadt Alkair, liegt ohngefähr zwo Meilen vom Großen Alkair, am Ost-ufer des Niels, und hatte ehmahls bey 4000 Heuser. Alda wohnten viel Handwerksleute, und andere, die mit Korn, öhl, und Zucker handelten. Sie hatte schöne Gottesheuser und Schlösser; davon die Schönsten bey dem Ufer des Niels lagen. Aber durch die vielen Kriege ist dieser Ort sehr verdorben.

Zwischen Bulak und Groß-Alkair sieht man den großen Flecken Cesbrechi [el-Ezbekije], wie ihn die Einwohner nennen. Dieser liegt, wan der Niel sich ergiesset, gantz unter Wasser. Ein wenig hiervon teilet sich der Niel in unterschiedliche Zacken: davon der eine nach Alexandrien, der andere nach Damiate, und die übrigen nach unterschiedlichen andern örteren zu fliessen. Von Bulak bis an das große Alkair, ist das Land überal flach, und der Weg sehr lustig, darüm er auch allezeit von vielen Menschen beträhten wird. Sonderlich aber ist er an einem Orte, den man Usbekia [el-Ezbekije] nennet, in der Vorstadt bey dem Tohre, sehr schön. Dieses Usbekia ist ein stücke Landes, welches in die runte lieget, und mit Heusern ringstherüm bebauet.

Charaffa, sonst auch Karaffar, oder Massar genennet, liegt zwo Meilen vom großen Alkair, und hatte ehmahls 2000 Heuser, auch wohl 7 Meilen in seinem ümkreuse; Aber eine lange zeit her hat dieser Ort, da ehmahls der Sulthan Hof hielt, wüst und unbewohnet gelegen. Man sahe daselbst ehmahls viel Grabstäten, die mit hohen und prächtigen Bogen aufgeführet stunden, und von innen mit schönen Gemelden und Bildern außgezieret waren. Man hat alhier auch ein Zolhaus, da man die Wahren, welche von Sahid kommen, verzollet. Auch werden noch itzund, wie Beauvau schreibet, die sieben Kornheuser Josefs alda gesehen.

Das alte Alkair liegt an einem sehr guhten Ohrte am Ostufer des Niels, aber unbemauert; wiewohl Krusius schreibet, daß alda eine Mauer von 24 Meilen zu finden. Heute ist es, wie Belloon bezeuget, nur als ein kleines Dorf, und wird von Griechen und Armeniern bewohnet. Auch liegt es vol verfallener Schütte, wie Peter della Valle, der es vor das Alte Babilon helt, bezeuget; und hat wenig Heuser, die weit von einander liegen, und von Christen bewohnet werden. Sonsten hat es alda unterschiedliche Kirchen, wie itztgemelter Geschichtschreiber meldet: als unter andern die Kirche der Heiligen Barber, darinnen ihr Leichnam und anderer Heiligen zu finden; darnach die Johannes-Kirche, die auf einem Hügel stehet, darauf man das Alte Alkair und die ümliegenden Felder übersehen kan. Noch eine andere Kirche, vielleicht der Koptisten vornehmste, stehet auf einem verfallenen Hauffen eines kleinen Heuseleins; darinnen die Jungfrau-Mutter Marie eine lange zeit sol gewohnet haben. Das übergebliebene von diesem heiligen Heuslein wird noch unter dem großen Altare gemelter Kirche gewiesen: und zwar in einem sehr dunkelem Keller, da man auf kleinen Seulen, darauf das Gewölbe des Altars ruhet, noch etliche stücken der Balken bewahrt, welches vorzeiten den

Kair

Nach O. Dapper, Umbständliche und eig

1670.

Beschreibung von Africa (Amsterdam 1671).

Solder gemelten Hauſes unterſtützet, und nicht allein vom altertuhme ſchwartz beraucht, ſondern auch verfaulet ſeynd. Auſſerhalb dieſen örtern oder Vor-ſtädten, die vor oder üm das alte Alkair herüm liegen, hat man noch drey andere Vorſtädte, als Bebzuaila oder Bebzuila, Gemethailon, und Bebelloch.

Die Vorſtadt Bebzuaila, die man auch Mifuletif oder Mifruletich [Misr el-atika = Alt-Kairo] nennet, liegt am ausgange des Tohres, welches nach dieſer Vorſtadt heiſſet. Sie begreift ohngefähr 2000 Heuſer, und erſtreckt ſich vom gemelten Tohre, vom Abende nach dem Mittage zu, ohngefähr auf anderthalbe Meilen, und nach Mitternacht zu eine Meile bis an die Vorſtadt Bebelloch. Alda befinden ſich viel Kirchen, und Gülde Heuſer. Die eine Kirche hat Sultahn Heſen gebauet; als auch ein ſtark bemaurtes Schlos, das itzund den Türkſchen Baſſen zur wohnung dienet, und am Berge Mochatan lieget. Auch findet man rundherüm noch andere ſchöne und groſſe Schlöſſer, derer Fluhre mit vielfärbigen Marmel beleget, und die Decken ſchön gemahlet und vergüldet ſeind. In dieſem [!] Schlöſſern wohneten ehmahls die Gemahlinnen, Kinder, Beyweiber, Geſchnittenen, und die Leibwächter des Sultahns. Auch warden in etlichen Hochzeiten gehalten, oder den Geſanten gehöhr erteilet. — Die Vorſtadt Gemethailon [Gamiat Tulun = Moſchee des Tulun], die auch ſehr groß iſt, grentzt an die Vorſtadt Bebzuaila, und leuft nach dem Abende zu, auf einige verfallene örter des alten Alkairs. Sie hat ihren anfang ehr gewonnen als Alkair ſelbſten. Tailon [Tulun], ein Untertahner des Kalifs von Bagadet, und Stathalter in Egipten hat ſie geſtiftet. Dieſer Tailon verlies die alte Stadt, und wohnete in dieſer Vorſtadt: da er ein trefliches Schlos und eine Kirche bauete. Viel Kaufleute und Handwerker wohnen alhier, die meiſt alle Mohren aus der Barbarey ſeynd. — Die Vorſtadt Bebelloch, welche die kleinſte nicht iſt, liegt ohngefähr eine Meile vom großen Alkair, und begreift 3000 Heuſer. Hier wohnen allerley Handwerks-leute, und auf einem Platze, den man Jazbachie [el-Ezbekîje] nennet, ſteht ein großes Schlos, mit einem ſchönen Güldehauſe, durch Jazbach einen Mammalucken geſtiftet, der des Sultahns Raht war, und den Platz nach ſeinem Nahmen Jazbachia nente.—

Die Stadt iſt rund herüm mit Mauren ümringet, ausgenommen an der ſeite des Niels, und liegt, nach Villamonts zeugnüſſe, langrund, nach Belloons aber als ein dreyeck; davon das Schlos auf dem Hügel das eine Ecke macht. An das andere gelangt man, wan man vom Schloſſe längſt dem Walle hin gehet; und an das dritte, wan man ſich vom zweiten nach Mitternacht zu wendet, und von hier wieder an das Schlos. Hier müſſen wir auch erinnern, daß etliche vielleicht daher, weil das Große Alkair, mit ſeinen Vorſtädten ſo dichte mit großen Heuſern bebauet iſt, daß man die Mauren nicht wohl ſehen kan, ſeind verurſachet worden zu ſchreiben, daß dieſe Stadt keine Mauren habe.

Sie hat viel Tohre, die man alle mit Eiſen überzogen. Unter den fürnehmſten ſeind an der Oſtſeite der Stadt das Tohr Babe Nanſre oder Bid Nanſare, das iſt Siegestohr; das Tohr Beb-zuaila oder Bitzuila; dadurch man nach dem Niele und dem alten Alkair zu gehet; und das Tohr Bebel-futuch oder Bib-el-Fetoch, das iſt das Tohr der Siegespracht, vor welchem das Meer Esbiki [el-Ezbekîje], und ſehr fruchtbare äcker liegen. —

Der fürnehmſten Kirchen, welche die Türken Moskeen nennen, zehlet alhier Beauvau 6800; und wan man die gemeinen darzu rechnet, ſo ſeind ihrer zuſammen 24000; wiewohl Villamont 1100 weniger ſetzet. In einer Vorſtadt gegen Morgen ſtehen 1200; und in einer andern nach dem Mittage zu 700. Unter allen aber iſt die ſchönſte, welche man Bemaſar nennet, und auf 30 herlichen Pfeilern ruhet; wiewohl die Kirche Elhashar vor die berühmteſte gehalten wird.

So ein Werk hätte freilich merkwürdige Folgen haben können. Im Jahre 1534 unterstanden dem türkischen Beglerbeg zu Kairo 16 Sandschaks, die sich auf Ägypten und Arabien verteilten. Die Portugiesen aber hüteten sich, von Indien her etwas zu unternehmen, was den Sultan reizen konnte; darum ist auch auf die türkische Seemacht im Roten Meere bald nichts mehr verwendet worden; das Mittelmeer erschien wichtiger.

Die Großsultane am Bosporus behandelten das Nilland, wie wenn es ihnen nur als Quelle ihrer Steuereinkünfte wertvoll wäre. Zum Beglerbeg oder Pascha von Kairo, wie man später sagte, wurde bald nicht der Tüchtigste, sondern der ersehen, der sich verpflichtete, die Abgaben an den Schatz des Großherrn immer höher zu bringen. Die Person des Statthalters wechselte häufig schon nach zwei, drei Jahren; viele waren nur ein Jahr oder noch kürzere Zeit im Amte. Auch seine Befugnisse hatte man durch Einrichtung eines Staatsrates (Diwan) beschnitten, und die Kommandanten der Truppen in der Zitadelle sorgten gleichfalls dafür, daß er nicht zu mächtig wurde. Syrien war jetzt dauernd von Ägypten getrennt. Der Pascha hatte vor allem das Geld herbeizuschaffen, das alljährlich zu Schiff für den Sultan abgeholt wurde. Von Selim II. an tritt die Leidenschaft der Osmanensultane, private Schätze ohne Maß und Ziel aufzuhäufen, deutlich hervor; die Einkünfte aus Kairo, die regelmäßig an der Spitze aller Summen erscheinen, wandern in diese Schatzkammern.

Nach venezianischen Nachrichten, die aber auf den Büchern der osmanischen Staatskasse beruhen, liefen 1553: 900000 Dukaten aus Ägypten und Arabien ein: die Hälfte der Gesamteinnahme des Statthalters, der das übrige „für die Kosten der Landesverteidigung" zurückbehalten durfte; Syrien konnte nur ein Drittel, Irak gar nur ein Neuntel dieses Ertrages verzeichnen. Dafür kamen im folgenden Jahre aus Kairo nur 500000 Dukaten ein, 1555—91 durchschnittlich 800000, 1592 aber eine Million Dukaten.

Am Anfang des 17. Jahrh. führten Reibereien zwischen dem Pascha und der Armee zu heftigen Unruhen, die 1610 der Statthalter Mohammed Pascha unterdrückte. Dieser brachte dann eine Finanzreform zustande. Die Schwäche der Regierung in Konstantinopel um die Zeit der Thronbesteigung Murads IV. wirkte auch auf Ägypten zurück. Kairo weigerte sich, den 1623 ernannten Ali Pascha aufzunehmen, der in Alexandria gelandet war, und man zwang ihn, sich wieder einzuschiffen. Die Pforte gab den Wünschen der Armee in diesem wie in anderen Fällen nach. Die beigeheftete Tafel zeigt ein Bild Kairos von 1670; damals schon war Kairo die größte Stadt des arabischen Orients.

Im 18. Jahrh. erscheint die Macht des Paschas völlig gebrochen, statt seiner herrschen die „Beis", der alte Mamelukenadel, die Großgrundbesitzer, die der Eroberer Selim im Besitz belassen und das neue Regiment nur vorübergehend geschädigt hatte. Zwei neu aufgekommene Ämter, die des Schekh el-Beled und des Emir el-Haddsch, sind nun die führenden Gewalten und werden von den Beis besetzt. Die Streitigkeiten zwischen den Parteien dieser Mameluken und Versuche der Paschas, sich geltend zu machen, gaben vielfach Anlaß zu Wirren. Wollten die Mameluken einen Pascha nicht länger dulden, so schickte man ihm einen schwarzgekleideten Herold, der ihn aufforderte, das Land zu verlassen. Im Jahre 1768 machte sich ein Emporkömmling der Mamelukenklasse, Ali Bei, zum Herrn der Lage. Sein Oberherr war gerade durch den Krieg mit Rußland gehemmt; Ali gewann (1769) die Mamelukenbeis dafür, Ägypten für unabhängig zu erklären, überrumpelte Mekka und dachte auch Syrien zu erobern. Alis Schwiegersohn aber, Mohammed Bei, der 1771 Damaskus belagerte, ließ sich von den Türken bestechen; er führte sein Heer gegen Kairo, und Ali entwich vor ihm nach Syrien. Eine Weile schien es, als werde Ali von dort aus, wo ihm und anderen Aufständischen russische Kriegsschiffe Hilfe leisteten, noch einmal sein Reich gewinnen; aber in

den Kämpfen bei Salihije gegen die Truppen Mohammed Beis verrieten ihn die Seinen, und er starb gleich darauf als Gefangener (April 1773). Mohammed herrschte nun als Pascha, fand jedoch 1775 sein Ende in Syrien, das er dem Großherrn zu unterwerfen sich anschickte. In Ägypten wurde Iß maïl Bei Schekh el-Beled, allein bald erhob sich Zwist zwischen den Beis der Mameluken; Ibrahim und Murad, zwei der Verräter von Salihije, bemächtigten sich 1783 der Gewalt, gerieten dann aber auch in Streit. Sie versöhnten sich erst, als die Pforte mit Rüstungen begann. Der Kapudan-Pascha Haßan landete 1786 in Alexandria, setzte Iß maïl Bei wieder ins Amt und brachte einen neuen Pascha. Als Iß maïl 1791 einer Seuche erlag, holte man Ibrahim und Murad aus Oberägypten herbei, und sie übernahmen wieder das Regiment.

B. Die französische Besetzung (1798—1801).

a) Das militärisch-politische Abenteuer.

Die drei größten Kriegshelden des Abendlandes haben ihre Namen in die Geschichte Ägyptens eingeschrieben: Alexander, Cäsar und Napoleon. Alle drei sind glänzende Meteore am Himmel Ägyptens gewesen, die starke Nachwirkungen hinterließen, obwohl sie schnell wieder verschwanden. Bonapartes Ruhm, in Italien begründet, hat durch die Schlacht bei den Pyramiden einen Schimmer der Märchenpracht des Orients ergattert, der dem Kaiser zeitlebens wert war. Sein Leibmameluk Rustan durfte als lebendiges Erinnerungszeichen bei keiner feierlichen Gelegenheit im Gefolge fehlen; und als der letzte große Wurf auf deutschem Boden mit Groß-Görschen seinen Anfang nahm, rief der Korse noch einmal das Andenken an 1798 wach: „Das ist eine ägyptische Schlacht — eine gute Infanterie muß sich selbst genügen!"

Der französische Handel hatte mit und nach den Venezianern erfolgreich um Ägypten geworben. Aber derartige Motive spielten eine nebensächliche Rolle bei der Expedition Napoleons. Mehrfach hatten schon französische Politiker eine Eroberung Ägyptens ins Auge gefaßt, jetzt (1798) paßte sie sowohl Napoleon als auch dem Direktorium in ihre Rechnung. Wenn sie gelang, konnte sie die Engländer, mit denen man noch Krieg führte, empfindlich treffen.

Das Erscheinen einer französischen Flotte wurde in Alexandria erwartet, da man Nachrichten aus Konstantinopel hatte. Am Abend des 1. Juli 1798 begann die Landung des etwa 40000 Mann starken Heeres, am Mittag des 2. war die Stadt besetzt, und schon am 3. begab sich der Vortrab unter Louis Charles Antoine Desaix auf den Marsch nach Süden. Eine Nilflottille unter Antoine François Graf Andréossy lieferte am 13. Juli der Mamelukenflottille ein Wassergefecht, während das Landheer bei Schebreïs einen Angriff Murad Beis zurückschlug. Das Vordringen bei der starken Hitze war entbehrungsreich. Als am Horizonte die Spitzen der großen Pyramiden sichtbar wurden, rief Bonaparte sein bekanntes Wort, daß 40 Jahrhunderte von dort oben auf die Tapferen herabblickten. Murad und Ibrahim hatten eine Stellung von den Pyramiden bis zum Fluß inne; der Mittelpunkt davon, das verschanzte, aber artilleristisch schlecht verteidigte Dorf Embabe, wurde von den Franzosen erstürmt, nachdem ein gewaltiger Reiterangriff Murads an ihren Vierecken gescheitert war. Diese Schlacht am 21. Juli zersprengte das Mamelukenheer: Ibrahim warf sich in das östliche Delta, Murad nach Oberägypten; Kairo ergab sich Napoleon am 22., am 24. zog er ein. Schon am 8. August brach er auf, um Ibrahim aus Salihije nach Syrien zu treiben. Da traf ihn auf dem Rückweg die Meldung von Jean Baptiste Kléber aus Alexandria, Nelson habe die französische Flotte am 1. August bei Abukir vernichtet. Trotzdem rückte Desaix Ende August gegen Oberägypten vor und erreichte nach mehreren Treffen Assuan; Murads Widerstand nahm den unsteten Charakter von Raubzügen an.

Die Franzosen richteten sich, besonders in Kairo, mittlerweile zu längerer Niederlassung ein. Ihr Oberfeldherr hatte schon bei seiner Landung beteuert, daß er, der Vernichter

des Malteserordens, ein Freund des Islam sei, mit dem Sultan auf gutem Fuße stehe und nur die Mameluken bekämpfen wolle. Den Gebräuchen der Moslim huldigte er möglichst auffallend: so feierte er das Fest des Mulid en-Nebi in arabischer Tracht mit. Er hatte den Diwan (vgl. S. 343) wiederhergestellt und gedachte sich seiner zur Lenkung der Herzen der Moslim zu bedienen. Wir haben Andeutungen, daß seine Gedanken mit gigantischen Plänen einer Eroberung des Orients spielten, zuzeiten träumte er sich gar in die Rolle eines neuen Propheten hinein. Aber seine Größe war, daß er seine Gedankenflüge an dem strengen Maß der Wirklichkeit prüfte. Obgleich ein Teil der Soldaten, darunter General Jacques François Baron de Menou, mit dem Übertritt zum Islam Ernst machte, ließ sich das Vertrauen der Orientalen nicht im Sturme gewinnen. Man erfuhr, daß der Sultan den Krieg wolle. Seijid Bedr el-Mokadem, ein fanatischer Nachkomme Mohammeds, riß die Bevölkerung Kairos am 21. Oktober 1798 zu einem Aufstande hin. Erst nach dreitägigem Straßenkampfe bemächtigte sich Bonaparte wieder der Stadt; die Pforten der Ashar-Moschee mußte er mit Geschützfeuer sprengen.

Am 4. September 1798 erklärte die Pforte den Krieg. Bonapartes kühne syrische Unternehmung (Ende Januar bis Juni 1799) weist zwar mehrere glänzende Taten auf (Einnahme von Jafa, Sieg über Ibrahim am Tabor), aber der völlige Mißerfolg vor Akka gegen Dschessar Pascha und Sidney Smith verdarb alles. In der Zwischenzeit hatte Desaix in Oberägypten die Beis zerstreut und sogar Kosseir am Roten Meere besetzt; in Unterägypten warf General François Lanusse den Erhebungsversuch eines Machdi nieder. Wenige Wochen nach Bonapartes Rückkehr, Mitte Juli 1799, landeten 20000 Türken unter Mustafa Pascha in Abukir, von der englischen Flotte gedeckt; doch wurden sie am 25. Juli von 8000 Franzosen nach schweren Verlusten wieder auf die Schiffe getrieben. Damit schloß Bonapartes ägyptische Laufbahn ab. Nachrichten aus Europa, die ihm der englische Admiral übermitteln ließ, trieben ihn zur Abfahrt (23. August), die er mit einem Gefolge von 500 Personen auf zwei aus dem Vorjahre geretteten Fregatten bewerkstelligte.

Kléber, auf den der Oberbefehl überging, war kein Freund des Unternehmens, das er fortführen sollte; überdies rückte der türkische Großwesir Jußuf Pascha mit 80000 Mann durch Syrien heran. In seinem Bericht an das Direktorium übertrieb Kléber zwar bei der Schilderung der schlechten Verfassung des französischen Heeres — Bonaparte wurde dabei nicht geschont —, aber seine Beurteilung der Lage ging im Hauptpunkt nicht irre, und es war völlig sachgemäß, daß er mit den Engländern Unterhandlungen anknüpfte, um das Land räumen zu können. Desaix unterzeichnete am 28. Januar 1800 den Vertrag von el-Arisch, das der Großwesir soeben eingenommen hatte. Kléber suchte die harten Vertragsbedingungen eilig zu erfüllen. Schon hatte er Oberägypten und Kairo geräumt, als die englischen Admirale erklärten, die französische Armee müsse sich kriegsgefangen geben. Die Antwort darauf war der Tagesbefehl: „Soldaten, auf solche Anmaßungen wird einfach durch Siege geantwortet — rüstet euch zum Kampf!“ Am 20. März 1800 schlug er mit kaum 10000 Mann den achtmal stärkeren Großwesir bei Matarije, dicht vor Kairo, in der ruhmreichen „Schlacht von Heliopolis“; zwei Tage später fiel auch das Lager Jußuf Paschas den Franzosen zur Beute. Vom 27. an gewann Kléber Kairo in mehrtägigem Kampfe zurück; Ibrahim wurde nach Syrien entlassen, Murad als Verbündeter Frankreichs mit Oberägypten belehnt. Trotz ihrer kurzen Dauer zeichnete sich Klébers Verwaltung vorteilhaft aus; der wackere Mann flößte auch den Moslim Respekt ein. Aber am 14. Juni 1800 erdolchte ihn in Kairo ein Fanatiker aus Haleb — am Tage der Schlacht von Marengo, in der Desaix fiel.

Menou übernahm als Rangältester den Oberbefehl und führte, als „Abd Ullah Menou" mit einer Ägypterin verheiratet, die Verwaltungsreform und eine auf Dauer berechnete Benutzung der natürlichen Hilfsquellen des Landes geschickt weiter; eine arabische Zeitung „Tambih" sollte, für die französische Propaganda im Orient werbend, namentlich den Karawanenführern nach Arabien und Innerafrika mitgegeben werden. Allein die Unfähigkeit der französischen Marineleitung gestattete es den vereinigten Engländern und Türken, das Netz endlich zusammenzuziehen. Von Syrien nahten die Türken, von Kosseir 6000 Sepoys. Der britische General Sir Ralph Abercromby landete mit 17000 Mann bei Abukir und siegte am 21. März 1801 unweit Alexandria. Sein Tod (28. März) änderte nichts an der schlimmen Lage Menous. General Augustin Daniel Graf Belliard, der in Kairo geblieben war, kapitulierte am 27. Juni, Menou in Alexandria am 2. September. Noch immer 24000 Mann stark, wurden die französischen Truppen auf englischen Schiffen nach Frankreich zurückgeführt. Im März 1803 räumten auch die Engländer das Land, nachdem sie durch einen Vertrag mit der Pforte den Mameluken Begnadigung verschafft hatten gegen das Versprechen der Beis, sich nicht mehr in die Regierung Ägyptens einmischen zu wollen. Murad Bei war 1801, noch vor der Kapitulation von Kairo, an der Pest gestorben.

François Champollion. Nach G. Ebers, Ägypten in Wort und Bild, Bd. 2 (Stuttgart 1880). Vgl. Text S. 347.

b) Der dauernde Gewinn für die Wissenschaft.

An der Seite des Feldherrn Napoleon war auch eine Schar von französischen Gelehrten ausgezogen, um Ägypten zu erobern, darunter die ersten Namen Frankreichs: der Mathematiker und Physiker Gaspard Monge, der Chemiker Claude Louis Berthollet, der Künstler Dominique Vivant Denon und viele andere. Kaum war man in Kairo eingedrungen, so eilten die Gelehrten, ihre Arbeit in Kairo selbst oder draußen im Lande zu beginnen. Als Mittelpunkt ihrer Tätigkeit hatte Napoleon am 22. August 1798 das Institut d'Égypte in vier Sektionen gegründet: Mathematik, Physik, „politische Ökonomie" und Literatur und Künste; zu der mathematischen Sektion zählte Napoleon selbst. Unter den Kapitulationsbedingungen von 1801 stand die Forderung, daß die von den Gelehrten gesammelten Altertümer und sonstigen wissenschaftlichen Schätze auszuliefern seien. Die Antwort der Gelehrten aber lautete, lieber werde man alles vernichten; der größte Teil des Gesammelten wurde denn auch für Frankreich gerettet. Denon, der Desaix nach Oberägypten begleitete, hatte allein eine Kamelslast von Material für sein Werk „Voyage dans la Basse et la Haute Égypte" (Paris 1802) zusammengebracht.

Im August 1799 aber hatten die Schanzgräber des Genieoffiziers Bouchard bei Erdarbeiten für das Fort Saint-Julien den dreisprachig beschriebenen „Stein von Rosette" (S. 321) gefunden. Den Oberteil der Vorderseite nahm ein Text in hieroglyphischer Bilderschrift ein, die Mitte ein „demotischer", den unteren Teil ein griechischer Abschnitt; in diesem

las man, daß das Dekret in heiliger, in Volks- und in griechischer Schrift, auf eine Tafel harten Gesteins gegraben, in jedem größeren Tempel aufgestellt werden solle: also mußten die beiden oberen Teile denselben Inhalt haben. Die Tafel wurde an die Engländer ausgeliefert und kam nach London. Unter den vielen, die sich bemühten, dem verheißungsvollen Stein das Geheimnis der Hieroglyphenschrift zu entlocken, gelang es zunächst am besten dem schwedischen Archäologen Åkerblad, der 1802 aus den Eigennamen (z. B. Ptolemaios) des demotischen Textes den Wert von 16 Buchstaben bestimmte, die meisten richtig. Der große Orientalist de Sacy hatte auf diese Gruppen aufmerksam gemacht. Zwanzig Jahre später erschloß sich dem Südfranzosen Jean François Champollion (geb. 23. Dezember 1790 zu Figeac; s. die Abbildung S. 346) das Rätsel.

Es ist ein merkwürdiges Stück Gelehrtengeschichte, in das uns das Leben dieses großen Entzifferers hineinblicken läßt: reich an Arbeit, Leiden und Entdeckerglück. Keiner hatte sich so lange und so innig wie er mit der Rosettana und anderen Denkmälern Altägyptens befaßt, die Hunderte der krausen Zeichen der Schrift waren ihm vertraut, wenn er auch nur erst wenige richtig deutete; das damals mögliche Wissen vom alten Ägypten hatte er sich durch weit angelegte und eindringende Studien zu eigen gemacht. Dennoch ging er noch fortwährend in der prinzipiellen Auffassung der Schrift irre, kam eine Zeitlang wieder davon ab, daß die Hieroglyphen Laute, nicht Ideen, ausdrücken. Aber zu Anfang des Jahres 1822 sah er in der Publikation der hieroglyphischen Inschrift eines Obelisken von Philä den Namen „Kleopatra" genau so dastehen, wie er ihn sich bei seinen Versuchen ins Hieroglyphische übertragen hatte, und am 14. September gelang ihm die Lesung des Namens Ramesse. Vom 22. September ist die berühmte „Lettre à Mr. Dacier" datiert, in der er einen Teil seiner Resultate bekanntmachte und zeigte, daß er jetzt den Schlüssel in Händen habe.

In der Tat hat Champollion in den folgenden zehn Jahren seines Lebens (gest. 4. März 1832) ein wirkliches Verständnis zahlreicher ägyptischer Inschriften erreicht. Bisher auf spärliches Material beschränkt, fand er nun in Italien und Ägypten die ergiebigsten Quellen neuer Aufschlüsse. So hat er z. B. schon 1825 den „Hochzeitsskarabäus" Amenhoteps III. (S. 285) vortrefflich verstanden.

Über die Richtigkeit seines Systems entbrannte langer und heftiger Gelehrtenstreit, aber die Wahrheit ging ihren Weg. Auf dem Gebiete der nun begründeten Ägyptologie wurde Richard Lepsius der Fortsetzer Champollions; als Leiter der großen preußischen Expedition, die von 1842—45 das ganze Niltal bis tief nach Nubien hinein erforschte, hat er das umfassende Werk „Denkmäler aus Ägypten und Äthiopien" veröffentlicht, das der Forschung vorzügliches Material darbot. Begeistert erklärte sich der kluge Chr. C. Josias v. Bunsen als Schüler Champollions. Die großen französischen Ägyptologen Emanuel de Rougé, Chabas und Maspero, der große Berliner Heinrich Brugsch und Adolf Erman haben neben zahlreichen anderen das nun bald vollwerdende erste Jahrhundert dieser Wissenschaft mit ruhmvollen Arbeiten bereichert. Alle Kulturnationen wetteifern gegenwärtig und schon seit langem, die antiquarischen Schätze der Pharaonenzeit im Dienste der Geschichte der Menschheit zu erforschen (vgl. S. 227). Neben dem älteren Institut français d'archéologie orientale (seit 1880) besteht seit 1907 zu Kairo auch ein Deutsches Institut für Ägyptische Altertumskunde.

C. Mehemed Ali und seine Nachfolger (1801—82).

Die europäischen Truppen hatten das Land noch nicht verlassen, als es durch die Treulosigkeit der Pforte schon wieder in Kriegszustand versetzt wurde. Der Großwesir und der türkische Admiral hatten auf höheren Befehl versucht, den Mamelukenbeis, Ibrahim nicht ausgenommen, eine Bartholomäusnacht zu bereiten. Das Eingreifen englischer Befehlshaber und andere Umstände ließen den Plan nur teilweise glücken; aber eine allgemeine Erhebung der Bedrohten unter Osman Bei Bardißi war die Antwort, und der von den Engländern 1803 vor ihrer Abfahrt vermittelten Begnadigung (S. 346) folgte keine wirkliche

Beruhigung. Khosrew Pascha, der türkische Gouverneur, wurde schon im Mai 1803 aus Kairo verjagt und bald darauf als Gefangener der Mameluken wieder hingeschleppt; sein Nachfolger Ali Pascha verfiel im Januar 1804 dem Henker Bardißis.

Ein Makedonier sollte den Preis so vieler Wirren ernten, wie vor mehr als 2000 Jahren sein Landsmann Ptolemaios Lagi. Mehemed (türkische Form für „Mohammed") Ali, 1769 zu Kawala (dem alten Neapolis, dem Hafen von Philippoi) geboren und durch frühzeitigen Anschluß an das Personal einer dortigen französischen Handelsfaktorei mit europäischen Anschauungen vertraut, war als Unterbefehlshaber eines kleinen makedonischen Aufgebots im Jahre 1800 nach Ägypten entsandt worden. Von Khosrew anfänglich begünstigt und zum Obersten eines Albanesenregiments ernannt, schloß er sich, bald darauf Befehlshaber des ganzen albanesischen Korps, an Bardißi an und half Khosrew vertreiben. Nach Ali Paschas Untergang entzweite sich Mehemed Ali mit Bardißi, verjagte ihn und die übrigen Beis im März 1804 aus Kairo, ließ dann den türkischen Befehlshaber Kurschid aus Alexandria herbeirufen und als Pascha von Ägypten anerkennen (April 1804). Während aber Mehemed Ali Anfang 1805 die Mameluken in Minje belagerte, suchte Kurschid Pascha durch die Herbeiziehung kurdischer Reiter an Stelle der Albanesen seine eigene Stellung zu sichern. Mehemed Ali brach sogleich nach Kairo auf und belagerte Kurschid in der Zitadelle. Kurschid übergab sie erst, als die Pforte, in Würdigung der Machtverhältnisse, im Juli 1805 Mehemed Ali als Gouverneur Ägyptens bestätigte. (Die förmliche Investitur durch einen Hattischerif erfolgte am 1. April 1806.) Im September kamen Mehemed Alis Söhne Ibrahim und Tußun aus Kawala nach Kairo, wo sie Befehlshaberstellen erhielten. Die Mameluken wurden trotz englischer Einsprache — Mehemed Ali hat sich stets auf Frankreich zu stützen gesucht — niedergehalten. Und am 1. März 1811 fielen die in die Zitadelle von Kairo gelockten 480 Beis sämtlich unter den Waffen albanesischer Mörder; ein einziger, so wird erzählt, hätte sich auf seinem guten Pferde durch einen lebensgefährlichen Sprung gerettet.

Von diesem Tag an war Mehemed Ali wirklich Herr über Ägypten. Er hat dem Räuberwesen, der Bedrückung des Volkes durch lauter kleine Tyrannen, der kulturellen Abgeschlossenheit des Landes mit starker Hand ein Ende gemacht und sowohl die wirtschaftliche als auch die militärische Kraft seines Gebietes zu äußerster Anspannung getrieben. Nach außen stand die Herrschaft des „Statthalters" an Glanz und Machtentfaltung kaum hinter der der großen Pharaonen zurück. Unter Führung seines kriegserfahrenen Sohnes Ibrahim wurde 1816—18 der Wachhabitenstaat in Arabien niedergeworfen (vgl. Bd. II, S. 410), später (1825—28) der griechische Aufstand in Morea bekämpft (Bd. IV), wofür Mehemed Ali die Verwaltung Kretas als Lohn empfing. Der Sudan wurde ebenfalls bis Kordofan hin Ägypten einverleibt (S. 158).

Ende 1831 begann das große Ringen Mehemed Alis mit der Pforte um die Oberherrschaft. Nachdem Ibrahim mit 60000 Mann nach Syrien vorgedrungen war, erhielt sein Vater die Statthalterschaft daselbst durch den Frieden von Kutahia (14. Mai 1833). Bei dem abermaligen Losschlagen 1839 siegte Ibrahim am 24. Juni bei Nisib, die türkische Flotte ging zu Mehemed Ali über, und nur das Eingreifen der abendländischen Mächte verhinderte den Fall der Pforte. Von Europa bedroht, auch von Frankreich im Stiche gelassen, mußte sich Mehemed Ali 27. November 1840 seinerseits unterwerfen. Er büßte Syrien ein und überließ dem Sultan eine Anzahl von Hoheitsrechten über Ägypten, sicherte aber seinem Hause die Erblichkeit der Statthalterschaft (Hattischerif vom 13. Februar und vom 19. April 1841).

Schlimmer als der politische Mißerfolg war die innere Entkräftung Ägyptens. Als Landesherr hat der makedonische Emporkömmling eine Reihe entschieden friderizianischer Züge entwickelt, natürlich in orientalischer Vergröberung. Stets von französischen Abenteurern umringt, denen er gern sein Ohr lieh und zu persönlicher Bereicherung verhalf, monopolsüchtig auf allen Erwerbsgebieten, den modernen europäischen Militarismus vorwegnehmend, sah der Selbstherrscher noch mit eigenen Augen sein System zusammensinken. Der Vernichter des Mamelukentums hinterließ ein von Fronknechten bewohntes Ägypten, das durch den Anstrich europäischer Zivilisation in Gesetzgebung, höherem Schulwesen, Verwaltungsgang und Verkehr vorläufig nichts gewonnen hatte. Mehemed Ali hatte das Niltal in seinen Privatbesitz gebracht. Gleich nach dem Ende der Mamelukenbeis ließ er 1814 die Güter zur toten Hand sowie alles Stiftungsvermögen in liegenden Gründen (Wakuf), endlich auch alles in Erbpacht befindliche Land für sich beschlagnahmen, nahm den Handel Ägyptens nahezu in eigenen Betrieb und sog den dadurch noch nicht betroffenen Rest der Bevölkerung durch unglaublichen Steuerdruck und den Zwang, alle Ernten an die Regierung zu verkaufen, erbarmungslos aus. Im Juli 1848 mußte Ibrahim zum Nachfolger seines blöde gewordenen Vaters bestimmt werden; Mehemed Alis Leistungskraft war, seitdem seine syrischen Projekte gescheitert waren, erschöpft. Doch erlag der Sohn schon am 10. November desselben Jahres der Schwindsucht, und ein Sohn Tußuns von einer arabischen Beduinin trat an seine Stelle. Mehemed Ali starb am 2. August 1849.

Khediwe Ißmaïl. Nach G. Ebers, Ägypten in Wort und Bild, Bd. 2 (Stuttgart 1880). Vgl. Text S. 350.

Der neue Statthalter Abbaß Pascha wollte andere Wege gehen als der Großvater. Fanatisch und wenig gebildet, fiel er in die Manieren des orientalischen Despoten alten Schlages zurück, dem ja auch manchmal einiges Gute gelang. Er minderte die Lasten des Landes, und seine Abneigung gegen die Europäer, die ihn trieb, sie nach Möglichkeit aus den ägyptischen Diensten zu entfernen, war wenigstens nicht ganz unberechtigt. Die Pforte suchte unter ihm ihre Rechte mehrfach nachdrücklicher geltend zu machen. Im Juli 1854 wurde Abbaß ermordet; ihm folgte sein Oheim Saïd Pascha, der vierte Sohn Mehemed Alis, ein abendländisch gebildeter Mann. Er verbesserte vor allem die Lage der Bauernschaft, gab ihr die freie Verfügung über Anbau und Ertrag zurück und verbot die Sklaverei (S. 159). Saïds Regierung (nur bis 18. Januar 1863) hat wichtige Fortschritte in der Entwickelung Ägyptens zu verzeichnen. Trotz des Widerstandes Englands und der Pforte erteilte er Ferdinand de Lesseps (sein Bild s. Bd. I, S. 601) die Erlaubnis zum Bau des Suëskanals, zu dem am 25. April 1859 der erste

Spatenstich getan wurde. Über seinen Verlauf unterrichtet das Kärtchen Bd. I, S. 602, wo auch seine geographische und geschichtliche Bedeutung besprochen ist. Die unter Abbaß begonnene Eisenbahn zwischen Kairo und Alexandria hat Saïd vollendet. Freilich, er hinterließ auch die Anfänge einer Staatsschuld nach europäischem System. Aber die Wissenschaft schuldet ihm lebhaften Dank: der französische Ägyptolog August Mariette durfte im Dienste Saïds seine erfolgreichen Ausgrabungen fortsetzen, die Abbaß nur ungern zugelassen hatte; sie führten zur Begründung des Ägyptischen Museums, jener herrlichen Sammlung altägyptischer Altertümer, die heute Kairo schmückt, damals aber von Saïds Nachfolger einstweilen in Bulak aufgestellt und am 1. Oktober 1863 feierlich eröffnet wurde.

Ibrahims Sohn Ismail Pascha (geb. am 31. Dezember 1830; s. die Abbildung S. 349), der schon 1861 eine Zeitlang als Stellvertreter seines abwesenden Oheims die Geschäfte führte, schien durchaus berufen, das Werk der Überleitung Ägyptens in die Reihe der modernen Kulturstaaten zu vollenden. In Paris erzogen, begabt und unternehmend, gab er sich und sein Land dem Einfluß der abendländischen Kultur in ihrer französischen Form rückhaltlos hin. Gewiß, er hat nur für seinen persönlichen Ehrgeiz und den Glanz seines Hauses gearbeitet — das hatte auch Mehemed Ali getan, und es ist historisch wohl verständlich —, aber die Lichtseiten seiner Regierungszeit (1863—79) und die unter ihr erzielten Fortschritte sind, wenn auch im wörtlichsten Sinne teuer erkauft, doch für das Land von hoher geschichtlicher Bedeutung. Am 16. November 1869 konnte der Sueskanal unter rauschenden Festlichkeiten, zu denen sich eine Anzahl von Mitgliedern europäischer Herrscherfamilien einfand, endlich eröffnet werden. Ferner gelang es Ismail nach jahrelangen, kostspieligen Bemühungen, Ägyptens staatsrechtliches Verhältnis der Pforte gegenüber in bindende Formen zu bringen: am 21. Mai 1866 erlangte er vom Sultan die Anerkennung der linearen Erbfolge, am 5. Juni 1867 den Titel eines Khediwen (î: Vizekönigs), der ihn bedeutend über seinen bisherigen Rang eines Wali erhöhte, und am 8. Juni 1873 einen Ferman, der die innere Selbständigkeit Ägyptens und seine freie Entwickelung Punkt für Punkt zuließ. Die Oberherrlichkeit des Padischah kam in einem Jahrestribute von 133635 Beutel (= 14 Millionen Mark), in dem Vorbehalte von Staatsverträgen, der Verpflichtung zur Heeresfolge im Kriegsfalle (z. B. 1877 mit 6000 Mann) und anderem zum Ausdrucke. Seit 1872 drangen die Truppen Ismails fortwährend nach Süden vor, eroberten Dar Fur und das Gebiet der Nilquellen, so daß, trotz schwerer Niederlagen durch die Abessinier, das ägyptische Reich schon 1874 fast bis an den Äquator reichte (S. 159). Auch die mächtige Entfaltung der Baumwollenkultur

Khediwe Tewfik. Nach G. Ebers, Ägypten in Wort und Bild, Bd. 2 (Stuttgart 1880). Vgl. Text S. 351.

in Ägypten zählt zu den Erfolgen dieser Regierung. Aber Ismaïl trieb den Prunk seines Auftretens, seine blind verschwendende Gastlichkeit und ähnliche Schwächen ins Grenzenlose. Bereits 1875 versagten die Kassen und die Leistungsfähigkeit des Landes. Der Khediwe half sich noch einmal durch den Verkauf seines Besitzes an Suëskanalaktien, was ihm 84 Millionen Mark von England brachte; aber schon vier Monate später trat der Staatsbankrott ein. England und Frankreich bildeten eine Finanzkommission zur Untersuchung der Lage. 1878 mußten der Khediwe und alle Mitglieder seines Hauses den größten Teil des einst von Mehemed Ali geraubten Landbesitzes dem überschuldeten Staat abtreten. Ein Ministerium unter Nubar Pascha (mit Charles Rivers Wilson als Finanzminister und anderen Europäern) übernahm die Regierung. Doch schon Anfang 1879 fand Ismaïl die neue Lage unerträglich; er griff am 18. Februar zu dem Mittel einer Soldatenmeuterei und wollte sich dann durch die Entlassung des Ministeriums und den Versuch, seine Zahlungspflichten zu ändern, wieder geltend machen. Einem Proteste des Deutschen Reiches schlossen sich alle Großmächte an, und fünf Wochen darauf, am 26. Juni 1879, sprach der Sultan Ismaïls Absetzung zugunsten des Erbprinzen aus. Der Gestürzte begab sich nach Europa und ist am 2. März 1895 in Konstantinopel gestorben.

D. Die englische Besetzung (1882) und die neueste Zeit Ägyptens.

Noch drei Jahre gingen unter dem neuen Khediwen Mohammed Tewfik (Taufik; 1879 bis 1892; s. die Abbildung S. 350) mit Arbeiten zur Klärung der Finanzen hin. Schließlich gelang einer internationalen Liquidationskommission die Aufstellung eines Haushaltungsplanes, der Ägypten nach und nach zu entlasten versprach. Allein die Rechnung scheiterte diesmal an einer rasch erstarkenden Bewegung, die im stillen von einer nationalen Partei angefacht war und sich im Februar und September 1881 in Militärrevolten äußerte. Der Zeitpunkt war günstig genug dafür. Die allgemeine Beunruhigung bewog den Khediwen, im Januar 1882 eine Notabelnversammlung anzuhören; ein neues Ministerium, dessen Seele der fremdenfeindliche Kriegsminister Arabi Pascha wurde, war das Ergebnis. Der Khediwe, im Konflikt mit seinem Kabinett, warf sich ganz den Fremden in die Arme. Das Erscheinen einer englisch-französischen Flotte vor Alexandria gegen Ende des Mai erschwerte nur die Lage, weil Tewfik jetzt Arabi entließ. Die Antwort ließ nicht auf sich warten. Überall wurden die Europäer von der Menge bedroht. Arabis sofortige Zurückberufung, ein Triumph seiner immer noch zunehmenden Gesinnungsgenossen, bewirkte die Entladung der Spannung. Schon Mitte Juni fielen in Alexandria die ersten europäischen Opfer des Fremdenhasses, ohne daß die Flottenbefehlshaber einschritten. Erst nachdem das englische Geschwader weiter verstärkt war, begann Vizeadmiral Frederick Beauchamp Seymour (später Lord Alcester) am 11. Juli 1882 die Beschießung der Stadt; Frankreich beteiligte sich nicht. Die nächste Folge war, daß die Eingeborenen an der ganzen Fremdenkolonie blutige Rache nahmen, während die Stadt in Flammen aufging; endlich am 15. Juli besetzte Seymour Alexandria.

Arabi seinerseits, nun vollkommener Diktator, zog ein Heer in Unterägypten zusammen. Das englische Kabinett erklärte den Suëskanal für gefährdet und ging, als Frankreich und Italien ihre Beteiligung ablehnten, allein vor: es ließ den General Wolseley im August in Ismailija Truppen landen und hatte die Genugtuung, durch die Flucht Arabis bei Tell el-Kebir (13. September 1882) und seine Gefangennahme in Kairo Ägypten binnen wenigen Tagen bezwungen zu sehen. Tewfik wurde aus Alexandria nach Kairo zurückgeführt und die Verwaltung sogleich unter britischen Einfluß gebracht, womit Frankreich um seine

Vertretung in der Finanzkontrollbehörde kam. Arabi Pascha, zum Tode verurteilt und zur Verbannung begnadigt, lebte bis 1901 in Ceylon (gest. 1911 in Kairo).

Inzwischen hatte das ausgedehnte Reich Ismaïls auch im Süden, wo der neuerweckte islamische Gedanke als Mahdismus zu einer weit nachhaltigeren Kraftentfaltung gelangte, die ersten Schläge erlitten; schon 1883 folgte sein Zusammenbruch (vgl. S. 161). Die Unfälle auf diesem Schauplatze, das Drängen der Pforte und allgemeine politische Erwägungen bestimmten England 1885, wegen Zurückziehung seiner Truppen in Konstantinopel zu verhandeln. 1887 wurde ein Abkommen getroffen, demzufolge Mitte 1890 die Räumung vollzogen sein sollte; der von Rußland beeinflußte Sultan verwarf es aber noch in letzter Stunde. Seitdem hat die englische Besetzung den Charakter eines Protektorats angenommen.

Koptin. Nach G. Ebers, Ägypten in Wort und Bild, Bd. 1 (Stuttgart 1879).

Die endliche Vernichtung des Mahdistenreiches durch die Schlacht und Einnahme von Omdurman durch ein englisch-ägyptisches Heer unter General Kitchener (2. September 1898; S. 167) hatte den Plan eines Eisenbahnbaues von Kairo zum Kap zur weiteren Folge (vgl. Bd. I, S. 603). Großartig sind die umfassenden englischen Arbeiten zur Regelung des Nillaufes, die bis zum Quellengebiete des Stromes fortgeführt werden sollen. Der Staudamm bei Assuan, 1898—1902 aufgeführt und 1907—12 erhöht, gestattet, die Überschwemmung durch die hinter dem Damm aufgespeicherten Wasser zu steigern und der Wüste Kulturland abzugewinnen (vgl. S. 222). Ob die Erwartungen, die sich an die innerafrikanische Bahn und den Staudamm knüpfen, ganz in Erfüllung gehen, muß die Zukunft lehren. Die unbedingte Neutralität des Suëskanals wurde 1888 vertragsmäßig ausgesprochen.

Tewfik Pascha starb am 7. Januar 1892 zu Helwan; ihm folgte sein in Wien erzogener, damals noch nicht 18 Jahre alter Sohn Abbaß II. Hilmi. Unter ihm faßte Englands Herrschaft nur noch fester in Ägypten Fuß. Der Khediwe hat sich mit der Zeit von der Politik, in der er kein Glück hatte, auf seine einträglichen Privatgeschäfte zurückgezogen. Wenn man zugibt, daß die Ägypter ohne fremde Aufsicht keine Ordnung aufrecht halten können, so ist den Engländern eine gewisse Berechtigung nicht abzusprechen, an der ihnen durch das mangelhafte Verständnis für die tatsächlichen Verhältnisse bei den übrigen europäischen Großstaaten zugefallenen Aufgabe nach eigenem Ermessen und Vermögen weiter zu arbeiten. Es läßt sich auch nicht bestreiten, daß sie das Land tüchtig gefördert haben. Namentlich Evelyn Baring (1877—79 Kommissar der ägyptischen Schuldenverwaltung, 1879 Generalkontrolleur, seit 1883 bevollmächtigter Minister und Generalkonsul Englands in Ägypten) hat die Organisation des Landes mit bemerkenswertem Geschick durchgeführt; die Verdienste dieses klugen Finanz- und Staatsmannes sind von der heimatlichen Regierung 1899 durch seine Ernennung zum Viscount Cromer und Ende Juli 1901 durch seine Erhebung in den Grafenstand anerkannt worden. Die Aufhebung des Kurbasch (Strafe des Durchpeitschens) und (seit 1886)

der Fronarbeit, ein gerechter gehandhabtes Steuerwesen und die allmähliche Zunahme der ersten Schulbildung werden vielleicht einen Teil der Sünden, die die Jahrhunderte an den Fellachen begangen haben, gutmachen. Die einheimischen Beamten lernen jetzt Englisch statt wie früher Französisch. Und während England den Zustand der öffentlichen Verhältnisse verbessert, trägt es auch für die äußere Stärkung seiner ägyptischen Position Sorge. In dem englisch-französischen Kolonialabkommen vom 8. April 1904 gab Frankreich gegen Marokko Ägypten an England preis. Im Jahre 1906 führte ein Anspruch des Sultans auf die Verwaltung der Sinaïhalbinsel zur genaueren Bestimmung der östlichen Grenze Ägyptens an dieser Stelle (vgl. S. 222). Hier mag auch gleich an die Besetzung von Solum von 1911 (S. 222) erinnert werden.

Auf Lord Cromer, der im April 1907 zurücktrat, folgte Sir Eldon Gorst; er erschien schließlich den Engländern zu nachsichtig gegenüber der nationalistischen Bewegung. Im Juli 1911 wurde an seiner Stelle Viscount Kitchener of Khartum ernannt.

Die öffentliche Sicherheit, die nunmehr, nach langen Jahrhunderten wüster Zustände und nach dem Erblassen des trügerischen Glanzes der Dynastie Mehemed Alis, endlich an den Ufern des Nils eingekehrt ist, wird wohltuend empfunden und gewährt der Bevölkerung die Möglichkeit, Reichtum zu erwerben und zu genießen. Die wirtschaftliche Entwickelung Ägyptens im 19. Jahrh. steht fast beispiellos da. Hauptsächlich die Baumwollenkultur des Deltas bildet die Grundlage des neuen Wohlstandes. Freilich die Schattenseiten fehlen nicht, und die ungesunde Spekulation der Europäer und Einheimischen rief schon bedenkliche Krisen hervor. Wer heute die sogenannte „moderne Großstadt" Kairo (640000 Einwohner nach der Zählung von 1907) betritt, sieht kein sonderlich erfreuliches Schauspiel: der Schmutz des Orients und die Geschmacklosigkeit Europas paaren sich im äußeren Ansehen der Stadt zu einem seltsamen Mischgebilde, das die in jeder „Saison" (Januar und Februar) in Scharen zuströmenden Europäer „interessant" finden. Blickt man den Verhältnissen auf den Grund, so läßt sich die tiefe Berechtigung von Arabis Kampfruf „Ägypten den Ägyptern" nicht verkennen. Ägypten ist vielleicht noch nicht reif dazu, aber die Sehnsucht der Nation hat schon viele begeisterte Streiter für ihre Sache erweckt. Seit 1908 setzte infolge der türkischen Verfassungskämpfe auch in Ägypten eine starke Bewegung zugunsten einer Verfassung ein; der Ministerpräsident Butros Pascha fiel im Februar 1910 dem Attentat eines jungen Fanatikers zum Opfer. In der Tat wurde im Juli 1913 eine Art Parlament eingerichtet, freilich erst der Anfang einer Volksvertretung. Wird es dem Lande zum Segen sein? Bisher hatten die Engländer im ganzen leichtes Spiel, die nationalen Leidenschaften niederzuhalten. Der etwas lästig fallende Rufer im Streit, Kamil (â) Pascha, ist 1908 gestorben; indes gerade nach seinem Tode traten jene ernsteren Erscheinungen zutage, und man wallfahrtete zu seinem Grabe wie zum Grab eines Heros. Das geistige Leben der Einheimischen nahm seit der Einführung der Buchdruckerei (1821) manchen frischen Anlauf. Aber noch verharren zu breite Massen der gebildeten islamischen Kreise in ihrer selbstgenügsamen Ablehnung westlicher Bildung. Indessen kann diese Grundfrage der Entwickelung des Islam, der Ausgleich mit dem Westen, nicht von den Ägyptern allein gelöst werden. Eines jedoch scheint deutlich: wenn je in Ägypten wieder eine neue bodenständige Kultur des Islam erblüht, so wird auch die zu neuem Leben erwachte (S. 347) Welt der Pharaonen unter den inneren Ursachen des nationalen Aufschwunges ihre Stelle haben.

IV. Das Mittelmeer und die Kulturgemeinschaft der Mittelmeervölker.

Von **Eduard Grafen Wilczek** (†); neubearbeitet von **Karl Wegerdt.**

1. Die Zusammenfassung der Mittelmeervölker zum Begriffe der Mittelländischen Kulturgemeinschaft.

A. Die Bedeutung des Mittelmeers für die Geschichte der Menschheit.

Die Gestalt der Erdoberfläche wird durch die Verteilung von Festem und Flüssigem, von Land und Wasser, bedingt; beide umgibt eine Schicht ausdehnbar-flüssiger Masse, die Atmosphäre. So sehr auch die Mehrheit irdischer Organismen an das feste Land und an den unmittelbaren Einfluß der Atmosphäre gebunden ist, ebensosehr sind sie in ihrem Dasein an jenen Stoff gefesselt, der am leichtesten und häufigsten seinen Aggregatzustand wechselt: an das Wasser. Sein ununterbrochener Übergang aus dem tropfbar-flüssigen Zustand in den ausdehnbar-flüssigen und umgekehrt, seine gesetzmäßige Ortsveränderung zwischen seinen beiden großen Behältern, dem Ozean und der Atmosphäre, Verdunstung und Niederschlag, bilden den Keim, den Ur- und Erhaltungsgrund alles organischen Wesens.

„Alles wird durch das Wasser erhalten." Im kleinen wie im großen bildet das Wasser das belebende Element, die erste Grundbedingung wie die letzte Vollendung alles organischen Daseins. Für den Geschichtsforscher bildet die Oberfläche des Erdballes den Inbegriff der Welt, das Universum, den einzigen und alleinigen Schauplatz des Tatsächlichen. Unter den wissenschaftlichen Wegen, die dem Ziele der Wahrheit zustreben, werden die der Naturforschung und der Geschichte bevorzugt. Beide verzichten bewußt auf jede das Irdische überschreitende Erhebung über Raum und Zeit. Namentlich der Geschichtsforscher wählt sich ein räumlich und zeitlich begrenztes Feld der Tätigkeit, die Betrachtung des Menschen. Der einzelne und sein Organismus gehören in das Arbeitsgebiet des Naturforschers; die Geschichte untersucht die Bestandteile einer Einheit höherer Ordnung, die sich in Familie, Stamm, Volk, Nation und Rasse verschiedenfach steigert und im Begriffe der Menschheit gipfelt. Die Wirkungen, die der Mensch als ein Lebewesen der Erde und im Verkehr mit seinesgleichen durch alle diese Abstufungen hindurch ausübt, wodurch er physische und ethnische, mehr aber noch geistige und gesellschaftliche Wandlungen erfährt, diese gegenseitige und unaufhörliche Wechselwirkung ist das Gebiet der Weltgeschichte.

„Alles ist aus dem Wasser entsprungen, alles wird durch das Wasser erhalten. Ozean, gönn' uns dein ewiges Walten!" So läßt Goethe im II. Teile des „Faust" den weisen

Thales das Meer begrüßen. Nicht nur der Freund der Schönheit, sondern auch der Geschichtsforscher, der Freund der Wahrheit, hat volle Ursache, den Ozean als Lebenspender und Lebenerhalter zu begrüßen. Was das Wasser für den einzelnen Menschen ist, das bedeutet die Summe des Wassers, das Meer, für die Völker, die gesamte Menschheit. Diese Bedeutung beschränkt sich nicht auf die rein körperliche Seite der Menschennatur; in erhöhtem Grade kommt sie zum Ausdruck in deren geistiger Seite: sie beeinflußt stark im einzelnen den Verstand, in der Vereinigung den Gemeinsinn, in den Völkern die Kultur. Je inniger der Bund zwischen bewohnbarem Land und vermittelndem Meer wird, desto augenfälliger offenbart sich dieser Einfluß. In vollkommenster Weise ist dies bei dem Mittelländischen Meere der Fall, das für die Alten der Inbegriff des Ozeans war. Weil aber die Weltgeschichte der Entstehung und Entwickelung von Bildung und Gesittung nachgeht, ihren inneren Zusammenhang mit den natürlichen Bedingungen klarstellt, alles beleuchtet, was unbeschadet der Verschiedenheit an Körperbau, Hautfarbe, Sprache, Glauben, Sitte und Gefühl das Gemeinsame der Menschheit bildet, weil also die Geschichte eine ihrer Hauptaufgaben hierin und nicht in einer bloßen chronologischen Aneinanderreihung von Ereignissen erblicken muß, darum ist die historische Betrachtung der das Mittelmeer umgrenzenden bewohnten Randländer, seiner Küsten und Inseln innerhalb des Rahmens unserer „Weltgeschichte" unentbehrlich.

Die weltgeschichtliche Bedeutung des Mittelmeers beruht in erster Linie auf seiner geographischen Lage. Auf beschränktem Raume umschließen es drei in ihrem physikalischen, geo- und ethnographischen Charakter äußerst verschiedenartige Erdteile. Stellte man sich die „Säulen des Herkules", durch die der Atlantische Ozean tief in das Innere des Ländergebietes einbricht, als geschlossen und die vom Mittelmeer mit seinen östlichen Anhängseln (dem Marmara-, dem Schwarzen und dem Asowschen Meer) erfüllte Fläche als ausgetrocknet vor, so erschiene die Landmasse der „Alten Welt" als ein zusammenhängendes Ganzes. Ohne erkennbare Abgrenzung würden sie eine ungeheure terrestrische Einheit bilden, die so ungünstige klimatische und meteorologische Verhältnisse aufweisen müßte wie etwa Mittelasien. Das Mittelmeer, der Ausläufer des Ozeans, schafft aber einzelne scharf abgegrenzte Teile, von denen jeder für sich einen selbständigen Erdteil bildet.

Europa, Asien und Afrika erhalten demnach recht eigentlich ihre Gestalt erst durch das Mittelmeer, wenn auch der Schärfe dieser Abgrenzung ein Ausläufer des Indischen Ozeans, das Rote Meer, zu Hilfe kommt; nur die östliche Abgrenzung Europas gegen Asien bleibt unbestimmt, weil sie außerhalb der umrißzeichnenden und formgebenden Sphäre des Mittelmeers gelegen ist. Durch die scharfe Trennung der drei Erdteile treten ihre physikalischen Eigentümlichkeiten nebst der ganzen Gefolgschaft von örtlichen Wirkungen weit entschiedener in Erscheinung, als dies ohne die scheidende Wasserfläche der Fall sein könnte; auch dafür bietet die östliche Grenze Europas einen sprechenden Beweis. Das Mittelmeer bestimmt nicht nur den äußeren Umriß der Erdteile an ihren Berührungsflächen, sondern wahrt ihnen auch in auffälliger Weise den Charakter ihrer Eigenart.

Doch derselbe Wasserspiegel wirkt nicht nur trennend und unterscheidend, sondern auch einigend und ausgleichend. Vor allem verbreitet er die meteorologischen und klimatologischen Wohltaten des Ozeans bis tief in das Innere des Landes hinein. Dank dem Mittelmeer erfreuen sich der Süden Europas und der Westen Asiens eines Klimas, wie es gleich günstig für die Entwickelung nutzbaren organischen Lebens und somit für die Daseinsbedingungen des Menschen kaum noch an einer anderen Stelle der Erdoberfläche vorkommt, wenn auch der gegenwärtige Zustand der Nordküste Afrikas dem zu widersprechen scheint.

Die heutige Unwirtlichkeit der Syrten-, ja selbst der syrischen Küste ändert nichts an der Tatsache, daß das Mittelmeerbecken die typischen Eigenschaften der gemäßigten, der menschlichen Natur angemessensten Zone in Abstufungen aufweist. Jedenfalls ist das Mittelmeerbecken, trotz der außerordentlichen Verschiedenheit seiner einzelnen Glieder, eine *geographische Einheit*, und die gemeinsame Küstenbegrenzung einer scharf abgesonderten Wasserfläche stellt zwischen den Küsten selbst einen unlösbaren geographischen Zusammenhang her. Ein jeder Organismus wird durch den Boden, dem er entwachsen oder in den er verpflanzt worden ist und aus dem er alle natürlichen Bedingungen seines Daseins zieht, auf das innigste beeinflußt. Wo daher die natürlichen Bedingungen günstig sind, kann sich auch die Wirkung auf die Äußerungen der Lebenstätigkeit nur vorteilhaft fühlbar machen und umgekehrt. Weil sich dieser günstige Einfluß im Becken des Mittelmeers von den ältesten Zeiten an zeigt, erscheint dieses Becken nicht nur als geographische, sondern mehr noch als *geschichtliche Einheit*, als ein Brennpunkt, in welchem die bewußten und unbewußten gleichartigen Bestrebungen eines bedeutenden Teiles der Menschheit zusammenstrahlen.

B. Die Besiedelung der Küsten- und Randländer.

Zu der Zeit, über die wir die erste Kunde von den Mittelmeerländern besitzen, waren bereits Völker vorhanden, die sich in äußerer Erscheinung, Lebensweise und geselligen Einrichtungen voneinander abhoben; in den einzelnen Gruppen war der Rassencharakter scharf ausgeprägt. Die Küsten des Mittelmeers bewohnten früh schon drei verschiedene Menschenrassen, die *Indogermanen*, *Semiten* und das hamitische Mischvolk der *Berber*. Im großen und ganzen decken sich diese Völkergruppen mit den Erdteilen, indem die europäischen Küsten meist von Indogermanen (Ligurern, Kelten, Griechen, Italikern, Illyriern, Thrakern usw.), die asiatischen meist von Semiten (Israeliten, Phoinikern, Arabern usw.) und die afrikanischen meist von Berbern bewohnt waren; doch kommen auch Abweichungen hiervon vor, indem es z. B. in Kleinasien eine arische und vorarische (hettitische) Bevölkerung gab und Ägypten von einem Volke (Mischvolke?) bewohnt wurde, das sich nicht ohne weiteres einer der drei genannten Völkergruppen zuweisen läßt.

Die ältesten beglaubigten oder, richtiger gesagt, chronologisch bestimmbaren Zeugnisse (Bauwerke, Inschriften usw.) der Weltgeschichte gehören dem Becken des Mittelmeers, nämlich *Ägypten* an; dabei rechnen wir zu diesem Becken alle Länder, deren fließende Gewässer sich in das Mittelmeer ergießen. Ob die frühesten Bauwerke Ägyptens tatsächlich älter seien als die Mesopotamiens, Indiens sowie der alten Kulturländer Ostasiens und Amerikas, diese Frage zu lösen ist nicht unsere Aufgabe; jedenfalls bieten jene die ältesten erkennbaren Beweise für die Zeit ihrer Entstehung: sie reichen bis in das 29. vorchristliche Jahrhundert (Pyramiden von Dahschur und von Gise; vgl. S. 241 f.). Noch weiter gehen die chronologischen Angaben des thebanischen Tempelschreibers Manetho (S. 226) zurück. Während sich z. B. die greif- und faßbaren Geschichtsquellen Chinas nur bis ins 9. Jahrh., die der Juden bis ins 10. und selbst die ältesten indischen Weden kaum bis ins 15. Jahrh. v. Chr. hinaufführen lassen, gehen die durch neue Funde bestätigten Königsregister Manethos in viel weitere Zeiträume zurück: selbst bei der notwendigen Voraussetzung, daß einige dieser Dynastien infolge von Reichsteilungen gleichzeitig nebeneinander regiert haben, ergibt sich nach der geringsten Berechnung das Jahr 3000 v. Chr. Und die Entstehung der Jahresrechnung (vgl. S. 230) läßt mit gutem Grunde auf eine um mehr als ein Jahrtausend ältere Kultur schließen. Bauten, wie die große Pyramide des Khufu (Cheops, vgl. S. 241), deuten ebenfalls auf eine längere Vorkultur hin. Jedenfalls steht fest, daß unter den Mittelmeer-Randländern Ägypten der *erste Staat* und Menfe (Memphis) die erste Stadt der Geschichte ist. Ägypten erscheint als das erste Land an den mittelmeerischen Küsten, dessen Bevölkerung Seßhaftigkeit und den Grad gesellschaftlicher Gliederung aufweist, der eine hohe Kulturstufe bezeichnet: die Fähigkeit zu staatlicher Organisation, die bewußte Unterordnung des einzelnen unter *einen* Willen, der für und gegen ihn die Gesamtheit vertritt. Ob dieser einheitliche Wille

nun von einer einzelnen Person, von einer Gesellschaftsklasse (Kaste) oder von einem allgemein anerkannten, in ein „Gesetz" niedergeschlagenen Grundsatz ausgeht, bleibt sich gleich; das Wesentliche ist sein Vorhandensein und seine Fähigkeit, den Willen der anderen zielbewußt in seiner Richtung zu bewegen. Im Königtum der Ägypter kommt dieser Wille zu starkem Ausdruck und zwängt in Verbindung mit einer strengen Kastenordnung dieses Volk in feste Formen. Daß solch ein festgefügtes Staatswesen so früh gerade an den Küsten des Mittelmeers auftritt, wirft auf dessen geschichtliche Rolle ein helles Streiflicht. Merkwürdig bleibt dabei nur, daß gerade Ägypten diese Entwickelung am wenigsten beeinflußt hat.

Übrigens bleiben zu einer Zeit, da die Ägypter bereits einen hohen Grad der Kultur erreicht haben, die übrigen Mittelmeerländer noch in tiefes Dunkel gehüllt. Schwer läßt sich der Zeitpunkt bestimmen, da ihre Bewohner zuerst geschichtlich handelnd auftreten. Von den nomadischen Berbern, die vor der phönikischen Einwanderung die Nordküste Afrikas bevölkerten, haben sich kaum Spuren erhalten; denn daß unter den „unsträflichen Äthiopiern" der griechischen, chaldäischen und ägyptischen Sage Berber zu verstehen seien, ist nicht anzunehmen. Erst seit den punischen Zeiten, die auch den Berberstämmen staatliche Organisation brachten, griffen sie tätig ein.

Die Semiten erscheinen geschichtlich zuerst in den von den Ägyptern „Hykšos" genannten Nomadenstämmen an den syrischen Küsten Asiens; von hier aus (etwa um 1700 v. Chr.; vgl. S. 266) unternahmen sie es, Ägypten zu überfallen, teilweise zu erobern und sich dort für längere Zeit festzusetzen. Gewiß sind damit in Zusammenhang zu bringen die Einwanderung „Abrahams", eines semitischen Nomadenfürsten aus Chaldäa, in Kanaan (um 2000 v. Chr.) und die weitere Einwanderung von Israeliten in Ägypten (vgl. Bd. II, S. 181, und oben, S. 271). Wie sich die Semiten in verschiedenen Stößen nach Westasien vordringend dort allmählich seßhaft machten, Reiche gründeten und in den „Phoinikern" zu Seebeherrschern wurden, ist oben (Bd. II, S. 5ff. und 148ff.) eingehend geschildert worden.

Am allerschwierigsten ist das erste Erscheinen bei den indogermanischen Stämmen zu bestimmen, die den Nordrand des Mittelmeerbeckens, also Südeuropa, die Pontusländer und Kleinasien, bewohnten. Wie die Inder besitzen sie eine reiche Götter- und Heldensage, die ihr Entstehen Ereignissen verdankt, die sich unauslöschlich in die Erinnerung eingeprägt haben; doch sind diese Ereignisse nur schwer festzustellen und chronologisch zu bestimmen. Immerhin müssen die mittelländischen Indogermanen bereits auf einer verhältnismäßig hohen Kulturstufe gestanden haben, als sie sich in Griechenland und auf den Inseln niederließen; denn sie haben sich schnell und leicht die Errungenschaften einer älteren Kultur, der sogenannten „minoischen" (vgl. S. 482), angeeignet und mit ihren Trägern verschmelzend das Mischvolk der Hellenen gebildet.

Am längsten bleiben die westlichen Küsten des Mittelmeers in Dunkel gehüllt. Wann sich die halbmythischen Ureinwohner mit den in vorgeschichtlicher Zeit eingewanderten Kelten nach langen Kämpfen zu neuen Nationen, zu Keltiberern, Aquitanern, Armorikern, Galliern usw. verschmolzen haben, ist nicht annähernd festzustellen. Das erste geschichtliche Licht fällt auf diese Gegenden mit den ältesten Niederlassungen der seefahrenden Phoiniker an den spanischen Küsten (etwa 1100 die Gründung von Gades). Um dieselbe Zeit entstand die phoinikische Kolonie Utika an der Nordküste Afrikas (vgl. Bd. II, S. 170, und oben, S. 188). Die später (angeblich um 814) erfolgte Gründung Kartchadasts (Karthagos) hellt nebenbei auch die ersten Ansätze zur Bildung berberischer Staaten auf (König Jarbas von Numidien). In der Folge löste sich Karthago vom phoinikischen Mutterlande los und ward selbst Mittelpunkt eines Staates. Den seefahrenden Phoinikern folgten seefahrende Griechen von verschiedenen Stämmen; sie legten ebenfalls Pflanzstädte an, zuerst in Süditalien und auf

Sizilien, dann, immer weiter nach Westen vordringend, in Spanien (Saguntum), in Afrika (Kyrene, um 630), in Aquitanien (Massalia, das heutige Marseille, 600). Diese wurden dann wieder Mittelpunkte blühender Kolonien, haben im Vereine mit den phoinikischen zahlreiche Berührungsflächen zwischen den drei Hauptstämmen des Mittelmeerbeckens, den Indogermanen, Semiten und Berbern, geschaffen und sie dadurch zu einer *Mittelländischen „Kulturgemeinschaft"* zusammengeschlossen. Diese nimmt in der Kulturgeschichte einen hervorragenden und für die Gesamtentwickelung der Menschheit entscheidenden Platz ein.

In dieser Tatsache erkennen wir die Wirkung des Mittelmeers. Wie der galvanische Strom, an die materielle Berührung gewisser Körper gebunden, fortdauert, so geht eine geistige Berührung durch und über das Meer von Küste zu Küste, von Volk zu Volk und erneut sich selbsttätig immer wieder. Das Meer gibt den guten Leiter für den materiellen und somit auch für den an diesen gebundenen intellektuellen Kontakt ab, während die starren Festlandsmassen schlechte Leiter sind. *Das Meer erleichtert den Verkehr* und reizt dazu an, während auf dem Festlande Gebirge, Sümpfe, wasserlose Steppen davon abschrecken; und je näher sich die Küsten gegenüberliegen, desto mehr befördert die verbindende Wasserfläche das Hinüber und Herüber des Wünschens, Wollens, Versuchens und Erreichens in natürlicher Folge. Das Meer erweitert den Blick des Menschen, indem es ihn an ungemessene Fernen gewöhnt, und erzeugt damit die Keime einer geistigen, aber auf das Praktische gerichteten Kultur; denn dem Blicke folgen Gedanke, Phantasie, Begehren und schließlich die Tat. Mag eine höhere Zivilisation auch die Hemmnisse des Festlandes überwinden und ihre Errungenschaften auf minder entwickelte Völker übertragen — wie es Rom gegenüber Kelten und Germanen vollbrachte —, für die Anfänge geistiger Kultur bedarf es neben gut beanlagten Menschen *natürlicher Anreize* zur Betätigung des Geistes, und solche Anreize bietet nichts in dem Maße wie das Meer.

Auch bei den Binnenvölkern tritt der *Wandertrieb* auf; doch hat er andere Ursachen, andere Folgen. Kommt ein Binnenvolk in Bewegung, dann kehrt es nicht mehr an den Ausgangspunkt zurück: es vollzieht einen endgültigen Ortswechsel, und die Bewegungsrichtung wird eingehalten, bis das Ziel erreicht ist oder ein Hindernis Stillstand gebietet. Dagegen befindet sich ein Küstenvolk mit einem Teil immerfort in Bewegung; der heimische Strand bleibt sein Hauptsitz, zu dem es immer wieder zurückkehrt, und den es mit allem zu bereichern sucht, was ihm fehlt und die Fremde bietet. Das Binnenvolk *wandert*, das Küstenvolk *verkehrt*. Jenes tritt zu den Völkern, die es auf seinem Weg antrifft, in feindliche Beziehung; es muß verdrängen, unterjochen, vernichten, oder es wird verdrängt, unterjocht, vernichtet; denn das einzige Gut, das es kennt, ist Landgebiet. Dieses hingegen hat die Wahl, ob es zu den anderen Völkern in feindliche oder freundliche Beziehung treten will, da ihm auch andere Güter begehrenswert erscheinen: dem Erwerbe läßt sich ebensowohl durch gewaltsame Aneignung fremden Besitzes wie durch friedlichen Austausch der Erzeugnisse und deren Beförderung gegen Lohn nachgehen.

In der Tat waren fast alle Seevölker des Altertums zugleich erobernde *Kolonisatoren*, *Handeltreibende* und *Seeräuber*; „Krieg, Handel und Piraterie, dreieinig sind sie, nicht zu trennen". Der Begriff der Unantastbarkeit fremden Eigentums war der Antike fremd. So sehr auch dieser Mangel dem einzelnen und dem kleinen Gemeinwesen nachteilig war, die Entwickelung des Ganzen wurde dadurch mächtig gefördert. In dem verhältnismäßig engen Raume des Mittelmeerbeckens bildeten sich hierdurch an den großen Berührungsflächen der verschiedenen Glieder unzählige kleine, örtliche Reibungsflächen. So

entstanden neben den durch die Berührung der Völkermassen erregten Äußerungen des Gemeinsinns unzählige gleichartige Äußerungen persönlichen oder auf kleine Kreise beschränkten Charakters, deren Summe die geistige Regsamkeit der Gesamtheit befruchtete. Daß diese Äußerungen meist selbstsüchtige Zwecke verfolgen, tut nichts zur Sache; ist doch die Sicherung der Lebensbedingungen, ja ein gewisses Maß materiellen Wohlbefindens die unerläßliche Grundlage jeder geistigen Kultur.

Im Mittelmeergebiete treffen wir die meisten Völker (die Ägypter ausgenommen) im Zustand einer Bewegung an, die sich ebenso auf das feste Land wie über die Fläche des Meeres erstreckte. Wann und von welchem Mittelpunkte aus der Anstoß erfolgt ist, der Volk auf Volk in Bewegung setzte und Jahrtausende hindurch in Bewegung erhielt, was hierzu die Veranlassung bot, diese Fragen könnte nur die Vorgeschichte beantworten. Uns genügt es, die Bewegung von Völkerströmen zu bemerken: wie sich diese Fluten bereits zu vorgeschichtlichen Zeiten unaufhaltsam von Osten gegen Westen wälzen und nur ab und zu eine — meist örtlich beschränkte und zeitlich kurze — rückläufige Richtung annehmen; wie sich diese Welle, sobald sie das Mittelmeer erreicht, in eine nördliche und südliche Strömung spaltet; wie in der nördlichen Indogermanen, in der südlichen Semiten vorherrschen, während auf der Meeresfläche selbst beide sich zu gemeinschaftlichem Vordringen vereinigen.

An den Nordküsten des Mittelmeers zeigt sich die Spur alter Wanderung wie in geologischen Schichten abgelagert; daraus ist auch zu ersehen, daß die Pausen im Besitzwechsel des Bodens lang genug waren, um das Seßhaftwerden der einzelnen Völkerschichten zu ermöglichen. Über die Iberer, Armoriker, Aquitanier schiebt sich die Schicht der Kelten und später, infolge Vermischung, die der Keltiberer und Gallier; über die minoischen Völker schieben sich die Italiker und die Hellenen, über die alten Pontusvölker der (arischen) Skythen und Sarmaten die Armenier usw. Und schon erscheinen am fernen Horizont, von Norden her nachdrängend, die unbestimmten Umrisse neuer Glieder der großen indogermanischen Völkerfamilie: die Germanen und die Slawen. An den Südküsten des Mittelmeers haben wir das Vordringen semitischer Völker gegen Westen bereits (vgl. S. 357) wahrgenommen und zugleich in der Rückwanderung der Hyksos nach Asien ein Beispiel rückläufiger Völkerbewegung erkannt. Deren welthistorische Bedeutung tritt aber in den Hintergrund gegenüber dem Vordringen der semitischen Babylonier und Assyrer bis an das Ostende des Mittelmeers; später folgt das Nachdrängen der arischen Baktrer, Meder und Perser. Infolge dieser Ereignisse, die in der Eroberung Ägyptens durch die Perser gipfeln, umklammert schließlich arisches Wesen auch die Ost- und Südküsten des Mittelmeers; das semitische Wesen, immer weiter gegen Westen gedrängt, gelangt in den Karthagern zu neuer Blüte und greift durch Eroberung von Sizilien, Sardinien, Korsika und Spanien nach Europa über.

C. Die universalhistorischen Wirkungen der Wanderungen.

So verschiedenartig auch die hier in Beispielen angedeuteten Völkerbewegungen sein mögen, so haftet ihnen doch ein gemeinsamer Grundzug an: eine jede erreicht ihr Ziel und Ende am Mittelmeere. Diese Erscheinung hat ihre ganz natürliche Erklärung. Der große, durch Jahrtausende von Osten nach Westen dahinflutende Völkerstrom traf mit der Spitze in letzter Linie stets auf die atlantische Küste, die der Weiterbewegung Halt gebot. Da jedoch der Druck des Nachschubes nicht aufhörte, wich die Vorhut seitlich aus und gelangte somit an die Küsten des Mittelmeers. Hier hemmten Alteingesessene die Weiterwanderung; was beginnen? Der Rückweg gegen den Strom der nachdrängenden Massen war nicht zu erzwingen, auch war die alte Heimat inzwischen halb oder ganz vergessen. Es blieb nichts anderes übrig, als sich hier mit Gewalt festzusetzen und sich der Nachdrängenden zu erwehren. Den Entschluß hierzu erleichterte der lachende blaue Himmel, der sich über dem Mittelmeerbecken wölbt, das angenehme Klima, die natürliche Pracht der meerumsäumten Landschaft, ihre üppige Pflanzendecke, ihr reiches Tierleben, der mühelos

zu gewinnende Lebensunterhalt. Alles dies ließ dem Ankömmling die Küstenländer des Mittelmeers, namentlich die europäischen, als begehrenswert erscheinen, für die es sich lohnte zu kämpfen, um sie dauernd zu behaupten. Zudem bot die beispiellos reiche Küstengliederung des nördlichen und östlichen Teiles mit der großen Anzahl naher und daher leicht erreichbarer Inseln für lange genügenden Raum zur Anlage von Wohnstätten; ja das Meer selbst war eine unerschöpfliche Quelle leichten und sicheren Erwerbes.

Derselbe Vorgang erneuerte sich immer wieder, von Zeitalter zu Zeitalter, von Volk zu Volk mit der zwingenden Notwendigkeit eines Naturgesetzes. Hierdurch ward das Mittelmeer zum Wellenbrecher der Völkerbewegungen der Alten Welt, zu einem Sammelbecken von ungeheurer Fassungsfähigkeit, in dem ein großer Teil der Völker der Alten Welt zusammenströmte, seine Unruhe verlor und unter dem Einfluß inniger Berührung erstaunlich rasch wechselnde Umwandlungen durchmachte. Der Begriff der Ruhe ist hierbei nur im Gegensatze zu der vorangehenden Unstetigkeit zu verstehen; denn in jeder anderen Hinsicht beobachten wir bei allen Völkern gerade von jenem Zeitpunkt an, da sie am Mittelmeer seßhaft werden, eine besondere äußere und innere Regsamkeit. Die äußere Regsamkeit zeigt sich in dauernden freundlichen und feindlichen Beziehungen zu den Nachbarn, in Handelsverkehr und Bündnis, in Eroberung und Verteidigung; die innere Regsamkeit erkennen wir in festerer Ausgestaltung der gesellschaftlichen Ordnung, in der häufig bis zur Zersplitterung ausartenden Staatenbildung und namentlich in der Pflege des Geistigen, die allen anderen Betätigungen rückwirkend zugute kommt. Es ist auffallend, welch gewaltigen Schritt nach vorwärts auf der Bahn der Kulturentwickelung beinahe jedes Volk in dem Augenblicke tut, da es an der Küste des Mittelmeers heimisch wird.

Nun ist zwar die Kultur an und für sich gewiß kein besonderes Erzeugnis des Mittelmeers allein. Uralte und hochgefeierte Stätten besaß die Kultur im fernen Osten: in Chaldäa, im Hochland von Iran, in Indien, in China; und gewiß begleiteten Keime chaldäischer und iranischer Kultur die semitischen und arischen Stämme auf der Wanderschaft, um später an den Küsten des Mittelmeers erst zur Entfaltung zu gelangen. Allein eben die Entfaltung nimmt unter den örtlichen Einflüssen des Mittelmeers — wieder von Ägypten abgesehen — einen ganz anderen Verlauf als in ihren östlichen Heimstätten. Diese typische Eigenart der geistigen Entwickelung bildet das Band, das sich einigend um die Völkergruppen des Mittelmeerbeckens schlingt und diese in festen inneren Zusammenhang bringt; er kommt am klarsten in der Bezeichnung Mittelländische Rasse zum Ausdruck, wenn diese nicht in ethnographischem, sondern in universalhistorischem Sinne zu verstehende Bezeichnung zulässig ist.

Die verhältnismäßig rasch hintereinander erfolgende Festsetzung vielfach zersplitterter, doch unter sich nahe verwandter Völker erleichterte deren Verschmelzung und begünstigte innerhalb derselben Gruppen durch wiederholte Neuaufnahmen einen öfteren Wechsel der Sprache und somit gewissermaßen der Nationalität. In Italien z. B. erkennt man im Laufe der Jahrhunderte, ohne daß je eine vollständige Vertreibung oder Ausrottung der Bevölkerung stattgefunden hätte, deren allmähliche Umgestaltung. Aus den ursprünglichen Besiedlern wurden ohne Gewalt die zahlreichen Völker der Italiker; diese vereinigten sich später zu den Römern, und aus diesen wurden endlich, durch Vermischung mit Langobarden, Goten, Franken, Griechen, Normannen und Arabern, die Italiener. Ähnliche Wandlungen gehen in Spanien und Frankreich, noch abwechselnder im Osten der Mittelmeerländer vor sich. Diese Leichtigkeit des Nationalitätenüberganges bildet einen auffallenden Gegensatz zu den starren, fast unveränderlichen Volksformen Ostasiens, die in beschränktem Selbstgenügen ihre Kultur nur wenig fortentwickeln. Die Mittelmeervölker hingegen sind in ewiger Umgestaltung; die fortwährende gegenseitige Reibung schärft und reizt alle Seiten ihres natürlichen und geistigen Wesens und erhält es in ununterbrochener Gärung, die bald zum Fortschritt, bald zum Rückschritt, immer aber zu tatenvoller Äußerung der Lebenskraft führt.

Von nicht geringerer Bedeutung für die Mittelmeervölker wurde der Umstand, daß sie auf der langen Wanderung von der Urheimat bis zu den Küsten, die ihnen zur neuen Heimat wurden, sich allmählich des Kastenwesens entledigt hatten, das als schweres Gewicht auf der gedeihlichen Entwickelung von Urvölkern zu lasten pflegt. Die Kaste ist eine uralte und keinem bestimmten Stamme eigentümliche Einrichtung; sie findet sich bei den arischen Indern wie bei den semitisch-berberischen Ägyptern; und selbst bei den Rothäuten Amerikas war Kastenwesen bemerkbar. Wo immer aber diese Einrichtung aufgetreten ist, hat sie die Entwickelung eines Volkes gelähmt, seine nationale Erstarkung hintertrieben, sein politisches Ansehen verkümmert; und indem sie Wissen, Bildung, Wohlstand und Macht, ja selbst Kunstfertigkeit und Gewerbe auf enge Kreise allein Berechtigter beschränkte, ward sie zur Geistesfessel und zum Kulturhindernis. Daher war es eine glückliche Fügung für die arischen und semitischen Stämme, aus denen später die Mittelmeervölker entstanden sind, daß sie während ihrer vorgeschichtlichen Wanderzeit jede Erinnerung an ihr etwaiges ursprüngliches Kastenwesen verloren und abstreiften: als national zwar zersplitterte, gesellschaftlich aber einheitliche Massen traten sie in die Erscheinung. Trotz ihrer allgemeinen Roheit hatten sie doch den großen Vorzug, daß die Widerstände der Kastenordnung ihre angeborene Bildungsfähigkeit nicht beschwerten. Jede Entdeckung, jede Erfindung, jede höhere geistige Wahrnehmung, Beobachtung oder Anordnung konnte ohne weiteres zum Gemeingute des ganzen Volkes werden, konnte sofort alle Schichten durchdringen, konnte von allen besprochen, beurteilt, erwogen, angenommen oder verworfen werden. Aus gegenseitig befruchtender Anregung, aus Vergleichung, Nachahmung oder Bekämpfung entfalteten sich die vorhandenen Kulturkeime zu reicherer Entwickelung. Über die indischen Kasten vgl. Bd. I, S. 378ff.

In der Befähigung zur Fortbildung prägt sich die Eigenart der mittelländischen Kultur gegenüber anderen Kulturen am schärfsten aus, und hierin ist ihre Überlegenheit begründet. Auch die mittelländische Kultur hat Schwankungen und Verdunkelungen erfahren, erhob sich aber in unverwüstlicher Lebenskraft stets von neuem und immer blühender. Denn sie war von einem Gedanken getragen, der allen anderen Kulturen fehlt: von dem der Humanität. Allerdings ist dies Bewußtsein von der inneren Einheit und den gemeinsamen Zielen der gesamten Menschheit auch am Mittelmeer nicht auf einmal entstanden. Allein die einzelnen Etappen auf diesem vielfach verschlungenen Wege lassen sich mit ziemlicher Deutlichkeit erkennen, und sie liegen am Mittelmeer. Hier stoßen wir auf die ersten Ideale der Völkerpsychologie, aus denen sich der Humanitätsgedanke allmählich aufbaut. Zuvörderst gehört hierzu der Zusammenschluß aller derer, die die gleiche Sprache sprechen und dasselbe Land bewohnen. Diese Anhänglichkeit stellt ein wichtiges altruistisches Gefühl dar: sie wird zur Grundlage der Vaterlandsliebe. Der Patriotismus ist den großen Völkern des Ostens fremd, weil diese nur das Gefühl für die Zusammengehörigkeit im Stamm und in der Familie hatten, das sich aber infolge der besonderen Kulturverhältnisse des Orients (Kastenwesen, Volksdichte usw.) nicht zu dem höheren einer Volkszusammengehörigkeit entwickelt hat. Die geringere Volkszahl der vielfach zersplitterten Stämme der Mittelmeervölker jedoch und ihre fast ununterbrochene feindliche Berührung förderten den Drang nach Anschluß und gaben dem einzelnen im Ganzen seinen Wert.

Ein Zweites ist die gleichfalls den Mittelmeervölkern eigentümliche Anschauung vom Vorhandensein persönlicher Rechte, die innerhalb der Gesamtheit dem einzelnen einen weiteren Wirkungskreis anweist; aus ihr geht in weiterer Folge die gesetzliche Feststellung der gesellschaftlichen und der staatlichen Ordnung hervor. Auch diese Auffassung ist den großen Völkern des Ostens mehr oder weniger fremd; bei aller sonstigen Geisteskultur hat der altorientalische Despotismus eine eigentliche Rechtsanschauung nicht aufkommen lassen, sondern den Willen des Herrschers als höchstes und einziges Gesetz hingestellt, dem sich das Wohl des einzelnen unbedingt zu beugen habe. Der passive, sozusagen fatalistische Zug, der vielen orientalischen Völkern eigentümlich ist, hat sich von jeher mit der unbeschränkten Herrschermacht

und mit der Verkörperung des Staatsgedankens in der Person des Fürsten oder in einer regierenden Kaste bestens abgefunden; den Mittelmeervölkern hingegen ist er, wenn sie ihn überhaupt ursprünglich besessen haben, während ihrer Wanderzeit abhanden gekommen. Und obgleich selbst unter ihnen die Despotie durchaus nicht selten war, so war sie doch von der orientalischen ganz verschieden: sie entbehrte der Selbstverständlichkeit und der unabänderlichen Starrheit. Dagegen sind die Mittelmeervölker früh und häufig bestrebt, die freiere Beweglichkeit des einzelnen auch auf die Gesamtheit der zusammengehörigen Glieder zu übertragen; man nennt dies die politische Freiheit. Das Streben nach Selbstbestimmung ist einer der auffallendsten Grundzüge mittelländischen Kulturlebens, der sich sonst nirgends in dieser Ursprünglichkeit findet. Nationalgefühl aber, Vaterlandsliebe, Rechtsgefühl und politischer Freiheitsdrang sind die Grundlagen der Humanität.

---

2. Der Anteil der einzelnen Völker an der Entstehung des Mittelländischen Geistes.

A. Die Ägypter.

Die Mittelmeervölker als zusammengehörige Gruppe, als eine in einen geistigen Rahmen gespannte Mittelländische Rasse nachzuweisen, ist nichts geeigneter als ein Blick auf die einzelnen Teile, ein Herausgreifen mehrerer verwandter Erscheinungen aus dem Völkerleben des Mittelmeerbeckens. Werden hierbei nicht nur die verbindenden, sondern auch die trennenden Merkmale berücksichtigt, so kann es nicht überraschen, daß der älteste Bestandteil der ganzen Völkergruppe, das Volk der Ägypter, eine Sonderstellung einnimmt, die sich mit der fortschreitenden Zeit immer schärfer ausprägt. Die Ägypter stellen das konservative Glied dar. Durch ihre dem Boden entstammende uralte Kultur, durch die despotische Staatsform und das streng geregelte Kastenwesen bilden sie das Gegenstück zu den alten Kulturvölkern Ostasiens. Wie diese, schließen sich auch die Ägypter gegen die Außenwelt möglichst ab und verfallen in einen Zustand der Stagnation, aus dem sie selbst das Machtwort einzelner tatkräftiger Herrscher und deren wiederholter Anlauf zu großartigen Kriegstaten und Handelsunternehmungen nur vorübergehend reißen kann. Die Vorteile der geographischen Lage an zwei Meeren gehen für Ägypten großenteils verloren, weil das Volk eine durch religiöse Vorstellungen genährte Abneigung gegen das Meer empfindet und sich mit dem Seewesen nicht befreundet. Erleuchtete Könige, die die Bedeutung der Schiffahrt erkennen, bedienen sich dafür Fremder, der Phoiniker und Griechen; und mit ihrem Tode gehen die Früchte ihrer Taten verloren. Das Volk, durch das Kastenwesen in politischem und nationalem Schlummer erhalten, verlor trotz seiner numerischen Größe allmählich seine Lebenskraft, bis es die Beute fremder Eroberer ward. Zwar hatten die Perser Mühe, die oft wiederholten, von religiöser und nationaler Feindschaft geschürten Aufstände zu unterdrücken; doch um die staatliche Selbständigkeit der Ägypter war es geschehen. Aus der persischen Oberhoheit kam das Land 332 in die makedonische und ward ein Teil von Alexanders des Großen Weltreiche. Nach dessen Zerfall gelangte Ägypten unter den makedonischen Ptolemaiern (323—30 v. Chr.) zwar wieder zu politischer, aber nicht mehr zu nationaler Selbständigkeit, und seine Rolle verdankte es hellenistisch-orientalischem Wesen. Die späteren Zeiten brachten dem Lande weder eine nationale noch eine politische Erhebung

mehr. Die Herrschaften der Römer und der Byzantiner, die der Araber, der Mameluken und der Türken bedeuteten eine beinahe ununterbrochene Kette des Verfalls. So sah das in eigentümlicher Sonderstellung verharrende Ägypten eine Entwickelung, die zu der der meisten anderen Länder geradezu entgegengesetzt verläuft: von einer der höchsten Kulturstufen in grauester Vorzeit nach und nach immer mehr bergab. Demzufolge ist ein nachhaltiger Einfluß Ägyptens auf die mittelländische Kulturentwickelung nicht zu verzeichnen; maßgebend war er nur während der Fremdherrschaft der Ptolemaier. Der mittelländischen Kultur steht die national-ägyptische fremd gegenüber.

B. Die Israeliten.

Anders, aber gleichfalls in scharf ausgeprägter Eigenart erscheint das Volk der Israeliten. In ihm ist ein hoher Gedanke verkörpert, der von gewaltigem Einfluß auf die geistige Entwicklung der Menschheit geworden ist. Die Entstehung und Ausgestaltung des Jahwekultus und sein Verhältnis zu den religiösen Vorstellungen der übrigen Semiten, die Bildung des Volkes Israel, seine Schicksale und die den führenden Stämmen als Ideal vorschwebende Theokratie, das alles ist früher (Bd. II, S. 179—220) eingehend dargelegt worden.

Mit dem Aufstand des Bar-Kochba 133 n. Chr. (s. Bd. II, S. 218) verschwanden die Juden aus der Reihe der selbständigen Nationen. In zahllosen kleinen Gruppen führten sie jedoch in der Zerstreuung ein eigentümliches Dasein weiter. Nirgends sich mit der Bevölkerung innig verschmelzend oder als Gesamtheit eine politische Rolle spielend, abgesondert, an Glauben und Sitten festhaltend, meist mit Ungunst, selbst mit Haß betrachtet, oft blutig verfolgt, faßten sie trotzdem überall zäh Wurzel. Nur als Ausnahme ist das in Arabien (s. Bd. II, S. 238) unter der Fahne des Judentums bestehende Königreich Saba und der Umstand zu betrachten, daß die westtürkischen Khasaren im südlichen Rußland vor 900 n. Chr. das Judentum annahmen (vgl. Bd. VI, Abschnitt III).

Indem die Juden des Altertums dem höher stehenden hellenischen und römischen Wesen einen so hartnäckigen Widerstand entgegensetzen, erscheinen sie einerseits fortschrittfeindlich, als ein Volk, das von der Humanität weiter entfernt war als irgendein anderes; anderseits aber liegt in der durch nichts zu erschütternden Anhänglichkeit an Glauben und Gesetz, in der Festigkeit, mit der sie hierfür jedes Unglück und jede Widerwärtigkeit tragen, eine sittliche Größe, die den meisten anderen Völkern mangelte. Die Juden sind das erste Volk, das um seines Glaubens, eines Gedankens willen, Verfolgung leidet. Im Gegensatz zu späteren Eingott-Religionen wollte das Judentum keine Proselyten, und zwar aus nationalem Hochmut; durch die Ausbreitung ihres Glaubens unter anderen Völkern hätten ja die Juden ihren Vorzug als „auserwähltes Volk" verloren. So ist den Juden der nationale Stolz zum nationalen Unglücke geworden, trotz ihrer Absonderungsbestrebungen wurden sie doch anderseits, unbewußt und unfreiwillig, zu einem verbindenden Gliede; denn ihre Zerstreuung über sämtliche Küsten der Mittelmeerländer sättigte diese mit gleichartigen Teilen und Teilchen, die unter sich stets im Verkehre blieben und die geistige Annäherung der Völker förderten. Und der Eifer, mit dem sich die Juden in ihrer Zerstreuung auf Handel und teilweise auch Wissenschaften warfen, beeinflußte die Völker innerhalb des Mittelmeerbeckens kräftig und erwies sich in der Folge oftmals als Bindemittel. Schließlich hat das aus dem Boden des Judentums erwachsene Christentum, dessen Entstehung mit der Zerstreuung der Juden so ziemlich zusammenfällt, gerade in ihr eine mächtige Hilfe zur Ausbreitung gefunden.

C. Die Phoiniker.

Unter den übrigen semitischen Völkern griffen die Araber während des Altertums noch nicht in die Geschichte der Mittelmeerländer ein. Meist führten sie, aus zahlreichen Stämmen bestehend, innerhalb ihrer Halbinsel ein unstetes Nomadenleben; und die von den wenigen Städten unterhaltenen Handelsbeziehungen erstreckten sich, zu Wasser und zu Lande, gegen Osten: nach Persien und Indien. Dagegen erscheinen als eins der wichtigsten Glieder in der Kette der Mittelmeervölker die Phoiniker (s. Bd. II, S. 148—167). Sie haben nie einen Staat von Bedeutung, sondern nur kleine, auf das Küstengebiet Syriens beschränkte Reiche gebildet, die sich gegenseitig befehdeten und zeitweise unterwarfen. Von den westwärts drängenden Mächten gestoßen, gingen die „Sidonier" auf die See und wurden so das früheste ziel- und zweckbewußte Bindeglied unter den Mittelmeervölkern. In ihnen, die ihrer Herkunft nach aus demselben Holze geschnitzt waren wie die übrigen Semiten, offenbart sich die mächtige Einwirkung des Meeres, das den rege schaffenden, unternehmenden mittelländischen Geist entstehen läßt. Von der beschaulichen Ruhe des Ägypters und der national-religiösen Abgeschlossenheit des Israeliten gleichweit entfernt, widmete sich der Phoiniker der praktisch-materiellen Seite des menschlichen Daseins. Da ein Ausweichen nach Westen möglich war und sich bald als lohnend erwies, ward ein vom Selbsterhaltungstrieb gebotener Angriff gegen die Großmächte Asiens unnötig; entbehrlich erwies sich für die Zwecke des Handels auch ein einheitliches Staatswesen; und so haben die Phoiniker in gewissem Sinne keine politische Geschichte. Sie beuteten dafür alle Bodenschätze ihrer Heimat und der Nachbarländer aus, verwerteten sie industriell und entdeckten die Erzeugnisse, die ihr selbst mangelten, in fernen Ländern. Ihr heimisches Gebirge, der Libanon, lieferte ihnen in seinen prächtigen Zedern- und Eichenwäldern ausgezeichnetes Schiffbaumaterial; in der Tat erreichten sie in der Kunst des Schiffbaues früh eine Meisterschaft. Der Libanon enthält auch Eisenerze; die nahe Insel Kypern, die Gebirge Kleinasiens und Thrakiens bergen reiche Kupferminen: alsbald begannen die Phoiniker, sie planvoll abzubauen. Aus den am Strande vorkommenden Purpurschnecken bereiteten sie einen ausgezeichneten Farbstoff, nach dem im ganzen Altertum lebhafter Begehr war: früh schon genossen die phoinikischen Purpurstoffe und Buntwirkereien große Berühmtheit. Aus Quarzsand stellten sie treffliches Glas her. So entwickelte sich bei der hohen technischen Begabung und dem Fleiße dieses Volkes eine vielseitige Industrie, die einen lohnenden Absatz sicherte. Jedoch bleibt es zweifelhaft, ob die Phoiniker nicht nur Vermittler, sondern auch Erfinder oder Entdecker dieser Kulturgüter gewesen sind (vgl. Bd. II, S. 163 f.). Bei der geringen Ausdehnung des Landes erschöpften sich manche seiner Naturerzeugnisse infolge der gesteigerten Ausbeutung; namentlich trat früh Mangel an Purpurschnecken und Bernstein ein. Die Notwendigkeit, neue Fundorte zu erschließen, ward die erste Veranlassung zur Ausdehnung der Schiffahrt und der immer weiter nach Westen vordringenden Kolonisation. Die Inseln des Griechischen Archipels, Süditalien, Sardinien, Sizilien, Malta, die Küsten Afrikas und Spaniens, selbst die atlantischen Küsten bedeckten sich mit Ansiedelungen der Phoiniker, wenn sich auch die Zeit ihrer Anlage im einzelnen kaum bestimmen läßt.

Hauptsächlich waren es Metalle, Bernstein, Wolle und Felle, wonach sie fahndeten; neben den edlen Metallen suchten sie nach dem zur Bereitung der immer noch gern verwendeten Bronze unentbehrlichen Zinn, das im Osten des Mittelmeerbeckens nicht vorkommt und, von Indien bezogen, zu kostspielig geworden wäre. Zunächst fanden sie Zinn in Spanien und, als ihnen die Menge dieses Metalls dort nicht genügte, in Britanniens (insulae Cassiterides, Scilly-Inseln) reichen Zinn- und Bleierzlagern. Daneben entdeckten

sie auch das reiche Vorkommen kostbaren Bernsteins in der Nord- und Ostsee. Die dort gewonnenen, zu Wasser und auch zu Lande verfrachteten Massen setzten die Phoiniker in den Stand, nicht nur ihre heimischen Fabriken reichlich mit Rohstoff zu versehen, sondern auch durch Karawanen einen gewinnbringenden Transithandel nach dem Inneren Asiens zu treiben. Sie vermittelten so die babylonische Kultur den Mittelmeervölkern und führten den indischen Durchgangshandel Arabiens weiter. Während ihre eigene Metallindustrie (Schmucksachen aus Gold und Silber, Gefäße, Geräte und Waffen aus Bronze) in hohe Blüte kam, führten sie Gold, Silber, Kupfer und Zinn nach Ägypten, in die Euphratländer und nach Südarabien aus und brachten von dort im Austausch die Schätze des Ostens, indische Edelsteine und Gewürze, sowie babylonische Webwaren, nach Haus, um diese nach den westlichen Ländern weiter zu verkaufen. Berücksichtigt man den Export, den die Phoiniker mit Kunstsachen aus Gold, Silber, Edelsteinen und Bernstein, mit Glaswaren, mit feinen bunten Geweben und Purpurstoffen, mit Gewürzen und Räucherwerk nach Italien, den Mittelmeerinseln, Spanien, Nordafrika und noch darüber hinaus bis an die atlantischen Küsten getrieben haben, so wird man erkennen, daß sie es waren, die das Luxusbedürfnis der Mittelmeervölker weckten und befriedigten und somit die mächtigsten Verbreiter materieller Kultur wurden. Gleichzeitig aber bahnten sie der Geistesbildung des Ostens einen Weg nach dem Westen, besonders zu den begabten hellenischen und italischen Völkern. So wurden die Phoiniker auch Träger geistiger Kultur.

Abgesehen von ihrer Zersplitterung und der gegenseitigen Eifersüchtelei ihrer Städte minderte sich die Volkszahl durch den fortwährenden Abzug von Kolonisten. Die Kolonien rissen sich, sobald sie sich hinreichend erstarkt fühlten, vom Mutterland los; zum Teil verfielen sie der im Mittelmeer so häufigen und so rasch verlaufenden Völkervermischung, zum Teil vereinigten sie sich zu einer neuen Großmacht (Karthago), die in nationaler und politischer Hinsicht ihre eigenen Wege wandelte. Die heimische phoinikische Küste behielt zwar auch unter assyrischer und babylonischer sowie später unter persischer Oberhoheit eine gewisse Selbständigkeit; doch bedienten sich namentlich die Perser so ausgiebig der Phoiniker für ihre politischen und militärischen Zwecke, daß sich durch diese Inanspruchnahme die Volkskraft erschöpfte. Am verhängnisvollsten für phoinikisches Wesen wurde aber mit der Zeit die durch die geographischen Verhältnisse bedingte Berührung mit dem Hellenentum, das ihm an Unternehmungsgeist und Befähigung zum Seewesen ebenbürtig, an Sittlichkeit überlegen war. Gerade weil die bildungsfähigen Phoiniker sich leicht anschmiegten, wirkte der enge Verkehr mit einem geistvolleren Volk auf sie innerlich zersetzend und auflösend, und das nicht in feindlichem Zusammenprall, sondern in allmählicher geistiger Einverleibung und (nach der Eroberung Syriens durch Alexander den Großen) völliger Aufsaugung. Gleichzeitig gingen auch die Herrschaft über das Meer und der Welthandel auf das hellenisierte Ägypten über: an die Stelle von Tyros und Sidon trat Alexandreia.

D. Die Griechen.

In den Hellenen tritt uns das bedeutendste und bis in späte Folgezeit am mächtigsten nachwirkende Volk des mittelmeerischen Altertums entgegen. Auch sie, selbst ein Mischvolk (s. S. 357 und unten, S. 482), erscheinen nicht als national geschlossene Einheit: sie zerfallen in viele Stämme, und ihre Staatenbildung weist eine überraschende Zersplitterung auf. Dabei herrscht ein so reges nationales Bewußtsein, ein derartiger Zusammenschluß in allgemeinen Einrichtungen (Amphiktionen; nationalen Spielen, namentlich den olympischen) vor, daß sie trotzdem als Volkseinheit erscheinen.

Ihr Eintritt in die Geschichte gleicht einem lachenden Sonnenblicke, der gleichzeitig erhellt und erwärmt. Selten war wohl ein Volk von Natur aus glücklicher und glänzender veranlagt als das der Griechen. Zu Frohsinn und heiterem Lebensgenusse geneigt, den Gesang, den Tanz, die zugleich schönen und kräftigenden Leibesübungen liebend, besaßen die Griechen gleichwohl ein scharfes, helles Auge für die Natur und ihre Erscheinungen, einen lebhaften Wissensdrang, einen aufgeweckten Geist, der, weit entfernt von dem grübelnden Tiefsinn ägyptischer oder indischer Weiser, keck auf die Ergründung

der Dinge aus deren Erscheinung losging. Sie besaßen ferner einen hochentwickelten Geselligkeitstrieb und ein sicheres Feingefühl für die Schönheit der Form. Dieses natürliche Schönheitsgefühl, dem wir bisher noch bei keinem Volke begegnet sind, ist charakteristisch für die Griechen und erhebt sie von vornherein auf eine höhere Stufe als alle übrigen Völker. Das Gefällige der äußeren Erscheinung, die Schönheit der Gestalt, das Ebenmaß der Bewegung selbst in Freude und Schmerz, der Wohlklang der Rede, das anmutige Maßhalten im Ausdrucke, die ungezwungene Würde im Benehmen galten dem Griechen am höchsten; diese Erscheinungen kommen in dem kaum übersetzbaren Begriffe καλός κἀγαθός zum Ausdruck: ohne das Schöne kein Gutes (Thersites ist zugleich häßlich und schlecht!). Bereits bei den Griechen der Heroenzeit hat man das Gefühl, sich in „guter Gesellschaft" zu befinden. Hierin lag der Grund zu der idealen Geistesrichtung des Volkes, zu dem Kultus des Schönen, der bei keinem anderen zu so allgemeiner und herrlicher Blüte gelangt ist; in nationaler Pflege der Poesie, der Musik, der bildenden Kunst und nicht minder in Religion, Philosophie und Wissenschaft kommt er zum Ausdruck. In engstem Zusammenhange mit dieser Geistesrichtung steht die bisher beispiellose Freiheit und Mannigfaltigkeit der persönlichen Entfaltung des einzelnen. Außerdem waren die Griechen körperlich abgehärtet und kräftig, im Kampfe tapfer, im Verkehre listig und verschlagen, in allen mechanischen Fertigkeiten geschickt. Und da sie sich zum Seewesen und zur Schiffahrt hingezogen fühlten, so waren sie bald allen Nachbarn überlegen.

Daher auch der Nationalstolz: was nicht hellenisch war, war „barbarisch". Diese Überhebung glich nicht dem stumpfen Gleichmute des Ägypters oder dem religiösen Hasse des Israeliten gegenüber allem Fremden, sondern äußerte sich mehr in einem gutmütigen, im eigenen Vollbewußtsein wurzelnden Spott. Die Griechen zogen das Fremde durch Verkehr, Beispiel und Belehrung an sich heran, hoben es zu sich empor; und unbedenklich eigneten sie sich vom Fremden das Nachahmenswerte an. So lauschten sie den Ägyptern astronomische und mathematische Kenntnisse, den Phoinikern die Kunst des Schiffbaues und der Schiffahrt, des Bergbaues und des Hüttenwesens ab. Das Hellenentum hat zuerst eine Eroberung nicht mit Waffen oder mit Waren, sondern durch geistige Überlegenheit durchgeführt.

Gegenüber der kulturhistorischen Bedeutung des Griechenvolkes tritt seine politische Geschichte in den Hintergrund, die infolge weitgehender Zersplitterung recht vielgestaltig war. Bunt, wie die Stämme selbst, waren die von ihnen gegründeten Gemeinwesen und deren Staatsformen, doch ist allen der Zug gemeinsam, daß die gesetzlich beschränkte Monarchie früh der „Tyrannis" und diese wieder der republikanischen Staatsform weicht. Je nach den Kreisen, die an der Regierung teilnahmen, unterschied man Oligarchie, Aristokratie und Demokratie. Diese Staatsformen wechselten häufig; öfters ist ein Kreislauf von der Oligarchie durch die Tyrannis zur Demokratie und zurück zur Oligarchie zu beobachten. Natürlich gingen solche Veränderungen nicht ohne Bürgerzwist und feindliches Aufeinanderplatzen der Gegensätze vor sich.

Ähnlich steht es mit dem Verhältnis der einzelnen Staaten zueinander. Sie bekriegen sich fast fortwährend um die Führerschaft in nationalen Angelegenheiten, um die „Hegemonie"; dabei verlieren sie aber nicht das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das durch die Nationalheiligtümer (Dodona, Eleusis, Delphi, Olympia), die regelmäßigen olympischen, pythischen, isthmischen und nemeischen Festspiele und die Amphiktionenbünde, sowie durch ein warmes Gefühl für Sprache stets lebendig erhalten wird und sich stärker erweist als die örtlichen Eifersüchteleien.

Dabei vernachlässigen die Griechen keineswegs das Praktische. Die Armut des eigentlichen Griechenlands an Bodenerzeugnissen weckte frühzeitig das Bedürfnis nach reichlicher Einfuhr, und dafür stand lediglich der Seeweg offen. Die dichte Bevölkerung von Hellas war auf den Bezug von Getreide, Wein, Früchten, Wolle, Leder und Bauholz aus der Fremde angewiesen, während sie in den Erzeugnissen ihrer Bergwerke und ihrer Kunstindustrie geschätzte Ausfuhrartikel besaß. So entwickelte sich ein lebhafter Seehandel, der im Osten des Mittelmeeres selbst den der Phoiniker in den Hintergrund drängte. Es erwachte in den Griechen, unterstützt durch die überaus reiche Küstenentwickelung von Hellas und

Kleinasien und durch die große Anzahl dichtbevölkerter Inseln, eine Liebe und ein Geschick zum Seewesen, die beinahe unerreicht dastehen; verwerteten die Phoiniker die Schiffahrt lediglich zu Handelszwecken, so trieben sie die Griechen nebenbei auch aus Liebhaberei. Und durch den Seeraub, dem sie ebenfalls huldigten, kamen sie dazu, das Seewesen im streitbaren Sinne zu entwickeln; so wurden sie zu Begründern einer Kriegsmarine (s. die untenstehende Abbildung), die sich in den Perserkriegen (s. Bd. II, S. 136—143) bewährte. Im Seewesen waren stark Athen, Argos, Aigina, Korinthos, die Jonischen Inseln, die Inseln Kreta, Rhodos, Kypros, Samos, Chios, Paros und Thera, die kleinasiatischen Städte Phokaia, Ephesos und Miletos, die in Unterägypten gelegene Kolonie Naukratis, die großgriechischen Städte Taras (Tarent), Rhegion, Lokroi, Neapolis, Syrakus, Messana, Leontinoi, Katana; nicht minder die miletischen Kolonien im Schwarzen Meere (Sinope, Trapezos [Trapezunt]), die korinthischen Kolonien in Illyrien (Apollonia, Epidamnos), die phokaiischen

Griechisches Schiff. Malerei des Kritias auf dem von Ergotimos geformten, nach seinem Entdecker (1845 in Chiusi) François-Vase genannten Krater aus der ersten Hälfte des 6. Jahrh. v. Chr.: Landung des Theseus und der von ihm aus dem Labyrinth des Minotauros geretteten Knaben und Mädchen auf Delos. Das Schiff ist mit dem Hinterteil an das Land herangefahren; die Ruderer haben ihre Arbeit eingestellt; der Mastbaum liegt im Schiff; der Steuermann blickt nach dem Lande, darauf achtend, daß seine beiden Ruder nicht aufs Land aufstoßen. In dem schwarz gemalten Meer sucht ein nackter, bärtiger Mann schwimmend das Ufer zu erreichen. Rechts ist der letzte der sieben geretteten Knaben (*Φαιδιμος*) sichtbar. Oben der Rest einer Künstlerinschrift: *[Εργοτιμος μ' ἐπο]ιεσεν*, darunter: *[Κρίτιας μ' ἐγραφ]σεν*. — Nach Furtwängler, Reichold und Hauser, Griechische Vasenmalerei, Bd. 1 (München 1904).

Kolonien im Westen (Saguntum und Massilia) und die von der Insel Thera aus angelegte Kolonie Kyrene in Afrika (vgl. S. 185ff.). Während die Phoiniker aus ihren Fahrten aus Furcht vor Wettbewerb ein Geheimnis machten, gaben die Griechen die ihren der Öffentlichkeit preis; aus Wissensdurst und Reiselust — beides dem Volk angeboren — nahmen an den Fahrten nicht nur Schiffer und Kaufleute, sondern auch höher Gebildete teil, deren Erzählungen und Niederschriften die Kenntnis vom Mittelmeere verbreiteten.

Überhaupt waren die Griechen die *ersten*, die sich nicht nur um das *eigene* Volk, sondern auch um *fremde* Völker und Länder bekümmerten, und zwar nicht nur ausschließlich zu politischen und Handelszwecken, sondern auch aus *wissenschaftlichem Interesse*: sie erforschten diese fremden Länder, ihre natürlichen Verhältnisse, ihre Erzeugnisse und Bedürfnisse, das Leben und die Geschichte ihrer Bewohner. Weiter machten die Griechen als erste aus den Früchten ihrer Forschungen kein nationales oder kastenmäßiges Geheimnis, sondern stellten sie der ganzen Welt zur Verfügung. Indem sie so geographische, naturgeschichtliche und historische Kenntnisse verbreiteten, begründeten sie die *exoterischen* oder *populären Wissenschaften*, während die esoterischen wissenschaftlichen Bestrebungen aller anderen Kulturvölker für die Allgemeinheit weniger fruchtbar wurden. Endlich wirkte das Hellenentum ebensosehr durch seine in der Schönheitsfreude und dem Ebenmaße der

Form begründete Ästhetik erzieherisch und veredelnd, die einen festen Kitt für alles Stamm- und Geistesverwandte bildet. Die vielgestaltige und umfassende, auch das Fremde an sich ziehende Entfaltung des hellenischen Wesens ist verbunden mit einer überraschend schnellen, örtlichen Ausbreitung.

Der maßgebende Einfluß des Griechentums auf die gesamten Mittelmeerländer vollzog sich nicht etwa während einer längeren Ruhe, sondern mitten in inneren und äußeren Stürmen. Die Kleinstaaterei brachte Griechenland anfänglich keine Gefahr; sie wirkte eher fördernd, indem sie der Tüchtigkeit zahlreicher einzelner Raum schaffte. So versteht man die Rolle, die Solon, Peisistratos, Perikles und Alkibiades in Athen, Lykurgos, Pausanias und Lysandros in Sparta, Periandros in Korinthos, Epameinondas und Pelopidas in Theben, Polykrates in Samos, Gelon und Dionysios in Syrakus gespielt haben. Auch die feindlichen Reibungen zwischen den einzelnen Staaten waren, wenigstens in den früheren Zeiten, nicht gefährlich: der gewinnende wie der verlierende Teil waren ja gleicherweise Griechen. Dagegen zog aus dem Osten ein heftiges Gewitter gegen sie herauf, als das Perserreich den Blick über Kleinasien hinaus nach Westen wandte. Wir kennen die Ereignisse nur aus der griechischen Schilderung, aber nach allem, was wir heute von Vorderasien und Persien wissen, können die bekannten Kämpfe für den Großkönig nur untergeordnete Bedeutung gehabt haben.

Sittliche Überlegenheit, höheres Verständnis und größere Geschicklichkeit zur See hatten den Griechen den Sieg gesichert. Doch auch sie haben den Kampf nicht ohne inneren Schaden überstanden. Einerseits übte die dabei angeknüpfte Bekanntschaft mit asiatischer Üppigkeit nachteiligen Einfluß aus. Anderseits verschärften sich durch das parallel mit dem Kriege laufende politische und diplomatische Ränkespiel die Gegensätze der Staaten und ihrer inneren Parteien; dies führte zu gegenseitigen Einmischungen, Rechtsverletzungen und schließlich zu einem ernsten Kampfe zwischen den beiden führenden Staaten Athen und Sparta. Der mit Erbitterung geführte *Peloponnesische Krieg* hat die politische Macht beider untergraben. Fast alle griechischen Staaten, einschließlich der griechischen Inseln und Siziliens, nahmen an diesem Kriege teil. Die erschöpften Sieger erlagen ihrerseits bald darauf den nach der Hegemonie strebenden Thebanern. Aber auch diese waren zu schwach, die Führerschaft zu behaupten: das endgültige Ergebnis war die Entkräftung aller.

Hiermit begann der politische Verfall, gleichzeitig aber auch eine *Wiedergeburt des hellenischen Wesens* überhaupt. Während sich die kleinen Staaten von Hellas gegenseitig zerfleischten, ging die Hegemonie an einen bisher wenig beachteten, aber noch vollkräftigen griechischen Volksstamm, den der Makedonier, über (s. Bd. IV, Abschnitt I).

Gleich einem Wettersturme brausten die makedonisch-griechischen Scharen Alexanders des Großen über Asien und Afrika dahin. Ein neuer, noch nie dagewesener Gedanke bemächtigte sich des königlichen Jünglings: die gesamte bekannte Welt zu erobern und unter seinem Zepter zu einem einzigen Reiche zu vereinigen, in dem sich *hellenische und morgenländische Kultur zu einer einzigen verschmelzen* sollten. Nahe kam er seinem Ziele, aber zur Ausführung seines großen Planes ließ ihm das Schicksal keine Zeit: Alexander ließ eine in Trümmer geschlagene Welt hinter sich. In den *Diadochenkämpfen* machten sich bedeutende Männer hellenischen Blutes und Geistes die Herrschaft der Welt streitig.

Durch die Bildung hellenistischer Monarchien ging das weltgeschichtliche und kulturelle *Schwergewicht hellenischen Wesens* aus dem *eigentlichen Hellas*, das allmählich in Verfall versank, auf die *Randländer* über. Als solche erscheinen: die Königreiche Makedonien unter den Nachkommen des Antigonos, Epeiros unter denen des Pyrrhos, Syrien

unter den Seleukiden, Ägypten unter den Ptolemaiern, Pergamon in Kleinasien unter den Attaliden und Bithynien in Kleinasien, das Nikomedes gestiftet hatte. Auch die vom syrischen Reiche der Seleukiden abgefallenen späteren Königreiche Kappadokien, Pontos, Groß- und Kleinarmenien lassen sich dazurechnen, da hellenischer Geist deren Dynastien stark beeinflußte. Daneben erlangten mehrere griechische Inseln ihre staatliche Selbständigkeit wieder; Kreta wurde ein gefürchtetes Piratennest; Rhodos gelangte zu hoher Kultur.

Während das eigentliche Hellas, in den Achaiischen und Aitolischen Bund geteilt, die Rückkehr zu einstiger republikanischer Größe versuchte, sich aber doch der makedonischen Macht nicht zu entwinden vermochte, während es im Kampfe gegen diese sowie der beiden Bünde untereinander seine letzte Kraft aufrieb und schließlich eine leichte Beute der Römer wurde, entfaltete der Hellenismus seine schönsten Blüten in den Monarchien. Allerdings verlor er mehr und mehr seinen nationalen Charakter und nahm immer entschiedener einen kosmopolitischen an; doch der Allgemeinheit kam diese Richtung zugute. Namentlich in den Häusern der Ptolemaier, der Seleukiden und der Attaliden gab es erleuchtete Pfleger der Wissenschaften und Künste. Ihre Residenzen Alexandreia, Antiocheia und Pergamon wurden zu Weltstädten durch Pracht, Größe und Reichtum, zu Mittelpunkten der geistigen Kultur und des Welthandels zugleich; sie schmückten sich mit Prachtbauten, Tempeln und Palästen, mit Akademien, Museen und Bibliotheken, mit Kunstschätzen aller Art, sie füllen sich mit Fabriken, Kaufhäusern und Warenlagern. Alexandreia ward zum größten, besuchtesten Hafen des damals bekannten Erdkreises. Der rege und schaffensfreudige griechische Volksgeist, dem die Monarchie die Beschäftigung mit der Politik verbot, warf sich mit verdoppelter Kraft auf wissenschaftliche Forschung und künstlerisches Schaffen, auf Industrie, Handel und Schiffahrt, und seine Erfolge verbreitete das vermittelnde Meer über alle Küsten.

Das Zeitalter der hellenistischen Reiche, das die letzten drei Jahrhunderte vor Beginn der neuen Zeitrechnung ausfüllt, bezeichnet den Höhepunkt der hellenistischen Kultur; es ist der Zeitraum, da die ungeheure Erweiterung des Horizonts, die Alexanders Eroberungen herbeigeführt hatten, wissenschaftlich verarbeitet und praktisch verwertet wurde. Ihm gehört die Weiterbildung der griechischen Sprache, eine reiche literarische Erzeugung auf den Gebieten der Philosophie, Mathematik, Physik, Geographie und Geschichte, ein großer Sammelfleiß an. Ferner wurden, nicht auf Grund eines Monopols, sondern auf dem des freien Wettbewerbs, Handel und Schiffahrt ausgestaltet, die das einigende Band immer fester um die Völker des Mittelmeers schlangen. Namentlich aber fiel in dies Zeitalter die bewußte und anerkannte Oberherrschaft des griechischen Wesens; es ist dies die Macht, welche die phoinikische, syrische und ägyptische Kultur auffog und selbst an der jüdischen nicht spurlos vorüberging. Freilich blieb anderseits auch das Eindringen mancherlei fremden Wesens (über Skythen, Illyrier und Gallier vgl. Bd. IV, Abschnitt I) nicht ohne Rückwirkung auf den Hellenismus. Dieser verlor dadurch allmählich an Gleichartigkeit und an dem durch die politischen Ereignisse ohnehin erschütterten Nationalgefühle. Hierin und in der Zugehörigkeit zu verschiedenen Staaten, die sich fortwährend befehdeten, liegt der Grund, daß schließlich der Hellenismus die Grundlage wurde, auf der die Römer den stolzen Bau ihrer Macht errichteten.

E. Karthago.

Doch ehe die Römer das Völkerleben des Mittelmeers zu beeinflussen begannen, trat in dessen westlichem Teile das Volk der Karthager auf die weltgeschichtliche Bühne (vgl. Bd. II, S. 167—178, und oben, S. 187 ff.). Die phoinikische Pflanzstadt brach früh die Verbindung mit dem Mutterlande ab, zog die übrigen phoinikischen Niederlassungen in Afrika an sich und vereinigte sich mit diesen zu einem aufblühenden Staatswesen, in dem bald nur noch die Abstammung und der Hang zum Seewesen an die ursprüngliche Heimat erinnerten. Das Gebiet des karthagischen Staates, im Osten von Numidien, im Westen von Mauretanien begrenzt, bedeckte sich mit zahlreichen Städten, sowohl an der Küste als auch im Inneren, da, wo ein ergiebiger Ackerbau lohnte. Von den Seestädten erstreckte sich die Kolonisation weiter: nach den Balearen, nach Spanien, nach den atlantischen Küsten Afrikas und nach Korsika, Sardinien und Sizilien. Auf der letztgenannten Insel fand sie bereits griechische Ansiedelungen vor. Daraus entstand ein langwieriger Krieg zwischen Karthagern

und Griechen in Sizilien um den Besitz der Insel, in deren westlichem Teile sich die ersteren festsetzten, während sich im östlichen die letzteren siegreich behaupteten.

Trotz bedeutender Mittel und großen Reichtums hat sich Karthago keine besonderen Verdienste um die Kultur erworben: eine oligarchisch-aristokratische Tyrannei von großer Härte im Inneren, ein Gottesdienst, der nach Menschenopfern verlangte, und ein dem ganzen Volke eigener Zug von Grausamkeit kennzeichneten die Karthager. Ein zivilisatorischer Einfluß auf ihre berberischen Nachbarn läßt sich insofern nachweisen, als diese Nomaden teilweise seßhaft wurden, Städte erbauten (Jol und Tingis in Mauretanien, Hippo und Zama in Numidien) und sich staatlicher Organisation fügten (die Königreiche Mauretanien und Numidien). Je mehr sich die Macht Karthagos im Mittelmeer ausbreitete, desto häufiger geriet sie mit der anfänglich nur gegen Westen neigenden Macht der Römer in Streit: eine sah in der anderen den gefährlichen Gegner ihres Gedeihens, mit dem kein friedliches Zusammenleben möglich sei, und den man um jeden Preis vernichten müsse. In Karthago wie in Rom nährte das Bewußtsein von der Notwendigkeit eines Kampfes auf Leben und Tod die tiefe gegenseitige Verbitterung der beiden Völker. Der Krieg kam 264 v. Chr. zum Ausbruche. Erst nachdem die Römer an dem numidischen Könige Massinissa einen wertvollen Bundesgenossen gefunden hatten, endete der Kampf mit dem Untergange Karthagos. Die Stadt selbst wurde zerstört, das Land kam als Provinz an Rom. Dasselbe Geschick traf später die afrikanischen Königreiche Numidien und Mauretanien. Cäsar ließ später Karthago als römische Stadt wieder aufbauen; als solche und als Hauptstadt des wandalischen Reiches (seit 439 n. Chr.) hat sie eine geschichtliche Rolle gespielt. Das punische Volkstum an und für sich hat sich bis zum Eindringen der Wandalen, ja sogar der Araber, erhalten, und für das Christentum wurde es durch seine Kirchenväter (Tertullianus, Kyprianos, Augustinus) sehr wichtig.

F. Rom.

Der Trümmerhaufe des karthagischen Reiches bildet die erste Stufe für die Weltmacht der Römer, des Volkes, in dem der „Mittelländische Geist" am nachhaltigsten in Erscheinung tritt. Das Volk, oder richtiger: der Staat der Römer ging aus unscheinbaren Anfängen durch festes und folgerichtiges Verfolgen eines Leitgedankens hervor, aber die Entwickelung der Römer schlug eine von der der stammverwandten Griechen durchaus verschiedene Richtung ein. Das von Anfang an hochentwickelte Selbstgefühl der Römer, ihre kriegerische Tüchtigkeit und die glücklichen Kämpfe mit den Nachbarn brachten ihre Stadt rasch zu Blüte, Größe und Macht und ließen aus ihr einen Kern werden, um den sich in der Folge die übrigen Volksstämme Italiens teils freiwillig, teils gezwungen gruppierten.

Die Überlegenheit Roms beruhte genau so auf einem sittlichen Grundgedanken wie die Überlegenheit der Hellenen über den Osten des Mittelmeers; nur war die Sittlichkeit Roms von der hellenischen ganz verschieden und in ihren Wirkungen eine andere. Das, woraus sich das römische Wesen von selbst entwickelt hat, ist der Staatsgedanke, die hohe Auffassung und niemals nachlassende Betätigung der unteilbaren Einheit, der Majestät und Allmacht des Staates an sich. Die „res publica", das Gemeinwesen, war für den Römer das Höchste; er selbst fühlte sich nicht als einzelner, wie der Grieche, sondern als ein unlösbarer Bestandteil des Staates, nur als solcher daseinsberechtigt, aber deshalb auch von erhabener Größe. Das stolze Wort: „civis Romanus sum" — „ich bin ein römischer Bürger" — war sein nationales Glaubensbekenntnis. Das Staatswohl war ihm das erste Gesetz, dem sich alles andere: Persönlichkeit, Kultur und Religion, unterordnete. Nicht, als ob er fremder Nationalität und Kultur, fremdem Glauben gegenüber unduldsam gewesen wäre: all das war ihm ziemlich gleichgültig; nur verlangte er von jedem römischen Staatsangehörigen unbedingte Unterwerfung unter den Staatsgedanken. Darum war die Betätigung des einzelnen viel enger begrenzt als etwa bei den Athenern: die Persönlichkeit galt wenig im öffentlichen Leben, in dem alles eine einheitliche Gestalt annahm. Daraus

entwickelte sich aber eine unerschütterliche Festigkeit im Staatsgefüge, eine unerschöpfliche Lebenskraft, die ein vielköpfiger und doch einstimmiger Wille stets wieder in solche Bahnen lenkte, die zur Vertiefung und Erweiterung des Staatsbegriffs führten. Gewiß hat es auch im römischen Staate an verschiedenartigen Strömungen und inneren Kämpfen nicht gefehlt; es hat mannigfaltigen Wechsel politischer Pläne und Regierungsformen, Übergänge von der Monarchie zur aristokratischen, von dieser zur demokratischen Republik, von dieser zur Oligarchie und zum Cäsarismus gegeben. Dennoch haftet allen Parteiungen und Wandlungen als gemeinsamer Grundzug das straffe Gefüge staatlicher Einheit und Allgewalt an.

Die eigentümliche Richtung des römischen Wesens tut sich in kulturellen Erscheinungen kund, die in nicht geringerem Grade als die griechischen das Völkerleben am Mittelmeer und darüber hinaus beeinflußt haben. Die ideale Seite der Kulturentwickelung und die materielle Hebung durch Gewerbfleiß und Handel — diese beiden vom Hellenismus so erfolgreich eingeschlagenen Richtungen — wurden nur nachahmungsweise gepflegt; dagegen wendeten sich die Römer bahnbrechend der sozialen Aufgabe zu. Sie haben als die ersten auf sozialem Gebiete Fortschritte gemacht, und zwar nach dreifacher Richtung.

Schon früh neigten die Römer dazu, alle Äußerungen des öffentlichen und des Privatlebens an feste Formen zu binden und diese durch Gesetze unveränderlich zu erhalten; nicht minder dazu, alle Staatsangehörigen ohne Ausnahme zu ihrer Befolgung zu verpflichten. Hierdurch wurde, namentlich seit der schriftlichen Fixierung der Zwölftafelgesetze (451/450), der Willkür und Parteilichkeit der Richter gesteuert, das Rechtsgefühl im Volke gekräftigt und ein alle Schichten durchdringender Sinn für Gesetzlichkeit erweckt. Dieser Sinn wurde eine der festesten Stützen des staatlichen Ansehens; Hand in Hand damit entwickelte sich die Gesetzes- und Rechtskunde zu einer römisch-nationalen Wissenschaft.

Ferner erkannten die Römer sehr früh die Gefahr, die dem Staat aus einer zahlreichen Schicht besitzloser Bürger erwächst. Daher strebten sie nach einer möglichst gleichmäßigen Verteilung des Besitzes, namentlich des Grundbesitzes, durch Einteilung der Bürger in Steuerklassen, durch Ackergesetze, durch unentgeltliche Verteilung von Staatsländereien an die Ärmeren.

Drittens wiesen die Römer der Frau eine würdige Stellung in Familie und Gesellschaft an, und zwar von allem Anfang an. In der Familie erkannten sie die festeste Grundlage der staatlichen Ordnung; sie wachten daher streng über der Heiligkeit der Ehe und umgaben die Frau mit bürgerlicher Achtung und Rechtsschutz. Von den semitischen und orientalischen Völkern ganz zu schweigen, hatten selbst die Griechen die Frau als ein minderwertiges Wesen betrachtet und in sklavenhafter Abhängigkeit erhalten; der Einfluß, den einzelne durch Schönheit und Geist ausgezeichnete Hetären ausgeübt haben, bezeichnet nur den tiefen Stand, auf dem dort die Frauen im allgemeinen erhalten wurden. Die Römer jedoch brachten der matrona, der Gattin und Mutter, hohe Achtung entgegen; bei ihnen nimmt die Frau im öffentlichen wie im Privatleben eine weitaus höhere Stellung ein als bei jedem anderen Volke jener Zeiten.

Während die Römer die vollkommenste Verfassung ausbildeten, die das Altertum kennt, nahm ihr Staatswesen fortwährend an Umfang zu. Dem Zauber, den Rom ausübte, konnten sich selbst die Griechen Unteritaliens nicht entziehen, und das Bürgerrecht von Rom ward zu einer vielumworbenen Gunst. Wenn sich auch die nationalen Verschiedenheiten in Italien nie gänzlich verwischt haben, so erhielt doch die latinische Art ein entschiedenes Übergewicht, und die lateinische Sprache wurde zur herrschenden. Von Süditalien griffen die Römer nach dem begehrenswerten Sizilien hinüber, gerieten dadurch mit den Karthagern in Krieg und verleibten ihrem Staatswesen danach Sizilien als erste Provinz ein; in den nächsten Jahren kamen Sardinien und Korsika hinzu. Von da an vollzog sich immer schneller die gewaltige Ausdehnung des römischen Reiches. Die nächste Veranlassung hierzu gaben Angriffe von außen: die lästige Seeräuberei der Illyrier und die andauernde Beunruhigung durch die Kelten des zisalpinischen Gallien nötigten zum Eingreifen.

Der größte Umschwung in der Ausdehnung des Reiches trat ein, als der dritte Punische

Krieg mit der Einverleibung des karthagischen Staates als der „Provinz Africa" geendet hatte (146). Der Gedanke einer Weltherrschaft trat von diesem Augenblick an als klar vorgezeichnetes, mit eiserner Willenskraft verfolgtes, mit dem Aufgebot ungeheurer Machtmittel und mit bewundernswerter diplomatischer Kunst verwirklichtes politisches Programm in die Erscheinung. Fast gleichzeitig mit Karthago wurde Makedonien einverleibt; ihm folgten rasch als neue Provinzen Griechenland (Achaja), Pergamon, das transalpinische Gallien, Kilikien, Kyrene, Bithynien, die Insel Kreta, das Reich Pontos am Schwarzen Meere, Syrien, die Insel Kypern, Numidien, Mauretanien, Ägypten und Galatien. Damit legte sich die römische Herrschaft als geschlossener Ring um sämtliche Küsten des Mittelmeeres und drang tief bis ins Innere dreier Erdteile ein. Es kam noch eine Reihe weiterer Provinzen hinzu, teils in Europa, teils in Asien; einzig und allein die zwischen Rhein, Donau und Elbe hausenden germanischen Volksstämme erwehrten sich der eisernen Umarmung.

Dieser Riesenrahmen wurde von einem einzigen Mittelpunkte aus, der Stadt Rom, zusammengehalten; das verwirrende Nebeneinander der verschiedenartigsten Völker ward von hier aus verwaltet. Das herrschende Volk beließ allen Unterworfenen Sprache und Nationalität, Glauben und Gottesdienst, Sitten und Gebräuche, Handel und Industrie; nichts verlangte es von ihnen als Gehorsam, Steuern und Soldaten. Und die Völker gehorchten, zahlten Steuern, stellten Rekruten und waren stolz darauf, Glieder des gewaltigen Reiches zu sein. An die Stelle der bisher allein maßgebenden Begriffe Nationalität, Heimat und Vaterland trat der allumfassende Begriff eines die Menschheit verkörpernden Staates, der für alle sorgte. So galt dieser Bau als für ewige Zeiten gezimmert. Nichts schien ihn erschüttern zu können: weder der Ansturm äußerer Feinde noch innerer Zwiespalt, noch endlich der Wechsel der Regierungsformen Republik, Diktatur, Triumvirat, Cäsarismus. Der Staatsgedanke ward selbst nicht in den Bürgerkriegen aus den Augen verloren. Im Genie Julius Cäsars (sein Beiname *Καῖσαρ* ist der Titel der höchsten monarchischen Rangstufe geworden) findet der römische Staatsbegriff seine glänzendste Verkörperung. Als sein Großneffe Octavianus Augustus die höchste Staatswürde unter Beibehaltung der altbewährten Verwaltung erblich erlangte, da erschien das stolze Gebäude gekrönt.

Das römische Reich von damals bildete ein Weltreich in strengerem Sinn als das Alexanders des Großen; es war kein gewaltsam mit dem Schwert allein zusammengeschweißter Haufe auseinanderstrebender Teile, sondern ein organisch lebender Körper, der sein Haupt in Rom erblickte. Das organisatorische Geschick der Römer ließ alle bewegenden Fäden in einem Mittelpunkte zusammenlaufen. Daneben bot die Hauptstadt mit ihren Palästen, Tempeln, Theatern, Denkmälern, Bädern, mit ihren Aufzügen und Festen unendlich viel Anziehungspunkte. Für den Römer gibt es nur eine Stadt, die urbs, einen Weltkreis, den orbis. Der römische Geist haftet nicht an seiner Stadt: er ergießt sich über alle Provinzen, nicht in die Tiefe dringend und aufsaugend wie der griechische, aber durch Selbstbewußtsein, ruhigen Ernst und planvolles Wesen Achtung heischend. So bildet das römische Wesen eine wertvolle Ergänzung zur hellenischen Kultur. Beide berühren sich nunmehr an allen Küsten des Mittelmeers, durchdringen sich vielseitig und vielerorts, verschmelzen allmählich zu einheitlich mittelländischem Wesen, dem das Selbstbewußtsein aufdämmert.

6. Das Christentum.

Innerhalb der neuen Ordnung der Verhältnisse, wie sie rings um das Mittelmeer das römische Reich schuf, führte die Lehre Christi eine Umwälzung im Reiche der Geister

herbei, wie sie die Geschichte nur selten gesehen hat. Diese Revolution wirkte weder politisch noch national, wohl aber kulturell und sozial. Da den ersten Anhängern der christlichen Lehre, meist „kleinen Leuten" aus den ärmeren und ungebildeteren Volksschichten, jeder äußerliche Ehrgeiz fehlte, übten sie auf das in die festen Formen des Römertums gespannte öffentliche Leben keinen sofort fühlbaren Einfluß aus. Zudem ging der erste Anstoß vom Judentum aus, das damals politisch und national vernichtet wurde, aber gerade durch seine Zerstreuung zur Ausbreitung des Samens wesentlich beitrug. Ebenso wichtig war es, daß die neue Lehre gleich im Anfange die engen Schranken national-jüdischer Denkweise sprengte, sich durch die großartige Tätigkeit des griechisch gebildeten, ehemaligen Pharisäers Paulus mit hellenischem Geiste sättigte und hierdurch befähigt ward, mit der gesamten Menschheit in Fühlung zu treten. Dem Monotheismus wohnt eine Kraft zur Verbreitung inne; diese Kraft konnte nun, der nationalen Fessel ledig, um so mehr wirken, als sich in der christlichen Lehre mit dem Glauben an Einen Gott eine Sittenlehre verband, die durch Milde und eine die gesamte Menschheit ohne Unterschied umfassende Liebe zum Herzen aller sprach.

Seit den ältesten historischen Zeiten hatte jede gesellschaftliche Organisation auf Ungleichheit beruht; und wenn auch am Mittelmeere deren strengste Durchführung durch das Kastenwesen nur im alten Ägypten Platz griff, so sonderten sich doch bei allen Völkern die Stände. Der Begriff „Volk" umfaßte meist nur eine der Zahl nach mehr oder minder beschränkte Schicht politisch berechtigter Bürger, während unter ihr eine große Anzahl politisch rechtlos und persönlich unfrei als Sklaven lebte. Selbst das von strengem Rechtsgefühl erfüllte Rom hatte die Sklaverei als bürgerliche Einrichtung beibehalten: sein wirtschaftliches Leben war ganz darauf gegründet. Sklaven bearbeiteten die Äcker, Sklaven betrieben Handwerk und Gewerbe, Sklaven ruderten die Schiffe der Handelsherren, während die Bürger ihren Staatspflichten in der Stimmenabgabe auf der Volksversammlung und durch die Leistung des Kriegsdienstes nachkamen. Freie Arbeit gehörte zu den Ausnahmen. Da traten nun plötzlich die Christen auf und behaupteten, es gäbe keinen Unterschied zwischen hoch und niedrig, zwischen frei und unfrei, zwischen Herr und Diener: alle Menschen wären gleich und hätten keine andere Pflicht, als sich gegenseitig zu lieben. Allerdings machten die ersten Christen keinen Versuch, diese Lehre ins Leben zu übertragen: sie betonten ausdrücklich, ihr Reich sei nicht von dieser Welt, und erwarteten erst vom Jenseits die Verwirklichung ihrer Hoffnungen; auch fügten sie sich willig in die gegebenen Verhältnisse. Aber wenn solche Glaubenssätze in die breiten Massen der unwissenden Unfreien drangen, war hier eine mißverständliche Auslegung unmöglich? Würde dieser Teil der Bevölkerung nicht geneigt sein, die verheißene Gleichheit und Brüderlichkeit lieber in diesem, statt in einem zukünftigen Leben zu erproben? Würde nicht die ungeheure Menge der Sklaven, auf ihre natürliche Kraft pochend, unter Berufung auf die neue Lehre, die weitere Arbeit verweigern und einen Anteil am Vermögen der Besitzenden verlangen? Würde nicht damit die hergebrachte Ordnung der Gesellschaft bedroht und das Dasein des Staates selbst in Frage gestellt? Ein Kampf aller gegen alle schien in der nächsten Zukunft bevorzustehen. Eine solche Fragestellung läßt ermessen, wie das erste Auftauchen des Christentums mit seinen bis dahin unerhörten Forderungen vor den Augen der Machthaber unvermittelt und schreckhaft das Bild der sozialen Frage aufrollte. In den Anhängern des Christentums mußte man entweder unpraktische Schwärmer verspotten oder gefährliche Neuerer fürchten und hassen.

Der ideale Kern des Christentums, die Betätigung reiner Menschlichkeit, war über jüdisches, hellenisches und römisches Wesen erhaben; zu seinem Verständnisse mußte die

Menschheit erst erzogen werden. Solange das nicht der Fall war, so lange mußte die römische Staatsgewalt naturgemäß der neuen Lehre Widerstand leisten und bestrebt sein, sie gewaltsam zu unterdrücken. Doch machte sie dabei die Erfahrung, daß die Macht des Gedankens größer ist als die der äußerlichen Gewalt. Trotz aller Heftigkeit des Kampfes trat allmählich klar zutage, daß beide denselben Zweck, wenn auch auf verschiedenen Wegen, verfolgten: die Herrschaft des Allgemeinen über das Besondere. Strebte Rom nach der politischen Herrschaft über die Welt, so strebte das Christentum nach ihrer geistigen Einigung unter einem Glauben, einer Gottesverehrung, einem Sittengesetze. Die innere Verwandtschaft zwischen diesen beiden nur scheinbar unähnlichen Zielen führte schließlich zu gegenseitiger Verständigung. Man kam sich in der Mitte entgegen: die Staatsgewalt verzichtete auf die gewaltsame Unterdrückung eines Glaubens, der schon in die höheren Schichten der Gesellschaft eingedrungen war und sein umstürzlerisches Aussehen verloren hatte; das Christentum hingegen verzichtete auf seine Träumereien von einem 1000 Jahre dauernden irdischen Reiche der Frommen (Chiliasmus) und lenkte in eine Richtung ein, die den Anforderungen des irdischen Lebens Rechnung trug. Am Ende erkannten beide Teile, daß sie sich gegenseitig recht gut brauchen konnten: die Staatsgewalt erkannte in einer gemeinsamen, auf sittlicher Grundlage ruhenden Religion einen festen Kitt für den Zusammenhalt der national auseinanderfallenden Bestandteile des Reiches; das Christentum lernte im römischen Wesen die Macht der Ordnung schätzen und verwertete diese Macht zum eigenen Wohle.

So erfolgte die Aussöhnung. Der Staat christianisierte sich, d. h. das Christentum wurde zur Religion der maßgebenden Kreise, während seine Gegner räumlich und sozial auf immer geringere Schichten beschränkt wurden (pagani); und das Christentum organisierte sich als Kirche nach dem Muster und im Sinne des römischen Staatswesens. Für die von ihm gewährte Unterstützung verlangte und erlangte die Kirche vom Staate die unumschränkte Gewalt über die Seelen, d. h. über das Denken und Fühlen aller Staatsangehörigen.

Nachdem das Christentum, als römische Staatsreligion anerkannt, alle Küsten des Mittelmeers siegreich umspannt hatte, trat in diesem neuen Bande der Einigung der innere Zusammenhang der Glieder deutlich vor Augen. Der aus israelitischer Wurzel hervorgegangene Glaube an Einen Gott, die phoinikische Regsamkeit im Ausgleiche der materiellen Güter, der hohe Gedankenflug, der Schönheitssinn und der Forschungsdrang der Hellenen, das Rechtsgefühl, der Ordnungsgeist und die Sozialwissenschaft der Römer und das auf allgemeiner Menschenliebe beruhende Sittengesetz des Christentums durchdrangen sich innig, wurden durch den bequemen Seeverkehr in fortwährender Berührung und Ausgleichung erhalten und erzeugten den Mittelländischen Geist, dem der Drang nach Vervollkommnung, nach Wissen und Wohlergehen, nach Verbesserung und Verschönerung des Daseins auf immer breiterer gesellschaftlicher Grundlage eignet.

3. Die Entwickelung des Mittelländischen Geistes.

A. Der Eingriff der Germanen.

Das römische Reich, das die bedeutendsten Bestandteile der Menschheit geeinigt hatte, war lange Zeit Hammer gewesen: nun ward es zum Amboß. Das „große Schwungrad aller Geschichte", die Wanderung der Völker, hatte während der Zeiten, da sich das Weltreich der Römer aufbaute, auch in seinen Fernwirkungen die Küsten des Mittelmeers weniger berührt. Nun erhielt es einen Antrieb von großer Heftigkeit durch die Germanen.

Die ersten Anzeichen der neuen Bewegung gehen bis zu dem Ansturme der Kimbern und Teutonen gegen das römische Reich zurück und wiederholen sich nach kurzen Pausen mit wachsender Stärke. Die germanischen Stämme jenseits des Rheins und der Donau begannen unruhiger zu werden; im römischen Gallien werden die Sueben von Julius Cäsar besiegt. Alle Versuche der Römer jedoch, die germanischen Stämme jenseits der beiden Grenzströme zu unterwerfen, blieben vergeblich. Bald sah sich Rom auf die Verteidigung beschränkt, und selbst diese gestaltete sich schwierig. An der unteren Donau wurden die thrakischen Daker nur mit Mühe bezwungen und durch zahlreiche Kolonien teilweise romanisiert. An den Mündungen des Stromes und an den Küsten des Schwarzen Meeres verdrängten und unterjochten die Goten Skythen und Sarmaten und überschwemmten von dort aus die thrakischen, kleinasiatischen und griechischen Provinzen; nach Besetzung des von den Römern aufgegebenen Dakien gründeten sie ein Reich vom Schwarzen Meere bis an die Ostsee.

Gleichzeitig ließen im äußersten asiatischen Osten des Reiches die erneuten Angriffe der Parther ahnen, daß der große Völkerbehälter Innerasiens einen neuen Ausbruch vorbereitete. Mit voller Kraft vollzog sich dieser, als das innerlich bereits morsch gewordene Römerreich unter der Last seines eigenen Gewichts in eine westliche und eine östliche Hälfte, mit den Residenzen Rom und Konstantinopel, auseinanderfiel. Ein zahlreiches innerasiatisches Reitervolk mongolischer Rasse, die Hunnen (s. Bd. IV, Abschnitt III), setzte sich damals in Bewegung und schob, gegen Westen ziehend, alles unaufhaltsam vor sich her. An der Wolga rissen sie die Alanen, ein nomadisierendes Reitervolk, das aus einem Gemisch von Germanen und Sarmaten bestand, mit sich fort. Vereint zertrümmerten sie das neue Reich der Goten. Während sich der östliche Teil dieses Volkes mit den Hunnen und Alanen in den dakisch-pannonischen Tiefebenen ausbreitete, warfen sich die Westgoten mit voller Wucht erst auf das oströmische, bald auch auf das weströmische Reich. Alarichs Nachfolger Athaulf führte sie aus Italien hinüber nach Gallien und Spanien.

Mittlerweile hatte der Stoß der Hunnen, der das Gotenreich zerstört hatte, alle germanischen Stämme westlich der Weichsel in Bewegung versetzt und sie zu einem allgemeinen Vorrücken nach Westen und Süden veranlaßt: eine Wanderung mit Weib und Kind und aller fahrenden Habe, die, ganz Europa überflutend, erst am Mittelmeer sich brach und zur Ruhe gelangte. Doch ehe sich noch im Sturm und Drang der einander schiebenden Völker das Gleichgewicht wieder herstellen ließ, drängten immer neue Massen nach. Den germanischen folgten slawische Stämme, welche die von jenen verlassenen Wohnplätze besetzten und sich nach und nach in dem breiten Raume zwischen Ostsee und Schwarzem Meer ausdehnten. Hinter diesen tauchten Völkerschaften tatarischer und schwer bestimmbarer Herkunft auf (Bulgaren, Jazygen, Awaren usw.), fortwährend den Zug nach Westen in Bewegung erhaltend.

Um das Römische Reich war es geschehen. Einem solchen Drucke war es auf die Dauer nicht gewachsen. Vergeblich nahmen die Römer Schar um Schar dieser Barbaren selbst in Sold, vergeblich räumten sie ihnen Grenzland um Grenzland als Schutzwall ein. Und als die weströmische Staatsverwaltung, um wenigstens das Stammland Italien zu schützen, die Legionen aus den Provinzen zurückrief, da waren letztere sofort von Feinden überschwemmt. Unter den „ersten, die von den letzten nichts wußten", ergossen sich die Germanen über das Reich. Zu Anfang des 5. Jahrh. setzten sich die Franken im nördlichen, die Burgunden im östlichen Gallien fest; die Wandalen zogen nach Spanien und, als sie von dort durch die Westgoten verdrängt wurden, über die Meerenge von Gibraltar hinüber in das römische Afrika. Unterdes ließen sich die Westgoten in Spanien und Aquitanien nieder.

Aber auch Italien selbst hatte mit dem Plünderungszuge Alarichs noch nicht die Neige des Leidenskelchs geleert. Attila, die „Geißel Gottes", führte die Reiterscharen des hunnisch-alanisch-gotischen Reiches, die Idee eines Weltreiches aufnehmend, gegen das westliche Europa; in Gallien trat ihm der römische Oberfeldherr Aëtius entgegen, unter dem sich Franken, Burgunder, Westgoten, Gallier und die Reste der Römer zu gemeinsamer Abwehr vereinigten. Zum Rückzuge genötigt, fiel Attila über Oberitalien her, wo er das blühende Aquileja zerstörte. Statt seiner hatte Rom nun zwei andere gefährliche Feinde. Der von den Römern mit dem Schutze Italiens beauftragte Germane Odowakar setzte den letzten Kaiser ab und machte, ohne Widerstand zu finden, Italien germanisch. Mittlerweile hatte

sich der oströmische Kaiser Zenon die unbequeme Nachbarschaft des pannonischen Ostgotenreiches dadurch vom Halse geschafft, daß er Theoderich zur Eroberung von Italien veranlaßte (s. die untenstehende Abbildung). Der große Ostgote machte sich nicht nur an Odowakars Statt zum Könige Italiens, sondern vererbte auch die Herrschaft an seine Nachkommen. Er wollte die nationalen Verschiedenheiten zwischen Römern und Goten ausgleichen. Da aber die Goten die von Kaiser und Kirche verworfene Lehre des Areios angenommen hatten, beschränkte sich die Vereinigung auf ein friedliches Nebeneinanderleben, wenn sich die Goten auch in der Verwaltung den römischen Formen anpaßten.

Das Grabmal Theoderichs des Großen bei Ravenna (hintere Ansicht). Nach Photographie von L. Ricci, Ravenna.

Während dieser Veränderungen in Italien bildeten sich auch in den vormals römischen Provinzen des Westens und Südens neue germanische Reiche. In Gallien hatten die salischen Franken die von Rom gebilligte christliche Lehre angenommen; aus diesem Keim ist das später so mächtige fränkische Reich erwachsen. In Spanien hatte schon Athaulf den Grund zu einer westgotischen Herrschaft gelegt; seine Nachfolger haben über dies westgotische Wahlkönigreich bis 711 geherrscht. Hier vermischten sich Goten und Römer viel leichter als in Italien, wesentlich deshalb, weil König Rekkared 587 vom arianischen zum römischen Christenglauben übertrat und eine für beide Völker gemeinschaftliche Gesetzgebung erließ. Von den siegreichen Westgoten verdrängt, waren die Wandalen 429 nach dem römischen Afrika gezogen; ihr König Geiserich hatte 439 die ganze Provinz erobert und Karthago zur Hauptstadt eines Reiches gemacht (vgl. S. 201ff.). Eine Vermischung mit den Römern fand nicht statt, da die Wandalen, im Gegensatze zu den übrigen Germanen religiös unduldsam, als eifrige Arianer die Anhänger der römischen Kirche unbarmherzig verfolgten.

Da nahm das oströmische Kaiserreich unter Justinianus I. einen neuen Aufschwung. Im Norden durch die Bulgaren, im Osten durch die Perser bedrängt, wollte dieser

Fürst doch die Einheit und Größe des einstigen römischen Reiches wiederherstellen; das Glück und Geschick seiner Feldherren, des tapferen Belisar und des staatsklugen Narses, ließen tatsächlich jenes Ziel erreichbar erscheinen. Nach der Vernichtung des in Auflösung begriffenen Wandalenreiches wurden die Südküsten des westgotischen Spanien erobert und einige Zeit hindurch behauptet. Dann wandten sich die byzantinischen Heere gegen Italien; und nach 20jährigem Ringen fand die Ostgotenherrschaft ihr Ende. Aber die Zeiten waren einer vollkommenen Wiederherstellung des römischen Weltreiches ungünstig; noch dauerte der Nachschub der Völker aus dem Osten fort. Die seinerzeit von Theoderich aufgegebenen Gebiete in Pannonien und Dakien hatten Langobarden und Gepiden besetzt. In dem zwischen beiden Stämmen ausgebrochenen Vernichtungskampfe hatten die Langobarden gesiegt; diese aber mußten den nachrückenden tatarischen Awaren weichen und setzten sich gegen Westen hin in Bewegung. Die Langobarden unter Alboin erreichten 568 die Grenzen Italiens und eroberten in kürzester Zeit beinahe das ganze Land. Der unbändige Freiheitstrieb der Langobarden duldete kaum die Herrschaft ihrer eigenen Könige; jeder Herzog gründete sich vielmehr auf eigene Faust eine Herrschaft. Hierdurch wurde der erste Grund zu der staatlichen Zersplitterung Italiens gelegt. Nachdem 589 König Authari die dem römischen Glauben anhangende Bayerin Theodelinde geheiratet hatte, glichen sich Sieger und Unterworfene allmählich einander an. Die fortschreitende Verschmelzung ließ das germanische Wesen mehr und mehr in den Hintergrund treten und schließlich von dem romanischen überwuchert werden.

B. Der Eingriff des Islam.

Der geschilderten Bewegung im Norden des Mittelmeeres entspricht an Gewalt eine später einsetzende Bewegung an den östlichen und südlichen Küsten. Auch hier beginnt eine Völkerwanderung, doch nicht von unbekannten Gegenden, sondern von einem räumlich bestimmten Mittelpunkte ausgehend. Nicht als halb unbewußte Naturgewalt erscheint sie, sondern sie entspringt aus einem einheitlichen Willen. Der südöstliche Winkel des Mittelmeerbeckens, die Geburtsstätte der monotheistischen Religionen, hatte wieder einen Eingottesgedanken erzeugt, der in sich den hartnäckigen Eifer des Jahwedienstes mit der Ausdehnungskraft der christlichen Gottesverehrung vereinigte. Der Islam (vgl. Bd. II, S. 243 ff.) faßte nicht nur in seiner Heimat Arabien schnell Wurzel, sondern wuchs unwiderstehlich: alle Nationen des Erdkreises sollten zu ihm bekehrt werden, selbst mit Feuer und Schwert. Dadurch ward das bisher weltabgekehrte Volk der Araber plötzlich zu einem mit ungeheurer Gewalt seine Grenzen überschreitenden Eroberungsvolke, zum Urheber einer neuen Völkerwanderung. Der Ansturm der Araber schob nicht, wie der germanische, die Völker vor sich her: er überflutete sie. Die Nachfolger Mohammeds, die Khalifen, die geistlichen und weltlichen Herrscher ihres Volkes, griffen sofort die Nachbarreiche an (vgl. Bd. II, S. 294—322). Kaum hatten sich die Araber am Mittelmeere festgesetzt, so berührte sie ein Hauch Mittelländischen Geistes: sie, denen die Begrenzung ihres Landes durch drei Meere Jahrtausende hindurch nie den Gedanken an Schiffahrt nahegelegt hatte, wurden Seefahrer.

An der phoinikischen Küste, der Wiege des Seewesens, schufen sie sich mit einem Schlage gewaltige Flotten, mit denen sie nicht nur den Seekampf mit den Byzantinern aufnahmen, sondern auch den Welthandel an sich rissen. Die Einwirkung des Mittelmeeres äußerte sich auch darin, daß die Berührung mit der römisch-griechischen Kultur in ihnen Forschungsgeist und Liebe zu den Wissenschaften weckte. Zu einer Zeit, da Europa durch den Umsturz alles Bestehenden geistig und sittlich Rückschritte machte, wurden die Araber zu fast alleinigen Trägern der Kultur. Unter dem Khalifat der Omaijaden (661—750; Bd. II, S. 304 ff.) dehnte sich das arabische Reich noch weiter aus: während es sich in Asien bis an den Kaukasus,

den Kaspischen und den Aral-See, den Sir Darja und bis nach Indien hinein erstreckte, griff es von Afrika aus, also in einer dem Wandalenzug entgegengesetzten Richtung, nach Europa über, um dem spanischen Westgotenreich ein Ende zu machen, über die Pyrenäen hinweg bis in das Reich der Franken zu schwärmen und die Balearen, Korsika, Sardinien und Sizilien, ja selbst Tarentum zu besetzen.

C. Rückblick.

Betrachtet man die gesamte Völkerbewegung, die von der Mitte des 4. Jahrh. bis ins 8. Jahrh. und darüber hinaus gedauert hat, so zeigt sich vor allem eine maßgebende Richtung von Osten nach Westen, und zwar zu beiden Seiten der Längsachse des Mittelmeeres. Im Norden begann die Bewegung früher und ging tiefer; im Süden war sie eine zweckbewußte geschichtliche Tat. In beiden Fällen aber brach sie sich an den Küsten des Atlantischen Ozeans und schlug nun eine neue Richtung ein. Der natürlichen Bodengestaltung entsprechend, führte diese über das Meer, dort, wo sich die Festländer einander am meisten nähern: bei der Meerenge von Gibraltar; hier trafen die beiden Völkerwellen auf- und fluteten ineinander. Dadurch ward die lebendige Kraft beider aufgehoben. Die ganze Bewegung geriet jetzt, mochte auch der Nachdruck von rückwärts fortdauern, ins Stocken; denn schon hatten sich die beiden Spitzen ineinander verrannt und bildeten einen wirren Knäuel, der jedes Weiterschreiten hemmte. Nunmehr galt es nur, das gewonnene Land möglichst zu behaupten und sich der Nachkommenden zu erwehren. Das Mittelmeerbecken selbst aber, das wieder zum Schauplatze weltgeschichtlicher Vorgänge wurde, erwies sich zum zweitenmal als der mächtige Wellenbrecher oder als der große Behälter, in dem das bunte Gemisch der Völker durcheinander gärt und sich schließlich zu vollkommeneren Formen abklärt.

Während des großen Sturmes und unmittelbar danach war am Mittelmeer allerdings mehr von Gärung als von Klärung zu verspüren. Von der antiken Kultur ging vieles zugrunde, nicht nur Handschriften und Kunstschätze, Tempel und Theater, Straßen und Brücken, Wasserleitungen und Handelsplätze, sondern auch Ideale, Pläne und Ausführungen, geistige Bestrebungen, mit einem Worte der ganze Gedanken- und Gefühlskreis der antiken Welt. Und dennoch bewahrte in diesem Zusammenbruch alles Bestehenden, in dem Ringen nach einer nur dunkel geahnten Neugestaltung der anscheinend erdrückte Mittelländische Geist seine Lebenskraft und Überlegenheit; dennoch kam der wenig augenfällige, aber um so festere innere geschichtliche Zusammenhang der Mittelmeervölker gerade von da an so lebensvoll zum Ausdrucke, daß er unwiderstehlich auch die fremden Angliederungen in seinen Bannkreis zog. Eine bemerkenswert geringe Zähigkeit in Erhaltung ihrer Eigenart zeigten diese fremden Ankömmlinge meist, sobald sie an den Küsten des Mittelmeeres heimisch wurden. Gewiß haben dazu Klima, weichlichere Lebensart, der Reiz der südländischen Weiblichkeit, Weingenuß und ähnliche Umstände beigetragen; auch mag die Zahl der Einwanderer gegenüber der einheimischen Bevölkerung verhältnismäßig gering gewesen sein — fest steht, daß die Eroberer durch Handel und Wandel, Heiraten und andere nähere Beziehungen eine ethnische Veränderung erfuhren, bei der äußerlich die germanische Grundlage auffallend rasch in den Hintergrund trat.

D. Das Aufkommen der Romanen.

Dagegen entwickelte das Romanentum eine durchschlagende Kraft. Wie schon früher (man erinnere sich an Afrikas und Dakiens Romanisierung durch Kolonisten) römisches Wesen schnell ganze Länder umwandelte, so bewährte sich jetzt diese Eigenschaft namentlich in Italien und den westlichen Ländern. Auf der Pyrenäenhalbinsel entstand das Volk der

Spanier, in dem trotz reichlicher Beimischung von keltiberischen, griechischen und karthagischen Resten das romanische Element weit überwog. Ähnlich verwandelten sich allmählich auf der Apenninenhalbinsel die Langobarden durch Vermischung mit Römern, den Resten der gotischen und griechischen Bevölkerung unter Zufluß arabischen Blutes in die Italiener. Und selbst das kräftigste der germanischen Völker, die mit den Römern in direkte Berührung getreten waren, das fränkische, veränderte sich in Gallien, wo es sich mit romanisierten Galliern mischte, in die Franzosen, in denen in erster Linie der Kelte, in zweiter Linie der Romane zur Geltung kam, während der Germane fast verschwand. Nur die östlichen Stämme der Franken bewahrten durch Anlehnung an die harten Friesen, Sachsen und Bajuwaren ihre Eigentümlichkeit und entwickelten sie im Vereine mit diesen Stämmen zu Deutschen.

Für die geringe Zähigkeit jugendfrischer Germanen trotz all ihrer natürlichen Kraft spricht auch ihr zuweilen fast plötzliches Verschwinden vom geschichtlichen Schauplatze. Mit einer gewissen Leichtigkeit wechselten sie ihren noch nicht mit dem völkischen Wesen verschmolzenen Glauben. Mit Ausnahme der Franken waren alle Germanen erst arianische Christen, bis sie unter den Römern meist zu deren Glauben übergingen.

Ein Hauptgrund dafür, daß bei der neuen Völkermischung am Mittelmeer das Germanentum den kürzeren zog, lag darin, daß die Unterworfenen über eine ausgebildete Schriftsprache und eine reiche Literatur verfügten, während es bei den Überwindern damit schlecht bestellt war. Zwar war die Schrift auch ihnen bekannt; doch war deren Kenntnis selten, und eine Literatur fehlte ganz. So ist es begreiflich, daß es den Germanen, als die neuen Verhältnisse ihnen einen häufigeren Gebrauch der Schrift aufnötigten, schwerer fiel, sich damit in ihrer eigenen Sprache auszudrücken als in der fremden, in der sie Anweisung und Hilfe fanden. Für die Verständigung in die Ferne war damit bereits der Gebrauch der fremden Sprache gegeben, und von da bis zum mündlichen Gebrauche war nur noch ein Schritt. Wer aber die Muttersprache vernachlässigt, hat seine Nationalität schon halb verloren. Die höhere Kulturstufe erwies sich demnach mächtiger als das natürliche Volkstum, und die Nachkommen bedienten sich um so eher der entwickelteren fremden Sprache, als der ihrigen die Ausdrücke für viele Begriffe fehlten, deren Bekanntschaft die Germanen erst durch die Römer machten. Außerdem war die lateinische Sprache die der Kirche, unter deren Schutz sich in jenen rauhen Zeiten aller Rest an Bildung zurückzog; und die Kirche übte alsbald über die einfachen Gemüter der Germanen eine größere geistige Gewalt aus als je zuvor über die eingeborenen Mittelmeervölker. Dazu bedeutet die Sprache nur ein einzelnes Glied in einer Kette von Einflüssen, die bei einer Völkervermischung mitwirken. Obgleich die Völkerwanderung die römisch-griechische Kultur unter einer dichten Schicht barbarischen Schuttes begrub, erstickte sie sie doch nicht einfach, so daß sich jene erst vereinzelt, dann an immer zahlreicheren Punkten und mit wachsender Stärke langsam wieder an die Oberfläche emporrang. Natürlich nahm die römisch-griechische Welt dabei von den fremden Deckschichten viel in ihr eigenes Wesen auf, gab aber zugleich von ihrem Eigentume so viel an die Neubildung ab, daß die Weiterentwickelung nur in einem einheitlichen Mittelländischen Geiste erfolgen konnte.

E. Byzanz.

Im oströmischen Reiche, das die Stürme der Völkerwanderung, wenn auch verkleinert, überlebte, war die römisch-griechische Kultur nicht demselben verderblichen Drängen ausgesetzt wie in den westlichen Ländern des Mittelmeeres. Allein dort fiel sie einer eigentümlichen inneren Zersetzung anheim. Während im Westen die in Trümmer fallende Kultur

noch ein neues lebenskräftiges Erdreich befruchtete, blieb der Osten äußerlich fast unversehrt, wurde aber durch die tatarische und semitische Umklammerung innerlich auf sich beschränkt und brach vereinsamt in sich zusammen. Das alte Hellenentum, dem Luft und Licht benommen war, ging in den Byzantinismus über. Die Wandlung kennzeichnet eine merkwürdige Auffassung der christlichen Lehre, eine seit der Trennung stets wachsende Gegnerschaft gegen Rom und die römische Kirche und eine vorher nicht dagewesene despotische Regierungsform. Diese Entwickelung bedeutet eine völlige Loslösung vom Mittelländischen Geist.

F. Die Franken und die Entstehung des Westeuropäischen Geistes.

Unter den im Westen eingewanderten staatenbildenden Völkern haben die ihrer harrende Aufgabe des Wiederaufbauens am großartigsten die Franken aufgefaßt. Die Geschichte der Franken unter den Merowingern bietet zwar kein anziehendes Bild, aber immerhin selbst im Widerwärtigen große Züge. Und das Tüchtige bleibt. Nachdem die Herrschaft über die vereinigten Franken an die Pippiniden übergegangen war, brach sich an ihrer Kraft die Macht des Islam in Europa. Karl Martell und seine Franken retteten Europa vor einer Abkehr vom Mittelländischen Geiste. Wie gegen die Araber, so erwies sich das Frankenreich als fester Schutzwall auch gegen die letzten Ausläufer der aus Osten nachdrängenden Völkerbewegung. Die Awaren hatten mittlerweile fast das ganze heutige Österreich und Ungarn eingenommen und belästigten von hier aus Italien und das Frankenreich. An den unkriegerischen Slawen jener Gebiete, den Wenden, Serben, Tschechen, fanden sie keinen Widerstand; nur ein großer Führer fehlte. Da trieben sie die Franken gegen Ende des 8. Jahrh. bis hinter die Theiß zurück, wo sie sich unter den Slawen und Bulgaren verloren.

Damit war die große Völkerbewegung in den Mittelmeerländern zum Stillstand gekommen. Zwar wanderte ein Jahrhundert später wieder ein uralischer Stamm, die Magyaren, in den östlichen Teil des vormaligen Hunnen- und Awarenreiches ein; aber dieses Volk fügte sich, als einziges unter allen früheren und späteren Ankömmlingen tatarischer Rasse, durch rasches Seßhaftwerden und Annahme christlicher Kultur freiwillig in die europäische Völkerfamilie ein. Der verheerende Einfall der Mongolen im 13. Jahrh. bildet nur eine vorübergehende Erscheinung ohne allen Einfluß. Und schließlich die folgenreiche Einwanderung der Türken im 14. und 15. Jahrh. fällt außerhalb des Rahmens unserer Betrachtung. So sind es zum großen Teile die kräftig aufstrebenden Franken gewesen, die der Völkerbewegung Halt geboten haben. Unter der Regierung der vier ersten Pippiniden bereits zu einer einheitlichen Nation verwachsen, leiteten sie die Kräfte der Völkerverschiebung, die sich bisher meist als zerstörend erwiesen oder doch nur zu kurzlebigen Gestaltungen geführt hatte, in das feste Bett dauerhaften Schaffens.

Der Löwenanteil an diesem Werke fällt Karl dem Großen zu; denn er verlegte das Schwergewicht seiner Wiederherstellungsarbeit an das Mittelmeer. Die Handhabe dazu bot ihm Italien. Er entthronte den Langobardenkönig Desiderius und ließ sich selbst von den Langobarden als dem Könige von Italien huldigen. So erhielt Italien fränkische Verfassung. Da in den fränkischen lateinisch abgefaßten Gesetzen vielfach der Geist römischer Einrichtungen anklang, so schlugen sie rasch Wurzeln und beschleunigten die bereits begonnene Verschmelzung des langobardischen und römischen Wesens. Das Frankentum erwies sich als ein kräftiges Bindemittel der Völkervereinigung; der Papst, von Karl im Besitze der Pippinschen Schenkung bestätigt, erblickte in den Franken feste Stützen der römischen Kirche.

Dieses Einvernehmen ermöglichte die Wiederherstellung des Römischen Reiches.

Bereits vor 800 hatte Karl darauf hingearbeitet, die europäischen Küstenländer des Mittelmeeres seiner Herrschaft einzuverleiben und die sie bewohnenden Völker in fränkisch-römischem Sinn einheitlich zu organisieren, und es glückte ihm, teils durch Eroberung (Spanien), teils durch Verträge (Illyrien). Karl, der bei seinem Regierungsantritte von solchen Randländern nichts als Aquitanien besessen hatte, beherrschte 800 bereits sämtliche europäischen Mittelmeerküsten von der Ebromündung bis Albanien. An einem Vordringen nach Osten hinderten ihn nur die Sachsenkriege. Immerhin bildete Karls Monarchie ein Reich, das von der Nord- und Ostsee an fast ganz Westeuropa umfaßte und beinahe ein Mittelmeerreich genannt werden kann. Minder gut gelang Karl die Herstellung der Einheitlichkeit; denn die kirchliche Einheit verhinderte das Auseinanderstreben der nationalen Richtungen nicht. Bald nach seinem Tode löste sich das Reich auf. Die drei größeren Reiche, die aus der Monarchie hervorgingen: Frankreich, Deutschland und Italien, behielten jedoch für längere Zeit den geistigen Stempel, den ihnen Karl aufgedrückt hatte. Namentlich erhielt sich der von Karl wiedererweckte Kaisergedanke lebendig. Tief prägte er sich in das Bewußtsein der Völker ein und wurde für Jahrhunderte zu einer der mächtigsten Triebkräfte der Politik.

Die Frankenherrschaft hat den durch die Völkerwanderung gelockerten inneren Zusammenhang der Mittelmeervölker wiederhergestellt und befestigt. Die Franken haben die Trümmer der alten Kultur aufgenommen und mit germanischer Denk- und Gefühlsweise durchtränkt. Damit entstand ein neuer Kulturboden, auf dem sich der Mittelländische Geist in weiterer Ausdehnung zum *Westeuropäischen Geist* entfalten konnte.

G. Die Deutschen und die Slawen an der Außenseite.

Die übrigen vorgeschobenen germanischen Volksstämme, aus denen in der Folge das deutsche Volk hervorging, setzten sich nördlich der Alpen endgültig fest. Die natürliche Beschaffenheit ihres Landes hat ihnen eine andere Richtung weltgeschichtlicher Entwickelung angewiesen. Weil diese Gebiete durch den Grenzwall der Alpen vom Mittelmeere geschieden sind und mit einer einzigen Ausnahme ihre großen Ströme nach der Nord- und Ostsee — ebenfalls „Mittelmeeren" von scharf begrenzten geographischen, geschichtlichen und kulturellen Eigentümlichkeiten — entsenden, haben sich die Deutschen der *nordeuropäischen* Völkergruppe angegliedert. Hier fanden sie ein ihrer Natur zusagendes Wesen; hier konnten sie, von innen heraus erstarkt, sich auf nationaler Grundlage entwickeln, während die unmittelbare Berührung mit dem Mittelmeere gefährlich war. Aus ähnlichen Gründen kamen auch die *Slawen* für das Mittelmeer nicht in Betracht. Dieser vorwiegend friedfertige, ackerbautreibende, kontinentale Völkerzweig scheint sogar die Küsten des Mittelmeers geflissentlich zu meiden. Nur in der Nordostecke des Adriatischen Meeres haben sich Glieder der slawischen Familie, die Chorwaten (Kroaten, Chrowoten), in gedrängterer Masse angesiedelt. Diese wurden zwar durch Vermischung mit den alten Illyriern tüchtige Seefahrer, beschränkten sich aber auf ihre heimischen Küsten. Als Volk wenig zahlreich und in ihrer politischen Entwickelung wenig selbständig, haben sie einen maßgebenden Einfluß auf die Gestaltung des Lebens am Mittelmeer nicht ausgeübt. Allerdings haben Slawen auch Griechenland in Massen überflutet, konnten jedoch ihr Volkstum ebensowenig festhalten, wie die Germanen in Spanien und Italien. Bald verschmolzen sie mit den Einheimischen zu dem Volke der Neugriechen, in dem helleniſches Wesen das Übergewicht behielt; mit diesem sind sie dann dem sich immer mehr verengernden, aber keineswegs unwandelbaren Byzantinismus verfallen.

H. Die Normannen und die Kreuzzüge.

Dagegen trat im Mittelmeere noch einmal ein germanischer Stamm tatkräftig auf, und zwar zu einer Zeit, da das Völkerleben bereits die festen Umrisse jener Gestalt anzunehmen begonnen hatte, die sich im wesentlichen bis in die Gegenwart erhalten hat. Das Erscheinen der Normannen ist um so merkwürdiger, als es auf einem bis dahin unbetretenen Wege, zur See und aus dem Norden, erfolgte. Die germanische Bevölkerung Skandinaviens, infolge der Unfruchtbarkeit ihrer Heimat seit alters auf Seeraub angewiesen, war zu einer Plage des Nordens geworden. Jetzt ließ Unternehmungslust, Ehrgeiz und körperliche Tüchtigkeit die Nordmänner zu Schiffe auf dauernde Eroberungen ausziehen. Schon Karl der Große hatte sich ihrer Angriffe erwehrt; gegen die Mitte des 9. Jahrh. hatten sie sich in England und in Nordfrankreich festgesetzt: hier trat ihnen 912 Karl der Einfältige die ganze Normandie förmlich ab. Im Mittelmeere traten die Normannen, durch die Meerenge von Gibraltar segelnd, schon in der zweiten Hälfte des 9. Jahrh. als verwegene Seeräuber auf, aber die tapfere Abwehr der Spanier und der Araber hinderte damals eine dauernde Festsetzung. Trotzdem konnte das unternehmungslustige Volk bereits im zweiten Drittel des 11. Jahrh. in Unteritalien und Sizilien ein nationales Reich gründen, das anderthalb Jahrhunderte in hoher Blüte stand (vgl. Bd. V, Abschnitt III).

Diese Gründung war von der Normandie ausgegangen, wo sich die Normannen rasch christianisiert, mit der den Germanen eigenen Anpassungsfähigkeit französische Sitten angenommen und sich zu einem Volke von ganz besonderer Eigenart entwickelt hatten. Freiheitsliebe, Abenteuerlust und ihren Tatendrang hatte ihnen auch die Zivilisation nicht nehmen können; nur suchten sie, als Religion und Sitte Raub und Mord an Christen verwehrten, ein anderes Feld der Betätigung im Kampfe gegen den Islam. Allmählich brachten sie es so weit, daß dieser Kampf sich bis in den Orient ausdehnte und fast alle christlichen Völker Europas mitriß. Die Kreuzzugsbewegung (s. Bd. II, S. 487—557), ein Zurückströmen abendländischer Volksmassen nach dem Osten, ist nicht zuletzt von den Normannen ausgegangen; sie steht mit der Gründung ihrer Herrschaft in Unteritalien in Zusammenhang. Dies merkwürdige Volk, in dem sich die fromme Schwärmerei und der stille Ernst des Nordens mit der feurigen Phantasie und der Beweglichkeit des Südens vereinigte, hatte bei der Annahme des Christentums diesem eine schwärmerisch-romantische Richtung gegeben: man sehnte sich nach dem Besuche der Orte, wo Christus gelebt, gelehrt und gelitten hatte. Als sich die Kunde davon, daß an diesen im Besitze der Mohammedaner befindlichen Stätten einheimische Christen und abendländische Pilger bedrückt würden, namentlich durch Normannen in Europa verbreitete, griff allmählich jene Stimmung Platz, welche die religiöse Leidenschaft, den Ehrgeiz und die Beutelust der Abendländer entfachte und zu einem langen Kampfe des christlichen Westens gegen den mohammedanischen Osten führte.

Dieser Kampf, der sich im Mittelmeerbecken abgespielt und dessen Bevölkerung wieder einmal gründlich durcheinander gerüttelt hat, gipfelte anfänglich in der Wiedereroberung des „Heiligen Landes“ für die Christenheit und in der Ausbreitung des Christenglaubens über die bekannte Welt; doch machten in der Folge die rein religiösen und sittlichen Beweggründe politischen Erwerbsgelüsten Platz. Beides bedeutet eine Kraftäußerung des neuerstarkten Mittelländischen Geistes, der, durch die Meereswogen in steter Bewegung erhalten, nun von Westen nach Osten drängte. Zu den eifrigsten Förderern gehörten die Normannen, nicht als geschlossene Volksmasse, wohl aber in Gestalt zahlreicher fahrender Ritter und Abenteurer. Indem diese auf ihren Seefahrten nach Palästina und zurück in Unteritalien haltmachten, um sich gelegentlich mit den Arabern herumzuschlagen, fanden sie Gelegenheit, sich in die vielfachen Streitigkeiten der dortigen Grafen und Barone, der vormals langobardischen Feudalherren

und der Griechen, einzumischen und diesen ihren Arm zu leihen, wobei für sie selbst manche Erwerbung abfiel. Zuerst wurden die Araber vertrieben; 1029 bauten die Normannen das heutige Aversa auf einem ihnen vom Herzog von Neapel als Lehnsgrafschaft geschenkten Gebiete auf. Bald darauf vereinigten die Söhne Tankreds von Hauteville die kleinen normannischen Herrschaften in Italien; 1059 wurde Robert Guiscard vom Papst als Herzog von Apulien und Kalabrien anerkannt, während gleichzeitig sein Bruder Roger die arabische Herrschaft auf Sizilien vernichtete.

Um diese Zeit nahm die große rückläufige Völkerwanderung der Kreuzzüge ihren Anfang (1096). Von den abendländischen Heeresmassen getroffen, drohte die Herrschaft der mohammedanischen Seldschuken in Palästina zu zerfallen. Abendländische Ritter schufen sich östliche Reiche: der Lothringer Gottfried von Beulen das Königreich Jerusalem, der Normanne Bohemund von Tarentum, Robert Guiscards Sohn, das Fürstentum Antiocheia, der Provenzale Raimund von Toulouse das Fürstentum Tripolis. Daneben organisierten sich die geistlichen Ritterorden der Johanniter, der Templer und der Deutschritter selbstherrlich. Doch fand das abendländische Wesen im Orient keinen günstigen Boden, da es starr an seinen Formeln festhielt und gegenüber den ebenso starren ethnischen und sozialen Formen des Morgenlandes keinerlei Nachgiebigkeit zeigte; auch fand es einen heimtückischen Gegner an dem Byzantinismus der griechischen Bevölkerung, der den „Lateinern" feindselig entgegentrat. So konnte trotz des ersten glänzenden Erfolges abendländisches Wesen keine festen Wurzeln schlagen, sondern sah sich bald selbst bedrängt, nachdem die Mohammedaner im Sultan Salah ed-Din einen tatkräftigen Herrscher gefunden hatten.

Bemerkenswert ist dabei, daß dieselben Normannen, die im Osten den Islam unerbittlich bekämpften, in ihrem eigenen neapolitanisch-sizilianischen Reiche ihre zahlreichen arabischen Untertanen nicht nur nicht bedrückten, sondern sogar mit Duldung behandelten, weil sie eine Verschmelzung mit ihnen anstrebten. Die Araber des Ostens waren damals bereits von Seldschuken, Türken und Kurden unterdrückt oder in ihre Urheimat zurückgedrängt worden; die Araber Spaniens und Siziliens hingegen waren auf eine Kulturstufe gelangt, deren Höhe die des übrigen Europa fast ausnahmslos überragte. Da der religiöse Fanatismus dieser Araber wenig ausgeprägt war, konnte eine Vereinigung mit der übrigen ohnehin sehr gemischten Bevölkerung Siziliens bis zu einem gewissen Grade erfolgen; ihre Vollendung verhinderte der frühe Zusammenbruch des Normannenreiches. Nach glänzender Blüte erlag es 1194 im Kampfe gegen die Weltherrschaft der Staufer. Seitdem verschwand das von Anfang an der Zahl nach schwache Normannentum aus dem Mittelmeere, nichts als ein glänzendes Andenken hinterlassend. Die Staufer übten zwar als Herren Unteritaliens und Siziliens gegenüber den Arabern Duldung; allein auch sie verfielen bald dem Untergange. Die darauffolgende Herrschaft der Franzosen und Spanier in Neapel und Sizilien aber vertrieb und vernichtete die Araber.

Der Islam rächte sich an der Christenheit, indem er den in Asien entstandenen abendländischen Reichen ein rasches Ende bereitete. Nachdem 1187 Salah ed-Din Jerusalem wieder eingenommen hatte, mißlangen alle Versuche der Christen, es ihm von neuem zu entreißen; das abendländische Wesen mußte zu Ende des 12. Jahrh. Asien räumen. Dagegen unternahm es zu Anfang des 13. Jahrh. einen neuen Anlauf zur östlichen Ausbreitung, diesmal auf Kosten des Byzantinischen Reiches. Unter dem Vorwande eines Kreuzzuges ging eine Schar christlicher Ritter, deren Seele Heinrich Dandolo, der Doge von Venedig, war, zur See geradeswegs auf Konstantinopel los, eroberte es, setzte einen neuen Kaiser ein, den sie selbst sofort wieder stürzte, und benutzte schließlich die Ohnmacht der Griechen dazu, ihr Reich unter sich zu teilen. Graf Balduin von Flandern setzte sich 1204 als „lateinischer Kaiser" auf den Thron von Konstantinopel. Unter ihm entstand, ähnlich wie ein Jahrhundert früher in Syrien und Palästina, eine Reihe von Vasallenstaaten unter abendländischen Rittern (Bonifatius von Montferrat im Königreiche Thessalonike, Wilhelm von Champlitte im Fürstentum Achaja, Otto Delaroche im Herzogtum Athen); Küstenstriche und Inseln nahm

die Republik Venedig in Besitz; in Kypern herrschte seit 1193 die aus Jerusalem vertriebene Familie Lusignan. Kurz, die byzantinische Herrschaft sah sich in Europa auf Epirus, im übrigen auf den Norden Kleinasiens (Nikaia und Trapezuntum) beschränkt.

Aber auch jetzt schufen die Abendländer nicht dauernde Gebilde; der tiefe Zwiespalt zwischen Lateinern und Griechen, innere und kirchliche Streitigkeiten, Bedrängung durch die Bulgaren im Norden und einige tüchtige Abkömmlinge des Hauses der Komnenen stürzten zuerst das Königreich Thessalonike, dann das lateinische Kaisertum (1261). Die Herzogtümer Achaja und Athen hielten sich zwar noch länger, ersteres unter dem Schutz des neapolitanischen Hauses Anjou, letzteres unter dem des sizilischen Königshauses Aragon, doch führten sie nur ein wirres Scheindasein, bis sie eine Beute der Türken wurden. Am längsten und kräftigsten haben sich die venezianischen und die ebenfalls während der Kreuzzüge erworbenen genuesischen Besitzungen gehalten; diese handeltreibenden Republiken waren frei von der nationalen, religiösen und feudalen Schroffheit und dem Hochmute der übrigen abendländischen Eroberer gegen ihre byzantinischen und orientalischen Untertanen. Aber nachdem die Türken das byzantinische Reich endgültig zertrümmert und den Schwerpunkt ihrer Macht nach Europa verlegt hatten, mußten auch sie das Feld räumen.

---

4. Fortdauer und Wiedergeburt des Mittelländischen Geistes.

A. Die Folgen der westöstlichen Verbindung.

Die Völkerbewegung der Kreuzzüge unterscheidet sich von der großen Völkerwanderung auch dadurch, daß sie kein allgemeines Verlassen der Heimstätten herbeiführte, sondern nur einen Teil der waffenfähigen Bevölkerung verschob. Sie hat deshalb in die staatlichen Verhältnisse der Mittelmeeranwohner keine dauernde Veränderung gebracht, die bereits den Zug des Bleibenden tragende Gruppierung der großen Nationen nicht gestört. Dennoch hat sie eine weittragende Bedeutung. Die Kreuzzüge sind das jüngste Ergebnis jener teils aus natürlicher, teils aus seelischer Nötigung entspringenden Triebkräfte, welche die Massen aufeinander stoßen, durcheinander mischen und aus dieser Vermischung neue Gebilde entstehen lassen. Von da an kommt das innere Leben der Mittelmeervölker in eine Gleichgewichts- und Ruhelage (s. die beigeheftete Karte). Der Trieb nach Ausdehnung weicht dem inneren Ausbau nationaler, staatlicher und kultureller Einrichtungen. Nachdem das durch zwei Jahrhunderte währende Ringen des Christentums mit dem Islam in beiderseitiger Erschöpfung erlosch, richteten sich beide in stillschweigendem Übereinkommen nebeneinander ein. Das spätere Vordringen der Türken in Europa fällt unter andere Gesichtspunkte: hier spielen andere als religiöse Beweggründe die erste Rolle; außerdem hat es ethnisch nur wenig Einfluß geübt. Abendland und Morgenland hatten sich gegenseitig kennengelernt. Nicht nur hatte sich das Schwert des Ritters mit dem Säbel des Sarazenen gekreuzt, nicht nur hatten sich Evangelium und Koran gemessen: auch abendländisches und morgenländisches Wesen hatten miteinander Fühlung genommen. Seitdem haben sich mannigfache geistige Fäden zwischen beiden gesponnen, neue Handels- und Verkehrswege über das Meer hin zeigend; eine gewisse gegenseitige Wertschätzung begann Platz zu greifen hinsichtlich der Art des Gegners und seiner Kultur.

An diese allmählich aufdämmernde Erkenntnis schloß sich die Überzeugung, daß eine gewaltsame Einverleibung des Gegners schwierig und, wenn überhaupt möglich, vielleicht

Westl. Länge 10 v. Greenwich
Meridian 0 v. Greenwich
Golf v. Biscaya
FRANKREICH
SPANIEN
PORTUGAL
MITTELMEER
Balearen
Mallorca
Menorca
Pithyusen
Ibiza
Formentera
Golfe du Lion
BORDEAUX
TOULOUSE
MARSEILLE
BARCELONA
MADRID
VALENCIA
SEVILLA
LISBOA
PORTO
Cantabrisches Gebirge
Sierra Morena
Pyrenäen
Gibraltar (Brit.)
Columnae Herculis
Fretum Gaditanum
Algier
Oran
Constantine
MAROKKO
Mittlerer Atlas
Hoher Atlas
Fez
Rabat
Casablanca
Tanger
Tetuan
Ceuta (Span.)
Melilla (Span.)
Peñon de Velez
Peñon de Alhucemas
Chafarinas Is.
Cadix
Gades
MALAGA
Granada
Jerez
Antequera
Cartagena
Carthago nova
Murcia
Almeria
Sagrum Pr.
C. S. Vincente
C. Trafalgar
C. Espichel
C. Finisterre
Ebro
Tarragona
Tarraco
Tortosa
Saguntum
Castellon
Lastrum album
Ikosium
Tenes
Mostaganem
Arzeu
Mers el Kebir
Oran
Algier
Bougie
Philippeville
Bona
Tunis
Sfax
Gabes
Tripolis
Malta
Sicilien
Sardinien
Corsica
Ajaccio
Bastia
Livorno
Elba
Genua
Nizza
Marseille
Toulon
Cannes
Monaco
Golf v. Genua
Golf v. Lion
Golf v. Valencia
Golf v. Cadix
Golf v. Gabes
Golf v. Sidra
Golf v. Tunis
Golf v. Hammamet
Golf v. Bougie
Golf v. Arzeu
Golf v. Oran
Golf v. Tetuan
Golf v. Gibraltar
Golf v. Cadix
Golf v. Lissabon
Golf v. Biscaya
Golf v. Lion
Golf v. Genua

10
15
Fünfkirchen
Theresiopel
Östl. Länge 25 v. Greenw
UNGARN
Udine
Laibach
Agram
Temesvar
Kronstadt
MAILAND
TRIEST
VENEDIG
Verona
Padua
Mantua
Ferrara
Bologna
Ravenna
Forli
Rimini
Pesaro
Ancona
Loreto
Macerata
Ascoli
Teramo
Chieti
Aquila
Pescara
Foggia
Barletta
Bari
Andria
Canna
Brindisi
Lecce
Otranto
Taranto
Golf v. Taranto
Tarent
Crotone
Kroton
Cotrone
Reggio
Rhegium
Messina
Catania
Syracusa
Syracusae
Augusta
Trapani
PALERMO
PANORMUS
Monreale
Cefalù
Milazzo
Melazzo
Termini
Cerbera
Corsica
Ajaccio
Bonifacio
Str. von Bonifacio
Sardinien
Cagliari
Oristano
Sassari
Porto Torres
Elba
Piombino
Livorno
Pisa
Lucca
Florenz
Genua
Genua
Savona
Nizza
Ligurisches Meer
Tyrrhenisches Meer
Adriatisches Meer
Ionisches Meer
Sizilien
Italien
Apulien
Kalabrien
Basilicata
Abruzzen
Marken
Umbrien
Toscana
Emilia
Rom
ROMA
NEAPEL
Ischia
Capri
Salerno
Pästum
Amalfi
Sorrento
Gaeta
Terracina
Civitavecchia
Porto Ferraio
Piombino
Elba
Giglio
Monte Argentario
Orbetello
Grosseto
Siena
Arezzo
Perugia
Assisi
Spoleto
Rieti
Aquila
Teramo
Pescara
Chieti
Lanciano
Vasto
Termoli
Campobasso
Benevento
Caserta
Capua
Gaeta
Terracina
Frosinone
Velletri
Albano
Tivoli
Subiaco
Palestrina
Anagni
Ferentino
Alatri
Sora
Aquino
Arpino
Isernia
Venafro
Cassino
Monte Cassino
Sulmona
Avezzano
Fucino
Lago di Fucino
Rieti
Terni
Narni
Orvieto
Viterbo
Civita Castellana
Nepi
Sutri
Bracciano
Cerveteri
Tarquinia
Corneto
Civitavecchia
Porto Torres
Sassari
Alghero
Bosa
Oristano
Cagliari
Iglesias
Carloforte
Teulada
Spartivento
Capo Carbonara
Tortoli
Orosei
Nuoro
Macomer
Ozieri
Tempio
Castelsardo
Bonifacio
Str. von Bonifacio
Maddalena
Caprera
Asinara

ODESSA
Nikolajew
Cherson
SCHWARZES MEER
PONTUS EUXINUS
Trapezunt
Sinope
Samsun
Amasia
Angora
Konia
Smyrna
Adalia
Golf v. Adalia
Rhodos
Karpathos
Cypern (Britisch)
Kreta
MITTELMEER
Beirut
DAMASKUS
Jerusalem
Tripolis
Antiochia
Aleppo
Euphrat
Palmyra
Nil-Delta
Rosette
ALEXANDRIEN
KAIRO
Suez
Golf von Suez
Sinai
Halbinsel Sinai
ROTES MEER
ARABICUS
Akabah
Maan
Petra
Jericho
Gaza
Rafah
Port Said
Damiette
Pelusium
Libysche Wüste
Arabische Wüste
Nil
Euphrat
Tigris
Kaspisches Meer
Schwarzes Meer
Mittelmeer
Rotes Meer
Persischer Golf
Arabien
Syrien
Mesopotamien
Kleinasien
Türkei
Griechenland
Bulgarien
Rumänien
Russland
Ägypten
Libyen
Sudan
Persien
Kurdistan
Armenien
Georgien
Kaukasus
Krim
Bosporus
Dardanellen
Marmara Meer
Konstantinopel
Adrianopel
Gallipoli
Lesbos
Chios
Rhodos
Kreta
Zypern
Tripolis
Beirut
Damaskus
Jerusalem
Gaza
Rafah
Port Said
Damiette
Rosette
Alexandrien
Kairo
Suez
Sinai
Akabah
Maan
Petra
Jericho
Antiochia
Aleppo
Euphrat
Palmyra
Homs
Hama

gar nicht zum eigenen Wohle sei. Die lang andauernde feindliche Berührung der beiden Hälften des Mittelmeers hatte auf diesem die Entstehung großer Flotten veranlaßt, hatte bis dahin weniger bedeutende Küstenstädte (Pisa, Genua, Venedig) zu Seemächten umgeschaffen; beide verlangten nach Beschäftigung. Nachdem der große Krieg aufgehört hatte, versprachen Verdienst nur der Seehandel und der kleine Krieg. In der Tat blühte der Seehandel im Mittelmeere, der infolge der Völkerwanderung sehr abgenommen hatte, während und nach der Kreuzzugszeit üppiger auf als je. Diese Blüte begleiteten ein rasches Anwachsen des Nationalwohlstandes, ein Ausgleich der Güter, eine Verfeinerung der Sitten, eine Erweckung der Reiselust und des Forschungsdranges, eine allgemeine Erweiterung der Kenntnisse. Die den westlichen Mittelmeerbewohnern beinahe verloren gegangene Bekanntschaft mit dem Orient und seiner Kultur erweckte eine Menge neuer Gedanken, die befruchtend und fortschrittlich auf die staatliche, politische, gesellschaftliche und wissenschaftliche Entwickelung einwirkten. Diese geistige Arbeit förderte der Umstand, daß der Westen in seiner Neugestaltung vielfach mit altmittelländischen Bruchstücken durchsetzt war.

Anderseits waren abendländische Splitter im Osten zurückgeblieben. Teils als Reste der lateinischen Staatenbildung, teils in Kolonien und Handelsfaktoreien, waren Burgunder, Provenzalen, Spanier, Süditaliener, Lombarden, Genuesen, Venezianer, Illyrier an den Küsten Syriens, des Ägäischen und des Schwarzen Meeres zahlreich verbreitet. Diese abendländischen Brocken, zu schwach, um ethnisch auf das Volksleben des Orients einzuwirken, waren immerhin stark genug, um im Vereine mit den einheimischen Gräkoslawen und den aus dem fernen Osten zuströmenden Turktataren die Bildung geschlossener Nationalitäten zu verhindern. So halfen sie dem Osten des Mittelmeerbeckens jenen charakteristischen Zug eines mechanischen Gemenges von Völkersplissen verleihen, das jeglicher chemischen Affinität entbehrt: daher sind hier nicht wie im Westen einheitliche Nationen entstanden. Das bunte Völkermosaik des östlichen Mittelmeerbeckens hat die Orientalische Frage geschaffen. Diese reicht also weit in die Vergangenheit zurück; sie ist im Grunde eine von der Geschichte nicht gelöste ethnische Frage, und die Antwort darauf wird schwerlich eine politische Neugestaltung in den Randländern des östlichen Mittelmeeres geben.

B. Die Wiedergeburt des Mittelländischen Geistes.

Je mehr die Bewohner der einzelnen geographisch abgegrenzten Westländer trotz politischer Zersplitterung zu neuen Nationen verschmolzen und je mehr sich diese in einer feineren gesellschaftlichen Gliederung Organe zu mannigfaltiger Betätigung schufen, desto mehr zeigte sich ein Zwiespalt zwischen der Kirche als der Hüterin allen geistigen Lebens und dem geistig aufstrebenden Laientume, das jener erst ihr Dasein ermöglichte und dennoch an der Fortentwickelung des geistigen Lebens nicht Anteil nehmen durfte. Aus diesem von den Zeitgenossen nur dunkel empfundenen Gegensatze heraus erwuchs seit dem 14. Jahrh. die Bewegung, die wir unter Hervorkehrung eines ziemlich nebensächlichen Gesichtspunktes Renaissance zu nennen gewöhnt sind. Bedeutet sie in ihrer Wirkung einerseits den Bruch mit der geistigen Vorherrschaft der Kirche und den Sieg des Laientums in allen von ihr befruchteten Landen, so läßt sich anderseits die Entwickelung nationaler Kulturen nicht von ihr trennen, und zu beiden Erfolgen hat die Wiedererweckung älterer Kulturwerte auf dem Wege wissenschaftlich-literarischer Arbeit entscheidend beigetragen. Der Verlauf der Neubelebung zunächst der römischen Kultur und ihre Wirkungen im einzelnen werden an anderer Stelle (Bd. VII, Abschnitt V) dargestellt, aber insofern darin eine neue Form

Mittelländischen Geistes und dessen Verallgemeinerung zu einem kulturellen europäischen Gesamtbewußtsein hervortritt, muß die Renaissance hier erwähnt werden.

Das Erwachen der abendländischen Nationen, die sich nun als selbständige Größen fühlen, sich bewußt voneinander abheben und eine Literatur in der Volkssprache hervorbringen, stellt einen Wesenszug des herangereiften Mittelalters dar. Das Streben nach nationalem Sonderdasein fand jedoch einen Widerstand an der allumfassenden römischen Kirche, in der ein universeller Geist als Erbteil des Altertums fortlebte. Die Taten Alexanders des Großen hatten einst den Horizont der Griechen so erweitert, daß sich der Hellenismus als Kultur an sich, als Verkörperung des Menschentums unabhängig von den staatlichen Zusammenballungen bilden konnte. Rom machte sich diese Kulturgemeinschaft zunutze, setzte ihr aber ein gutes Stück seines Geistes zu. Das Christentum endlich, das sich innerhalb des römischen Großstaates ausbreitete, bediente sich für seine Entfaltung aller Mittel der geistigen und materiellen Kultur des Staates, und als das Römerreich längst verschwunden war, da lebte in der kirchlichen Organisation noch ein erheblicher Rest staatlichen Lebens der Kaiserzeit und in den kirchlichen Ansprüchen römischer Imperialismus fort.

Das außerhalb der Kirche auf nationaler Grundlage erwachende geistige Leben stählte sich an dem Studium der antiken Welt in Literatur und Kunst, wuchs dadurch innerlich und äußerlich und stand in Italien um 1400 vor der Aufgabe, in geistiger Durchdringung der neu entdeckten Kulturwerte das, was an den vorangegangenen Erscheinungen für die eigene Zeit brauchbar erschien, auszulesen und mit dem lebendigen Dasein organisch zu verbinden. Das war nicht allzu schwer, da die neue städtische Kultur ihrer Höhe nach bei aller Verschiedenheit zahlreiche Vergleichs- und Berührungspunkte mit den Zuständen der Kaiserzeit bot. Die Beschäftigung mit dem heidnischen Altertum erzeugte ungewollt einen neuen Gegensatz zur Kirche; je mehr die geistige Leistung der Alten Würdigung fand und zu neuem Leben aufgeweckt wurde, desto mehr verlor die Kirche von ihrer universellen geistigen Bedeutung. Die Kirchenlehre hörte auf die Verkörperung des geistigen Lebens schlechthin zu sein, seit die selbständig entwickelte Wissenschaft nicht minder universell emporwuchs und auch die Kunst sich unabhängig von der Kirche entfaltete, im einzelnen wohl national gestimmt, im ganzen dennoch ein gemeinsames Kulturideal verkörpernd.

Die gesamte moderne Kultur einschließlich der naturwissenschaftlich-technischen Errungenschaften geht zurück auf die im Zeitalter der Renaissance entwickelten geistigen Fähigkeiten und Arbeitsmethoden, die schrittweise Gemeingut der ganzen Christenheit wurden. Von Italien, der Wiege der Renaissance, übertrug sich, den Bahnen der Kirche folgend, auch diese neue Frucht Mittelländischen Geistes auf die übrigen Länder Westeuropas, und bald ging der Mittelländische Geist in der westeuropäischen Kulturgemeinschaft unter.

Wenn sich die Kultur Westeuropas den Erdkreis erobert, zeitlich und örtlich sich immer verändernd, bessernd, bereichernd und vertiefend, so dankt sie diese Überlegenheit gegenüber allen Einzelkulturen dem Umstand, daß an ihr alle Völker, die sich seit Jahrtausenden um das Mittelmeer gruppierten, mitgearbeitet haben, daß sie also nicht von ihrem zufälligen Träger allein erzeugt ist. Daher ist die westeuropäische Kultur, zu der der Mittelländische Geist einen recht großen Teil beigesteuert hat, allein Weltkultur geworden.

V. Die Pyrenäische Halbinsel.

Von Dr. **Heinrich Schurtz** (†). Überarbeitet von Dr. **Rudolf Beer** (†).

1. Der Bodencharakter der Pyrenäischen Halbinsel und sein Einfluß auf die Bewohner.

Schon Silius Italicus nennt Volk und Land Hispaniens das der „Pyrene": nicht nach den Gebirgen, welche das innere Land durchziehen und gliedern, ist die Pyrenäische Halbinsel genannt, wie das bei der benachbarten Apenninischen der Fall ist, sondern die gewaltige schneeschimmernde Schranke, die es von der Hauptmasse Europas trennt, gibt dem nach Südwesten vorgeschobenen Gebiete den Namen. Dieser Umstand ist nicht ohne Sinn und Bedeutung. Der Wall der Pyrenäen kann sich zwar an Höhe und wuchtiger Breite mit der Riesenkette der Alpen nicht messen; aber er scheidet das spanische Land schärfer von dem benachbarten Frankreich, als das Alpengebirge die Tiefebene Oberitaliens abzuschließen vermag: er ist die beste und bestimmteste Höhengrenze, die sich in ganz Europa findet. Und auch in anderer Weise war die Pyrenäische Halbinsel geraume Zeit isolierter als Italien: nur mit dem einen, kleineren Teile ihres Küstenlandes schaut sie nach dem verkehrsreichen Mittelmeere hinaus, mit der anderen, größeren nach dem früher so einsamen Atlantischen Ozean, über dessen brausende Wogenkämme spanische Schiffe, eine neue Zeit anbahnend, den Weg nach dem Wunderland Amerika eröffneten. So gab die Lage am äußeren Rande des europäischen Kulturgebietes den Bewohnern Spaniens einen Teil ihrer Eigenart: das Land wandte sich gleichsam von den anderen ab und zwang seine Völker, eigene Wege zu wandeln und noch sich selbst zu genügen, als sich die übrigen Bewohner Europas in wechselseitigem Austausch der Kultur einander genähert hatten. Nur zuweilen durchbrach ein Völkerstrom die Trennungsmauer im Norden.

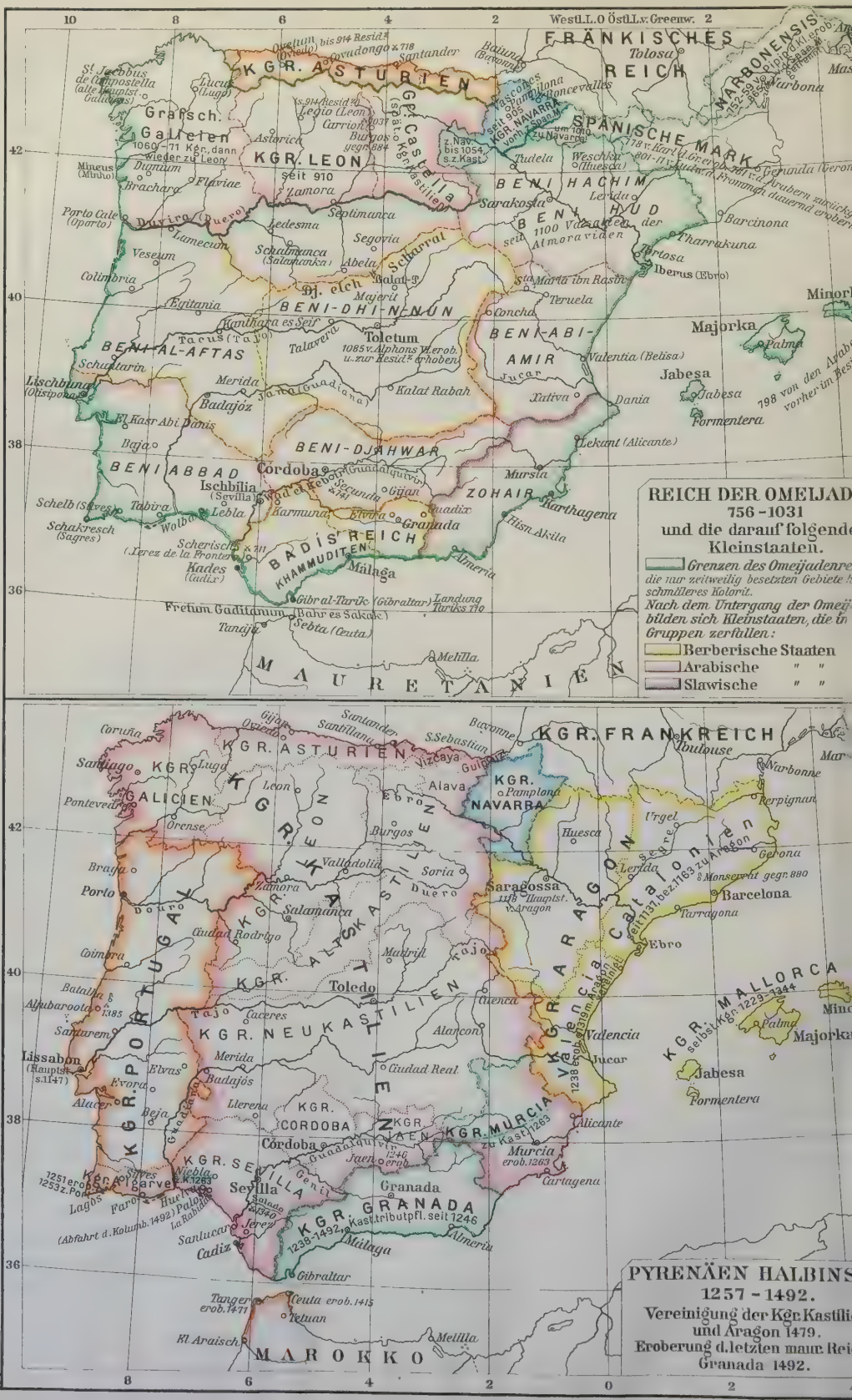
Aber nicht nur die Lage des Landes drängt zur Abschließung gegen die Außenwelt, auch seine Gestalt lädt nicht zur Annäherung ein: massig, fast quadratisch geformt, steigt es aus den Meeresfluten empor, denen es verhältnismäßig nur wenige Buchten öffnet, und keine reichgegliederten Halbinseln strecken sich dem Seefahrer entgegen; selbst die Ströme des Landes, seicht im Sommer und überschäumend zur Winterszeit, begünstigen wenig den Verkehr von der Küste ins Innere, und die meisten wenden sich überdies nach dem Atlantischen Ozean hin. Ein Hauch afrikanischer Starrheit und Unzugänglichkeit liegt über dem Lande.

Die Ähnlichkeit mit Afrika läßt sich noch weiter verfolgen. Auch Spanien ist, wie der mächtige Kontinent des Südens, in der Hauptsache eine Hochebene, die von Gebirgen

umrandet und hier und da durch fruchtbare Küstenstriche vom Meere getrennt ist. Selten fällt der Regen auf das dürstende Land, und während im Sommer die Flüsse vertrocknen und erstickende Hitze über den weiten Flächen lagert, brausen im Winter eisige Stürme von Norden her über die Hochebene, und Schnee glänzt auf den Kämmen der Gebirge. Wo freilich das Land sich zum Meere senkt und die aus den Bergen herabstürzenden Flüsse reichliche Bewässerung gewähren, gedeihen selbst die Pflanzen tropischer Herkunft in üppiger Fülle, wie in der gesegneten Huerta von Valencia oder im glücklichen Andalusien. Wie Spanien in seinem Klima und seinem Bau dem benachbarten Nordafrika ähnlich ist, so scheint es auch diesem Gebiete sich am freundlichsten zu erschließen; nur eine schmale Meerenge (s. die beigeheftete Karte) trennt die Säulen des Herkules, und das reiche Fruchtland Andalusiens verheißt mit seinen Schätzen den zu lohnen, der diese Schranke zu überschreiten wagt. Diese Lockung ist nicht vergebens gewesen; es gab Zeiten, da Spanien von Europa gänzlich losgerissen schien und seine Bewohner mit denen Nordafrikas im Kampfe gegen die indogermanische Rasse und den christlichen Glauben zusammenstanden.

Auch in ihrem *Innern* zeigt die Pyrenäische Halbinsel den eigenartigen Zug der Starrheit. Die Bergketten, die die Hochebene durchziehen und sie in eine Anzahl geschichtlich merkwürdiger Verteidigungsabschnitte gliedern, bilden keine freundlichen Gebirgsländer mit grünen Matten, schattigen Wäldern und lachenden Tälern; schroff steigen sie aus der Fläche empor, Schluchten und Abgründe hemmen den Fuß des Wanderers, und der Wald, der manche ihrer Zinnen gekrönt hat, ist längst durch jahrhundertelangen Raubbau vernichtet. Um alle diese Bergkämme weht die Erinnerung einer wilden und blutigen Vergangenheit, in ihren Schluchten spielen die bezeichnendsten Ereignisse der spanischen Heldengeschichte. Wer immer den Herrschern der Ebene und des Fruchtlandes grollte und doch nicht die Macht hatte, ihnen im offenen Felde zu trotzen, der warf sich in diese Berge, als Räuber oder als Parteigänger, als Kämpfer für das Christentum, als Feind der französischen Eindringlinge oder als Karlist. Manch eigenartiger Zug im Charakter des spanischen Volkes wird erklärt, wenn man sich dieser seltsamen Schule trotziger Unabhängigkeit erinnert, dieser eigenen Art von Freiheit und Sicherheit, die sich dem bedürfnislosen Sohne des Landes als letzte Zuflucht bot; noch der größte Eroberer der neuen Zeit hat den Geist, der aus dieser Erziehung durch die Natur des Landes entsprang, zu seinem Unglück erprobt.

Trotziger Eigenwille aber äußert sich nicht nur im Wesen des Einzelnen, er haftet auch den Völkergruppen der Halbinsel an: nicht zur Einheit, sondern zur *Zersplitterung* streben sie hin, und nur durch bestimmte politische Einflüsse seit Beginn des Mittelalters ist eine Einheit erzwungen worden, die sich als solche dem Auslande gegenüber kundgibt, während die Prüfung der innerpolitischen Verhältnisse tiefgehende Unterschiede bloßlegt. Die Vereinigung Portugals mit Spanien blieb eine vorübergehende Erscheinung: unversöhnt steht der Portugiese abseits und wacht eifersüchtig über die volle Selbständigkeit seines Staatslebens; der Katalonier bewahrt treu seine Sprache und sieht im echten Spanier den Fremden, und der Baske hat sich in wiederholten furchtbaren Kämpfen der völligen Einverleibung seines Gebietes, der Vernichtung seiner alten Vorrechte widersetzt. Politische Errungenschaften und kulturelle Verdienste, die führende Rolle im Kampfe mit dem maurischen Erbfeind, die Kolonisierung der neuerrungenen transozeanischen Gebiete, die Schaffung einer Weltliteratur haben den Altkastilianern und ihrer Sprache die Hegemonie verschafft und der spanischen Kultur den Stempel ihres Wesens aufgedrückt. Der förmliche, verschlossene Spanier mit reizbarem Ehrgefühl und unbegrenzter Hingebung an seinen Fürsten, wie ihn der


FRÄNKISCHES REICH
KGR. ASTURIEN
KGR. LEON
seit 910
Gp. Castella
KGR. NAVARRA
seit 905
SPANISCHE MARK
WARBONENSIS
BENI HACHIM
BENI HUD
seit 1100 Vasallen der Almoraviden
BENI-DHI-NUN
BENI-AL-AFTAS
BENI-ABI-AMIR
BENI-DJAHWAR
BENI ABBAD
BADIS' REICH
KHAMMUDITEN
ZOHAIR
Majorka
Minorka
Jabesa
Formentera
Toletum
1085 v. Alphons VI. erob. u. zur Residenz erhoben
Granada
Málaga
Cordoba
Lissabon
Gibraltar
Fretum Gaditanum
Tingis
Sebta (Ceuta)
Melilla
MAURETANIEN
REICH DER OMEIJAD
756–1031
und die darauf folgende
Kleinstaaten.
Grenzen des Omeijadenre
Nach dem Untergang der Omeij
bilden sich Kleinstaaten, die in
Gruppen zerfallen:
Berberische Staaten
Arabische " "
Slawische " "
KGR. FRANKREICH
KGR. NAVARRA
KGR. ARAGONIEN
KGR. VALENCIA
KGR. MALLORCA
KGR. PORTUGAL
KGR. LEON
KGR. ALTKASTILIEN
KGR. NEUKASTILIEN
KGR. CORDOBA
KGR. MURCIA
KGR. SEVILLA
KGR. GRANADA
PYRENÄEN HALBINS
1257–1492.
Vereinigung der Kgr. Kastili
und Aragon 1479.
Eroberung d. letzten maur. Rei
Granada 1492.
MAROKKO

PANIENS UND PORTUGALS.

Ausländer sich vorzustellen pflegt, ist vornehmlich der Kastilianer, dessen Charakter wenig genug Ähnlichkeit hat mit dem des leichtherzigen Valencianers oder des plumpen, treuherzigen Galiciers; hochbegabt, im Grunde seines Wesens von vornehmer, edler Denkungsart und von weitem Blick, hat er den Sieg davongetragen und das Spanien der Neuzeit geschaffen.

---

2. Altertum.

A. Die ältesten Zeiten spanischer Besiedelung.

a) Die Iberer.

Wir dürfen annehmen, daß, wie überall in Nordafrika, Südeuropa und Westasien, auch auf der Pyrenäischen Halbinsel Vertreter jener kurzköpfigen, dunkelhaarigen und hellhäutigen Rasse saßen, für die der Name der Armenoiden oder vom sprachlichen Standpunkte der Alarodier vorgeschlagen worden ist (vgl. oben, S. 180). Das Volk aber, das sich in der Folge als Iberer bezeichnet, ist wahrscheinlich nichts anderes als eine Mischung dieser alten Bevölkerung mit der langköpfigen und blonden Cro-Magnon-Rasse, die von Norden gekommen ist, in Frankreich wie in Nordafrika auftritt und schon deshalb in dem dazwischenliegenden Spanien vermutet werden dürfte, selbst wenn nicht gewisse Kulturreste diese Vermutung fast zur Gewißheit erhöben (vgl. S. 180). Die Menge der Blonden, die entgegen der allgemeinen Anschauung in Spanien und Portugal vorhanden ist, mag in der Hauptsache schon auf diese älteste Einwanderung nordischer Scharen zurückgehen, der im Laufe der Geschichte noch zwei andere gefolgt sind. Vielleicht deuten die Überlieferungen der Iberer, die von einer Einwanderung ihrer Vorfahren aus Gallien sprechen, auf das Eindringen der blonden Bevölkerung. Als Verwandte der Iberer gelten auch die Sikaner (vgl. Bd. V, Abschn. II) und Sikuler in Süditalien und Sizilien, also ebenfalls Bewohner von Gebieten, die Nordafrika benachbart sind.

Die verhältnismäßig spärlichen Überreste, die Einblick in die alte iberische Sprache, mittelbar in iberische Siedelungs- und Kulturverhältnisse gestatten, scheiden sich der Überlieferung nach in zwei Gruppen: die von den alten Schriftstellern erwähnten oder in lateinischen Inschriften erhaltenen Eigennamen (von Personen, Orten, Bergen, Flüssen) sowie die iberischen Worte auf antiken, fast allen Teilen der Hispania citerior und ulterior entstammenden Inschriften, so auf Altären, Gräbern, Ringen, Schüsseln und sonstigen Geräten, namentlich in Münzaufschriften, die durch ihre Eigenart für die linguistische Forschung besondere Bedeutung erlangten. Die betreffenden Inschriften zeigen ein auf phoinikischer Grundlage beruhendes, durch griechische und wohl auch römische Buchstabenformen beeinflußtes Alphabet, dessen Entzifferung bemerkenswerte Fortschritte gemacht hat. Die Objekte selbst, die durch solche Schrift als iberisch gekennzeichnet sind, liefern bis zu einem gewissen Grade Kriterien für die iberische Kulturentwickelung; am mächtigsten sprechen zu uns die gleichfalls mit solchen Schriftzeichen versehenen sogenannten „kyklopischen", sicher iberischen Mauern Tarragonas (s. die Abbildung S. 390), deren Errichtung bis in das 6., vielleicht bis in das 7. Jahrh. v. Chr. zurückreicht. Eine Anzahl iberischer Namen bietet das auf einer Bronzetafel aufgezeichnete, jüngst entdeckte Dekret des Cn. Pompeius Strabo vom 17. November 90 v. Chr., durch welches die iberischen Reiter der Curma Saluitana mit dem römischen Bürgerrecht und mit militärischen Ehrenzeichen beschenkt werden.

In fast allen Gebieten der Iberischen Halbinsel stößt man auf Ortsnamen, die sich lautlich und begrifflich aus dem Baskischen erklären lassen, aus der Sprache jenes einst weit verbreiteten, heute noch im Südwesten Frankreichs und im Nordwesten Spaniens seßhaften Volksstammes, der sich Euscaldunac (Ausci) nennt, während der uns geläufige Name Basken aus dem der Vascones abzuleiten ist. Solche Ortsnamen finden wir auch dort, wo das Baskische seit langer Zeit nicht mehr gesprochen wird, besonders in Gebirgstälern, während in der Ebene vorwiegend Namen anzutreffen sind, die auf keltische, lateinische und arabische Wurzeln weisen. Da nun, soweit wir heute urteilen können, das iberische Lautsystem mit

dem baskischen zu stimmen scheint, da sich ferner in Charakter, Sitten und Gebräuchen bei Iberern und Basken gewisse Ähnlichkeiten zeigen, so kommt die gegenwärtige Forschung zu dem Schluß, die Basken als die Nachkommen eines Teiles der Iberer (der „Altbasken"), die iberobaskischen Völker als Grundelement anzusehen, aus dem sich, allerdings unter dem mächtigen Einfluß Roms, das spanische Volk entwickelt hat.

b) Die Kelten.

Im 5. Jahrh. v. Chr. zogen nach und nach Scharen von Kelten, ihre Sitze am Mittelrhein verlassend, durch Gallien über die Pyrenäen nach Spanien, wo sie unter den Iberern vornehmlich Mittel- und Westspanien bevölkerten und bis zum Kap Finisterre (Coruña) vordrangen; sie brachten eine neue Kultur in das abgelegene Land südlich der Pyrenäen, denn sie sind die Vertreter der Periode, die als die entwickelte Eisenzeit auf das Zeitalter der Bronze folgt. Vor ihrer Ankunft stand der Ackerbau noch in seinen Anfängen; die unvermischten Iberer hielten auch späterhin noch lange an den rohen Zuständen der Vorzeit fest, nährten sich von den Erträgen der Ziegenherden, den eßbaren Eicheln der Gebirge und wenigem, wohl durch Hackbau gewonnenem Getreide. Die Kelten selbst freilich achteten, wie die meisten Eroberervölker, den Ackerbau des freien Mannes für unwürdig, aber sie zwangen doch die Unterworfenen zu regelmäßigem Anbau ihres Gebietes und zur Ablieferung eines Teiles ihrer Erzeugnisse.

Sogenannte „kyklopische" Mauer in Tarragona. Nach Photographie von J. Laurent Nachf., Madrid. Vgl. Text S. 389.

Die keltische Flut überschwemmte auch während der Zeit der größten Ausbreitung

dieses mächtigen Volkes (3. Jahrh. v. Chr.) nur einen Teil der Halbinsel. Ein Stamm, später als Keltiker bezeichnet, siedelte sich in dem Gebiete am mittleren Guadiana an, dessen Mittelpunkt das heutige Badajoz bildet; die Artebrer bewohnten die nordwestliche Küste, ohne sich viel mit den Eingeborenen zu mischen. Ein großes Mischvolk, nachmals als Keltiberer bezeichnet, entstand dagegen im heutigen Altkastilien und brachte die benachbarten iberischen Stämme, die kultivierter und unkriegerischer als die Gebirgsbewohner waren, unter seine Botmäßigkeit. Die eigentlichen Gebirgsvölker, wie die Lusitaner im Westen, die Asturer, Kantabrer und Vaskonen im Norden, bewahrten vollkommen ihre Unabhängigkeit.

c) Die Phoiniker und die Griechen.

Etwa um das Jahr 1000 v. Chr. haben sich die Phoiniker (vgl. Band II, S. 148 ff.) dem westlichen Mittelmeere zugewandt, mit größerer Tatkraft wohl erst dann, als das Aufblühen der griechischen Seemächte den Handelsgewinn im Osten mehr und mehr beschränkte. Spanien mit seinen Metallschätzen versprach reichen Ersatz, und indem man noch über die Säulen des Herkules hinausdrang, fand man zugleich den Weg nach den britischen Zinnlagerstätten und nach der Heimat des Bernsteins. So wurden die Siedelungen an der spanischen Küste Ausgangspunkte für weitere verwegene Fahrten, und blühende Städte entstanden, in denen der Reichtum naher und ferner Gebiete zusammenströmte. Mit kluger Vorsicht erkauften die phoinikischen Kolonisten von dem Volke der Turdetaner am unteren Bätis zwei kleine Küsteninseln und gründeten — als Gegenstück zum alten Tyros —, wie angenommen wird, vielleicht um das Jahr 1000 v. Chr. hier auf sicherem Boden die spätere Königin ihrer spanischen Niederlassungen, die Stadt Gadir, das heutige Cádiz. Die Geschichte der späteren Jahrtausende hat gelehrt, mit wie sicherem Blicke die erfahrenen Handelsleute den Ort ihrer Siedelung gewählt hatten; und wie Cádiz bewahrt auch das kurz darauf entstandene Malaga noch heute seinen phoinikischen Namen und seine Bedeutung für Handel und Verkehr.

Außerdem haben die Phoiniker an zahlreichen Punkten des Festlandes, auch auf Inseln, Siedelungen veranlaßt, Faktoreien und Stapelplätze errichtet; sie drangen ferner in das Binnenland, besonders nach Turdetanien, verstanden es, den Bergwerksbau ebenso zu beleben wie die Salinen auszubeuten, haben auch sonst Spuren ihrer überlegenen Kultur in Spanien zurückgelassen. Unmittelbarer Einfluß des phoinikischen Alphabets auf die iberische Schrift ist wahrscheinlich (vgl. oben, S. 139); zahlreiche Funde beweisen, daß phoinikische Kunst und Industrie auf spanischem Boden Fuß gefaßt hatte, am deutlichsten die mächtigen marmornen Grabdenkmäler, die vor kurzer Zeit in Cádiz entdeckt wurden.

Nach den Phoinikern erschienen etwa im 7. Jahrh. v. Chr. die Griechen an der Küste Spaniens, anfangs wohl nur vorübergehend, bis politische Ereignisse in der Heimat zur Wanderung und zur Gründung ganzer Kolonien auf der Iberischen Halbinsel zwangen. Griechen wohnten nur an der Ostküste; hier lagen Emporiä und Rhode, die wohl beide von den Massilioten angelegt wurden und dann an der mächtigen Stadt an der Rhonemündung eine Stütze fanden. War das Siedelungsgebiet der Griechen in Spanien auch nur beschränkt, so ist ihre kulturelle Tätigkeit doch nicht gering zu werten: Wein- und Ölbau wurde von ihnen gepflegt und verbreitet, zahlreiche Funde gemalter Vasen und anderer Gegenstände der Keramik beweisen, daß (neben anderen) namentlich diese Erzeugnisse griechischer Kleinkunst Eingang gefunden hatten; die ältesten in Spanien geschlagenen Münzen (Emporiä und Rhode) sind griechisch und fanden in verschiedenen Typen von verhältnismäßig hohem Alter (zum Teil 4. Jahrh. v. Chr.) weite Verbreitung; dagegen sind nur wenige griechische Inschriften (Sevilla, Malaga, sämtlich späteren Datums) bekannt geworden.

d) Die Karthager.

Als sich die Macht Karthagos (vgl. S. 194) entwickelte, fielen ihm die spanischen Besitzungen der Phoiniker als reichste Erbschaft zu. Gadir, wegen seiner festländischen Besitzungen in Krieg mit den Turdetanern verwickelt, rief die Hilfe des stammverwandten Karthago an, mußte sich aber nunmehr dem Befreier beugen, dessen Handelssystem mit dem altphoinikischen zunächst noch in Einklang blieb: Spanien war den Karthagern lange Zeit eine Vorratskammer von Edelmetall, das von den Eingeborenen mit hohem Gewinn gegen Luxuswaren eingetauscht wurde, und zugleich ein Werbeplatz für Söldner, deren man in den beständigen Kriegen bedurfte. An eine energischere Ausbeutung des Gebietes dachte man erst, als im Kampfe mit Rom Sizilien verloren gegangen war und die Verluste an Geld und Land zu einer um so kräftigeren Ausnutzung der reichen Iberischen Halbinsel einluden. Während die auf materielle Interessen bedachten Kaufleute nur das Gold und Silber der Bergwerke locken mochte und der Militärpartei die Verstärkung des Heeres durch iberische Hilfstruppen besonders wichtig erschien, erkannte der genialste Feldherr im damaligen Karthago, Hamilkar Barkas, daß aus Spanien zugleich eine furchtbare Stellung in der Flanke des feindlichen Römerreiches zu schaffen war, und daß von hier aus ein Stoß erfolgen konnte, der die Republik am Tiberstrand ins Herz traf. Er war der Mann, seine Pläne durchzusetzen.

Als Hamilkar Barkas 237 v. Chr. mit seiner Flotte bei Gadir landete, war die Halbinsel in den Kampf der Mittelmeermächte hineingezogen worden, denen es politisch und administrativ als der erheblich schwächere Teil gegenüberstand. Zu einem auch nur äußerlichen Zusammenschluß waren die spanischen Stämme noch nicht gelangt: wohl zwang die Gefahr zu vorübergehenden Bündnissen, einzelne Stämme kämpften bis zur Vernichtung, aber die staatliche Einheit fehlte. In der Verteidigung der Gebirge allerdings und jener künstlichen Bergfesten, der ummauerten Städte, die im alten Spanien schon so merkwürdig zahlreich erscheinen, bewiesen die Völker der Halbinsel eine fast wunderbare Zähigkeit. Hamilkar Barkas war der erste, der die Schwierigkeiten des spanischen Gebirgskrieges erprobte; nach neunjährigen Kämpfen fiel er selbst unter den Schwertern des iberischen Stammes der Kontestaner, nachdem er die karthagische Macht in Nordafrika und Spanien fest begründet hatte.

Sein Nachfolger Hasdrubal schlug ein anderes Verfahren ein, das auf einem Charakterzug des spanischen Volkes begründet war, der bis zum heutigen Tage kenntlich geblieben ist: nirgends erreicht man so wenig durch Rauheit und Trotz, nirgends so viel durch Großmut und Freundlichkeit wie in Spanien. Indem Hasdrubal die Bewohner des Landes nicht als Untertanen, sondern als Bundesgenossen behandelte, ihnen Vertrauen zeigte und alle Künste feiner Bildung gegen sie spielen ließ, sicherte er auf friedlichem Wege den karthagischen Einfluß, ohne doch die Mittel aus der Hand zu geben, ihn auch mit Gewalt aufrecht zu erhalten. Es gelang ihm ferner, zahlreiche Silberminen in unmittelbaren karthagischen Besitz zu bringen; zur Sicherung der wichtigsten unter ihnen hatte er den festen Waffenplatz Neukarthago, das heutige Cartagena, gegründet, das zugleich den Teil der Küste beherrschte, welcher der Mutterstadt Karthago am nächsten lag und die rascheste Verbindung mit ihr gestattete. Die Gründung der Stadt war um so zeitgemäßer, als Rom damals die ihm drohende Gefahr zu ahnen begann und zunächst dadurch, daß es den Schutz von Saguntum übernahm, einen Beobachtungsposten auf spanischem Boden zu gewinnen suchte.

Hannibal, der nach der Ermordung Hasdrubals 221 die Verwaltung der karthagischen Besitzungen in Spanien übernahm, hatte von Anfang an den unvermeidlichen

Kampf mit Rom fest im Auge. Die friedliche Methode Hasdrubals wurde aufgegeben und in beständigen Kämpfen das Land bis an den Ebro unterworfen.

Die Tatsache, daß Hannibal außerdem sich durch Vermählung mit einer iberischen Fürstin zum Teilhaber eines reichen Silberbergwerkes zu machen wußte, beweist übrigens, daß auch damals noch die meisten Minen im Besitze der Eingeborenen waren und neben den karthagischen Staatsbergwerken zu Illipa, Sisapon (Almadén) und Neukarthago emsig ausgebeutet wurden.

Als Hannibal seine Zeit gekommen glaubte, gab er durch die Eroberung des unter römischem Schutze stehenden Saguntum (218) das Zeichen zum Beginne des furchtbarsten aller Kriege, den Rom um seine Weltmacht geführt hat. Die außerordentliche Bedeutung Spaniens für die Entscheidung des Kampfes wurde in Rom bald erkannt. Während Hannibal nach Italien zog und bis vor die Tore der Tiberstadt drang, tobte auf der Iberischen Halbinsel ein erbitterter Kampf, der sich endlich zum Vorteile der Römer entschied. Es war ihnen rasch gelungen, das östliche Küstenland zu nehmen und sich in den Keltiberern wertvolle Bundesgenossen zu schaffen. Aber erst als nach der Niederlage und dem Tode der beiden in Spanien befehligenden Feldherren 212 der junge P. Cornelius Scipio (s. die nebenstehende Abbildung) die Leitung des Krieges übernahm, Neukarthago 210 erstürmte und durch großmütige Behandlung der eingeborenen Stämme sich allgemeine Zuneigung gewann, brach die karthagische Macht zusammen.

Der Turm der Scipionen bei Tarragona. Nach Photographie von J. Laurent Nachf., Madrid.

B. Die Römer.

a) Eroberung.

Die Römer hatten bei ihrem Vordringen auf der Iberischen Halbinsel mit nicht geringeren Schwierigkeiten zu kämpfen als die Karthager. Schon als sich das falsche Gerücht vom Tode Scipios verbreitet hatte, verriet ein Aufstand der nördlich vom Ebro sitzenden Ilergeten, daß die Bewohner Spaniens nicht gewillt waren, die karthagische Oberhoheit mit

der römischen zu vertauschen; iberisches Nationalgefühl schien sich zu regen, wenn auch eine gemeinsame Erhebung nicht zustande kam. Ruhmreich fochten vor allem die Lusitanier unter Viriathus (147—139) gegen die römische Übermacht, und nur feiger Meuchelmord befreite endlich die Römer von dem furchtbaren Gegner; kurze Zeit nachher ging nach heldenmütigen Kämpfen die keltiberische Stadt Numantia unter (133 v. Chr.).

Die zielbewußt verfolgte Ausbreitung der römischen Herrschaft (vgl. weiter unten den Abschnitt: Romanisierung) machte nunmehr unaufhaltsam Fortschritte, und es ist bezeichnend, daß der letzte große Krieg, der die Völker Spaniens zur Zeit der Republik aufwühlte, nicht eigentlich mehr gegen die Römer als solche, sondern gegen die in Rom herrschenden Parteien gerichtet war.

Sertorius, ein Mann von altrömischem Charakter, von gewaltiger Tatkraft und edler Gesinnung, war nach Spanien vor Sullas Verfolgungen entflohen und entschloß sich hier, mit Hilfe der ursprünglichen iberischen Volkskraft die alte, tüchtige Zeit zu erneuen und ein Gegengewicht gegen die Sullanische Partei zu schaffen, zu welchem Zwecke er allenthalben römische Einrichtungen nachzuahmen trachtete; auch eine von den Söhnen vornehmer Eingeborener stark besuchte Schule zur Erlernung der lateinischen und griechischen Sprache in Osca dankt ihm ihre Gründung. Der überaus wechselvolle, gegen die Sullanischen Feldherren (Metellus) sowie gegen Pompeius geführte Kampf selbst, der 72 mit der Ermordung des Sertorius durch Perpenna endete, war im Grunde genommen der Festigung der römischen Herrschaft nur förderlich; nicht sowohl die Parteiführer, sondern Bildung und Zivilisation Roms hatten gesiegt.

Nach dem Tode des Sertorius konnte Spanien als gesicherter römischer Besitz gelten, mit Ausnahme der Gebirgsländer des Nordrandes, die erst von Augustus bekriegt, aber nicht völlig unterjocht wurden. Auch späterhin standen Legionen in Nordspanien, um sie im Zaume zu halten; eines der Hauptquartiere war in der Stadt León, die ihren Namen vom Castrum legionis septimae erhalten hat. Das eroberte Land wurde in drei große Provinzen geteilt, nämlich Bätica im Südosten des Guadiana, ungefähr das heutige Andalusien umfassend, ferner Lusitania, die Westküste zwischen Duero und Guadiana mit ihrem Hinterland, und Tarraconensis, das den Rest und die Hauptmasse der Halbinsel in sich begriff. Bätica wurde im Namen des Senats durch einen Prätor mit prokonsularischem Rang und mit dem Sitz in Corduba regiert; Lusitanien und Tarrakonien waren nach dem Falle der Republik kaiserliche Provinzen.

In fast allen Teilen des Landes entstanden Kolonien römischer Bürger, die schon im Anfange der Kaiserzeit zahlreich vorhanden waren: 30 lagen in Tarrakonien, 8 in Bätica und ebenso viele in Lusitanien. Neben ihnen blühten auch altspanische Munizipien mit eigenem Rechte, die im Wetteifer mit den römischen Kolonien sich bald zu gleichem Range mit diesen emporschwangen und schon zu des Hadrianus Zeit vielfach den römischen Pflanzstädten gleichgestellt wurden. Die Zahl der Städte auf der Pyrenäischen Halbinsel betrug zur Zeit, da der ältere Plinius schrieb, bereits 339.

b) Die Romanisierung.

Mehr als ein halbes Jahrtausend hat Roms Imperium auf der Pyrenäischen Halbinsel gewährt, hier den nachhaltigsten Einfluß geübt und in Bildung, Gesittung und Denkungsweise der iberischen Bevölkerung weitaus tiefere Spuren hinterlassen als die Herrschaft aller übrigen fremden Völker, von denen die wechselvollen Annalen des Landes erzählen. Jener Einfluß ging, wie die Eroberung der betreffenden Territorien selbst, von der militärischen Gewalt aus; Hand in Hand mit ihr ging die römische Rechtspflege und Verwaltung, welche die allmähliche Assimilierung der unterworfenen Stämme fest im Auge behielten.

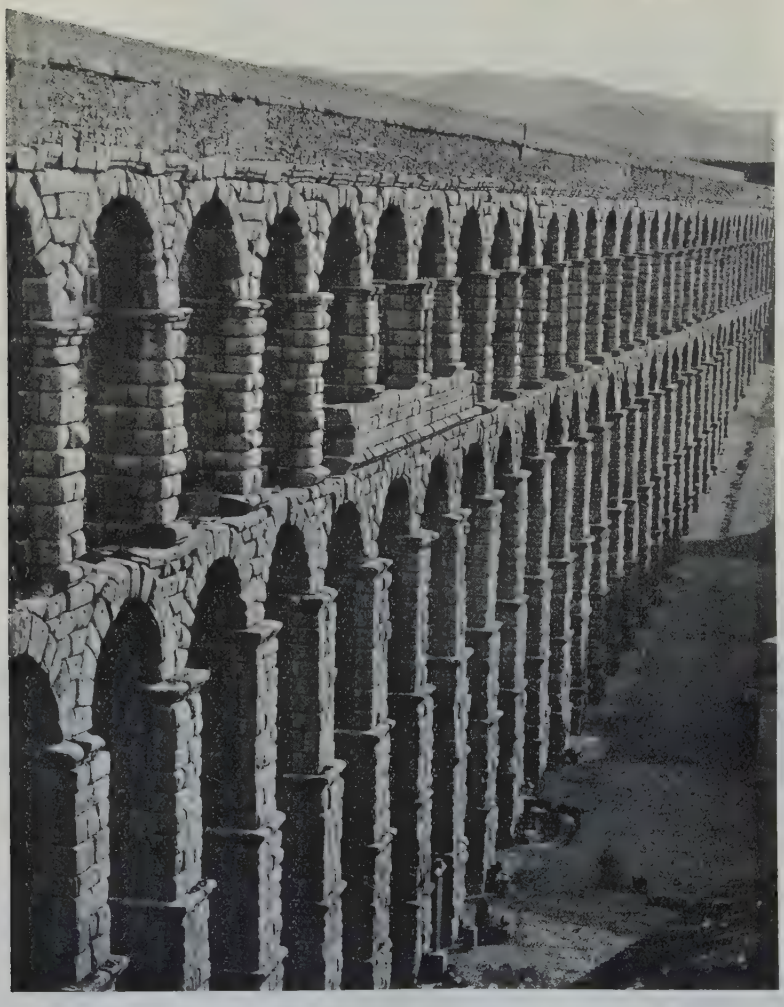
Wie sich in der Fürsorge für das Heer, in der Zucht der römischen Legionäre der Staatsgedanke wirksam verkörperte, so war die mustergültige Administration, die römische Rechtsprechung das wirksamste Mittel zur eigentlichen und endgültigen Gewinnung der militärisch besetzten Gebiete. Auch in Spanien war die unter der Oberleitung von Prokonsuln, Propräторen und Legaten stehende römische Verwaltung darauf gerichtet, möglichst einheitliche wirtschaftliche und administrative Maßregeln zu treffen, deren Schwerpunkt in Rom lag.

Den Gerichtshöfen, die nach und nach errichtet wurden, fiel eine wichtige Aufgabe in diesem Sinne zu. Dort hatten die verschiedenen Völkerschaften ihr Recht zu suchen, und es ist zu beachten, daß die betreffenden Obergerichte in römischen Pflanzstädten ihren Sitz hatten. Anderseits war bei Schlichtung kleinerer Rechtshändel dem Forum der einheimischen Richter eine gewisse Wirksamkeit gewahrt, und wir erkennen hier einen anderen trefflichen Grundsatz der römischen Verwaltung: die herkömmlichen Einrichtungen nicht rücksichtslos zu zerstören, sondern die Eigenart der Besiegten, soweit dies mit dem Reichsinteresse vereinbar war, zu schonen; Beleg hierfür bieten unter anderem einzelne Stadtrechte, die sich bis heute erhalten haben, so das in der ersten Fassung noch auf Cäsar zurückgehende, später modifizierte Stadtrecht von Urso (Osuna), das, auf Bronzetafeln eingegraben, noch heute aufbewahrt wird und in gewissem Sinne einen der Ausgangspunkte für jene bedeutsamen Fueros bildet, die spanischen Städten und Gemeinden im Mittelalter von den Herrschern in so großer Zahl verliehen wurden.

Die großartigen technischen Errungenschaften, über die Rom verfügte, kamen den spanischen Provinzen voll zugute. Weite Heerstraßen durchschnitten das Land in den verschiedensten Richtungen, die älteste ging von Ampurias über Barcelona, Tarragona, Saguntum nach Valencia. Selbst kunstvoll angelegt, liefen sie unter Triumphbogen, von denen noch manche gut erhalten sind, oder über große Brücken, deren Überreste noch heute unsere Bewunderung erwecken. Kaum in irgendeinem anderen Lande des römischen Imperiums finden wir so prächtige römische Wasserleitungen wie in Spanien, vortrefflich erhalten ist die bei Segovia, welche die Stadt heute noch mit Wasser versorgt (s. die Abbildung S. 396); gewaltige Aquädukte treffen wir ferner in Mérida, Toledo und Tarragona (s. die Abbildung S. 397) an. Wenige größere Städte gibt es, in denen sich nicht Überreste römischer Theater, Zirkusbauten oder Thermen erhalten hätten; auch in dieser Beziehung sind Mérida und Tarragona neben Saguntum in erster Linie zu nennen. Das Theater in Saguntum ist unter allen römischen Theatern, die noch in Europa vorhanden sind, am besten erhalten. Dazu kamen ragende Tempelbauten (so der Tempel des Augustus in Tarragona), treffliche Skulpturen, Erzeugnisse der Kleinkunst, der in Spanien (seit etwa 217 v. Chr.) geschlagenen Münzen aus römischer Zeit nicht zu vergessen, die, in Hunderten von Varietäten verbreitet, zum Teil formvollendete, künstlerische Prägung aufweisen. Als redende Zeugnisse der weitausgebreiteten und bis ins einzelne gehenden Fürsorge Roms für die spanischen Provinzen sind uns Inschriften auf Stein und Metall in außerordentlich großer Zahl (mehr als 6000) bekannt geworden. Ein noch deutlicheres Zeichen des umfassenden Einflusses römischer Zivilisation ist die Annahme des Lateinischen nicht nur als Schrift-, sondern auch als Volkssprache auf spanischem Boden; diese Tatsache wird in ihrer Bedeutung am besten dadurch charakterisiert, daß im heutigen Kastilianisch der weitaus überwiegenden Masse lateinischer Stämme nur eine verschwindend kleine Zahl iberisch-baskischer Wurzeln gegenübersteht.

Daß sich die iberischen Völker so wertvollen Kulturbesitzes würdig zeigten und den Anschluß an Rom ihrerseits nach Kräften nützten, dafür liegen mannigfache Beweise vor. Ackerbau, Viehzucht, Salinen- und Minenbetrieb hoben sich, der Handel, durch Hafenbauten begünstigt, blühte, Gewerbe und Industrie nahmen hohen Aufschwung, und namentlich gewisse Textilarbeiten sowie Erzeugnisse iberischer Waffenschmiede gewannen hohen Ruhm.

Bezeichnend ist es, daß die ersten Provinzialen auf dem römischen Kaiserthron, Traianus und Hadrianus, aus Spanien stammten. Besonders auf intellektuellem Gebiete ist intensive Regsamkeit zu beobachten. Zum erstenmal tritt Spanien in die Weltliteratur ein; treffliche Schriftsteller, namhafte Dichter, welche die Sprache Latiums meisterhaft beherrschen, auch in Denken und Fühlen Römer geworden, wetteifern mit den klassischen und italischen lateinischen Autoren, und Spanier, wie Hyginus, die beiden Seneca, Columella, Pomponius Mela, Quintilianus, Lucanus, Martialis, behaupten in der Geschichte der römischen Literatur ehrenvolle Stellen. Die Tradition reicht bis zum Ende des Altertums, ja sogar Jahrhunderte über dieses hinaus; Flavius Julius Triphonianus Sabinus emendierte im fünften Konsulatsjahre des Arcadius und Honorius (402) in Barcelona eine Handschrift des Persius und des Nonius Marcellus, und es ist bezeichnend, daß Isidorus von Sevilla (gest. 636), einer der gebildetsten und belesensten Autoren seiner Zeit, „der letzte Literator des Römischen Reiches", auch zum letztenmal die damals noch erhaltenen Trümmer antiker Gelehrsamkeit in dem umfassenden Werke „Etymologiae" sammelte und zu einem einheitlichen Wissensgebäude auszugestalten suchte. Diese weitausgreifende Enzyklopädie hat etwa nach der Art der modernen Konversationslexika im Mittelalter eine bedeutende Rolle gespielt, ist unzählige Male abgeschrieben, bearbeitet und verwertet worden. Wie das spanische Schrifttum das berühmte Scriptorium des Klosters Bobbio (bei Piacenza), die Hochschule für Schreibtätigkeit



Die römische Wasserleitung bei Segovia. Nach Photographie von J. Laurent Nachf., Madrid. Vgl. Text S. 395.

im frühen Mittelalter, anregend befruchtete, so sind die Schriften des Isidorus, des spanischen Bischofs, auch auf die ältesten gelehrten Schulen in deutschen Gauen, auf Alkuin und Hrabanus Maurus von Einfluß gewesen.

So haben die iberischen Völker das, was sie von Rom empfingen, in anderer Weise, schaffend und verarbeitend, wieder zurückgegeben. Sie waren um so mehr hierzu berufen, weil römisches Wesen und römische Kultur auf spanischem Boden so tiefe Wurzeln geschlagen hatte wie kaum in irgend welchen anderen Provinzen. Als eines der schönsten Erbstücke, das die Spanier von Rom übernommen hatten, darf es bezeichnet werden, daß die Gesetze der alten Urbanitas, der heutigen Cortesia, noch jetzt ängstlich gehütet werden, daß der Sinn für die Form nicht nur in den Äußerungen des täglichen Lebens, sondern auch bei den Schöpfungen der rednerischen, poetischen und bildenden Kunst gebieterisch zur Geltung kommt.

Die römische Wasserleitung bei Tarragona. Nach Photographie von J. Laurent Nachf., Madrid. Vgl. Text S. 395.

Auch in manchen einzelnen Zügen läßt sich der nachhaltige Einfluß, den römische Sitten in Spanien mehr als anderswo geübt haben, deutlich erkennen. Die heute noch so populären Volksbelustigungen, die Stiergefechte, erinnern an die alten Circenses; die Hahnenkämpfe erfreuen sich ähnlicher Beliebtheit wie in antiker Zeit; das Nationalkleidungsstück, die Capa, läßt an die römische Toga denken. Auch ein der Antike von Haus aus fremdes Element hat jenes zähe Festhalten an römischem Wesen nicht beeinträchtigt, vielmehr in der Vereinigung mit diesem gerade auf spanischem Boden den wirksamsten, für die Folge bedeutsamsten Ausdruck gefunden: der neue Glaube.

c) Das Christentum.

Die Tradition, nach welcher der Apostel Jakobus der Ältere nach Spanien gekommen sein soll, entbehrt der geschichtlichen Beglaubigung; wahrscheinlich ist jedoch, daß der Apostel Paulus, seiner wiederholt kundgegebenen Absicht gemäß (Röm. 15, 24 u. 28), Spanien aufgesucht hat (vgl. Bd. II, S. 443). Ob wirklich einige Schüler der beiden Apostelfürsten nach der Halbinsel entsendet wurden, auf welche dann spanische Schriftsteller die Gründung der ältesten Bistümer zurückführten, ist ungewiß. Eine verhältnismäßig rasche Ausbreitung der neuen Lehre auf spanischem Boden anzunehmen, raten aber verschiedene triftige Gründe.

Die ethische Kraft des alten Glaubens war beschränkt gewesen; die amtlichen Vertreter der römischen Staatsreligion haben gerade in Spanien durch Verderbtheit und Zügellosigkeit dazu beigetragen, das Ansehen dieser Religion, den Rest wirklichen Glaubens an die Götterwelt, an den römischen und griechischen Olymp und an die Orakel zu untergraben. Je reichlicher die Einkünfte aus der Hispania nutrix nach Rom flossen, desto mehr bildete das Land das Ausbeutungsobjekt gewissenloser Beamter, deren systematische Erpressungen bei der nicht geringen Zahl von Intellektuellen in den größeren, geistig reich bewegten Pflanzstädten Abscheu erwecken mußte. So waren angesichts der Fäulnis in der Verwaltung des bereits an seiner eigenen Größe schwer erkrankten römischen Staatswesens speziell auf spanischem Boden die Vorbedingungen gegeben, um zunächst in den Kreisen der Gebildeten der neuen Heilslehre, als der reinsten und erhabensten Philosophie, willkommenen Eingang zu verschaffen. In den großen Verwaltungs- und Verkehrszentren, in Tarragona, Zaragoza, Mérida, León, hatte das Christentum zuerst Fuß gefaßt; den breitesten Boden gewann es bei der ungeheuren Masse der Frondienst leistenden Sklaven — man denke an die zahlreichen Grubenarbeiter —, denen es die Heilsbotschaft brachte, die Errettung aus der Knechtschaft, die Gleichstellung mit den Freien verhieß. Die Lehre von dem ewigen Leben, von der einstigen gerechten Vergeltung alles Guten und Bösen mußte gerade unter den angedeuteten Umständen die Gemüter der Hochgestellten und der Niedrigen, der Reichen wie der Armen mächtig bewegen, um so mächtiger, als in Spanien, wie ja auch anderwärts, die ersten Verkünder der Heilslehre durch ihr Beispiel, durch die Begeisterung für ihre Sendung auch ganz Teilnahmlose für die neue hohe Aufgabe zu erwärmen verstanden.

Die Angabe des Tertullianus, daß schon vor dem Ende des 2. Jahrh. n. Chr. das Christentum auf der ganzen Halbinsel verbreitet gewesen ist, mag übertrieben sein; unzweifelhaft ist, daß die Organisation der christlichen Gemeinden unter den iberischen Völkern ziemlich rasche Fortschritte machte, da auf der Synode von Iliberis (Elvira) im Jahre 306 bereits 19 Bischöfe erschienen, um die Verhältnisse der spanischen Kirche zu ordnen; die betreffenden Beschlüsse beweisen, wie sehr auf die Reinheit der Kirche und die Sittlichkeit ihrer Glieder geachtet wurde. Schon im Jahre 257 hatte Spanien seine ersten Märtyrer, den Bischof Fructuosus von Tarragona mit zweien seiner Geistlichen, die ersten Zeugen jenes religiösen Eifers, durch den sich die Spanier während der bewegtesten Epochen ihrer Geschichte so sehr hervortun sollten.

Tatsächlich hat der römisch-christliche Glaube in Spanien trotz aller Gefahren seine Herrschaft bewahrt und neben der Romanisierung dem spanischen Volke das bezeichnendste Merkmal aufgeprägt. Gegen weitverbreitete Häresien mit mächtigen Anhängern, so gegen die Priscillianisten (Ende des 4. Jahrh.) und besonders die Arianer (vgl. weiter unten), hat sich der allgemeine christliche Glaube nach hartem Kampfe siegreich behauptet.

---

3. Mittelalter.

A. Die Germanen.

a) Die Wander- und Eroberungszeit.

Dank ihrer Lage blieb die Pyrenäische Halbinsel lange Zeit von den Angriffen der germanischen Wanderstämme verschont. Von dem Festlande aus war sie fast unangreifbar, solange eine kleine Heeresmacht die Pässe im Norden verteidigte. Als die britannischen Legionen 407 dem Honorius in der Person des Constantinus einen Gegenkaiser gegenüberstellten, hatten noch einige vornehme Spanier aus den Sklaven und Arbeitern ihrer Landgüter eine bewaffnete Truppe gebildet, die mit Erfolg die Pyrenäenpässe

behauptete, bis im Jahre darauf auch Spanien den Usurpator anerkannte. Diese letzte Kraftanstrengung der Spanier wurde ihnen verhängnisvoll: Constans, der Sohn des Constantinus, entzog ihnen das Recht, die Pässe selbst zu bewachen und zu schützen, und vertraute diese Aufgabe einer Truppe unzuverlässiger, aus verschiedenen Völkerschaften zusammengewürfelter Söldner an, den Honorianern. Mit leichter Mühe verständigten sich die Führer der damals im südlichen Gallien umherziehenden Wandalen, Suewen und Alanen mit diesen Beschützern. Bereits 408 strömten die gefürchteten Barbaren in das Land, dessen Bewohner fast widerstandslos ihr Schicksal hinnahmen.

Die Verwüstung des Landes hatte eine furchtbare Hungersnot zur Folge, und ansteckende Krankheiten wüteten überdies in der geschwächten Bevölkerung. Die Eroberer, selbst in Mitleidenschaft gezogen, mußten sich entschließen, eine gewisse Ordnung herzustellen, die wenigstens den Anbau des Landes ermöglichte. Sie teilten durch das Los die Halbinsel unter sich: die Suewen und silingischen Wandalen erhielten den Nordwesten, die asdingischen Wandalen Bätica, also den Süden, die Alanen Lusitanien und das südliche Tarrakonien, während der Rest dieser Provinz dem römischen Statthalter Spaniens, Gerontius, überlassen wurde, der aus Haß gegen Constantinus den Einfall der Germanen begünstigt hatte. Aber auch damals behaupteten die Stämme der nördlichen Gebirge ihre Unabhängigkeit. Als Gerontius in den gallischen Wirren bald darauf getötet wurde, bemächtigten sich die Alanen des ihm zugesprochenen Landesteiles.

Inzwischen hatte der von den Westgoten aufs äußerste bedrängte römische Kaiserhof den Goten die Wiedereroberung Galliens und Spaniens überlassen, wohl in der Hoffnung, daß die Barbaren sich gegenseitig vernichten oder doch in Schach halten würden. Im Jahre 414 erschienen die ersten Gotenscharen unter Athaulf im heutigen Katalonien (Gotalanien). Schon ein Jahr später durchzogen sie unter Wallia die ganze Halbinsel. Die bereits in Spanien ansässigen Germanenstämme wurden nach dem Nordwesten zurückgedrängt und römische Statthalter wieder in den Provinzen eingesetzt, während die Goten selbst in Aquitanien und Katalonien die ihnen vom Kaiser zugesagten Wohnplätze erhielten.

Die Germanen, die sich in Galicien untereinander befehdet hatten, drangen bald wieder vor. Der römische Statthalter Castinus, den seine germanischen Hilfstruppen im entscheidenden Augenblick verließen, wurde von den asdingischen Wandalen in Bätica geschlagen (422): die reichste Provinz Spaniens, die damals angeblich ihren Namen Andalusien (Vandalitia) erhielt, fiel den Siegern zur Beute. Bald darauf überfiel eine wandalische Flotte die Balearischen Inseln, nach denen die Spanier ihren Wertbesitz großenteils in Sicherheit gebracht hatten, und hob auch diese sorgsam bewahrten Schätze. Noch zeigte sich in den spanischen Städten ein Rest von Freiheitssinn: Cartagena und Sevilla suchten die Herrschaft der Barbaren abzuschütteln, büßten aber diesen Versuch sehr schwer; Cartagena wurde zerstört, Sevilla geplündert. Als die Wandalen nach Afrika hinüberzogen, fiel Andalusien nochmals den Römern zu. Aber schon nach wenigen Jahren traten die Suewen an die Stelle der Abgezogenen und ließen den römischen Statthaltern nur die tarrakonensische Provinz. Zuletzt behaupteten die Westgoten das Feld, und ihrem König Theoderich II. fiel Spanien endgültig als Besitz zu. Die Suewen, auf einen Teil Galiciens beschränkt, mußten den Goten weichen und lebten, wie die einheimischen Gebirgsvölker des Nordens, noch längere Zeit in halber Unabhängigkeit, stets zu Unruhen geneigt, in den Klüften ihres Berglandes. Den westgotischen König Eurich (466—484) erkannte der römische Hof als rechtmäßigen Besitzer Spaniens und Südgalliens an.

b) Die westgotische Herrschaft.

Die meisten germanischen Wanderstämme hatten das Christentum nach der Lehre des Arius (Areios; vgl. Bd. II, S. 464) aufgenommen und daran festgehalten, während die unterworfenen Völker des römischen Weltreiches und vor allem die Spanier mit Hingebung der orthodoxen Lehre anhingen. In den Jahrhunderten der römischen Weltherrschaft hatten sich die nationalen Unterschiede gemildert, und die blonden Barbaren, die sich bald mit der Kultur der Überwundenen zu befreunden begannen, wurden ihrer Herkunft wegen nicht verabscheut. Indes an die Stelle der nationalen Gegensätze waren mit desto größerer Schärfe die Unterschiede des Glaubens getreten, an denen man leidenschaftlich festhielt. Die Goten hatten erkannt, daß sie auf die Dauer nur in enger Verbindung mit den ihnen sowohl an Volkszahl als auch kulturell weitaus überlegenen Einheimischen ihr Reich behaupten könnten; der Ostgote Theudes, der Vormund König Amalarichs, hatte sich bereits um 560, entgegen der herrschenden Sitte, mit einer vornehmen Spanierin vermählt und eine Leibwache aus Spaniern gebildet. Und an sonstigen Versuchen des Entgegenkommens fehlte es nicht.

Um so bedenklicher mußte den Einsichtigeren unter den Goten der religiöse Gegensatz zu den Einheimischen erscheinen, der wohl zeitweilig an Schärfe verlor, aber immer wieder durch den engherzigen Glaubenseifer gotischer Fürsten erneuert wurde, so durch König Agila (549—555), der förmliche Verfolgungen der Rechtgläubigen anordnete. Auch nach außen hin gereichte der Arianismus den Goten nicht zum Heile. Kaiser Justinianus, der Besieger der ketzerischen Wandalen, machte allen Ernstes Anstalten, sich im Einverständnis mit dem rechtgläubigen Volke Spaniens der verlorenen Provinz wieder zu bemächtigen. In der Tat gelang es ihm, einige Städte der südöstlichen Küste 552 zu besetzen. Seitdem gehörten die Kriege mit den Byzantinern zu den ständigen Pflichten der gotischen Herrscher; selbst der tapfere Leovigild, der im übrigen die Macht der Goten allenthalben befestigte, konnte die Oströmer nicht zur völligen Räumung des Landes zwingen.

Aber unter der Regierung Leovigilds (568—586), der noch den Arianismus entschieden vertrat, begann bereits der Umschwung. Der älteste Sohn des Königs, der später heiliggesprochene Hermenegild, wandte sich hauptsächlich auf Betreiben seiner fränkischen Gemahlin Ingunde dem athanasianischen Bekenntnisse zu; daraufhin erhoben sich die Bewohner einiger Städte Andalusiens, wo der Prinz damals weilte, gegen den König, an dessen Stelle sie Hermenegild zu setzen gedachten. Die Empörung wurde niedergeschlagen, und auch eine neue, obwohl von den Byzantinern und Suewen unterstützt, scheiterte; der gefangene Hermenegild wurde auf Befehl des Königs getötet.

Indes war die mißlungene Erhebung nur das Vorspiel des Glaubenswechsels der Goten, den die politische Klugheit durchaus gebot. Reccared, der Nachfolger Leovigilds (586—601), nahm im zehnten Monate seiner Regierung das athanasianische Bekenntnis an, und ihm folgte ohne sonderlichen Widerstand sein ganzes Volk (587). Die arianischen Schriften wurden gesammelt und auf Befehl des Königs an einem Tage verbrannt. Damit aber löste sich die Spannung, die zwischen Siegern und Besiegten geherrscht hatte, die Geistlichkeit insbesondere, die zugleich die römische Bildung am treuesten bewahrt und den Widerstand gegen die Barbaren am eifrigsten genährt hatte, sah nach den Tagen der Entsagung und Verfolgung die Zeit ihres größeren Einflusses auf das Staatswesen gekommen; die stolzen Gotenfürsten lernten bald genug, die kirchlichen Würdenträger des Reiches als nicht zu umgehende Ratgeber betrachten, wenn wichtige Entscheidungen zu fällen waren, und noch erhaltene,

bezeichnende Zeugnisse für den vollzogenen Wandel sind die Briefe, welche sie mit gelehrten Bischöfen behufs Erörterung von Glaubensfragen wechselten. Die auf den Konzilien versammelten Kirchenfürsten entschieden (seit Reccared, drittes Konzil zu Toledo, 589) nicht nur über die wichtigsten Staatsangelegenheiten, sondern später wiederholt auch über das Schicksal der Herrscher des Landes.

c) Rückblick auf die abendländische (römische und gotische) Kultur.

Die westgotischen Könige wurden gewählt, und zwar nicht, wie in altgermanischer Zeit, vom Volke, sondern vom Adel und vom Klerus; Verwaltung, Rechtspflege, Heer waren im Sinne der Verfassung ihrer Oberhoheit anvertraut. Die sechs Provinzen des Reiches: Gallăcia, Tarraconensis, Carthaginiensis, Bätica, Lusitania, Gallia Narbonensis, wurden von Herzogen, die Städte von Grafen regiert; die alte Munizipalverwaltung blieb zum Teil erhalten, d. h. der Defensor urbis war auch in gewissem Sinne Vertreter der Gemeinde, also eine Art Vorläufer der Alkalden. Zwei Drittel des eroberten Landes nahmen die Sieger für sich in Anspruch, auch lasteten gewisse Steuern auf den Einheimischen, von denen die Westgoten befreit waren. Wie zur Römerzeit gab es Herren und Sklaven, doch war diesen größere Freiheit gewahrt, jenen das Recht über Leben und Tod ihrer Sklaven nicht mehr zugestanden worden. Als Grundlage der Rechtsprechung erließ Alarich II. 506 eine aus römischen Quellen zusammengestellte Gesetzsammlung, das sogenannte Breviarium Alarici (Lex Romana Visigothorum), Chindaswinth (642—653) unter Berücksichtigung der bereits erzielten näheren Beziehungen zwischen Römern und Goten sowie der von Reccared glücklich angebahnten Einheitlichkeit ihres Glaubens die für beide unter gotischem Zepter lebenden Volksstämme in gleicher Weise gültige Lex Visigothorum.

Dieses Rechtsbuch, auch Forum iudicum, in der altkastilianischen, sprachlich wichtigen Übersetzung Fuero juzgo genannt, enthielt neben alten Gesetzen und den Edikten westgotischer Landherren auch Beschlüsse der nationalen Konzilien; die Kirchenversammlungen, an denen außer dem hohen Klerus auch weltliche Würdenträger teilnahmen, stellten gesetzgebende Körperschaften dar, und namentlich die in dem Metropolitansitz Toledo (seit Reccared Residenz der Könige) abgehaltenen Konzilien, so 589, 610, 633 (Wahl der Könige durch die Bischöfe und den hohen Adel), 636, 653 (Versammlung von 52 Bischöfen), dann unter anderem das Konzil, welches 619 zu Sevilla unter dem Vorsitz des heiligen Isidorus stattfand, standen und stehen noch heute in hohem Ansehen: in gewisser Beziehung an die römischen Provinziallandtage erinnernd, bilden sie infolge ihrer Zusammensetzung eine Art von Vorläufern der späteren Ständeversammlungen, der Cortes, die eine so hohe Bedeutung erlangen sollten (s. S. 445).

Die Gesetze, sowohl die aus älterer Zeit übernommenen als auch die neu erlassenen, zeugen von strengem Rechtssinn; die sittliche Kraft des herrschenden Stammes, die Tugenden des germanischen Volkscharakters: Wahrhaftigkeit, Treue, Ehrlichkeit, mögen die in manchen Schichten tiefgesunkene einheimische Bevölkerung wohltätig beeinflußt und zur Verschmelzung beider Völker beigetragen haben. Eine Sonderstellung nahmen die in zahlreichen Gemeinden auf spanischem Boden ansässigen (zuzeiten 300000 Köpfe zählenden) Juden ein, die, wie anderwärts, zäh an ihren Traditionen festhaltend, auf Erwerb bedacht, fast die einzigen Vertreter des unter der Westgotenherrschaft freilich wenig entwickelten Handels und der gleichfalls wenig bedeutenden Industrien waren, zu ansehnlichem Wohlstand und hierdurch zu gewissem Einfluß gelangten. Nicht bloß konfessionelle, sondern auch materielle und politische Gründe veranlaßten furchtbare Judenverfolgungen, so unter Sisebut (612—621), dann besonders unter Egiza (687—700), der mit energischen Maßregeln gegen die Juden vorging; diese hatten sich zuletzt mit ihren nach Afrika ausgewanderten Glaubensgenossen verbunden und die Araber zur Eroberung Spaniens ermuntert. Goten und Römer wandten sich

vor allem der Bestellung des Bodens, dem Acker- und Weinbau zu, auch Viehzucht wurde eifrig betrieben; der materielle Besitz des Landes hob sich beträchtlich, dagegen war für Pflege der Künste, des Kunstgewerbes, der schönen Literatur oder wissenschaftlichen Forschung im Verhältnis zur klassisch-römischen Zeit nur wenig Anregung geboten. Die Formensprache westgotischer Architektur ist meist unbeholfen, die Technik vor allem auf massig-solide Ausführung von Mauern, Türmen, Festungen bedacht. Etwas höheren Ansprüchen sucht die kirchliche Baukunst zu genügen; von den unter den späteren Westgotenkönigen gewiß in großer Zahl errichteten Gotteshäusern hat sich, wie angenommen wird, ziemlich unberührt die kleine, dreischiffige Basilika in Baños erhalten, die nach dem Zeugnis einer Inschrift Recceswinth 661 erbaut hat.

Lehrreich ist der Vergleich der formschön, unter Verwertung einer Fülle von Motiven ausgeführten Münzen römischer Zeit mit den naiv angedeuteten Symbolen und grob geschlagenen Legenden der westgotischen. Und doch müssen wir annehmen, daß angesichts des Luxus, der an dem Hofe der westgotischen Könige entfaltet wurde, nicht bloß gewisse heimische Industrien, wie Waffen- und Gewebefabrikation, sondern auch manche Zweige der Kunstindustrie und Kleinkunst Förderung fanden. Der 1858 und 1860 aufgefundene Schatz von Guerrazar (bei Toledo; s. die Abbildung S. 403) hat diese Annahme bestätigt und über ein bis dahin dunkles Gebiet spanischer Kunst- und Kulturgeschichte überraschendes Licht verbreitet. Hauptgegenstände des Fundes bilden goldene, zum Teil mit Perlen, Saphiren und anderen Edelsteinen geschmückte Kronen (jetzt zum Teil im Pariser Louvre, zum Teil in der Madrider Armeria Real), von denen eine durch herabhängende goldene Buchstaben als Weihgeschenk des Königs Swinthila, eine andere in gleicher Weise als Geschenk des Königs Recceswinth erklärt wird. Die Kleinode sind höchstwahrscheinlich Arbeiten westgotischer Goldschmiede, jedoch nach römischen und byzantinischen Vorlagen ausgeführt.

Den wichtigsten Einblick in das intellektuelle Leben unter der Westgotenherrschaft vermittelt das Schrifttum, die literarischen Anregungen und Wechselbeziehungen der geistigen Führer jener Zeit. Die gewaltigen politischen Ereignisse führten zunächst zur Chronik, zur geschichtlichen Darstellung, die tiefgehenden Glaubenskämpfe zu theologischen Erörterungen und Streitschriften. An der Spitze steht der spanische Presbyter Paulus Orosius, vom heiligen Augustinus wegen seiner trefflichen Eigenschaften dem heiligen Hieronymus warm empfohlen, mit diesem vereint Streiter gegen den Pelagianismus und besonders bekannt als Verfasser einer vielgelesenen Weltgeschichte von Adam bis 417. Selbständigen Wert besitzt die Schilderung der Ereignisse in den letzten Jahrzehnten, vor allem des Einbruches der Westgoten, dessen Zeuge Orosius war; der Standpunkt des christlichen Apologeten einerseits, des römischen Bürgers anderseits, wird festgehalten. Gleichfalls Selbsterlebtes berichtet der galicianische Bischof Idacius in seiner bis 468 reichenden Chronik, sowie Johannes, Bischof von Gerona (Biclarensis), in seiner die Jahre 567—590 behandelnden Fortsetzung der Chronik des Victor Tunnunensis; Julianus, Bischof von Toledo, schildert eingehend den Zug Wambas gegen Paulus, Herzog von Narbonne (674). Der Kreis literarischer Betätigung wird aber sehr wesentlich über die Chronik und Historie hinaus erweitert. Während gerade im 7. Jahrh. in Italien und Frankreich kaum Spuren poetischer Versuche anzutreffen sind, entfaltet sich zur selben Zeit in Spanien bemerkenswerte Regsamkeit auch auf diesem Gebiete. Maximinus, Braulio, Taio von Zaragoza, Ildefonsus, Julianus, vor allem Eugenius II. von Toledo haben sich in dichterischen Kompositionen versucht, die zum Teil kulturgeschichtliche Zeugnisse von nicht zu unterschätzendem Werte darstellen. Wichtig ist ferner die Beantwortung der Frage, auf welcher Grundlage die universell ausgreifende wissenschaftliche Tätigkeit eines Isidorus von Sevilla (vgl. oben, S. 396) aufbauen konnte.

Der gelehrte Bischof stand in seinen Studien keineswegs vereinzelt da; eine Schar von Mitarbeitern, unter diesen König Sisebut und wohlunterrichtete Kirchenfürsten, teilten seine Bestrebungen. Isidorus selbst

wieder schöpfte seine Belesenheit aus einem für jene Zeit sehr beträchtlichen Bücherapparat, dessen Reichtum unverständlich wäre, wenn nicht bestimmte Nachrichten, so der Briefwechsel zwischen Isidorus und Braulio, weit ausgedehnte Beschaffung und sorgsame Abschrift der Texte verbürgten. Die schöne Tradition wird aufrechterhalten: Taio, Bischof von Zaragoza, reist 649 im Auftrage Chindaswinths nach Rom, um dort Schriften des Papstes Gregorius des Großen eigenhändig abzuschreiben, König Recceswinth korrespondiert mit Braulio behufs Herstellung entsprechend emendierter Textkopien, und besonders aufschlußreich sind die

Westgotische Kronen und Schmuckstücke aus dem Schatz von Guerrazar (bei Toledo). Nach Photographie von J. Laurent Nachf., Madrid.

Schicksale des Hauptwerkes des Isidorus von Sevilla, der vom Verfasser unvollendet zurückgelassenen Etymologiae. Die literarischen Fäden führen von Sevilla nach Zaragoza, wo Braulio das große Werk zur Ausgabe vorbereitet, dann aber nach Toledo, wo prächtige Abschriften des Werkes, Zeugnisse der Kunstfertigkeit des dortigen Scriptoriums, hergestellt werden; bald treffen wir des Isidorus Werke im Kloster Bobbio und — noch vor Ausgang des 8. Jahrh. —, von Alkuin zu Lehrzwecken verwertet, in der Palastschule zu Aachen.

Auf spanischem Boden sind vor allem die seit der Mitte des 6. Jahrh. in stets wachsender Zahl errichteten Klöster werktätige Vertreter literarischer und wissenschaftlicher Bestrebungen. Martinus (Dumiensis) gründet in Bracara (bei Dumium in Galicien) ein Mönchskloster; im Nordosten Spaniens ruft der in Byzanz gebildete Johannes, später Bischof von Gerona, 586

das Kloster Biclaro ins Leben, und an diese schließen sich, der Ausbreitung des Mönchswesens entsprechend, zahlreiche andere, welche die spanische Kulturgeschichte wachsam im Auge zu behalten hat: wie die Kirchen zu Museen werden, so erscheinen die Klosterschulen als einzige höhere Bildungsstätten, denen fleißig arbeitende Skriptorien das Lehrmaterial liefern.

Ein zusammenfassender Rückblick lehrt, daß die auf der Halbinsel Jahrhunderte hindurch herrschenden Westgoten bedeutsame Elemente des Kulturlebens, die Grundlagen der Rechtsprechung, Einrichtungen der Verwaltung, Komitien, Staatsreligion, von den Römern übernahmen; ja auch das bei den westgotischen Königen gültige Zeremoniell wird allmählich dem der spätrömischen Höfe nachgebildet. Die Kunst lehnt sich an römische und byzantinische Muster an, das geistige Leben fußt vollends auf römischer Bildung, und gerade die namhaftesten Literaten, Orosius und Isidorus an der Spitze, fühlen sich als Römer. Nimmt man hinzu, daß auf spanischem Boden das Lateinische nicht nur als Schrift-, sondern auch als Volkssprache allgemeine Geltung errang und, wenn wir von den Eigennamen absehen, durch das Gotische keine tiefere Beeinflussung erfuhr als die übrigen romanischen Idiome, so wird klar, daß die Römer auf wichtigen Kulturgebieten die Herrschaft über ihre Bezwinger erlangten.

Anderseits weisen Forum iudicum, Munizipalrechte, Städtevertretungen, Ständeversammlungen, auf literarischem Gebiete die heimische Geschichtsschreibung und die emsige Tätigkeit in den Skriptorien, auf kirchlichem das zähe Festhalten an dem katholischen Glauben sowie die kulturelle Arbeit der Klöster deutlich auf die Weiterentwickelung in national spanischem Sinne; es sind Kriterien, welche das Schwergewicht abendländischen Kulturbesitzes gegenüber den in ihrer Fülle blendenden, aber durchaus fremden Äußerungen morgenländischer Zivilisation erkennen lassen.

B. Die Maurenherrschaft.

a) Die Anfänge des Islam in Spanien.

Das Gotenreich war von inneren Zwistigkeiten zerrüttet, als die Vortruppen der Araber zum ersten Male verlangende Blicke über die Meerenge nach dem gesegneten Andalusien hinüberwarfen, das ganz andere Beute versprach als die rauhen Gebirge Mauretaniens. Der arabische Feldherr Musa ben Noseir hatte seit 697 die Unterwerfung des mauretanischen Gebietes nach mehrjährigen Kämpfen im wesentlichen durchgeführt (vgl. Bd. II, S. 311). Vor allem aber hatte er einen Teil der waffenfähigen Berberbevölkerung des Landes für den Islam begeistert und unter seine Fahnen gezogen. Damit schuf er sich einen Rückhalt von Kräften, der bei jeder weiteren Unternehmung wichtiger wurde; auf ihn hat der spanische Islam noch jahrhundertelang zurückgegriffen: die Stellung der Araber in Spanien war ohne Mauretanien gar nicht zu halten. Die Herrscher des gotischen Reiches, die einige Küstenplätze an der afrikanischen Seite der Meerenge besaßen, scheinen die drohende Gefahr nicht erkannt zu haben, obwohl Musa eine starke Truppenmacht unter seinem Unterfeldherrn Tarik bis Tanger vorgeschoben und diese Stadt ihnen entrissen hatte; es ist sogar sicher, daß einzelne gotische Große in Musa zuerst den Gedanken anregten, nach Spanien überzusetzen. Immerhin hätten die Goten, wenn sie ihre inneren Zwistigkeiten vergessen hätten, die Landung der Araber verhindern können; die Stadt Ceuta, die vielleicht der letzte Rest der oströmischen Besitzungen in Afrika war, schlug alle Angriffe Musas ab, und eine arabische Flotte wurde durch die gotische unter Theodomir völlig besiegt (709).

Die nahende Gefahr fand das Gotenreich in Verwirrung. König Witiza, der seit 701 die Krone trug, war seiner Aufgabe keinesfalls gewachsen und überschritt bei seinem Bestreben,

dem drohenden Feudalismus Schranken zu setzen, nach Art grausamer Schwächlinge alles Maß. So ließ er den Herzog Theodefred von Córdoba blenden, schuf sich dadurch aber in dessen Sohn Roderich, der anscheinend zu den Gebirgsvölkern im Norden geflohen war, einen unversöhnlichen Gegner. Roderich gewann unter Goten und Spaniern Anhang und stürzte Witiza (710). Aber nunmehr ward der Riß, der durch das Gotenvolk ging, unheilbar. In Witiza war ja nicht ein einzelner Unwürdiger beseitigt: mit ihm verloren auch eine Reihe mächtiger Familien, die ihn gestützt hatten, ihren Einfluß; zahlreiche Ehrgeizige sahen den Thron von einem Usurpator eingenommen, dessen Stelle ihnen selbst zu gebühren schien. In blindem Wahne griffen sie nach der ersten helfenden Hand, die sich ihnen bot. Gesandte der gestürzten Partei, unter ihnen Witizas Bruder Oppas, Erzbischof von Sevilla, begaben sich in das Heerlager Musas und forderten ihn zum Kampfe gegen Roderich auf. Arabische Chronisten erzählen wundersame Einzelheiten, wie sie der Phantasie des Volkes entsprungen sein mögen, das den Sturz mächtiger Reiche gern mit einem märchenhaften Schimmer umgibt, und auch in den spanischen Romanzen lebt das große Ereignis, von der Volkssage mit wunderbaren Zügen ausgestattet, fort; in Wahrheit haben die Araber, von den Berbern, einem mächtigen Faktor in ihrer Geschichte, unterstützt, gleich einem Wüstensturm einherbrausend, dem morschen westgotischen Staatswesen ein rasches Ende bereitet.

Versuchsweise ließ Musa zunächst eine kleine Schar unter Tarik über die Meerenge gehen. Dieser fand die Angaben der gotischen Verschwörer begründet, das Land reich und nur schwach verteidigt. Nach seiner Rückkehr stellte Musa ein Heer von 12000 Mann, das später auf 17000 verstärkt wurde, unter Tariks Befehl, ohne selbst an dem Zuge teilzunehmen; offenbar wünschte er nur, daß sich Tarik in Andalusien festsetzen sollte; dann wollte er selbst mit dem Kerne seiner Macht nachrücken und den Kampf entscheiden. Infolgedessen blieben auch die meisten Araber in Afrika zurück, und Berber bildeten die Hauptmasse der Truppen Tariks. Als dieser 711 an jener Felsenfeste landete, die seither den Namen Felsen des Tarik (Gibraltar) trägt, fand er nur geringen Widerstand, da König Roderich keine nennenswerten Verteidigungsanstalten getroffen hatte; mit Hilfe seiner gotischen Verbündeten verwüstete er ungehindert das südliche Andalusien. Nun erst sammelte sich das Aufgebot der Goten und ihrer spanischen Untertanen. Roderichs Heer war an Zahl bedeutend stärker als das des Tarik; und die gepanzerte Reiterei der Goten hätte vielleicht den Sieg davongetragen, wenn nicht der Verrat der Anhänger Witizas Unordnung in ihre Reihen gebracht hätte, als sie in der Nähe von Cádiz an der Mündung des Salado mit ihren Feinden in blutiger Schlacht zusammenstießen. So entschied sich in einem großen Kampfe (19.—26. Juli 711; die altübliche Bezeichnung des Schlachtortes ist Xeres de la Frontera) das Schicksal des Reiches. Geschlagen flohen die Goten; ihr König verschwand im Getümmel und wurde nicht mehr gesehen. Die siegreichen Araber aber dachten nicht daran, der Partei Witizas die Krone zu übergeben, sondern nahmen Spanien für den Khalifen in Besitz. Musa, der voll Eifersucht von der glänzenden Tat Tariks vernommen hatte, kam alsbald herüber und vollendete die Unterwerfung des Landes.

Die Geschichte der Maurenherrschaft in Spanien scheidet sich in eine Anzahl von Abschnitten, die mit einer gewissen natürlichen Folgerichtigkeit einander ablösen. Spanien bildete nach der Eroberung den am weitesten vorgeschobenen Teil des islamischen Weltreiches, also den seiner Lage und Beschaffenheit nach zunächst zur Selbständigkeit bestimmten. In der Tat riß sich das Land früh vom Einheitsstaate los und bildete, im kleinen noch immer die Zustände des Reiches der Khalifen nachahmend, ein eigenes Khalifat; die Blütezeit dieses

spanischen Khalifentums würde die zweite Periode bilden. Bald aber entwickelte sich der den Eroberstaaten eigene Feudalismus, die einzelnen Glieder des spanischen Reiches erlangten immer größere Selbständigkeit, und endlich war das Khalifat nur ein Schatten seiner ehemaligen Macht, während im Norden die christlichen Reiche erstarkten und die ohnmächtigen islamischen Kleinstaaten mit völliger Vernichtung bedrohten. Da zeigte es sich, daß Südspanien durch den Islam eng an Afrika geknüpft war: zweimal wurde es durch marokkanische Herrscher vor dem Verderben bewahrt und zugleich oberflächlich geeinigt. Als endlich auch diese Hilfe versagte, da hielt sich im Berglande von Granada noch jahrhundertelang ein islamischer Staat mit merkwürdiger Zähigkeit, bis er dem Anprall der vereinigten christlichen Reiche erlag. Die letzte Periode beginnt mit dem Falle Granadas; sie umfaßt die vergeblichen Versuche, die Mauren zu christianisieren, die verzweifelten Aufstände der Moriscos und endet mit der völligen Austreibung aller Mauren aus Spanien.

Mit dieser äußeren Entwickelung ging eine innere parallel. Aus dem anfänglichen Völkergemisch bildete sich das Volk der Mauren, das zuletzt fast als ethnographische Einheit erscheint, obwohl es im Laufe der Geschichte immer von neuem fremdes Blut in sich aufgenommen hatte. Man erkennt, wie ein geistiger Gedanke, der Islam, als vorläufiges Bindemittel dienen kann, bis die Vermischung der einzelnen Gruppen die sprachlichen und körperlichen Unterschiede allmählich verringert und beseitigt.

Als Grundstock der Bevölkerung blieben zunächst die eingeborenen Spanier im Lande sitzen, die ja selbst schon ein Mischvolk von Iberern, Kelten und Römern waren, und auch viele Goten blieben nicht nur zurück, sondern behielten sogar, wenn sie zum Islam übertraten, einen Teil ihrer Besitzungen und ihres Einflusses; so stammten die Feudalherren von Murcia aus einer alten gotischen Familie, und beim Zerfalle des Khalifats entstand in Aragon ein selbständiger islamischer Staat mit der Hauptstadt Zaragoza, dessen Herrscher das gleiche von sich rühmen konnten. Anderwärts traten die Araber schlechthin an die Stelle der gotischen Landherren und hüteten sich wohl, die eingeborene zinspflichtige Landbevölkerung zu vertreiben. In den Städten blieb ebenfalls die vorhandene spanische Einwohnerschaft größtenteils erhalten.

Den neuen Adel Spaniens bildeten die Araber, die eigentlichen Träger der islamischen Lehre und der mit ihr verknüpften Eroberungspolitik, aber deshalb noch keine einheitliche Schar von Glaubensstreitern. So weit sie auch ihre siegreichen Züge ausdehnten, sie nahmen getreulich ihre Stammesfehden und ihren Familienhaß in die neue Heimat mit. Unter mancherlei Namen verbergen sich vor allem die Gegensätze zwischen den reinblütigen Beduinen Hocharabiens, die am häufigsten als die Gruppe der Kaïsiten oder Mahaditen auftreten, und den Jemeniten oder Kelbiten, die auch Ackerbauer und Städtebewohner umfaßten. Auch Spanien sah mörderische Kämpfe dieser Art, so die berühmte Schlacht bei Secunda (741), in der die Kelbiten erlagen. Diese Kämpfe waren die Hauptursache, daß das anfangs so übermächtige arabische Element allmählich zurücktrat, nicht zum Vorteile der spanisch-islamischen Kultur.

Wenn es den Arabern an Ersatz für ihre Verluste fehlte, so gilt gerade das Gegenteil von der anderen Rasse, die eigentlich die Eroberung Spaniens durch ihre rohe Kraft bewirkt hatte und nun neben den Arabern sich in dem neuen Gebiete niederließ, von den Berbern. Wiederholt dankte der spanische Islam diesem Volke seine Rettung, und immer waren diese helfenden Taten mit einer starken Einwanderung berberischer Elemente verknüpft. Die höhere Kultur gewann durch sie nichts; ja die Blüte des geistigen Lebens erlitt durch den wachsenden Einfluß der beschränkten, glaubenseifrigen Berber unheilbaren Schaden.

Die Verbindung mit Afrika, die sich schon in der starken Zumischung berberischen Blutes

geltend machte, veranlaßte auch die Einwanderung einer nicht unbeträchtlichen Zahl echter Neger, die als Sklaven oder als Leibwachen der Fürsten ins Land kamen und in dem sich allmählich bildenden neuen Volk aufgingen. Sie gehören freilich zu dem bunten und glänzenden Bilde, das die Phantasie so gern von der maurischen Zeit Spaniens entwirft; aber auch sie beeinflußten unerfreulich die Gesittung des Volkes.

Der eigentliche Kern des maurischen Volkes wohnte in Südspanien, einem jener Länder, deren allzu freigebige Natur erschlaffend auch auf die kräftigsten Stämme wirkt, die in sie einwandern. Schon zur karthagischen und römischen Zeit waren die Bewohner Andalusiens die am wenigsten wehrhaften, am leichtesten zu besiegenden der Halbinsel; in der islamischen Periode bewährten sie aufs neue diesen ungünstigen Ruf. Die Fürsten des Landes, die auf die Kraft des eigenen Volkes nicht bauen konnten, mußten den Kern ihrer Heere aus fremden Söldnern bilden, wie ja auch die Turdetaner einst keltiberische Krieger angeworben hatten. Diese Söldner, die aus sehr verschiedenen Gegenden stammten, waren ein weiteres Element der Völkermischung. In der Zeit des Khalifats finden wir zahlreiche „Slawen" im Dienste der Herrscher. Wenn auch unter diesem Namen schließlich alle angeworbenen Truppen aus dem Norden und Osten Europas verstanden wurden, so handelt es sich doch ursprünglich offenbar um jene slawischen Kriegsgefangenen, die bei der Eroberung und Kolonisierung von Ostdeutschland massenhaft eingebracht wurden. Viele dieser nordischen Söldner blieben dauernd im maurischen Spanien und mischten sich mit der übrigen Bevölkerung.

Die Juden (S. 401) endlich haben sich zwar wenig oder gar nicht mit den islamischen Mauren gekreuzt; aber sie wurden doch in anderer Weise durch ihre Menge und ihre Neigungen wichtig. Scharenweise waren sie im Gefolge der Araber aus Marokko wieder nach Spanien geströmt; was von ihnen trotz der vorangegangenen Verfolgungen noch zurückgeblieben war, begrüßte die Eroberer mit Jubel. Sie hatten Grund dazu: die maurische Zeit Spaniens sollte auch eine Blüteperiode des Judentums in seiner eigenartigen Entwickelung werden.

Im ersten Zeitalter der islamischen Herrschaft flossen die verschiedenen Völkerströme noch fast unvermischt neben- und durcheinander. Die Eroberung des Landes war rasch gelungen, nachdem Musa mit dem Kerne der arabischen Macht dem Berberheere Tariks gefolgt war. Im allgemeinen traten die Sieger mit großer Milde auf, wozu sie nicht nur die Anwesenheit der gotischen Überläufer in ihrem Heere, sondern vor allem auch die Befehle der Khalifen nötigten. Musa und Tarik, die sich Übergriffe zuschulden kommen ließen, wurden bald abberufen. In der Folge wechselten die Statthalter, die ihre Residenz in Córdoba aufschlugen, ziemlich rasch. Die meisten von ihnen machten Versuche, auch die gotischen Besitzungen jenseits der Pyrenäen zu unterwerfen, deren Bewohner naturgemäß bei den Franken Hilfe suchten, und allmählich faßten die arabischen Heerführer auch in Septimanien Fuß; die Hauptsorge der Statthalter aber bestand darin, die Herrschaft der Khalifen in Spanien fester zu begründen und das eroberte Land an die siegreichen Truppen zu verteilen.

Die Araber, die Führer im Kampfe, sicherten sich den Löwenanteil, das reiche Andalusien vor allem, dessen Fluren sie unter sich teilten und als Landherren verwalteten; in die Städte zogen nur die wenigsten: dort blieben christliche und islamische Spanier nebst den Juden fast unbehelligt. Den Berbern, die die Last des Krieges vor allem getragen hatten, fielen die unfruchtbareren Striche zu, die Hochebenen des Inneren und die nördlichen Grenzlande, aus denen sie zum Teil bald wieder weichen mußten, sowie im Süden die rauhen Gebirge.

Unter den Arabern herrschte zunächst leidlicher Friede, da im Heere Musas größtenteils Jemeniten und die „Verteidiger", die alten, jetzt am Hofe der Khalifen zurückgesetzten Kampfgenossen Mohammeds, gedient hatten, die nun in Spanien eine Zuflucht fanden. Aber dies änderte sich, als eine neue Woge arabischer Einwanderer nach der Pyrenäischen Halbinsel drang.

Ein furchtbarer Aufstand der Berberbevölkerung in Afrika zwang 741 den Khalifen Hischam, arabische Truppen unter dem Feldherrn Kolthum gegen die Empörer zu schicken, und zwar kaïsitische Araber aus Syrien, deren Stammeshaß gegen die Jemeniten und Verteidiger sich schon oft verhängnisvoll geäußert hatte und nach der blutigen „Schlacht auf der Wiese" noch glühender entbrannt war. Mit tiefem Mißtrauen empfingen die Araber Afrikas, ebenfalls meist Jemeniten, das Hilfsheer; viele Städte schlossen ihre Tore vor ihm, und nur widerwillig stellten sich die Kontingente der ansässigen Araber ein. Als Kolthum das Heer der Berber angriff, wurde er geschlagen und getötet.

Sein Neffe Baldsch warf sich mit 7000 syrischen Reitern nach Ceuta, in der Hoffnung, von hier aus sich nach Spanien zu retten. Er hatte nicht mit dem Stammeshaß der spanischen Araber gerechnet: Abd al-Melik, der damalige Statthalter Spaniens, war ein fanatischer „Verteidiger", der mit kaltem Blute die von den Berbern Eingeschlossenen alle Qualen des Hungers erleiden ließ. Da schaffte den Bedrängten ein unerwarteter Umstand Luft. Die Nachricht von der Empörung der afrikanischen Berber hatte sich auch in Spanien verbreitet und unter den zurückgesetzten, von den Arabern mit hochmütiger Verachtung behandelten Berbern dieses Landes eine dumpfe Gärung erzeugt, die fanatische Sektierer nährten. Da brach der offene Aufruhr aus. Der ganze Norden Spaniens stand in Waffen, mit Ausnahme des Gebietes von Zaragoza, wo die Araber in der Überzahl waren; Toledo wurde belagert, und starke Heere wälzten sich südwärts mit der ausgesprochenen Absicht, die Araber aus Andalusien zu verjagen und den afrikanischen Rebellen die Hand zu reichen. In dieser schrecklichen Lage rief Abd al-Melik die Hi'fe des Baldsch und seiner Syrer an. Das halbverhungerte Heer, das vorher hatte versprechen müssen, nach dem Siege Spanien wieder zu verlassen, wurde herübergeholt, genährt und gekleidet; in der Tat wurden die Berber nach einigen blutigen Kämpfen vollständig besiegt. Nun aber folgte die unvermeidliche Auseinandersetzung unter den Arabern selbst. Baldsch bemächtigte sich, nachdem der Streit über seine Rückkehr nach Afrika entbrannt war, der Person Abd al-Meliks und ließ ihn schimpflich hinrichten; darauf ergriffen die spanischen Araber die Waffen und sicherten sich den Beistand der Berber. Nach einer siegreichen Schlacht starb Baldsch an seinen Wunden (742); aber die Kämpfe dauerten fort, bis die Ankunft eines neuen Statthalters den Frieden herstellte. Die neuen Einwanderer erhielten Ländereien in Murcia, Granada, Málaga, Sevilla und Jaén.

So ist die erste Periode der islamischen Geschichte Spaniens, soweit sie die Araber angeht, nicht viel anderes als eine Fortsetzung des Beduinenlebens mit seinen Stammesfehden und seiner Ungebundenheit. Dieser Zustand dauerte noch fort, als im Osten das Khalifat schon festere monarchische Formen angenommen hatte. Die straffere Organisationsform mußte auch auf Spanien übertragen werden: dazu würden schon die äußeren Umstände mit der Zeit gezwungen haben; daß dies aber geschehen ist, indem die von den Abbaßiden verdrängten Omaijaden in Spanien ein selbständiges Khalifat bildeten, dazu hat eine Reihe bestimmter Umstände beigetragen.

b) Die Zeiten des Khalifats.

Um die Mitte des 8. Jahrh. war der Zusammenhang Spaniens mit dem islamischen Weltreiche bereits sehr gelockert. Die Statthalter wurden von den rivalisierenden Stammesgruppen auf den Schild gehoben, wobei es übrigens auch vorkam, daß kelbitische Stämme einmal einen Kaïsiten unterstützten oder umgekehrt; die Berber schlossen bald Bündnisse mit den arabischen Stämmen, bald trieben sie unter Führung irgendeines fanatischen „Heiligen" eigene Politik, ohne freilich jemals dauernden Erfolg zu erringen. Um 750 war der mächtigste Mann Spaniens der Kaïsite Somail, der sich, nachdem die Kelbiten in der Schlacht bei Secunda unterlegen waren, in dem Statthalter Jußuf (Jußof) ein gefügiges Werkzeug geschaffen, aber zugleich durch sein grausames Verfahren gegen die Besiegten sich den Haß aller kelbitischen Stämme zugezogen hatte.

Das Innere der grossen Moschee zu Córdoba.
Nach Photographie von J. Laurent Nachf., Madrid.

Erklärung der umstehenden Tafel.

Die große Moschee zu Córdoba begann Abd er-Rachman 786 an der Stätte der alten Vincentiuskirche zu bauen. Sie zeigte ursprünglich den echten alten Moscheengrundriß (vgl. Band II, S. 251). „An die Mekkaseite, hier die Südostseite, des von einer Arkadenreihe umgebenen Vorhofes schloß sich ein vielsäuliger Raum an, der in der Gebetsrichtung von zehn, in der Querrichtung von zwölf Säulenreihen getragen wurde. Eine ungewöhnliche Tiefe erhielt er erst, als im 9. Jahrhundert alle seine elf nach Südosten gerichteten Schiffe um acht Querschiffe verlängert wurden, und er glich jetzt um so mehr einer elfschiffigen christlichen Basilika, als das Mittelschiff, entgegen den sonstigen Gepflogenheiten der islamitischen Baukunst, breiter angelegt war als die übrigen. Der große Vorhof, der mächtige Säulensaal, das dunkle, niedrige Allerheiligste erinnert, wie Junghändel und Cornelius Gurlitt mit Recht bemerken, immer noch an altägyptische Tempelanlagen. Doch werden wir auch hier als Vorbilder nur die ältesten Moscheen in Medina und Ägypten anerkennen, die dem Bedürfnis des Islam entsprangen. Im 10. Jahrhundert genügte auch dieser von zweihundert Säulen getragene Raum den Gläubigen der mächtig anwachsenden Stadt nicht mehr. Er wurde, abermals in südöstlicher Richtung, um vierzehn weitere Querschiffe verlängert, bald darauf in nordöstlicher Richtung um sieben Säulenreihen in acht Schiffen verbreitert, so daß er jetzt, abgesehen von verschiedenen Einbauten, aus neunzehn Langschiffen und fünfunddreißig Querschiffen besteht. Die mehr als tausend monolithen Säulen aller Steinarten, die im Inneren des Gebäudes — zum Teil auch in Nebenräumen und an höheren Gebäudeteilen — stehen, sind fast alle römischen oder byzantinischen Ursprungs. Sie wurden aus Spanien, Frankreich und gar aus Konstantinopel verschrieben. Die meisten ihrer Kapitelle sind jedoch nur unförmliche Nachahmungen antiker Vorbilder. Die Säulen sind in der Gebetsrichtung durch Hufeisenbogen verbunden; um aber eine größere Höhe zu erreichen, bilden Pfeiler, die auf den Säulenkapitellen stehen und selbst durch Bogen miteinander verbunden sind, ein zweites Stützenstockwerk; an den Glanzstellen der Moschee sind die Oberpfeiler mit Halbsäulen geschmückt, sind die Bogen durch kleinere Bogen gezackt. Über diesem Stützen- und Bogensystem waren die einzelnen Schiffe ursprünglich flach gedeckt mit offenem Blick in den Dachstuhl. Heute sind sie meist mit flachen Tonnengewölben versehen. Im Verhältnis zu seiner ungeheuren Flächenentfaltung macht das mächtige Gebäude einen ungewöhnlich niedrigen und gedrückten Eindruck, auch leiden seine Einzelbildungen, abgesehen von dem reich geschmückten heiligsten Raume, an einer gewissen Nüchternheit. Aber der Säulenwald mit den Doppelbogen, die sich über ihm erheben, wirkt an sich reich und märchenhaft, und sein Dämmerlicht nimmt die Einbildungskraft des Beschauers mit mystischen Schauern gefangen."

Nach Woermann, Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker I (Leipzig und Wien 1905).

Inzwischen war in Bagdad das Herrscherhaus der Omaijaden von den Abbaßiden gestürzt und nahezu ausgerottet worden; nur wenige Glieder des Hauses vermochten sich zu retten, unter ihnen der junge und ehrgeizige Abd er-Rachman (s. Bd. II, S. 326). Dieser fand nach mancherlei Abenteuern in Afrika eine Zuflucht, mußte aber bald, da er überall Einfluß zu gewinnen strebte und sich dadurch verdächtig machte, von Ort zu Ort flüchten, bis er endlich seine Blicke nach Spanien lenkte. Die politische Zerfahrenheit des Landes, dessen Zerfall in einzelne Feudalstaaten bevorzustehen schien, lockte ihn. Eine nicht unbedeutende Zahl arabischer Familien auf der Halbinsel hatte unter dem besonderen Schutze des omaijadischen Hauses gestanden: von ihnen war unbedingt Gunst und Hilfe zu erwarten; den kelbitischen Stämmen aber war zunächst jeder Prätendent willkommen, der den verhaßten Siegern Somail und Jußuf entgegentrat, selbst wenn er, wie Abd er-Rachman, der kaïsitischen Stammesgruppe angehörte. Abd er-Rachman trat mit den omaijadischen Klienten in Verbindung und landete im September 755 an der spanischen Küste. Jußufs erste Unternehmungen gegen ihn schlugen fehl; die angeknüpften Unterhandlungen scheiterten. Im Lager Jußufs sammelte sich die Mehrzahl der kaïsitischen Stämme, während die Kelbiten Abd er-Rachman zuströmten; Hilfstruppen der Berber stießen zu beiden Parteien. Schon im nächsten Jahre trug Abd er-Rachman einen entscheidenden Sieg über seine Gegner davon und besetzte Córdoba (s. die beigeheftete Tafel); darauf unterwarfen sich Jußuf und Somail freiwillig und erkannten den omaijadischen Prinzen als Emir Spaniens an.

Abd er-Rachman setzte die ganze rücksichtslose Energie seines ehrgeizigen Charakters an die Aufgabe, aus Spanien einen selbständigen und einheitlichen Staat zu formen. Nicht wählerisch in seinen Mitteln, schlau und entschlossen, vom Glück ungewöhnlich begünstigt, führte er seine Aufgabe durch; aber behaupten konnte er sich nur, weil die stets zum Aufstande bereiten Araberstämme sich niemals über ein gemeinsames Ziel einigen konnten. Da er fast ohne bestimmten Anhang im Lande war, wandte er das Mittel an, das stets von den Fürsten im Kampfe gegen die Feudalmacht ergriffen worden ist: er schuf sich ein stehendes Heer, dessen unbedingte blinde Ergebenheit sich durch pünktliche Zahlung des Soldes erkaufen ließ. Slawen und afrikanische Berber bildeten den Kern dieser Truppen, die zuletzt bis auf 40000 Mann anwuchsen. Mit ihrer Hilfe vereitelte Abd er-Rachman einen Versuch des abbaßidischen Khalifen, sich Spaniens wieder zu bemächtigen, und warf zahlreiche Aufstände der Araber und Berber nieder; seine Söldner mußten ihn sogar gegen die eigenen Verwandten schützen, die er in einer bei ihm seltenen Anwandlung von Güte an seinen Hof gezogen hatte, und die nun durch Verschwörungen ihren Dank abtrugen. Daß dagegen der Versuch Karls des Großen, das nordöstliche Spanien mit Hilfe arabischer Rebellen zu erobern, fast ganz scheiterte, lag mehr an einer Reihe ungünstiger Zufälle als an dem Eingreifen des Khalifen.

Die Zeit der Omaijaden ist die glänzendste Periode der spanisch-islamischen Geschichte in wirtschaftlicher wie in geistiger Hinsicht. Um indessen die Entwickelung dieser Kultur sowohl als auch ihren allmählichen Niedergang zu verstehen, ist es unerläßlich, zunächst einmal das nichtislamische Spanien ins Auge zu fassen, das aus unbedeutenden Anfängen sich wieder zu erheben begann und dessen Herrscher bald als furchtbare Gegner des Khalifats auf dem Plan erschienen. Am Anfang schien es, als ob nicht nur Spanien völlig von der islamischen Flut überschwemmt wäre, sondern als ob selbst Südfrankreich dem Ansturm der Araber erliegen müßte; erst der glänzende Sieg Karl Martells bei Poitiers 732 scheuchte die Heere des Islam über die Pyrenäen zurück. Aber in Spanien selbst ist wohl niemals von einer wirklichen Unterjochung jener nördlichen Gebirgsbewohner die Rede gewesen, die sich auch vor

Römern und Goten nur vorübergehend gebeugt und teilweise selbst ihre alte iberische Sprache bewahrt hatten. Schwerlich war auch den Arabern an jenen unfruchtbaren Höhen viel gelegen, deren Bewohner wohl das benachbarte angebaute Land durch ihre Einfälle belästigen, aber keine größeren Unternehmungen wagen konnten; man begnügte sich, sie durch besondere Grenztruppen beobachten zu lassen.

Bedenklicher wurde die Lage, als die widerstandsfähigsten Teile des Gotenvolkes sich in den nördlichen Bergen sammelten und mit gewaffneter Hand ihr Erbe zurückforderten. Unter der Führung des Pelayo (Pelagius) schüttelte nicht lange nach der Eroberung das asturische Bergland das Joch seiner Bedränger ab (vgl. unten, S. 418). Als dann die Berber, die größtenteils im Norden Spaniens angesiedelt waren, durch den unglücklich verlaufenden Aufstand gegen die Araber geschwächt und durch eine furchtbare Hungersnot zur Auswanderung nach dem Süden gezwungen wurden, erhoben sich auch die christlichen Bewohner Galiciens; und Alfons, der Herzog des ebenfalls befreiten Kantabrien, wurde nunmehr von der Bevölkerung der spanischen Nordküste als Oberherr anerkannt. Er ging alsbald entschlossen zum Angriffe vor, entriß den Berbern León und Altkastilien und drang an der Westküste bis Coimbra, im Innern bis Toledo vor, wenn er auch nicht alle Eroberungen behaupten konnte. So hatte sich in kurzer Zeit ein christliches Reich gebildet, das im Grunde nichts anderes war als eine Fortsetzung des westgotischen Staates. Das spanische Khalifat hatte fortan mit diesem Gegner zu rechnen.

Da die Khalifen die Alleinherrschaft begründet hatten, so knüpft sich die äußere Geschichte des islamischen Spanien für einige Jahrhunderte an die Personen der Herrscher oder derer, die an ihrer Stelle die Zügel führten. Auf Abd er-Rachman I. folgte sein Sohn Hischam I. (788—796), der alsbald einen Aufstand zweier seiner Brüder zu bekämpfen hatte; diese suchten im Norden des Reiches selbständige Staaten zu begründen; nach blutigen Kämpfen unterwarf er beide. Auch gegen die Christen des Nordens focht Hischam mit Glück, war aber im übrigen eine mehr friedfertige, für die Wohlfahrt seiner Untertanen besorgte Natur. Nach seinem Tode (796) bestieg sein Sohn el-Hakam I. (796—822) den Thron; sofort traten ihm wieder jene beiden Brüder Hischams entgegen, die schon einmal das Reich in Verwirrung gestürzt hatten. Zugleich beunruhigten fränkische Truppen den Nordosten des Landes. Seine Verwandten vermochte er zu bezwingen; gegen die Franken hatte er weniger Glück: Barcelona fiel in die Hände der Christen, und die Anfänge des katalanischen Reiches bildeten sich. Auch gegen die Könige von León standen die Heere Hakams fast beständig unter den Waffen; und die Flotte, die zur Khalifenzeit sonst wenig zu bedeuten hatte, unternahm Streifzüge nach den Balearen und Sardinien. Ein Aufstand der Renegaten (vgl. unten, S. 412) in Córdoba wurde mit furchtbarer Strenge niedergeschlagen, ein Teil der Einwohner zur Auswanderung und zu abenteuerlichen Zügen genötigt, die mit der Niederlassung der einen in Kreta, der anderen in Fes endigten.

Glänzender noch als die Hakams war die Regierung seines Sohnes Abd er-Rachmans II., dem die verschwenderische Hofhaltung der Khalifen zu Bagdad als Ideal vorschwebte. Zu seiner Zeit entstanden Wunderwerke der Baukunst; Dichtung und Musik fanden an den Höfen des kunstsinnigen, aber schwachen Fürsten Schutz und Pflege, während das Kriegswesen vernachlässigt wurde. In grellem Gegensatze zu Abd er-Rachman stand sein Nachfolger Mohammed, ein kalter, geiziger Frömmler, der durch seine verkehrten Maßregeln die Christen Toledos und des südöstlichen Gebirgslandes zum Aufstande trieb. Vor allem verzehrte der furchtbare Aufstand der Christen im Gebiete von Granada die Kräfte des Reiches;

weder Mohammed noch sein Nachfolger Mondhir (886—888) vermochten ihn zu unterdrücken. Mit der abnehmenden Macht der Zentralgewalt begann der Feudalismus, den die arabischen, berberischen und spanischen Edlen vertraten, sein Haupt wieder zu erheben. Gegen beide Feinde nahm der nächste Herrscher Abd Allah (888—912) den Kampf auf; doch der Erfolg war äußerst unbefriedigend. Während fast jeder größere Landherr sich hinter den Mauern seines Schlosses als unabhängigen Fürsten fühlte, drangen die Christen und Renegaten der granadischen Berge unter ihrem Führer Omar ibn Khassun bis vor die Tore Córdobas; die schwache Versöhnungspolitik Abd Allahs blieb erfolglos. In der äußersten Verzweiflung griff er endlich das Heer der Christen an, das seine Hauptstadt bedrohte, und gewann wider Erwarten einen glänzenden Sieg (890). Aber bereits 902 geriet er wieder vor den Unabhängigkeitsgelüsten seiner Aristokratie und den Unruhen seiner spanischen Untertanen in drangvolle Enge. Erst als Abd Allah die Araber des Gebietes von Sevilla, seine gefährlichsten Gegner, wieder für sich gewann, nahm die Macht der Omaijaden wieder zu.

Der Enkel und Nachfolger Abd Allahs, Abd er-Rachman III., befestigte mit kräftiger Hand den wankenden Thron aufs neue. Nachdem 917 der gefürchtete Rebell Omar ibn Khassun gestorben war, erlosch allmählich der Aufstand der Christen. Auch gegen die christlichen Staaten des Nordens wurde der Krieg wieder mit Glück geführt. In Afrika endlich bemächtigte sich der Khalif durch geschickte Benutzung der dortigen Bürgerkriege mehrerer Küstenstädte, und ein Teil Marokkos stellte sich unter seinen Schutz. Nach einer kampfreichen Regierungszeit von 27 Jahren hatte Abd er-Rachman III. das Khalifat in seinem vollen Glanze wieder aufgerichtet; die Grenzen waren gesichert und erweitert, der feudalistische Adel gedemütigt und von allen einflußreichen Stellen verdrängt. Aber freilich hatte Abd er-Rachman in seiner Abneigung gegen die anspruchsvollen arabischen Edlen die verhängnisvolle Gewohnheit angenommen, die wichtigen Ämter mit Freigelassenen und Fremden zu besetzen, vor allem mit jenen „Slawen", die als Kriegsgefangene oder Abenteurer nach Spanien kamen und sich damals wohl in allen christlichen Staaten Europas fanden. Nach einer mittleren Schätzung hatte Abd er-Rachman 6000 „Slawen" in seiner nächsten Umgebung. Durch die Bevorzugung dieser von den echten Arabern verachteten Menschenklasse erweckte der Khalif den höchsten Unwillen seiner Großen. Das sollte ihm mehrmals verhängnisvoll werden; einige Schlachten gingen infolge der schlechten Haltung des einheimischen Aufgebotes verloren. Indessen ward Abd er-Rachman, der unstreitig größte Herrscher der omaijadischen Dynastie, mit wunderbarem Erfolg aller Widerwärtigkeiten Herr, verwand alle Schläge und hob trotz beständiger Kriege die Kultur des Landes in jeder Weise. Ein Heer, wie es das islamische Spanien noch nicht gesehen hatte, stand unter seinem Befehl, und die mächtigsten Fürsten des Morgen- und Abendlandes (so Otto I.) bewarben sich um seine Freundschaft.

c) Die Kultur des omaijadischen Zeitalters.

Wie fast überall bedeutete der Sieg des Arabertums auch in Spanien einen wirtschaftlichen Fortschritt. Die Araber an sich waren durchaus geneigt, sich als Großgrundbesitzer niederzulassen. In diesem Sinne haben sie auch hier und da die feudalistischen Zustände des westgotischen Reiches zunächst bestehen lassen, um schlechthin an die Stelle der gotischen Landherren zu treten. Auch die Goten, die rechtzeitig den Islam annahmen, blieben im allgemeinen im Besitz ihrer Güter, aber ihre Zahl war gering. Ebensowenig genügte die der Araber, um den Feudalismus im großen Stile durchzuführen. Da überdies ein Teil der ansässigen hörigen Bevölkerung dem Islam zufiel, so ergab sich die Entstehung eines freien

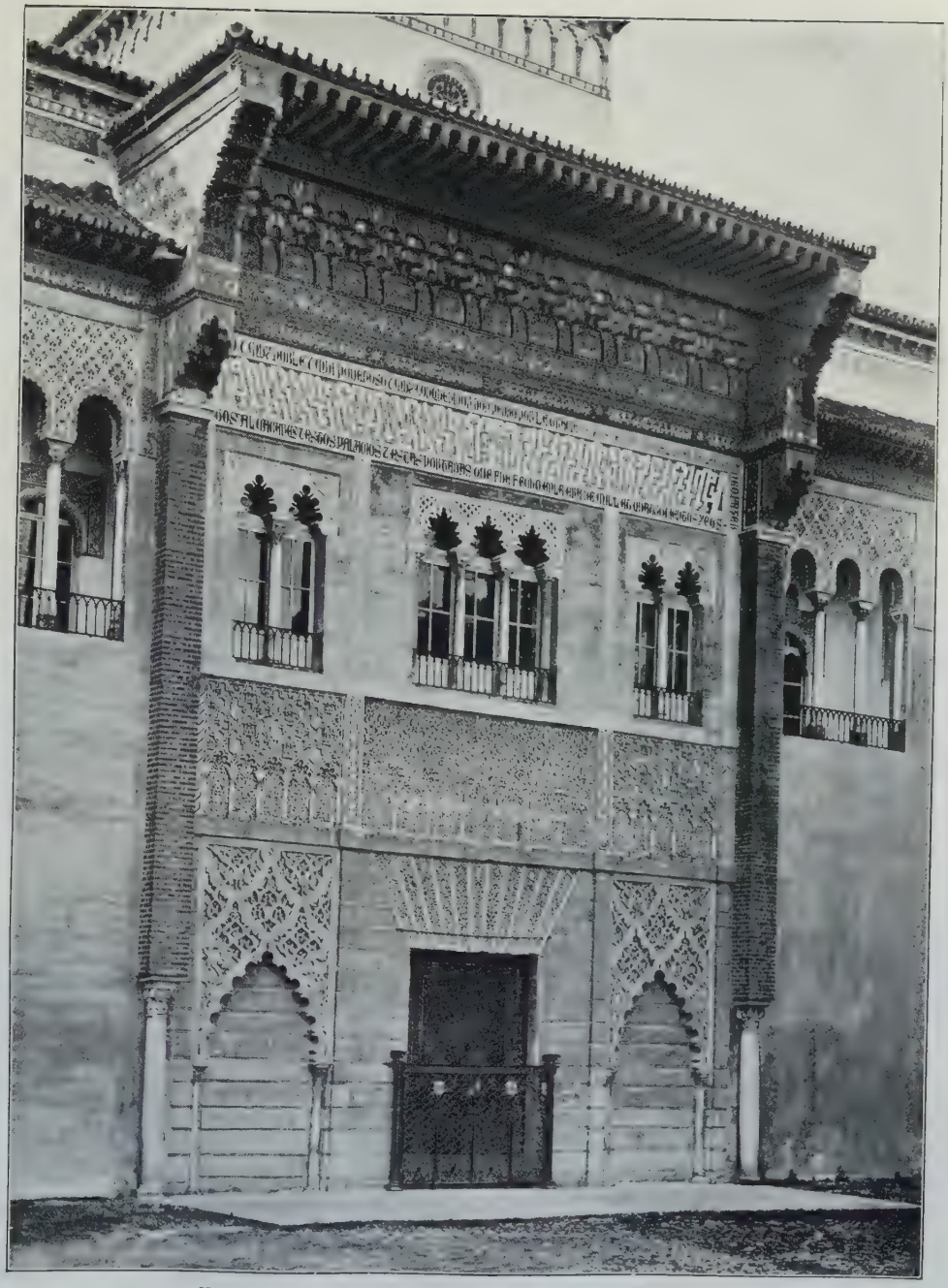
Bauernstandes und die Aufteilung des Großgrundbesitzes unter die Bekehrten von selbst; ja sogar die ihrer Religion treu gebliebenen Christen nahmen an der Gunst der Verhältnisse teil. Durch die arabische Eroberung aber wurde zugleich Spanien ein Glied der islamischen Kulturwelt und empfing als willkommenste Gabe des Ostens jene Künste des Ackerbaues und der Bewässerung, die sich selbst in den unfruchtbaren Gebieten Nordafrikas und Syriens bewährt hatten und nun in den Ebenen Andalusiens Triumphe feierten. Gewächse der östlichen Welt, bis dahin in Spanien unbekannt, wanderten nach der Pyrenäischen Halbinsel. In den Städten, wo noch lange die Christen in der Überzahl blieben, entwickelte sich rasch ein blühendes Gewerbe aus den Resten römischen Kulturlebens. Die Viehzucht leistete durch Züchtung veredelter Schafe (Merinos) und Pferde Bedeutendes. Bald genug verbreiteten sich die Erzeugnisse Andalusiens — Lederwaren (Korduanleder), Waffen, Gewebe, Stickereien — nicht nur im eigenen Lande, sondern wanderten weithin nach den Märkten von Afrika, Irak und Persien. Spanien war wieder der Teil eines Weltreiches geworden, und der kräftige Pulsschlag des Riesenkörpers trieb neues Leben in die stockenden Säfte des iberischen Landes.

Vielfach konnten die freien Bauern ihren Besitz auf Kosten des durch beständige Fehden verarmten arabischen Adels vermehren. In den Städten wuchs der Reichtum und das Selbstgefühl der Bürgerschaft. In Sevilla, wo die ursprünglichen Bewohner teils als neubekehrte Mohammedaner, teils als Christen sich behauptet und den neuen Verhältnissen angepaßt hatten, hatte sich im 9. Jahrh. dies Selbstgefühl in so gefährlicher Weise geregt, daß ein furchtbares Strafgericht über die blühende Handelsstadt hereinbrach (889), die in der Folge wieder in den Händen arabischer Adelsfamilien war. Aber auch die zahllosen Einwohner der Residenz Córdoba bewiesen oft genug einen Geist trotziger Unabhängigkeit. Als in der späteren Khalifenzeit der wachsende Reichtum Einzelner und der Hochmut der Soldateska das alte Gleichgewicht störte, erhob die soziale Frage in der Riesenstadt drohend ihr Haupt.

Wie das Beispiel der Sevillaner zeigt, war das einheimische Element der romanisierten Spanier ursprünglich weder verdrängt noch unterdrückt; ja es behauptete unter Umständen seine Selbständigkeit mit den Waffen in der Hand erfolgreich gegen die Araber, wie der Kampf der Gebirgsbewohner von Granada gegen den arabischen Feudaladel und die Khalifenmacht beweist. Erst nach und nach gingen die zum Islam Übergetretenen in dem neuen maurischen Volkstum auf, während die Christen zurückgedrängt wurden. In den nördlichen Städten, vor allem in Toledo, hielt sich das Christentum sogar bis zur Wiedereroberung. Dieses Nebeneinanderwohnen der Sieger und Besiegten aber brachte es mit sich, daß der Rest römischer Kultur, der die Germanenzeit überdauert hatte, dem Schatz islamischer Gesittung zufloß und die Städte Spaniens zu glänzenden Bildungsstätten erhob, die den Vergleich mit den leuchtenden Mittelpunkten arabischer Kultur im Osten nicht zu scheuen brauchten. Und nicht nur die Schätze der Vergangenheit brachten die Spanier dem Maurentum zu, sondern auch einen Hauch abendländischen Geistes, einen Strom frischen und belebenden Blutes.

In der Hauptsache freilich war und blieb das maurische Volk ein Teil der islamischen Kulturwelt, auch dann noch, als der scharfe Gegensatz zwischen dem omaijadischen und dem abbaßidischen Khalifate die politische Einheit zerstört hatte. Gemeinsamkeit der Sprache und der Sitten verknüpfte die entferntesten Gebiete des neuen Glaubens. Auf den Spuren der Handelskarawanen und der Pilgerzüge wanderten Gelehrte und Dichter von den Grenzen Hochasiens oder aus entlegenen Strichen Arabiens und Persiens an die Khalifenhöfe zu Bagdad und zu Córdoba. Es war nichts Seltenes, daß spanische Philosophen oder Theologen zur Vollendung ihrer Studien Ägypten besuchten und den letzten Schliff an den berühmten Hochschulen von Samarkand und Bochara erwarben.

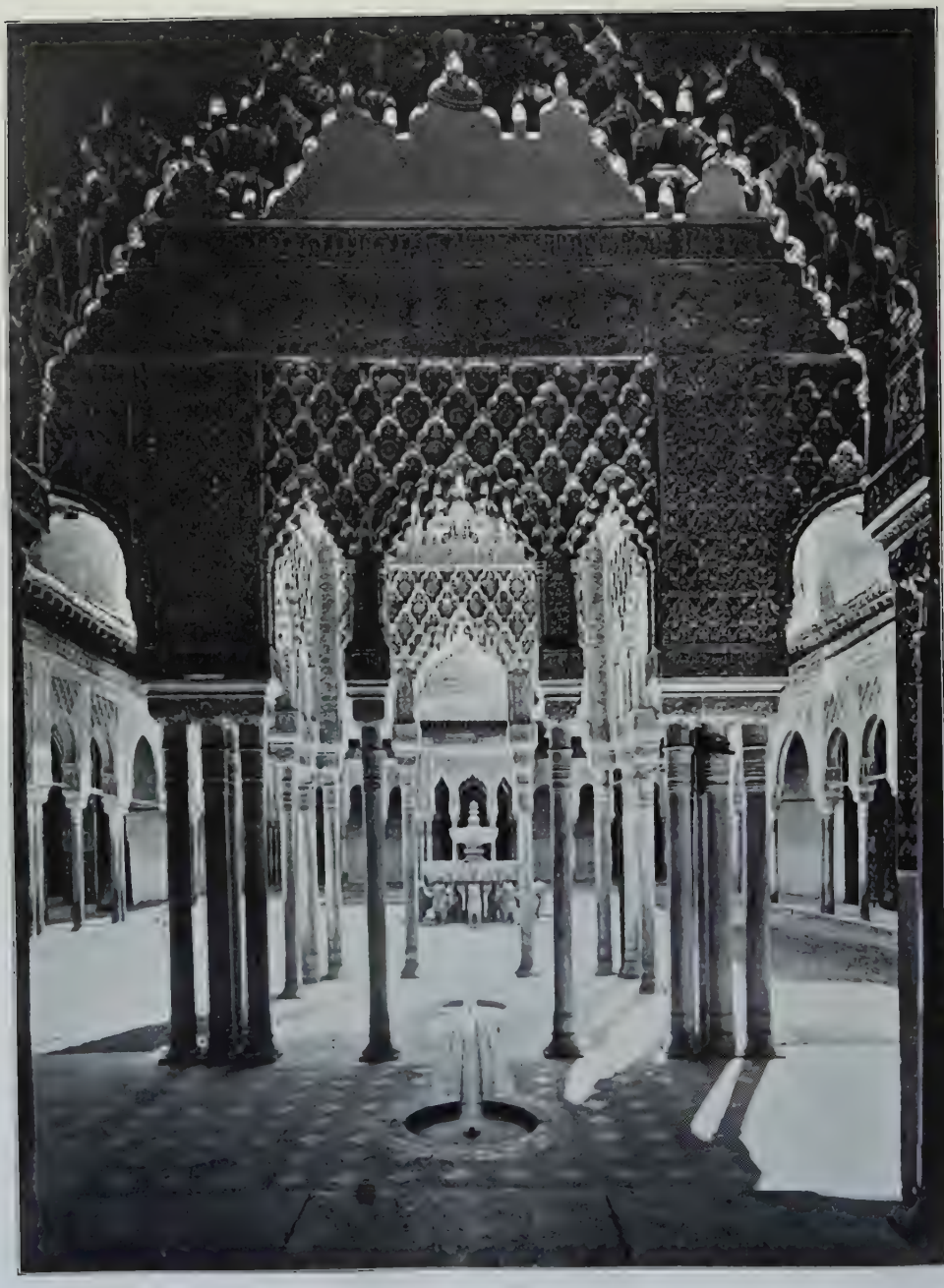
Córdoba selbst aber war eine Universitätsstadt voll trefflicher Lehrer, die aus einer ansehnlichen Menge von Volksschulen die Auslese ihrer Hörerschaft zogen, und deren Ruhm ihnen auch aus Afrika und Asien



Die Hauptfassade des Alcazárs in Sevilla.

Nach Photographie von J. Laurent Nachf., Madrid.

Die reichgegliederte Hauptfassade, wie sie uns heute sich darbietet, ist mit dem Stalaktitenfries unter weit vorspringendem Dache und den Zackenbogen ihrer Fenster und Türen eine Nachbildung der ursprünglichen, aus dem 12. Jahrhundert stammenden Fassade aus dem schon christlichen 14. Jahrhundert. Der ganze Alcazár, das maurische Königsschloß in Sevilla, hat in dieser Zeit einer neuen Anlage Platz machen müssen und nur wenige Reste sind von dem ursprünglichen Bau erhalten.



Der Löwenhof der Alhambra.

Nach Photographie von J. Laurent Nachf., Madrid.

Der Bau des Löwenhofes, so genannt nach den zwölf seinen Mittelbrunnen tragenden schwarzen Marmorlöwen, begann 1377. Er ist 28 m lang, 16 m breit und wird von einer Bogenhalle rings umgeben. Die Bogen werden von einfachen oder doppelten, an den Enden von dreifachen Säulen getragen. In der Mitte jeder der beiden Schmalseiten springt ein mit einer Holzkuppel bekrönter Vorbau nach dem Innern des Hofes vor. An den Wänden über und zwischen den Bogen entfaltet sich die maurische Arabesken- und Spruchornamentik zur reichsten und üppigsten Blüte.

zahlreiche wißbegierige Schüler heranlockte. Tausende von Studierenden füllten die Hallen der Moscheen (s. die Tafel bei S. 409), in denen die beliebtesten der Professoren lehrten. Wie heutzutage in Europa, überwog die Zahl der Brotstudenten, die Theologie und Jurisprudenz betrieben, um den Zugang zur höheren Beamtenlaufbahn zu gewinnen, bedeutend die der übrigen; aber es fehlte darum nicht an solchen, die das Wissen um des Wissens willen erstrebten und den Nachwuchs des Lehrkörpers der Hochschulen bildeten.

Bei den Fürsten und Großen des Landes fand die Wissenschaft fast durchweg Verständnis und Förderung; war doch selbst im Volke die Kunst des Lesens und Schreibens allgemein verbreitet! Als großmütigster Gönner der Gelehrsamkeit bewährte sich der Khalif Hakam. So soll Hakam, wie berichtet wird, eine Bibliothek von 400000 Handschriften vereinigt haben; ja es wird auch angegeben, daß er alle diese Bücher gelesen, die meisten mit Bemerkungen versehen habe. Sicher ist, daß er Córdoba zum glänzendsten Mittelpunkt islamischen Geisteslebens erhob. Die Vermehrung seiner Bibliothek vor allem betrieb er mit größtem Eifer; in allen wichtigeren Städten der mohammedanischen Welt saßen seine Agenten, die den Auftrag hatten, Bücher aufzukaufen oder abschreiben zu lassen. Daß er über den Büchern die Verfasser nicht vergaß, zeigt der Umstand, daß er eine Menge von Gelehrten versammelte, die sich, von seiner Freigebigkeit angezogen, in Córdoba einfanden; und daß der Khalif den Unterricht des Volkes im Auge behielt, beweist die Gründung von 27 neuen Volksschulen in der Hauptstadt.

Alle diese geistige Blüte war nicht eine künstliche Schöpfung des Herrscherwillens, sondern sproßte aus der nährenden Schicht wirtschaftlichen Gedeihens in gesunder Pracht empor. Der Nordeuropäer, der aus den dumpfen Gassen seiner Städte oder den elenden Lehmhütten seiner Dörfer, die sich um die Burgen unwissender Edelleute drängten, in diese lebensfrohe, glänzende Welt versetzt wurde, mochte ein Märchen zu erleben glauben! Der Zauber, dessen verklärender Schimmer noch jetzt um die Hallen des Alcazars von Sevilla oder die Zinnen der Alhambra (s. die beigeheftete Tafel und die bei S. 414) schwebt, übt auf jeden Besucher die mächtigste Wirkung. Hier sind die Stätten, wo die Menschheit nach langer, schwerer Zeit wieder frei geatmet, wo eine reiche, fruchtbringende Kultur geblüht hat als ein Geschenk des Mittelländischen Geistes (vgl. S. 374 ff.).

Auch die Dichtkunst hatte sich hier, vom Geiste westlicher Phantasie befruchtet, fast noch glühender entfaltet als an den Ufern der Zwillingsströme Mesopotamiens. Es ist einer der größten Ruhmestitel des arabischen Volkes, daß es nach allen Weltteilen die Liebe zur Dichtung trug und in seiner Sprache ein Werkzeug, in seinen alten Dichtern ein Muster der Kunst zu den verschiedensten Völkern brachte.

Die Poesie des Wüstenlebens hatte ihre klassische Zeit bereits hinter sich, als sie sich, den Fahnen des Islam folgend, unter den Besiegten verbreitete; sie ließ den Nachfolgern nur die Möglichkeit, sie nachzuahmen und die wenigen einfachen Motive des Wüstendaseins mannigfach zu ändern und zu mischen. Auf die Dauer führte das zu seltsamen Widersprüchen; Dichter, die im Fruchtlande Iraks oder an den Gestaden des Guadalquivir lebten, besangen das Leben unter den Zelten der Wüste, schilderten in gesuchten Bildern die Gefahren der Karawanenreisen oder ließen den Groll längstvergessener Stammesfehden in ihren Liedern wieder aufleben. Es kam dazu, daß die arabische Sprache in den eroberten Gebieten sich bald dialektisch färbte; die reinste Form des Arabischen war nur bei den Beduinen und in den Liedern der alten Zeit zu finden und zu lernen. Nur allmählich haben sich einzelne der islamisierten Völker, vor allem die Perser, von diesen Fesseln befreit. Wenn die Dichter Spaniens nicht ganz zu jener Unabhängigkeit gelangt sind wie die Persiens, so muß man bedenken, daß die Mauren durchaus ein Mischvolk waren, dem die Grundlage alter Überlieferungen und Mythen fehlte. Ein Epos, wie das Heldenbuch Firdusis, vermochten sie nicht zu schaffen; und wenn sie in der Lyrik endlich sich freier zu bewegen begannen, so gestatteten dies nur der Einfluß des Ortes und die Zumischung römisch-iberischen Blutes. Überdies war die Blütezeit des maurischen Volkes von verhältnismäßig kurzer Dauer. Eingeengt von Norden her durch die herandrängenden Streiter des Christentums, im Inneren durchsetzt durch hereinströmende Horden roher Nordafrikaner, durch Kriegsnot und bürgerlichen Zwiespalt in ihrem wirtschaftlichen Gedeihen gestört, mußten sich die Mauren Spaniens bald genug jener dichterischen Träume entwöhnen, zu denen ein glücklicher Himmel und das leuchtende Beispiel ihrer arabischen Vorfahren sie verlockt hatte.

Wir haben Grund, diesen Wandel zu beklagen: waren die Mauren doch die geborenen Vermittler zwischen Ost und West; und so sehr sie im Banne arabischen Geisteslebens befangen blieben, so deutet doch mancher sympathische Zug auf den Einfluß abendländischen Wesens. Das Weib vor allem stand dem islamischen Spanier in der Wirklichkeit wie in der Dichtung höher als seinen Glaubensgenossen in Afrika und Spanien. Der Frauenkultus der Andalusier erinnert zuweilen so auffallend an den der späteren Troubadours und Minnesänger, wie ihre Freude an ritterlichem Wesen an dieselben Neigungen des europäischen Mittelalters. Jene zahlreichen orientalischen Einflüsse, die das Wesen dieses Mittelalters belebt haben, sind nur zum Teil durch die Kreuzzüge herübergeleitet worden, ein großer Teil von ihnen ist vielmehr über Spanien wie über Süditalien in die nördlichen Länder eingedrungen.

Nicht nur im dichterischen Spiel übten die Andalusier die Schärfe ihres Verstandes, die ihren Glaubensgenossen oft Bewunderung abgenötigt hat; auch die Philosophie fand eine Heimstätte und eine Zuflucht vor Verfolgung am Hofe der Khalifen, ihrer Statthalter und Lehnsfürsten, welche die Freiheit ernsten Denkens zu schützen wußten.

Im ganzen war und blieb die Kultur der Mauren ein Teil der islamischen mit ihren Vorzügen und Fehlern. So ist auch die Baukunst, deren entzückende Reste (s. die beigeheftete Tafel „Die Alhambra bei Granada") noch heute in Südspanien das Auge ebenso fesseln wie die herrlichen Kirchen der christlichen Sieger, nur ein Zweig der in der gesamten Welt des Islam herrschenden Architektur, die im Laufe der Entwickelung ihre Hauptzüge nicht verändert hat. Einfach nach außen hin, zierlich und leicht im Inneren, durch unendliche Fülle der Verzierungen den Mangel gewaltiger Züge ersetzend, ähneln die Gebäude der Alhambra durchaus den Palästen der Herrscher Ägyptens oder Mesopotamiens jener Zeit. Wie eine Parallele aber zu dem aus Trümmern älterer Rassen sich bildenden Volkstum der Mauren mutet die große Moschee von Córdoba an mit ihrem Walde von Säulen, die sämtlich antiken Gebäuden entnommen sind, und ihrer bunten, dem Orient entstammenden Ornamentik (s. die Tafel bei S. 409). Ihre im ganzen glänzendste Entwickelung zeigt die maurische Kultur Spaniens zur Zeit Abd er-Rachmans III. und seiner unmittelbaren Nachfolger. Aber manches Reis am Baume der Gesittung gelangte erst später zur reichsten Blüte; und noch zuletzt bewies das auf die Berge Granadas beschränkte Maurenvolk, daß es an Fleiß und Kultur den christlichen Siegern überlegen war.

d) Der Zerfall des spanischen Khalifats.

Während Abd er-Rachman im allgemeinen das Anwachsen der christlichen Reiche im Norden aufhielt und die Grenze sicherte, waren dagegen die Aussichten auf die Gewinnung Afrikas, die der Aufstand des Abu Jasid gegen die Fatemiden erweckte, nur von kurzer Dauer; schon 947 war der Empörer, der wenigstens die geistliche Oberhoheit des Khalifen von Córdoba anerkannte, niedergeworfen und getötet. Spanien war selbst in seiner blühendsten Zeit nicht imstande, Marokko zu unterwerfen; bald genug verdankte es sein Dasein nur dem Beistande der afrikanischen Glaubensbrüder. Unter dem friedliebenden Nachfolger Abd er-Rachmans III., dem Gelehrtenfreunde el-Hakam (Hakem) II., begannen die Angriffe der christlichen Staaten mit verstärkter Kraft; aber die beständigen Zwistigkeiten seiner Gegner und das vortreffliche Heer, das ihm seine Vorgänger hinterlassen hatten, gaben el-Hakam eine derartige Überlegenheit, daß die Kastilianer sich 970 zum Frieden bequemten und dem Khalifen nunmehr Muße gewährten, sich ganz der Kultur des Landes und der Förderung der Wissenschaften zu widmen.

Aber die blühende Kultur des islamischen Spanien, die viele glänzende Städte entstehen

Die Alhambra bei Granada.

Nach Photographie von J. Laurent Nachf., Madrid.

Erklärung der umstehenden Tafel.

„Das Hauptwerk des reifsten und selbständigsten Stiles der maurischen, ja, in manchen Beziehungen der ganzen mohammedanischen Baukunst ist das Alhambraschloß auf der Höhe über Granada. Von den maurischen Beherrschern Granadas im Laufe des 14. Jahrh. erbaut, besteht die Alhambra aus einer Reihe nach und nach nebeneinander entstandener und miteinander in Verbindung gesetzter fürstlicher Wohnungen, die, gemeinsam ummauert, nach außen einer trotzigen Bergfeste gleichen, im Inneren die ganze offene Pracht und heitere Anmut entfalten, über die der arabische Stil verfügt. Deutlich zeigt ein Blick auf den Grundriß des Gesamtbaues, daß das maurische Haus, dem Klima entsprechend, so gut wie das griechische und römische aus einer Reihe von Höfen besteht, auf die sich die angrenzenden Säle und Gemächer öffnen. Die meisten von ihnen öffnen sich mit großen, reich verzierten türlosen Bogen ineinander oder unmittelbar in die Höfe, andere in die Bogengänge, die die Höfe teilweise umgeben. Einige Zu- und Durchgänge sind aber auch mit Prachttüren geschlossen. Die Verschiedenheit der Bodenhöhe, in der die verschiedenen Hauptanlagen liegen, steigert, durch Treppen ausgeglichen, den malerischen Reiz der Durchblicke.

„Über den Säulen der Alhambra herrscht der überhöhte, gestelzte, schlank aufsteigende Rundbogen, der manchmal leise hufeisenförmig geschweift erscheint, manchmal sich in flacherer Breite spannt, selten zugespitzt, um so häufiger aber in kleinere Bogen aufgelöst, mit Stalaktiten besetzt oder mit Zackenspitzen verbrämt wird. Die Säulen sind schlanke monolithe Marmorsäulen, die ebenso oft paarweise wie einzeln, manchmal sogar zu dreien oder vieren gekuppelt, als Bogenträger auftreten. In vielfachen, wenn auch nur leichten Abwandlungen zeigen sie die selbständig ausgeprägte arabisch-maurische Gestalt: Fußringe über der schlichten Basis; zahlreiche, weit herabreichende Halsringe unter dem Kapitell; als Kapitell einen schlanken Blätterkelch unter dem unten eingezogenen, reich skulptierten Würfel, über dem eine Hohlkehle den Übergang zum Bogenträger vermittelt. Die Wände sind deutlich in Sockel, Hauptflächen und Friese gegliedert. Die Sockel sind fast überall mit farbigen Fayencekacheln (hier Azulejos genannt) in einfachen, großen Mustern und prächtigen, aber ruhigen Farben verkleidet. Die Wandfelder über ihnen sind mit den meist in Gips geschnittenen teppichartigen, in reicheren Farben schimmernden Mustern bedeckt, deren üppiges Linienspiel, unendlich fortspinnbar, durch die Umrahmungen abgeschnitten wird. In den Friesen, aber auch in den senkrechten Zierstreifen zwischen den Bogen oder zwischen den Wandfeldern schlingen die ernsten und heiteren Sprüche der Dichter sich in malerischen Buchstaben durch die Arabesken, die auch hier neben den streng stilisierten Blattranken oft natürliche, frisch der Wirklichkeit entlehnte, wenn auch in ihrer Art immer wieder leicht stilisierte Pflanzenformen in sich aufnehmen. Im hellsten, farbigsten Glanze strahlen die Decken, die in der Regel aus hölzernen Stalaktitengewölben in den verschiedensten Abstufungen und Abarten bestehen, manchmal aber, wie in den vorspringenden Pavillondächern, auch die Holzkonstruktion, reich verziert und verschnörkelt, als solche zur Geltung bringen."

Nach Woermann, Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker I (Leipzig und Wien 1905).

ließ und den einzelnen Provinzen Kraft und Selbständigkeit verlieh, wurde schließlich der Alleinherrschaft der omaijadischen Dynastie verhängnisvoll; ein Zerfall des Reiches in Kleinstaaten bahnte sich an. Wenn auch Wohlstand und Gesittung durch diesen Zerfall eher gewannen als verloren, so war doch vorauszusehen, daß die kriegerische Macht der islamischen Spanier dadurch eine bedenkliche Schwächung erleiden würde. Beim Tode el-Hakams II. (976) begann bereits das Vorspiel der Zersetzung, da der Nachfolger des Verstorbenen, Hischam II., erst elf Jahre alt war und verschiedene einflußreiche Persönlichkeiten sich um die Regentschaft stritten (976).

Es war ein Glück für das Reich, daß sich der befähigtste unter diesen Bewerbern, der Haushofmeister ibn Abi Amir oder al-Mansur (Almansor), wie er sich später nannte, mit List und Gewalt der Herrschaft bemächtigte und sie bis ans Ende seines Lebens gegen die verschiedensten Widersacher behauptete. Hischam, der von seiner mit al-Mansur verbündeten Mutter Aurora, einer geborenen Navarreserin, erzogen wurde, war und blieb eine Puppe in der Hand des Regenten. Die Zeit al-Mansurs ist nach außen hin die glänzendste Periode des omaijadischen Reiches. Niemals seit der Eroberung hatte das Schwert des Moslemin so siegreich gegen die Christen gefochten, nie waren die Heerscharen der Andalusier so weit in die Gaue ihrer Erbfeinde eingedrungen. Im Jahre 981 wurde Zamora genommen, 985 Barcelona, 987 das feste León; ungeheuer aber war der Eindruck, als 994—97 al-Mansur bis in das unwirtliche Galicien vorrückte und das Nationalheiligtum des christlichen Spanien, Santiago de Compostela, eroberte und zerstörte.

Solche Erfolge waren nur möglich geworden, nachdem al-Mansur in seinem eigenen Interesse das andalusische Heerwesen gründlich umgestaltet und endgültig mit den Resten der alten arabischen Stammesorganisation gebrochen hatte.

Das Stammesaufgebot wurde gänzlich abgeschafft; die ausgehobenen Landesbewohner teilte man nach Belieben den verschiedenen Regimentern zu. Doch den Kern des Heeres, auf den sich al-Mansur stützte, bildeten teils Berber aus Marokko, teils christliche Söldner aus dem nördlichen Spanien, die es durchaus nicht verschmähten, ihre eigenen Landsleute zu bekämpfen. Waren doch ohnehin die christlichen Staaten beständig miteinander in Fehde und wiesen auch ihrerseits die gelegentliche Hilfe der Mauren nicht zurück! Nachdem der gefährlichste Nebenbuhler al-Mansurs, Galib, der Befehlshaber der nördlichen Grenztruppen und siegreiche Heerführer, geschlagen und getötet worden war, konnte der Regent fest auf die Treue seiner Truppen bauen und alle Versuche, seine Herrschaft zu stürzen, glücklich vereiteln.

Auf die Dauer gereichte das Söldnerwesen dem maurischen Reiche allerdings nicht zum Heil. Immerhin überwogen die günstigen Folgen der Regierung al-Mansurs bei weitem die ungünstigen. Der Wohlstand des Landes, den er mit praktischem Sinne förderte, erreichte wohl unter seiner Leitung den höchsten Gipfel; auch der Ausbau des Straßennetzes ist ihm zu danken, wie denn überhaupt die Regierung großer Feldherren nach dieser Richtung hin schöpferisch zu wirken pflegt. Das mohammedanische Spanien konnte sich Glück wünschen, daß in al-Mansur eine geniale Persönlichkeit mit rücksichtsloser Kühnheit an die Spitze des Reiches getreten war.

Aber schon gegen das Ende der Herrschaft al-Mansurs (gest. 1002) hatte eine gärende Unzufriedenheit fast alle Schichten des Volkes ergriffen. Es waren nicht mehr die alten Ansprüche und Gesinnungen, die sich regten; die Stammesfehden waren vergessen, der arabische Landadel verarmt und einflußlos, die verschiedenen Bestandteile des Volkes mehr oder weniger miteinander verschmolzen. An die Stelle der verschwundenen Gegensätze traten jene neuen, die sich überall da bilden, wo eine blühende Kultur und gewinnreicher Handel Einzelnen zu gewaltigem Reichtum verhelfen, während die Masse der Bevölkerung sich in

Fabriken und großen Gewerbebetrieben auf harte Arbeit und kärglichen Gewinn angewiesen sieht. In der Riesenstadt Córdoba nahm die Bewegung der Lohnarbeiter einen bedenklichen Charakter an, wurde jedoch in ihrem Wesen noch nicht klar erkannt. Wie gewöhnlich, suchte man in bestimmten Personen die Ursache der dumpfen Beklemmung, vor allem in al-Mansur selbst und in seinen treuesten Anhängern, den Hauptleuten der berberischen und der christlichen Söldner. Beim Tode al-Mansurs entstand sofort ein Aufruhr in Córdoba, dessen Bewohner stürmisch forderten, daß Hischam II. fortan selbständig regieren solle; nur mit Mühe ward Mosaffar (Abd al-Melik Modhaffer), der Sohn al-Mansurs, der Empörer Herr. Als aber Mosaffar schon 1008 starb, brach der allgemeine Unwille los; der Bruder des Verstorbenen, der die Nachfolge antrat, wurde vertrieben und getötet.

Daß mit der Beseitigung des Hausmeiertums ganz und gar nichts gewonnen war, zeigte sich bald. Während sich in den Provinzen und Städten des Reiches einzelne Gouverneure und Truppenführer nach und nach unabhängig machten, wechselten in Córdoba die Herrscher oder Regenten, an deren Stelle in Wahrheit bald die berberischen, bald die slawischen Söldner ihre Säbelherrschaft führten, bis dann wieder einmal die Geldleute und Patrizier der Stadt den entscheidenden Einfluß an sich rissen oder der Pöbel in seiner Weise die Leitung des Staates in die Hand nahm. Der unglückliche Hischam II. verschwand spurlos, ohne daß sein Schicksal jemals aufgeklärt wurde; natürlich fehlte es in der Folge nicht an falschen Hischams, die sich für den wiederauferstandenen Schattenkhalifen ausgaben und die Verwirrung vermehrten. Schließlich siegte in dem mehrmals schrecklich verwüsteten Córdoba die aristokratische Partei. Sie machte mit dem Khalifat ein Ende und besiegelte damit den Zerfall des vor kurzem noch so machtvollen Reiches in eine Anzahl von Feudalstaaten und Städterepubliken (1031). Der letzte Khalif aus dem Hause der Omaijaden, Hischam III., starb einige Jahre später, verachtet und vergessen, in Lérida, wo er eine dürftige Zufluchtsstätte gefunden hatte.

Schon lange widerstrebten die Interessen der Großstädte, vor allem Córdobas und Sevillas, denen des übrigen Landes. Die Trennung der großen Fabrik- und Handelsplätze von den Provinzen, deren Gedeihen auf der Landwirtschaft und Hausindustrie beruhte, ließ sich auf die Dauer kaum vermeiden; vielleicht hatte es das Verderben der Omaijaden beschleunigt, daß sie sich allzu eng mit den Interessen der Cordobaner, deren ganze Entwickelung zur Republik führen mußte, verbunden hatten. Von der unruhigen Bürgerschaft der Großstadt verlassen, fanden sie im Lande keine Stütze mehr.

Das Reich fiel naturgemäß den Führern der Söldner anheim, soweit nicht die Reste des arabischen Landadels sich aufrafften und selbständige Herrschaften begründeten. Im Süden waren die Berber mächtig, meist unverfälschte Söhne ihrer rohen, mauretanischen Sippe, handfeste Krieger ohne Bildung, den kultivierten Arabern aufs tiefste verhaßt und an Schlauheit ihnen nicht gewachsen. In Malaga war der Mittelpunkt der berberischen Macht; hier erhob die Familie der Khammuditen, die ihren Stammbaum auf Mohammeds Schwiegersohn Ali zurückführte, Anspruch auf die Khalifenwürde, ohne freilich ihre Forderungen durchsetzen zu können. Später trat Badis, der Herrscher Granadas (1038—1073), an die Spitze der Berberpartei und unterwarf sich 1055 auch Malaga. Badis war der Typus der nordafrikanischen Söldnerfürsten, ein durch und durch roher, leidenschaftlicher Mensch von sehr mäßigem Verstande; zu seinem Glück fand er in dem Juden Samuel (Ha-Nagid) einen Wesir von unübertrefflicher Klugheit und erwarb mit dessen Hilfe nach und nach ein Gebiet, das ungefähr mit dem des späteren Königreiches Granada zusammenfiel.

Weiter im Norden des islamischen Spanien hatten sich Berber, die schon in früherer Zeit eingewandert und so gut wie arabisiert waren, zu Herrschern aufgeworfen, so in Toledo und in Badajoz. Die slawischen Truppenführer hatten sich im Osten festgesetzt; Almeria, Denia, Valencia waren in ihren Händen, dieses allerdings nur kurze Zeit, da sich dort bald ein Amiride, ein Nachkomme des großen al-Mansur, auf den Thron schwang. Im Gebiete von Zaragoza, wo frühzeitig das arabische Element stark vertreten war, bemächtigte sich die arabische Adelsfamilie der beni Hud der Herrschaft.

Im Südwesten trat der Kadi von Sevilla, Mohammed, der im Namen eines angeblichen Hischam II. die Regierung führte, an die Spitze der arabischen Partei und erreichte es in der Tat, daß Córdoba durch die Schwesterstadt in den Schatten gestellt wurde und auch in den von Berbern beherrschten Gebieten die arabische Bevölkerung auf seine Seite trat. Nach dem Tode Mohammeds nutzte sein Sohn, der feingebildete, aber skrupellose Motadhid, die Gunst der Lage und erweiterte den Staat Sevilla derartig, daß selbst Badis von Granada vor dem gefährlichen Gegner zitterte und einmal sogar den Plan faßte, alle Araber Granadas als die natürlichen Begünstiger seines Feindes niedermetzeln zu lassen. Der grelle Gegensatz zwischen der rohen Unkultur des berberischen Emporkömmlings und der geistigen Blüte des sevillanischen Reiches trat noch schärfer hervor, als nach Motadhids Tode (1069) der dichterisch begabte, lebenslustige und doch tatkräftige Mótamid (1069—95) an die Spitze des Staates trat. Der geistige Schwerpunkt des islamischen Spanien lag damals in Sevilla. Auch nach außen hin siegte die Stadt Mótamids über die sinkende Nebenbuhlerin, die alte Khalifenstadt Córdoba. Nachdem er schon einmal in Córdoba eingedrungen war, bemächtigte sich Mótamid 1078 endgültig der Stadt und machte der Patrizierherrschaft ein Ende. Auch Murcia wurde vorübergehend besetzt. Von dem Reiche Granada, das nach Badis Tode (1073) in zwei Teile, Granada und Malaga, zerfallen war, hatte Mótamid wenig zu fürchten.

Und doch stand dieses glänzende Staatsgebäude auf schwachen Füßen: es lebte im Grunde nur von der Gnade der christlichen Fürsten Kastiliens, die gleichsam schon mit dem Schwerte spielten, das die Fremdherrschaft auf spanischem Boden vernichten sollte. Fast alle islamischen Fürsten der Halbinsel, der Herrscher Sevillas an der Spitze, hatten sich bereits unter den Schutz der Kastilier gestellt, bezahlten Tribut und priesen sich glücklich, wenn sie wieder einmal durch List und durch Geld das drohende Verderben abgewendet hatten. Aber allmählich begann der Boden unter ihren Füßen heißer und heißer zu werden. Alfons VI. von Kastilien, der sich den Titel eines Kaisers beigelegt hatte, erfaßte planmäßig die Aufgabe, die mohammedanischen Kleinstaaten zu vernichten. Schon war das Königreich Toledo in die Hände des christlichen Herrschers gefallen (1085), schon war Valencia in äußerster Gefahr, und Zaragoza sah ein kastilisches Heer vor seinen Mauern; ein Teil der maurischen Bevölkerung Spaniens dachte an den Abzug nach Afrika, da Rettung unmöglich schien. Aber noch einmal wurde das Verderben, freilich um einen schweren Preis, abgewendet.

C. Die christlichen Staaten.

Bietet es einen eigenen Reiz, die Entwickelung des maurischen Kultur- und Staatslebens bis zu einem entscheidenden Wendepunkte zu verfolgen und das Entstehen eines neuen Volkes zu beobachten, so ist es nicht minder anziehend, den Blick nach dem Norden der Halbinsel zu richten, wo in den rauhen Gebirgen und auf den bald glühenden, bald von eisigen Stürmen gepeitschten Hochebenen sich die Streiter des Christentums zum Gegenstoße gegen den Andrang einer fremden Rasse und eines fremden Glaubens gesammelt hatten.

Eine Reihe von Staaten war an der Nordküste und am Fuße der Pyrenäen unter verschiedenen Bedingungen und Einflüssen entstanden. Schon in früher Zeit machten sich die Unterschiede geltend, die, durch Landes- und Volksart hervorgerufen, bis über die Mitte unseres Jahrtausends hinaus deutlich erkennbar waren, ja bis zur Gegenwart nicht völlig verwischt worden sind.

a) Asturien.

Der Kern des gotischen Adels hatte sich nach dem mittleren Teile des nördlichen Küstenlandes, nach Asturien, geworfen. Hier erhob Pelayo, den auch die arabischen Geschichtsschreiber kennen, das Banner des nationalen Widerstandes und vertrieb den arabischen Statthalter, der sich zu Gijon niedergelassen hatte. Oviedo wurde (um 800 durch Alfonso II.) die Hauptstadt des neuen Staates, dem sich bald das ebenfalls durch den gotischen Adel befreite Kantabrien im Osten anschloß. Der durch inneren Zwiespalt und Hungersnot angeregte Rückzug der berberischen Ansiedler aus dem nördlichen Spanien gab König Alfonso I. (751—764) Gelegenheit, südwärts in die kastilische Ebene vorzubrechen, das Land am Fuße der Gebirge bis gegen den Duero hin zu besetzen und den Rest Altkastiliens zu einem Grenzsaum umzuschaffen, aus dem die christlichen Bewohner nach den nördlichen Landesteilen versetzt, die mohammedanischen nach dem Süden vertrieben wurden. Alfonsos Nachfolger Froila I. (gest. 768) eroberte darauf Galicien, das wohl niemals den Arabern völlig unterworfen gewesen war.

Das neue Reich war ein Feudalstaat mit all seinen Vorzügen und Schwächen, in Grafschaften geteilt, deren Herrscher mit ihrem Aufgebote streitbarer Mannschaft ebenso bereit waren, gegen die Sarazenen ins Feld zu rücken, wie den eigenen König durch Aufstände zu bedrohen oder sich gegenseitig zu befehden. Gegensätze in Eigenart und Bestrebungen der einzelnen Stämme kamen hinzu; die Basken in der östlichen Provinz Alava zeigten wenig Neigung zu dauerndem Gehorsam, und die trotzigen Bewohner Galiciens, in dessen Täler sich einst zur Gotenzeit die letzten Trümmer der Suewen geflüchtet hatten, äußerten ihren Unabhängigkeitssinn in beständigen Unruhen. Als sich das Gebiet des Reiches von Oviedo nach Süden hin erweiterte und allmählich die Ebenen von Kastilien und Leon sich mit Siedelungen bedeckten, verschob sich der Schwerpunkt des Staates dorthin. Vielleicht trugen die Könige des nordspanischen Christenreiches dieser natürlichen Entwickelung etwas zu spät Rechnung: als Ordoño II. 955 seine Residenz nach Leon verlegte, hatten sich in Kastilien bereits mehrere bedeutende Grafschaften entwickelt, die nur noch in losem Zusammenhange mit dem nunmehrigen Reiche Leon standen. Schon Alfonso III. (der Große, 866—912), der viel für die Befestigung des Staates tat und durch die Sicherung der Duerolinie eine bestimmte Südgrenze schuf, hätte besser getan, das ungünstig gelegene Oviedo zu verlassen; da er überdies das Reich unter seine Söhne teilen mußte, beförderte dieser sonst vortreffliche Herrscher die ohnehin aufkeimende Zwietracht, die es den Mauren möglich machte, ihre eigenen inneren Kämpfe zu beenden und zuletzt unter Abd er-Rachman III. und al-Mansur eine großzügige Grenzpolitik zu betreiben.

Mit Schrecken und Abscheu blickten die feingebildeten Bewohner der andalusischen Städte auf die von Norden heranziehende Gefahr, auf dieses waffenklirrende Reich, dessen Volk nur für Kampf und Fehden geschaffen schien, und dem die Genüsse einer üppigen Natur ebenso fremd waren wie die einer höheren Gesittung. Dieser Feind, das fühlten sie wohl, war unversöhnlich und auf die Dauer unüberwindlich. Zuletzt mußte doch das Schwert entscheiden, wem der Boden Spaniens gehören sollte, den Gläubigen Mohammeds oder den

Kämpfern des Christentums. Der Gegensatz hatte im Laufe der Zeit an Schärfe nicht eingebüßt. In den ersten Jahrhunderten trug die rohe und tapfere Ritterschaft Leóns und Kastiliens zwar getreulich ihre Steuer zur Errichtung jener mächtigen Kirchen und Dome bei, die das Wahrzeichen christlicher Herrschaft waren; aber sie verschmähte es gelegentlich nicht, in maurische Dienste zu treten oder an der Seite der Ungläubigen in lustiger Fehde ihre angestammten Fürsten an die Pflichten gegen den Feudaladel zu erinnern. Ebenso traten arabische Kleinfürsten Arm in Arm mit den Königen von León oder den Grafen von Kastilien gegen das übermächtige Khalifat in die Schranken.

b) Die Staatenbildung an den Pyrenäen.

Das Staatswesen, das, zeitweilig vereinigt oder in einzelne Provinzen zerfallend, Galicien, Asturien, León und Kastilien umfaßte, war die Vormacht des Christentums in Nordspanien; an seine Seite traten die Reiche, die sich in den Tälern und am Fuße der Pyrenäen entwickelten. Der pyrenäische Gebirgswall hatte die Araber nicht gehindert, im ersten Ansturm über ihn hinaus in das südliche Frankreich vorzudringen, wo sie die Besitzungen der Westgoten wie eine Erbschaft in Anspruch nahmen, jedoch bald im Kampfe mit der frischen Volkskraft der Franken erlagen. Narbonne, ihre festeste Stütze, fiel 759 den Franken zu. Nun zeigte sich, daß auch die Pyrenäentäler niemals ganz in den Händen der Araber gewesen waren. Dieselben iberischen Stämme, an denen Römer und Goten vergebens die Kraft ihrer Waffen und ihrer Kultur versucht hatten, die Basken Navarras und Biscayas, hatten auch diesmal nur scheinbar ihren Nacken gebeugt; weiter im Osten hielt sich der gotische Adel und hatte über das Gebirge hinweg Verbindungen mit seinen Stammesgenossen im südlichen Frankreich. Diese Keime neuer Staatenbildungen blühten frischer empor, als Karl der Große seinen Zug über die Pyrenäen unternahm, aus den Gebieten arabischer Statthalter und Kleinfürsten die „Spanische Mark" bildete und die kleinen Anfänge christlicher Staaten sich zu Grafschaften organisieren konnten. Auf diese Weise kamen die späteren Reiche Aragon und Katalonien, zu denen damals der bescheidene Grundstein gelegt wurde, in enge Verbindung mit Südfrankreich und der mitteleuropäischen Kultur, eine Verbindung, die in Sprache und Sitten bis auf den heutigen Tag besteht und das nordöstliche Spanien von Kastilien und seinen Nebenländern unterscheidet.

Das Volk jedoch, das sich auch diesen Einflüssen nicht fügte, waren die Basken. Wie früher gegen die Araber, so wandte sich ihr Unabhängigkeitssinn nunmehr gegen die fränkischen Herrscher und deren Scharen. Der Untergang Rolands und seines Heeres und die in das Jahr 824 fallende Vernichtung eines fränkischen Truppenteiles im Paß von Roncesvalles geben Zeugnis von dieser Sinnesart. Gegen Ende des 9. Jahrh. entstand, indem die baskischen Gebirgsbewohner erobernd bis an den Ebro vordrangen, das Königreich Navarra. Es schien anfangs, als ob dieser neue Staat sich kräftig an der Aufteilung des zerfallenden islamischen Reiches beteiligen wollte: im 10. Jahrh. waren bedeutende Landstriche jenseits des Ebro in navarresischem Besitz. Aber das Baskenvolk bewährte auch hier seine Eigenart, die noch zuletzt in den Karlistenkriegen zutage getreten ist: in seinen Bergen fast unüberwindlich, besitzt es keine Ausdehnungskraft und keine Neigung, die altgewohnten Grenzen zu überschreiten. Navarra verlor 1054 im Kampfe mit Kastilien seine Außenländer und ist fortan auf sein ursprüngliches Gebiet beschränkt geblieben.

Ganz anders entwickelte sich aus dürftigen Anfängen heraus das Königreich Aragon. Als der Staat Navarra entstand, umfaßte die Grafschaft Aragon nur das Hochtal des

gleichnamigen Flusses, das zwischen der Sierra de la Peña und der Pyrenäenkette eingebettet liegt. Ein rauhes und unwirtliches Gebiet, scheint es lange Zeit als ein Teil der spanischen Mark von Grafen gotischen Stammes verwaltet worden zu sein und bildete nach dem Aufschwunge Navarras zunächst einen Teil dieses Reiches. Unter Sancho dem Großen, im Anfange des 11. Jahrh., schien Navarra den Kern eines mächtigen Staates bilden zu sollen, dem durch Heirat auch Kastilien hinzugefügt wurde; allein 1035 zerfiel mit dem Tode Sanchos das Reich wieder. Diesmal erlangte auch Aragon unter Sanchos Sohn Ramiro I. seine Selbständigkeit. Es war ein winziges Reich, das Ramiro beherrschte; im Westen von Navarra, im Osten von dem kleinen Pyrenäenstaate Sobrarbe, der einem seiner Brüder zugefallen war, an weiterer Ausdehnung vorläufig gehindert, sah er vor sich im Tale des Ebro und in dem angrenzenden Berglande mächtige arabische Staaten, deren Mittelpunkt das reiche Zaragoza bildete. Ein Versuch Ramiros, sich Navarras zu bemächtigen, schlug fehl. Dagegen fiel ihm nach dem Tode seines Bruders Gonzalo Sobrarbe zu, das die südlichen Hochtäler der mittleren Pyrenäen umfaßte. Nun trat er auch unternehmender gegen die Araber auf, deren Reich nach dem Tode al-Mansurs (1002) unaufhaltsam zerfiel.

In den beständigen Kämpfen bildeten sich Grenztruppen von unvergleichlicher Tüchtigkeit aus: auf arabischer Seite die Rabiten, auf aragonischer die gefürchteten Almugawaren. In der Tat war ja lange Zeit der Kampf Aragons gegen den Islam, entsprechend den geringen Kräften des kleinen Staates, kein Eroberungskrieg, sondern er zerfiel in eine Reihe von Grenzfehden, die in einer glücklichen Razzia oder der Einnahme eines Schlosses oder Städtchens ihr Ziel fanden. Erst 1096 wurde Huesca erobert und damit die Hauptstadt des Landes aus den Bergschluchten der Pyrenäen in das Hügelland vorgeschoben, das sich nach dem Ebro hinabsenkt. Im Jahre 1118 gab die Bezwingung Zaragozas und des Ebrotales dem aragonischen Reiche seine natürliche Hauptstadt und einen Rückhalt zur weiteren Ausbreitung.

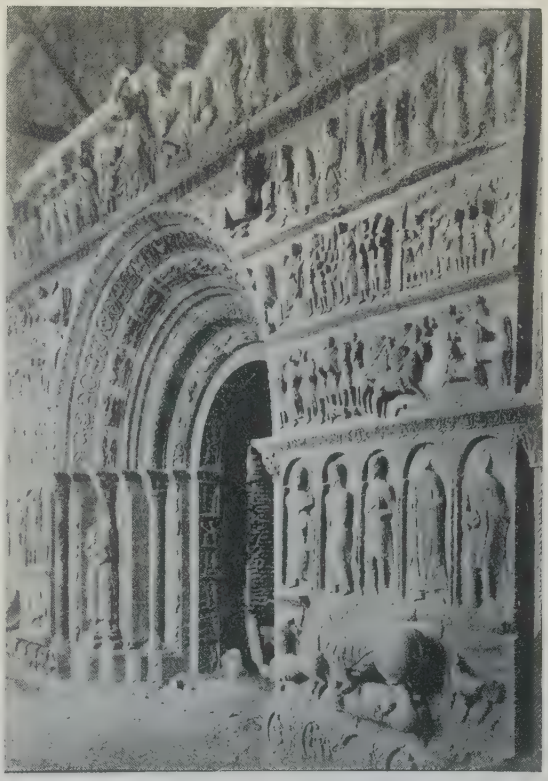
Unabhängig von Aragon hatte sich inzwischen die Grafschaft Barcelona, der Kern Kataloniens, entwickelt. Im nordöstlichen Teile Spaniens war der fränkische Einfluß am stärksten gewesen und hatte sich am längsten erhalten; dies Gebiet hielt kulturell und politisch auch am zähesten an dem mächtigen Nachbarreiche fest. Die Grafschaft Barcelona mag als ein Teil der Spanischen Mark alsbald nach deren Eroberung eingerichtet worden sein und hielt sich, obwohl Barcelona selbst mehrmals wieder an die Mauren verloren ging, mit Erfolg gegen alle Angriffe von Süden her. Als dann 865 die Spanische Mark, die fast nur noch aus der Grafschaft Barcelona bestand, von Septimanien getrennt wurde, war damit der erste Schritt zur Unabhängigkeit getan, und alsbald erwarb ein Geschlecht anscheinend gotischen Stammes die erbliche Herrschaft über Barcelona mit Einwilligung des fränkischen Königs. Nach feudalistischem Brauche zweigten sich von diesem Staate bald einzelne Gebiete, wie die Grafschaften Urgel und Gerona (s. die Abbildung S. 421), ab, bald war fast der gesamte Besitz in einer Hand vereinigt. Daß die Hafenstadt Barcelona, deren günstige Lage zu einer glänzenden Entwickelung führte, stets einen wichtigen Bestandteil des katalonischen Staates bildete, gab ihm von Anfang an einen besonderen Charakter, eine gewisse Freiheit des Lebens und der Sitten, die an provenzalisches Wesen erinnerte. Die Provence war längere Zeit auch politisch mit der Grafschaft Barcelona vereinigt.

c) Portugal.

Weit später als alle übrigen ist das Reich entstanden, das allein auf der ganzen Halbinsel die Unabhängigkeit von dem kastilisch-aragonischen Staate gewahrt, eine selbständige

Schriftsprache und Literatur geschaffen hat, die heutige Republik Portugal. Wenn alle Staaten der Halbinsel, südwärts sich ausbreitend, neue Gebiete gewannen, wenn León das Tochterland Asturiens, Neukastilien das Altkastiliens, Valencia das Aragons ist, so ist Portugals Mutterprovinz Galicien, das rauhe Bergland im nordwestlichen Winkel der Halbinsel. Zu der Zeit, da Portugals Sonderstellung sich geltend zu machen begann, sehen wir Galicien und Portugal in der Hand eines Sohnes des Königs Ferdinand von Kastilien, Garcias, vereinigt (1065). Aber schon damals deutete ein Aufstand der Grafen von Portugal gegen Garcias auf dauernde Gegensätze hin.

Die Eigenart der geographischen Bedingungen hat hier Einfluß geübt. Das ursprüngliche Portugal, das seinen Namen nach der Hafenstadt Porto Calle, dem heutigen Oporto, führt, war das Gebiet zwischen dem unteren Duero und dem Minho, das früh weiter nach Süden hin ausgedehnt wurde und schon 1064 die Stadt Coimbra mit umfaßte. Portugal ist also das Land der iberischen Westküste, das klimatisch begünstigtste, durch seine Randlage und seine Flußmündungen der Außenwelt besonders einladend geöffnete Gebiet, das in dieser Beziehung nur von den Mittelmeerstaaten Katalonien und Valencia übertroffen wird. Das Kernland Portugals insbesondere ist landschaftlich einer der schönsten Teile der Halbinsel, ein lachendes Berg- und Hügelland, das eine eigenartige Bevölkerung bildete, die weder dem Kastilier der dürren Hochebene noch dem rohen Galicier glich. Noch heute haßt der Portugiese den Kastilianer und wählt den beschränkten Galicier, der als Lastträger und Tagelöhner in Portugal sein Brot sucht, zur Zielscheibe seines Spottes.



Tor von S. Maria in Ripoll (Grafschaft Gerona), aus dem 12. Jahrh. Nach Photographie.

Zum Teil sind also geographische Verhältnisse die Ursache, daß Galicien, das seiner Natur nach mehr als ein Bestandteil der nördlichen Küste erscheint, das portugiesische Tochterland nicht festhalten konnte. Daß aber anderseits Kastilien mit aller Kraft das galicische Gebiet behauptete, liegt nicht zum wenigsten an der Begründung des spanischen Nationalheiligtums in Galicien, des in ganz Europa berühmten Wallfahrtsortes Santiago de Compostela. Den Schutz der Gebeine des heiligen Jacobus, des Patrons aller echten Spanier, durfte die Macht nicht aus den Händen geben, die sich als Vorkämpferin gegen den Islam betrachtete und die gesamte Halbinsel ihrem Zepter zu unterwerfen strebte. So war denn der erste Schritt einer selbständigen portugiesischen Politik der Kampf gegen Galicien, das übrigens nur kurze Zeit vom kastilisch-leonesischen Reiche getrennt war. Die Unabhängigkeit

erlangte der junge Staat erst in der Zeit, als unter Alfonso VI. Kastilien die islamischen Kleinstaaten aufs äußerste bedrängte und dann der Rückstoß der afrikanischen Retter des Islam, der Almoraviden, den werdenden kastilischen Großstaat mächtig erschütterte (vgl. weiter unten, S. 424). Alfonso I. von Portugal, Enkel Alfonsos VI. von Kastilien, Sohn Heinrichs von Burgund (der sich Graf von Portugal genannt hatte), wußte seine selbständige Herrschaft gegen Kastilien und León zu behaupten; auf dem Reichstag zu Camego (1143) wurde die Erbfolge des Königreiches festgesetzt und dem Staate seine innere Organisation gegeben. 1147 entriß Alfonso I. den Arabern Lissabon.

d) Die Vereinigung von León mit Kastilien.

Es bedurfte langer, blutiger Auseinandersetzungen zwischen den einzelnen Teilen des nordspanischen Staates, vor allem zwischen León und dem aufstrebenden Kastilien, ehe sich die Gesamtkraft des Landes gegen die Glaubensfeinde im Süden vereinigte. Daß sich auch die Nachbarstaaten Navarra und Aragon in diese Zwiste einmischten, trug durchaus nicht zu ihrer Abkürzung bei. Die klägliche Zerrissenheit des christlichen Spanien benutzten der Khalif Abd er-Rachman III. (912—961) und vor allem al-Mansur (Reichsverweser 977 bis 1002), um durch glorreiche Feldzüge das erschütterte Ansehen des Khalifenreiches im alten Glanze wieder aufzurichten, zum Teil mit Hilfe christlicher Truppen, die sich nicht scheuten, in den Reihen der Erbfeinde ihres Landes zu dienen. Das Königreich León drohte damals gänzlich zu zerfallen; Kastilien war so gut wie selbständig. Als Sancho der Große von Navarra 1028 kraft des Erbrechts Kastilien an sich brachte, nachdem ihm schon Aragon und Sobrarbe gehuldigt hatten, schien sich der Schwerpunkt der christlichen Macht ganz nach Osten zu verschieben. Aber nur scheinbar triumphierte das kleine Navarra. Sancho teilte kurz vor seinem Tode das kaum geeinigte Reich, wobei sein zweiter Sohn, Fernando, Kastilien erhielt. Ein geringer Anlaß genügte, um Fernando in einen Krieg mit dem Könige von León, Bermudo III., zu verwickeln. Nunmehr errang Kastilien endgültig das Übergewicht über das ältere León. Bermudo fiel in der Schlacht, und Fernando nahm als Sieger und naher Verwandter das Erbe des Verstorbenen in Besitz. An die Stelle des alten gotischen Herrscherhauses vom Stamme Reccareds trat damit ein Geschlecht fränkischer Herkunft aus der ehemaligen Spanischen Mark.

Die Vereinigung Kastiliens und Leóns in den Händen eines kastilischen Fürsten war, obwohl noch mancher Erschütterung ausgesetzt, doch entscheidend für Spaniens Zukunft. Nicht lange darauf verlor Navarra seine Eroberungen südlich vom Ebro an das neuaufstrebende Reich und sah damit jeden Weg zu weiterer Vergrößerung versperrt. Die sarazenischen Fürsten von Toledo und Zaragoza beeilten sich, durch Tributzahlungen den gefährlichen Nachbar zu beschwichtigen, solange es eben ging. Nach Fernandos Tode drohte zwar das Reich wieder zu zerfallen; indes endete der Bürgerkrieg zuletzt mit dem vollständigen Sieg Alfonsos VI. (1073). Nun waren neue Eroberungen im islamischen Spanien möglich.

Schon lange hatte sich der größte Teil des alten Grenzsaumes mit christlichen Ansiedlern gefüllt. Die kastilischen Grenzwächter blickten vom Kamme des Guadaramagebirges nach der Tajoebene hinab, und das Gebiet von Toledo suchten mit Vorliebe plündernde Streifscharen heim; die Gelegenheit, nunmehr die Grenze über den Tajo, ja bis an den Guadiana vorzuschieben, war gegeben. Toledo konnte kaum an Widerstand denken, als sich Alfonso in die inneren Zerwürfnisse des kleinen Staates einmischte und seine Absicht zu erkennen gab, die Stadt und ihr Gebiet zu behalten. Die Tore öffneten sich 1085 dem Sieger. Ein Teil der

Bewohner zog nach Süden ab, ein anderer blieb auf Grund günstiger Bedingungen zurück; so hat sich gerade in Toledo ein Rest des alten maurischen Kunstfleißes bis auf die Gegenwart fortgepflanzt. Übrigens hatte sich in der Stadt auch während der islamischen Zeit beständig eine christliche Gemeinde erhalten. Die kühn vorwärtsstrebende Politik Alfonsos spricht sich allein schon in der Tatsache aus, daß er seine Residenz alsbald nach Toledo, dem alten westgotischen Königssitz, verlegte, das offenbar seiner Absicht nach nicht lange mehr eine Grenzstadt bleiben sollte. Damals nahm auch das werdende portugiesische Reich festere Formen an: Graf Heinrich von Burgund, der als freiwilliger Kämpfer nach Spanien gekommen und der Eidam Alfonsos geworden war, erhielt nach einem siegreichen Feldzug an der Westküste das Gebiet zwischen Minho und Tajo als lehenspflichtige Grafschaft (1094). Schon um diese Zeit wurde Lissabon erobert, aber nicht behauptet.

e) Der Osten.

Auch an der Ostküste Spaniens wurde die arabische Herrschaft in diesen Jahren schwer erschüttert, obwohl Alfonso selbst an den Kämpfen nicht teilnahm; es war die ungebändigte Kraft des feudalen spanischen Rittertums, die sich hier unter der Führung eines Mannes geltend machte, welcher der Liebling der Volkssage, der Held eines herrlichen Romanzenkreises und der Typus spanischer Ritterlichkeit geworden ist. Was die beglaubigte Geschichte über Rodrigo Diaz, den Cid oder Campeador von Bivar, (geb. um 1050, gest. 1099) und über sein Leben zu erzählen weiß, ist nicht eben viel. Aus Kastilien wegen seiner unruhigen Fehdelust verbannt, warf er sich an der Spitze eines abenteuer- und beutelustigen Ritterhaufens nach dem Osten der Halbinsel, wo er bald als Verbündeter, bald als Gegner der Sarazenen seine erprobte Lanze führte. Seine glänzendste Zeit brach an, als das Vordringen der Almorawiden aus Marokko die arabischen Kleinfürsten in Schrecken setzte; indem der Cid als ihr Verbündeter auftrat, gelangte er in den Besitz Valencias (1094). Bis zu seinem Tode hat er es behauptet, ohne daß es freilich dauernd in christlichen Händen blieb.

Der Zug des Cid gegen Valencia fällt ungefähr mit der Zeit des ersten Kreuzzuges zusammen. Den kampfeslustigen, glaubensfreudigen Hauch, der damals die Feudalstaaten Europas durchwehte, empfand auch Spanien. Aber hier brauchte man die Feinde des Christentums nicht erst in Jerusalem zu suchen; vielmehr wies ein ausdrückliches Gebot des Papstes die spanischen Kämpfer auf den Krieg im eigenen Lande hin. Besonders aus Frankreich strömten zahlreiche Ritter, wie das Beispiel Heinrichs von Burgund beweist, über die Pyrenäen, um das Gelübde eines Kreuzzuges in bequemerer Nähe zu erfüllen. Die Portugiesen hatten verschiedene entscheidende Erfolge der Hilfe deutscher und niederländischer Kreuzfahrer zu verdanken, die auf dem Seewege Jerusalem zustrebten und in portugiesischen Häfen anlegten. Aber die glänzenden Aussichten auf weitere Eroberungen, die der Fall Toledos erweckt hatte, blieben zunächst unerfüllt; die Moslemin Spaniens, aufs äußerste bedroht, hatten einen Helfer aus Afrika herbeigerufen, dessen starker Arm den Fortschritten der Christen Halt gebot, wenn er auch dem Dasein der meisten islamischen Kleinstaaten ein Ende machte.

f) Kämpfe gegen die Almorawiden und Almochaden.

Dieser Helfer war Jußuf (ibn Taschfin), der Fürst der Almorawiden (Murabiten) in Marokko. In den Almorawiden, die aus den rohesten Nomadenstämmen des westlichen Mauretanien als religiös-kriegerische Sekte hervorgegangen waren, verkörperte sich die fanatische Tatenlust der frühen Tage des Islam; in ihnen triumphierte wieder die Kraft und

Roheit des Nomadismus über die friedlichen Mächte des Ackerbaues und der Gewerbe. In der ersten Hälfte des 11. Jahrh. hatte jene Bewegung begonnen, der die Seiriten, die damaligen Herrscher Mauretaniens, erlagen, und die selbst das alte Gebiet von Karthago den Fatemiden entriß. Marokko wurde als Hauptstadt des neuen Staates begründet. Als dann in der Person Jußufs (regierte 1061—1106) ein schlauer und entschlossener Führer an die Spitze getreten war, da schlug auch für Spanien die Stunde einer bangen Entscheidung: von Norden her wälzten sich die gepanzerten Scharen Alfonsos von Kastilien gegen das blühende Andalusien heran, südlich aber, jenseits der Meerenge, standen die Heere Jußufs bereit, als gefährliche Retter nach dem schwer bedrängten Lande überzusetzen. Die andalusischen Fürsten erbaten die Hilfe des Marokkaners. Jußuf konnte nichts willkommener sein. Im Jahre 1086 landete er mit gewaltiger Heeresmacht und rückte, verstärkt durch das Aufgebot der Andalusier, nach Estremadura vor, das die Kastilier bereits aufs äußerste bedrängten. Bei Salaca (Saccalias), unweit Badajoz, kam es zur Schlacht, in der die Spanier dem schwerbewaffneten Fußvolk und der Negergarde Jußufs erlagen. Wohl erholte sich Alfonso rasch von diesem Schlag und stand schon im nächsten Jahre bereit, jedem Angriff auf Toledo zu begegnen; aber an die Eroberung Andalusiens war vorläufig nicht zu denken.

Um so ungestörter konnte nun Jußuf seine Pläne in Andalusien verwirklichen. Der Almorawide war nicht gewillt, das schwer erkämpfte Gebiet wieder zu räumen, das in seinem Reichtum wie in seiner hoffnungslosen Zersplitterung einem tatkräftigen Eroberer als sichere Beute zufiel.

Abd Allah von Granada war der erste, der einem Statthalter Jußufs weichen mußte. Rühmlicher als er verteidigte sich Mótamid von Sevilla; nach dem Falle Córdobas hoffte er, sich mit Hilfe christlicher Soldtruppen zu halten, erlag jedoch 1091 und vertrauerte in harter Gefangenschaft den Rest seines Lebens. Dann fiel Almeria, bald darauf Murcia; die islamischen Kleinfürsten Valencias leisteten mit Hilfe des Cid verzweifelten Widerstand, vermochten sich aber auf die Dauer nicht zu halten. Ebenso fiel im Westen Badajoz in die Hände der almorawidischen Heere. Nur der Emir von Zaragoza hielt sich durch kluge Politik und dank der günstigen Lage seines kleinen Reiches unabhängig; er schlug, unterstützt von almorawidischen Truppen, drei Angriffe der Aragonesen zurück und entledigte sich dann der unbequemen Gäste mit guter Art. Huesca freilich ging damals an Aragon verloren (1096).

So war denn das islamische Spanien gerettet und die politische Einheit wiederhergestellt, aber um einen schweren Preis. Mit dem idyllischen Leben der kleinen Staaten war es zu Ende; in allen größeren Städten lagen almorawidische Garnisonen, und das Bündnis des Säbels mit dem Koran drückte das freie Geistesleben allenthalben zu Boden. Die Dichter und Philosophen, noch vor kurzem die Zierden glänzender Höfe, irrten als Bettler umher. Mit der einstigen religiösen Duldsamkeit war es vollends zu Ende. Es ist bemerkenswert, daß zu derselben Zeit, da im Norden durch das Eingreifen der Päpste und der Kreuzfahrer der christliche Fanatismus geweckt und geschärft wurde, auch in Andalusien Christen- und Judenverfolgungen begannen und ein Teil der noch immer im Lande zurückgebliebenen Christen, der „Mozaraber", nach Kastilien auswandern mußte.

Der Masse des andalusischen Volkes, die natürlich wenig nach der Bedrängnis der freien Geister und der Ungläubigen fragte, war die almorawidische Herrschaft so lange nicht unwillkommen, als energische Fürsten herrschten. Ordnung im Innern und Sicherheit nach außen, die lange genug gefehlt hatten, kehrten zurück; der Steuerdruck war verringert. Es bedurfte nur günstiger Umstände, um bei dem angeborenen Fleiße des Volkes und der Fruchtbarkeit des Landes den Wohlstand wieder zu heben. Aber dieser glückliche Zustand dauerte nicht lange. Die Barbaren der Wüste, denen die Herrschaft über ein so reiches und

üppiges Land zugefallen war, entarteten mit unheimlicher Schnelligkeit; sie wurden gelehrige Schüler jener lockeren und genußfrohen Lebensführung, die immer die Schwäche und das Verderben der Bewohner Andalusiens gewesen ist. Bald reichten die ordentlichen Steuern für die Bedürfnisse der zahlreichen almorawidischen Beamten nicht mehr aus, die als kleine Tyrannen in den Städten Spaniens schwelgten. Während es mit der kriegerischen Tüchtigkeit der Marokkaner bergab ging, während die Einfälle der Christen wieder in alter Weise begannen und Räuber die Straßen beunruhigten, während Gewerbe und Handel daniederlagen, stieg das Geldbedürfnis jener verhaßten barbarischen Schlemmer nur immer höher.

Solange Jußuf lebte, war noch Ordnung im Reiche gewesen; und sein Sohn Ali, der nach ihm den Thron bestieg (1106), schien kein unwürdiger Nachfolger. Große Erwartungen knüpften sich an seine kriegerische Tüchtigkeit, als er 1108 bei Ucles Sancho, den jungen Sohn Alfonsos VI., schlug: schon hoffte man Toledo wieder in den Händen der Moslemin zu sehen. Allein der Sieg bei Ucles bezeichnet bereits den Höhepunkt der almorawidischen Macht. Ein furchtbarer Schlag für den Islam war es, als 1118 Zaragoza, dessen Fürsten sich mit den almorawidischen Hilfstruppen nicht zu gemeinsamer Abwehr einigen konnten, in die Gewalt der Aragonesen fiel; der nördlichste Vorposten des Arabertums, der Aragon und Katalonien in Schach gehalten hatte, war damit endgültig verloren. Im übrigen artete der Kampf mit den Christen, die damals zum Glück für die Andalusier in innere Streitigkeiten verwickelt waren, immer mehr in einen Grenzkrieg aus, der für beide Teile verderblich und doch ohne dauernde Erfolge war. Den Einfällen der Almorawiden antwortete Alfonso von Aragon 1125 mit einem Streifzug in größtem Stile, der ihn unter Beihilfe der in Granada noch sehr zahlreichen mozarabischen Christen bis vor Granada und in die Nähe von Malaga führte.

Die Reformsekte der Almochaden (al-Muwachidin, „Einheitsbekenner", span. Almohades), deren Begründer Mohammed ibn Tumart sich für den Mahdi (Glaubenserneuerer) ausgab, begann sich in Marokko trotz aller Verfolgungen und Niederlagen zu einer furchtbaren politischen Macht zu entwickeln, deren Spitze sich gegen die Almorawiden richtete. Im Jahre 1145 verlor der Almorawidenherrscher Taschfin Sieg und Leben gegen den Nachfolger des Mahdi, Abd el-Mumin (geb. 1094, gest. 1163). Schon im Jahre vorher war im östlichen Andalusien ein Aufstand ausgebrochen; ihm folgten bald andere in den verschiedenen Provinzen. Ein Zustand unbeschreiblicher Verwirrung herrschte nun wieder im islamischen Spanien. Neue Reiche bildeten sich und zerfielen; eine Provinz, eine Stadt stand gegen die andere in Waffen. In dieser Bedrängnis hielten sich doch die Almorawiden, denen inzwischen mit der Stadt Marokko der letzte Besitz in Afrika verloren gegangen war, in einzelnen festen Städten und Schlössern; ja mit Hilfe christlicher Truppen gewannen sie das schon verlorene Córdoba zurück (1147). Die christlichen Fürsten ließen sich natürlich die Gelegenheit zu Angriffen auf das von Parteiungen zerrissene Land nicht entgehen. Ein mächtiges Heer unter Führung des kastilischen Herrschers Alfonso VII. (1126—57) durchzog Andalusien und Granada und eroberte mit Hilfe einer Flotte, die Genuesen, Pisaner und Katalonier gestellt hatten, die Stadt Almeria, die als festester Schlupfwinkel der islamischen Seeräuber längst den Groll aller christlichen Mächte am Mittelmeer auf sich gezogen hatte (1147). Fast gleichzeitig erstürmte König Alfonso von Portugal Lissabon; der Graf von Barcelona bemächtigte sich Tortosas und damit der Mündung des Ebro.

Allmählich entschied sich das Glück endgültig für die Almochaden. Córdoba fiel in ihre Hände, Almeria ging den Christen wieder verloren. Darauf wurde auch Granada, der letzte Zufluchtsort der Almorawiden in Andalusien, erstürmt; die Reste des einst so mächtigen Volkes

retteten sich nach den Balearen (1157). Der Zerfall des vorübergehend fest geeinigten christlichen Spanien und die daraus entspringenden Wirren gestatteten den Almochaden, sich völlig zu befestigen. Im allgemeinen war ihre Herrschaft milder als die der Almorawiden; waren es doch im Grunde die edleren Teile des nordafrikanischen Völkergemisches gewesen, die sich gegen die Tyrannei der rohen Steppenbewohner um das weiße almochadische Banner geschart und die schwarze Fahne der Almorawiden in den Staub getreten hatten. Immerhin herrschte auch unter den Almochaden das der Kultur wenig zugängliche berberische Volkstum vor; in diesem Sinne war es kein Vorteil für die islamischen Spanier, daß abermals ein starker Strom dieser Rasse über die Meerenge herüberfloß. Mehr als bei den Almorawiden entschied bei den Almochaden die Schlachten das mit langen Lanzen bewaffnete berberische Fußvolk, dem arabische Reiter, christliche Söldner und eine auserlesene Negergarde zur Seite standen. Unter dem Schutze dieses Heeres hob sich der Wohlstand Andalusiens wieder. Die Verwandten des almochadischen Herrschers Abd el-Mumin, die als Statthalter der Provinzen eingesetzt wurden, waren jedenfalls den verkommenen almorawidischen Kriegshauptleuten vorzuziehen. Die Dichter und Gelehrten fanden wieder freigebige Gönner; vor allem wurde die Baukunst mit Verständnis gepflegt, wovon allerdings die afrikanischen Städte mehr Vorteil hatten als die andalusischen.

Nach Abd el-Mumins Tode (1163) unterwarf sein Sohn Jußuf (Jusof) Valencia und Murcia, wo sich eine islamische Dynastie mit Hilfe der Christen behauptet hatte. Der Krieg gegen die christlichen Staaten schleppte sich mit wechselndem Erfolge hin. Erst unter Jußufs Nachfolger al-Mansur (1184—98) unterbrach wieder ein gewaltiger Zusammenstoß die traurige Liste von Belagerungen und Verheerungen.

Zu ihrem Unglücke hatten die Kastilier, die damals auf keine Unterstützung durch ihre Glaubensgenossen rechnen durften, den Almochadenfürsten durch einen verwüstenden Streifzug nach Andalusien gereizt; mit einem ansehnlichen Heer überschritt nun al-Mansur die Meerenge und warf 1195 in der blutigen Schlacht bei Alarcos das kastilische Aufgebot, das einen Zuzug aus Navarra und León vergebens erwartet hatte, zu Boden.

Vergeblich war hingegen der Versuch al-Mansurs, im nächsten Jahre Toledo wieder zu erobern. Selbst die glänzendsten Erfolge der Mohammedaner hielten das nahende Verderben nur auf, ohne eine entscheidende Wendung herbeizuführen; die Wirren, die wieder einmal im christlichen Spanien ausbrachen, blieben für die Almochaden ohne Frucht. Als dann al-Mansurs Nachfolger Mohammed alle Kräfte zu einem furchtbaren Schlage zusammenraffte, da gelang es noch in letzter Stunde, die Einheit unter den christlichen Fürsten herzustellen. In der Schlacht von Navas de Tolosa (1212) wurde das Reich der Almochaden zertrümmert.

Als König Alfonso VI. von Kastilien nach der Schlacht bei Salaca schwer verwundet das Schlachtfeld verließ, da mochte er bereits neue Pläne hegen; schwerlich ahnte er, daß jetzt für mehr als ein Jahrhundert dem Vordringen nach Süden Halt geboten sei und eine Periode innerer Wirren für sein Reich herannahe. Der Tod seines einzigen Sohnes bei Ucles (S. 425) zwang ihn, seiner Tochter Urraca das Reich zu hinterlassen, mit Ausnahme Galiciens, das Urracas Sohn aus deren erster Ehe mit dem Grafen Raymund von Burgund, der spätere Alfonso VII., erhalten sollte. Zunächst freilich schien es, als ob gerade diese Notlage zur Einigung der spanischen Hauptländer führen würde; denn der tatkräftige Alfonso I. von Aragon erbat und erhielt die Hand Urracas von Kastilien. Aber wenn der Aragonese gehofft hatte, nunmehr die ganze Kraft Nordspaniens für seine Zwecke aufbieten zu können, so rechnete er nicht mit dem unbändigen Stolze der Kastilier und mit dem Charakter Urracas, einer echten Tochter ihres Landes. So war denn Alfonso VI. kaum ins Grab gestiegen (1109),

als auch schon Kastilien gegen Aragon in Waffen stand. Bei den nun folgenden Wirren litt Kastilien durch die Auflösung aller Ordnung und Zucht, während der aragonesische Herrscher die ruhigen Augenblicke benutzte, um sein Stammland zu erweitern und das mächtige Zaragoza zu erobern (1118). Urracas Tod (1126) löste das Verhältnis zwischen Aragon und Kastilien; Alfonso VII. trat die Regierung des zerrütteten Reiches an. Unter beständigen Kämpfen gegen die Sarazenen hob sich jetzt wieder die Macht des kastilisch-leonesischen Staates, während Aragon nach dem Tode Alfonsos I. (1134) wieder in seine ursprünglichen Bestandteile Aragon und Navarra zerfiel und damit seine Vormachtstellung verlor. Die Grafschaft Barcelona gewann durch die Vereinigung mit der Provence zeitweilig außerordentlich an Macht und Ansehen.

Der veränderten Sachlage gab Alfonso VII. dadurch Ausdruck, daß er sich 1135 auf dem Reichstage zu León zum *Kaiser von Spanien* ausrufen ließ, anscheinend mit Zustimmung der übrigen Fürsten, die persönlich oder durch Abgesandte vertreten waren. Übrigens hatten schon Ferdinand I. und Alfonso VI. den Kaisertitel vorübergehend beansprucht. Die bald nach der Krönung ausgebrochenen Wirren zeigten jedoch, daß die Fürsten ihr Verhältnis zum Kaiser anders auffaßten als dieser selbst.

Vor allem verfocht *Portugal* jetzt mit Entschiedenheit seine Selbständigkeit und wurde darin von Navarra, dessen Gebirgsvolk wieder einmal seine alte Unbezwinglichkeit bewährte, unterstützt. Graf Alfonso von Portugal nahm 1139 den *Königstitel* an. Indem er 1147 mit Hilfe deutscher und niederländischer Kreuzfahrer Lissabon den Sarazenen entriß, gewann er seinem Land eine würdige Hauptstadt.

Inzwischen aber trat im Osten ein bedeutungsvolles Ereignis ein: Ramiro II. von Aragon trat zurück (1137) und hinterließ das Land seiner zweijährigen Tochter Petronella, die unter Zustimmung von Alfonso VII. mit dem Grafen Raymund Berengar IV. von Katalonien verlobt wurde; der Graf übernahm sogleich die Regentschaft für Ramiro, der sich in ein Kloster zurückzog. Damit waren die Reiche *Katalonien* (Barcelona) *und Aragon endgültig vereinigt*. Für ganz Spanien waren die Folgen dieses Ereignisses von hoher Bedeutung. Indem das seemächtige Katalonien, dessen wichtigste Interessen im Mittelmeere lagen, eng mit dem spanischen Binnenstaat Aragon verknüpft wurde, erhielt es ein zuverlässiges Hinterland, sah aber nunmehr auch seine Bestrebungen mit denen der christlichen Reiche Spaniens verbunden. Da die Entwickelung in Spanien nunmehr auf den Einheitsstaat hinzielte, so ergab sich damit zugleich die Folge, daß Katalonien in Zukunft eine Provinz Spaniens und nicht Frankreichs wurde, und daß alle Eroberungen der katalonischen Seemacht als Erbe dem siegenden Kastilien zufallen mußten. Die spätere Weltmachtpolitik Spaniens beruht zum großen Teil auf dem katalonisch-aragonischen Besitz im westlichen Mittelmeergebiete, mit dessen Erwerbung die Katalonier bald nach der Vereinigung ihres Landes mit Aragon begannen, nachdem frühere Unternehmungen gegen die Balearischen Inseln ohne dauernden Erfolg geblieben waren. Im 13. und 14. Jahrh. dehnte sich der Einfluß der beiden vereinigten Reiche noch weiter aus, so daß das aragonesische Banner über den größten Inseln des westlichen Mittelmeeres mit Einschluß Siziliens wehte und selbst ein Teil Griechenlands auf kurze Zeit die Oberherrschaft Aragons anerkannte. Gleichzeitig aber zwangen die binnenländischen Interessen des Doppelstaates zum Vordringen nach Süden, um einen entsprechenden Teil der maurischen Beute zu sichern; Valencia fiel 1238 in die Hände der Aragonesen. Freilich blieb der Vorteil in diesem Wettkampfe dem Binnenstaate Kastilien, der durch die Besetzung Murcias 1243 das weitere Vorrücken der Aragonesen verhinderte.

Neben diesen äußeren politischen Bestrebungen der spanischen Reiche gingen wichtige innere Umbildungen einher, die gerade dem 11. und 12. Jahrh. eine außerordentliche Bedeutung für die Zukunft des Landes gaben.

Ihrer natürlichen Lage entsprechend, hatten die Staaten Spaniens, insbesondere León und Kastilien, bis dahin ein abgeschlossenes, sich selbst genügendes Dasein geführt. Aus eigener Kraft hatten sie unter unablässigen Kämpfen einen Teil des alten Gotenreiches von den Erbfeinden befreit. Was in dieser rauhen Zeit von Kultur erhalten geblieben war, entstammte in der Hauptsache der glücklichen Periode des gotischen Staates, in dem sich das römische und das germanische Element unter dem Zeichen des athanasianischen Bekenntnisses vereinigt hatten. Der Staat wie die Kirche wurzelten in dieser alten Grundlage; die gotische Liturgie, die westgotische Schrift, die Datierung der Urkunden nach der spanischen Ära (von 38 v. Chr. an) waren äußere Zeichen einer Sonderstellung des spanischen Volkstums, die seinem Wesen durchaus entsprach.

Im Laufe des 11. Jahrh. machen sich bedeutsame äußere, namentlich von Frankreich ausgehende Einflüsse geltend; die von dort eingewanderten Cluniacenser, die ihrer Reform Eingang verschafften, arbeiteten, von der Kurie unterstützt, an der Ausgleichung der durch jene Sonderüberlieferungen sich ergebenden Gegensätze im Sinne strenger kirchlicher Einheit. Die gregorianische Liturgie, fränkische Schrift und Zeitrechnung werden maßgebend; auch das kastilische Schrifttum kann sich trotz aller Bodenständigkeit im Stofflichen des übermächtigen französischen Einflusses kaum erwehren. Einen Mittelpunkt der kirchlichen Reformbestrebungen schufen die französischen Benediktiner in dem mit besonderen Vorrechten ausgestatteten Kloster Sahagun; aus diesem ging Erzbischof Bernhard von Toledo (1086), einer der streitbarsten Vorkämpfer seines Sprengels gegen die Mohammedaner, hervor.

Gleichzeitig brachte die Erregung der Kreuzzüge auch die Ritterschaft Spaniens mit der der Nachbarländer in engere Berührung. In Aragon faßten die Tempelherren Fuß und übernahmen mit glänzendem Erfolge den Grenzkampf gegen die Sarazenen; in Kastilien bildeten sich nach ihrem Vorbild im 12. Jahrh. die Ritterorden von Santiago, Alcantara und Calatrava, in Portugal der Orden von Aviz. Diese Orden erwiesen sich als ausgezeichnete Waffen gegen das Maurentum.

Ritterschaft und Geistlichkeit waren damals gemeinsam mit den Fürsten für die Geschicke des Landes maßgebend. Allmählich begannen neben diesen Elementen hoffnungsvolle Keime einer bürgerlichen Gesellschaft in jenen Städten zu entstehen, die zum Teil im Schutze fester Burgen erwachsen waren, zum Teil auch ihren Ursprung auf die römische Zeit zurückführen konnten.

In manchen von ihnen, vor allem in Toledo, war der alte Bürgergeist nie ganz erloschen; die heldenmütigen Kämpfe der Toledaner um die Selbständigkeit ihres städtischen Gemeinwesens in der maurischen Zeit erinnern an die Taten der großen italienischen Munizipien des Mittelalters. Die Städte Kastiliens und Leóns gewannen erst nach und nach Kraft und Einfluß, nicht ohne Beihilfe der Fürsten, die in den Städten ein willkommenes Gegengewicht gegen den unbotmäßigen Feudaladel sahen und ihnen allmählich auch eine bestimmte Vertretung in den sogenannten „Cortes" einräumten. Die „Konzilien" (s. oben, S. 401), Versammlungen der Adeligen und geistlichen Würdenträger, wurden schon zu Beginn der Reconquista in Asturien und León von den Königen nach Oviedo, León (seit 974), Coyanza (1050), Palencia, Salamanca usw. behufs Beratung über kirchliche und Verwaltungsfragen einberufen. Die eigentliche Legislative war dem Könige vorbehalten. Etwa seit Mitte des 12. Jahrh. taucht der Name „Cortes" für solche Versammlungen auf; mit diesem sind zunächst Tagungen der Vertreter von Munizipien und Gemeinden gemeint, die Cortes sind also als eine Art von Volksvertretung zu fassen, der sich allerdings fallweise auch Vertreter des Adels und der Geistlichkeit anschlossen. Bestimmte Termine für die Abhaltung der Cortes wurden von der Krone in ältester Zeit wohl in Aussicht gestellt, aber nicht streng eingehalten. Waren die Cortes auch zunächst eine beratende, nicht gesetzgebende Vertretung, so stand ihnen doch das Petitionsrecht und die wichtige Befugnis zu, über die vom Könige geforderten Steuern und Abgaben zu entscheiden.

Auch der Schwur, die Gesetze sowie die Sonderrechte der Städte aufrechtzuerhalten, wurde vom Könige vor den Cortes geleistet. Die erwähnten Städteverordnungen, unter denen das (lateinische) Fuero von León von 1020 eines der ältesten ist, gaben den jungen Gemeinwesen Festigkeit und Selbstbewußtsein; die beständigen Kriege, zu denen die Städte ihr Aufgebot zu stellen hatten, weckten die kriegerische Kraft und Übung der Bürger. Bereits 1132 unternahmen die Bürger Salamancas auf eigene Faust einen Streifzug in das Gebiet von Badajoz, der freilich zu ihrem Verderben ausschlug, aber doch das Selbstvertrauen dieser Stadt erkennen läßt. Allmählich gelang es den Städten, ihre Vertretung in den Cortes (s. oben) durchzusetzen. Der städtische Einfluß stieg, als nach der Eroberung Andalusiens die dortigen Städte neu besiedelt und ihnen besondere Privilegien gewährt wurden. So trat wieder eine Reihe durch ihre Lage begünstigter Munizipien, deren Reichtum bald eine bedeutende Höhe erreichte, zu den übrigen hinzu.

Die rasche Niederwerfung der Almochadenherrschaft in Andalusien, von der nur das Königreich Granada als letzter Rest der maurischen Staaten verschont blieb, war das bedeutungsvollste Ereignis des 13. Jahrh. Kastilien trat unter den iberischen Staaten in den Vordergrund, nachdem es wieder einmal seine Kräfte gesammelt und die Bundeshilfe der übrigen Reiche der Halbinsel sich gesichert hatte; aber erst ein langer und mühsamer Weg hatte zu diesem Ziele geführt. Kaiser Alfonso VII. von Kastilien hatte in seinem ruhelosen Leben bald als Bundesgenosse der islamischen Kleinstaaten, bald als Freund der bedrängten Almorawiden immer mit dem Ziel gekämpft, das islamische Spanien zu schwächen und, wenn irgend möglich, in kräftigem Ansturme zu überwältigen. Das Eingreifen der Almochaden in Andalusien durchkreuzte seine hohen Pläne: der letzte Feldzug (1157) mißglückte, und auf dem Rückzuge starb der Kaiser im Engpasse Muradal. Zum Unglück für das christliche Spanien hatte Alfonso sein Reich unter seine beiden Söhne geteilt, von denen Sancho III. Kastilien erhielt, während dem zweiten, Ferdinand II., León mit seinen Nebenländern zufiel. Die Folge war eine Reihe von Kriegen zwischen den christlichen Staaten, die es Portugal gestatteten, seine Unabhängigkeit zu befestigen (vgl. oben, S. 422).

Vielleicht hätte Sancho III., der sich bereits anschickte, den Kaisertitel anzunehmen, das Übergewicht Kastiliens behauptet, wenn nicht sein früher Tod (1170) seinen dreijährigen Sohn Alfonso VIII. (oder IX.; nach kastilischer Zählung den III.) auf den Thron gebracht und damit eine Periode großer Verwirrung eröffnet hätte. Die vornehmsten Adelsfamilien Kastiliens, die von Castro und von Lara, suchten die Vormundschaft über den Knaben an sich zu reißen. Indem sie allenthalben nach Bundesgenossen suchten, zogen sie die übrigen christlichen Herrscher und selbst die Sarazenen in diese Kämpfe hinein; die Macht, die der Feudaladel gewonnen hatte, zeigte sich zum erstenmal in ihrer ganzen Größe. Erst als der junge König die Zügel der Herrschaft ergriff, kehrte Ordnung in das zerrüttete Reich zurück, das bis dahin mehr die Anstrengungen der Ritterorden als seine eigene Kraft vor den Angriffen der Almochaden geschützt hatten.

Alfonso „der Edle" von Kastilien nahm, soweit ihm die Kämpfe mit den christlichen Nachbarn dazu Zeit ließen, den Krieg gegen die Almochaden mit Nachdruck auf, erlitt aber einen niederschmetternden Mißerfolg, als der Kern des kastilischen Heeres in der Schlacht bei Alarcos erlag (1195; vgl. oben, S. 426).

Aber gerade die hierdurch geschaffene Notlage zwang die christlichen Staaten zu größerer, nunmehr auch von der Kurie (Innocentius III.) geförderter Einigkeit und zu gemeinsamer Abwehr der Erbfeinde. Den Bemühungen der von Rom aus geleiteten Geistlichkeit gelang es, eine begeisterte Kreuzzugsstimmung in Spanien zu erwecken, der sich endlich keiner der Fürsten zu widersetzen wagen durfte; selbst aus Frankreich strömten Glaubenskämpfer in großer Zahl nach Spanien. Bei Navas de Tolosa in der Nähe des oberen

Guadalquivir traf das vereinigte christliche Heer auf die Almochaden und warf sie in mörderischer Schlacht zu Boden (1212).

D. Kastilien und Aragon.

a) Machtstellung Kastiliens.

Nach dem Tode Alfonsos des Edlen (1214) hinderten zunächst Thronstreitigkeiten in Kastilien jeden Fortschritt. Endlich aber ging die Krone, da die unmittelbaren Nachkommen Alfonsos starben, an Ferdinand III., „den Heiligen", den Gründer der Kathedrale von Toledo (s. die Abbildung S. 431), Sohn des Königs von León, über (1217—52), der nach dem Ableben seines Vaters abermals die Reiche Kastilien und León in seiner Hand vereinigte (1230). Damit schloß die Zeit der Kriege zwischen beiden Reichen ab; die Vormachtstellung Kastiliens war endgültig begründet.

Nun erst konnten die Früchte des Sieges von Navas de Tolosa gepflückt werden. Die Almochaden hatten sich von ihrer Niederlage nicht wieder erholt: Aufstände der Andalusier und Thronstreitigkeiten schwächten ihre Macht von Jahr zu Jahr mehr. So war an dauernden Widerstand gegen die kastilischen Waffen nicht zu denken.

Die alte Khalifenstadt Córdoba fiel 1236 in Ferdinands Gewalt, so sehr auch der damalige Führer der andalusischen Mauren, Motawakkel, ein Abkömmling der beni Hud von Zaragoza (vgl. oben, S. 417), noch einmal mit allen Kräften den Entsatz der Stadt betrieb. Nach Motawakkels Tode sammelte sich der Kern der Mauren um Mohammed ben Alachmar, den Sohn eines edlen andalusischen Geschlechtes; dieser setzte sich im Berglande von Granada fest und gründete hier ein Reich, das längere Dauer hatte. Indem er die Oberlehnsherrschaft Ferdinands anerkannte und sich sogar zur Eroberung Sevillas mit ihm verbündete, wandte Mohammed die drohende Gefahr von seinem im Entstehen begriffenen Staat ab. Auch Murcia unterwarf sich der Lehnsherrschaft Ferdinands 1243, freilich ohne dauernd diese halbe Unabhängigkeit behaupten zu können. Den zähesten Widerstand leistete das volkreiche Sevilla, das erst 1248 erobert wurde.

Da schon zehn Jahre vorher Valencia den Aragonesen zugefallen war (S. 427) und die Portugiesen Algarwe an sich rissen, so beschränkte sich der Rest der islamischen Herrschaft, die ein halbes Jahrhundert vorher noch eine so drohende Macht gewesen war, auf das kleine, aber überraschend lebenskräftige Reich Granada, auf Murcia und den unbedeutenden Kleinstaat Niebla.

Ein großer Teil der Mauren Andalusiens wanderte aus, so namentlich die Bewohner Sevillas und anderer Städte, während die Landbevölkerung vorläufig meist zurückblieb. Das jugendkräftige spanische Volkstum gab den Städten bald eine neue Einwohnerschaft; schon 1263 schlossen die andalusischen Städte auf Wunsch des Königs Alfonso X. einen Bund, eine „Hermandad", zum Schutze gegen Granada, dessen Fürst damals mit Hilfe marokkanischer Hilfstruppen seine Unabhängigkeit wieder zu erringen suchte und darin von Murcia und Niebla unterstützt wurde. Der Aufstand der Mauren mißlang; nur dem schlauen Granadiner glückte es, durch rechtzeitige Unterhandlungen das alte Lehnsverhältnis wieder herzustellen, während Murcia und Niebla nunmehr völlig Kastilien einverleibt wurden. Hierdurch war ein Zustand geschaffen, der noch zwei Jahrhunderte dauerte.

Anfangs freilich schien es, als ob der Siegeslauf der kastilischen Fürsten nicht an der Meerenge Halt machen würde: Alfonso X., der seinem Vater Ferdinand 1252 folgte, rüstete mehrmals zu einem Einfalle nach Marokko. Aber die ungünstige, durch die Eroberungskriege verursachte Finanzlage Kastiliens, die Alfonso vergebens durch eine Münzverschlechterung zu heben suchte, hemmte das weitaussehende Unternehmen, bis der phantastische Plan des Königs, seine Erbansprüche auf das Herzogtum Schwaben durchzusetzen und die deutsche

Königskrone zu erringen, die kastilische Politik aus ihrer natürlichen Bahn riß. Wirkliche Erfolge erzielte Alfonso nicht; 1282 mußte er, kurz vor seinem Ende (1284), erleben, daß König Pedro III. von Aragon den Aufstand der Sizilier gegen Karl von Anjou benutzte, sich in den Besitz dieser reichen Insel zu setzen (vgl. unten, S. 434). Die Brücke nach Italien hatten die Aragonesen mit der Eroberung der Balearen bereits 1229 geschlagen.

Auch ohne die Großmachtspolitik Alfonsos hätten die Eroberungen einstweilen wohl einen Abschluß gefunden; es nahte die Zeit, da jene scharfe Auseinandersetzung zwischen Königsmacht und Feudalismus stattfinden mußte, die alle mittelalterlichen Staaten mit aufsteigender Entwickelung durchzukämpfen hatten. Daß sich dieser Kampf nicht leicht und nicht in wenigen Jahren beenden ließ, war vorauszusehen. Der Versuch Alfonsos X., durch ein allgemeingültiges Gesetzbuch die innere Einheitlichkeit seines Reiches anzubahnen, hatte nicht den gewünschten Erfolg. Anderseits hebt es die spanische Literaturgeschichte rühmend hervor, daß der „gelehrte König" eine schriftstellerische Tätigkeit entfaltete, die in ihrer die Dichtkunst ebenso wie die Mathematik, die Historie ebenso wie die Astronomie, die Jurisprudenz ebenso wie die Naturkunde umfassenden Universalität fast ohnegleichen dasteht. Alfonso X. ist der beste spanische Stilist seiner Zeit, ja der Schöpfer der spanischen Schriftsprache überhaupt und hat hierdurch zweifellos auch in politischer Hinsicht wichtige Anregungen gegeben.

Die Kathedrale von Toledo, 1227 von Ferdinand III. von Kastilien auf dem Platze einer Moschee begonnen, 1463 vollendet. Die Kathedrale ist ein fünfschiffiger Prachtbau ohne vorspringendes Querschiff, aber mit doppeltem Chorumgang und mit Kapellenreihen, die nur die Westseite verschonten. Die äußeren Seitenschiffe sind niedriger, aber breiter als die inneren. Nach Photographie von J. Laurent Nachf., Madrid.

Aber sein schwankender, phantastischer Sinn ließ ihn allzu vielfältige Interessen verfolgen und, „während er nach den Sternen sah, den Boden verlieren". So kam es, daß der König, der die Hand nach der deutschen Königskrone ausgestreckt hatte, mit schweren inneren Wirren kämpfen und einen Teil des Adels unter Führung der Lara (vgl. S. 429) und im Bunde mit dem Fürsten von Granada gegen sich im offenen Aufstande sehen mußte.

Zum Glück fand Alfonso in König Jaime von Aragon einen bereitwilligen Helfer. Der Aragonese kannte den Adel; in seinem Reiche war der Konflikt, der in Kastilien erst zum Ausbruch kam, zum Teil bereits ausgefochten worden.

Pedro II. von Aragon (1196—1213) hatte, um die Erblichkeit seiner Würde zu sichern und den Einfluß des Adels auf die Königswahl zu brechen, sein Reich der Form nach von Papst Innocentius III. zu Lehen genommen und durch dieses Mittel in der Tat seinen Zweck erreicht (1204). Zur Ruhe gebracht war der aragonesische Adel dadurch allerdings nicht. Wie König Jaime über ihn dachte, beweisen seine Worte an Alfonso X.: „Zwei Stände im Staat sollt Ihr besonders pflegen und heben: die Geistlichen und die Bewohner von Städten und Ortschaften; denn diese liebt Gott mehr als die Ritter, die mehr als irgendein anderer Stand zur Auflehnung gegen ihre Herren geneigt sind."

Da endlich auch Alfonsos Sohn Sancho das Banner des Aufstandes erhob, so befand sich das kastilische Reich beim Tode des Königs in der größten Verwirrung. Sancho IV. (1284—95) machte den verfehlten Versuch, eine einzige Familie, die Haro, zu begünstigen und gegen die übrigen Adelsgeschlechter auszuspielen, geriet aber durch die Unersättlichkeit und den Undank seiner Schützlinge bald in große Verlegenheiten. Das Unheil schien noch zu wachsen, als nach Sanchos Tode sein unmündiger Sohn Ferdinand IV., zunächst unter der Regentschaft seiner Mutter Maria de Molina, auf den Thron gelangte. Aber Maria de Molina begriff die Lage besser als Sancho, indem sie sich, statt auf den unzuverlässigen Feudaladel, auf die Städte Kastiliens stützte. Städtebünde (Hermandades), deren ersten Alfonso X. 1263 unter den Städten Andalusiens gestiftet hatte (S. 430), entstanden nunmehr in allen Provinzen; mit ihrer Hilfe erkämpfte Maria de Molina die Anerkennung ihres Sohnes und nach dessen Tode (1312) die ihres Enkels Alfonso XI. Daß nur der Einfluß dieser außerordentlichen Frau die völlige Anarchie verhindert hatte, zeigte sich darin, daß nach ihrem Ableben 1321 das Reich in arge Zerrüttung verfiel. Erst als Alfonso XI. im Alter von 14 Jahren 1325 die Zügel der Regierung mit kräftiger Hand ergriff, besserten sich die Zustände wieder. Ein ungeheures marokkanisches Heer, das 1340 über die Meerenge setzte, stand der geeinigten Volksmacht Kastiliens gegenüber; am Salado wurde es bis zur Vernichtung geschlagen. Darauf nahm Alfonso nach langer Belagerung auch Algeciras, eine der Haupteinfallspforten der Afrikaner. Bei dem vergeblichen Versuch dagegen, Gibraltar den Granadinern zu entreißen, starb der König im Lager an der Pest (1350).

In Alfonsos XI. jungem Sohne Pedro I. gelangte eine jener Persönlichkeiten auf den kastilischen Thron, die als eigentümliche Vorkämpfer der Königsmacht in verschiedenen Ländern erstanden sind.

Pedro, der sich bald den Beinamen „der Grausame" verdiente, vertrat nicht mit offener Stirn und tapferem Arm seine Sache; mit den Waffen der List und, wenn es sein mußte, des Verrates strebte er nach Stärkung der königlichen Gewalt nicht nur dem Adel, sondern auch den Städten gegenüber, deren Selbstbewußtsein sich unter Maria de Molina mächtig gehoben hatte. Wenn Pedro schließlich doch nicht in der Weise sein Ziel erreichte, wie ein Jahrhundert später der ihm geistig verwandte Ludwig XI. von Frankreich, so liegt die Schuld vor allem daran, daß Pedro kein ganzer, gefestigter Charakter war, und daß das ungezügelte Aufschäumen seines Jähzornes und seiner Sinnlichkeit seine Pläne zerstörte und hemmte. Dies wurde ihm um so verderblicher, als an die Spitze der Opposition kein geringerer als sein Halbbruder Heinrich von Trastamare trat, ein Mann, der in seinem bewegten Leben ein großes Maß von Ausdauer

und Verschlagenheit zeigte und Eigenschaften des Charakters besaß, die ihm die aufrichtige Zuneigung seiner Anhänger verschafften. Pedros unglückliche Ehe mit Blanca von Bourbon, sein Verhältnis zu Maria Padilla, deren Kinder er schließlich als legitim erklärte, sein heimtückisches und gesetzloses Verfahren gegen alle, denen er mißtraute, entfremdeten ihm nach und nach fast alle Schichten des Volkes und ließen die günstigen Folgen des absolutistischen Regiments vergessen. Nach wiederholten Mißerfolgen besiegte Heinrich von Trastamare seinen Bruder am 14. März 1369 bei Montiel und erschlug ihn, der so oft Verrat geübt hatte, verräterischerweise bei einer Unterredung mit eigener Hand (23. März 1369).

Der Sieger konnte sich als Enrique II. (1369—79) nur dadurch behaupten, daß er eine große Anzahl der dem Königtume günstigen Verfügungen Pedros rückgängig machte und Teile des Kronlandes mit freigebiger Hand seinen Anhängern zuwies; nur mit Schwierigkeit beseitigte dann sein Nachfolger Juan I. (1379—90) durch Rückforderung der zeitweise verliehenen Domänen die bedenklichen Folgen dieser Maßregel wieder. Da auch der folgende König, Enrique III. (1390—1406), dieser Politik treu blieb, so erlangte die Königsmacht allmählich eine gewisse Festigkeit. Leider brachte die schwächliche Regierung Juans (1406—54) die günstige Entwickelung zum Stillstand. Unter Enrique IV. (1454—74), den seine Günstlinge beherrschten, und der den bezeichnenden Beinamen „der Ohnmächtige" erhalten hat, schien aller Boden, den das Königtum im Kampfe gegen den Feudalismus gewonnen hatte, wieder verloren zu gehen. Der Bürgerkrieg brach 1465 offen aus; als der junge Infant Alfonso, den man Enrique entgegengestellt hatte, schon 1468 starb, richteten sich die Blicke der Unzufriedenen auf die mutmaßliche Thronerbin Isabella (s. die nebenstehende Abbildung), die Schwester des Königs. Da war es nun von ausschlaggebender Bedeutung für die Zukunft Spaniens, daß diese Prinzessin gegen den Willen ihres Bruders 1469 dem Thronerben von Aragon, Fernando, ihre Hand reichte und damit den ersten Schritt zur Vereinigung der beiden mächtigsten Reiche der Pyrenäischen Halbinsel tat. Als Enrique am 11. Dezember 1474 starb, war diese Vereinigung in greifbare Nähe gerückt.

Isabella die Katholische. Porträt eines unbekannten Meisters. Nach Photographie von J. Laurent Nachf., Madrid.

b) Aragon.

Die Entwickelung Aragons bietet vom 13. bis zum 15. Jahrh. im allgemeinen ein erfreulicheres Bild als die Kastiliens; hier verfolgten Fürsten eine weitschauende Politik, zu der die glückliche Lage ihres Reiches aufforderte. Vornehmlich war es der katalanische Teil des Landes, auf den sich die Könige bei allen größeren Unternehmungen stützen konnten, während Adel und Städte im binnenländischen Aragon eine ähnliche Haltung beobachteten wie die kastilischen Großen.

Pedro II. hatte dadurch, daß er sein Reich vom Papste zu Lehen nahm, wenigstens der Einmischung der Stände in die Thronfolge ein Ende gemacht (vgl. S. 432); dieses Lehensverhältnis hinderte ihn jedoch durchaus nicht, im Waldenserkrieg, in dem er schließlich seinen Tod fand (1213), als Gegner der Kurie und ihrer Helfer aufzutreten. Sein Nachfolger Jaime I. vollendete während seiner langen Regierung die Unterwerfung Valencias, dessen einheimische Bevölkerung größtenteils im Lande blieb und als hörige Untertanenschaft des katalanischen Adels, der hauptsächlich an der Eroberung beteiligt gewesen war, nach wie vor die reiche Huerta von Valencia bebaute. Schon damals entwickelte sich das freundliche Verhältnis des hohen Adels zu den fleißigen Mauren, das auch später von Bedeutung war; bereits der erste Versuch, die Mohammedaner völlig zu vertreiben, scheiterte an dem entschiedenen Einspruch der in Valencia begüterten Feudalherren.

Unter Jaimes Nachfolger Pedro III. (1276—85) nahm die überseeische Politik des Reiches, das auf der spanischen Halbinsel nichts mehr erwerben konnte, einen glänzenden Aufschwung. Das Volk Siziliens, das in der blutigen Vesper (1282) die Herrschaft Karls von Anjou abgeschüttelt hatte, bot seine Krone Pedro III. als dem Schwiegersohne König Manfreds an und empfing den mit starker Heeresmacht landenden Aragonesen jubelnd als Befreier und Retter. Was die Kraft des seemächtigen Katalonien, das auch diesmal fast allein die Kosten des Krieges trug, in dieser Zeit zu vollbringen imstande war, zeigt der siegreiche Widerstand, den Pedro III. und sein kühner Seeheld Roger de Lauria einer übermächtigen Zahl von Feinden, darunter dem Papst und dem König von Frankreich, leisteten.

An den Gefahren und dem Ruhm dieser Kriege nahm Aragon, das sich als echter Binnenstaat in seiner Weise fortentwickelte, wenig Anteil; aber gerade diese innere Entwickelung, die darauf hinzielte, die Übel des Feudalwesens durch Vereinigung aller ordnungliebenden Elemente ohne Hilfe eines absoluten Königtums abzuschwächen, ist höchst beachtenswert, mochte sie auch die äußere Politik der Könige oft unliebsam durchkreuzen. Es waren hier wiederum die Städte, die sich an die Spitze der Bewegung stellten; ihre Vertreter traten zu Juntas zusammen, die vor allem der öffentlichen Sicherheit ihre Tätigkeit widmeten und alljährlich einmal ihre Vertreter nach Zaragoza entsandten. An der Spitze dieser Einrichtung, die sich vortrefflich bewährte, stand der Oberrichter „Justicia" von Aragon, vor dessen fast souveräner Gewalt unter Umständen auch der König zurückweichen mußte.

Als Jaime II., um zu einem dauernden Frieden mit Frankreich und dem Papste zu kommen, Sizilien wieder aufgab, behauptete sein Bruder Friedrich mit Hilfe der dortigen Aragonesen und der Sizilianer die Insel, obwohl Jaime sogar seine Gegner mit Truppen und Schiffen unterstützte. An Stelle Siziliens hatte Jaime vom Papste Sardinien und Korsika zu Lehen erhalten. Obgleich Friedrich Sizilien noch immer behauptete, scheute sich Jaime nicht, sich 1322 dieser Inseln zu bemächtigen.

Im Grunde kämpfte in diesem Falle Barcelona, das den größten Teil der Rüstungen aufbrachte, gegen das handelsmächtige Pisa, dessen Besitzungen auf Sardinien damals verloren gingen. Bald aber trat an die Stelle der sinkenden Handelsmetropole an der Arnomündung ihre alte Nebenbuhlerin Genua, um mit Katalonien den Kampf um die Vormachtstellung im westlichen Mittelmeer und um den Besitz Sardiniens, das diese Stellung gewährleistete, mit aller Energie aufzunehmen; in dem verlustreichen Kriege wurde Sardinien von den Katalanen nur mit Mühe behauptet.

Während die Katalanen, eng verbunden mit dem Königtum, eine weitschauende See- und Handelspolitik betrieben, kam es in Aragon zu denselben Kämpfen zwischen Feudalismus und Absolutismus, die Kastilien verheerten, wenn auch die gesündere Entwickelung Aragons sich darin zeigte, daß hier im allgemeinen Adel und Städte gegen den

König zusammenhielten. Zu derselben Zeit, da Peter der Grausame von Kastilien mit dem Lehensadel im Kampfe lag, sah sich Pedro IV. von Aragon zu einer Auseinandersetzung mit den Aragonesen genötigt, denen sich die Valencianer in ihrem Widerstand anschlossen, während Katalonien an den Wirren nicht teilnahm.

Ganz nach kastilischem Muster stand an der Spitze der Adelsunion, die sich gegen den König bildete, ein Infant des königlichen Hauses. Mit mehr Glück als sein kastilischer Namensvetter besiegte Pedro IV. die aragonesischen und valencianischen Barone bei Epila in offener Feldschlacht und brachte durch verständige Ausbeutung seines Erfolges die Macht des Königstums auch in Aragon zur Geltung (1348). Daß damit noch keineswegs eine ruhige Entwickelung verbürgt war, zeigte sich unter Pedros Nachfolgern; die beständigen Kämpfe um Sardinien und um das wieder mit Aragon vereinigte Sizilien boten dem Feudaladel noch oft Gelegenheit, der königlichen Macht Schwierigkeiten zu bereiten.

Eben war die aragonesische Herrschaft auf Sardinien wieder befestigt worden, als mit dem Tode König Martins (1409) das alte Geschlecht der Grafen von Barcelona ausstarb und der Thronfolgestreit neue Verwirrungen herbeiführte. Glücklicherweise einigten sich die Stände bald dahin, den Infanten Fernando von Kastilien, einen Enkel Pedros IV., auf den Thron zu erheben.

Fernando I. (1412—16) ließ erkennen, daß auch er die Stärkung der Königsmacht mit allen Mitteln anstrebte. Sein Nachfolger Alfonso V. (1416—58) dagegen warf sich eifrig auf die äußere Politik und erwarb nach 22jährigem Kampfe das Königreich Neapel. Die Verteidigung des Errungenen und die beständigen Konflikte mit Genua hielten den König bis zu seinem Tode in unaufhörlicher kriegerischer Tätigkeit. Die enge Verbindung mit Italien blieb nicht ohne günstigen Einfluß auf die spanischen Länder: ein Hauch jenes Geistes, der die Renaissance in Italien heraufführte, wehte bereits bis nach den Küsten Iberiens und fand am Hofe des Königs und unter der reichen Bevölkerung Barcelonas Aufnahme und freudiges Verständnis; schon zur Zeit König Martins veranlaßte die „Verweichlichung" des Hofes den rauhen Feudaladel zu bitteren Beschwerden.

Barcelona, dessen Bürgerschaft fast den ganzen katalanischen Seehandel in ihrer Hand vereinigte und die eigentliche Trägerin der großangelegten äußeren Politik des Landes war, stand jahrhundertelang mit der Königsmacht in gutem Einvernehmen; es ist das ein gutes Zeugnis für das kluge Verfahren der Fürsten und beweist, wie sehr die Nachkommen der alten Grafen von Barcelona ihre Interessen als denen der Stadt gleichlaufend erkannten. Zum ersten Male nahm jetzt unter Juan II. (1458—79) Barcelona eine dem Königtum feindliche Haltung an; die äußere Veranlassung dazu gab eine Reihe trauriger Vorgänge in der königlichen Familie.

Das kleine Königreich Navarra war nach dem Erlöschen der alten Herrscherfamilie an Carlos, den ältesten Sohn Juans aus erster Ehe und voraussichtlichen Thronerben Aragons, gefallen. Nun aber versuchte die zweite Gemahlin Juans, die Kastilierin Juana Enriquez, mit einer Energie, die vor keiner Untat zurückschreckte, das aragonesische Reich und Navarra ihrem eigenen Sohne Fernando zuzuwenden. Die Folge war ein Bürgerkrieg, der selbst dann nicht enden wollte, als Carlos 1461 plötzlich starb, wahrscheinlich an Gift, und bald darauf auch seine Schwestern, auf die seine Ansprüche übergegangen waren, sein Schicksal teilten. Barcelona vor allem setzte den Kampf mit verzweifelter Energie fort, rief verschiedene fremde Fürsten zu Hilfe und wurde erst 1472 zum Gehorsam zurückgebracht.

Der Plan, Navarra mit Aragon zu vereinigen, an dem Juana ebenfalls arbeitete, gelang zunächst nicht. Durch das Vordringen der Kastilianer nach Süden war Navarra von jeder Teilnahme an der maurischen Beute ausgeschlossen gewesen; auch hatte es nach dem Aussterben des Königshauses Champagne längere Zeit (1285—1328) zu Frankreich gehört, war aber, als das Haus Valois in Frankreich auf den Thron kam, wieder selbständig geworden.

Eine merkwürdige Parallele zu Peter dem Grausamen von Kastilien bildete Karl II. der Böse (1349—87), dessen Nachfolger, Karl der Edle, das von jenem gestiftete Unheil wieder gutmachen mußte. Diesem folgte 1441 seine mit Juan von Aragon vermählte Tochter Blanca, deren Sohn dann in dem Streit um die Nachfolge in Aragon in so trauriger Weise sein Ende fand; die Mutter Blancas aber, die nunmehr die Regierung Navarras übernahm, hinterließ das Land ihrem Enkel, von dem es schließlich auf den Grafen von Perigord, Jean d'Albret, überging. Da griff nun der Herrscher Kastiliens und Aragons, Fernando der Katholische, gewaltsam ein und vereinigte Obernavarra mit seinem Reiche (1512). Das nördlich von den Pyrenäen gelegene Niedernavarra blieb im Besitze Jean d'Albrets. Damit war, nachdem auch die Grafschaft Roussillon aus den Händen der aragonesischen Könige in die der Herrscher Frankreichs übergegangen war, die beste, weil die natürliche, Grenze Spaniens überall hergestellt (s. die Karte bei S. 388); der werdende Großstaat begann der Gefahr feudalistischer Zerrissenheit der Landesteile ernstlich entgegenzutreten.

Nicht ohne Schwierigkeiten vollzog sich die Vereinigung Aragons und Kastiliens, zu der die Vermählung Fernandos mit Isabella (1469) den Grundstein gelegt hatte: Isabella, eine echte Tochter Kastiliens, wußte ihrem Gatten gegenüber die Rechte ihrer Stellung zu wahren und wurde dabei von ihren Untertanen, die eifersüchtig jeden Übergriff der Aragonesen beobachteten, kräftig unterstützt. Allmählich indessen stellte sich, da wirkliche Neigung den Bund geschlossen hatte, ein gutes Verhältnis zwischen den Gatten her. Die Einigung aller jener Länder, die wir heute unter dem Begriff „Spanien" zusammenfassen, war hierdurch endgültig vorbereitet.

E. Portugals Heldenzeit.

Noch zur Zeit, da Kastilien seine Binnenpolitik verfolgte, hatte das kleine Portugal, das seine Lage auf das Weltmeer hinauswies, mit zäher Tatkraft ein neues Feld seiner Bestrebungen aufgesucht und durch glänzende Entdeckungen an der afrikanischen Küste bereits die allgemeine Aufmerksamkeit erweckt, bis dann endlich Vasco da Gama in glorreicher Fahrt (1497—99) den Seeweg nach Ostindien eröffnete. Neid und Nachahmungslust wurden dadurch in Kastilien erregt; später folgten auch die Niederlande und England dem gegebenen Beispiel. Insofern ist Portugal der Pfadfinder auf dem Wege der überseeischen Politik Europas; hierzu war das Land nach seiner endgültigen Trennung von León (vgl. oben, S. 420 und 427) durch eine eigenartige Entwickelung befähigt worden.

An Fehden und Thronstreitigkeiten mit Feudaladel und Geistlichkeit fehlte es auch in Portugal nicht; aber in alle diese inneren Kämpfe tönt gleichsam das Rauschen des Meeres hinein, das die Uferbewohner auf seine Fluten hinauslockt und fröhlichen Wagemut in ihren Herzen weckt. Das Meer ist nicht nur die natürliche Grenze Portugals, es ist zugleich seine Stütze; aus ihm zieht es die Berechtigung eines besonderen Daseins und die Kraft, seine Eigenart gegen das Binnenland zu behaupten. Wie eng der kleine westiberische Staat an die See gebunden ist, zeigt ein Blick auf die Landgrenze gegen das spanische Reich, die mit bemerkenswerter Genauigkeit in immer gleicher Entfernung vom Meeresufer südwärts zieht (s. die Karte bei S. 388). Soweit der feuchte Hauch des Meeres das Küstenland bestreicht und beherrscht, so weit reicht Portugals Gebiet, das Stammland portugiesischer Sprache und portugiesischen Volkstums.

Während im Süden Spaniens noch das Königreich Granada jahrhundertelang allen Angriffen trotzte, hatte Portugal den Rest des ihm verfallenen maurischen Landes schon damals unterworfen, als nach der

Schlacht bei Navas de Tolosa das almochadische Reich zusammenbrach; um 1250 waren die heutigen Grenzen des portugiesischen Staates festgelegt. So war denn Portugal zu einer Zeit, da sich Kastilien noch in inneren Fehden und Maurenkriegen verzehrte, in derselben Lage, in der wir Spanien erst nach dem Falle Granadas finden: die Tatenlust des kriegerisch erzogenen Volkes suchte jenseits des Meeres Raum für neue Unternehmungen. Eine Seemacht war Portugal seit 1180, als es den ersten glänzenden Seesieg über die Mauren erfocht; eine königliche Kriegsmarine besaß es schon unter Sancho II. (1223—45). Der reiche Fischfang an der portugiesischen Küste, vor allem der blühende Walfischfang, erzog erprobte Seeleute. Daß es nicht an Bauholz für die Schiffe fehlte, dafür sorgte König Diniz (Dionysius; 1279—1325), der mit einer für seine Zeit bewundernswerten Einsicht die Dünen der Küste durch Aufforstung befestigte und den Grund zu den ausgedehnten Nadelholzwäldern legte, die noch heute Portugals Höhen und Strandebenen vor den kahlen Gefilden Spaniens auszeichnen. Portugal hatte das Glück, in der entscheidenden Zeit nach Beendigung der Maurenkriege eine Reihe vorzüglicher Fürsten zu besitzen, die nicht der Versuchung einer abenteuerlichen äußeren Politik unterlagen, sondern die Kräfte des Staates auf die wirtschaftliche Hebung des Landes verwendeten.

Freilich weisen die Verhältnisse in Portugal viel deutlicher und zwingender als in Spanien auf die wahren Quellen des Gedeihens hin. Schon früh hatten sich Handelsbeziehungen zu den nördlichen Ländern Europas entwickelt, die ein vortrefflicher Markt für die Ausfuhrartikel Portugals, Fische, Wein, Wachs und Öl, waren und die Erzeugnisse ihres Gewerbes: Leinen- und Wollwaren vor allem, im Austausche zu bieten hatten. Im 14. Jahrh. waren dann in der Straße von Gibraltar portugiesische und genuesische Handelsschiffe zusammengetroffen. Bald entsandten die unternehmenden Kaufherren Genuas und Pisas ihre Segler nach der Mündung des Tajo (portug. Tejo), wo man sich des Vorteils der nunmehr angeknüpften Handelsverbindung mit dem Mittelmeere wohl bewußt war. Die Könige zögerten nicht, Genuesen als Flottenführer und Lehrmeister aller Schiffahrtskünste in ihre Dienste zu ziehen; das königliche Kriegsgeschwader aber, das beständig an der Küste kreuzte, diente vielmehr dem Schutze des Handels als kriegerischen Plänen. In jeder Hinsicht zeigte sich in Portugal frühzeitig Verständnis für alle wirtschaftlichen Fragen. Eine gegenseitige Versicherung der Schiffseigentümer, wohl die älteste von allen, entstand 1370; die Ausartungen des Strandrechts, die anderswo noch bis vor kurzem blühten, waren bereits früh beseitigt worden. Daß die Landwirtschaft dem Handel und Gewerbe gegenüber nicht zurücktrat, dafür sorgten der fruchtbare Boden und der werktätige Eifer der Fürsten.

So war Portugal ein glückliches, sich selbst genügendes Land, bewohnt von einem zahlreichen, wohlhabenden und dabei kriegstüchtigen Volke, das allen gelegentlichen Angriffen der kastilischen Nachbarn widerstand. Mehr als einmal wandten sich, da mit den Waffen nichts auszurichten war, die Könige Kastiliens mit der Bitte um eine Anleihe an die finanzkräftigen portugiesischen Vettern, deren Kassen der Handel einen unerschöpflichen Goldstrom zuführte. Nur wenn die Fürsten Portugals von ihrer bewährten Politik abwichen und ihren Einfluß auf der Pyrenäischen Halbinsel zu erweitern suchten, wie namentlich der als kastilischer Thronbewerber auftretende Fernando I. (Ferdinand der Schöne; 1367—83), mußte auch Portugal einen Teil des Unheils erfahren, das die Feudalstaaten der Hochebene zerrüttete; die Belagerung Lissabons durch die Kastilianer (1372) erschütterte das Gedeihen des Landes, mochte auch schließlich ein glänzender, allerdings schwer erkämpfter Sieg — bei Aljubarrota (1385) — den Portugiesen zuteil werden.

Bald darauf wurde der Mann geboren, der dem aufstrebenden Geiste seines Volkes eine neue Bahn der Entwickelung zeigen sollte: Prinz Henrique (Heinrich, geb. 1394, gest. 1460), dem später der ehrenvolle Beiname „der Seefahrer" zuteil wurde, ein Sohn João's (Johanns) I. von Portugal.

Den heranwachsenden königlichen Prinzen wurde Gelegenheit zu ritterlichen Taten gegeben, als man 1415 eine Heerfahrt gegen die Stadt Ceuta unternahm, die sich damals, dank ihrer günstigen Lage, einer hohen Blüte erfreute und zugleich die Ausfallspforte Marokkos gegen die Pyrenäische Halbinsel war. Daß es sich nicht nur um ein romantisches Abenteuer handelte, sondern auch der Wunsch dabei mitwirkte, den Seehandel durch die Straße von Gibraltar zu sichern und die lästigen Zölle, die zu Ceuta von allen vorüberfahrenden Schiffen erhoben wurden, zu beseitigen, ist sehr wahrscheinlich. Der mit großen Mitteln unternommene Handstreich glückte. Als die Marokkaner ihrerseits die Stadt wiederzunehmen suchten, hatte die Ritterschaft Portugals, dem Wunsche des Königs entsprechend, Gelegenheit, ihren Kampfesmut zu erproben.

Einer aber war unter den Kämpfern, dem bei all dem Kriegslärm der umflorte Blick des afrikanischen Sphinx, dessen rätselhafter Glanz seltsame Wunder verhieß, tief ins Herz gedrungen war, Prinz Henrique. Von dem Tage an, da er den Boden Afrikas betrat, erwuchs in ihm der feste Entschluß, die Geheimnisse dieses Sphinx zu lösen und immer aufs neue Schiffe südwärts zu entsenden nach den sagenhaften Ländern, über die aus alter Zeit unsichere Kunde herüberdrang, und deren Schätze dem zufallen mußten, der zuerst kühnen Mutes ihr Gestade betrat. Das erste Fahrzeug, das der Infant ausgerüstet hatte, verließ 1420 den Hafen von Lagos. Vom Sturme verschlagen, entdeckten die Führer im Ozean das Inselchen Porto Santo; von hier aus wurde dann noch in demselben Jahre Madeira erreicht. Die Auffindung dieser herrlichen Insel, auf der bald Wein und Zuckerrohr in Fülle gediehen, und deren vortreffliches Holz dem Schiffbau zustatten kam, spornte zu weiteren Unternehmungen an. Die Kanarischen Inseln, von den Portugiesen bereits um 1335 aufgefunden, hatten inzwischen andere Herren bekommen; es galt nun, südwärts die afrikanische Küste hinabzufahren und vor allem das gefürchtete Kap Bojador zu umschiffen, das mit wirklichen und eingebildeten Schrecken die Seefahrer bedrohte. Zwölf Jahre währte es, ehe das Wagnis gelang (1434). Dann hielten die Streitigkeiten, die nach dem Tode seines Bruders Duarte (Eduard; gest. 1438) um die Regentschaft entbrannten, den Prinzen längere Zeit von der energischen Verfolgung seiner Pläne ab. Immerhin erlebte es Heinrich noch, daß der Gambia von den portugiesischen Seefahrern erreicht und ein lebhafter Handelsverkehr begonnen wurde, der leider, sehr gegen den Willen des einsichtigen Fürsten, vielfach in Raub und Plünderung ausartete.

Henriques Tod (1460) lähmte für eine Weile den kühnen Entdeckungsgeist der Portugiesen. Erst unter João II. (1481—95) trat ein neuer Aufschwung ein. Nachdem schon 1486 das Kap der Guten Hoffnung erreicht war, umschiffte Vasco da Gama die Südspitze Afrikas und ging am 20. Mai 1498 im Hafen von Kalikut an der Küste Vorderindiens vor Anker. Dem Unternehmungsgeist der Portugiesen erschloß sich damit ein ungeheures Gebiet, das die Entdeckung Brasiliens (1500) noch vergrößerte. Einen raschen Aufschwung des Handels, eine außerordentliche Zunahme des Reichtums hatten die Entdeckungen zur Folge.

Auf die Dauer freilich wurde der riesenhafte Besitz verhängnisvoll. Der Wunsch, schnell und ohne ernste Arbeit unermeßlichen Reichtum zu erringen, bemächtigte sich des ganzen Volkes, das ohnehin kaum Menschen genug besaß, um die neuen Besitzungen zu verteidigen und zu besiedeln. Während es in den Kolonien von Abenteurern wimmelte, verödeten die bisher so blühenden Gefilde des Mutterlandes. Die Austreibung der maurischen Bevölkerung, die in die Zeit Manuels des Glücklichen oder Großen (1495—1521) fällt, vollendete die beginnende Zersetzung des wirtschaftlichen Lebens. Bald darauf wurde die Inquisition

mit ihren Schrecken in Portugal eingeführt. So erschöpfte sich Portugal in seinem Überflusse noch rascher als das größere und widerstandsfähigere Spanien.

F. Der Untergang des letzten Maurenreiches.

Das Dasein des Königreichs Granada hing seit der Eroberung Andalusiens durch die Kastilianer von den politischen Verhältnissen in den christlichen Staaten Spaniens ab. Solange mehrere christliche Reiche auf der Halbinsel nebeneinander bestanden und sich durch beständige Fehden schwächten, war auch Raum für den kleinen islamischen Staat im andalusischen Berglande, der als Gegner gefürchtet, als Bundesgenosse willkommen war.

Die ausgezeichnete geographische Lage des letzten Maurenreiches begünstigte die wohlberechnete und lange Zeit erfolgreiche Politik seiner Herrscher. Umgeben von schroffen Gebirgswällen, überragt von den schneegekrönten Zinnen der Sierra Nevada, reich bewässert von den Bächen und Flüssen des Hochgebirges, dehnt sich das Herz des Reiches, die blühende Vega von Granada, aus. An ihrem Rande erhebt sich, überragt von den Hügeln, welche die Schlösser Alhambra und Generalife (s. die Tafel bei S. 414) tragen, die feste Stadt Granada selbst, vor deren stolzen Mauern schon so manches feindliche Heer zurückgewichen war. Von den südlichen Häfen des Landes aus aber erblickt man bereits die Küsten Marokkos, dessen kampflustige Bewohner gern bereit waren, als Bundesgenossen des Fürsten von Granada über die Meerenge zu gehen, gelegentlich freilich auch Lust bezeigten, das granadinische Königreich selbst zu erobern. Um die festen Plätze Gibraltar, Algéciras und Tarifa, die Einfallspforten der Marokkaner, kämpften mehr als einmal Kastilianer, Granadiner und Nordafrikaner in wechselnder Gruppierung, während im übrigen das Königreich Granada, dessen Gebiet ungefähr dem der heutigen spanischen Provinz desselben Namens entspricht, bis zum Ende seine von der Natur gegebenen Grenzen so ziemlich bewahrte (s. die Karte bei S. 338).

Ein straff organisierter Einheitsstaat war das Reich übrigens nicht. Feudalistische Bestrebungen herrschten hier ebenso wie im christlichen Spanien, und die Statthalter einzelner Bezirke führten oft ein sehr unabhängiges Dasein; Málaga insbesondere, durch ein schroffes Bergland von der granadiner Vega geschieden, und Cádiz im Osten der Hauptstadt, trotzten in der ersten Zeit lange mit Erfolg ihrem Oberherrn.

Aber nicht nur die Gunst der Lage verbürgte Granadas Unabhängigkeit durch Jahrhunderte, das Königreich besaß auch unter allen Staaten der Halbinsel die dichteste Bevölkerung und die höchste Kultur. Je weiter die christlichen Eroberer nach Süden vorgedrungen waren, desto mehr hatten sich die besten Kräfte des maurischen Volkes nach der Gebirgsfestung im Südosten zurückgezogen, wo ihnen noch eine Zuflucht ihres Glaubens und ihrer Gesittung offen stand. Die tüchtigsten Vertreter all jener Wissenschaften, Künste und Gewerbe, die in den verschiedenen Städten Andalusiens, Valencias und Zaragozas geblüht hatten, drängten sich in Granada zusammen und brachten Stadt und Reich auf eine Höhe der Kultur und des Gedeihens, die sie in früherer Zeit, als das Maurentum noch Raum und Freiheit im Überfluß besaß, niemals gewonnen hatten. Die andalusischen Ackerbauer, die ebenfalls massenhaft nach dem Berglande strömten, wandten alle Erfahrungen und Künste ihres Berufes an, um dem Boden das Äußerste abzuringen. Dank ihrem Fleiße war das übervölkerte Gebiet in seiner Ernährung nicht auf die Einfuhr von außen angewiesen. In der gewerbtätigen glänzenden Hauptstadt, die in ihrer besten Zeit mehrere Hunderttausend Einwohner gezählt haben mag, sammelte sich ein gewaltiger Reichtum an; die Einkünfte des Königs waren entsprechend groß. So stand das blühende, volkreiche Granada als ein gefährlicher Gegner den christlichen Staaten gegenüber. Die große Menschenzahl auf kleinem Raume gestattete es den Fürsten des Landes, rasch mit bedeutender Heeresmacht aufzutreten. Ein wohlgefüllter Schatz diente dazu, diese Truppen aufs beste auszurüsten oder, wenn es vorteilhafter schien, durch Zahlung gewaltiger Summen den Frieden von den

geldbedürftigen christlichen Fürsten zu erkaufen. Besonders in Kastilien richteten die Unzufriedenen und Empörer ihre Blicke mit Vorliebe auf den König von Granada, der nicht ungern durch Geld und Truppen die Verwirrung des feindlichen Reiches nährte; noch viel mehr betrachteten die auf christlichem Gebiete zurückgebliebenen Mauren den letzten islamischen Herrscher als ihren natürlichen Schutzpatron.

Die naßridische Dynastie, die sich mit Mohammed I. beim Falle der almochadischen Herrschaft Granadas bemächtigt hatte, behauptete sich bis zum Ende des Reiches auf dem Throne. Mohammed gelang es während seiner langen Regierungszeit (1232—72), sein kleines Reich vor den unmittelbar drohenden Gefahren zu schützen. Seinen Nachfolgern war es bei der Zerrissenheit des christlichen Spanien leicht, nicht nur ihre Unabhängigkeit zu bewahren, sondern häufig auch als vielumworbene Bundesgenossen der streitenden Parteien und Staaten aufzutreten, dabei doch die Kultur ihres Landes mit Sorgfalt zu fördern. Übrigens fehlte es in Granada selbst nicht an inneren Wirren und Kämpfen um die Thronfolge; im Anfange des 14. Jahrh. war der Feldherr Osmin der eigentliche Herrscher. Um die Kultur seines Reiches machte sich Jußuf I. (1333—54) besonders verdient, wie denn überhaupt im Laufe des 14. Jahrh. Granadas Blüte ihren höchsten Glanz erreichte. Einer Verschmelzung der islamischen und der christlichen Kultur standen aber auch in dieser letzten Zeit tiefgehende Gegensätze im Wege.

Gegen Ende des 14. Jahrh. begann Granada von seiner politischen Höhe herabzusinken; das völlige Verderben bereitete sich vor, als unter der Regierung Abu Naßrs Unruhen entstanden, die der König durch die Unterdrückung der edlen beni Serradsch (Abencerragen), der mächtigsten Familie des Feudaladels, zu beseitigen strebte. Die Sage hat sich dieser Vorgänge bemächtigt, was immerhin beweist, daß sie einen tiefen Eindruck auf das Volk gemacht haben müssen, das ihnen die Hauptschuld an dem bald darauf hereinbrechenden Verderben zuschrieb. Vernichtet hat der König übrigens die beni Serradsch keinesfalls, da sie bei den folgenden Thronstreitigkeiten wieder als Parteiführer auftreten.

Unter Abu 'l-Haßan (bis 1482) erschütterten Zwistigkeiten innerhalb der königlichen Familie das Reich, während bereits die Herrscher des geeinigten christlichen Spanien den entscheidenden Kampf gegen die Reste des Maurentums vorbereiteten. Im Anfange des Jahres 1482 glückte einer christlichen Streifschar die Wegnahme des wichtigen Alhamma, das, am Südrande der Vega von Granada gelegen, diese Kornkammer des Landes beherrschte. Während der König einen verzweifelten Versuch machte, die Festung wieder zu nehmen, brach in der Hauptstadt eine Palastrevolution aus, die einen der Söhne Abu 'l-Haßans, den Prinzen Abu Abd Allah (Boabdil), auf den Thron brachte. In den daraus entstehenden Bürgerkrieg griff Fernando I. mit Geschick ein. Er erreichte, daß sich der Widerstand der Granadiner, wenn auch an vielen Orten sehr heftig, im ganzen aber planlos gestaltete und die christlichen Waffen beständige Erfolge errangen. Auch nach Abu 'l-Haßans Tode dauerten die Wirren fort, bis 1487 die ganze westliche Hälfte des Reiches, einschließlich Málagas, in den Händen der Spanier war. Zuletzt trotzte nur noch die Hauptstadt, wo sich Abu Abd Allah zum äußersten Widerstande rüstete, den anstürmenden Christen. Erst Anfang 1492 fiel Granada. Damit brach der letzte Rest der islamischen Herrschaft in Spanien zusammen. Ein verhältnismäßig geringer Teil der Mauren wanderte aus; die meisten blieben zurück, um später den Kelch des Leides vollends zu leeren (vgl. S. 447, 452, 455).

4. Neuzeit.

A. Spanien als Einheitsstaat: Isabella von Kastilien und Fernando von Aragon.

Die Niederwerfung Granadas war ein bedeutsames Ereignis in der großartigen inneren Politik des Königspaares, das die Gunst der Lage zur Herstellung der Einheit Spaniens und des absoluten Königtums benutzte. Der Zusammenschluß Kastiliens und Aragons hatte eine überwältigende Macht in die Hände der Herrscher gelegt, während bei dem noch ganz unausgeglichenen Gegensatze der Völker die dem Königtume feindlichen Parteien, vor allem der Feudaladel, zu keiner Einigung gelangen konnten.

In Kastilien vollzog sich der Umschwung am entschiedensten. Der Königin Isabella boten sich zunächst die Städte als unentbehrliche Helferinnen im Kampfe gegen den Adel dar, der zur Zeit des schwachen Königs Enrique IV. in den zügellosesten Übermut verfallen war; das natürliche Interesse der Bürger verband sie diesmal aufs engste mit der Krone.

Nach alter spanischer Sitte (s. oben, S. 432) vereinigten sich die Städte Kastiliens zu einem großen Bunde, der „Heiligen Hermandad", die durch Aufstellung von 2000 Mann Polizeitruppen und Milizen das Land in kurzer Zeit von Räubern und Verbrechern säuberte und den raublustigen Adel derart einschüchterte, daß selbst zahlreiche Granden der heiligen Brüderschaft beitraten. Die Regierung benutzte gleichzeitig diesen Erfolg, um ein allgemein gültiges Gesetzbuch einzuführen, durch das zahlreiche besondere „Fueros" beseitigt wurden. Die Hermandad auf die Dauer bestehen zu lassen, lag jedoch nicht in der Absicht der dem Absolutismus zustrebenden Königin: 1498 wurde der Bund aufgelöst, wenngleich ein Teil der städtischen Polizeitruppen auch fernerhin unter den Waffen blieb.

Ein gefährliches Werkzeug des Lehnsadels konnten die drei geistlichen Ritterorden von Santiago, Alcántara und Calatrava (S. 428) werden, deren außerordentlicher Reichtum ihren Mitgliedern, die sich aus dem Adel des Landes rekrutierten, eine beachtenswerte Macht in die Hände gab. Da jedoch die Großmeisterwürde dieser Orden zuletzt dauernd mit der Krone vereinigt wurde, entwand das Königtum dem Adel auch diese Waffe; die Ordenswürde wurde ausschließlich vom Könige verliehen, der geistliche Ritterstand also vom Hofe abhängig. Aber nicht nur auf diesem Wege zog die Krone beträchtliche Güter an sich; sie fühlte sich stark genug, eine Revision aller Besitzrechte des Adels vorzunehmen und die verschleuderten Krongüter zurückzufordern. Titel und Würden, die den Verkürzten freigebig an Stelle wirklichen Besitzes verliehen wurden, waren zugleich ein besonderer Antrieb für den Adel, seine einsamen Schlösser zu verlassen und in den Hof- oder Kriegsdienst einzutreten. Sollte die so schwer errungene Einheit Spaniens und seiner Völker aufrecht erhalten bleiben, sollten die zahlreichen Gegensätze ausgeglichen und die unversöhnlichen Glieder ausgestoßen werden, dann mußte ein geistiges Band alle Spanier umschlingen. Mit den äußersten Mitteln mußte man dieses Band vor dem Zerreißen bewahren. Als das wichtigste Bindemittel bot sich von selbst die rechtgläubige Kirche dar.

Daß religiöse Spaltungen und Reformationsbestrebungen, wie das später in Deutschland geschah, einen Keil in das Volk trieben, der es auch in kirchlicher Beziehung auseinanderriß, konnte der mühsam gefestigte königliche Absolutismus um so weniger dulden, als ja Spanien in den zahlreichen Juden und Mauren bereits bedenkliche Fermente der Zersetzung enthielt; im Bunde mit religiösen Neuerungen konnten die dem Königtume feindlichen Mächte neue Lebenskraft erlangen, und eine Zeit der Verwirrung und Zerstörung, wie sie für Deutschland der Dreißigjährige Krieg heraufführte, hätte dann auch der Pyrenäischen Halbinsel gedroht. Glückte es dagegen, die Glaubenseinheit zu wahren, dann war zu erwarten, daß das spanische Volkstum zu wirklicher Einheit verschmolz und die Glaubensgegner, die

ja zugleich Angehörige fremder Rassen waren, vom Boden Iberiens verdrängte. So fand die Inquisition auf spanischem Boden allmählich geneigte Aufnahme. Mit ihr wurde für Selbständigkeit und für die Reinheit der spanischen Rasse gekämpft. In Kastilien gab der Großinquisitor Tomas de Torquemada, der Erneuerer von San Pablo in Valladolid (vgl. die untenstehende Abbildung), seit 1483 dem geistlichen Gerichte feste Gestalt, und während seiner Amtsführung erlitten viele Menschen den Feuertod; die Höhe ihrer unseligen Tätigkeit erreichte indessen die Inquisition erst später (vgl. S. 449). Erwägt man aber, daß in deutschen Gauen die Hexenprozesse mit nicht geringerer Gründlichkeit durchgeführt wurden wie die Inquisitionsgerichte in Spanien, und daß hier die Verteidigung des angestammten Glaubens gleichbedeutend war mit der Verteidigung von Sprache, Gesetz, Sitte, kurz der ganzen nationalen Eigenart, so sind die Anhaltspunkte für eine vergleichende Beurteilung dieser Greuel in spanischen und deutschen Landen gegeben.

Fassade von S. Pablo in Valladolid, 1463 durch Torquemada erneuert. Nach Photographie von J. Laurent Nachf., Madrid.

Das spanische Volk hatte notgedrungen seit Jahrhunderten ein Ziel verfolgen müssen, das ihm auf allen Pfaden seiner Entwickelung vorschwebte, und das nun endlich glänzend erreicht war: die Vertreibung des Islam und seiner Bekenner vom spanischen Boden. In jahrhundertelangem Kampfe hatte sich das Volk der Halbinsel für seine Aufgabe geschult. Indem es körperlich und geistig beständig in Waffen stand, indem es das ganze Land zu einem Feldlager umschuf, wurde in ihm ein Geist glaubensfreudiger Fehdelust mächtig.

Wollte Spanien seinen bisherigen Zielen treu bleiben, so erschien es natürlich, den Feind über die Meerenge zu verfolgen und auch Nordafrika dem Christentume

zurückzugewinnen. Versuche dieser Art wurden gemacht, unter denen die Eroberung der Stadt Oran 1509 und später die Züge Karls V. gegen Tunis und Algier vor allem zu nennen sind (s. die Tafel bei S. 212).

Aber andere Aufgaben lockten die Herrscher Spaniens auf die Bahnen einer weltumfassenden Politik. Da war zunächst die Mitgift, die das seemächtige Aragon dem vereinigten Staatswesen zugebracht hatte, der Anspruch auf Sizilien und Neapel, der allein schon, wenn er entschieden durchgefochten wurde, Spaniens Machtstellung verbürgte. König Fernandos Politik feierte hier ihre glänzendsten Triumphe. Es gelang ihm, dank dem Feldherrngenie des „gran capitan" Gonsalvo de Córdoba, den französischen Einfluß zu brechen und 1503 das Königreich beider Sizilien der spanischen Monarchie völlig zu gewinnen. Nach Fernandos Tode erhielten diese Bestrebungen durch die enge Verbindung der spanischen Königsmacht mit dem habsburgischen Kaisertume besondere Bedeutung.

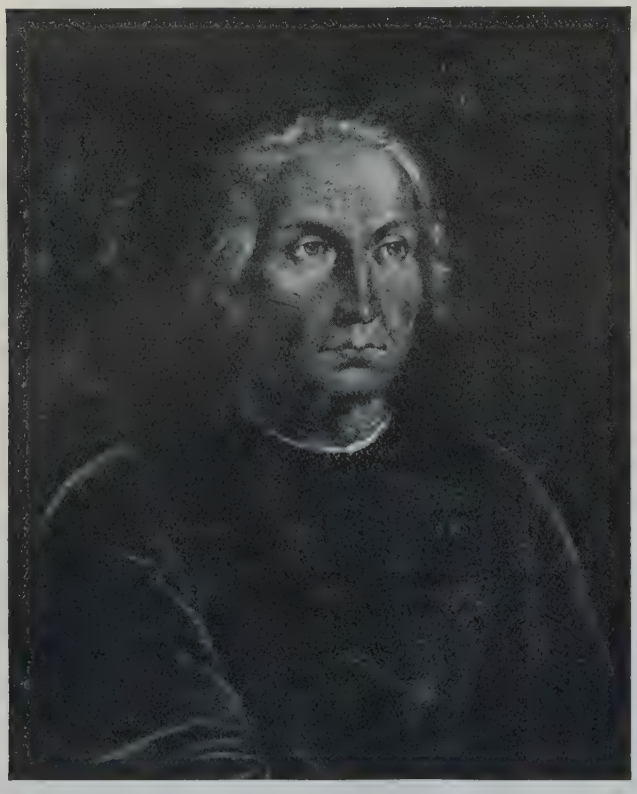
Erinnerungsmedaille auf die Entdeckung Amerikas. Medaillon von B. Maura (1892).

Ging die Erwerbung Neapels von Aragon aus, so tat auch Isabella von Kastilien einen überaus folgenreichen Schritt zur Verwirklichung einer spanischen Weltpolitik. Als kurz nach dem Falle Granadas das Königspaar in der Alhambra Hof hielt, da kniete, wie es noch heute ein ehernes Standbild (von Mariano Benlliure 1892) am Ufer des Genil darstellt, ein Mann vor Isabellas Throne nieder (s. die obenstehende Abbildung), der Schiffe und Mannschaften erbat, um den Weg über den Atlantischen Ozean nach dem fernen Indien zu suchen: Christoph Columbus[1] (s. die Abbildung S. 444). Indem Isabella seiner Bitte entsprach, gewann sie ihrem Reich ein neues, ungeheures Gebiet, legte sie den Grundstein zu einer weltumspannenden Macht. Es war das eigenste Werk der Königin.

Fernando, dessen Blick nach dem Mittelmeere gerichtet war, verhielt sich zurückhaltend gegen ein Unternehmen, das ihm im Vergleiche zu seinen eigenen Plänen in Europa als abenteuerlich erschien; sein Benehmen gegen Columbus nach dem Tode Isabellas zeigt, daß er trotz aller Erfolge des Entdeckers an seiner Abneigung festhielt. Vielleicht schätzte der nüchterne Rechner die wahre und dauernde Tragweite der Entdeckung und Eroberung

[1] Das Nähere über ihn und sein Werk enthält Band IX.

Amerikas richtiger ab als die meisten seiner Zeitgenossen, die der goldene Schimmer des neuen Landes blendete. Nicht ohne Besorgnis sah er, wie sich alsbald ein Strom von Auswanderern nach der Neuen Welt ergoß, während doch die Volkskraft Spaniens dringend der Sammlung bedurfte und angesichts der Auswanderung eines großen Teiles der Mauren alles darangesetzt werden mußte, die Kultur der ehemals islamischen Gebiete auf leidlicher Höhe zu erhalten. Die Schätze Amerikas, die in reichem Strome herüberflossen, waren ein schlechter Ersatz für die verlorene Volkskraft. Immer neue Auswanderer wurden durch sie über das Meer gelockt. Die Zurückbleibenden erhitzten sich an Träumen plötzlichen Reichtums, bis sie die Lust zu ernster, schwerer Arbeit verloren: wie ein träger Verschwender, der sich an die phantastische Hoffnung einer reichen Erbschaft klammert, ließ das spanische Volk nach und nach die wahren Quellen seines Wohlstandes vertrocknen.



Cristóbal Colón (Christoph Columbus). Nach dem zeitgenössischen Porträt eines unbekannten Meisters im Marinemuseum zu Madrid. Vgl. Text S. 443.

B. Die spanische Weltpolitik: Karl I. (V.).

Unter den großen Aufgaben, die sich Spanien nach der Niederwerfung Granadas stellte, war die Kolonisierung Amerikas nur die eine, zunächst nicht die wichtigste; Ferdinand der Katholische vor allem hatte das Ziel vor Augen, Spanien zur Hauptmacht Europas zu erheben; der Reichtum Amerikas war ihm Mittel zu diesem Zwecke. Durch die Vermählung der voraussichtlichen Thronerbin Johanna, der Tochter Fernandos und Isabellas, mit Philipp dem Schönen von Österreich wurde nun überdies eine habsburgisch-spanische Monarchie angebahnt, der die Zukunft zu gehören schien; nach dem frühen Tode Philipps eröffnete sich seinem ältesten Sohne Karl die Aussicht auf den Besitz eines Weltreiches, das den Erdball umspannte.

Als Isabella von Kastilien starb, war die schwererrungene Einigkeit Kastiliens und Aragons wieder bedroht; allein dem Umstande, daß Philipp der Schöne seine Schwiegermutter nur kurze Zeit überlebte und Johanna an einer Gemütskrankheit litt, die sie regierungsunfähig machte, verdankte es Ferdinand, daß er bis zu seinem Tode (1516) die Regentschaft über Kastilien führen konnte. Ein großes Verdienst um die ruhige und zunächst wirtschaftlich gesunde Entwickelung Spaniens erwarb sich Kardinal Ximenez, der auch nach Fernandos Tode noch auf kurze Zeit den Frieden zu erhalten verstand; er war der typische Vertreter

einer besonnenen, die geistigen und wirtschaftlichen Kräfte des Landes sammelnden Politik und einer der größten Staatsmänner, die Spanien besessen hat.

Wohl niemals stand ein Fürst beim Antritte seiner Herrschaft einer solchen Fülle gewaltigster Fragen und Entscheidungen gegenüber, wie Karl I. von Spanien, der nachmalige deutsche Kaiser Karl V. Eine ungeheure Bewegung durchzitterte die Völker Europas. Aus Italien waren Renaissance und Humanismus (s. die untenstehende Abbildung) zu den germanischen Völkern des Nordens gewandert und hatten dort den Boden für die Entstehung einer nationalen Kultur vorbereitet, die nun auch das Christentum in ihrer Weise aufzufassen und umzubilden begann. Allmählich aber sanken unter dem Sturme der neuen Bewegungen die beengenden Schranken nieder, die bisher die Völker Europas getrennt hatten. Die großen Ereignisse der Zeit vollzogen sich vor den Augen der europäischen Kulturwelt; und wie die Erschütterung eines Erdbebens pflanzte sich der Wellenschlag des geistigen Lebens nach allen Richtungen fort. Da bedeutete es nun eine Schwierigkeit besonderer Art, daß Karl V. zwei Völker unter seinem Zepter zu vereinigen hatte, deren Ziele, vorläufig wenigstens, völlig entgegengesetzter Natur waren: hier das im Maurenkampfe zu fanatischem Glaubenseifer geschulte Spanien, dort das nach geistiger und kirchlicher Freiheit ringende Deutschland. Spanien verband sich mit der römischen Kirche und warf sich der Reformation entgegen; Deutschland rang in unsäglich verlustreichem Kampfe um die Freiheit des Gedankens.

Aula des spanischen Humanisten Antonio de Nebrija. Nach einer zeitgenössischen Miniatur.

Zunächst freilich handelte es sich um andere Fragen. Die Städte, die so bereitwillig zur Demütigung des Adels beigetragen hatten, waren durchaus nicht gesonnen, ihre eigenen Rechte dem Selbstherrschertum zu opfern; und die Unvorsichtigkeit des jugendlichen Königs, der seine niederländischen Freunde mit nach Spanien brachte und ihnen die höchsten Würden des Landes verlieh, gab den erwünschten Vorwand zum Widerstand. Im Grunde handelte es sich dabei um mehr als um die städtischen Privilegien, von denen manche nicht mehr zeitgemäß sein mochten; es entschied sich diesmal die Frage, ob die auswärtige, die Weltpolitik, die nur ein absolutistisch regierter Staat durchführen konnte, fortan an erster Stelle maßgebend sein sollte, oder die gesunde innere Politik, die im Einverständnisse der Krone mit den produktiven Ständen vor allem der wirtschaftlichen Entwickelung Rechnung trug.

Auf den Cortes zu Valladolid (1518) führten nur die Vertreter der Städte eine

entschlossene Sprache, während sich der Adel zurückhielt. Wie in Kastilien, mußte Karl dann auch in Aragon und Katalonien bittere Wahrheiten hören, ehe ihm die Huldigung und die übliche Geldbewilligung zuteil wurden. Als sich dann Karl, der inzwischen als Karl V. (s. die untenstehende Abbildung) zum deutschen König gewählt worden war, vor seiner Abreise nach Deutschland noch die nötigen Mittel zu verschaffen suchte, entstanden bereits bedenkliche Unruhen, die nach der Abfahrt des Herrschers zu einem gefährlichen Aufstande der Comuneros (der kastilischen Städte) auswuchsen. An der Spitze der Bewegung stand die alte Hauptstadt Toledo; gleichen Eifer für ihre Freiheit bewährten die Bewohner Segovias. Als dann Juan de Padilla die Führung des Aufstandes übernahm, wurde die von Karl eingesetzte Regentschaft aus Valladolid vertrieben, und die meisten Städte Kastiliens traten dem Bunde bei.

Karl V. Nach einem Gemälde von Tizian.

Unter den Forderungen der Städte sind mehrere, die nicht nur die wirtschaftliche Bedeutung des Aufstandes beweisen, sondern auch zeigen, daß die Bürger als Vertreter einer humaneren Weltanschauung ihre Stimmen erhoben; es wurde z. B. verlangt, daß der Adel in derselben Weise besteuert werde wie der Bürger, aber auch, daß die Eingeborenen Amerikas fernerhin nicht als Sklaven behandelt und zur Zwangsarbeit in den Bergwerken herangezogen werden dürften.

Es fehlte jedoch den Aufständischen an Einigkeit. Der Adel hielt sich im ganzen der Bewegung fern oder unterstützte das Königtum, dem er näher stand als der Bürgerschaft. So hatten die Regenten Zeit, dem Volksheer eine kleine, aber wohlgeübte Truppenmacht entgegenzustellen. Der Zusammenstoß bei Villalar am 21. April 1521 endete mit einer völligen

Niederlage der Bürger und mit der Gefangennahme ihrer bedeutendsten Führer; nach kurzer Zeit war aller Widerstand zu Ende, die Führer büßten ihre Verwegenheit mit dem Tode, die Städte mit dem Verlust ihrer Rechte.

Eine Bewegung des niederen Volkes und der Handwerkerzünfte zu Valencia, die einen mehr sozialistischen Charakter trug und mit dem Aufstande der kastilischen Städte nichts zu tun hatte, wurde ebenfalls im Laufe einiger Jahre unterdrückt. Die Zünfte hatten die allgemeine Volksbewaffnung, die zum Schutze gegen den drohenden Einfall algerischer Seeräuber angeordnet worden war, dazu benutzt, sich in Germanías (Brüderschaften) zusammenzuschließen und sich gegen den übermächtigen Feudaladel zu wenden, den die zurückgebliebenen Mauren, die Moriscken, unterstützten. Beide Umstände dienten der Regierung zu verhängnisvollen Maßnahmen: indem sie einerseits die Germanías mit blutiger Strenge niederwarf, brach sie das emporkeimende Selbstgefühl der Bürger. Gleichzeitig gab die Einmischung der Moriskos in die Wirren einen Vorwand ab, auch diese produktive Klasse zu erbittern und teilweise, zum Schaden des Landes und namentlich der adeligen Großgrundbesitzer, zur Auswanderung zu zwingen. Das Christentum ward nunmehr allen aufgezwungen. Mit wachsamen Augen beobachtete die Inquisition den Eifer der Neubekehrten.

Die alten Landtage der spanischen Reiche, die Cortes (S. 428), waren mit dem neuen absolutistischen Regiment nicht vereinbar. Die Cortes Kastiliens waren zum letzten Male vollzählig im Jahre 1538 zu Toledo versammelt; noch einmal wagte es hier der Adel, sich den Steuerplänen der Krone zu widersetzen. Von dieser Zeit an wurden nur noch einzelne Stände, namentlich die Prokuratoren der Städte, zum Zwecke der Steuerbewilligung einberufen; von energischem Widerspruche gegen das schon unter Karl fühlbare Anwachsen der Staatsausgaben und -lasten war nicht weiter die Rede.

Karls Traum einer Universalmonarchie scheiterte an dem Widerstande Frankreichs und an der religiösen Bewegung in Deutschland, trotz der sehr großen Opfer an Geld und Menschen, die bereits damals Spanien brachte. Zunächst vermochte das Land noch der ihm auferlegten ungeheuern Aufgabe gerecht zu werden. Denn obwohl sich bereits hier und da die Spuren wirtschaftlichen Verfalls zeigten, so war doch dank der im Lande gebliebenen Mauren die Industrie allenthalben in wachsender Blüte. Auch dort, wo nur altchristliche Bevölkerung vorhanden war, hatte es vor allem Isabella verstanden, neue Gewerbe einzubürgern und ihr Gedeihen verständnisvoll und wirksam zu fördern. Die Ausfuhr Spaniens war unter Karl im Steigen begriffen, und die festesten Stützen des nationalen Wohlstandes, Ackerbau und Viehzucht, standen vorderhand noch unerschüttert.

Auch in diesem Falle waren die von Moriskos besiedelten Gebiete, wie Valencia, Murcia und Granada, im blühendsten Zustande, während in den altchristlichen Landesteilen Abenteuerlust und die durch die beständigen Kriege verursachten Verluste tiefe Lücken in den Bauernstand zu reißen begannen. In den maurischen Provinzen hatte der Adel, der den größten Teil des Landes besaß, ein lebhaftes Interesse an der Blüte des Ackerbaues. Auf der Hochebene des Inneren spielte sich dagegen einer jener verhängnisvollen Vorgänge ab, wie sie auch in anderen Ländern, namentlich England, von vernichtenden Folgen für die werktätige Landbevölkerung geworden sind: die Schafzucht, die bei der anerkannten Güte der spanischen Wolle hohe Erträge abwarf, wurde vom Großgrundbesitz begünstigt und auf alle Weise erweitert; die Bauern, durch gesetzliche Niedrighaltung des Kornpreises in ihrem wirtschaftlichen Dasein erschüttert, wurden ausgekauft oder verdrängt. Allmählich dehnten sich dort, wo sonst Tausende von Landleuten ihren Acker bestellt hatten, endlose Weiden, die von

Millionen von Schafen und einigen wenigen Hirten durchstreift wurden. Waren aber einmal die Bauern von ihrer Scholle gewichen, die künstlichen Bewässerungsanlagen verfallen, die Dörfer verödet, dann war an eine Rückgewinnung des Landes für die Bodenkultur auf lange Zeit hinaus nicht mehr zu denken. So hing denn die Wohlfahrt Spaniens zum größten Teile von der maurischen Bevölkerung ab; aber die Bestrebungen breiter Schichten des spanischen Volkes, die auf Reinheit der Rasse hindrängten, waren im Bunde mit dem kirchlichen Einfluß übermächtig und zwangen das Königtum und den Adel, die Quellen ihres Reichtums mit eigener Hand zu verschütten.

Karl mußte auf den Traum einer Universalmonarchie der Habsburger in seinen letzten Jahren selbst verzichten (s. die beigeheftete Tafel). Wohl mochte er fest an die Verwirklichung seines Ideals geglaubt haben, als ihm in der Entscheidungsschlacht von Pavia sein großer Gegner Franz I. als Gefangener in die Hände fiel (1525). Allein die Widerstandskraft Frankreichs, das als trennende Schranke zwischen Karls deutschen und spanischen Besitzungen lag, war damit nicht gebrochen; und ein geistiges Band über diese Schranke hinweg zu knüpfen, gelang dem Kaiser nicht. Die protestantische Bewegung in Deutschland durfte er als Herrscher Spaniens nicht billigen, und doch war auch ein Karl V. nicht mächtig genug, sie zu unterdrücken.

C. Das Zeitalter Philipps II.

a) Spanien.

Hatte Karl I. seinem Charakter nach zwischen germanisch-niederländischer und romanisch-iberischer Eigenart geschwankt, so erscheint in Philipp II. vornehmlich das spanisch-kastilianische Wesen verkörpert. Als väterliches Erbteil bewahrte er die hohe Auffassung von dem Herrscherberuf, den er als heilige Pflicht auffaßte, als einen der hauptsächlichsten Beweggründe zur „Bindung nach oben", zu seiner tiefernsten Religiosität; mit Karl I. teilte er ferner den empfänglichen Sinn für das Schöne, für die Gebilde der Kunst wie auch das Verständnis für wissenschaftliche Arbeit; noch mehr als sein kaiserlicher Vater wußte er, überall Talente aufspürend, Werke von unvergänglicher Schönheit und bleibendem Wert für die Forschung anzuregen und durch opferwillige Fürsorge zu fördern. Spezifisch kastilianisch sind im Wesen Philipps II. die stolze Verschlossenheit, der vornehm-gelassene Gleichmut (sosiego), der sich auch bei erschütternden Ereignissen nicht verleugnet, die hartnäckige Zähigkeit im Verfolgen der vorschwebenden Ziele, vor allem die bedingungslose Hingabe an den katholischen Glauben. Nicht eigentlich auf kastilischem Boden heimisch ist der unermüdliche Fleiß, mit dem der König den massenhaft zuströmenden Akteneinlauf zu bewältigen suchte, in zahllosen Fällen eigenhändige schriftliche Verfügungen erließ, wobei freilich der Unterschied zwischen Großem und Kleinem verschwand und durch die Vorliebe des Monarchen, dringende Geschäfte durch sorgsam erwogene schriftliche Entscheidung zu erledigen, eine beklagenswerte Verschleppung eintrat, eine zögernde Unentschlossenheit, die in jenes von allen Bescheidsuchenden gefürchtete „mañana" (morgen) ausklang und sich ihrerseits wieder der spanisch-nationalen Eigenart nähert.

Weder durch Anlage noch Erziehung befähigt, scharf- und weitblickend den Anbruch der neuen Zeit zu erfassen, war Philipp II. gleichwohl wie kein Herrscher Spaniens vor oder nach ihm der wirklich bodenständige König, der señor natural; mit ihm sich eins fühlend, trug das Volk geduldig die schwersten Lasten und Heimsuchungen, welche vor allem die fortwährenden Kriege auferlegten, verehrte den König gleich einem Heiligen, und noch heute gilt er als Felipe segundo sin segundo (der Zweite ohne einen Zweiten).

Karl V. betritt das Hieronymitenkloster San Jerónimo de Yuste. *Gemälde v. J. Agrasot (Valencia 1887). Nach Photogr. v. Laurent Nachf., Madrid.*

Erklärung der umstehenden Tafel.

Im Oktober 1555 trat Karl V. seinem einzigen Sohne Philipp die Niederlande, am 15. Januar 1556 auch Spanien und Neapel ab; im September d. J. ließ er den deutschen Kurfürsten seine förmliche Abdankungsurkunde zugehen. Als schlichter Mönch zog er sich in das Kloster San Jerónimo de Yuste in der Provinz Cáceres am Südfuß der Sierra de Gredos (1404 gegründet, 1809 durch die Franzosen zerstört) zurück. Er blieb auch in der Zurückgezogenheit seiner letzten Lebensjahre in steter Fühlung mit den Weltereignissen und Staatsgeschäften und starb im Kloster am 21. September 1558. 1574 erfolgte seine Beisetzung im Eskorial.

Mit dieser Verherrlichung stehen fremde Urteile und Berichte, so namentlich aus England, Frankreich, Italien, den Niederlanden in schroffem Widerspruch. Spaniens politische Feinde, seine Gegner auf religiösem und intellektuellem Gebiete vermochten den Spaniens Politik bestimmenden Kardinalgrundsatz nicht anzuerkennen, daß der seit acht Jahrhunderten geführte Kampf für den katholischen Glauben sowohl für die Fürsten als auch für die Völker der iberischen Lande gleichbedeutend war mit der Verteidigung der höchsten, unveräußerlichen Güter, ja schlechthin mit der Verteidigung der eigenen Existenz. Dieses Axiom erschien gerade zu Philipps II. Zeit durch die protestantische Bewegung einerseits und die Türkengefahr anderseits — man erinnere sich an Lepanto (vgl. S. 452) — in greifbare Nähe gerückt. Tatsächlich waren die Kämpfe der Spanier gegen den Halbmond ihren Beweggründen nach nicht verschieden von den anderen, bald darauf folgenden Türkenkriegen; die eigentliche Triebfeder dieser Kämpfe war genau so wie etwa bei den Verteidigungen Wiens die Notwehr. Alle die Greuel, von denen wir uns heute entsetzt abwenden, die nicht enden wollenden Kriege, die Inquisitionsgerichte, die offenen und heimlichen Morde, mit ihnen die demoralisierenden Intrigenspiele, finden der Hauptsache nach ihre Erklärung, wenn wir erwägen, daß die hier angedeuteten Motive mit elementarer Kraft in einer Zeit wirkten, welcher die uns heute geläufigen Leitsätze der Humanität und der Menschenrechte unbekannt waren. Philipp II. war der weitaus volkstümlichste aller spanischen Fürsten, weil er der zunächst durch den Erhaltungstrieb gekennzeichneten Politik das Streben beigesellte, Spanien zur europäischen Vormacht, den katholischen Glauben zu dem allein herrschenden zu erheben.

Ganz in den Überlieferungen der Vorzeit und in den ihm unabweislich scheinenden Forderungen der Gegenwart lebend, gehörte ihm wohl diese, aber nicht die Zukunft, nicht ihm und nicht seinem Volke. Trotz seiner außerordentlichen Machtfülle erscheint er vor dem Urteil der Weltgeschichte gleichwohl nur als ein Rad in dem ungeheuren vorwärtsstrebenden Mechanismus, in jener Entwickelung, die, wie wir heute erkennen, den Höhepunkt spanischer Macht nicht in der Zeit Philipps II., auch nicht in der Karls I., vielmehr während der eigentlichen Hochblüte spanischer Größe unter den Reyes católicos, Fernando und Isabella, erreichen ließ. Verdienste von unvergänglicher Bedeutung hat sich der als kulturfeindlich verrufene König gerade durch großartige kulturelle Schöpfungen erworben, die heute mehr denn je von der Forschung gewürdigt werden. Der Escorial (s. die Abbildung S. 450), als Pantheon gedacht, dann durch reichhaltige Sammlungen, insbesondere durch eine wertvolle Bibliothek mit kostbaren abendländischen wie auch orientalischen Handschriften bereichert und zum wissenschaftlichen Institut erhoben; die Ausgestaltung des heute 33 Millionen Akten bergenden Archives zu Simancas, das Riesenwerk der Antwerpener Polyglotte, deren Kosten der König bestritt, die kritisch gesichtete Ausgabe der Werke des Isidorus, die wissenschaftlichen Missionen im Auftrage des Königs behufs Sammlung des für diese Unternehmungen notwendigen Materials, Karten- und sonstige geographische Werke, der berühmte, äußerst umfangreiche „Censo" (Statistik Spaniens), der Botanische Garten in Aranjuez, ferner herrliche Kunstwerke, Gemälde, Statuen usw., die vom Könige bei ersten Künstlern bestellt wurden: das alles sind Zeugnisse für die Blüte der Zivilisation der Philippinischen Zeit.

Diese Äußerungen regen kulturellen Lebens heben sich aber von einem düsteren Hintergrunde ab. Schon unter Karl I. waren, vor allem durch die ausgebreiteten und fast ständig einander folgenden Kriege, die finanziellen Verhältnisse Spaniens schwierig geworden; verschiedene Umstände vereinigten sich, um unter Philipp II. diese Schwierigkeiten noch zu erhöhen und die gesunden Grundlagen, auf denen namentlich die Könige des 15. Jahrh. Spaniens Finanzwesen aufgebaut hatten, zu erschüttern. Die wirtschaftliche Kraft des Volkes wurde nicht gehoben, vielmehr durch das damals geltende Steuersystem, welches die Last der Auflagen mit voller Wucht auf die produktiven Stände, die Bauern und die gewerbetreibenden Städter, wälzte, dagegen den Adel und den Klerus fast vollständig von Abgaben frei ließ, erheblich geschwächt. Der Fluch des aus Amerika zuströmenden Goldes machte sich

fühlbar. Die Hoffnung, mühelos immer größere Schätze dem Lande zuführen zu können, stieg ins Ungemessene; die Mißachtung der ehrlichen Arbeit, die dem feudalistischen Geiste des Landes entsprach, griff in erschreckender Weise um sich, und in demselben Maße wurde die Freude an nützlicher Tätigkeit gelähmt; Industrie, Handel und Ackerbau gingen ihrem Verfall entgegen.

Zunächst freilich verfügte Philipp noch über eine Macht, der sich keine zweite vergleichen durfte, und die es begreiflich erscheinen läßt, daß man sich mit der stolzen Hoffnung trug, Spanien werde eine Machtstellung einnehmen, die sich mit der des römischen Imperiums vergleichen könne.

Außer der Iberischen Halbinsel gehorchten dem Monarchen die Niederlande, das Königreich Neapel, in gewissem Sinne auch England, mit dessen Königin Maria er vermählt war. Zu den amerikanischen Besitzungen war ein Teil der ostindischen Inselwelt erworben worden.

San Lorenzo el-Escorial. Nach Photographie von J. Laurent Nachf., Madrid. Vgl. Text S. 449.

Die ersten Unternehmungen des jungen Herrschers waren erfolgreich. Aus einem seltsamen Zusammentreffen von Umständen ergab sich, daß der gottesfürchtigste aller damaligen Fürsten zunächst mit dem Heiligen Stuhle in Konflikt geriet und seine Heere unter Herzog Alba (s. die Abbildung S. 451) gegen Rom ziehen lassen mußte, um den franzosenfreundlichen Papst Paulus IV., dessen Streitkräfte die spanischen Besitzungen im Neapolitanischen ernstlich gefährdeten, zurückzuweisen. Da sich die Franzosen gegenüber Philipp II. entschieden feindlich verhielten, entbrannte der Krieg auch mit diesen; nach den Siegen der Spanier bei St. Quentin und bei Gravelingen (mit den Niederländern unter Egmont, am 13. Juli 1558) endete dieser Feldzug mit dem für beide Teile leidlichen Frieden von Chateau Cambrésis (1559). Während Philipps versöhnliche Haltung dem Papste gegenüber durch die begreifliche Rücksicht auf das Oberhaupt der katholischen Kirche geboten war, suchte der König durch den Friedensvertrag mit dem französischen Herrscher einem seiner Hauptziele, der Bekämpfung der Ketzerei, näher zu kommen. Ein weiterer in derselben Absicht unternommener

Schritt war die Einflußnahme in England zugunsten der Ansprüche der strenggläubigen Maria Stuart gegen die protestantische Königin Elisabeth, nachdem diese seinen wohlberechneten Heiratsantrag abgelehnt hatte; in Frankreich wieder wurde die Sache der Katholiken gegenüber den Umtrieben der Hugenotten nachdrücklich vertreten.

Die fabelhaften Angaben über Hekatomben hingeopferter Bekenner des Protestantismus im Mutterlande Spanien hat die Forschung in jüngster Zeit auf das richtige Maß zurückgeführt.

Vor dem Escorial allein, so hieß es, sollten 1030 Lutheraner verbrannt worden sein; in Wahrheit fand nicht einer dort seinen Tod. 800 Bekenner der neuen Lehre sollten in den Kerkern Sevillas geschmachtet haben, aber hier gab es überhaupt nur 130, in Valladolid alles in allem 50 Protestanten.

Herzog Alba. Nach einem Porträt von Tizian.

Katastrophale Folgen zeitigten hingegen die Kämpfe, die Spanien in den Niederlanden auszufechten hatte. Dem Prinzen Karl (V.), welcher die einer freisinnigen Weltanschauung und heiterem Lebensgenuß nicht abholde Bevölkerung gern besuchte, hatte diese einst mit Jubel gehuldigt; mit dem Vordringen des höfisch-feudalen Geistes und der vornehmen Abgeschlossenheit auf dem spanischen Throne konnte sich jedoch der Charakter der Niederländer nicht befreunden. Über die deutsche Grenze hatte der Protestantismus zur Zeit Philipps II. in den Niederlanden schnell Einzug gehalten; dadurch wurde der König, der auch hier den Grundsätzen seiner Politik treu blieb, zu scharfen Gegenmaßregeln gereizt. Mit der Entsendung des ganz von seiner Mission erfüllten und mit hartherziger Strenge seines Amtes waltenden Herzogs Alba nach den Niederlanden (1567) entbrannte ein Aufstand, der erst ein halbes Jahrhundert nach Philipps Tode (1648) mit der völligen Losreißung der nördlichen Provinzen endete und den spanischen Staatskörper naturgemäß aufs empfindlichste schwächte. Der Umstand, daß Philipp II. den verhaßten Alba nach sechsjähriger verhängnisvoller Tätigkeit abberief, konnte den begonnenen Prozeß der Loslösung jener Provinzen nicht mehr aufhalten. In ähnlicher Weise, wie diese Kämpfe die Kraft Spaniens nach außen hin erschütterten, ward auch die Verfolgung der Morisken Granadas für das innere Gedeihen des Landes verhängnisvoll. Die Mauren, eine fleißige und betriebsame Bevölkerung, hatten sich lange in verschiedenen Provinzen des Südens gehalten und waren auch unter Philipp durch

Kultivierung des Landes, durch Wein- und Ackerbau dem Wohle des Staates förderlich gewesen; ihre Tätigkeit lag vor allem im Interesse des hohen Adels, der einen Teil seiner Einkünfte aus den von Morisken bebauten Landstrecken zog. Gerade in Granada hatte der Adel sein möglichstes getan, um das Äußerste zu verhüten. Die Lage der Morisken war jedoch sowohl in sozialer als auch in wirtschaftlicher Hinsicht durchaus ungünstig geworden, und diese Verhältnisse zeitigten einen Aufstand, der ihnen trotz all ihrer Tapferkeit doch nur Verderben bringen konnte. Die Kämpfe, die 1568 begannen, wurden vorläufig 1570 beendet, nachdem der natürliche Sohn Karls I., Don Juan d'Austria, den Oberbefehl erhalten hatte.

Der ebengenannte Prinz ist eine der glänzendsten Heldengestalten während Philipps Regierung. Ein echter Sohn seines Vaters, verkörpert er die Tapferkeit, das Zielbewußtsein und die Umsicht des altspanischen Wesens. Es war ihm jedoch nicht beschieden, den Lohn seiner hervorragenden Verdienste um die Heerführung und um den Gesamtstaat Spanien zu ernten. Die größte Tat seines Lebens, der Seesieg bei Lepanto über die türkische Flotte am 7. Oktober 1571, wurde nicht entsprechend ausgenützt und blieb daher ohne entscheidende Folgen. Als Don Juan 1576 zum Statthalter der Niederlande ernannt worden war, verzehrte er seine besten Kräfte in nutzlosem Ringen mit den Anhängern des Protestantismus in den nördlichen Provinzen.

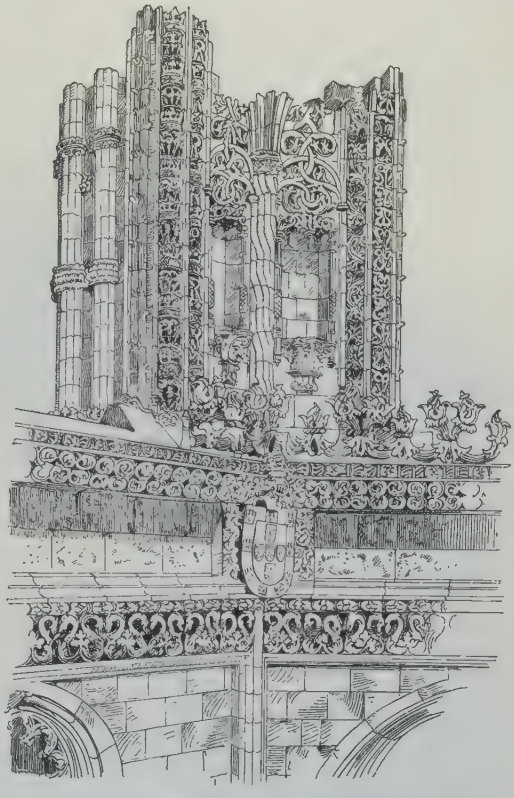
Den empfindlichsten Schlag erhielt die Großmachtstellung Spaniens durch die Vernichtung der „unüberwindlichen Flotte". Durch Ausrüstung einer Flotte, „der größten und mächtigsten, die jemals in der Christenheit gesammelt wurde", wollte Philipp das protestantische England zu Boden werfen, die Niederlande ihrer besten Stütze berauben und damit dem Protestantismus in Westeuropa ein Ende bereiten. Maria Stuarts Hinrichtung (1587), welche die Losreißung Englands von der katholischen Kirche und zugleich eine Herausforderung Spaniens bedeutete, sollte durch einen im Sinne der Berater Philipps unwiderstehlichen Angriff auf das britische Reich erwidert werden. In Wahrheit führte das Unternehmen zur Vernichtung der spanischen Seemacht. Die Riesenflotte erlag den Stürmen des Meeres und den Angriffen der englischen und holländischen Schiffe (31. Juli bis 8. August 1588). Spaniens Mittel waren erschöpft, und Philipp sah sich in dem letzten Jahrzehnt seines Lebens auf die Verteidigung beschränkt.

b) Portugal.

Ähnlich wie in Spanien hatten sich im Laufe des 16. Jahrh. auch die Verhältnisse in Portugal gestaltet. Die Schwierigkeit der Verwaltung eines unabsehbar ausgebreiteten Kolonialbesitzes machten sich in dem kleinen Lande besonders empfindlich geltend. Weder in Portugal noch in Spanien hatte der allein richtige Grundsatz entsprechende Würdigung gefunden, daß Kolonien nur dann dem Mutterlande Segen bringen, wenn sie die heimische Arbeit anregen und wenn die Schätze der neugewonnenen Gebiete gegen die Ergebnisse zielbewußt fortgesetzter Arbeit eingetauscht werden. Wollte der kleine portugiesische Staat die unermeßlichen Kolonien behaupten, so mußten unverhältnismäßig große Mengen von Truppen und Seeleuten ausgehoben werden, so daß die Werkstätten und das Ackerland verödeten. Die Luxuswaren, nach denen der wachsende Reichtum in den großen Städten begehrte, wurden nunmehr aus fremden Industriestätten bezogen. Die klugen Kauf- und Fabrikherren der Niederlande vor allem wußten das Gold, welches Portugal und Spanien, die anscheinend unermeßlich reichen Mächte, aus den Kolonien bezogen, auf das Feld ihrer Betriebsamkeit zu lenken und fruchtreich zu verwerten.

Anderseits hatten die kühnen Seefahrten heldenmütiger nationaler Eroberer und der hierdurch gewonnene Kolonialbesitz das Machtbewußtsein und Selbstgefühl des kleinen

portugiesischen Volkes gewaltig gehoben, insbesondere das geistige Leben fruchtbar angeregt. Hierzu kam, daß die mächtige geistige Bewegung sich zunächst auf durchaus gesunden Grundlagen entfaltete: zu dem Aufschwung des Handels, zur glücklichen Lösung wirtschaftlicher Fragen (s. oben, S. 437 f.) gesellte sich eine erfreuliche Festigung der innerpolitischen Verhältnisse und eine geordnete Rechtspflege, welche durch die 1446 verlautbarten „Ordonnanzen des Königs Alfonso V." eine feste Stütze erhielt. Das nationale Hochgefühl weckte den Wunsch, Ruhm und Reichtum des Landes durch ragende Baudenkmäler, Kirchen, Konvente, Paläste, verkünden zu lassen, die gerade aus dem Grunde besonders erwähnenswert sind, weil ihre steinerne Formensprache sehr vernehmlich von den Einflüssen berichtet, die bei Entstehen und Erstarken des Landes maßgebend waren.



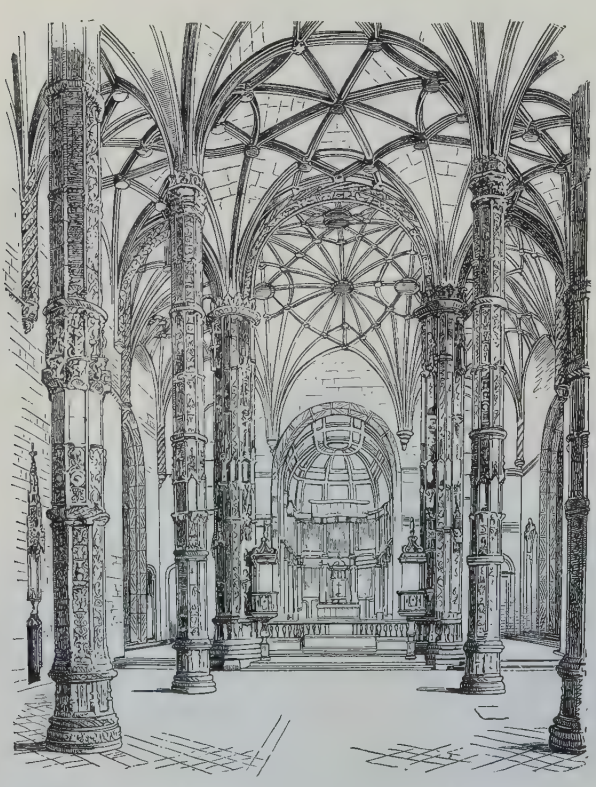
Das obere Stockwerk der Capellas imparfeitas im portugiesischen Kloster Batalha. Nach A. Haupt, Die Baukunst der Renaissance in Portugal (Frankfurt a. M. 1890—95).

So zeigen gewisse Werke der Hochblüte des Architekturstiles, der nach dem König Emanuel I. (1495—1521) Arte Manuelina genannt wurde, seit Vasco da Gamas Rückkehr (1499) neben gotischen und maurischen Elementen auch indische Motive, gelegentlich sind in der Ausführung englische Einflüsse erkennbar, und erst später treten in diesem reichen Mischstil deutliche Renaissanceelemente hervor. Ein Beispiel hierfür bietet das 1388 begonnene, später großartig ausgestaltete Kloster Batalha (vgl. die Battle-Abbey Wilhelms des Eroberers) unweit von Alcobaça, in der Nähe des durch die Schlacht vom 14. August 1385 bekannten Ortes Aljubarrota (s. oben, S. 437), „das große Freiheitsdenkmal des portugiesischen Volkes, eines der glänzendsten Bauwerke der Christenheit" (s. die nebenstehende Abbildung), ebenso der Convento dos Jeronymos von Belem in Lissabon (errichtet an der Stelle eines Seemannshauses, in dem Vasco da Gama 1497 vor Antritt seiner Entdeckungsfahrt weilte und 1499 nach seiner Rückkehr von Emanuel I. empfangen wurde), der „alle Reize des Phantasiestiles der Emanuelzeit" offenbart, und dessen hohe Hallenkirche mit reichskulptierten Achteckpfeilern (s. die Abbildung S. 454) eine besonders mächtige Wirkung übt.

In ähnlicher Weise hat das portugiesische Schrifttum, die ausgetretenen Pfade höfischer Kunstlyrik verlassend, während der Glanzperiode (16. Jahrh.) als weitaus bedeutendstes Werk ein klassisches Epos gezeitigt, die Lusiaden des Luiz Vaz' de Camões (Os Lusiadas, die Söhne des Lusus, Stammvaters der Portugiesen), das die Geschichte des Volkes und seine Heldentaten, seine Siege über das Meer verherrlicht. Rascher jedoch als in Spanien erlöschen hier die glänzenden Phänomene echt nationaler literarischer Produktion. Dieser Niedergang erklärt sich, wenn wir einen Blick auf die wechselvollen Ereignisse werfen, die sich während des 16. Jahrh. in Portugal abspielten.

Der alte Gegensatz gegen die maurische Bevölkerung, welcher die Spanier zu verschiedenen Unternehmungen an der nordafrikanischen Küste veranlaßte, blieb auch in Portugal nicht ohne Folgen. Mehrere feste Plätze an der Küste Mauretaniens waren bereits

von den Portugiesen erobert und behauptet worden, als die großen Erfolge in Indien die Aufmerksamkeit von Afrika ablenkten. In der Zeit König Joãos III. (1521—57) und darauf, während der Regentschaft der Königin Katharina, die für ihren unmündigen Enkel Sebastian das Staatswesen leitete, trat die nordafrikanische Frage gegenüber anderen Interessen zurück. In entsprechender Weise wie in Spanien hatte man für die Reinheit des katholischen Glaubens und für seine Verteidigung gegen Angriffe von verschiedenen Seiten Sorge zu tragen, und auch in Portugal waltete die Inquisition ihres Amtes. Eine eigentümliche Fügung wollte es, daß neben Philipp, dem spanischen Vertreter zähen, wohlberechnenden Glaubenseifers, in Sebastian von Portugal ein heißblütiger, phantastischer Glaubensheld treten sollte, der allmählich den Boden der Wirklichkeit unter den Füßen verlor. Der König, der sich seinen Grundsätzen gemäß nicht vermählen wollte, begann 1577 einen Glaubenskrieg gegen Marokko, wobei sich schon während der Zurüstung der Mangel an waffenfähiger Mannschaft und an Geldmitteln in erschreckender Weise zeigte. Das planlos angelegte Unternehmen fand ein klägliches Ende. Unweit von Tanger erlag Sebastians Heer dem Angriffe der Mauren; der König selbst verschwand im Getümmel und wurde nicht mehr gesehen (4. August 1578).



Das Innere der Klosterkirche zu Belem in Portugal. Nach A. Haupt, Die Baukunst der Renaissance in Portugal (Frankfurt a. M. 1890—1895). Vgl. Text S. 453.

Der letzte männliche Sproß des portugiesischen Königshauses, der greise Kardinal Infant Henrique, übernahm nun die Regierung. Philipp II., der Erbansprüche auf Portugal erheben konnte, nutzte die günstige Lage. Als Henrique 1580 starb, ließ er ein spanisches Heer über die Grenze ziehen, und Portugal mußte sich dem spanischen Könige, der durch imponierende Machtmittel seine Stellung befestigte, beugen. Damit fiel auch das riesige Kolonialreich Portugals an Spanien, dessen überseeischer Besitz zu dieser Zeit die größte Ausdehnung erreichte.

D. Die letzten Habsburger.

Zwei Jahrzehnte vor Philipps II. Tode war der spanische Königshof Schauplatz einer erschütternden Tragödie gewesen. Der Sohn des Königs, Don Carlos (s. die beigeheftete Tafel), bei dem sich frühzeitig zu eigenwilligem und störrischem Wesen ein krankhafter Zustand (jahrelanges Wechselfieber) gesellt hatte, zog sich aus eigener Unvorsichtigkeit durch

König Philipp II., seine vierte (letzte) Gemahlin Anna, seine dritte Gemahlin Isabella von Valois, seine erste Gemahlin Maria von Portugal und sein Sohn Don Carlos. *Bronzestatuen von Leone Leoni (1509—90) und dessen Sohn Pompeio Leoni (gest. 1610) in der Kirche des Eskorial. Nach Photographie von J. Laurent Nachf., Madrid.*

Erklärung der umstehenden Tafel.

König Philipp II., geb. 21. Mai 1527 in Valladolid, gest. 13. September 1598, wurde kaum 16jährig mit Maria von Portugal vermählt; nach deren Tod heiratete er im Juli 1554 Königin Maria von England (geb. 18. Februar 1516, gest. 17. November 1558), darauf 1559 in dritter Ehe Elisabeth von Frankreich (geb. 13. April 1545, gest. 3. Oktober 1568), endlich 1571 in vierter Ehe Erzherzogin Anna von Österreich (geb. 2. November 1549, gest. 26. Oktober 1580). Der ersten Ehe entsproß Don Carlos (geb. 8. Juli 1545, gest. 25. Juli 1568), seine zweite Gemahlin schenkte ihm zwei Töchter: Isabella (heiratet 1599 Erzherzog Albrecht, gest. 30. November 1633) und Margarete; aus der letzten Ehe ging Philipps Nachfolger König Philipp III. (geb. 14. April 1578, gest. 31. März 1621) hervor.

den Sturz von einer Treppe eine schwere Verletzung am Hinterhaupte zu, die eine von dem bedeutendsten Chirurgen jener Zeit, Dr. Andreas Vesalius, ausgeführte Trepanation erforderte und in der Folge einseitige Lähmung des Körpers, Schwachsinn sowie offenkundige Geisteskrankheit nach sich zog. Ein Mordanschlag, den der wahnbetörte Prinz gegen den königlichen Vater vorbereitet hatte, führte zur Verhaftung des Unglücklichen, dessen Tod durch Wechselfieber und Dysenterie beschleunigt wurde.

So gelangte 1598 Philipps II. jüngerer Sohn, der 20jährige Philipp III., auf den Thron, ein gottesfürchtiger und gutmütiger, aber zur Regierung untauglicher Prinz, über dessen Veranlagung zum Herrscherberuf bereits sein Vater geseufzt hatte: „Gott, der mir so viele Reiche gegeben, hat mir einen Sohn versagt, der fähig wäre, sie zu beherrschen ... Ich fürchte, daß man ihn regieren wird." Philipp II. hatte richtig geurteilt.

Die innere und äußere Geschichte Spaniens unter Philipp III. (1598—1621) und seinem Sohne Philipp IV. (1621—65) weist zwei besonders hervorstechende, wesentlich verschiedene Züge auf: mit dem wachsenden wirtschaftlichen Verfall, mit unglücklichen Maßnahmen einer von Günstlingen der Monarchen geleiteten Politik, mit dem Schwinden der Machtstellung des durch ständige Gebietsverluste geschwächten Reiches verbindet sich ungewöhnliche intellektuelle Regsamkeit und Schaffenskraft auf allen Gebieten literarischer, künstlerischer und kunstgewerblicher Tätigkeit, die in der Geistesgeschichte ohnegleichen dasteht, da z. B. die dramatische Produktion Spaniens allein an Fülle die aller anderen Kulturvölker zusammengenommen übertrifft.

Es drängt sich die Frage auf, wie sich die Geschicke Spaniens gestaltet hätten, wenn dieser außerordentliche Reichtum an Talenten richtig verwertet, wenn überhaupt die wirtschaftlichen und intellektuellen Kräfte des Landes entsprechend nutzbar gemacht worden wären. Daß ein solches weises Haushalten und Ausnützen der zu Gebote stehenden Quellen nicht stattfand, dafür waren, abgesehen von der geringen Eignung der Monarchen zu persönlicher, kräftiger Regierung und abgesehen von der verhängnisvollen Mißwirtschaft der Günstlinge, verschiedene Gründe maßgebend. In erster Linie kamen als Opfer heischende Erbschaft früherer Zeit das verfehlte Steuersystem und die Notwendigkeit der Erhaltung großer Kriegsheere in Frage. Die Regentschaft des Herzogs von Lerma, ehemaligen Hofmarschalls des Prinzen, den Philipp III. nach seiner Thronbesteigung zum ersten Minister ernannte, hatte wenigstens so viel für sich, daß die kriegerische Politik nach außen einer vorsichtigen und in Anbetracht der traurigen Lage des Staates sehr berechtigten Zurückhaltung wich; die Mißwirtschaft im Inneren erreichte eine immer bedenklichere Höhe. Die Abgaben und sonstigen Staatseinnahmen wurden dem Gesamtinteresse des Landes nicht dienstbar gemacht, sondern kamen einzelnen bevorzugten Ständen, namentlich dem Adel und der Geistlichkeit, zugute; der Besitz der „Toten Hand" hatte eine unglaubliche Höhe erreicht. Die empfindlichste Schädigung fruchtreicher Betriebsamkeit auf dem Gebiete der Bestellung des Bodens erfolgte durch die endgültige Vertreibung der Moriskos, die 1609—11 trotz ernster Warnung einsichtiger Staatsmänner mit unerbittlicher Strenge durchgeführt wurde. Aus Valencia, dann auch aus Andalusien, Aragon und anderen Provinzen wurden Scharen der Unglücklichen (nach Schätzung 500000—600000) nach der Küste geführt, um von dort nach Afrika eingeschifft zu werden; sie verließen ein Fruchtland, dessen Anbau sie mit geduldigem Eifer betrieben hatten. Spanien war nun im religiösen wie im ethnischen Sinn allerdings ein wirklicher Einheitsstaat, aber dieses seit dem Beginne der Wiedereroberung angestrebte Ziel wurde teuer bezahlt. Der erschreckende Ausfall in den Staatseinnahmen zeigte bald,

daß eine der Grundsäulen der spanischen Wohlfahrt zerstört worden war. Schon unter Philipp II. war der Staatsbankerott ausgebrochen, von nun an wurde die Geldnot ein ständiges Übel, dem man vergebens mit verzweifelten Mitteln zu steuern suchte.

Lermas Sturz (1618) und der drei Jahre später erfolgte Tod Philipps III. änderten nichts in der traurigen Lage des Landes; der wirtschaftliche Verfall, das Sinken der politischen Machtstellung wurde vielmehr unter Philipp IV. insofern beschleunigt, als wieder einmal der aussichtslose Versuch gemacht wurde, durch kriegerische Unternehmungen das Ansehen Spaniens zu stärken. Die Seele dieser verfehlten Politik war der Günstling des Königs, Conde-Duque de Olivares, der unter Philipp IV. eine ähnliche Rolle spielte, wie der Herzog Lerma unter Philipp III. Gerade bei der Thronbesteigung Philipps IV. war der Waffenstillstand mit den Niederlanden abgelaufen, in Deutschland der Religionskrieg in vollem Gange, in dem Spanien Stellung zu nehmen sich bemüßigt glaubte. Außerdem führten die Besitzfragen in Oberitalien zu einem Kampfe mit Frankreich, der sich viele Jahrzehnte hinschleppte und für Spanien den Verlust eines großen Teiles der Außenländer zur Folge hatte.

Den Franzosen kam hierbei der Umstand zustatten, daß auf der Pyrenäischen Halbinsel selbst sehr ernste Schwierigkeiten die Aktionsfreiheit der Spanier hemmten. Die Katalanen hatten bisher mit großer Zähigkeit an ihren Sonderrechten festgehalten und diesen Standpunkt sowohl Karl I. als auch Philipp II. gegenüber mit Erfolg vertreten. Der Versuch des Grafen Olivares, ihren Widerstand gegen die wachsenden Steuern und Aushebungen zu brechen, trieb die rührige und selbstbewußte Bevölkerung 1640 zum offenen Aufstande, der zwölf Jahre lang nicht niedergeworfen werden konnte. Das Ergebnis war für die Katalanen insofern günstig, als ihre Privilegien erhalten blieben und sich auch in der Folgezeit Gewerbe und Handel in den katalanischen Landen freier entwickeln konnten. Da den Franzosen der Pyrenäische Friede von 1659 den Besitz der Grafschaft Roussillon sicherte, anderseits aber die französischen Unternehmungen gegen das spanische Navarra gescheitert waren, so erschien die Pyrenäengrenze zwischen Spanien und Frankreich überall hergestellt.

Noch einschneidender und von bleibender Bedeutung war die mächtige Bewegung, die sich im Westen der Halbinsel, in dem von Philipp II. annektierten Portugal, gegen Spanien richtete. Johann von Braganza, dessen Familie schon beim Tode des Königs Henrique ihre Erbansprüche geltend gemacht hatte, trat an die Spitze einer nationalen Partei, die begeisterten Anklang fand (1640). Spanien mit seinen immer schwächer werdenden Kräften war außerstande, gegen den abtrünnigen Vasallen entschieden aufzutreten. Die Schlacht bei Villa Viciosa am 17. Juni 1665 entschied den Sieg der portugiesischen Waffen. Drei Jahre später mußte sich Spanien im Frieden von Lissabon bequemen, die Unabhängigkeit des Nachbarlandes anzuerkennen, Philipp IV. mußte noch kurz vor seinem Tode diese Trauerbotschaft zur Kenntnis nehmen.

Aber inmitten unaufhörlicher äußerer und innerer Wirren, blutiger Kriege und offenkundigen wirtschaftlichen Niederganges entfaltete sich auf wissenschaftlichem, künstlerischem und literarischem Gebiete eine Regsamkeit, von deren Fülle wir uns schwer eine Vorstellung machen können.

In dieser Richtung wird an die Glanzzeit unter Philipp II. angeknüpft, die Überlieferung nicht nur hochgehalten, sondern vertieft und ausgestaltet. Hatte sich schon Philipp III. als Förderer von Künstlern und Literaten erwiesen, so zählt speziell Philipp IV. zu jenen nichtregierenden Souveränen, die für die edelsten Genüsse, welche der menschliche Genius dem Sterblichen zu bieten vermag, seinen Sinn und verständiges Urteil besaßen. Die Tradition erhält sich auf dem Gebiete der Architektur und Bildhauerei, unter deren Vertretern Alonso Berruguete, Schüler Michelangelos, Felipe Vigarni, Gregorio Hernández,

Martinez Mantañés (von Philipp IV. beschäftigt), vor allem Alonso Cano hervorragen. Ergreifenden Ausdruck spanischen Kunstempfindens treffen wir während der Zeit Philipps III. und IV. auf dem Gebiete der Malerei. Jusepe Ribera (1588—1656) hat zuerst die Verbindung des Naturalismus mit der innigen Vertiefung katholischen Geistes versucht und hierdurch die „spanische Schule" begründet. Meister der Sevillaner Schule sind Francisco Zurbarán, vor allem Bartolomé Esteban Murillo (1617—82), der den spanisch-katholischen Geist in der Malkunst so vollendet wie kein anderer vor oder nach ihm verkörperte. Der Meister spanischer Realistik wiederum ist Diego Velazquez, der 1623 Maler Philipps IV. wurde und die königliche Familie unzählige Male porträtierte (s. die nebenstehende Abbildung).

Königin Maria Anna von Spanien, Gemahlin Philipps IV., Tochter Kaiser Ferdinands III. Gemälde von Velazquez im Prado, Madrid. Nach Photographie.

Noch wenig bekannt sind die Leistungen des spanischen Kunsthandwerkes in jener Periode, namentlich die der Goldschmiedekunst, die sich der Schaffung herrlich aufgebauter Monstranzen, kunstvoll verzierter Urnen und Schreine zuwandte, wie auch der Keramik, die sorgfältig verzierte Fliese und Kacheln (azulejos) zusammenstellte und damit eigenartige Wirkungen erzielte. Dazu kommen noch hervorragende Leistungen auf dem Gebiete der Stickerei und Webekunst. Diese Kunstfertigkeit an der Hand der erhaltenen Denkmäler genauer zu erkennen, ist die Aufgabe der neuesten Forschung auf dem Gebiete des spanischen Geisteslebens, ebenso auch die Feststellung der Errungenschaften, welche die Spanier auf dem Gebiete der exakten Wissenschaften, der Astronomie, Chronologie, Hydrographie, Physik, Chemie, Botanik usw., während jener intellektuellen Hochblüte aufzuweisen haben.

Unbestritten in ihrer Bedeutung sind die Schöpfungen der Spanier auf dem Gebiete der schönen Literatur. Im Jahre 1605 erschien der erste Teil des Don Quijote des Miguel Cervantes, zehn Jahre später, noch zur Zeit Philipps III., der Schlußteil, und mit diesem lange Zeit mißverstandenen Werke, welches des Menschenwallens Streben und Irren in unsterblichen Typen vorführt, ist der Höhepunkt spanischer Prosadichtung erreicht. Als dramatische Dichter glänzen Lope de Vega (1562—1635), Tirso de Molina (1572—1648), Guillen de Castro (1569—1631), vor allem Don Pedro Calderon de la Barca (1600—81), der, ein Erbe der großen Traditionen des 16. Jahrh., als Verkörperung des goldenen Zeitalters nationaler Dichtung gefeiert wird, und neben den Genannten eine große Zahl anderer Vertreter der dramatischen, erzählenden und lyrischen Dichtung, die, wie wir jetzt immer mehr erkennen, nicht nur die romanische, sondern auch die deutsche Literatur in nachhaltiger und vielgestaltiger Weise angeregt und befruchtet haben.

E. Das Zeitalter der Bourbonen.

a) Von Philipp V. bis Karl III.

Die Regierung des letzten Herrschers aus dem habsburgischen Hause, Karls II. (1665 bis 1700), hatte den größten Tief- und Stillstand der spanischen Lande auf politischem, wirtschaftlichem und intellektuellem Gebiete bedeutet. Hofumtriebe und die unglücklichen auswärtigen Kriege nahmen auch nach Eintritt der Volljährigkeit Karls (1675) alle Aufmerksamkeit der Regierung in Anspruch, während im Lande selbst fast jedwede fortschrittliche Entwickelung gehemmt war. Da Karls Ehen kinderlos blieben, wollte Ludwig XIV. von Frankreich Spanien in den Machtbereich seines Hauses ziehen. Den Franzosen, den nächsten Nachbarn, fiel die Aufgabe zu, das zurückgebliebene, in veralteten Anschauungen erstarrte spanische Volk der europäischen Kultur wieder anzunähern, gesunderen geistigen und wirtschaftlichen Anschauungen zum Siege zu verhelfen. Man darf den Königen aus dem Hause Bourbon, das ja heute noch in Spanien herrscht, das Zeugnis nicht versagen, daß die Zeit ihrer Herrschaft in diesem Sinne von Nutzen gewesen ist und den Boden für eine freiere Weltanschauung geebnet hat.

Der spanische Erfolgekrieg (1701—14), der damit endete, daß eine bourbonische Linie den Thron bestieg, jedoch ein engerer Zusammenhang mit Frankreich verhindert wurde, gehört seinen hauptsächlichsten Ereignissen nach der allgemeinen Geschichte Europas an (vgl. darüber Band VII). Die gegen Frankreich verbündeten Mächte hatten mit Hilfe der Katalanen und Portugiesen Spanien zu bezwingen gesucht. Zweimal erschien Erzherzog Karl, der spätere Kaiser Karl VI., an der Spitze siegreicher Heere in Madrid. Aber die Kastilier, die sich dem französischen Kandidaten Philipp V. angeschlossen hatten, hielten aus Abneigung gegen die Katalanen und Aragonesen treu zu dem bourbonischen König und setzten ihren Stolz darein, zu beweisen, daß bei ihnen die Entscheidung lag, was denn auch tatsächlich der Fall war. Inmitten dieser schweren Wirren wußten die Engländer einen bedeutenden Erfolg dadurch zu erringen, daß sie die günstige Gelegenheit benützten, sich Gibraltars zu bemächtigen (1704).

Die Könige aus dem Hause der Bourbonen konnten sich zunächst nicht der wirtschaftlichen und geistigen Hebung des zurückgebliebenen Landes widmen. Die Kriege, in welche Spanien, zum Teil infolge der Politik früherer Zeit, verwickelt worden war, verhinderten eine völlige Gesundung der Finanzwirtschaft, ja sie führten, da die aus früherer Zeit stammende Schuldenlast eher wuchs als abnahm, unter Ferdinand VI. (1746—59) zur gewaltsamen Annullierung des größten Teiles der Staatsschulden; doch war gerade der kränkliche Ferdinand der friedlichste der bourbonischen Herrscher, der es sich angelegen sein ließ, das unter seinem Vorgänger begonnene Kräftigungswerk weiterzuführen, die zentralistische Regierung zu festigen, die Reorganisation der Wehrmacht — zum Teil mit Unterstützung

französischer Offiziere — und die Hebung der wirtschaftlichen Kräfte des Volkes, des Handels, auch des Kolonialhandels, zu fördern.

Das Vordringen freiheitlicher Ideen läßt sich in Spanien verhältnismäßig spät beobachten, war jedoch nicht zurückzuhalten und auch gewiß nicht ohne merklichen Einfluß auf die weitere geistige Entwickelung des Landes. Der aufgeklärte Absolutismus war das Ziel der spanischen Monarchen, und besonders verkörperte dieses Prinzip Karl III. (1759—88; s. die nebenstehende Abbildung), der in Neapel regiert und erst nach dem Tode des kinderlosen Ferdinand den spanischen Thron bestiegen hatte. Die Aufklärung konnte in Spanien, nachdem das geistige Leben der breiten Volksschichten fast völlig eingedämmt worden war, nur von der Regierung ausgehen. Deshalb war die dynastische Verwandtschaft mit Frankreich von besonderer Wichtigkeit für die weitere Entwickelung. Das Volk unterstützte die Könige und die liberalen Staatsmänner in ihren Bestrebungen lange Zeit nicht. Manche selbstverständliche Neuerung, wie die Einführung des Straßenpflasters und der Straßenbeleuchtung in Madrid (1766), erzeugten gefährliche Gärungen.

Karl III. Gemälde von A. R. Mengs im Prado. Nach Photographie.

Um so höher sind die von Karl III. auf dem Gebiete der Verwaltung durchgeführten Reformen zu werten. Im Vergleich zu diesen erscheint dem heute ruhig abwägenden Politiker das, was hierin während der spanischen Hochblüte im 16. Jahrh. geleistet wurde, als Blendwerk. Karl III., eines der größten Verwaltungsgenies auf dem spanischen Thron, läßt sich in seinen Reformen gar wohl mit Friedrich dem Großen und Joseph II.

vergleichen. Er verstand es, ebenso wie sein Vorgänger Ferdinand, sich mit ausgezeichneten Ministern zu umgeben. Dem um Rechtspflege und Verwaltung verdienten Neapolitaner Squilace folgte der Graf von Aranda, ein edler, philosophisch gründlich gebildeter Aragonese, der in die spanische Verwaltung einen der bisherigen Tradition widerstrebenden liberalen Zug brachte, Wirken und Macht der Inquisition wesentlich eindämmte und sich insbesondere für die am 1. April 1767 erfolgte Vertreibung der Jesuiten einsetzte. In ähnlichem Sinne wirkten Graf Pedro Rodriguez von Campomanes, der eifrig die Reform des Unterrichtes förderte, sowie der ihm kongeniale Graf von Florida Blanca, dem man die Ausgestaltung und Verbesserung des Straßennetzes, unter anderem auch die Verschönerung der Hauptstadt (s. die untenstehende Abbildung) verdankte. Von besonderer Wichtigkeit war es, daß fremde Ansiedler, namentlich Deutsche, ins Land gezogen wurden, um den

Das königliche Schloß zu Madrid; von Philipp V. an Stelle des 1734 abgebrannten Alcazar für 74 Millionen Pesetas im Renaissancestil erbaut, von Karl III. 1764 bezogen. Nach Photographie von J. Laurent Nachf., Madrid.

Ackerbau zu heben; auch die Industrie wurde verständnisvoll gefördert. Den amerikanischen Kolonien, die bei vernünftiger Behandlung eine Kraftquelle der spanischen Macht werden konnten, kamen zwar die neuen freieren Grundsätze auch zugute, doch zwang die ewige Finanznot, an dem veralteten Verwaltungssystem festzuhalten (vgl. Band IX). Die Kriege, die Karl III. mit großem Eifer führte (auf den überseeischen Besitzungen gegen die Engländer und gegen Portugal), berührten Spanien nur mittelbar, hemmten aber die wirtschaftliche Gesundung in empfindlichster Weise; der Versuch, 1779 mit Hilfe der Franzosen Gibraltar den Engländern wieder zu entreißen, scheiterte.

b) Portugal.

Der energische Dom Sebastian José Carvalho, Marquez von Pombal, der seit der Thronbesteigung König Josés (Joseph Emanuels; 1750) den Staat leitete, hatte in Frankreich die Anschauungen der neueren Zeit kennen gelernt und mußte schon, wenn er sich behaupten wollte, zu den Jesuiten Stellung nehmen. Aber schwerlich hätte er gesiegt, wenn nicht die einflußreichen Mitglieder dieses Ordens durch Übergriffe unter Josés Vorgänger João V. das Volk erbittert und sich durch Einmischung in alle Verhältnisse zahlreiche Feinde geschaffen hätten.

In Pombal, der alle Schrecken mittelalterlicher Justiz diesmal rücksichtslos gegen die Vorkämpfer der Reaktion spielen ließ und Ränken mit Ränken begegnete, fand die Gesellschaft Jesu einen Gegner, der ihr unermeßlichen Schaden zufügte und durch die Zerstörung des Jesuitenstaates in Paraguay (vgl. Band IX) dem Orden seine wichtigste Einnahmequelle entzog; indem er seinen Streit durch massenhaft verbreitete Broschüren dem Urteile ganz Europas vorlegte, gab er den ersten Anstoß zur Aufhebung des Jesuitenordens.

Auch auf anderen Gebieten trat Pombal als Reformator auf. Obgleich sein Verständnis für wirtschaftliche Fragen nicht größer war als das anderer Staatsmänner seiner Zeit, so sorgte er doch im Sinne der Aufklärung für die Hebung des Schulwesens und legte damit den Grund zu weiterem Fortschritte. Gleichzeitig besserte sich der Zustand der Finanzen und des Heeres. Nach dem Tode Josés 1777, dem der Sturz Pombals bald folgte, trat eine Reaktion ein, die einen großen Teil des von Pombal Erreichten wieder vernichtete.

c) Karl IV.

Während Spanien langsam und zögernd dem Zuge der Zeit folgte, wandte sich im benachbarten Frankreich die liberale Weltanschauung, die der aufgeklärte Despotismus als Waffe gegen Adel und Kirche verwendet hatte, nunmehr mit zerschmetternder Wucht gegen den Absolutismus selbst. Eine unmittelbare Übertragung des werktätigen revolutionären Geistes war in Spanien, wo 1788 auf Karl III. sein schwacher und beschränkter Sohn Karl IV. gefolgt war, zunächst kaum zu erwarten; immerhin mußte der neue Herrscher zu den unerhörten Vorgängen in Frankreich schon als naher Verwandter des bedrohten Königshauses Stellung nehmen. Die Schwäche, die er hierbei zeigte, lockte das Verderben geradezu herbei, während gleichzeitig das ärgerniserregende Treiben am spanischen Hofe das Ansehen des Königs untergrub.

Der wirkliche Herrscher des Landes war Don Manuel Godoy, der Günstling des Königs ebenso wie der Königin, bekannt unter dem Titel „Friedensfürst" (Príncipe de la paz), der ihm nach dem Abschlusse des Baseler Friedens mit Frankreich 1795 verliehen wurde. Für den heranwachsenden Löwen Napoleon Bonaparte war dieser eitle, vor allem auf Vermehrung seiner Macht und seines Reichtums bedachte Favorit ein willkommener Spielball, Spanien nichts als ein Werkzeug gegen England und das mit diesem verbündete Portugal. Napoleon traf alle Vorbereitungen, um bei guter Gelegenheit die spanische Dynastie zu stürzen und das Land völlig in den französischen Interessenbereich zu ziehen. Bei der Haltung der spanischen Regierung, die vor keiner Demütigung zurückschreckte, war es nicht gerade leicht, einen Vorwand zum Einschreiten zu finden, bis endlich die Konflikte in der königlichen Familie den erwünschten Anlaß boten. Ein gegen Godoy gerichteter Aufstand des Madrider Volkes hatte Karl IV. veranlaßt, zugunsten seines Sohnes Ferdinand auf den Thron zu verzichten; aber schon war ein französisches Heer unter Murat in Spanien eingerückt. Indem Napoleon den Thronwechsel nicht anerkannte und das gegenseitige Mißtrauen der Mitglieder des Königshauses geschickt benutzte, konnte er seinen langgehegten Plan verwirklichen. Die spanische Königsfamilie dankte ab, ohne einen Widerstand zu versuchen, und Napoleon ernannte seinen Bruder Joseph zum Scheinkönig des spanischen Reiches.

d) Der Spanische Freiheitskrieg.

Mochte die Dynastie auch zusammenbrechen, das spanische Volk war nicht gesonnen, sich zu unterwerfen. Die alte iberische Unabhängigkeitsliebe, die fanatische Abneigung gegen alles Fremde flammten wild empor; und es zeigte sich, daß die Genügsamkeit, der ursprüngliche schlichte Sinn und die Begeisterung des Mittelalters noch im Volke lebten. Spanien war noch immer kein Einheitsstaat im modernen Sinne, dessen Organismus still steht, wenn

die Hand eines Feindes den Mittelpunkt der Maschinerie in ihre Gewalt bringt: noch bewahrten die einzelnen Landschaften — wie bis zum heutigen Tage — ihre Eigenart; und so schwer sie sich zu gemeinsamem Handeln zusammenfanden, so schwer war es anderseits, sie gleichzeitig mit einem gewaltigen Schlage zu Boden zu strecken. Die Armut des Landes, die völlige Bedürfnislosigkeit seiner Verteidiger kamen diesmal der spanischen Sache zustatten; Napoleon hatte es hier mit einem Gegner zu tun, gegen den seine gewohnten Kampf- und Drohmittel versagten, und mit einem Lande, dessen natürliche Beschaffenheit und dessen Mangel an Vorräten die französischen Heere mit schwereren Gefahren bedrohten als die schnell zusammengerafften Banden der Aufständischen.

Schon am 2. Mai 1808, während noch die Verhandlungen Napoleons mit Ferdinand VII. schwebten, war in Madrid ein blutiger Volksaufstand gegen die eingedrungenen französischen Truppen losgebrochen und von Murat mit barbarischer Härte niedergeworfen worden. Dieser „Dos de Mayo" ist dem spanischen Volk unvergeßlich geblieben. Der Spanier versteht zu hassen: jetzt hatte der Haß sein Ziel gefunden. In kurzer Zeit stand das ganze Land in Waffen gegen die Franzosen. König Joseph hatte höchstens bei den wenigen Liberalen und Freidenkern auf Sympathien zu rechnen, und auch dies nur aus dem Grunde, weil sich die Geistlichkeit mit aller Entschiedenheit auf die Seite oder selbst an die Spitze der Volksbewegung gestellt hatte. Immerhin war es von Bedeutung, daß sich die Liberalen unter Joseph als loyale Partei zusammenfanden und mit französischen Anschauungen vertraut machten. Diese „Josefinos" bildeten den Kern der späteren konstitutionellen Partei.

Im allgemeinen waren die ungeübten Scharen der Aufständischen den französischen Truppen nicht gewachsen; aber zum Unglück für die Franzosen gelang es dem andalusischen Aufgebot unter Castaños, eine Armee unter dem Grafen Dupont de l'Etang in der Sierra Morena zu umzingeln und zur Ergebung zu zwingen (Kapitulation von Bailén, 23. Juli 1808). Die Erinnerung an diese Tat hielt auch dann den Widerstand aufrecht, als Napoleon selbst Spanien mit seinen Truppen überschwemmte und die Sache des Aufstandes verloren schien. Der kleine Krieg, der nun allenthalben tobte und mit fanatischer Erbitterung und wilder Grausamkeit geführt wurde, ist ein dunkles Blatt in der Geschichte der Menschheit; aber doch hat das in mittelalterlichen Anschauungen zurückgebliebene Spanien durch seinen unbezähmbaren Widerstand dem Schicksal Europas eine entscheidende Wendung gegeben und dem siegestrunkenen Militarismus Napoleons den ersten schweren Schlag versetzt. Daß sich die liberalen Elemente um den französischen König sammelten, trug einen Keim des Hasses in die spätere Entwickelung des spanischen Staatslebens, der noch bittere Früchte zeitigte.

Den ersten Siegen des spanischen Aufstandes folgten, als Napoleon in eigener Person mit frischen Truppen im Feld erschien, bald überall Niederlagen; die Regierungsjunta, die den Widerstand leitete, floh nach dem Süden: erst nach Sevilla, dann nach Cádiz. König Joseph zog am 22. Januar 1809 zum zweitenmal in Madrid ein; am 21. Februar 1809 fiel auch das heldenmütig verteidigte Zaragoza. Es war klar, daß sich das Land nicht aus eigener Kraft wieder aufraffen konnte, mochte auch der kleine Krieg sich noch jahrelang fortsetzen. Da war der Entschluß Englands, die Pyrenäische Halbinsel zum Kampfplatz gegen Napoleon zu machen und den spanischen Aufstand zu unterstützen, von höchster Bedeutung. Schon am 30. August 1808 hatten englische Truppen unter Dalrymple die Franzosen unter Junot aus Portugal hinausgedrängt (Kapitulation von Cintra); im Januar 1809 kam ein Bündnis mit der Oberleitung des spanischen Aufstandes zustande. In Wellesley, dem späteren Herzog von Wellington, fanden die Engländer einen den französischen Marschällen überlegenen Führer.

Während sich die Liberalen der höheren Gesellschaftskreise zum Teil an König Joseph anschlossen, dessen Person die Durchführung zeitgemäßer Reformen zu verbürgen schien, entstand auch in der Regierungsjunta der Aufständischen eine Spaltung. Den rückschrittlichen Elementen gegenüber setzten es die Parteigänger der Aufklärung durch, daß die Berufung der Cortes als einer konstituierenden Versammlung beschlossen, wenn auch vorläufig angesichts der unsicheren Lage nicht durchgeführt wurde. Erst am 24. September 1810 traten die Cortes in dem von den Franzosen belagerten Cádiz zusammen. Die Liberalen, die in der Überzahl waren, entwarfen eine freisinnige Verfassung, die im Januar 1812 angenommen und am 18. März beschworen wurde; sie war für die Zukunft das Panier der liberalen Partei, nachdem ein natürlicher Rückschlag den reaktionären Elementen den Sieg verliehen hatte. In Wahrheit entsprach die ultraliberale Verfassung keineswegs den wirklichen Wünschen des spanischen Volkes, das mit Begeisterung für seine alten Ideale kämpfte und den Errungenschaften der französischen Revolution nicht das richtige Verständnis entgegenbrachte, ja geneigt war, Liberale und Franzosen als einen Begriff zu fassen und als gemeinsame Feinde zu bekämpfen.

Die entscheidende Wendung im spanischen Kriege trat ein, als Wellington in seiner festen Stellung von Torres Vedras unweit Lissabon die Angriffe des Marschalls Masséna abschlug und diesen endlich zum Rückzuge zwang (Winter 1810/11). Am 12. August 1812 fiel Madrid in die Hände Wellingtons, dem der Feldzug Napoleons gegen Rußland mittelbar außerordentlich zustatten kam; die Niederlage der Franzosen bei Vitoria am 21. Juni 1813 beendigte den Unabhängigkeitskampf zu Spaniens Gunsten. Napoleon, der in Deutschland um seine Herrschaft rang, sah sich auf die Verteidigung beschränkt und in Südfrankreich selbst mit Erfolg angegriffen. Nach seinem Sturz räumten die Engländer, die sich ihre Hilfe mit günstigen Handelsverträgen bezahlen ließen, die Pyrenäische Halbinsel. Ferdinand VII., nun von allen Seiten als Herrscher Spaniens anerkannt, begab sich in sein Land. Hier erwarteten ihn zu Madrid die Cortes, um ihn auf die Verfassung von 1812 zu vereidigen.

e) Absolutes Königtum und Liberalismus.

Wieder schien Spanien vor einem Wendepunkte seiner Entwickelung zu stehen. Trat das Königtum jetzt offen und tatkräftig auf die Seite der Freisinnigen, denen die besten Geister des Landes angehörten, die sich aber aus eigener Kraft der wuchtigen Masse des fanatisierten Volkes und der Geistlichkeit gegenüber vorläufig nicht behaupten konnten, faßte gleichzeitig der König fest die Zügel und hinderte, daß sich Phrasentum und Korruption, die jeden ohne Gegengewicht auftretenden Liberalismus zu begleiten pflegen, in Spanien einnisteten, dann konnten die geistigen Errungenschaften des 18. Jahrh. genützt, die bisher noch so dürftigen Keime freier und gesunder Entwickelung geschont und gepflegt werden, bis Spanien seine Arbeit an der Gesamtkultur Europas mit neuer Frische aufnehmen konnte. Aber wer dergleichen von Ferdinand VII. erwartete, hoffte Unmögliches. Ferdinand, dessen Erziehung auf die Erfüllung so hoher Aufgaben nicht vorbereitet, und dessen Leidensweg unter beständigem Druck der äußeren Verhältnisse das unentschlossene Wesen des Herrschers nicht gefestigt hatte, vermochte den Lockungen der reaktionären Partei nicht zu widerstehen, die ihm bedingungslos entgegenjauchzte, und die auch sonst in Europa nach dem Sturze Napoleons ihr Haupt erhob. Es war nichts leichter, als die Liberalen als Franzosenfreunde und Glaubensfeinde zu verdächtigen, deren radikale Konstitution von 1812 zwar nach berühmten Mustern gefertigt, aber für Spanien in der Tat noch äußerst unzeitgemäß

war. Wie in Deutschland der Rückschlag nach den Befreiungskriegen ein trauriges Bild bietet, so war ein ähnliches Schauspiel in Spanien zu beobachten, wo Unduldsamkeit und Grausamkeit, nachdem der König den Liberalismus niedergetreten hatte, wahre Orgien der Rachsucht feierten; die nur allzu dünne Schicht von Gebildeten und Freidenkenden, die über der unwissenden und rohen Masse lagerte, sollte vollends zerstört werden.

Aber mochte die Inquisition wiederhergestellt und die geistige Knechtung erneuert werden: zu vernichten waren die Anschauungen nicht, die nun einmal dem Zuge der Zeit entsprachen; Absolutismus und Rückständigkeit einerseits, Liberalismus und Aufklärung anderseits begannen einen Kampf, der das 19. Jahrh. fast gänzlich erfüllte und Not und Verzweiflung im Übermaß über Spanien brachte. Allmählich nahm auch das Volk selbst an der großen Entzweiung teil.

In dem richtigen Gefühle, daß eine Zeit ruhiger Entwickelung für sein Wohl zunächst nötiger sei als ein liberales Allerweltsschema, das gerade für die wirtschaftliche Not wenig wahre Heilmittel kennt, hatte es sich anfangs gleichgültig gegen die konstitutionellen Fragen gezeigt; jetzt aber setzten die aufs äußerste bedrängten Liberalen alles daran, das Volk für ihre Anschauung zu gewinnen. Der Erfolg war, daß die politisch unreifen Massen in den politischen Wirbel hineingezogen wurden. Nunmehr fanden Strebertum und Korruption auch auf liberaler Seite Raum zur Entfaltung; zum Unglück Spaniens ging dem Liberalismus seine beste und edelste Eigenschaft, die uneigennützige Reinheit, fast ganz verloren. Waren anfangs unter den Gegnern der Reaktion die Tüchtigsten des spanischen Volkes, so drängten sich doch allmählich in ihren Reihen die feilen Tagespolitiker und Stellenjäger vor.

Während in Spanien der Absolutismus triumphierte, ging der größte Teil des amerikanischen Kolonialbesitzes verloren. Die ewige Finanznot Spaniens hatte auch die einsichtsvolleren Staatsmänner des 18. Jahrh. gehindert, das veraltete Verwaltungssystem zu ändern, das mit Notwendigkeit die trotz alledem erstarkenden Kolonien endlich zur Empörung drängen mußte. Die Funken, die vom Schauplatze des nordamerikanischen Aufstandes und aus dem glühenden Krater der französischen Revolution herüberflogen, zündeten auch im südlichen Amerika. Ohne Unterstützung aus der Heimat vermochten sich die spanischen Behörden nicht zu halten; spätere Hilfesendungen blieben ohne nachhaltigen Erfolg. So hatte Spanien im ersten Viertel des 19. Jahrh. den Verlust aller Besitzungen auf dem amerikanischen Festlande zu beklagen.

Inzwischen erstarkte in einzelnen Provinzen des Mutterlandes, in denen die wenig energische königliche Regierung nicht genügend wachte, der Liberalismus wieder; dem Vorspiele verschiedener kleiner Militäraufstände, die im Grunde der Umstand veranlaßte, daß der Kolonialkrieg bei den Truppen höchst unpopulär war, folgte eine Empörung in verschiedenen Provinzen, die dem Liberalismus und seinem Vorkämpfer Riego völligen Sieg brachte (1820); der König kapitulierte und beschwor am 9. März die Konstitution von 1812.

Dem Siege der liberalen Anschauungen in Spanien folgte unmittelbar ein ähnlicher in Portugal. Hier war die Königsfamilie vor Napoleon am 27. November 1807 nach Brasilien geflüchtet und zögerte mit der Rückkehr, da sich angesichts der großen Bewegung, die durch alle amerikanischen Kolonien ging, Brasilien nur halten ließ, wenn der König selbst in dem aufblühenden Lande verweilte. Die Regierung in Portugal führte, wenn nicht dem Namen, so doch der Sache nach der englische General Lord Beresford. Gegen ihn hauptsächlich richtete sich die liberale Erhebung, die am 24. August 1820 von Oporto ausging. Nunmehr sah sich König João VI. doch genötigt, im Sommer 1821 nach Portugal zu kommen, nachdem er seinen Sohn Pedro zum Regenten Brasiliens eingesetzt hatte.

Spanien schien sich nunmehr, da in ganz Europa die Reaktion siegte, dem Radikalismus

völlig in die Arme werfen zu wollen. Die liberale Partei spaltete sich in Gemäßigte (Moderados) und Radikale (Exaltados); diese behielten bald die Oberhand und schaufelten in ihrer Maßlosigkeit dem Liberalismus selbst das Grab. Die europäischen Mächte konnten ihrer damaligen Politik gemäß die Zustände in Spanien, die ohnehin dem Könige des Landes so verhaßt waren wie den übrigen Herrschern der Reaktionszeit, auf die Dauer nicht dulden. Wieder war es diesmal das inzwischen ultraroyalistisch gewordene Frankreich, das sich im Auftrag Europas zu handeln entschloß. Im April 1823 überschritt eine starke französische Truppenmacht unter dem Herzog von Angoulême die Grenze und besetzte, fast ohne Widerstand zu finden, am 24. Mai Madrid. Es zeigte sich jetzt, daß es die reaktionären Altspanier gewesen waren, an deren Unbeugsamkeit Napoleon gescheitert war; jetzt, wo sich diese mit den Franzosen verbündeten, lag Spanien dem einrückenden Heer offen. Die liberale Mehrheit der Cortes flüchtete, den König mit sich führend, nach Sevilla, dann nach Cádiz; nach dreimonatiger Belagerung fiel auch dieses letzte Bollwerk. Der König erlangte seine Freiheit zurück, und alle Mächte des Stillstandes machten sich im Verein mit dem Absolutismus wieder geltend. Die Franzosen, die noch zwei Jahre zum Schutze des Königs im Lande blieben, mußten diesen Vorgängen tatenlos zusehen.

Zum Glück für das Land war ein dauerndes Bündnis zwischen dem absoluten Königtum und seinen Helfern, der Geistlichkeit und ihrer Gefolgschaft, doch nicht möglich. Es zeigte sich, daß Fernando VII. die tödlich gehaßten Liberalen als ein Gegengewicht gegen die übermächtige Priesterpartei nicht entbehren konnte. Die Reaktionären schienen der Zukunft sicher zu sein, da der voraussichtliche Thronerbe Don Carlos, der Bruder des kinderlosen Fernando, ihnen bedingungslos ergeben war. Da vereitelte die am 10. Dezember 1829 vollzogene Vermählung des Königs mit der neapolitanischen Prinzessin Maria Christine und die am 10. Oktober 1830 erfolgte Geburt einer Tochter, Isabella, der nach altkastilischem Rechte, das man wieder hervorgesucht und am 29. März sanktioniert hatte, die Krone zufallen mußte, ihre Pläne. Alsbald schieden sich die Geister. Während sich die altspanisch-kirchliche Partei um Don Carlos scharte, sah sich Maria Christine auf die Hilfe der Liberalen angewiesen und mit ihr der von ihr beherrschte König Fernando, der seine Gemahlin testamentarisch bis zur Volljährigkeit der Thronfolgerin Isabella zur Regentin des Reiches ernannte; als der König am 29. September 1833 starb, nahm die Königinwitwe die Zügel der Regierung fest in die Hand.

Don Carlos, von der reaktionären Partei gedrängt, erhob die Fahne des Aufstandes, der lange Jahre hindurch die besten Kräfte Spaniens verzehrte. Vor allem hatten sich die Basken der Pyrenäenlandschaften als die treuesten Anhänger des Thronprätendenten bewährt; wie so oft im Laufe der Geschichte erwiesen sich diese tapferen Bergbewohner, die weniger das Priestertum als ihre alten Sonderrechte gegen die liberalen Grundsätze verteidigten, als fast unbezwinglich in ihren Bergfesten, waren aber nicht imstande, das ganze Land mit sich fortzureißen. Don Carlos selbst aber erkannte, daß sich in Europa nach der Julirevolution ein anderer Geist geltend machte. Während die „Cristinos", wie sich die Liberalen nach der Regentin nannten, mehrfach Unterstützung von außen erhielten, waren die Karlisten im wesentlichen auf sich selbst gestellt. Unter Führern wie Zumala-Carregui in Navarra, Cabrera im Gebirgslande zwischen Valencia und Kastilien, schien gleichwohl ihr Sieg zweifellos. Auch wenn man die innere Tüchtigkeit der Parteien erwog, so mochten auf seiten des Prätendenten mehr ehrliche, von ihrer Sache überzeugte Kämpfer stehen als auf seiten der Regentin, um die sich liberale Streber scharten, die in Madrid zusammengeströmt waren. Aber die

Karlisten rangen nicht mit Personen, sondern mit einer Idee, deren Stärke wuchs, je mehr man sie bekämpfte; an dieser unzerbrechlichen Klippe scheiterten sie. Am 15. September 1839 endete der blutige Bürgerkrieg mit der Flucht des Prätendenten über die französische Grenze.

Schon vorher hatte der Absolutismus in Portugal sein Ende gefunden. Hier hatte sich, dank einer vorübergehenden Übersiedelung der Königsfamilie nach Brasilien, die Trennung dieser Kolonie vom Mutterlande ruhig vollzogen; nach der Erklärung der Unabhängigkeit Brasiliens und seiner Erhebung zum Kaiserreiche (September bis Oktober 1822) war ein Vertrag abgeschlossen worden, nach dem in Portugal wie in Brasilien je ein Zweig des Königshauses selbständig herrschen, eine Vereinigung beider Länder aber für immer ausgeschlossen sein sollte. Nachdem König João am 10. März 1826 gestorben war, wählte sein Nachfolger Pedro I. am 2. Mai den Thron Brasiliens für sich und übergab seiner Tochter Dona Maria II. da Gloria die europäischen Länder. Gegen sie aber und zugleich gegen die Liberalen, auf die sie sich stützte, erhob sich Pedros Bruder Dom Miguel, der sich Portugals mit Hilfe der Absolutisten und Reaktionären bemächtigte und eine Schreckensherrschaft einführte. Erst am 15. Mai 1834 gelang es Dom Pedro, der 1831 zugunsten seines Sohnes Pedro II. auf die Krone Brasiliens verzichtet hatte, Portugal durch den Sieg von Thomar für seine Tochter zurückzuerobern, nachdem ihm ein Bund zwischen Frankreich, England, Spanien und Portugal die nötigen Kräfte zur völligen Niederwerfung Dom Miguels verschafft hatte. So war denn in Portugal früher als in Spanien die konstitutionelle Partei wieder ans Ruder gekommen; hier wie dort dankte der Liberalismus seinen Sieg mittelbar der Julirevolution, die in Frankreich die reaktionären Kräfte niedergeworfen hatte.

Die tiefgreifenden Parteifehden dauerten aber auch unter Maria II. da Gloria (1834 bis 1853) fort, und erst während der Regierung ihres ältesten Sohnes, Pedros V. (1853—61), gelang es, ein alle konstitutionellen Fraktionen vereinigendes Versöhnungsministerium zu bilden; ein tückisches Fieber raffte aber den König in jungen Jahren hinweg, und unter seinem Nachfolger Luiz I. (1861—89) begannen die Wirren von neuem, ja die Schwierigkeiten, mit denen Krone und führende Minister bei der Verwaltung des Landes und Wahrung seiner Interessen nach außen und innen zu kämpfen hatten, erwiesen sich als fast unüberwindbar. Die politischen Koterien, die traurige finanzielle Lage, die außerordentlich heiklen Fragen internationalen Charakters bei der Verwaltung der Kolonien bildeten ständige Hemmnisse für die Regierung, und es ist unter diesen Umständen besonders bemerkenswert, daß es dem Führer der gemäßigten Parteien (Regeneradores), Fontes Pereira de Mello (während der Jahre 1871—86 wiederholt Ministerpräsident), gelang, einige wichtige Reformen, so auf dem Gebiete des Heerwesens, der Justizpflege, der Volksvertretung und des Verkehrswesens, durchzuführen. Tieferes Eingreifen bei dieser reorganisatorischen Tätigkeit war aber angesichts der dauernden Zerrüttung der Finanzen, auch unter der Regierung des vielseitig gebildeten und weitblickenden Königs Carlos I., des ältesten Sohnes Luiz' I. (1889—1908), nicht möglich, ja die Regierung sah sich gezwungen, 1892 die Zinsen der auswärtigen Schuld auf ein Drittel herabzusetzen, und diese Maßregel rief natürlich im Auslande scharfe Proteste hervor.

Das wirtschaftliche Leben Spaniens hat sich in aufsteigender Linie entwickelt. In diesem Falle war es der sich nach außen abschließende Geist der Spanier, der ihnen zustatten kam; der zerfahrenen Zentralregierung gegenüber bewahrten die Provinzen mit um so größerem Erfolg ihre Eigenart, und die Selbstverwaltung der Gemeinden trug ihre guten Früchte. Gewisse Folgen der liberalen Herrschaft, so die Einziehung der ungeheuren Kirchengüter,

kamen dem wirtschaftlichen Aufschwunge zustatten, während die übeln Begleiterscheinungen, unter denen die Fäulnis im Beamtentum und im Heer an erster Stelle zu nennen sind, dank jener Selbstverwaltung die Gesundheit des Volkslebens nicht bis ins Mark zu zerfressen vermochten. Daß der Fortschritt sich nur langsam Bahn breche, dafür war reichlich gesorgt.

Dem Widerstande der Karlisten in Spanien hatte, so verhängnisvoll auch der Sieg des Prätendenten für das Land geworden wäre, doch ein gesunder Gedanke zugrunde gelegen, welcher der karlistischen Sache ihre tüchtigsten und edelsten Anhänger zuführte: die klare Erkenntnis, daß Spanien für die liberalen Ideale noch nicht reif war, daß es weit mehr als andere Länder einer Entwickelung aus sich selbst heraus bedurfte. Daß der Karlismus keinen Ersatz für den jungen und doch schon angefaulten Liberalismus der gebildeten Schichten des Volkes bieten konnte, daß er statt der Einkehr die Umkehr predigte, war sein Verhängnis gewesen. Nun, da er zusammengebrochen war, öffnete sich die Bahn für jenes unwürdige Ränkespiel Ehrgeiziger, das keine Regierungsform so begünstigt wie der Scheinkonstitutionalismus, der die Volksrechte und die Freiheit zu bloßen Schlagwörtern des Strebertums umwandelt.

Maria Christine hatte sich ihres Sieges nur kurze Zeit erfreut. Der eigentliche Sieger im Karlistenkrieg, Don Baldomero Espartero, Herzog de la Vitoria, riß mit Hilfe der fortgeschrittenen Liberalen die Zügel der Regierung an sich und zwang die Königinwitwe, am 12. Oktober 1840 das Land zu verlassen. Als ihn drei Jahre später (Juli 1843) die „Gemäßigten" unter Don Ramón Maria Narvaez stürzten, wurde ihr die Macht nicht zurückgegeben, sondern die dreizehnjährige Königin Isabella wurde am 8. November 1843 für volljährig erklärt. An der Stelle des durch fehlerhafte Erziehung ungünstig beeinflußten Kindes regierten die drei ehrgeizigen Generale Narvaez, Don Juan Prim, Graf von Reus, und Francisco Serrano y Dominguez. Daß Isabella am 10. Oktober 1846 in Franz d'Assisi, ihrem Vetter (gest. am 16. April 1902), einen Gatten erhielt, blieb ohne Bedeutung, da der körperlich und geistig schwächliche junge Mann in keiner Weise hervortrat und der Sturz des Franzosenkönigs alle Pläne, die dieser auf die Mißheirat gesetzt hatte, zerstörte; auch die neue Revolution von 1848 übte keinen großen Einfluß auf Spanien, das seine eigenen Wege ging. Erst am 14. Juli 1855 gelang es den Progressisten unter der Leitung des Generals Leopold O'Donnell, die gemäßigte Regierung zu stürzen, ohne sich jedoch auf die Dauer halten zu können.

Inzwischen aber stellten sich neue, bedenkliche Folgeerscheinungen der fortschrittlichen Propaganda ein; das in seiner Masse verarmte und gedrückte Volk begann die liberalen Phrasen in seiner Weise auszulegen und mit Gedanken einer sozialen Umwälzung zu spielen. Aus dem Spiele wurde im klassischen Lande der Revolutionen bald Ernst: 1857 brach der erste sozialistische Putsch in Andalusien aus. Seitdem sind diesem zahlreiche andere gefolgt, ohne freilich in dem separatistisch zerklüfteten Lande jemals mehr als lokale Bedeutung zu gewinnen.

Ein größerer Zug schien in die spanische Politik zu kommen, als 1859 die beständigen kleinen Plänkeleien mit Marokko, an dessen Küste Spanien einige feste Plätze besaß, einen offenen Krieg entfachten. Es zeigte sich jedoch, daß Spanien nicht imstande war, sich durch Eroberung wenigstens des nördlichen Marokko zum Herren der Eingangspforte des Mittelmeeres zu machen. Wohl erlitten die Mauren zwei empfindliche Niederlagen; aber das spanische Heer gelangte nicht über Tetuan hinaus. Ein Friede, der im allgemeinen den früheren Besitzstand beider Völker festlegte, beendete das kostspielige Unternehmen.

Die innere Politik wurde von dem Ränkespiele beherrscht, das bald die Progressisten ans Ruder brachte, bald die Moderados, an die sich nach und nach die Reaktionären angeschlossen hatten. Dadurch, daß sich Isabella ganz den „Gemäßigten" zuwandte und damit nicht nur die rückschrittliche Bewegung begünstigte, sondern auch allen ehrgeizigen Progressisten

die Laufbahn versperrte, führte sie selbst ihr Verderben herbei. Im September 1868 erhob der Admiral Topete y Carballo in Cádiz das Banner des Aufruhrs, und schon nach 14 Tagen (30. September) sah Isabella sich veranlaßt, ihren ersten Protest gegen das Geschehene von französischem Boden (Pau) aus zu erlassen. An die Beseitigung der Königsmacht dachten die Führer des Aufstandes nicht. Aber es fiel dem Ministerpräsidenten Prim nicht leicht, unter den Fürsten Europas eine Persönlichkeit zu finden, die willens gewesen wäre, die spanische Krone anzunehmen. Der König von Portugal, dem die Gelegenheit geboten wurde, die Pyrenäische Halbinsel unter portugiesischem Zepter zu vereinigen, lehnte ganz im Sinne seines Volkes, das mit Spanien in keiner Weise etwas zu tun haben mochte, dankend ab; die Kandidatur des Prinzen von Hohenzollern, die mittelbar den Deutsch-französischen Krieg entfesselte, führte nicht zum Ziele. Zwar gelang es endlich, den zweiten Sohn des italienischen Königs Victor Emanuel, Ferdinand Amadeus, zur Annahme der spanischen Krone zu bewegen (4. Dezember 1870); doch schon am 11. Februar 1873 legte der neue Herrscher sein dornenvolles Amt nieder. Es blieb nun tatsächlich nichts übrig, als die Republik auszurufen.

Der spanische Republikanismus weist eigenartige Züge auf. Als echtes Erzeugnis des iberischen Bodens hat er einen entschieden föderalistischen Einschlag; ja er schöpft bis zur Gegenwart seine Kraft aus dem Streben, die einzelnen Provinzen Spaniens in Republiken zu verwandeln, die nur durch ein lockeres Band zu einem Einheitsstaate vereinigt sein sollen. Auch diesmal sollte eine Föderativrepublik gegründet werden; indessen mußte man sich vorläufig damit begnügen, dem bisherigen Staats- und Verwaltungsorganismus eine republikanische Form mit Pi y Margall, später Salmeron, zuletzt Castelar an der Spitze zu verleihen.

Der neue Freistaat war in der bedenklichsten Lage: die Kräfte der Reaktion, aufs äußerste gereizt durch den siegreichen Radikalismus, sammelten sich um den Erben der karlistischen Ansprüche, den jüngeren Don Carlos, der die baskischen Provinzen zu den Waffen rief. Wieder einmal scharten sich die Bataillone der Bergbewohner mit der klassischen runden Baskenmütze als Abzeichen um das reaktionäre Banner. Aber es zeigte sich auch wieder, daß ihre Kraft nur in der Verteidigung lag; noch weniger als während des ersten Karlistenkrieges durfte an einen ernsten Angriff auf die Hauptstadt gedacht werden. Im Süden glaubten die Anhänger einer sozialistisch-revolutionären Partei, durch das Beispiel der Pariser Kommune aufgeregt, ihre Zeit gekommen und bemächtigten sich mehrerer Städte, vor allem des Kriegshafens Cartagena, aus dem sie nicht so leicht zu vertreiben waren. Das Heer der Republik war demoralisiert und mußte teilweise neu gebildet werden.

Weder der Kommunismus noch der Karlismus besaßen in größerem Maße werbende Kraft; das Gefühl, daß wenigstens die höchste Stelle im Staate den Bestrebungen ehrgeiziger Streber entrückt werden müsse, verstärkte sich mehr und mehr. An die Berufung der vertriebenen Isabella, die unterm 25. Juni 1870 zugunsten ihres Sohnes auf die Krone verzichtet hatte, dachte niemand; um so hoffnungsvoller richteten sich die Blicke auf den Sohn der Königin, den jugendlichen Alfonso. Es bedurfte keiner großen Anstrengung, am 29. und 30. Dezember 1874 die Republik wieder zu beseitigen und am 14. Januar 1875 Alfonso XII. auf den Thron zu setzen. Manchem mochte es scheinen, als ob damit abermals nur ein kurzer Akt des politischen Zwischenspiels eingeleitet werde; indessen die Pessimisten täuschten sich. Selbst der frühe Tod Alfonsos XII. (25. November 1885) erschütterte die Stellung der Monarchie nicht. Die Königinwitwe Maria Christina ergriff als Regentin, zunächst für ihre Tochter Mercedes, dann im Namen ihres erst am 17. Mai 1886 geborenen Sohnes Alfonso XIII., die Zügel der Regierung ohne nennenswerten Widerstand.

Diese Ruhe des Landes, die selbst die unheilvollen Aufstände im Reste des spanischen Kolonialreiches kaum zu erschüttern vermochten, ist ein äußeres Zeugnis für die langsame, aber unleugbare wirtschaftliche Erholung des Landes, das mehr und mehr beginnt, seinen natürlichen Reichtum zu erkennen und auszubeuten; mögen es auch zum Teil Fremde sein, die die Anregung bringen und einen Teil des Gewinnes an sich ziehen, so sind doch die günstigen Folgen für das Land unverkennbar.

f) Spaniens Ausscheiden aus der Reihe der Kolonialmächte.

Die Ereignisse des Jahres 1898: der Krieg mit den Vereinigten Staaten von Amerika und der Verlust aller größeren Kolonien, haben freilich bewiesen, wie gering trotz aller Fortschritte noch immer die Widerstandskraft des spanischen Staates einem rücksichtslosen Gegner gegenüber ist. Das Unheil hatte sich schon lange angekündigt. Als die amerikanischen Kolonien im Anfange des 19. Jahrh. verloren gingen, waren die Inseln Kuba und Puerto Rico erhalten geblieben, zum Teil vielleicht gerade deshalb, weil 1812 ein Aufstand der kubanischen Negersklaven ausbrach, dem sich alle weißen Bewohner der Insel geschlossen entgegenstellten. Bis gegen die Mitte des Jahrhunderts zeigten nur die Neger größere Neigung zum Abfalle. Dann aber kam auch das kreolische Element auf Kuba, das unter der Vorherrschaft der Spanier in seiner natürlichen Entwickelung gehemmt war, in unruhige Bewegung, bereits damals in bald offener, bald versteckter Weise von den Vereinigten Staaten unterstützt. Schon vorher hatte England nach dem Besitze der Insel gestrebt und den Negeraufständen ein gewisses Wohlwollen entgegengebracht. Daraufhin fanden Verschwörungen und Flibustierzüge, deren erster 1849 stattfand, in Nordamerika bereitwillige Hilfe; ja die amerikanische Regierung hatte bereits offen erklärt, daß sie sich Kubas bei gegebener Gelegenheit zu bemächtigen gedenke, als der Ausbruch des Bürgerkrieges in den Vereinigten Staaten die Spanier noch einmal rettete. Der Sieg der Sklavereigegner in diesem Kriege ließ die Sympathien zwischen Yankees und Kubanern vorübergehend erkalten: der große Aufstand von 1868—78, bei dem diesmal Kreolen und Neger gegen die Spanier zusammenwirkten, führte zu keinem Eingreifen Amerikas. Aber allmählich wandte sich das Interesse der amerikanischen Spekulanten der reichen Insel wieder zu, während Spanien sich nicht entschließen konnte, durch großmütige Zugeständnisse das Selbstgefühl der Kreolen zu befriedigen. Die Aufhebung der Sklaverei 1880 führte zu wirtschaftlichen Krisen, ohne die Befreiten zu Freunden Spaniens zu machen. So begann denn endlich 1895/96 ein von den Vereinigten Staaten unterstützter Aufstand, welcher für Spanien, das bemerkenswerte Kraftanstrengungen machte, verhängnisvoll wurde.

Gleichzeitig (1896) tobte ein Aufruhr auf den Philippinen, wo die unzulängliche spanische Verwaltung auch ohne fremden Einfluß Anlaß gegeben hatte, den gebildetsten und zahlreichsten Teil der Eingeborenen, die Tagalen, zur offenen Widersetzlichkeit zu treiben.

Trotz aller Anzeichen des drohenden Verderbens wurden von Spanien keine entsprechenden Vorkehrungen getroffen: die Flotte, die allein Rettung bringen konnte, war und blieb so vernachlässigt, daß ein großer Teil der vorhandenen Schiffe überhaupt nicht mehr zur Verwendung kam. Ein Zufall, nicht aber nach der — später als irrig erwiesenen — Ansicht der Amerikaner ein Verbrechen, die am 15. Februar 1898 erfolgte Explosion des nordamerikanischen Panzerschiffes Maine im Hafen von Habana, führte am 21. April 1898 den Ausbruch offener Feindseligkeiten herbei. Mit bemerkenswerter Voraussicht des Kommenden hatten die Vereinigten Staaten eine beträchtliche Flotte unter Dewey in der Nähe

der Philippinen aufgestellt; diese vernichtete am 1. Mai das kleine spanische Geschwader Montojos bei Cavite und zwang mit Hilfe der aufständischen Eingeborenen Manila zur Übergabe. In Kuba, wo die Spanier unter Martinez Campos, dann Weyler und endlich Blanco bald mit Milde, bald mit Strenge das Unheil abzuwenden versucht hatten, brach ihre Herrschaft ebenfalls zusammen, nachdem ihre kleine, mühsam ausgerüstete Hilfsflotte unter Cervera bei Santiago am 3. Juli vernichtet worden war. Von dem einstigen ungeheuern Besitze sind Spanien nur ein paar kleine Kolonien an der westafrikanischen Küste geblieben; denn der Rest der Besitzungen im Stillen Ozean: die Karolinen, Palaoinseln und Marianen, ist gegen eine Entschädigung von 17 Millionen Mark am 19. Juni 1899 an das Deutsche Reich übergegangen.

F. Spanien und Portugal vom Beginn des 20. Jahrhunderts bis zur Gegenwart.

Die im Frieden von Paris am 10. Dezember 1898 endgültig besiegelte Abtretung der Kolonien, bereits seit geraumer Zeit, besonders von Kuba, erwartet, bedeutete angesichts der traurigen finanziellen Lage Spaniens nach dem Kriege in wirtschaftlicher Beziehung gerade damals keinen Verlust für das Land. Man hat diese Abtrennung zutreffend mit einer schmerzhaften Operation verglichen, welche das Mutterland von einer langwierigen Eiter erzeugenden Krankheit erlöste. Die Millionen, welche auf fruchtlose Kämpfe in den entfernten Inselreichen verwendet werden mußten, dem Heimatland zuzuwenden, Tausende von Soldaten, die Blüte des Volkes, welche geradeswegs ins Verderben geschickt wurden, nützlichem heimischen Erwerb zuzuführen, das waren die Aufgaben, die den Lenkern des spanischen Reiches angesichts der neuen Lage zufielen. In mancher Beziehung ist Spanien dieser neuen Aufgabe gerecht geworden. Namentlich zwei wichtige Punkte wurden in Erwägung gezogen. Der eine ist die Verbesserung des öffentlichen Unterrichts; der von dem Madrider Universitätsprofessor Ramon y Cajal ausgearbeitete Erneuerungsplan stellt die deutschen Schulen im allgemeinen als vorbildlich hin und empfiehlt insbesondere auch die praktischen Übungen in den deutschen Lehrerseminaren als nachahmungswert; die Berücksichtigung dieser Vorschläge hat, wenn auch nicht im ganzen Umfange, so doch bereits an gewissen zentralen Bildungsstätten (in Katalonien) gute Früchte gezeitigt. Mit der Hebung des Bildungsdurchschnitts ging eine Reorganisation des Verwaltungsdienstes und des Staatshaushaltes Hand in Hand; auch in dieser Beziehung sind, namentlich was die Staatsfinanzen anlangt, bemerkenswerte Fortschritte zu verzeichnen.

Am beredtesten spricht die Tatsache, daß sich der ausländische Wechselkurs, der während des Krieges mit Amerika eine schwindelnde Höhe erreicht hatte — die spanischen Banken zahlten 1898 für 100 Franken 210 und mehr Pesetas — wieder in normalen Verhältnissen bewegt, ja daß das Disagio ganz erheblich (auf $6^1/_2$ Prozent) gesunken ist.

Wichtig ist ferner der Umstand, daß die freiheitlichen Institutionen, denen nur mühsam Eingang verschafft werden konnte (so das allgemeine Stimmrecht, die Geschworenengerichte, die Zivilehe, religiöse Toleranz), Schutz fanden und auch an der Einführung der allgemeinen gleichen Wehrpflicht ernstlich gearbeitet wird. Daß die Reformen nur allmählich Geltung gewinnen, erklärt sich aus dem Umstande, daß das außerordentlich entwickelte spanische Parteileben — wie ja auch anderwärts — persönliche Rücksichten den sachlichen Grundsätzen voranstellt, und daß die namentlich in Katalonien eifrig vertretenen Sonderbestrebungen der Zentralverwaltung manche Schwierigkeiten bereiten.

Am 17. Mai 1902 wurde Alfonso XIII. für volljährig erklärt, und hiermit erreichte die Regentschaft der mit hervorragendem politischen Takt begabten Königinmutter (s. die Abbildung S. 471), die dem Lande eine längere Zeit inneren politischen Friedens gebracht

hatte, ihr Ende. Von hoher Bedeutung für Spaniens Politik nach außen wie auch im Inneren war es, daß Alfonso XIII. sich 1906 mit Ena von Battenberg vermählte, und daß Spanien, am britischen Hofe ganz ausgezeichnet diplomatisch vertreten, in England einen mächtigen Rückhalt gewann. Hierauf ist es zurückzuführen, daß Spanien auf der Konferenz zu Algeciras wertvolle Rücksichtnahme auf seine afrikanischen Interessen fand, und daß es gemäß einem 1907 mit England geschlossenen Abkommen von dieser Großmacht Unterstützung bei der Reorganisation seiner Marine und Schutz seiner Stellung als Mittelmeermacht erwarten darf.

Die Königinregentin Maria Christina von Spanien. Nach einem Gemälde von Bastian Maura (1887).

Im Jahre 1909 war die seit langer Zeit schwebende Spannung zwischen Spanien und Marokko in offene Feindseligkeit übergegangen. Am 9. Juli überfiel ein Trupp Rifbewohner die spanisch-französischen Grubenarbeiter, die in den Eisen- und Bleilagern von Beni Bufrur tätig waren. Spanien sandte eine größere Anzahl von Truppen nach Nordmarokko, aber in Melilla gestaltete sich die Lage der spanischen Wehrmacht trotz aller Trefflichkeit des Generals Marina infolge heftiger Angriffe der fanatisierten Kabylen ziemlich kritisch. Wiederholt fanden für die Spanier verlustreiche Gefechte statt, und hierdurch wurde der Melillakrieg noch mißliebiger, als er schon war.

Ein Herd der Unzufriedenheit war vor allem Barcelona, wo gelegentlich der Abreise der Reservisten ein allgemeiner Aufstand ausbrach, der, zum Teil durch anarchistische Umtriebe geschürt, zur offenen Revolution emporflammte. Der Belagerungszustand mußte verhängt und eine Truppenmacht von 12000 Mann aufgeboten werden, um die Aufrührer niederzuringen. Eine volle Woche, vom 26. bis 31. Juli („la semana sangrienta", „semana trágica"), dauerte der Kampf um Barcelona, nachdem zahlreiche Kirchen und Klöster von den Aufrührern zerstört worden waren. Eine Reihe von Rädelsführern, darunter Francisco Ferrer, der Führer der Freidenker in Katalonien und markanteste Vertreter antipatriotischer und antimilitaristischer Propaganda, wurde zum Tode verurteilt und erschossen. Die Erregung über diese Vorgänge, von ausländischen staatsfeindlichen Elementen genährt, wirkte lange nach, und die Wiederherstellung der Ordnung erfolgte erst im November 1909; über die Hinrichtung Ferrers trat erst einigermaßen Beruhigung ein, als man eine amtliche, dieses Urteil begründende Denkschrift den Kammern vorgelegt und die Erkenntnis sich Bahn gebrochen hatte, daß die Ferrerbewegung hauptsächlich vom Auslande her entfacht worden war.

Indessen führten die Spanier die Kämpfe in Marokko mit wechselndem Erfolge fort. Einer der wichtigsten Punkte, die Guruguberge, wurde von ihnen besetzt, doch erlitten sie bald hierauf (1. Oktober 1909) westlich vom Gebirge eine empfindliche Schlappe.

Das Kabinett Moret, welches das frühere konservative Ministerium unter der Präsidentschaft Mauras abgelöst hatte, machte sich, wie kurz zuvor die Niederwerfung des Katalanischen Aufstandes, nunmehr den Abschluß eines Friedens mit den Mauren zur Aufgabe. Die Verhandlungen hierüber gelangten gegen Ende des Jahres zu gedeihlichem Abschluß: die meisten Kabylenstämme unterwarfen sich der Oberhoheit Spaniens, das seine Truppen allmählich aus Marokko zurückziehen konnte.

Die Ruhe im Innern und der Friedensschluß gaben dem neuen Kabinette unter Canalejas als Ministerpräsidenten Anlaß, die bereits früher geplante Reform des Konkordates mit dem päpstlichen Stuhl in freiheitlichem Sinne durchzuführen. Die spanische Verfassung vom 30. Juni 1876 hatte die katholische Religion als Staatsreligion erklärt, den übrigen Glaubensbekenntnissen und dem Kult anderer Religionen Freiheit gewährt; dagegen waren „öffentliche Zeremonien und Manifestationen" nur der Staatsreligion gestattet worden. Die Auslegung dieses Absatzes bezüglich der „signos exterirores" (äußeren Abzeichen) und der öffentlichen Bekundung der Religion bei nichtkatholischen Glaubensangehörigen hatte erhebliche Meinungsverschiedenheiten wachgerufen, und die gegensätzliche Auffassung bei der spanischen Regierung einer- und beim Vatikan anderseits hat zu einem scharfen Konflikt geführt, der heute noch nicht beigelegt ist.

Weitaus ernster gestaltete sich während des letzten Jahrzehnts die Lage in Portugal. Die Schwierigkeiten, welche die Niederdrückung der antidynastischen Elemente bereitete, waren zum Teil die Ursache, daß Portugal in ein ausgesprochenes Abhängigkeitsverhältnis zu England geriet; immerhin schien durch das gegen Ende 1900 verkündete Bündnis mit England das politische Gleichgewicht in Portugal für die nächste Zeit gesichert. Eine bedeutsame Wendung in der inneren Politik trat ein, als João Franco, 1906 vom Könige zum Ministerpräsidenten ernannt, dem Parteiunwesen ernstlich entgegenzutreten und die unerläßlich scheinenden Reformen in der Verwaltung durchzuführen versuchte. Durch die Rücksichtslosigkeit seines Auftretens, anderseits wieder durch die bedenkliche Willfährigkeit, mit welcher der nach und nach wie ein Diktator regierende Ministerpräsident dem Hofe Vorschüsse auf die Zivilliste gewährte, wurde Francos Stellung schließlich äußerst kritisch. Die Zahl der erbitterten Gegner seiner Gewaltherrschaft schwoll immer mehr an, und es fehlte nicht an Stimmen, die ihn der Mitschuld an jenen katastrophalen Ereignissen ziehen, welche Portugal in den letzten Jahren mit unheimlicher Schnelligkeit heimsuchten.

Als König Carlos, von seiner Gattin Amalie sowie den beiden Prinzen Luis und

Manuel begleitet, am 1. Februar 1908 von einem Ausfluge aus Villa Vicosa zurückkehrte, wurde er in Lissabon auf dem Wege vom Hafen nach dem königlichen Schlosse beim Durchqueren der Praca do Comercio von einigen Verschworenen überfallen und durch die zahlreich abgegebenen Schüsse zugleich mit dem Kronprinzen Luis getötet, Prinz Manuel wurde verwundet, während die Königin unversehrt blieb. Prinz Manuel wurde als Emanuel II. zum König ausgerufen, unter scheinbarer Ruhe des Landes und gewisser Zurückhaltung der Parteileidenschaften, die jedoch nicht lange andauerte. Die Streitigkeiten zwischen regierungsfreundlichen und oppositionellen Parteien brachen 1909 mit unverminderter Stärke wieder aus, und der Umstand, daß João Franco Anfang Juli 1909 nach längerer Abwesenheit wieder in seine Heimat zurückkehrte, machte auf die fortschrittlichen, noch mehr auf die radikalen Parteien den ungünstigsten Eindruck. Noch bedenklicher war es, daß von den Republikanern, anscheinend mit Recht, auf die Beteiligung hoher Staatsfunktionäre an nicht einwandfreien Finanzoperationen, bei denen öffentliche Interessen auf dem Spiele standen, hingewiesen wurde. Mit Rücksicht hierauf und in Anbetracht der kritischen Lage des Landes im allgemeinen überraschte es nicht, daß bei den Neuwahlen im August 1910 die regierungsfreundliche Partei eine verhältnismäßig nur geringe Mehrheit aufwies, während die Zahl der republikanischen Vertreter auffällig wuchs.

In der Nacht vom 3. auf den 4. Oktober desselben Jahres brach eine allgemeine Revolution aus, welche diesmal das Leben des Königs und der Mitglieder des königlichen Hauses verschonte, jedoch das Königtum stürzte und nach einem, wie es sich später herausstellte, bereits seit einiger Zeit vorbereiteten Plane die Republik, zunächst unter einer provisorischen Regierung, verkünden ließ. Der entthronte König begab sich über Gibraltar nach England; an die Spitze der provisorischen Regierung trat der gelehrte Geschichts- und Literaturforscher Theophilo Braga.

Der auf der Iberischen Halbinsel neu geschaffene Freistaat geht einer ungewissen Zukunft entgegen, vor allem deshalb, weil der herrschenden republikanischen Partei der maßgebende Einfluß mangelt und die Tätigkeit der Verwaltung, insbesondere der Fortschritt auf wirtschaftlichem Gebiete in Frage gestellt ist. Portugal könnte angesichts seiner reichen natürlichen Erwerbsquellen von dem Importe fast ganz absehen, ist aber durch die Einführung von Rohstoffen und Fabrikaten, ja auch von Nahrungsmitteln, und zwar bei diesen in unverhältnismäßig hohem Maße, vom Auslande abhängig. Der ausgedehnte Kolonialbesitz bietet dem Mutterlande an Produkten fast gar nichts, ist vielmehr durch die äußerst kostspielige Verwaltung geradezu eine Last. Die Abstoßung des unfruchtbaren, nur Opfer auferlegenden Kolonialbesitzes, Verminderung der außerordentlich zahlreichen Beamtenschar, Vereinfachung und Festigung der Verwaltung sind die Hauptaufgaben, welche die neue Republik zu lösen hat, wenn die wirtschaftlichen Verhältnisse des geprüften Landes gesunden sollen.

VI. Griechenland.

Von Prof. Dr. **Rudolf von Scala.**

1. Die natürlichen Bedingungen griechischer Volksentwickelung.

Der Erdteil Europa verjüngt sich im Südosten in die mächtige Balkanhalbinsel, die sich bei ihrem Anschluß an den Stamm von Europa 1200 km, unter der Breite von Konstantinopel noch über 800 km ausdehnt, dann sich selbst in immer feinere Formen auflöst, von 220 km zwischen dem Thermaischen Golf und dem Akrokeraunischen Vorgebirge auf 120 km zwischen Ambrakischem und Malischem Busen zusammenschrumpft und endlich als letzte Verzweigung die Halbinsel der Peloper aussendet, die nur durch eine 6 km breite Landenge mit Mittelgriechenland zusammenhängt. Durch einen ungeheuren Druck von Osten hat sich, wie das ganze Dinarische Gebirge, auch der zu diesem gehörige westliche Teil der Balkanhalbinsel emporgehoben, eine nordsüdliche Faltung, die sich dann nach Osten umbiegend über Kreta, Rhodos bis nach Lykien fortsetzt. Ein Druck von Norden hat das ostgriechische Gebirge emporgetrieben, ein Gebiet, dem auch Euböa und die Kykladen angehören.

Regellos ist von Anbeginn an dieses Nebeneinander von Faltungen geworden — teils durch die Stärke, teils durch die Richtungsverschiedenheit des Druckes. Ein Gewirr von sich durchkreuzenden Bergketten, abflußlosen Becken, tiefeingerissenen Tälern starrte in der Eozänzeit empor; dann folgte bis in die Pliozänzeit eine neue Ära der Zerstörung. Riesenhafte Brüche zerstückeln die Schollen und lösen die Faltungen in einzelne Teile, Halbinseln und Inseln auf: gewaltige Grabenbrüche haben den jetzigen Malischen Meerbusen, den Golf von Korinth, die ostarkadische Hochebene, den Kanal von Euböa geschaffen. So ist das am mannigfachsten gegliederte Land Europas entstanden.

Die Zerstückelung der Peloponnesos in Eilande und Landzungen ging zwar später wieder zurück, so daß sich aus dem Gewirr von tiefeinschneidenden Golfen, Inseln, Halbinseln und Binnenseen von neuem einheitliches Land bildete. Auch die Schroffheit der Umrisse ward unsichtbar infolge von Überflutung durch das Meer, das die Schollen bedeckte und in die Gräben einflutete; so ist der ungeheure Grabenbruch im Südwesten Messeniens nur noch durch Lotungen zu erkennen, die auf 2500 m Horizontalentfernung einen Absturz von 2700 m und weiterhin eine Tiefe von 3600 m zeigen. Endlich hat Neogen und Anschwemmung vielfach glättend und ausgleichend gewirkt. Aber geblieben ist trotz alledem der gewaltige Inselreichtum, die Zerstückelung des Landes, das keinen Mittelpunkt, keine großen Ebenen, ausgenommen die thessalische, keine leichten Landverbindungen, keine schiffbaren Ströme besitzt (Acheloos, Alpheios und Pamisos sind sehr unwesentliche Ausnahmen);

die beste Verbindung bieten die Wogen des Meeres. Furchtbare Erdbeben vom Altertum bis zum heutigen Tage zeigen, daß die Formung des Landes noch nicht abgeschlossen ist.

Je tiefer der Stand der Gesittung, desto stärker ist die Abhängigkeit vom nährenden Boden: der Geist, der den Boden meistert, kommt erst spät zur Herrschaft, und auch er streift die Fäden der Verbindung mit dem Lande, dem er entstammt, kaum jemals ab. Schon die geologische Gestaltung Griechenlands mit ihren Kessellandschaften und ihrem Mangel an Ebenen hat zur Vereinzelung von Gruppen geführt, aber auch auf das Meer hingelenkt. Das Gebiet von Griechenland (Altgriechenland mit Thessalien und Epeiros) umfaßt 71826 qkm (81593 qkm mit Inseln), also eine Fläche, die in Kreisform nur 950 km Küstenlänge hätte, während Griechenland 3100 km Festlandküste aufweist, also weitaus die größte

Blick auf den Taygetos bei Sparta, vom Leonidas-Denkmal in Sparta aus; Schneedecke der Berge: Anfang Mai. Nach Photographie.

Küstenentwickelung Europas besitzt (Italien mit 236465 qkm hat nur 3383 km Küste). Im südlichsten Teil ist die größte Entfernung eines Punktes von der See 52 km, in Mittelgriechenland 60 km und in Nordgriechenland 102 km.

Das Klima von Griechenland ist durch das Meer gleichmäßiger gemacht, als man der Breitenausdehnung nach vermuten sollte. Freilich kommen trotzdem bedeutende Unterschiede vor, wie z. B. Messenien mit seinem herrlichen Klima (Januartemperatur 10,9°) und das Alpenland von Ostarkadien (Januartemperatur 4,6°) außerordentlich voneinander abstehen. In Athen, dem Punkte der schärfsten Vereinigung von Wärmegegensätzen (4 Frosttage, 5—6 Schneetage; thessalisches Becken: 24 Frosttage, 6 Schneetage; Ostarkadien: 34 Frosttage, 11 Schneetage), zeigt der Januar eine Durchschnittstemperatur von 6,4°, der Juli eine solche von 27,3°. Der Taygetos trägt noch im Mai Schnee (s. die obenstehende Abbildung), Parnes und Helikon vom Dezember bis April. Vor Jahrtausenden wie heute erntet man Mitte Mai bis Mitte Juni in der Ebene. Nordstürme (Etesien) brausen über die See im Juli und August; November bis März hüllt nur zu oft der feuchte Südsturm alles in Wolken, in den

anderen Monaten entnervt der trockene Süd die Menschen durch bleierne Hitze und Sandwolken. Im Gebiete des Sandsteins, Schiefertons, Mergels (des sogenannten Marigno) liegen die gut bewässerten, fruchtbaren Landschaften (die messenische Ebene mit 828 mm Niederschlag), im Osten die Kalksteinformationen mit ihren Karstgegenden und geringem Niederschlag (Athen 343 mm, Thera freilich noch geringer: 303 mm).

Wie das Klima mit der Schönheit und dem Glanze der Himmelsbläue, der Schärfe der Umrisse auf die Ausbildung des griechischen Gefühls für Formenschönheit, wie die Wärme und die Seltenheit der Niederschläge auf den Hausbau und die Ausgestaltung des Hofes gewirkt hat, ist uns längst klar geworden.

Begünstigt wird die Entwickelung der griechischen Stämme namentlich im Osten durch die Bodenschätze, die dort im Gebiete des kristallinischen Schiefers gehoben werden (Gold, Silber, Kupfer, Eisen); förderlich erscheint der weiche Kalkstein (Poros) und der Tonreichtum.

Die notwendige Verbindung durch das Meer kommt nur einem Teile der Stämme zugute; sie hebt wieder ein Stück Griechenlands als besonders begünstigt hervor. Die Westküste erschließt in ihrer geringen Gliederung das Binnenland nur wenig, und die so reich gegliederte Ostküste starrt im Norden in den steilen Backofenfelsen Thessaliens, im Süden in einer mächtigen Steilküste von Nauplia bis Kap Tainaion empor, die die dort sitzenden Bewohner zu einem abgeschlossenen Festlandstamme ausprägt. So sind der Golf von Volo (Pagasäischer Golf), der die herrlichen Fruchtböden Thessaliens erschließt, und der Saronische und Argolische Golf in den Mittelpunkt der Entwickelung gerückt; dort gestaltet Hafen- und Inselreichtum den Verkehr am lebendigsten, hindern ihn Stürme selten. Fast stets sichtbare Landmarken geleiten den ausfahrenden Schiffer: der Athos (1935 m) in der ganzen Nordhälfte des Ägäischen Meeres, die Gebirge von Euböa (1745 m) im mittleren Teile, der Ida auf Kreta (2460 m) im südlichen Teile des Ägäischen Meeres. Fruchtbare Ebenen gewähren menschlichen Ansiedelungen Raum. Dort drängt sich denn menschheitliche Entwickelung wie in einen Brennpunkt auf enger Fläche zusammen, dort liegen die Landschaften und Städte, die dem geschichtlichen Leben Griechenlands ihres Geistes Prägung verliehen haben. Boiotien mit seinem feuchten Klima und seinem fruchtbaren Boden, ein echtes Agrarierland mit rückständiger, langsamer Bauernentwickelung und ritterlich-konservativem Sportwesen, sucht seine Meeresnähe erst im 4. Jahrh. auszunützen und wird so erst damals in der Literatur als Meerland gefeiert. Im sonnigen Attika mit seinem Erz- und Tonreichtum, wo steiniger Boden und Wasserarmut die Arbeit des Menschen fordert, Gunst des Klimas sie reichlich belohnt, wo im Peiraieus, der einstigen Insel, die der Kephissos landfest gemacht, treffliche Häfen sich bieten, steigt eine gewaltige Felsplatte, weit ins Meer und Land hinein sichtbar, 140—157 m hoch empor, mit mächtigen Abstürzen in die Ebene fallend: Festung und Hafen in kurzem Abstand, ein wundervoller Ort für geistige Großstadtentwickelung.

Und am Korinthischen Golfe Korinthos, die isolierte, auf sich selbst gestellte Industrie- und Kaufmannsstadt ohne Hinterland, ohne Faden, ohne Einschlag für die tiefere geistige Entwickelung des griechischen Stammes, war ein sich selbst stets bereichernder Umschlagplatz. Endlich der Argolische Golf, der der kretisch-minoischen Kultur ein gewaltiges Einfallstor geöffnet hat, an dessen Gestade die erste wichtige Emporbildung griechischen Stammes durch höchste Kultur sich vollzogen hat.

So zeigt sich bei Griechenland in Deutlichkeit die Grundform der Veranlagung durch das Land gegeben; die Ausbildung der Stämme hat zu den mannigfaltigsten Entwickelungsformen geführt und durch ihre Verschiedenheit und Sonderinteressen wieder

auf die Lebendigkeit des Geistes in hohem Maße gewirkt. Alle Fehler und alle Vorzüge, die dem Individualismus — der Selbstsucht weniger der Einzelwesen als vielmehr der kleineren Gruppen — eigen sind, finden sich in Griechenland vereinigt: aus ihm entfaltet sich hohe Begabung der Einzelpersönlichkeiten und Zersplitterung der Kleinstaaten.

2. Die vorgriechische Bevölkerung.

Die Geschichte Europas beginnt auf der Balkanhalbinsel und den Inseln des Ägäischen Meeres. Dort sprechen zum erstenmal in unserem Erdteile die Steine mit Schrift eine beredte Sprache; doch auch schon den inschriftlosen Steinen verfallener Paläste,

Blick in die Ausgrabungen von Troja (Asarlyk). Nach Photographie. In der Mitte ein Schuttkegel, der zur Überprüfung der Schichtenverhältnisse von Dörpfeld stehen gelassen wurde. Von den neun Schichten (1. vorgeschichtliche Ansiedelung, 2. vorgeschichtliche Burg, 3—5. kleinere vorgeschichtliche Ansiedelungen, 6. Homerisches Troja, 7. „lydische" Schicht, 8. griechische, 9. römische Stadt) sind hier die ersten Schichten gut zu sehen.

Burgen und Gräber zwingt die Forschung der Gegenwart Zeugnis ab über inschriftlose Jahrhunderte. Vasenscherben und Funde der Kleinkunst künden die Zugehörigkeit uralter Ansiedelungen zu bestimmten Kulturkreisen, ja geben sogar die Möglichkeit, diese zeitlich ungefähr einzureihen. Die vergleichende Sprachforschung verbreitet über dunkle Ortsnamen Licht und erweist sie als letzte Überreste von Völkern, welche die Überlieferung verschweigt oder nur unklar erwähnt.

Die wohl älteste Bevölkerung des nordöstlichen Teiles der Balkanhalbinsel, die phrygisch-thrakische, über die ein Grabhügel bei Saloniki wichtige Aufschlüsse bezüglich ihres kulturellen Zusammenhanges mit Kleinasien gegeben hat, wird wohl schon im 3. Jahrtausend v. Chr., durch die griechischen Stämme gedrängt, Auswanderer nach Kleinasien, vor allem in die Landschaft Troas abgegeben und hier in Zwischenräumen den Hügel von Asarlyk (unrichtig Hissarlyk genannt) wiederholt besiedelt haben (vgl. Bd. I, S. 100).

Der Burghügel von Troja (s. die obenstehende Abbildung) ist eines der belehrendsten archäologischen „Bilderbücher", die wir besitzen: neun Schichten übereinander, von denen die erste in das 4. Jahrtausend hinaufreicht, die sechste Schicht der mykenisch-homerischen Zeit angehört, die jüngste der römischen Zeit entstammt.

Troja I wird sicher einer kleinasiatischen Urbevölkerung angehören. Sie lebt in Häusern aus kleinen Feldsteinen, bedient sich hausgearbeiteter Tongefäße mit glatter grauer Oberfläche, die sie auch gelegentlich mit Linien verziert. Aus Stein und Knochen werden die notwendigen Werkzeuge hergestellt: Äxte, Säge, Pfeilspitzen, Nadeln; kaum tritt Metall auf — höchstens könnte Kupfer in Spuren bekannt gewesen sein. Dagegen steigen wir zu Troja II auf einem gepflasterten Wege empor und sehen Reste starker Mauern aus Luftziegeln, die eine kleine starke Fluchtburg umschließen, in ihr deutlich erkennbar, wohl erst später erbaut, das Fürstenhaus mit Herdraum und Vorhalle. Überall, wo dieses „Megaron" erscheint, schließen wir auf nördliche, und zwar auf indogermanische Bevölkerung: hier hat kein kleinasiatischer Fürst geherrscht, sondern ein europäischer, dessen Sippenmannen nun freilich zum Teil kleinasiatisch, zum Teil indogermanisch, nicht gerade phrygo-thrakisch, sondern geradeso gut etwa armenisch oder wahrscheinlich überhaupt fast gemein-indogermanisch ohne Sondereigenart gewesen sein mögen. Schnabelförmige Ausgußkannen, bauchige Krüge bilden den Hausrat (s. die untenstehenden Abbildungen) dieser trojanischen Kultur, die weit über die Inseln bis nach Kypros verbreitet ist. Am seltsamsten erscheinen die Gefäße, die menschliche Gestalt tragen, plump gemacht, aber bedeutsam als die ersten stammelnden Versuche dieser Menschen, den Menschen selbst zu bilden.

Trojanischer Hausrat: a Schnabelkrug, b Schnürösenkrug, c Gesichtsvase. Nach Dörpfeld, Troja und Ilion (Athen 1902).

Nicht bloß Steinäxte zeigen Verzierung des Metallstiles; es dringt auch schon Bronze, verwendet zu Säge, Meißel, Kessel, ein. Und die Angehörigen der Herrenfamilie haben sich mit Armringen, Ohrringen, Halsbändern aus Gold geschmückt.

Der ganze Reichtum der orientalischen Kunst ist für diese trojanische Epoche erschlossen: sie steht in Verbindung mit dem Westen, wo bis nach Bosnien (Butmir; vgl. Band I, S. 73 f.) Spuren eines Völkerzusammenhanges führen; die Verbreitung der Kultur über Phrygien (Grabhügel von Bos-ujük) und Kypros kann sich durch Vermittelung der vorgefundenen kleinasiatischen Urbevölkerung der Troas erklären.

Die vorgriechische Bevölkerung des südlichsten Teiles der Balkanhalbinsel, wie des größten Teiles der Inseln des Ägäischen Meeres, gehörte nicht-indogermanischen Völkern an, die auch einen anthropologisch durchaus scharf unterschiedenen Typus zeigen: schwarzes Haar, dunkle Gesichtsfarbe, kleine Statur (1,60 m), freilich auch langköpfige (dolichokephale) Schädel (Schädelindex durchschnittlich 77 cm) kennzeichnen die Rasse, die sich von den blonden Libyern wie von den blonden Indogermanen bzw. Griechen abgehoben, dann die letzteren außerordentlich stark auch rassenhaft beeinflußt hat. Mit einem Verlegenheitswort nennen wir diese Rasse, die die Trägerin der ältesten, weit vorgeschrittenen Kultur der ägäischen

Gegenden ist, die „kleinasiatische", richtig insofern, als Karer, Lyder, Pisider, Westkiliker ihr anzugehören scheinen, unzureichend, weil die Ausbreitung nicht unbedingt von Kleinasien ausgegangen sein muß.

Die assos- und essos-Namen (häufig für Berge des griechischen Festlandes) und -nth-Ortsnamen (vielleicht alle -kynthos und -mi[y]nthos-Namen, vgl. Apollon Smintheus) sind durchschnittlich (nicht immer) Spuren dieser Stämme, die auf den Inseln (Kreta, Paros, Patmos, Tenos, Syros, Delos, Keos, Euböa) nachgewiesen werden können, auf dem Festlande in den Ortsnamen von Boiotien, Attika, Argolis, Spuren zurückgelassen haben; auch Süditalien und Sizilien weisen verwandte Namen auf.

Diese Schicht hat auf Kreta jene großartige Kultur geschaffen, die wir die minoische nennen, und von der die griechische Festlandkultur, die wir früher als die mykenische oder heroische bezeichneten, nur einen Ableger darstellt.

Ein „kleinasiatischer" Stamm wird diesen Kulturfortschritt zustande gebracht haben, aber wohl mit Hilfe und mit Beherrschung anderer Stämme, die durchaus nicht einheitlich gewesen sind. Die mannigfaltigen Schriftsysteme weisen wie die verschiedenen Begräbnisarten auf zahlreiche Siedelungen hin, die Stämme verschiedener Herkunft geschaffen haben. Kuppelgräber, viereckige, mit Steinen geschlossene Grabräume, Gräber mit verengtem Grunde (tombe a fosse) und solche mit seitlich angebrachter Höhlung am tiefsten Grunde (tombe a pozzo), Bestattung in Larnakes (sarkophagähnlichen Urnen) und Hausurnen lassen ebensosehr auf Völkermischungen schließen wie die Abbildungen des Luxus einer international verfeinerten Gesellschaft, der auch auf einen Sklavenstand eines Stammes hindeutet — noch die Homerischen Gedichte heben die starke Völkermischung auf Kreta hervor.

Eteokreter und Eteokarpather erscheinen als die Reste alter vorgriechischer Stämme; und Inschriften in einer vorgriechischen (aber nicht sicher unindogermanischen) Sprache, in Praisos auf Kreta gefunden, werden auf die Eteokreter zurückgeführt — bei der Fülle der verschiedenen Stämme kaum sicher! Auch auf Kypros sind zwei indogermanische, wohl kleinasiatische Inschriften in kyprischer Silbenschrift zutage gekommen. In Delos wurden vorgriechische Gräber im 5. Jahrh. aufgedeckt. Die sonstigen griechischen Erinnerungen an vorgriechische Bevölkerungsschichten sind äußerst unklar.

Nicht vollkommen sicher kann ausgeschlossen werden, daß die Griechen eine vorgriechische, indogermanische, schon stark in Stämme geschiedene Bevölkerungsschicht vorfanden, für die sprachlich und archäologisch (kulturelle Zusammengehörigkeit mit den Stämmen der nördlichen Balkanhalbinsel) eine Reihe von Gründen spricht, gegen die allerdings die bisher verbreitete, in einer Menge von Punkten gut begründete Anschauung steht, daß die Griechen dem südlichsten Zweige der europäischen Indogermanen angehört haben.

Namentlich ein kleinerer Teil der Inselkultur (Syros) mit seiner dem südlichen Festlande und Kreta abgewendeten Entwickelung, seinen nordischen Spiralverzierungen und Pfannen könnte auf nichtgriechisches und nichtkleinasiatisches Volkstum hindeuten. Auch die in neuerlich gefundenen lydischen Inschriften von Sardes auftauchenden Namen würden eine derartige, bereits anders als die späteren Griechen differenzierte Schicht wahrscheinlich machen, die dann schon früh in Troja (in der 5. Ansiedelung) erschienen wäre.

3. Die Einwanderung der Griechen.

Von der Donau her schieben sich etwa um 3000 v. Chr. jene Stämme nach Süden, deren indoeuropäische Mundarten die Keimzellen griechischer Mundarten in sich bergen. Sie wandern noch nicht als Griechen ein — diese gegen außen scharf umschriebene Volkseinheit,

nach innen vielfältigst durch örtliche Individualisierung unterschieden, wird erst durch die Vermischung mit Kleinasiaten, Karern, Lydern, Tyrrhenern, vielleicht auch mit einem schon in sich abgeschlossenen indogermanischen Stamme und durch die Kulturbeziehungen zu Kreta geschaffen und vollends durch die gänzliche Unterbrechung der Zusammengehörigkeit mit den anderen indogermanischen Gruppen des Nordens ausgebildet.

Die Wanderhorden befinden sich noch in ihrer steinzeitlichen Entwickelung (vgl. Bd. I, S. 58 ff.), hohe Gestalten in Schurz und Mantel gehüllt, mit Axt, Hammer und Dolchen aus Stein, mit Keule und Schleuder, mit Bogen und Widerhakenpfeilen bewehrt; sie leben von der Beute der Jagd, von Milch und Käse ihrer großen Herden, von Gerste, nach deren Erntezeit sie mit ihren Wagen weiterziehen und neue Rundhütten aus Lehm und Stroh erbauen, in denen der Rauch noch durch das Dach abzieht. Der Sippenherr steht an der Spitze der durch Verwandtschaft verbundenen Sippe, die ihre neuen Sippenglieder mit Voll- und Kosenamen benennt, Blutrache, Kinderaussetzung und Greisentötung übt. An der Spitze mehrerer Sippenverbände steht dann ein Fürst oder König. Der leuchtende Himmel über den Häuptern der Menschen mit wärmender Sonne und glitzernden Sternen, vor allem dem Morgen- und Abendstern, den Boten des Himmels, zieht die Herzen der Menschen empor. Erschütternde Naturvorgänge, Donner, Gewitter, Regen, bezieht die Verehrung mit ein. Kein persönlich gedachter Gott, keine Gottesstätte, kein auserwählter Priester — die Himmelsmacht wird vor allem verehrt: die Macht des Lichtes, das auf allen Berggipfeln thront; sie rötet der Flammenschein der Sonne am frühesten; sie tragen noch einen Widerschein des heiligen Lichtes, wenn längst Dämmerung auf die Täler herabgesunken ist; man verehrt die Wolkenmacht, die den Regen spendet, die Blitze schleudert und das zackige Wolkenfell, die Aigis, dem Feinde entgegenschüttelt.

Die Seelen der Toten, die man sich wohl als Zwerge vorstellt, werden mit Speise und Trank versöhnt und so Gespenster gebannt, bis man sie schließlich verehrt und der Ahnenkult seine weitverzweigte Herrschaft beginnt. Die Toten steigen hinab in die Tiefen der Erde, wenn man im Binnenlande siedelt, oder sie ziehen über das Meer in das Reich der Toten, das Meeranwohner in der Ferne ihres Elementes suchen — das Jenseits ist in seinen Formen dem Diesseits außerordentlich ähnlich. Im eigentlichen Stamme der Balkanhalbinsel, auf dem Boden, der dann makedonisch ward, aber auch von Illyriern und Thrakern überflutet wurde, müssen die späteren Griechen länger gesessen haben, ebenso in der fruchtbaren thessalischen Ebene: an diese knüpft der Name des Stammes der Pelasger (mit Pelagonen = Niederländer zusammenzustellen) an. Mit ihm hatten die Griechen ursprünglich wohl eine Erinnerung an diese alte Heimat verbunden; aber dann hat er als Bezeichnung für eine nebelhafte vorgriechische Bevölkerung durch Jahrtausende überhaupt Verwirrung gestiftet. Die Erkenntnis, daß die Pelasger als urgriechisches oder vorgriechisches Volk nur in Thessalien existiert haben, ist ein Erfolg neuester Kritik. Lassen sich nun hier urgriechische Ansiedelungen aufzeigen? Wie im mittleren Teile, in Phokis (Schiste, Elateia), Boiotien (Chaironeia, Orchomenos), im Gebiete der Ainianen (Lianokladhi), sind vor allem in Thessalien steinzeitliche Ansiedelungen aufgedeckt, so in der Pelasgiotis, im Gebiete des Peneus (Rakhmani, Marmariani, Argissa, Mesiani Maghula, Topuslar), und in der Gegend von Volo (Dhimini, Sesklo, Pirghos), in der Thessaliotis (Tsani Maghula) und in der Achaia Phthiotis (Zerelia, Daudza, Maghula Aidhiniotiki, Thebai Phthiotides).

Diese steinzeitliche Entwickelung besitzt in all ihren Erzeugnissen, Töpferei, Steinbeilen, Hausbau nur nördliche Seitenstücke, in der Dekoration auch noch überraschende Ähnlichkeit mit süditalischen und sizilischen Funden. Obsidian, der Feigenbaum, der von Süden kommen kann und von Melos eingeführt sein mag, aber auch anderen Bezugsgebieten entstammen kann, können als einzige und dann noch unsichere Verbindungen mit den Inseln und dem Süden kaum alle übrigen Beziehungen, die nach dem Norden und Westen weisen, aufwiegen.

In Sesklo finden sich konzentrische Mauerringe, die einen freien Platz umschließen. Dort erhebt sich eine Hausanlage mit einem Vorraum, einem größeren Raum mit Herd und Opfergraben, weiteren Räumen, die sich daran schließen. Idole oder menschliche Abbilder, die dort und in anderen Orten derselben Periode gefunden sind, weisen schroffen Realismus auf, sind steatopyg, Steingewichte, Spindeln, Beinnadeln stehen zu dieser Zeit in Verwendung.

Wie in absichtlicher Vernachlässigung dieser ersten steinzeitlichen Siedelung erheben

sich in Durchschneidung derselben spätere Gebäude einer anderen Periode, deren Raumanlage kleiner, aber schon den Herdraum, das Megaron, aufweisen, deren Idole unkenntlicher und unbedeutender gefertigt sind. Ist hier eine neue — die griechische Bevölkerung zum erstenmal greifbar zu fassen?

Viel belehrender ist die ununterbrochen besiedelte Stätte von Zerelia, wo acht übereinanderliegende steinzeitliche Niederlassungen ausgegraben wurden. Die zweite weist flache Kelte auf, die zweite bis siebente Schicht viele Gattungen einheimischer Töpferscherben, erst die achte Schicht enthält ein Plattengrab, gebohrte Kelte, Bronzespuren, große Töpferurne und in Orchomenos auch mykenische Scherben aus der Zeit um 1100 v. Chr. Die südliche Kultur hat also diese Bauernbevölkerung nicht berührt und ihre steinzeitliche Entwickelung bis 1200 nicht beeinflußt, während in nächster Nähe — in Volo — adelige Geschlechter sich bereits in Kuppelgräbern begraben ließen.

Gehören diese Bauern Thessaliens, die noch steinzeitlich geblieben sind, als die adelige Gesellschaft und ihre Sänger die ältesten Achilleuslieder schufen, der griechischen oder der vorgriechischen Schicht an? Der Prozeß der Vergeschichtlichung der Vorgeschichte ist hier noch in vollem Flusse: als wahrscheinlich können wir nur bezeichnen, daß verschiedene Bevölkerungsschichten übereinander liegen, die aber durchaus der nördlichen Einflußsphäre angehören. Stammt die Anlage mit dem Herdraum, dem Megaron in Sesklo II von griechischen Stämmen, so daß wir hier die älteste greifbare griechische Ansiedelung vor uns hätten, die untere Schicht von vorgriechischen, so ist die Entwickelung dieser letzteren von der südlichen, kretischen Kultur ganz und gar getrennt, was natürlich nicht bedingt, daß sie auch ethnologisch von den vorgriechischen Bewohnern des Südens verschieden sein muß. Aber anderseits warnen diese Funde vor einer zu dogmatisch aufgestellten Ableugnung jeglicher vorgriechischer, indogermanischer Schicht im späteren Griechenland.

Durch den Nachschub thrakischer Völker im Nordosten (von denen Splitter vielleicht doch trotz verschiedener Zweifel weit nach Mittelgriechenland gelangten), illyrischer Völker von Nordwesten (nach Epeiros, Akarnanien, Aitolien) tritt eine Verschiebung ein, die den südlichsten griechischen Zweig vielleicht um 2000 v. Chr. auf dem Landwege nach dem später als Insel der Peloper bezeichneten südlichsten Teile der Balkanhalbinsel bringt. Dieser Zweig scheint am nächsten gestanden zu haben der späteren attischen Bevölkerung: der ionischen Gruppe, die sicher auch Boiotien, Achaia, die Kynuria, den Nordosten und Westen der Peloponnesos besetzt haben muß. Lauterscheinungen und grammatische Einzelheiten im Arkadischen, in Korinthos und Sikyon machen schon jetzt eine noch größere Ausbreitung einer ersten ionischen Schicht wahrscheinlich.

Dann folgen Wanderhorden, die man als Aioler, nicht ganz glücklich als Achaier (auch als Zentralgriechen) zu bezeichnen pflegt; sie sprechen eine Mundart, wie sie sich später noch in Arkadien, im Osten von Lakonien (in der Bezeichnung von Gottheiten: Pohoidan, und Festen: Pohoidaia) und auf der Insel Kypros erhalten hat. Die Eigentümlichkeiten dieser Mundart sind in geschichtlicher Zeit unter den überdeckenden Schichten in den aiolischen Gegenden, Thessalien (namentlich im Osten), in Boiotien und auf Lesbos sowie im Nordwesten Kleinasiens noch zu erkennen. Berührungen mit dem Keltischen, Italischen, Illyrischen lassen eine etwas längere Vereinigung dieser Horden mit den übrigen indogermanischen Zweigen vermuten.

Am längsten in Verbindung mit den Italikern standen wohl die Dorer und Nordwestgriechen (Achaier, Bestandteile in Thessalien, Boiotien, nach herkömmlicher Annahme

die Lokris, Phokis, Epeiros, soweit sie griechische Schichten aufweisen, Aitolien und Akarnanien besetzenden Stämme): daher ihre seltsamen Übereinstimmungen im dorischen und im römischen Staate (drei Phylen, Stärke des Beamtentums). Teile dieses Zweiges siedelten sich zunächst in Mittelgriechenland an, setzten über die engste Stelle des Meerbusens von Korinthos, besiedelten die nördlichste Landschaft der Peloponnesos. Ihr Ungestüm brach sich an den arkadischen Bergen, und sie zogen zuerst nach Westen, wo Elis von ihnen besetzt ward.

Diese nun allmählich zu seßhaften Griechen sich aus- und umbildenden Wanderhorden hatten natürlich nicht die Kraft, die karisch-kleinasiatische Bevölkerung auszurotten. Eine vielhundertjährige Verschmelzung, die den indogermanischen Typus der Griechen auch anthropologisch wesentlich beeinflußt, statt Blondhaar Schwarzhaar, statt hoher Statur kleine Gestalt schafft, Charaktereigenschaften und Veranlagung, künstlerische Schöpferkraft der vorgriechischen Bevölkerung übernimmt, Sprache, Religion umbildet, ist vielmehr vor sich gegangen; dieser Werdegang kennzeichnet die Griechen als Mischvolk.

Das Ziel zukünftiger Geschichtsschreibung stellt sich uns dabei vor Augen: diese Emporbildung und die Aufnahme fremder geistiger und materieller Werte, diese Verschmelzung mit der vorgefundenen Bevölkerung und ihrer Kultur zu schildern.

---

4. Das minoische Zeitalter.

A. Die Kultur.

Auf den Inseln waren einzelne Höhen schon in der Steinzeit als Fluchtburgen befestigt; zu ihnen nahmen in gefahrvoller Zeit die Ansiedler ihre Zuflucht, die sonst unten in der Ebene ihre Äcker bebauten und ihre Toten begruben. So hat Siphnos seine Burg und unten seine Begräbnisstätten mit Grabplatten und weiblichen Idolen. Syros, Amorgos, Paros, Antiparos, Thera zeigen die gleichartige steinzeitliche Entwickelung, die nicht bloß zum Ackerbau gelangt war; man verstand auch schon Öl aus den Oliven zu pressen.

Erst für Melos und Kreta fallen dann stärkere Lichtstrahlen der Erkenntnis ein. Auf Melos, das der Mittelpunkt einer großen Ausfuhr von Obsidian geworden war und wohl dadurch seine raschere und reichere Entwickelung begründet hat, zeigt sich besonderes Geschick in der Darstellung von Tieren, Menschen, Schiffen; hier wird auch der Versuch gemacht, Rundhütten zu einem größeren Wohnhause zusammenzufügen: die Hütenurne von Melos zeigt uns die Rundhütten um einen großen Hof gelegt, den Eingang bildet ein Torweg.

Wie Melos besitzt Kreta ein herrliches Klima: eine Januartemperatur über 10° wie Nordafrika, Lissabon, die Südküste Kleinasiens, Babylonien, dagegen keinen so drückenden Sommer. Die Insel bildet einen Ruhepunkt auf der großen Linie des Völkerverkehrs, ist aber für dauernde Beherrschung von Süden oder Osten her zu weit entlegen. Die Einwohnerzahl der 8600 qkm großen Insel wird sicher nicht wie heute bloß 35 auf das Quadratkilometer betragen, sondern etwa wie das heutige Samos trotz Gebirge dreimal so viel aufgewiesen haben: finden sich doch in einer fruchtbaren Ebene auf dem Umkreis einer Wegstunde sieben alte Ansiedelungen! Die günstigen geographischen Verhältnisse der Insel, treffliche Veranlagung der kretischen Stämme lassen hier unter den zahlreichen aus steinzeitlicher Entwickelung sich emporringenden Bevölkerungen des Ägäischen Meeres einen ganz besonders begabten Volkssplitter alle anderen überholen.

Die Entwickelung von zwei Jahrtausenden liegt vor uns ausgebreitet. Langsam entringen sich die Menschen der Steinzeitkultur mit ihren Knochen- und Steinwerkzeugen, den vergänglichen Rundhütten (wohl wie in Orchomenos gestaltet), und feineres Handwerk, Verzierung der Gefäße in dem bis über die Donau verbreiteten Umlaufstil beginnt. Eine engere Verbindung mit Ägypten läßt sich schon aus dem Vorkommen von Syenit und Elfenbein nachweisen. Anfänge des Steinbaues und die Anwendung der Töpferscheibe treten uns entgegen. Im Osten der Insel (im heutigen Chamaizi-Siteia) wird dann das Rundhaus in ein Ovalhaus umgewandelt und dadurch die Möglichkeit der Ausgestaltung durch Kammern geschaffen, im Norden (im heutigen Paläokastro) ein viereckiger Grundriß erdacht. Bauten mit ausgeprägten Steinpfeilern folgen. Aus zahlreichen Ansiedelungen heben sich allmählich Sitze einzelner Dynasten empor, die, gestützt auf einen zahlreichen Adel, gefördert durch Seeraub und durch eine sich ausbildende Industrie, riesenhafte Bauten mit kunstvollstem Innenschmuck schaffen: Paläste, die in sicherem Lande keiner Umwallung bedürfen, wenn sie auch selbst äußerst schwer zugänglich sind. Immer feiner wird die Farbenabtönung der Gefäße (Weiß, Gelb, Orange, Hochrot), die man heute nach einem Fundort Kamaresvasen nennt; auf Steinsiegeln wird eine uns noch geheimnisvoll erscheinende Bilderschrift angewendet; sie und die später erscheinende, eigentlich lineare Schrift werden auf Ton geritzt, mit Tinte auf Vasen geschrieben.

Über die Inseln werden auch schon griechische Einwanderer Kreta erreicht haben, denen nun eine Wunderwelt sich enthüllt, voll der Überraschungen und Rätsel. Haus an Haus gereiht in langer Straßenflucht wie in Gurnia, dem steigenden Gelände angepaßt. Statt der dürftigen dunkeln einräumigen nordischen Häuser, die kaum den Viereckgrundriß errungen hatten, mit ihrem rauchenden Herde als Mittelpunkt, der allein schon Schönheitsfreude und Farbensinn erstickt, tun sich weite, lichterfüllte Thronsäle und Hallen auf, die keines Herdes bedürfen, ein verwirrender Anblick, den die griechische Volkserinnerung im Labyrinth lange festgehalten hat. Statt der rußigen Wände leuchtende Fresken, statt schmutzigen Fußbodens Alabasterplatten. Und nach aufwärts türmt sich in nie gesehenen Stockwerken das Wunderwerk der Paläste empor, gehalten und getragen von durchbrochenen Wänden und Pfeilern. In zahlreichen Gemächern sind ungeheure Gefäße aufgestellt, die den Reichtum an Öl und sonstigen Vorräten enthalten. Statt der nordischen kleineren Gefäße, der dunkelschlichten mit weißer Verzierung, hier Gefäße in leuchtend Rot und Weiß und Gelb mit prächtigen Sträuchern und Zweigen. In eigenen Küchen stehen kunstvoll erdachte Gefäße zum Sieden, Seihen, Filtern. Waffenkammern enthalten Schätze an Schwertern und Pfeilen, andere Räume vielleicht schwere Kriegswagen, andere wieder Pressen für das Öl und Bottiche für die Reinigung desselben. Hier sehen die Nordländer zum erstenmal Badezimmer und Badewannen, für die ihnen Begriff und Wort fehlen, also auch entlehnt werden, eine in modernster Weise durchgeführte Kanalisation, die indogermanische Lebensführung bisher nicht geahnt hat. In abgeschiedenen Gemächern erregen Kultheiligtümer mit Doppeläxten, heiligen Bäumen, leeren Thronsesseln, Stierhörnern, endlich ein Fayencebild der Schlangengöttin in ihrer fremdartigen Tracht die Bewunderung der Besucher. In seltsamem Stoffe werden in einzelnen Räumen — Werkstätten der Bildhauer, Töpfer, Fayencekünstler, Metallarbeiter — Gegenstände der Natur und der menschlichen Schöpfungen dargestellt: fliegende Fische, Abbildungen von Häusern werden in Fayence gegeben, goldene Becher und Dolche geschaffen mit Darstellungen aus Stierkämpfen und Jagden in fremdartigen Landschaften, Steatitgefäße mit wundervollen Bildern von Ernteauszügen. Bricht

die Nacht an, dann erhellen Flammen auf hohen Gestellen kunstvoller Form, Öllampen das Dunkel des Palastes, in dem die Männer auf steinernen Bänken in einem Thronsaale noch weiter beraten und richten. Mag die Umwelt noch so fremdartig erschienen sein, noch stärker muß der Gegensatz der Menschen zu den einfachen Menschen des Nordens hervorgetreten sein. Wie gefallsüchtig die Frauen, deren Leib eingeschnürt ist — vielleicht in Metallmiedern! (s. die untenstehende Abbildung) —, und die ihre Brust entblößen wie die frivolsten Rokokodamen eines späteren Jahrtausends —, die Röcke geschmückt mit Blumenmustern und Randborten, überladen mit Aufputz und Fältelung, gleißender Schmuck an der hohen Haube, an Hals und Armen, goldene Brustgehänge und Halsketten, Ohrgehänge, Armbänder und Fingerringe! Sie schmücken sich zum großen Teil für den König, der über einen zahlreichen Harem verfügt, andere für vornehme adlige Vasallen des Königs, die ihre Paläste an anderen Punkten der Insel besitzen und dem König als hochfeudale Gefolgsherren dienen. Sie sammeln sich am Hofe zu den großen Wettkämpfen und Stierspielen, die zu Ehren des obersten Gottes veranstaltet werden und dem kretischen Leben starke Bewegung verleihen. Religiöse Tänze, wohl auf dem stufenumkränzten Tanz- oder Theaterplatz, fesseln die Neugierde, die Begleitung durch zarte Töne erregt das Erstaunen der Fremden, die die siebensaitige Leier, die Flöte, wohl auch den Dudelsack zum erstenmal hören und sehen.

Weibliche Bronzestatue aus minoischer Zeit. Nach Photographie.

Eine feierliche Liturgie ehrt die Götter und die Seelen abgeschiedener Menschen, die zum Himmel emporfahren. Ein Gott, in der Gestalt des Stieres angebetet, Minos, dem zu Ehren Städte auf Siphnos, Amorgos, in der Megaris, vielleicht auch in Sizilien genannt sind, und eine Göttin der Fruchtbarkeit, wohl ganz persönlich gefaßt, genießen Verehrung.

Bilderschriftsysteme halten die Gedanken fest; an ihrer Stelle erscheint schon um etwa 1500 eine Linearschrift, die sich in Knossos nicht lange erhielt, sondern durch ein anderes Linearsystem abgelöst wird, während an anderen Orten Kretas sich das ältere lineare System noch erhält.

Aus der Bilderschrift wie aus den Darstellungen auf Gefäßen, Ringen, Dolchen, Fayencen leuchtet lebendiger Naturssinn, feinsinnige Beobachtung der Außenwelt. Wie fein ist die Darstellung — nach ägyptischem Muster, aber doch umgestaltet —, welche die Wildkatze den Fasan im Gebüsch belauern läßt; von wundervollem Leben sind die Fayencedarstellungen der fliegenden Fische und der Wildziege mit ihren Jungen durchpulst. Fast unheimlich lebendig starrt uns der aus schwarzem Steatit gefertigte Stierkopf an, die Schnauze aus Muschelmasse, die Augen aus Bergkristall in roter Steinfassung, in der weißen Iris die glühende Pupille! Die beiden berühmten kretischen Goldbecher (s. die Abbildung S. 485), die nach Amyklai (Vaphio) ausgeführt wurden (0,08 und 0,098 m im oberen Durchmesser, 776 und 780,5 g schwer; sie bestehen aus einer Doppellage von innerem glatten und äußerem verzierten Goldblech, an das die Henkel angenietet sind, so wie bei Fig. 10 der Tafel bei S. 490), zeigen in kunstvoller bildlicher Darstellung und prachtvoller Naturtreue „die Haustierwerdung in allen Phasen“; in einer Landschaft mit hochstämmigen Palmbäumen und Oliven mit knorrigem Stamme wird die Einfangung von Wildochsen, die Zähmung und zuletzt die Erziehung zum Haustier dargestellt. Tiere, die Gottheiten heilig sind, Taube, Hund, Biene, werden in der Bilderschrift verwertet. Hier erscheinen Mufflon und Eber, auf die man wohl mit Hunden Jagd macht, Schwan, Ente, Krähe. Das vielfältige Leben an der See und in der See beobachtet das helle Auge dieser Kreter mit sichtlicher Freude: Seepferd, Tintenfisch, Thunfisch werden nicht bloß in der Bilderschrift verwendet, sondern in feinster künstlerischer Ausführung auf Vasen dargestellt, ebenso Argonauten, Korallen, Muscheln. Die Spinne erscheint als Bildzeichen, Schmetterlinge bildet man häufig in Gold nach.

Auch das Pflanzenleben wird in formschöner und mustergebender Weise beobachtet: die Lilie und die Iris sind als Bildzeichen verwertet, die Lilie in prachtvoller Weise zur Dekoration von Gefäßen verwendet; die freibewegte Pflanzenranke erscheint in der Vasenkunst zum erstenmal, die fortlaufende und die absetzende Wellenraute, die später der griechische Kunstgeist so meisterhaft zu verwenden weiß, hat ihren Ursprung in der minoischen Kunst.

Frühzeitig mag hier die Befahrung des Meeres mit nicht allzu kleinen Fahrzeugen geübt worden sein: wir beobachten auf den Abbildungen wiederholt zwei Masten und elf Ruder.

Dem weithin reichenden Handel dienen Gewichte aus Kalkstein, Alabaster, Diorit, Steatit, Hämatit, zum Teil mit Zahlzeichen versehen. Größere Mengen werden durch ein Gewicht aus rotem Gips (29 kg) oder Bronzebarren (zwischen 27 und 32 kg) gewogen. Aber

Die Goldbecher von Amyklai (Vaphio). Nach Photographie. Vgl. Text S. 484.

auch Edelmetall wird als Gewicht verwendet, so goldene Ringe. Man hat die naheliegende Ansicht ausgesprochen, daß diese wie Goldblättchen, Silberstücke und gestempelte Metallknöpfe als Vorgänger der Münze verwendet worden seien; dafür fehlt es jedoch an allen Anhaltspunkten.

Lebhafter Verkehr seit dem 4. Jahrtausend muß Kreta mit Ägypten verbunden haben, das der minoischen Kunst glänzend umgestaltete und wundervoll verbesserte Vorbilder gibt (Wildkatze und Fasan, Entenjagd und anderes mehr), in Metalltechnik und Steintechnik wie bei der Anlage der Paläste trefflich unterweisen und für die Bilderschrift zahlreiche Zeichen liefern kann. Der ganze Verkehr ist hochbelehrend, weil er an Stelle einseitiger Beeinflussung von einem bestimmten Punkte aus innige Wechselwirkungen treten läßt, die nur übersehen werden können, wenn wir Muster und Nachahmung vor Augen haben. Babylonische Einflüsse erkennen wir, ohne daß sie auf unmittelbare Berührung zurückzugehen brauchen, in der Steinschneidekunst, in der Tracht, in der Tontafel, in Zahl- und Buchstabenzeichen.

B. Die Zeitbestimmung und Ausbreitung der minoischen Kultur.

Die früher mykenisch genannte Kultur, die heute als eine Ausstrahlung der kretisch-minoischen Kultur erkannt ist, konnte nach den ägyptischen Skarabäen (Roßkäfer in Porzellannachbildung), die man in den Gräbern der Unterstadt und in Hausresten der Burg von Mykene gefunden hatte, in ihrer Höhe nach den Namen des Königs Amenhotep III. (vgl. S. 284) und seiner Gemahlin Teje in das Ende des 15. Jahrh. (zur Chronologie vgl. S. 238ff.) gesetzt werden. Nun aber ist durch die Einteilung von A. Evans und die ausgezeichnete synchronistische Darstellung D. Fimmens auch in die Entwickelung der ganzen minoischen Kultur, die A. Evans in eine früh-, mittel- und spätminoische eingeteilt hat, Klarheit gekommen. Mögen die schwarzen Gefäße mit Einritzungen, die mit weißer Kalkfarbe gefüllt sind, auch sonst weit verbreitet sein, so erregt die Tatsache, daß sie im vordynastischen Ägypten (um 3300 v. Chr.) und in Kreta in steinzeitlichen Schichten vorkommen, ebenso unsere Aufmerksamkeit, wie das Erscheinen der linearen Muster mit roter Farbe in Kreta und in Abod in der 1. Dynastie. Die eigentümlichen vorägyptischen Knopfziegel, die in der 6.—11. Dynastie erscheinen, gaben die Chronologie für die 2. und 3. frühminoische Zeit: 2500—2000, und lassen die erste frühminoische Zeit auf 2900—2500 ansetzen. Daran schließen sich die Gefäße in den ägyptischen Orten Kahun und Abod, die der 17. Dynastie (2000—1788) in Ägypten, der 1. und 2. mittelminoischen Periode in Kreta entsprechen, wie die in derselben Schicht in Kreta gefundene Statue eines ägyptischen Nomarchen beweist. Die in Lagen der 3. mittelminoischen Zeit gefundene Kartusche des Hyksoskönigs Chian stellt diese Periode auf 1675—1580 und bezeichnet zugleich den Höhepunkt jener wundervollen Naturauffassung, die in aller Kunstdarstellung dieser Zeit uns entgegentritt und sich auch schon über das Festland in der gleichzeitigen frühmykenischen Periode ausbreitet.

Mag auch das Land der „Keftiu erschrocken" sein, nach dem Berichte des Thutmose III. (1501—1447), und wirklich Tribut oder Zoll zahlen, der Einfluß der Keftiu oder kretischen Kunst wird immer stärker in dieser, der 18. Dynastiezeit entsprechenden 1. spätminoischen Zeit, in der reichste Einfuhr mykenischer Vasen in das Nilland blüht, im Ägäischen Meere ihre wertvollsten Palastvasen verbreitet werden und nach kretischem Muster Herrenburgen auf griechischem Festlandsgebiet erstehen (mittelmykenische Periode). Die Gesandtschaften der Kreter nach Ägypten (unter Makara Hatschepsut seit 1500—1480, unter Thutmose III. zwischen 1470 und 1445) erweisen für diese Zeit noch das Bestehen eines kretischen Staates. Offenbar nach Zerstörung der Paläste von Phaistos und Knossos setzt die 3. spätminoische Zeit (etwa 1375—1100), das Eindringen minoischer Kultur in die weitesten Bevölkerungsschichten und die Flucht und Auswanderung kretischer und verwandter Stämme nach Gurob in Ägypten, nach Geser im Philisterlande ein. Die spätmykenische Zeit reicht noch weiter herab und läßt sich bis ins 9. Jahrh. herunter verfolgen.

Die Grenzen dieses minoischen Einflusses lassen sich übrigens schon übersehen. In Kleinasien sind in Akalan auf den Vorhöhen des Paphlagonischen Küstengebirges und in Ütsa-Djük bei Konia mykenische Scherben gefunden worden — sie bezeichnen die äußerste östliche Grenze des minoischen Einflußgebietes. Jalysos auf Rhodos, die Philisterkeramik und die köstlichen Silberarbeiten von Geser in Palästina, die Stätten von Kahun und Gurob in Ägypten, die sizilischen und unteritalischen Funde, die sardinischen Bronzebarren und die Nachahmung minoischer Kunst auf den Balearen und in Spanien geben einen Lebensraum für diese minoische Kultur, der, mag er auch nicht überall unmittelbaren Handel und Einfluß

erweisen, nicht bloß die Griechen, sondern auch einen großen Teil der mittelländischen Völker überhaupt umspannt hat.

5. Die Festlandsgriechen zur Zeit der Höhe minoischer Kultur.

Die festländische Kultur wurde früher nach der Stätte von Mykenai benannt; sie ist recht eigentlich eine griechisch-minoische Mischkultur, die Griechen einer ersten Schicht und die „Kleinasiaten" umfaßt und besonders lebhaft in der Argolis blüht, sich aber, wie bis jetzt feststeht, über Lakonien (linkes Eurotasufer bei Sparta, Vaphio-Amyklai), Messenien (Kampos), durchaus spärlich um Arkadien (Tegea), weiter über Elis (Pylos, Arene, Pisa), Lenkas, Kephallenia, Kalydon, Koronta in Akarnanien, Phthiotis (Gura), Delphoi, Attika (Akropolis von Athen, Spata, Menidi, Halyke, Thorikos, Aphidna, Eleusis), Boiotien (Kadmeia, Orchomenos und die größte aller Ansiedelungen auf der Felseninsel Gla im Kopaïssee, der damals durch Dämme trockengelegt sein mußte), Salamis, Aigina, Thessalien (Volo, Dimini, Zerelia) erstreckt.

Die Namen der Ansiedelungen (Mykenai ist nicht von Mykale, Mykalessos, Myke zu trennen; Tiryns [Stamm Tirynth] ist wohl ungriechisch) stammen von der vorgriechischen Bevölkerung. Sicher ist, daß Berührungen schon um etwa 1900 v. Chr. zwischen der Argolis und Kreta bestanden haben, wie die Nachahmung der Kamaresvasen in Tiryns erweist; es haben möglicherweise die Einwanderer des nordischen steinzeitlichen Volkes zunächst eine dienende Schicht gebildet, die dann durch stete Zuwanderung an Zahl und Einfluß gewann. Vielleicht sehen wir in der kleinen ummauerten Stadt auf der Aspis in Argos, in der Ansiedelung auf dem Hügel bei Lerna schon die ältesten griechischen Sitze. Es wächst griechisches Stammestum an, bis glückliche Sippenherren statt der wohl noch aus vorgriechischer Zeit stammenden, mindestens drei Schichten zeigenden Fluchtburg von Tiryns mit ihren Ovalhäusern und ihrem großen Rundhaus auf dem höchsten Felsen und der Fluchtburg von Mykenai von kretischen Baumeistern, wohl auch von fronenden, unfreien Arbeitern der nichtgriechischen Bevölkerung Paläste erbauen lassen, aber mit Beibehaltung ihrer nordischen Bedürfnisse in durchaus starker Betonung des Herdraumes, des Megaron.

Wir statten zunächst, im Hafen von Nauplia landend, nur mit einem Blick auf den gegenüberliegenden Herrensitz von Lerna, der Burg von Tiryns einen Besuch ab. Obwohl nur 13—18 m über der Ebene erbaut, macht sie mit ihren mächtigen Mauern und vorspringenden Türmen einen stattlichen Eindruck. Geheimnisvolle Zeugen einer längst entschwundenen Vergangenheit schienen die Mauern schon den Griechen, die sie als Werke der Kyklopen (Riesen) bezeichneten. Die riesenhaften Blöcke sind zum Teil vieleckig behauen, auch mitunter mit Verzierungen versehen.

Über die Rampe, vorbei an der Unterburg, schreiten wir zwischen Burginauer und Festungsmauer zum Haupteingange der Oberburg (s. die Abbildung S. 488). Wir staunen über die bis zu 17,5 m dicken Mauern, über die Gewölbe oder Kasematten in den Mauern, die auch bei phönikischen Städten vorkommen. Nun durch das säulengeschmückte Torgebäude oder die Propyläen, über den zierlichen Estrich des großen Hofes, in dem sich ein Rundaltar (des Zeus? „des Gehöftes") erhebt, durch Vorhalle und Vorsaal in den großen Männerhof, das Megaron (mit dem Herde 11,81 m lang und 9,8 m breit), in dem auf einer Stufe der Fürstenthron sich erhebt. Angenehmes Oberlicht fällt in den kühlen Raum, der über die benachbarten Gemächer emporragt, ebenso wie der Mittelteil des salomonischen Tempels, wie das spätere römische Wohnhaus und unsere Kirche mit dem erhöhten Mittelschiffe. Farbenprächtige Wandgemälde, Rosetten, Blumenkelche, Darstellungen aus Stierkämpfen erfreuen das Auge; vielfach kehren Verzierungen wieder, die wir aus dem Orient als Teppichmuster kennen. Ein Teppichmuster

in Rot und Blau ist auch auf dem Kalkverputz des Estrichs eingeritzt. Zwei- und einflügelige Türen, zum Teil mit Teppichvorhängen abgeschlossen, führen uns zum Frauensaale. Rechtwinklige Höfe mit Säulen und Torhallen, der große Hauptsaal, riesig lange Gänge, vielfach nach dem Muster von Knossos und Phaistos, kennzeichnen den Bau.

Wir wissen heute, daß zwei verschiedene Paläste sich hier übereinander erhoben: der im spätminoischen Zeitalter, und zwar in der ersten Periode, gebaute, schon mit allen Kennzeichen vorgeschrittener Kultur (so Abflußkanälen) versehene ältere Palast wurde in dem Übergang von der ersten zur zweiten Periode umgebaut und mußte im Ausgang spätminoischer Zeit (dritte Periode) einem Neubau weichen.

Ziehen wir von dieser schönen Herrenburg Tiryns hinab in die Ebene, vorbei an dem Felsenkegel von Argos und der Burg auf der Aspis, vorbei an dem hohen Midea und der

Das Eingangstor zur oberen Burg von Tiryns (sogenannte kyklopische Mauern, erbaut im mykenischen Zeitalter). Nach Photographie. Vgl. Text S. 487.

Burg an der Stelle des späteren Heraion nach Mykenai. Auf 3,5 m breiter Straße, die in den Felsen gehauen und durch kyklopische Blöcke gestützt ist, über steinerne Brücken mit Wasserdurchlässen schreiten wir zur Burgmauer empor. Durch das Löwentor (s. die Abbildung S. 489) ziehen wir ein; es ist so genannt, da sich über dem Türsturz Reliefplatten befinden, welche Löwen darstellen: diese stützen sich auf den Unterrand einer Säule und stehen aufgerichtet wappenartig einander gegenüber. In den Straßen wandeln vornehme Mykener, Angehörige des Herrenstandes und Verwandte des Fürstengeschlechts. Ihre Gesichter zeigen rasierte Oberlippen, keilförmige Kinnbärte. Auf ihren Gewändern blinken Zierate aus Goldblech, mit Palmblättern und Lotoskelchen verziert. Die Seite ist bewehrt mit Schwert oder Dolch, die, mit figürlichen Darstellungen in eingelegter Arbeit reichverziert, nach oben in phantastisch geformte Griffe auslaufen: so leuchten an dem einen aus prächtigem Goldgrunde die Augen eines Drachen hervor, geschliffene Stücke Bergkristall. Auf einer Dolchklinge ist dargestellt die Jagd eines Löwen auf Antilopen, auf einer zweiten, wie vier Menschen,

hinter Schilden gedeckt, auf die Löwenjagd ausziehen, auf einer dritten die Jagd des Ichneumon auf Sumpfvögel in einer Papyruslandschaft (s. Fig. 7a und 7b auf der Tafel bei S. 490). An den Händen der Dahinschreitenden blitzen kostbare Siegelringe (s. die obere Abbildung auf S. 490 und Fig. 6 der Tafel bei S. 490).

Betreten wir das Innere eines Hauses, so sehen wir, wie dies später der Salomonische Tempel aufweist, die Wände mit kostbarer Metalleinlegearbeit versehen; aus dem milden Glanze des Goldes leuchtet gar prächtig der braunrote Bernstein. Auch die Einrichtungsgegenstände sind zum Teil mit Goldblech überzogen sowie mit Platten von künstlichen Lasursteinen bedeckt; hier glänzen Bernsteinperlen, dort zeigt sich ein riesiges Straußenei. Aus den inneren Gemächern kommen Frauen, die nach kretischer Sitte mit Gold förmlich

Das Löwentor von Mykenai. Nach Photographie. Vgl. Text S. 488.

überladen sind. Ob ihre Gewandung die auffallende kretische Mode aufwies, können wir stark bezweifeln; aber der zahlreiche, aus Kreta eingeführte Goldschmuck bezeugt den Sinn der mykenischen Griechinnen dafür.

Hat uns der Nebel der Jahrhunderte einen Streich gespielt und uns an den Hof eines orientalischen Königs geführt? Nein, urgriechischen Boden betreten wir, der aber von minoischer Kunstfertigkeit und Sitte in Frieden und Krieg wie in Leben und Tod beeinflußt ist.

Auf Streitwagen ziehen die Helden gleich den vorderasiatischen Völkern (vgl. Bd. II, S. 79, sowie oben, S. 267 und 272) in den Kampf und auf die Jagd. Die Gefallenen werden nach uraltbabylonischer Sitte in Honig einbalsamiert, mit goldenen Gesichtsmasken (s. die untere Abbildung auf S. 490) versehen; in die Hand werden ihnen zweischneidige Votivbeile gegeben.

Was wissen wir vom geistigen Leben der Mykener? Der Glaube an die Macht und Einwirkung der Seelen hat früh zum Totenkultus geführt. Die Fürsten werden meist in Schachtgräbern begraben, roh ausgeführte Totenstelen ohne Perspektive und künstlerische

Anschauung beigegeben; auf den Brandstätten der Totenopfer werden die Toten gebettet wie in unseren nordischen Hünengräbern. Die Opfer werden dargebracht, weil man an die Macht der Toten glaubt; deshalb wird ihnen auch alter Besitz, reicher Vorrat an Schmuck ins Grab mitgegeben. Aber nicht bloß bei der Bestattung werden derartige Opfer dargebracht. Es hat sich über dem vierten Schachtgrabe von Mykenai ein runder Altar, in der Mitte hohl, gefunden, durch den wie durch eine Art Rohr das Blut des Opfertieres unmittelbar zu den Toten hinunterrieseln sollte: also ein dauernder Opferherd für die Unterirdischen, dauernder Seelenkult, der auf die vorgriechische Bevölkerung zurückführt; für ihn ist nun in den späteren Gräbern der ganze Hohlraum bestimmt.

Goldring aus Mykenai. Nach Reichel, Über vorhellenische Götterkulte (Wien 1897). Vgl. Text S. 489.

Die sogenannten Kuppelgräber, die offenbar Familiengräber gewesen sind, gehören einer späteren Zeit (nach 1900) an.

Sie haben einen bis zu 35 m langen und 6 m breiten Zugang (δρόμος), der zum Teil aus sorgfältig geschichteten Quadern besteht, einen kurzen Türgang (στόμα) mit reichverzierter Fassade (Platten von rotem, grünem, weißem Marmor, schlanken Halbsäulen aus dunkelgrauem Alabaster und roten Porphyrplatten) und einen bienenkorbartigen, 15 m hohen Kuppelraum (θόλος); dreiunddreißig nach oben stets schmäler werdende Ringe bilden das Gewölbe, an dessen bläuliche Marmorquadern Bronzerosetten an Bronzestiften geheftet sind. Die weit vorgeschrittene Technik wird durch das Gewicht eines Steines erwiesen, der zur Entlastung des inneren Türsturzes eingelassen ist: er wiegt 122000 kg (der Fußboden der Badestube in Tiryns bestand aus einem Stein von 20000 kg Schwere). In den Kuppelgräbern hat man offenbar aus Kreta eingeführte Schätze in reicher Fülle gefunden: Fingerringe mit Darstellungen religiöser Art (s. Fig. 6 der beigehefteten Tafel), silberne Schöpflöffel und Schalen, Schwerter mit goldenen Nägeln, Goldschmuckſachen: Halsketten mit reichverzierten Schiebern (s. Fig. 5 derselben Tafel), endlich bei Amyklai (Vaphio) die schon erwähnten Goldbecher (s. die Abbildung S. 485).

Goldene Gesichtsmaske aus Mykenai. Nach Brunn, Griechische Kunstgeschichte (München 1893 bis 1897). Vgl. Text S. 489 und 491.

Die glanzvollste Entwickelung der Bronzezeit liegt uns hier vor, die nur ein machtvolles Fürstentum heraufführen konnte. Die Feinheit der Kunst und die Schwierigkeiten des Baues setzen voraus, daß bereits eine ausgebildete Schichtung der Gesellschaft vorhanden war. So ungeheuere Leistungen sind bei geringen Hilfsmitteln nur mit Verknechtung der Arbeitskraft durch Herrschermacht zu erreichen. Gesellschaftliche Ungleichheit muß sich gebildet haben. Und wie sich aus den zahlreichen Gräbern der Edeln ergibt, haben sich nicht allein die zur Krongewalt erstarkten Führer des Volkes über die Masse der Gemeinen emporgehoben, sondern auch viele kleinere Herren; ein zahlreicher Adel, der bereits in der Stadt, nicht mehr bloß auf seinen Landgütern lebte, ist vorhanden gewesen. Die Verschiedenheit des Besitzes hat wirtschaftliche Ungleichheit geschaffen. Aber schon damals muß aus dieser auch eine Ungleichheit des Rechtes abgeleitet worden sein. Das Grundeigentum hat gewisse Rechte erhalten und ist deshalb zur Grundherrschaft geworden. So zeigen uns die Denkmäler neben der Pracht des Lebens auch die politische Gestaltung der Gesellschaft mit einem starken Königtume. Möglich, daß Unterworfene der älteren Bevölkerungsschicht den Sklavenstand bildeten; sicher standen Unfreie

Griechische Altertümer aus der minoischen und der homerischen Zeit.

1. 2. 3. **Goldplättchen**, gefunden im 3. Grabe von Mykenai (1. Ähnliche Verzierung auf einer Steinurne von Amorgos. 2. Palmblatt. 3. Stilisierter Schmetterling).

4. Darstellung eines **Tintenfisches** (Gold) aus dem 3. Grabe [1—4 auch Perrot-Chipiez 540—543].

5. Goldener **Schieber** eines **Halsbandes** aus dem 3. Grabe, Intaglio. [Schliemann, Mykenai 202, Nr. 254. Schuchhardt 238, Nr. 201. Reichel, Homerische Waffen Nr. 2. Tsountas-Manatt 181, Nr. 75.] **Kampfszene.** Der Angegriffene trägt Helm mit Federbusch und hat seinen Schild auf die Erde gestellt, um die Lanze mit beiden Händen leiten zu können; der Schild ist oval, mit Verzierungen bedeckt (hier durch Punkte angedeutet) und springt in der Mitte der Längsseiten mit spitzem Winkel ein.

6. **Goldring** aus dem 4. Schlachtgrabe von Mykenai. [Schliemann 259, Nr. 335. Schuchhardt 257, Nr. 231. Reichel, Homerische Waffen 8, Nr. 11. Perrot-Chipiez 859, Nr. 421.] **Kampfszene.** Links ein bärtiger Verwundeter, der sich im Ruhen mit der rechten Hand auf den Boden stützt, das linke Bein angezogen, das rechte lang ausgestreckt hält — eine beliebte Stellung der späteren Plastik. In der Mitte ein Kämpfer, der einen Feind auf die Knie niedergezwungen hat und gegen ihn den Dolch erhebt; dieser zieht gegen den Sieger das Schwert und wird von der Lanze eines Genossen unterstützt, der ganz durch seinen Schild (in der Form eines halbierten Zylinders) gedeckt ist. Die Kämpfer scheinen nackt bis auf die kurzen Beinkleider des Stehenden.

7 a und b. **Dolchklinge** [Bull. Corr. Hell. 1886. Pl. 3, Perrot-Chipiez, Histoire de l'art dans l'antiquité. 6. Pl. 17]. Katzenähnliche Tiere (Panther?; Katzen zur Jagd verwendet: Lepsius, Denkmäler II, 130) machen längs eines fischreichen Flusses, der von Wasserpflanzen — lotus — eingefaßt ist, auf Wasservögel (Enten?) Jagd. Blaßgold, Tiefgold und Silber wechseln bei der Darstellung auf das seltsamste ab.

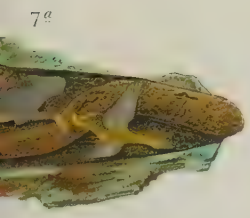
8. Bruchstück eines silbernen **Bechers** aus dem 4. Schachtgrabe. [Ephem. arch. 1890. Pin. 2. Darnach Reichel, Homerische Waffen. 19. 17a. Perrot-Chipiez 774, Nr. 365. Tsountas-Manatt 213, Nr. 95]. Darstellung einer **Städtebelagerung**, architektonisch aufgebaut. Links oben henkelartiges Ornament. Das Gelände vor der Stadt mit Ölbäumen besetzt; rechts die Festung auf einem Hügel in drei Stockwerken sich erhebend, mit Fenstern und einem Tore (Verschluß durch senkrechte Striche angezeigt); die Stadtmauer (aus Werkstücken erbaut, in die Holzbalken eingelegt sind, oben mit Holz abgedeckt) von jammernden und betenden Frauen besetzt. Unbekleidete Schleuderer und Bogenschützen (diese in geduckter Haltung, wie Odyssee φ 419) kämpfen gegen den Feind, indes zwei Männer mit Speeren und Schilden (Schild-Telamon **nicht** sichtbar) den Kampf beobachten (wie die Geronten bei Hesiod Ἀσπὶς 237 ff.). Ganz unten der obere Teil eines Kriegers im geflochtenen Helm mit Roßhaarbusch und kurzärmeligem Chiton; links davon vielleicht Reste von drei weiteren Helmen. Die Figuren sind getrieben, die Speere der Schildträger und die Zeichen (Schrift?) unter den Schleuderern und Bogenschützen eingekratzt. Trotz ägyptischen Einflusses erscheinen die Rassenmerkmale durchaus unägyptisch.

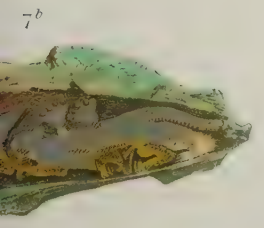
9. Stück der **Kriegervase** [Furtwängler-Löschcke, Mykenische Vasen 47, 43. Schuchhardt 300, 301. Perrot-Chipiez 935, Nr. 497. Tsountas-Manatt. Pl. 18, S. 190]. Darstellung ausziehender Krieger, wohl schon aus der homerischen Zeit. Links eine Frau, die betend für die Ausziehenden den Arm erhebt. Die Krieger (mit rasierter Oberlippe und spitzem Kinnbart) sind bekleidet mit dem befransten Chiton und tragen darüber Panzer mit Metallplatten; an den Beinen erblicken wir gamaschenartige Beinschienen und spitze Schnabelschuhe. An den Speeren ein Beutel, der als Proviantbeutel erklärt werden könnte. Der Schild ist der in die Hälfte geteilte Schild von der Kampfszene Nr. 5, bedeckt also bloß den Oberkörper; der Helm (αὐλῶπις) trägt vorn zwei röhrenförmige Ansätze; aus dem knopfartigen Abschluß fällt ein Busch herab.

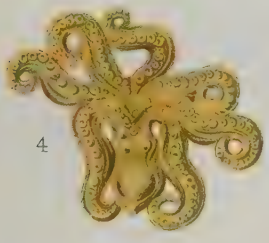
10. Goldener **Becher** aus dem 4. Burggrabe [Schliemann, Mykenai 272, Nr. 346. Helbig, Hom. Ep. 371. Perrot-Chipiez 964, Nr. 531. Tsountas-Manatt 100, Nr. 36]. Wir haben hier ein *δέπας ἀμφικύπελλον* vor uns; ein ähnlicher Becher war der Nestorbecher Ilias XI, 632 ff. mit 4 Handhaben und 8 Tauben.

Griechische Altertümer aus der

Nach den Originalen im Nationa







ischen und der homerischen Zeit.

m zu Athen gezeichnet von Gilliéron.

dem Königtum und dem Adel zur Verfügung, sicher diente ein Teil der nunmehrigen Bevölkerung in schroffster sozialer Ungleichheit der Befriedigung der Prunksucht weniger.

Aber diesen orientalischen Prunk hat griechisches Leben beherrscht. Aus den Grundformen der Goldmasken, die das Antlitz der Toten abformten, läßt sich inmitten der ungriechischen äußeren Welt griechischer Gesichtsschnitt erkennen: regelmäßige Gesichtszüge, feine Nase, schön geschwungene Brauen. Aber auch in dem vom orientalischen Einfluß so sehr durchsetzten äußeren Leben haben sich selbständige Züge erhalten. Die Herrscher wohnen in einem durch das Megaron als nordisch gekennzeichneten Palast in Mykenai, Tiryns, Gla; die anderen Mykenaier Häuser haben nicht das flache asiatische Dach, sondern das europäische Giebeldach aufzuweisen. Eine mehrzeilige Vaseninschrift von Tiryns beweist, daß auch die kretische Schrift eigenartig abgeändert und fortgebildet wird, während die (auf S. 489 besprochenen) Totenstelen die Versuche künstlerischer Loslösung von dem mächtigen minoischen Einfluß darstellen.

Schon erhalten wir Einblick in den hochwichtigen und anziehenden Werdeprozeß der griechischen Nation. Die vorgriechische Bevölkerung erweitert den Gesichtskreis und steigert die Kulturhöhe der griechischen Stämme; sie übergibt ihnen eine Fülle von Begriffen und Namen, die dann fremd und unerklärbar in der griechischen Sprache stehen.

Hier wird Gold zum erstenmal bekannt, hier der Gemüse-, Obst- und Weinbau und die Blumenzucht betrieben. So wird der Name für Gold aus dem Kleinasiatischen in das Griechische wie in das Semitische übergegangen sein, ebenso wie das Wort für Wein. Der Name für Blei (*μόλυβδος*) stammt wohl gleichfalls daher, ebenso der für Elfenbein (*ἔβηνος*, aus ägyptisch hbni durch Vermittelung Kretas). Blumen (Hyazinthe), Obst (Feige), Terpentinbaum, Erdbeerbaum, Wermut tragen gleichfalls vorgriechische Namen. Übernommen wurden die Namen von Gefäßformen (*ἀρύβαλλος*, *δέπας*), von Speisen und Getränken, von Salben, Kulturgeräten und Toilettegegenständen (*ἀσάμινθος*, Badewanne; Wagenkorb), von neuen Vögel-, Fisch- und Säugetierarten, von Bauteilen.

Auf die Bildung der einzelnen Mundarten üben die einst herrschenden, dann zu Beherrschten herabgedrückten Schichten tiefgehenden Einfluß auch in der Lautlehre.

Am meisten umgestaltet wurden die religiösen Anschauungen. Der indogermanische Glaube sucht seine unpersönlichen Weltmächte in den Himmelshöhen. Die Verehrung von Erdgeistern, die in kammerreichen Höhlen hausen, ist dagegen den kleinasiatischen Stämmen eigen, wie dies der Kult erweist, der sich an die Höhle von Psychro auf Kreta knüpft. Diese Höhlengötter werden von den Griechen zuerst übernommen, dann aber zurückgedrängt, so die Verehrung des Palaimon auf dem Isthmos, des Hyakynthos in Amyklai, des Python in Delphoi, des Asklepios in Epidauros. Dabei tritt aber stärker hervor die individuelle Ausprägung der eigenen Mächte und der übernommenen Göttergestalten: das Bewußtsein hat sich bei den Griechen erhalten, daß sie die Namen der Götter von der vorgriechischen Bevölkerung übernommen hätten. Die Himmelsmächte werden zum Himmelsgott (Zeus), und Lichtgottheiten (Apollon = Sonnengott, Artemis = Mondgöttin) werden ausgebildet, wie die Erdgöttin Demeter. Tief hat sich eingeprägt die den Indogermanen fremde Verehrung tiergestaltiger Götter, z. B. des Stieres (Zeus), des Pferdes (Poseidon), die wohl gleichfalls hier erst eindringt, wie die Verehrung von Bäumen und heiligen Steinen. Die Verehrung der großen Mutter, der Göttin der Fruchtbarkeit, bringt in die indogermanische Welt die Verehrung weiblicher Gottheiten, die auch sonst übernommen werden; so der Kult der Göttin Aphaia auf Aigina, vielleicht sogar auch einzelne Bestandteile im Ahnenkult. Endlich wird jene dauernde Verehrung der Toten, jener Seelenkult, wie er uns beim vierten Schichtgrab von Mykenai entgegentritt, von der vorgriechischen Bevölkerung stammen und auf

die Griechen übergegangen sein. Diese tiefe und andauernde Beschäftigung mit dem Kultus der Seelen nach dem Tode hat zu geheimnisvollen Zeremonien — zu Mysterien geführt, die in Eleusis vor allem, dem einstigen Kirchenstaate mit dem vorgriechischen Namen, in indogermanisch-griechischer Weise umgestaltet werden, aber auch hier ihren Ausgangspunkt von der vorgriechischen Bevölkerung genommen haben. Der Sarkophag von Haghia Triada auf Kreta stellt ja bereits ein Mysterium dar, bei dem feierliche Umzüge mit Spenden und blutigen Opfern das Andenken des Toten feiern, der auf einem Greifenwagen zum Himmel auffährt. Dem nordischen Volke, das mit unendlich einfacherem Aberglauben Leben und Tod umsponnen hatte, senkt sich die feierliche und trostreiche Verbindung mit dem Jenseits unauslöschlich ins Herz: vielleicht ist gerade das kaum von Eleusis zu trennende Jenseits der Seligen, das Elysion, gleichfalls vorgriechisch.

6. Die Wanderungen im östlichen Mittelmeergebiete im 15. bis 12. Jahrhundert.

Große Völkerbewegungen in Mitteleuropa haben, wie früher im 3., so nun in der zweiten Hälfte des 2. Jahrtausends neue griechische Wanderungen ausgelöst. Zudem hat wohl die hohe und friedliche Kultur der minoischen Zeit zu großer Bevölkerungszunahme in Griechenland selbst geführt, die zur Auswanderung und Kolonisation drängt. Endlich mag gerade die glanzvolle Entwickelung Kretas selbst eine Hauptanziehung für den Norden gebildet haben. Die Ausbreitung der Achaier vom Festlande aus könnte der Megaronbau auf dem 15. Jahrh. auf der Insel Melos erweisen, ferner die Spuren achaiischen Sprachenuntergrundes auf Thera, Rhodos, Kos. Der behagliche, auf Bodenbau, Handel, Industrie gegründete, durch Beherrschung des Meeres gesicherte Lebensgenuß der minoischen Bevölkerung war zunächst durch Bewegung und Verwirrung gestört, welche die an den Grenzen des ganzen Kulturgebietes sich abspielenden Kämpfe mit rastlosen nordischen Wandervölkern bis zum Mittelpunkte weiter verpflanzen. Von kretischen oder doch selbst minoischer Kultur unterworfenen Stämmen wird die erste Zerstörung der Paläste Kretas herrühren, die dann wohl in vollem Umfange wieder emporwuchsen. Dorer brechen dann um 1360 in Kreta ein und zerstören die Paläste von Knossos und Phaistos endgültig und unterjochen auch die Achaier.

Damals erschüttern diese Völkerwanderungen Ägypten, setzen sich Stämme mit indogermanischem Einschlag in dem nach ihnen genannten Palästina (Pulusatu) fest. Lykier und Chalder besetzen neue Gebiete, kretische Kolonien der Flüchtenden werden in weitem Umfange gegründet, so zu Erythrai, Priene und Miletos.

Die landläufige Vorstellung von den Vorgängen in der Peloponnesos legt sich die Entwickelung folgendermaßen zurecht. Die Dorer der Peloponnesos brechen nach Osten vor, wo die achaiischen Bewohner von Argolis mit ihrer hochentwickelten, kretisch übertünchten, schon sich zersetzenden Kultur der einfachen Unverdorbenheit und der größeren Kriegstüchtigkeit, vor allem aber den seit etwa 1100 eingeführten Eisenwaffen unterliegen und zum Teil zu Hörigen herabsinken, ihre Kultur aber nur zum kleinsten Teil (im Nachleben von Ornamenten z. B.) ihren Besiegern vererben. Da bricht das Königtum der alten Bevölkerung zusammen. Die Burgen von Mykenai und Tiryns gehen in Flammen auf, sinken in Trümmer und werden notdürftig von den Männern mit Fibeln besiedelt. Erst im 7. Jahrh. erstehen dort Tempel der Götter. Eine andere Erklärung läßt sich aber noch eher rechtfertigen. Die

auch schon dorische Bevölkerung der Argolis nimmt im 14. Jahrh. Kreta in Besitz, das nun Kernland des Dorertums wird, so daß dadurch und durch die Kriegs- und Wanderzüge Mykenai, Tiryns und die anderen Stätten der Argolis veröden und die Kultur zurückgeht. Dann erst um 1000 und noch später wird der Süden der Peloponnesos dorisches Besitztum.

Daß ein Teil der minoischen Bevölkerung, die so sehr der Meerfahrt kundig war, auch über das Meer nach Afrika flüchtete, läßt sich annehmen. Die alte Euphemidensage, die sich an das Kap Tainaron knüpft, macht möglich, daß eine Schar nach Libyen kam und dort die erste Schicht griechischer Ansiedler in der Kyrenaïka bildete. Die Besiedler von Kypros, die östliche Schrift annahmen, und die von Pamphylien stammen aus derselben Schicht der Peloponnesos.

Die Sage hat mit tausend Einzelheiten diese dorische Wanderung ausgemalt, nicht allein die Volkssage, die von großen Heldentaten zu berichten weiß, sondern auch die Gelehrtensage, die erklären will, wie jeder Stamm in seine Sitze eingewandert ist. An der Tatsache der dorischen Wanderung ist natürlich nicht zu rütteln; ihre Einzelheiten aber sind wertlose, auf keinerlei Quellenstoff gestützte Erfindungen Späterer, die wir den Winden preisgeben müssen.

Schon früher muß die ionische Gruppe über die Inseln nach Osten vorgedrungen sein: die reiche Inselwelt schlägt die Brücke, die das asiatische Festland ihrer schwesterlichen Halbinsel nähert. So besiedelten die Bewohner von Attika und andere Auswanderer das mittlere Stück der kleinasiatischen Küste, ursprünglich noch weiter nach Süden, als die späteren Sitze erweisen, und gründeten große Pflanzstädte. Dort hat sich der ionische Stamm mit seiner anmutigen Beweglichkeit, seinem freien Geiste, seinen reichen Interessen ausgebildet; schon aus verschiedenen griechischen Volksteilen zusammengesetzt, hat er kleinasiatisches Blut in sich aufgenommen, asiatische Kultur verarbeitet. So gibt er dem alten Heldensang die Weihe und schafft die Anfänge griechischer Wissenschaft.

Endlich haben die Aioler Thessaliens dem Zug nach dem Osten sich angeschlossen, Lesbos besiedelt und die Nordwestecke Kleinasiens bedrängt. Es ist die Erinnerung an den Trojanischen Krieg, die heute tatsächlich so weit als geschichtlich angesehen werden muß, als ein großer Heereszug griechischer Fürsten nach Kleinasien kam und schließlich die Stadt Troja verbrannt hat: denn die sechste Stadt auf dem Burghügel von Asarlyk (Hissarlik), eine vollkommen im Stile des mykenischen Zeitalters gebaute Festung (ganz wie die Festung Gla im Kopaïssee mit vorspringenden Mauerrippen versehen), ist, wie uns Dörpfelds Ausgrabungen von 1894 gelehrt haben, verbrannt worden. So werden altverblaßte Kindheitserinnerungen wieder lebendig; sie sind Leben gewesen vor Jahrtausenden, haben ein Schattenleben in der Sage geführt und werden wieder Leben durch die Wissenschaft. Nähere geschichtliche Einzelheiten zu ergründen, hieße freilich soviel, wie aus dem Nibelungenliede die Einzelheiten des Kampfes gegen den Hunnenkönig Attila herauslesen zu wollen.

---

7. Das griechische Mittelalter (die „Homerische" Zeit).

Noch klingt in den Homerischen Gedichten die Erinnerung an die großen Völkerbewegungen nach. „Wie an hellen Sonnentagen Wolkenmassen dem Zuge der Berge folgen, aber doch ihre Gestalt seltsam entstellen", so hat die Sage zwar den allgemeinen Gang der Geschichte eingehalten, aber ihn mit Wolken der Einbildungskraft überdeckt. Uralte Sonnensagen stammen aus minoischer Zeit; sie werden auf die Erde verpflanzt zu Kämpfen auf kleinasiatischem Boden. Und in diese Sagen ergießen sich wie in einen Strom die älteren europäischen Bestandteile, die vom Götterberg Olympos, den Kämpfen mit den benachbarten

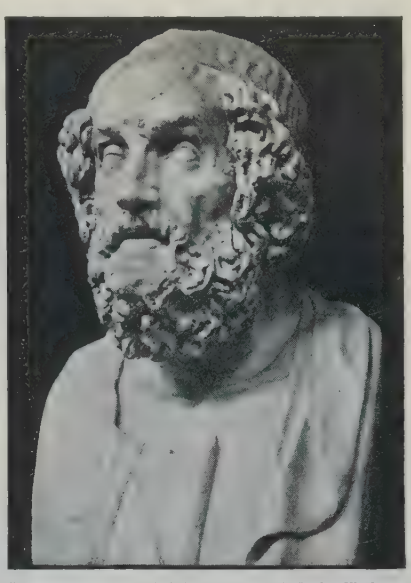
Paionern und den Argaiern — den Kämpfern vom pelasgischen Argos — singen, aber auch altkretische Heldensänge (und vielleicht Schiffersagen wie die von der Skylla) und die Lieder von den rhodischen Kämpfen mit den Lykiern. Alle diese Schöpfungen hat das Heldenepos verwertet, die herrlichste Schöpfung des griechischen Mittelalters: so nennen wir die Zeit, die nun anbricht und bis zum Durchbruche der Geldwirtschaft reicht.

Wie ist nun dies Heldenepos, das jahrhundertelang einem Sänger, Homeros (s. die Abbildung S. 495), zugeschrieben wurde, entstanden? Ruhig fließt der Strom der Rede beim Menschen im allgemeinen dahin; doch wenn Gefühle seine Brust erheben, Freude oder Schmerz sein Herz durchbebt, Ehrfurcht vor den Göttern ihn durchschauert, fröhliche Gelage ihn zu Freudenausbrüchen hinreißen, dann bindet sich seine Sprache im Rhythmus, in regelmäßiger Abfolge betonter und unbetonter Silben. Diese Lieder pflanzen sich fort, sie nehmen in großen Zeiten die Erinnerungen an große Kämpfe und leuchtende Heldengestalten zum Gegenstand. Adlige Helden selbst singen sie zuerst (wie Achilleus und Patroklos) im Wechselgesange; dann bildet sich bei zunehmender Ständegliederung und Arbeitsteilung eine Sängerkaste. Vielfach greifen Blinde, denen der Zauber des Kampfes, der Ruhm des Krieges verschlossen ist, nach der Leier, um den Heldensang, von Edelsitz zu Edelsitz wandernd, weiter zu verbreiten: so der blinde Demodokos, der in der Odyssee bei den Phaiaken singt, der blinde Aöde (Sänger) von Chios, der in den Homerischen Hymnen auftritt, Bernlef, der blinde Friese, die blinden Sänger der Slawen, bei denen dann der Name der „Blinden", „Sliepac", überhaupt auf alle Sänger, auch auf Nichtblinde übertragen wird. So wird der blinde Sänger Homeros zum Dichter der Heldenepen gemacht.

Diese Gedichte, die zuerst bei den Aiolern entstanden, von den Joniern übernommen und ausgestaltet wurden, haben Jahrhunderte des Wachstums bedurft, von kleinen, ganz einfachen Gedichten, die den Zorn des Achilleus behandelten, bis zum mächtigen, den Ruhm vieler Helden, ja vieler Geschlechter kündenden Heldengedichte. Von Adelssitz zu Adelssitz, von Stadt zu Stadt wandernd, haben Hunderte von Sängern mitgewirkt, die, im Bann und in der Kenntnis fester Formen auferzogen, doch in der Kunst augenblicklicher Versbildung (Improvisation) geübt und geschickt, aus dem Schatze des Volkslebens und alter Überlieferungen schöpfen, aber dem herrschenden Adel zu Gefallen reden, zu Ehren einzelner Familien neue Lieder einfügen und den adligen Musterstaat preisen: sein ritterliches Leben, seine Weltanschauung, seine Hochgedanken leuchten aus ihren Liedern. Einem Heldenzeitalter, das Eroberungen kraftvollst sich erwirbt, entströmen die alten Lieder, und einem unkriegerischen Volke von Bauern, Hirten, adligen Gutsbesitzern, Kaufleuten singen Sänger in stiller Zeit die tobenden Kämpfe einer großen Vergangenheit. Hervorragende künstlerische Betätigung einzelner hat sich so sicher stark bemerkbar gemacht, und größere Schöpfungen einzelner Sänger lassen sich auch heute noch ausscheiden. So reicht dies Heldenepos in seinen Anfängen sicher in die mykenische Zeit hinauf, hat sich schon bald eine alte, nirgends gesprochene, aber überall verstandene Literatursprache geschaffen und ist im 9. oder 8. Jahrh. v. Chr. zu seiner Blüte emporgestiegen. Wie bei den Standbildern griechischer Plastik das Gewand um den Leib, legt sich um die Gedanken diese durchsichtige Sprache.

Die jugendliche Kraft der Helden, ihre erfinderische Klugheit, alle Tiefen der Empfindung, vom zarten Erwachen der Gefühle im Traume der jungen Königstochter bis zum tiefschmerzlichen, alle Saiten des Herzens erschütternden Abschiede der Gattin vom Helden und dem wehmutsvollen Mitleide mit dem greisen Vater des erschlagenen Feindes: auf alles das stoßen wir in den Homerischen Gesängen. Wie tief empfunden sind die zarten Züge, wenn Hektor, vor dessen Helm sein Kind sich scheut, den Helm ablegt und nun Abschied nimmt, wenn der treue Hund des Odysseus im letzten Atemhauch — er allein —

seinen Herrn erkennt, mit dem Schweife wedelt und verendet! Die ganze Natur lebt in den Gedichten: die wechselnde Mannigfaltigkeit des Meeres in düsterem Sturme und bei ruhigem Sonnenleuchten, das Feuer, das den Wald durchrast, der Blitz, der vom Himmel niederfährt und die stärksten Eichbäume zerschmettert, die Blätter im Walde, die keimen und grünen und im Winde zur Erde niedertaumeln — wie die Geschlechter der Menschen knospen und welken und im Sturm abfallen; die Kraniche, die in geschlossenem Zuge durch die tiefklaren Lüfte ziehen, der Löwe mit seinem funkelnden Auge, der mit seinem Schweife die Flanken peitscht, der kleine Vogel, der sich für seine nackten Jungen aufopfert und ihnen den letzten Bissen gibt, all das lebt in vollster Anschaulichkeit. Freilich tritt für die späteren, in städtischen Mittelpunkten lebenden Sänger die Naturbeobachtung, die so noch in wundervollen alten Gleichnissen lebt, stark und stärker zurück und rednerisch blasse Bilder bleiben. Die Naturgestalten eines Geschlechtes, in denen das Ich noch nicht erschlossen ist und nur der Stand als solcher auftritt, werden in rührender Einfachheit gezeichnet. Es sind die stillen großen Linien, wie sie uns ja auch bei den alten italienischen Meistern so tief ergreifen, ob ein mit ritterlich frohem Wagemut unternommener Kampf oder das stille Walten der Hausfrau geschildert wird, der die Spindel die Gedanken frei läßt und die Anmut natürlicher Bewegung nicht hindert.



Homeros. Alexandrinische Marmorbüste im Museum zu Neapel. Nach Photographie von Gebr. Alinari, Florenz.

In den Teilen der Ilias, die in Aiolien entstanden sind, ist Achilleus der Vertreter der ungestümen Kraft, der größte Held, also eine Gestalt, die eigentlich alle ungebändigten Gemütsbewegungen eines Naturvolkes zeigt. Noch gilt die Schrift als eine Art von bösartigem oder doch unheimlichem Zauber, der nur wenigen zugänglich ist. Erst in der Odyssee taucht das Ideal eines gebildeten Volkes in den Phaiaken auf, harmonisch ausgeglichene, heitere, ideal geartete Weltmenschen, bei denen auch Frauen Vollbildung aufweisen. In Odysseus selbst, dem Urbilde der Findigkeit, der Handwerksarbeit ebenso wie Gymnastik und Musik versteht und als Sänger durch süßen Wohlklang und die kunstvollsten Erzählungen alle Meister der Zunft übertrifft, der in sich heitere Klarheit und stillen Verzicht zu vereinen weiß, hat sich bereits der griechische Geist den Hochgedanken der vollen und freien Menschenbildung geschaffen. Erst vom dichterischen Genius hat später der philosophische Genius des griechischen Volkes dies Ideal übernommen und in mustergültiger Weise ausgestaltet: Hingabe an den Lebensberuf und sorgsame Ausbildung des eignen Ichs, das Verhältnis des einzelnen zur Gesamtheit ist niemals glänzender dargestellt worden als von den griechischen Philosophen.

So spiegelt sich der Kulturgrad deutlich in den verschiedenen Teilen der Epen wider. Eine Welt von Entwickelung liegt zwischen den ältesten Gedichten, dem „Zorne des Achilleus", die wohl das 10. Jahrh. geschaffen hat, und der Telemachie, die in das 7. Jahrh. reicht, während die kostbarsten Stücke der Odyssee im 8. Jahrh. entstanden sind. Sagenhafte Geschichten von den Kämpfen in Nordwestkleinasien, alte religiöse Sonnen- und Mondmythen, märchenhafte Schiffererzählungen verschlingen sich in buntem Wechsel.

Das Zeitalter, das uns in den Homerischen Gedichten geschildert wird, hat den alten Prunk der Mykenaier nicht mehr aufzuweisen. An Stelle der hochragenden Burgen mit ihren riesenhaften kyklopischen Mauern sind schlichte Ziegelmauern getreten, Erdwälle mit Holzwerk. Die innere Palastanlage hat sich außerordentlich vereinfacht, und von dem

verwickelten Ganzen von Höfen und Gängen und Festsälen ist in den Homerischen Palästen nur das Notwendigste übriggeblieben. Nicht bunte Malereien, sondern einfachen Kalkverputz zeigen die Wände. Auch die bunten Muster des Estrichs sind verschwunden; an ihre Statt ist gestampfter Lehm getreten. An Stelle der Totenbestattung in riesenhaften Kuppelgräbern, bei der allmählich in den jüngsten Gräbern keine Gesichtsmasken mehr verwendet werden, hofft man durch die Totenverbrennung die umgehenden Geister endgültig zu bannen; einfache Gräber bergen die Asche der Homerischen Helden.

Das despotische Königtum, das in den älteren Teilen der Homerischen Gedichte noch große Macht besitzt, aber allmählich einschrumpft, löst die Macht des Adels ab. Wohl besteht im homerischen Staate noch ein erbliches starkes Königtum, das vom obersten der Götter, von Zeus, seine Gewalt erhalten hat und unter dessen besonderer Fürsorge steht, ausgestattet mit Krongut und ausgestattet mit Abgaben des Volkes. Wohl ist der König gegenüber dem Volke noch in der Lage des Hausvaters gegenüber der Familie, verhandelt mit fremden Staaten, opfert den Göttern und hat im Kriege Recht über Leben und Tod. Aber dem Könige tritt zur Seite ein Beirat, auf dessen Stimme großes Gewicht gelegt wird. Immer stärker treten die gesamten Adligen, die „Besseren", gegenüber der großen Masse hervor. Ihre Bedeutung beruht auf der Tatsache, daß sie nach Abschaffung der Streitwagen auf Rossen kämpfen: die Verkettung von Großgrundbesitz, Adelsherrschaft, Ritterdienst ist überall untrennbar. In den Homerischen Gedichten tritt in den jüngsten Schichten die Macht des Adels immer stärker hervor, bis der König als Erster unter Gleichen erscheint, die gleichfalls Abgaben eintreiben, aus eignem Antrieb zur Sitzung sich versammeln und den König einladen. Der Beirat scheint dann immer größere Macht erlangt zu haben, bis er die Königsherrschaft beseitigen, nur den Namen belassen, das Amt auf die priesterlichen Pflichten beschränken und endlich eine Reihe von Oberbeamten ihm zur Seite stellen kann. Diese inneren politischen Kämpfe, die im 8. Jahrh. die Adelsherrschaft als Ergebnis haben, drängen vielfach zur Auswanderung und veranlassen die Kolonisationstätigkeit.

Gerade dadurch ist der fremde Einfluß geringer geworden: die breite Schicht der Adligen ist nicht so reich wie das Königtum und dessen Herrenstand. Zudem verfallen die Reiche des Orients in jener Zeit, und die Verbindung wird zeitweilig stark unterbrochen. Trotzdem würde man sich von jenem Homerischen Zeitalter, in dem zuerst die Keime hohen Geisteslebens zutage treten, eine irrige Vorstellung machen, wenn man dieses echt griechische Leben auch äußerlich national darstellte: noch immer ist fremder Einfluß maßgebend.

Wollten wir uns jenes schöne Bild aus der Ilias, wie Helena zu den Greisen auf dem Burgtor tritt, etwa nach dem Muster griechischer Darstellungen aus dem Perikleischen Zeitalter entwerfen, so wiche dies von dem Bilde, das dem Dichter vor der Seele stand, unendlich ab. Priamos und die troischen Greise sind bekleidet mit eng anliegenden Leibröcken, deren Name Chiton auf semitischen Ursprung deutet: überall überkommene steife Fältelung, nicht freier Faltenwurf; die roten Mäntel liegen glatt über den Leibröcken und weisen zum Teil reiche Muster auf. Nach der Sitte der vorderasiatischen Völker sind die Gesichter an der Oberlippe rasiert und von keilförmigen Kinnbärten umrahmt (s. Fig. 9 der Tafel bei S. 490). Selbst Helena bietet nicht das Bild einer griechischen Frau. Das Haar flattert nicht mehr frei und ist wie in minoischer Zeit in Flechten geordnet. Den Körper umgibt eng anliegend ein buntes, reich gemustertes (sogar mit Kampfdarstellungen versehenes) Gewand, das aber mit echt griechischen Fibeln zusammengesteckt ist und mit dem Gürtel zusammengehalten wird; der letztere ist nach orientalischer Sitte mit Troddeln oder Quasten versehen. Die Arme bleiben frei. Der im Orient zur Verhüllung des Gesichtes bestimmte Schleier fließt an beiden Wangen herab; ein Tuch, haubenartig gebunden, vorn an der Stirn mit einem schimmernden Diadem oder Haarreif gehalten, bedeckt das schöne Haupt.

So hat sich fremder Einfluß im allgemeinen zwar vermindert; aber gerade phönikischer

Einfluß, der lange unrichtigerweise in eine frühere Zeit verlegt wurde, ist damals in Handel und Industrie stark hervorgetreten. Das Eisenzeitalter — die Waffen sind aus Eisen, nicht mehr aus Bronze verfertigt — ist auch deshalb weit einfacher geworden, weil eigene Kunstfertigkeit vielfach verloren gegangen ist. Vor allem zeigen die Vasen einen auffallenden Rückgang: an die Stelle der minoischen treten die (von ihrem hauptsächlichsten Fundorte bei Athen benannten) Dipylonvasen (s. die untenstehende Abbildung), die sich zwar an alle möglichen Dinge des Lebens wagen, aber bedenklich geringe Kunstfertigkeit zeigen und in ihren Verzierungen nicht mehr den Reichtum der Natur verwerten, sondern einfache geometrische Verzierungen aufweisen.

Ungemein ausgebildet erscheint nunmehr im Homerischen Zeitalter die Religion. Die Heldengedichte haben die Götter vermenschlicht; diese Götter dulden alle Not und Mühsal der Irdischen. Das ganze Pantheon der späteren Zeit ist zum Teil durch die Homerischen Gedichte — wenn nicht geschaffen, so doch verbreitet worden. Die homerischen Sänger nehmen eben die Gottheiten der verschiedensten Städte in ihre Gesänge auf und stellen dadurch die griechischen Götterkreise zusammen: deshalb werfen die Philosophen der späteren Zeit, wie Xenophanes, dem „Homeros" vor, daß er die griechische Vielgötterei geschaffen habe. Aber auch Halbgötter entstehen durch die Gesänge, die den Helden die größte Belohnung nach dem Tode, die Annäherung an die Götter, schaffen wollen. Auf Altären unter freiem Himmel, aber schon auch in bestimmten Gebäuden, in Tempeln, werden die Götter verehrt, die man, in bedeutendem Fortschritt gegen den Fetischdienst der früheren Zeit, in Menschengestalt, wenn auch noch sehr roh, darstellt.

Vase des Dipylonstils (eine Totenfeier darstellend). Im Museum der Archäologischen Gesellschaft in Athen, nach „Monumenti Annali, Bulletino dell' Instituto". Jahrg. IX (Rom 1837).

8. Die zweite große Wanderungszeit (die Zeit der Kolonisation).

Die politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse führen zur zweiten großen Auswanderungszeit, die mit der Zeit des jüngeren Heldensanges (Mitte des 8. bis Mitte des 7. Jahrh. v. Chr.) zusammenfällt.

Rasch anwachsende Bevölkerung drängt zur Auswanderung, politische Unzufriedenheit

strebt nach auswärts, Kraftüberschuß sucht neue Unternehmungen. Religiöse Andacht aber weiht die neuen Niederlassungen; und ehe menschliche Wohnungen in der neuen, nach den Himmelsrichtungen orientierten, nach obrigkeitlichem Plan anzulegenden Stadt an fernem Strand erstehen, wird der Apolloaltar von frommen Händen aufgerichtet. So bleiben die Griechen der fernsten Pflanzstädte an den russischen Steppenflüssen und in den afrikanischen Küstenlandschaften, auf lavabedecktem Ätnaabhang und auf dem fruchtbaren Boden Südfrankreichs Glieder eines Volkes, das dieselben Götter ehrt, dieselbe Sprache spricht, dieselben Dichter preist: der Athener fühlt sich fern in Italien unter den Etruskern eins mit seinem in Italien geborenen und auferzogenen Landsmanne von Kymai (vgl. S. 366). So bildet sich das Bedürfnis, alle Volksgenossen mit einem Namen zu bezeichnen. Von dem kleinen Stamme, den einst Achilleus in Thessalien beherrscht hatte, und dessen Name wohl in die Zeit des Aufenthalts am See von Janina zurückreicht, war im 5. Jahrh. der Name der Hellenen auf das ganze Volk übergegangen; der Name der Griechen dagegen, der Graikoi (eines epeirotischen Stammes), ist erst zur Zeit des Aristoteles aus Italien nach Griechenland eingeführt worden: ein Siegeszug eines Stammnamens, ähnlich dem der nordmännischen Ruotsen, der sich das weite Rußland erobert hat.

„Achaier" aus der Peloponnesos, die ihre Flußnamen (Krathis, Sybaris) mitbringen, besiedeln Unteritalien, das so stolz Großgriechenland genannt wird. Miletos, Korinthos, Megara, Chalkis, Eretria stellen sich an die Spitze dieser großen Unternehmungen, die Miletos zur Königin der Meere, zur Mutter von neunzig Pflanzstädten machen; Rhodos und Lesbos beteiligen sich an dem Streben in die Weite. Der Eingang zum Schwarzen Meer, die Küsten dieses Meeres, Sizilien, werden besiedelt. Und wie einst das Ägäische Meer, wird nun durch die Arbeit dieser tatenfrohen Zeit das Mittelländische Meer fast zu einem griechischen Binnenmeer.

Durch Ausgrabungen und Forschungen ist es uns möglich geworden, verschiedene Grundformen der griechischen Kolonien deutlich vor uns zu sehen. In Naukratis (S. 315) ersteht ein reicher Umschlagplatz, getränkt mit alter Kultur, nördlich anschließend an eine ägyptische Niederlassung, zuerst enge, winklige Straßen, dann, seit 600, der weite heilige Bezirk des Apollon der Milesier, woran sich später (Mitte des 6. Jahrh.) das Heraion der Samier, der Dioskuren und der Bezirk der Götter der Hellenen schließen. Beim Aphroditetempel ist eine Fayence-Werkstätte tätig, die das weite Mittelmeergebiet versorgt. Milesische, samische, klazomenische und lesbische, kyrenaiische Kaufleute müssen hier verkehrt haben — reiche Ausbeute keramischer Ware weist darauf hin.

Anders die Kolonien des Schwarzen Meeres, wie etwa die jetzige Insel Beresan an der Bug-Dnjepr-Mündung: eine milesische Fischer- und Händlerkolonie, die von Fischfang und der Ausfuhr gesalzener Fische, von der Jagd und der Pelzausfuhr lebt, aber trotz überraschend großer Verbreitung der Schrift an der Peripherie allmählich verbauert; Töpferei nach Art der skythischen kommt empor, die Häuser werden immer schlechter gebaut. Diese Fischer und Händler bestatten zuerst ihre Toten, dann verbrennen sie sie.

Am Rande eines Hochplateaus an der nordafrikanischen Küste haben sich zuerst Peloponnesier in der Zeit der großen Wanderung (vgl. S. 493), dann Bewohner von Thera niedergelassen. Auf zwei Gipfelkuppen erhebt sich die Stadt Kyrene, von der durch eine Schlucht die heilige Straße zum Apollontempel herabführt. Ackerbau und der Anbau der Medizinalpflanze Silphion, aber auch keramische Industrie ernährt die Bevölkerung, die unter dem Königsgeschlecht der Battiaden emporblüht. Ein reizendes Bild der Arkesilaosschale zeigt uns das Abwiegen, die Verpackung, die Ausfuhr des Silphion unter persönlicher Aufsicht des Königs (s. die Abbildung S. 499; vgl. S. 178).

Und wie blühen diese Pflanzstädte, mögen sie Handelsniederlassungen, wie die Städte am Schwarzen Meere, Ackerbausiedelungen, wie in Sizilien und Unteritalien, Pflanzungen für Viehzucht, wie in Kyrene, sein! Vereinigen sich doch in Pflanzstädten wirtschaftliche Bedingungen, die sonst sich ausschließen: auf niederen Kulturstufen herrscht Mangel an Kapital

und Arbeit, Reichtum an Grundstücken, auf hohen Kulturstufen Mangel an Grund und Boden, Überfluß an Kapital und Arbeit. Wo sich hochstehende Völker auf jungfräulichem Boden niederlassen, da müssen alle drei Bedingungen gut erfüllt sein: die Einwandernden stellen Kapital und erwerben sich Grund, die niedrigstehende Bevölkerung des Landes liefert die Arbeit. Deshalb der Reichtum in allen Pflanzstädten auch noch in späterer Zeit. Die Chier sind nach Thukydides die reichsten Hellenen; die Bewohner von Kyrene beneidet man um ihre „kostbaren Ringe", die dort alle Welt trägt; den Akragantinern sagt man nach, daß sie bauten, als ob sie ewig zu leben gedächten, und speisten, als ob sie morgen sterben wollten. Wer die Entwickelung Nordamerikas betrachtet, wo sich die Bevölkerung in zehn Jahren um 33 Prozent, die Massen des baren Geldes aber um 82 Prozent vermehrt haben, erhält eine Vorstellung von dem Aufblühen dieser griechischen Siedelungen. Sogar die körperliche Entwickelung gedeiht besser: wie die Riesen von Westvirginien stehen die Krotoniaten Unteritaliens da. Der urwüchsige Trotz der Kraft und des freien Bodens drückt sich dann freilich nicht immer in sehr angenehmen Formen aus. Das koloniale Bewußtsein fühlt die Wurzeln seiner Kraft nur in sich; und die Begeisterung, die geschichtliche Dankbarkeit, kennt der Amerikanismus ebensowenig wie das sizilische Griechentum, das vom Standpunkte seiner technischen Entwickelung (Untermeer-Wasserleitung in Syrakus) mit einem unglaublichen Hochmut auf das Mutterland herabsieht und auf dem Gebiete der Dichtung den großen Schöpfungen des Mutterlandes die Parodie gegenüberstellt. Es ist bezeichnend, daß die älteste Seeschlacht der Griechen (um 664), von der wir durch eine uralte chronikartige Aufzeichnung wissen, der Losreißung Korkyras von Korinthos gegolten hat, gegen das die Tochterstadt fortab keinerlei Pietätspflicht erfüllte. Für die Geschichte der griechischen Pflanzstädte und ihre Dankbarkeit gelten die Worte, mit denen Ludwigs XVI. Finanzminister Turgot den Abfall Amerikas vorhergesagt hat: „Les colonies sont comme les fruits, qui ne tiennent à l'arbre que jusqu'à leur maturité; devenues suffisantes à elles-mêmes, elles feront ce que fit depuis Carthage, ce que fera un jour l'Amerique." („Die Kolonien sind wie die Früchte, die am Baume nur bis zur Reife hangen; beginnen sie, sich selbst zu genügen, so werden sie das tun, was einst Karthago getan hat, was eines Tages Amerika tun wird.")

Schale des Königs Arkesilaos von Kyrene, im Pariser Münzkabinett. Nach Rayet und Collignon, Histoire de la céramique Grecque (Paris 1888).

9. Das Jahrhundert der großen Umwälzungen (7. Jahrhundert).

Das Ackerbauvolk der Griechen ward durch die große Siedelungszeit, die im 8. Jahrh. begann, zu einem Handel und Gewerbe treibenden Volk. Ehemals hatte der Gewerbebetrieb nur örtliche Bedürfnisse befriedigt; und noch war nicht allzulange Zeit verstrichen, seit diese zum Teil orientalische Einfuhr deckte. Nun bedurften die Ansiedler in der Fremde in noch höherem Maße als die in der Heimat der Waffen und anderer Metallwerkzeuge, der Gewebe und vor allem der Töpfergeschirre. Auch die barbarischen Hinterländer wurden

mit diesen Erzeugnissen bekannt, vertraut und gewöhnten sich daran. So zog erweiterter Handel das Steigen des Gewerbes nach sich. Schon bedurfte das letztere neuer, geschulter Kräfte, die aus dem Ausland eingeführt wurden: die Verwendung unfreier Arbeiter begann (zuerst in großem Maßstab in Chios) und steigerte sich, bis ihr einzelne Staaten Schranken zu ziehen suchten. Ein kapitalistisches Großunternehmertum entwickelte sich bereits.

Schon in der „Odyssee" wird Eisen ausgeführt; die Metallfabrikation im Mutterland war durch Chalkis und Korinthos, die Gewebefabrikation durch Megara, die Töpferei durch Sikyon, Korinthos und Athen vertreten, wo ein eigenes Töpferviertel emporblühte. Da wurden die Märkte des Ostens aufgesucht; griechischer Handel beherrschte das nordöstliche Spanien, Ägypten, das Adriatische und das Schwarze Meer, obwohl die griechischen Schiffe noch immer an dem Typ der alten Fünfzigruderer festhielten und höchst vorsichtig während des Winters die Fahrt gänzlich aufgaben. Nur Städte, die diesen Seehandel betreiben konnten, stellten sich in den Vordergrund; die im Binnenlande gelegenen traten zurück.

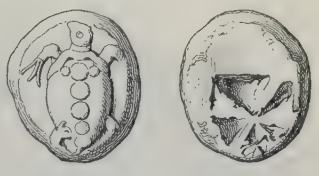
Handelsgeschichtlich gewährt die Statistik der Vasenfunde einen guten Überblick. Miletos hatte den Schwerpunkt des Handels im Osten: Ilion, Rhodos, Ägypten und die Kolonien im Schwarzen Meere, von denen aus weitgehender Inlandhandel (vgl. S. 502) betrieben wird. Samos führte in den Pontos aus, nach Kypros, Ägypten, aber auch nach dem Westen. Kyrene hatte alte Beziehungen zur Peloponnesos und zu Olympia, welche die Ausfuhr dorthin erklären, hat aber gleichfalls den Westen als Absatzgebiet. Die protokorinthischen Vasen wohl aus Sikyon und die korinthischen Vasen machten Miletos das östliche Absatzgebiet streitig und eroberten sich den ganzen Westen. Dann erst trat Athen auf den Plan, und mit der ganzen Erhöhung der Lebenskraft zur Peisistratidenzeit belebte sich sein Handel mächtig und erdrückte allen Wettbewerb.

Überall schossen gewerbtätige Vorstädte um die Städte auf, und die einstige Stadt ward zur Burg. So konnten sich Großstädte (für die damaligen Begriffe, da wir uns noch in der Kindheit griechischer Geschichte befinden) wie Miletos, Korinthos, Sybaris mit 20—25000 Einwohnern entwickeln. Überall wurde das Land befriedet, Raubzüge hörten auf, friedliche Beschäftigung kehrte ein, und öffentliche Gastfreunde wurden ernannt, die die Bürger des eigenen Staates zu schützen hatten (Proxenoi, d. h. Statt der Gastfreunde). Vom Seeraube freilich ließen die Griechen nicht so schnell; noch bis in das 5. Jahrh. hinein wird er wacker betrieben.

Regelung der Maße, Gewichte und Münzen ist die Folge des gesteigerten Handels. $^2/_3$ der babylonischen Elle (495 mm) geben nun den Fuß (330 mm), der dem aiginaiischen Gewicht als Kubusseite dient (etwa 36 kg), $^3/_5$ der Elle liegen dem euboiischen Talente (26,2 kg) zugrunde, der doppelte Kubus ist hier das trockene Hohlmaß (Medimnos = 52,9 l), das Anderthalbfache das Maß für Flüssiges (Metretes = 39,3 l). Das babylonische Gewichtssystem wurde etwas verändert (ein Talent zu 60 Minen, die Mine aber nicht zu 60, sondern zu 50 Schekel oder 100 Halbschekel = Drachmen) übernommen. Und wie schon früher Vieh und Metall als Tauschwerte benutzt worden waren, kam man dazu, ungemünzte Barren (Eisen, Kupfer) im Handel zu verwenden. Diese neuen Eisenstangen hießen Oboloi (Spieße), und was man mit einer Hand fassen konnte (δράττεσθαι), das waren sechs Stangen oder eine Drachme. Im Heraion zu Argos wurden solche Eisenspieße ausgegraben — dramatische Verwertung hat in ihnen gleich die von Pheidon von Argos niedergelegten sehen wollen, was natürlich unrichtig ist. Eigentliche Münzprägung mit staatlicher Gewährleistung hat erst Lydien, später Phokaia ausgeführt und eine Mischung von Gold und Silber, dann reines Gold geprägt; das Verhältnis 1 : $15^1/_3$ für Gold zu Silber wird von da ab ständig. Die älteste uns bekannte Münze stammt aus Ephesos (in Halikarnassos gefunden) und trägt den Beinamen

der Artemis (Phaiino). In Griechenland traten zwei Währungen auf: eine von Aigina (s. die untenstehende Abbildung), die andere von Euboia, während die westlichen Landschaften noch nicht das Bedürfnis zur Prägung hatten, da sie von der Naturalwirtschaft noch nicht zur Geldwirtschaft übergegangen waren und die Feldarbeiter noch in Bodenerzeugnissen bezahlten. Große Schätze häufen sich bei den Tempeln an, denen auch Private ihr Bargeld, wohl nach babylonischem Muster, anvertrauen.

Mühsam behauptete bei einem solchen Umsturz aller Verhältnisse der Ackerbau seine Stelle; waren doch durch die ständige Einfuhr von den herrlich fruchtbaren südrussischen Gegenden die Kleinbauern Griechenlands außerstand gesetzt, den Wettbewerb auszuhalten. Die meist unter die Söhne geteilten Grundstücke der Bauern, zu Zwergwirtschaften herabgesunken, erfuhren so Belastungen, für die der Satz von 18 Prozent noch als ein niederer Zins erscheint. Steine, welche die Grundschuld — die „Hypothek", eine Erfindung der attischen Geldmänner — anzeigen, ragen gleich Leichensteinen des Wohlstandes auf den Äckern in die Höhe. Aber wie tief auch hier der Gegensatz des aufstrebenden Arbeitszeitalters mit seinen auf sich gestellten Persönlichkeiten zum ritterlichen Zeitalter Homerischer Gesänge einschneidet, zeigen die Hesiodischen Gedichte, die das harte Bauernleben und die Arbeit und die soziale Not in die Sphäre der Poesie erheben und die Götter ihrer Umwelt als die Urgötter zeichnen, von denen die Götter des Homeros stammen. Schon tritt in diesen Dichtungen die sich bildende Persönlichkeit auch der unteren Schichten hervor, wenigstens soweit derselben durch tief-inneres Erlebnis, das als Offenbarung erscheint, die Fähigkeit zugestanden ist, von sich und für alle zu sprechen. Die Erlebnisse des einzelnen in der Gegenwart gelten; das menschliche Herz des Jetztzeitmenschen hat ein Recht auf seine Gefühle: so kann die Darstellung eines echten Dichters auch die unbedeutendsten Erlebnisse desselben, wenn sie nur in starke Stimmung getaucht, leidenschaftlich überhöht sind, zu einem edlen Kunstwerk gestalten, wie Archilochos von Paros beweist: die von ihm erwähnte Sonnenfinsternis fällt auf den 6. April 648. — Nicht mehr mit homerischen Erinnerungen, sondern mit dem Hinweis auf die eigenen Großväter begeistert Tyrtaios die Spartaner in ihrem Kampfe gegen die Messenier. Die Fabel vom Habicht, der die Nachtigall in seinen Krallen trägt: „Ein Stärkerer hält dich gefangen!" muß aus den Herzen Tausender gesprochen sein!



Schildkröte. Vertieftes Viereck.

Didrachmon von Aigina (6. Jahrh. v. Chr.).

Inzwischen war aber für das griechische Volk die größte Umwandlung eingetreten: in Landschaften, die sich noch nicht vollkommen sicher bestimmen lassen, jedenfalls aber an mehreren Punkten zugleich, war die phoinikisch-syrische Schrift der griechischen Sprache angepaßt worden. Die semitische Schrift war durch die bloße Bezeichnung der Mitlaute eine Art von Silbenschrift, also zwar bequemer als die uralte kretische Bilder-silbenschrift, aber noch sehr unvollkommen gewesen. Die Griechen sind den Weg zu Ende gegangen und haben die semitischen Hauchlaute für die Selbstlaute A, E, O angenommen und für I und Y die Halbvokale (Jod und Vaw) verwendet, so daß wir nun 23 Zeichen finden, die sich in mannigfaltigsten Gestalten bei den verschiedenen griechischen Stämmen ausbildeten. Seitdem tritt das griechische Alphabet in buntester Mannigfaltigkeit der Entwickelung auf; erst im 5. Jahrh. wird es durch den Sieg des ionischen Alphabets einheitlicher gestaltet. Im öffentlichen Leben und auf Münzen wird die Schrift im 7. Jahrh. angewendet.

Die gewaltige Umgestaltung der geistigen Zustände durch die Anwendung der Schrift

im öffentlichen Leben prägte sich vor allem in den Rechtszuständen aus; die Zeiten des schriftlosen homerischen Adels waren für immer dahin, damit auch zum Teil die Rechtsungleichheit: das geschriebene Recht schützte alle Bürger gleich. Die alten Geschlechtsverbände, die den Geschlechtsgenossen geschirmt hatten, genügten nicht mehr; ihr Band war zu schwach geworden, und die Einzelpersönlichkeit sollte unmittelbar geschützt werden. So fiel hier mit dem Individualismus und seinem Zeitalter die Ausbreitung der Staatsgewalt zusammen. Daß die Entwickelung der Pflanzstädte auch in diesem Punkte zum mindesten gleichen Schritt mit dem Mutterlande hielt, da neben Korinthos und Theben auch Lokroi und Katana unter den Städten erscheinen, die zuerst schriftliche Rechtsordnungen besessen haben, tritt ebenso deutlich zutage wie die Rückständigkeit Spartas, das sich gegen das geschriebene Recht grundsätzlich wehrte. Die neu niedergeschriebenen Gesetze waren alte Gewohnheitsrechte; teils verharrten sie konservativ ganz beim Alten, teils versuchten sie, fortschrittlich gesinnt, den aufstrebenden Schichten Sicherheit zu schaffen. Sie schützten Leben und Eigentum aller Bürger, unterwarfen die Blutrache zum mindesten der Regelung der Staatsgewalt, enthielten bestimmte Strafsätze und versuchten die bürgerliche Zucht durch zahlreiche Vorschriften zu beeinflussen. In Steintempeln, die zuerst wohl in den Kolonien, in Sizilien und Kleinasien, geschaffen werden und sich aus dem alten Megaron entwickelt haben, werden Gottheiten verehrt, denen man Kultbilder aus Holz schnitzt. Aus dem Göttergewirr hebt sich die eine schaffende und regierende Macht empor, und Sittlichkeit durchtränkt allmählich die religiösen Anschauungen.

Schon in minoischer Zeit müssen Feste zu Ehren von Gottheiten gefeiert worden sein, nach denen man die Monate benannte. Nun steht im Zusammenhang mit Schrift und geschriebenem Rechte das Bestreben einer Regelung des Kalenders, bei dem damals nach babylonischem Muster eine achtjährige Periode (Oktaëteris) durchgriff mit 5 Jahren zu 12 Monaten (= 354 Tagen) und 3 Jahren zu 13 Monaten (= 384 Tagen), so daß die Rechnung erst in 160 Jahren um einen Monat falsch wurde. Inwieweit orientalische (assyrische) Muster mitgewirkt haben, diese festgestellte Jahresrechnung zur Zählung der Jahre nach den Archonten und anderen Beamten zu verwenden, ist noch nicht klar; die ältesten Beamtenlisten, die wir jetzt kennen, sind die von Athen und Paros, da die von Sparta in bedenklich hohe Zeit hinaufreichen soll und so verdächtig ist. Über den ägyptischen Kalender vgl. S. 230.

Dies gewaltige Jahrhundert hat endlich auch den Gesichtskreis der Griechen mächtig erweitert. Dies spiegelt sich in der Argonautensage, die die milesischen Entdeckungen im Schwarzen Meere verwertet hat, und in der Hinausrückung der Hadespforte von der Westküste der Peloponnesos, wohin sie die alte Zeit mit ihrem geringen Überblicke versetzt hatte, in das Innere der Großen Syrte, dann nach Iberien, wo auch im Okeanos die Inseln der Seligen liegen. Vom äußersten Nordosten des griechischen Kulturkreises, von der in Salzseen und Sümpfen liegenden Stadt Olbia, gelangte endlich zu den Griechen sogar Nachricht über die uralte Karawanenstraße nach Mittelasien, die von der Donmündung an den Bjeloserosümpfen vorbei die Waldeinöden der Kama zu den Thyssageten (vgl. das heutige Tschussawaja) aufwärts führt, die Erhebungen des Ural zwischen Nisse Tagilsk und Jekaterinburg hinaufzieht, in die Gebiete zwischen Irtisch und Ob hinuntergeht, wo die Urväter der Magyaren, die Jyrken, hausten, und den Irtisch hinauf, am heutigen Semipalatinsk vorbei, jenseits des Altai ola endet. Von den Turkstämmen der Arimaspen (der Hunnen) wie von den Chinesen drang schon damals Kunde zu den Griechen, denen der Verfasser des Epos über die Arimaspen, Aristeias, diese Dinge berichtete (vgl. Bd. I, S. 253, 263, 265).

Das griechische Volk hat sich aus seinem ritterlich frohen Mittelalter in unglaublich kurzer Zeit zu einer arbeitenden, schaffenden menschlichen Gemeinschaft entwickelt. Kaum hat das Königtum in den meisten Städten seine führende Rolle eingebüßt, kaum war ein starker Adel emporgewachsen, dessen Stärke im Frieden sein Großgrundbesitz, im Kriege sein Ritterdienst war, so drängte die Entwickelung rastlos weiter. Beim Aufblühen des Handels und Gewerbes, bei der Schaffung eines riesenhaften Handelsgebietes durch die Pflanzstädte, bei der Einführung neuer geistiger Werte durch die Schrift und neuer materieller Werte durch die Münzprägung tritt an die Seite alter Geschlechter eine neue, kraftvollst emporstrebende Stadtbevölkerung, die sich auf bewegliches Vermögen stützt und reiche Weltkenntnis in rastloser Tätigkeit erwirbt. Das bewegliche Vermögen gewinnt Geltung im griechischen Staat. Griechenland ist, mit Ausnahme etwa der Gebirgsstämme der Aitoler und Akarnanen, aus dem Mittelalter in die hellgeschichtliche Zeit eingetreten. An Stelle der alten Naturalwirtschaft, bei der uralte Tauschwerte (Vieh und Eisenbarren) den Warenumsatz hemmten, ist die Geldwirtschaft getreten, die fast alle alten Verbindungen durchreißt, neue Schichten schafft, die Vergrößerung der Städte begünstigt.

---

10. Das Jahrhundert der Sammlung (6. Jahrhundert).

A. Einheitsbestrebungen.

Die Tätigkeit, die das weite Land ergriff und tausend Arme rüstig schaffen ließ, trennte nicht, sondern einigte. Das Bedürfnis, sich aneinander zu schließen, im Mitmenschen den mitstrebenden Helfer zu finden, brachte die Notwendigkeit hervor, die durch Familienbeziehung, gleiche Vergangenheit, gleiche Mundart, gleiche natürliche Bedingungen zusammengehören, enger zu verbinden. Der Stadt, die vermöge ihres größten Einflusses alle Kräfte der Landschaft anzog, fiel die Führerrolle zu; und Städte, die durch ihre Lage, durch ihre überseeischen Beziehungen, durch günstige Häfen den anderen Landschaftsbewohnern eine Förderung versprachen, wuchsen weit über die sie umgebenden Städte hinaus. Die Landschaften einigten sich je nach der überragenden Stellung der Hauptstadt enger oder weniger eng. Aber auch über die Landschaft, über den Kanton hinaus drang das Streben nach Einigung. Ihm kam eine Fülle religiöser Mittelpunkte aus uralter Zeit zu Hilfe. Gemeinsam zu den Göttern zu beten, wie Vater und Vorväter zu ihnen gebetet hatten, sie um Rat zu fragen, nicht etwa bloß bei politischen Angelegenheiten, auch bei den kleinen Dingen des täglichen Lebens: wer der Dieb gewesen sei, ob man seine Reise antreten solle, das war allen Griechen Herzensbedürfnis. Und an diese Spruch- und Kultstätten schloß sich eine neue Gemeinschaft.

Die Kultstätte von Olympia in der Landschaft Elis hatte längst schon durch die Vereinigung aller Festlands- und Inselgriechen wie der Westgriechen eine hervorragende Rolle gespielt. In dem stillen, weltfernen Tal, in dem eine Biegung des Alpheiosstromes, der Nebenfluß Kladeos und die zurücktretenden, mit grünen Aleppofichten bewachsenen Hügel theaterförmig eine Ebene umschließen, hat sich das Griechenvolk in Anspannung der körperlichen und Willenskräfte zusammengefunden und gelernt, „daß Haben wenig frommt, daß vom Erwerben nur der Segen kommt". Das Volk, dessen Beste hier um einen Olivenkranz ihre Kräfte einsetzten und nach dessen Erringung in ihrer Heimat beispiellos geehrt wurden, lernte ideale Arbeit tun.

Alle Waffen ruhten in ganz Griechenland, wenn hier an einem Vollmond zwischen 25. Juni und 27. September in jedem fünften Jahre der friedliche Kampf begann: Gottesfriede geleitete die Pilger sicher nach Olympia; von hier stammt die Zeitrechnung nach Olympiaden, die (mit dem Jahre 776 beginnend) einen vierjährigen Zeitraum (49 oder 50 Monate) umschließen, wobei freilich die 776 beginnenden Siegerlisten erst sehr spät so weit nach rückwärts ergänzt und für die ersten 47 Olympiaden erfunden erscheinen. Stammgriecke freier Abkunft mußte jeder sein, der an den Festspielen teilnehmen wollte, vorausgesetzt, daß nicht Blutschuld, Gottesfrevel oder frevle Ausschließung vom Kampfe für sein Volk auf ihm lastete. Im Fünfkampfe (Pentathlon: Sprung, Diskoswerfen, Speerwerfen, Laufen auf dem Stadion [= 600 olympische Fuß = 192 m], Ringkampf) maßen die Kämpfer ihre Kräfte; im Wagenrennen ($4^1/_2$ km weit; s. die Abbildung S. 515) wurde Überschau über die Erfolge der griechischen Pferdezucht gehalten.

Griechische Bronzestatue. Nach Furtwängler, Meisterwerke (Leipzig 1893).

Hier bildete sich die **Bildhauerkunst** aus, die nun statt der rohen, nur aus Münzabbildungen bekannten hölzernen Götterbilder Figuren aus Bronze (s. die nebenstehende Abbildung) schuf — wie ein Zeuskopf beweist, wirklich mit hoheitsvollem Ausdruck — und bei den Siegerstandbildern die Ähnlichkeit zu treffen suchte. Das Heraion und der Tempel des olympischen Zeus bargen Goldelfenbeinstandbilder (s. die untenstehende Abbildung) in Menge. Die Schatzhäuser der Städte Byzantion, Sybaris, Kyrene, Selinus, Megara, Metapontos erweisen den innigen Zusammenhang aller Griechengaue mit Olympia.

Für Mittelgriechenland ist **Delphoi** (Delphi), ein schon aus minoischer Zeit stammendes Heiligtum, die alte Spruchstätte Apollons, und der um Delphoi sich bildende Bund der Amphiktionie (wahrscheinlich von *ἀμφὶ* und *κτίζω*, „Umwohner") von großer Bedeutung gewesen. Im Herbst und im Frühling berieten die Abgeordneten der zwölf Amphiktionenstämme über ihre gemeinsamen Fest- und Tempelangelegenheiten. Völkerrechtliche Satzungen milderten das alte Kriegsrecht, indem einer belagerten Stadt das Wasser nicht abgeschnitten, eine Bundesstadt nicht zerstört werden durfte. Bald führten kunstvolle Straßen in den weltabgelegenen Gebirgswinkel, von dem aus die Priester des delphischen Apollon durch ihre Orakel Einfluß auf ganz Griechenland gewannen. Gerade im 6. Jahrh. (wohl 590) zeigte sich das Bedürfnis, zeitweilig an die Herbstversammlung der Amphiktionen musische Spiele anzuschließen, die in geschichtlicher Zeit im dritten Jahre jeder Olympiade gefeiert wurden. Gestützt auf diese Amphiktionie und im Besitze der Mehrheit der Stimmen hatte der **thessalische** Bund unter seinem Wahlherzog (Tagos) den Versuch gemacht, auch in Mittelgriechenland Einfluß zu gewinnen, und tatsächlich die Entscheidung in dem großen Kampfe zwischen Chalkis und Eretria (Lelantische Fehde um 570) gegeben.

Attische Elfenbeinstatuette. Nach Perrot und Chipiez.

Auf dem **Isthmos von Korinthos**, in **Nemea** und auf **Delos** waren Mittelpunkte örtlichen Ansehens emporgewachsen, die längst die umwohnenden Griechen bei der Feier des Poseidon, Zeus und Apollon zu Spielen, Festen und Messen vereinten. Auch hier schlossen sich nunmehr Wettkämpfe an die Feier an (die isthmischen Spiele in den geraden Jahren, die nemeischen in den ungeraden Jahren vor unserer Zeitrechnung).

Das **Gefühl der Zusammengehörigkeit** aller Griechen (s. die beigeheftete Karte „Altgriechenland") erhielt so durch gemeinsame Religionsübung, gemeinsame Ziele, gemeinsame Sitte mächtige Förderung. Zugleich aber festigten sich die einzelnen Mächte. Nach

Register zur Karte ‚Altgriechenland'.

Die entsprechenden modernen Namen sind in (Klammern) beigefügt.

Die Buchstaben und Zahlen zwischen den Linien | DE3 | bezeichnen die Quadrate der Karte.

Abai (Exarchos)	DE3
Abdera (Balastra)	G1
Abrettene	K2
Abydos (Nagara)	H1
Achaia	CD3
Acharnai (Saranta Martires), s. Karton.	
Acheloos (Aspropotamos)	C3
Adramyttion (Edremid)	HI2
Adramyttischer Busen	H2
Agraier	C3
Agrinion	C3
Aigai (in Achaia)	D3
— (Vodena)	D1
Aigaiisches Meer	F-H2-5
Aigilia (Antikythira)	E6
Aigina, Insel und Ort	E4
Aiginion (Ruinen bei Stagus)	C2
Aigion (Vostitza)	CD3
Aigira	D3
Aigospotamoi (Karakova-dere)	H1
Aigosthena (Porto Germano), s. Karton.	
Ainianen	CD3
Ainos (Änos)	H1
— Berg (Megalo Vuno)	B3
Aiolis	HI2, 3
Aisepos, Fluß (Gönentschai)	I1. 2
Aitolia	C3
Akanthos, Knidische Halbinsel (Talajak)	I5
Akanthos-Chalkidike (Hierisos)	EF1
Akarnania	BC3
Akritas, Vorgebirge (Kap Gallo)	C5
Akrite (Arki)	H4
Akrokeraunia, Vorgebirge (Kap Glossa)	A1
Akrokorinthos, s. Karton.	
Akte, Landschaft in Argolis	E4
— Landschaft auf Chalkidike	F1
Aktion (Akri)	B3
Alabanda (Ruinen Arabhissar)	IK4
Alalkomenai (Berg Aëtos)	B3
Alexandreia Troas (Ruinen Eski-Stambul)	GH2
Almopia	D1
Alpheios (Ruphia)	C4
Alt-Mantineia	D4
Ambrakia (Arta)	BC2
Ambrakischer Busen (Golf von Arta)	BC3
Amorgos (Amurgos)	GH5
Amphilocher	C2, 3
Amphipolis (Ruinen bei Neochorion)	E1
Amphipyrgos, Vorgebirge	AB2
Amphissa (Salona)	D3
Amyklai (Ruinen bei H. Kyriaki)	D4
Anaktorion (Ruinen bei Vonitza)	B3
Anaphe (Anaphi)	GH5
Andros, Insel und Stadt	FG4
Antandros (Ruinen bei Papaslii)	H2
Antikyra (Ruinen Glypha), s. Karton.	
Antiocheia am Maiandros	K4
Antipatreia	AB1
Antipaxos	B2
Antissa	GH2
Aoos (Vovussa)	AB1
Aphidna (Kotroni), s. Karton.	
Aphnitis-See (Manias Göl)	IK1
Apollonia-Chalkidike (Poligyros?)	E1
— -Illyris (Ruinen Pollina)	A1
— -Mygdonia (Ruinen Pollina)	E1
— -Phrygia (Abullonia)	K1
Apolloniatis-See (Abullonia Göl)	K1
Apollonidea	I3
Apsinthier	H1
Apsos (Semeni)	AB1
Arachnaios, Berg (Arna), s. Karton.	
Arachthos, Fluß (Artinos)	C2
Arakynthos-Gebirge	C3
Araxos, Vorgebirge (Kap Papa)	C3
Argilos	E1
Arginussai-Inseln (Ajanos)	H2, 3
Argolis	D4
Argolischer Busen (Golf von Nauplia)	DE4
Argos-Argolis (Argos)	D4
— -Amphilochia (Argos)	C3
Arkadia	CD4
Arkaseia Arkassa	HI6
Arktonnesos (Kapu Dagh)	IK1
Artemision, Heiligtum	E2
Artynia-See (Manias Göl)	IK1
Asine-Argolis, s. Karton.	
— (Koroni)	CD5
Asopos-Argolis, Fluß (Fluß von H. Georgios), s. Karton.	
— -Boiotia, Fluß (Vuriendi)	E3
— Ort	D5
Assos (Ruinen Behram)	H2
Astakos	C3
Astypalaia, Insel und Stadt (Astropalia)	H5
Atabyrios, Berg (Ataïro)	IK5
Atarneus (Ruinen bei Dikeli)	H2
Athamania	C2
Athenai (Athina)	E3, 4
Athos, Berg-	F1
Atintaner	B1
Attaleia (Karaman Mezar)	I2
Attika	E3, 4
Aulis (Porto Vathy), s. Karton.	
Aulon (Avlona)	A1
Axios (Vardar)	D1
Belbina (H. Georgios)	E4
Bermios-Gebirge (Doxa)	CD1
Berrhoia (Verria)	CD1
Besbikos, Insel (Kalolimno)	K1
Bisalten	E1
Bisanthe-Rhaidestos (Rodosto)	I1
Blaudos (Balat)	K2
Boiai	E5
Boibeis, See (Karlá)	D2
Boion-Gebirge	B1
Boiotia	DE3
Bolbe-See (Beschik Göl)	E1
Bottiaeis	D1
Brauron (Vraona)	EF4
Bulis, s. Karton.	
Buthroton (Vutzindro)	B2
Byzantion (Konstantinopel)	K1
Chaironeia (Kaprena)	D3
Chalke (Chalkia; Charkia)	I5
Chalkidike	E1
Chalkis-Euboia (Chalkis)	E3
Chaoner	A1
Chelonatas, Vorgebirge (Kap Tornese)	BC4
Chios, Insel	GH3
— Stadt	H3
Daphnos	D3
Dardanos	H1
Daskylion (Jaskili)	K1
Dassareten	B1
Daton	F1
Dekeleia (Tatoï), s. Karton.	
Delion (Dilisi), s. Karton.	
Delos (Dili)	G4
Delphoi (Kastri)	D3
Demetrias (Ruinen bei Goritza)	DE2
Derrhis, Vorgebirge (Drepanon)	F2
Dia (Dia)	G6
Diakria, s. Karton.	
Dikaia	G1
Dikte-Gebirge (Lasithi)	G6
Dion	D1
Dirphys-Gebirge (Delphi)	EF3
Dodona (Ruinen bei Dramisi)	B2
Dolionen	IK1
Doloper	CD2
Doris, Landschaft	D3
— Städtebund	I5, 6
Dorischer Busen (Golf von Symi)	IK5
Doriskos	GH1
Drakanon	H4
Drakon-Gebirge	I3
Dryoper	DE4 u. F3
Dyme (Kato-Achaia)	C3
Dystos (Dystos)	F3
Echinadische Inseln (Echinadis)	C3
Edessa-Aigai (Vodena)	CD1
Edonen	EF1
Eion	EF1
Eira	C4
Elaia	I3
— Busen von	H3
Elaïus	GH1
Elateia (Elephta)	D3
Eleusis (Elevsina)	E3
Eleusischer Busen, s. Karton.	
Eleutherai (Gyftokastro), s. Karton.	

Eleutherna (Elevtherna) F6
Elimea C1
Elis, Landschaft C4
— Stadt C4
Emathia CD1
Enipeus, Fluß (Tschanarlysu) D2
Eordaia C1
Eordaikos (Devol) B1
Epeiros BC1, 2
Ephesos (Ayasoluk) I4
Ephyra (Antimilos) F5
— in Epeiros B2
Epidauros (Epidavros) DE4
— Limera (Ruinen Palaia Monemvasia) E5
Eresus (Palaia Eresos) G2
Eretria (Aletria) EF3
Erigon (Tscherna; Kara-su) .. C1
Erymanthos-Gebirge (Olenos) CD4
Erytrai, Kleinasien (Ruinen Ritri) H3
Euboia (Évvia) EF3
Euboiischer Busen (Kanal von Talanti) DE3
Euenos (Phidari) C3
Eurotas (Iri) D5
Euripos (Evripos) E3
Europos, Fluß (Xeragis) D2
Eurytanen C3

Ganos (Ganos) I1
Gargara H2
Geraistos, Vorgebirge (Kap Mandilo) F4
Geraneia-Gebirge (Makriplagi) DE3
Gerontia (Giura) F2
Gigonos (Apanomi) DE1
Gomphi (Palaia Episkopi) ... C2
Gonnos (Lykostomon) D2
Gortyna (Hagii Deka) FG6
Granikos (Tschantschei) HI1
Gyaros (Giura) F4
Gyrton D2
Gythion (Marathonisi; Gythion) D5

Haliakmon (Vistritza) CD1
Haliartos, s. Karton.
Halikarnassos (Budrum) I4
Halkyonischer Busen, s. Karton.
Halonnesos (H. Evstratios) .. F2
Harpasos (Aktschai) K4
Hebros (Maritza) H1
Helena, Insel (Makronisi) F4
Helikon-Gebirge (Paläovuni) . DE3
Hellespontos (Dardanellia) ... H1
Hellopia B2
Helos D5
Hephaistia G2
Heraia CD4
Heraion, Vorgebirge, s. Karton.
Herakleia, Insel (Raklia) G5
Herakleia-Lynkestis (Bitolia) . C1
Hermione (Kastri) E4
Hermos, Fluß (Gediz-tschai) . IK3
Hermos-Busen (Meerbusen von Smyrna) H3
Hestiaiotis CD2
Hierapytna (Gerapetra) GH7
Hieron des Asklepios, s. Karton.
— Oros (Tekir Dagh) I1
Histiaia, s. Oreus E3
Hydrea, Insel (Hydra) E4
Hyllos (Kum-tschai) K3
Hymettos, Berg (Trelovuni), s. Karton.
Hypaipa Tapai K3

Ialysos (Ruinen Philerimos) ... IK5
Iassos, Stadt (Ruinen Assyn-Kalesi) I4
Iassos, Busen von (Mendelia-Golf) HI4
Ida-Gebirge, Kreta (Psiloriti) FG6
— — Troas (Kaz Dagh) ... HI2
Idrias, Stratonikeia (Eskihissar) K4
Ikaros, Insel (Nikaria) GH4
Ikos (Chilidromia) E2
Ilion (Eski-Hissarlyk) H2
Illyris AB1
Imbros, Insel u. Ort (Imvros) G1
Inachos in Epeiros (Aspropotamos) C2
— Fluß (Panitza) D4
Ionia HI3, 4
Ionisches Meer AB2-4
Ios, Insel und Ort (Nios) G5
Irrhesia (Piper?) F2
Isthmos DE4
Ithaka (Thiaki; Ithaki) B3
Ithome (Mavromati) C4

Julia-Gordus (Gördis) K3

Kaikos (Bakyrtschai) I2, 3
Kalaureia (Poros) E4
Kalliupolis (Gallipoli) H1
Kalydon (Ruinen bei Kurtaga) C3
Kalymna (Kalymnos) HI4, 5
Kambunisches Gebirge CD1, 2
Kamiros (Ruinen Kamiro) ... I5
Kanastraion, Vorgebirge (Kap Paliuri) EF2
Kandavisches Gebirge B1
Kardamyle in Lakonike (Skardamula) D5
— auf Chios (Kardamyli) .. GH3
Kardia (Ruinen auf Kap Baklaburun) H1
Karia K4
Kárpathos (Scarpanto) HI6
Karystos (Karystos) F3
Kasos (Kasos) HI6
Kassandreia (Ruinen Kassandra) E1
Kaukasa GH3
Kaystros, Fluß (Kütschük Menderez) IK3
Kaystros-Busen HI3, 4
Kekyrphaleia, Insel (Angistri), s. Karton.
Kenchreai (Kechriä), s. Karton.
Kéos, Insel (Tzia) F4
Kephallenia (Kefalonia) AB3
Kephisia (Kephisia), s. Karton.
Kephisos bei Athen (Kephisos), s. Karton.
— bei Eleusis (Sarantaporos), s. Karton.
— Boiotia (Mavroneri) D3
Keramischer Busen (Bai von Giova) IK5
Keramos (Keramo) K4
Keria (Karos) G5
Kerinthos (Ruinen bei Mantudi) E3
Kerkinitis-See (Tachynos) E1
Kerkyra, Insel (Korfu) A2
— Stadt (Korfu) AB2
Kieron D2
Kikonen G1
Kimolos (Kimolos; Argentiera) F5
Kios, Busen von (Indschir Liman) K1
Kithairon-Gebirge (Elateas) .. E3
Klazomenai H3
Kleonai, s. Karton.
Klitor (Ruinen bei Klituras) . D4
Knidischer Chersonesos (Knidische Halbinsel) I5
Knidos (Ruinen auf Kap Krio) I5
Knossos (Makrotichos) G6
Kogamos, Fluß (Alaschehirtschai) K3
Kolophon (Ruinen bei Değrmendere) I3
Kopaïs-See E3
Korinthischer Busen D3
Korinthos (Paläa-Korinthos) . DE4
Korone (Ruinen Petalidi) C5
Koroneia D3
Korseai, Inseln (Phurnäs) H4
Korykion, Vorgebirge (Korakas) H3
Kos, Insel und Ort (Kos; Stanco) HI5
Krane (Ruinen bei Argostoli) . B3
Krannon (Ruinen Paläa-Larissa) D2
Krenides-Philippi (Ruinen Filibedschik) F1
Kreta E-H6
Kyamon, Vorgebirge (Akrotiri) F6
Kydonia (Chania) EF6
Kykladen FG4
Kyllene, Berg (Zyria) D3, 4
Kyme-Aiolis (Lamurt-köi) ... HI3
— -Euboia (Kumi) F3
Kynoskephalai (Mavro Vuno) . D2
Kynuria D4
Kyparissiai (Arkadia) C4
Kyparissischer Busen (Golf von Arkadia) C4
Kýthēra, Insel (Cerigo; Kythira) DE5
— Stadt (Paläokastro) E5
Kythinion (Gravia) D3
Kýthnos, Insel (Thermia, Kythnos) F4
Kyzikos (Ruinen Balkis) I1

Lade, Insel I4
Ladon (Ruphia) CD4
Lakmos-Gebirge C2
Lakonike D5
Lakonischer Busen (Golf von Marathonisi) D5
Lamia (Zituni; Lamia) D3
Lampsakos (Lapsaki) HI1
Lappa F6
Larisa (Larissa) D2
— bei Kyme (Ruinen bei Burundjuk) HI3
— Kremaste-Thessalia (Gardiki) DE2, 5
Larymna (Ruinen Larma) ... E3
Laurion-Gebirge, s. Karton.
Lebedos HI3
Lechaion, s. Karton.
Lekton, Vorgebirge (Bababurun) GH2
Lemnos (Limnos) G2
Lepreon (Ruinen bei Strovitzi) C4
Lepsia (Lipsos) H4
Lerna D4
Leros (Leros) H4
Lesbos (Mytilini) GH2
Leuka-Gebirge (Madara) EF6
Leukai (Levki) HI3
Leukas, Insel (Levkada; Santa Maura) B3
— Stadt (Hamaxichi; Levkas) B3
Leukatas Vorgebirge (Kap Dukato) B3
Leuktra (Parapungia) DE3
Lindos (Lindos) K5
Lisses, Vorgebirge (Kavos Lithinos) F7

Lokris Epiknemidia D3
— Opuntia DE3
— Ozolis CD3
Lychnitis-See (See von Ochrida) B1
Lydia IK3
Lynkestis C1
Lynkos-Gebirge (Vasilitza-Berg) BC1, 2
Lysimachia (Hexamili) HI1
Lyttos (Ruinen Xyda) G6

Madytos (Maitos) H1
Magnesia, Landschaft DE2
— am Maiandros, Ionia (Ruinen bei Inebazar) I4
— am Sipylos, Lydia (Manissa) I3
Maiandros (Menderez) IK4
Makaria-Ebene CD4
Makedonia C-F1
Makestos (Susurlutschai) K2
Malea, Vorgebirge (Malea) ... E5
Malis D3
Mantineia, Alt- und Neu- D4
Marathesion (Scala nova) HI4
Marathon (Vraná) EF3
Maronia (Maronia) G1
Marsyas (Tschinatschai) IK4
Megalopolis (Ruinen bei Sinanu) D4
Megara (Megara) E4
Megaris, s. Karton.
Melas-Busen (Golf von Xeros) H1
Melos, Insel und Ort (Milos) . F5
Mende E2
Mesogaia, Ebene in Attika (Mesaria), s. Karton.
Messene oder Messenia CD4
— (Ruinen bei Mavromati) . C4
Messenischer Busen (Golf von Kalamata) CD5
Methana E4
Methone Makedonien (Elevtherochori) D1
— Messenia (Modoni; Methoni) C5
Methymna (Molyvos) GH2
Miletopolis (Muhalitsch) K1
Miletos (Ruinen Palatia)..... I4
Minoa GH5
Molosser B2
Mygdonen K1
Mygdonia DE1
Mykale-Gebirge (Samsun-Daghi) I4
Mykenai (Ruinen bei Charvati) DE4
Mykonos, Insel und Ort (Mykonos) G4
Mylasa (Milas)..... I4
Myndos (Gümüschlü-Liman) . I4
Myos I4
Myrina (Kastron) FG2
Myrlea (Mudania)..... K1
Myrtoïsches Meer..... EF5
Mysia..... IK2
Mytilene (Kastro oder Mytilini) H2

Naupaktos (Epaktos, Lepanto) C3
Nauplia (Navplia), s. Karton.
Naxos, Insel und Ort (Naxia) G4
Neapolis (Kavala)..... F1
Nemea..... D4
Neu-Mantineia..... D4
Nikopolis (Epeiros)..... B2, 3
Nisaia E4
Nisyros, Insel u. Ort (Nisyros) I5
Notion..... I3, 4
Nymphaion, Vorgebirge (Kap H. Georgios) F1, 2
Nysa K4

Ocha, Berg (H. Elias)..... F3
Oiniadai (Trikardókastron)... BC3
Oinoë auf Ikaros..... H4
Oinussai, Inseln (Sapienza und Schiza) C5
Oisyme (Ruinen Levtherolimani)..... F1
Oita-Gebirge (Katavothra)... D3
Oitaier CD3
Oitylos (Vitylos) D5
Olenos C3
Oliaros (Antiparos)..... FG4, 5
Olympene K2
Olympia (Druva) C4
Olympos, Berg (Elympos) ... D1
Olynthos (Ruinen Stylari) ... E1
Onchesmos (Ruinen Hagii Saranta) AB2
Onophyta, s. Karton.
Opos E3
Orchomenos (Skripu)..... D3
— in Arkadien D4
Orestis C1
Oreus (Orei)..... E3
Orikon (Eriko) A1
Oropos (Ruinen bei Oropos) . EF3
Orthosia K4
Ossa-Gebirge (Kissavo) D2
Othrys-Gebirge (Mavrika).... D2

Pagai, s. Karton.
Pagasaiischer Busen (Golf von Volos) DE2
Paktye HI1
Pale (Ruinen bei Lixuri) B3
Pambotis-See (See von Janina) BC2
Pamisos, Fluß (Mavrozumenos) CD4, 5
Panachaïkos, Berg (Voïdia) .. CD3
Pandosia B2
Pangaion-Gebirge (Pirnari)... EF1
Panionion I4
Pallene (Kassandra)..... E1, 2
Panormos (Panderma)..... IK1
Paralia in Attika, s. Karton.
Parion (Kamarä)..... I1
Parnassos-Gebirge (Liakura).. D3
Parnes-Gebirge (Ozea)..... E3
Parnon-Gebirge (Malevo) D4
Paros, Insel und Ort (Paros) . FG4
Passaron B2
Patmos (Patinos) H4
Patrai (Paträ; Patras)..... C3
Paxos (Paxos) B2
Pedias, s. Karton.
Peiraieus E4
Pelasgiotis..... D2
Pelion, Stadt BC1
Pelion-Gebirge (Plesidi)..... E2
Pella (Ruinen H. Apostoli)... D1
Pellene D3
Peneios, Fluß, Elis (Gastuniotikos) C4
— — Thessalia (Salamvrias) CD2
Pentelikon oder Brilettos, Berg (Mendeli), s. Karton.
Peparethos (Skopelos)..... EF2, 3
Pergamon (Bergama)..... I2
Perinthos (Eregli)..... IK1
Perrhaiber..... CD1, 2
Phalakron, Vorgebirge (Kap Drasti)..... A2
Phaleron in Attika (H. Georgios), s. Karton.
Phanai, Vorgebirge (Mastiko) . GH3
Pharai-Achaia C3
Pharis D4, 5
Pharsalos (Phersala)..... D2
Pheneos (Phonia) D4
Pherai (Velestino)..... D2

Pherai-Messenia (Kalamata).. D4, 5
Philadelphia (Alaschehr)..... K3
Philippoi (Filibedschik)..... F1
Phlios (Ruinen Polyphengos).. D4
Phoinike (Ruinen Phiniki) ... AB2
Phokaia (Fokia) H3
Phokis D3
Pholégandros (Polykandros).. FG5
Pholoë-Gebirge C4
Phrygia Minor am Hellespontos H-K1, 2
Phtiotis D2
Pieria..... D1
Pindos-Gebirge..... C2
Pisa C4
Pisatis C4
Pistyros..... F1
Pitane H3
Pityusa, Insel (Petsa; Spezzia) E3
Plataiai (Kokla) E4
Pleuron C3
Polyaigos, Insel-Kykladen-(Polinos) F5
— Insel-Myrtoïsches Meer (Pelagonisi)..... E2
Polyrrhenia..... E6
Posidion-Argolis, s. Karton.
— Vorgebirge (Posidi)..... E2
Potidaia (Ruinen Kassandra) . E1
Potidaion (Pigadi) HI6
Prasiai..... D4
Priapos (Karabogha) I1
Priëne (Ruinen Samsun)..... I4
Prokonnesos (Marmara)..... IK1
Pronni BC3
Propontis (Marmarameer)..... IK1
Psakon, Vorgebirge (Spatha).. E6
Psophis C4
Psyra (Psara)..... G3
Pydna (Kitros) D1
Pylos, Messenia (Paläa Navarino)..... C5
Pyrrha..... H2

Rhenea (Megali-Dili) G4
Rhodischer Chersonesos (Rhodische Halbinsel)..... K5
Rhodos, Insel (Rhodos)..... IK5, 6
— Stadt (Rhodos) K5
Rhyndakos (Adranos-tschai) .. K2

Salamis, Insel (Kuluri; Salamis) E4
— Stadt E4
Same (Samos) B3
Samonion, Vorgebirge (Sideros) H6
Samos, Insel und Stadt (Samos)..... H4
Samothrake, Insel und Ort (Samathraki) G1
Sardes, Sparda (Ruinen Sart) K3
Saronischer Busen (Golf von Aigina) E4
Sarpedonion, Vorgebirge..... GH1
Schwarzes Vorgebirge (Karaburun)..... GH3
Selinūs CD3
Sellasia D4
Selymbria (Silivri) K1
Seriphos, Insel u. Ort (Serphos) F4
Sestos (Boghalü)..... H1
Sidene (Bigha)..... I1
Sigeion (Ienischehr) GH2
Sigrion, Vorgebirge (Sigri) ... G2
Sikinos (Sikinos)..... FG5
Sikyon (Ruinen bei Vasilika) D3, 4
Singitischer Busen (Golf von Hagion Oros)..... EF1
Siphnos, Insel und Ort (Siphenos; Sifanto) F5

Sipylos-Gebirge (Manisa Dagh)	I3
Sithonia (Longos)	E1
Skamandros (Menderez)	H2
Skepsis (Kurschunlu Tepe)	H2
Skiathos (Skiathos)	E2
Skylake	K1
Skyllaion, Vorgebirge (Tzelevinäs; Skyli)	E4
Skyros, Insel u. Stadt (Skyros)	F3
Smyrna (Alt- u. Neu-Smyrna; Izmir)	I3
Sparta (Sparti)	D4
Sphakteria, Insel (Sphagia)	C5
Spercheios (Alamana)	D3
Spiraion, Vorgebirge von Argolis, s. Karton.	
Sporaden	HI4, 5
Stagiros (Ruinen bei Lybiada)	E1
Stenyklaros	CD4
Stratos (Ruinen bei Lepenu)	C3
Strymon (Struma)	E1
Strymonischer Busen (Golf von Rendina)	F1
Stymphalos	D4
Styra (Stura)	F3
Sunion, Vorgebirge (Kavo Kolonäs)	EF4
Sybota, Insel (Syvota)	B2
Syme (Symi)	I5
Syrnai, Inseln (Sirina)	H5
Syros, Insel und Ort (Syra)	F4
Tainaron, Vorgebirge (Kap Matapan)	D5
Tanagra (Grimada)	E3
Tarsios (Maniastschai)	I2
Taulantier	A1
Taygetos-Gebirge (Pentedaktylon)	D4, 5
Tegea (Ruinen bei Piali)	D4
Telethrion-Gebirge (Galtzades)	E3
Telos, Insel und Ort (Tilos; Episkopi)	I5
Temnos-Gebirge	K2
Tempe, Tal (Lykostomon)	D2
Tenedos (Tenedos)	GH2
Tenos, Insel und Ort (Tinos)	G4
Teos (Sigadschik)	H3
Teuthrania (Hagios Ilias)	I2
Teuthrone (Kotronäs)	D5
Thasos, Insel (Thasos)	FG1
— Stadt (Ruinen Paläapolis)	F1
Thaumaki (Domokos)	CD2
Thebai-Boiotia (Thiva)	E3
— Phthiotides	D2
Thera, Insel (Santorini)	G5
— Ort (Phira)	G5
Therasia (Thirasia)	G5
Thermaischer Golf (Golf von Saloniki)	DE1, 2
Therma-Thessalonike (Saloniki)	DE1
Thermon (Paläo-Bazaro)	C3
Thermopylai, Engpaß	D3
Thespiai (Ruinen Erimokastron), s. Karton.	
Thesproter	B2
Thessalia	CD2
Thessaliotis	CD2
Thessalonike (Saloniki)	DE1
Thisbe (Dombrena), s. Karton.	
Thrakia	G-I1
Thrakischer Bosporos (Straße von Konstantinopel)	K1
— Chersonesos (Halbinsel von Gallipoli)	H1
Thrakisches Meer	E-G1, 2
Thria (Kalyvia), s. Karton.	
Thronion	D3
Thyateira (Ak-hissar)	IK3
Thymbrara	K3
Thyrea	D4
Tiryns (Ruinen Paläa Navplia)	DE4
Tmolos-Gebirge (Boz Dagh)	IK3
Toronaischer Busen (Golf von Kassandra)	E1, 2
Torone (Ruinen Toroni)	E2
Tragia (Gaidaronisi)	H1
Tralleis (Aïdin)	I4
Trichonis, See (See von Agrinion)	C3
Trikka (Trikkala)	C2
Triphylia	C4
Tritaia (Hagia Marina)	C4
Troas	H1, 2
Troia, Ilion, ‚Neu-Ilion' (Eski-Hissarlyk)	E4
Troizen (Ruinen bei Damala)	E2
Tymphaier	C1, 2
Zákynthos, Insel und Stadt (Zante)	B4
Zarax (Porto Hieraka)	E5
Zelea (Sariköi)	I1
Zone	G1

22 Östl. Länge v. Greenwich 23
40
39
38
37
D
E
Lykestis
Almopia
Edessa
Pella
Therma
Thessalonike
Amphipolis
Chalkidike
Olynthos
Thermaischer Golf
Elimeia
Olympos
Larisa
THESSALIA
Pharsalos
Pagasäischer B.
Phthiotis
Othrys G.
Lamia
Oeta G.
Euboia
Kerinthos
Chalkis
Boiotia
Thebai
Korinthischer B.
Achaia
Patrai
Aigion
Korinthos
Argolis
Argos
Arkadia
Triphylia
Elis
Pisatis
Zákynthos
Kephallenia
Ithaka
Leukas
Akarnania
Aitolia
Amvrakia
Kerkyra
Epeiros
Thesprotia
Molossis
Chaonien
Illyris
Ionisches Meer
Kyparissischer B.
Messenischer B.
Lakonischer B.
Lakonike
Sparta
Messene
Myrtoion
Kythēra
Saronischer Busen
Megaris
Eleusis
Megara
Athenai
Peiraieus
Salamis
Aigina
Epidauros
Troizen
Kalaureia
Hydrea
Bibliograph. Institut, Leipzig
1 : 1 750 000
0 10 20 30 Kilometer

ALT-GRIECHENLAND.

Maßstab 1:3000000

0 20 40 60 80 Kilometer

und das Bündnis mit dem König Kroisos von Lydien verschaffte. Sogar ein unglücklicher Feldzug gegen Polykrates von Samos ließ diesen Ruhm nicht erbleichen: die Perserkriege erwiesen, einen wie riesenhaften Vorsprung Sparta vor Athen hatte.

C. Der Volksstaat Athen.

Raschere Beweglichkeit, Ausbildung der gesamten Seelenkräfte im Gegensatze zur einseitigen Willensbildung des Dorertums kennzeichnet die Jonier. Wie Odysseus zu Herakles, der Held des goldenen Gemüts und klügster Vielseitigkeit zum Helden des Willens, der alle Arbeit auf sich nimmt, steht der Jonier zum Dorer, nur daß dieser bloß zu Anfang der Geschichte im Dienste der Gesamtheit arbeitet, später aber nur noch im eignen Stammesinteresse.

Attika entstand wohl aus einem Zusammenschluß selbständiger Staaten, wobei die Phylen anfangs örtliche Unterabteilungen, bald Geschlechterzusammenhang erlangten.

Der atheniſche Geſchlechterſtaat hat unter Königen gestanden. Die herkömmliche Darstellung sucht den Übergang allmählich zu erklären: er war danach von einem lebenslänglichen Beamten (Basileus) aus dem Königshause regiert worden, bis die Ausdehnung der Geschäfte die Dreizahl (Basileus, Polemarchos, Archon) der Beamten, der verbleichende Glanz die Wahl auf zehn Jahre hervorbrachte. Schließlich wurden neun Beamte (zu den drei früheren noch sechs Thesmotheten) auf ein Jahr gewählt, die nach Ablauf ihres Amtes in den Staatsrat (Areiopagos), den obersten Aufsichtsrat, eintraten. Scharfe Kritik kann an diesem künstlichen Aufbau nicht mehr festhalten. Sicher ist, daß die Wählbarkeit der neun Archonten an die Zugehörigkeit zu den alten Geschlechtern geknüpft war, die eigene Kultverbände bildeten, und denen in ältester Zeit das Eigentumsrecht über den gesamten Grundbesitz zustand.

Wäre es richtig, daß zum Zwecke einer Flottenschöpfung im 7. Jahrh. achtundvierzig Steuerabteilungen (wegen ihres maritimen Zweckes von *ναῦς* Naukrarien genannt) geschaffen wurden, in denen die besitzenden Nichtadeligen, zu Geschlechtern mit eigenen Kulten mit den alten Geschlechtern vereint, steuerten, so wäre hier bereits die erste Durchbrechung des alten Geschlechterstaates zu finanziell-maritimen Zwecken erfolgt. Abgesehen von der Künstlichkeit des Systems, in dem die 360 Geschlechter 24mal zu je 7 und 24mal zu je 8 zu den Naukrarien sollen vereinigt worden sein, erscheint hier wohl eine Einrichtung des Peisistratos in eine frühere Zeit zurückgespiegelt, da in das 7. Jahrh. solche Anspannungen atheniſcher Steuerkraft für Flottenzwecke nicht passen.

Das geſchriebene Recht, die Niederschreibung der Strafgesetzgebung — angeblich durch Drakon — bedeutet einen weiteren Schritt der Entwickelung. Es wird berichtet, daß Drakon auch Gesetzgeber und politischer Reformator gewesen sei; er habe bestimmt, die politischen Rechte seien auf alle auszudehnen, die eine volle Waffenrüstung stellen könnten, während für die Beamtenstellen ein bestimmtes Vermögen zu fordern sei. Die Überlieferung stammt aus oligarchischen Parteischriften des 5. Jahrh. und mag auch erst von diesen erfunden worden sein. Auch die Persönlichkeit Drakons unterliegt dem Bedenken, ob nicht auch hier ein Drachengott oder Schlangengott zum Menschen herabgesunken ist.

Die Anforderung, dem gewaltigen Umschwung des 7. Jahrh.: der Umgeſtaltung der Naturalwirtſchaft in die Geldwirtſchaft, gewachsen zu sein, war groß. Ihr konnten die kleinen Grundbesitzer Attikas nicht genügen. Die Reichen wurden Gläubiger der Ärmeren, die ihren Besitz fast nur noch für jene bebauten: der Ertrag des größten Teiles der Hufen dieser Hektemoroi (Sechstler, weil sie nur noch ein Sechstel des Ertrages für sich behielten — nach anderer Erklärung abliefern mußten, aber unfreie Hörige waren), fiel den Gläubigern zu. „Mancher unmutsvoll / Entfloh dem Schuldherrn, irrte fern von Land zu Land", sagt Solon; andere waren als Schuldner „in fremden Knechtdienst" verkauft worden.

Diese Not versucht Solon zu heilen, der 594 zum Schiedsrichter und Archonten zur Ordnung des Staates erwählt wurde: die erste greifbare Persönlichkeit der athenischen Geschichte. Von ihm geht ein herzerwärmender idealer Hauch aus; seine Elegien (Volksreden in Versen) zeigen ihn dabei als einen klaren, praktischen Kopf, der die Bedürfnisse aller Schichten kennt: „Nimmer, nicht hier, nicht dort, gönnt' ich dem Unrecht den Sieg."

Die Seisachtheia (Lastenabschüttelung) befreit die Schuldner von der Verpflichtung, noch ferner Erträge der verschuldeten Güter an die Gläubiger abzuliefern. Das Borgen auf den Leib wird verboten, und da ja damit die Unmöglichkeit weiteren Borgens eingetreten wäre, muß wohl angenommen werden, daß Solon das Geschlechtsgüterrecht aufhob und Grund und Boden zum ebenfalls veräußerlichen Eigentum des einzelnen machte. Um die Zusammenballung des so freibeweglich gewordenen Besitzes in den Händen weniger zu hindern, ward eine oberste Besitzgrenze festgesetzt: der Staat hat sein Recht erkannt, den Grundsatz allgemeiner Wohlfahrt auch gegenüber dem Streben nach unbegrenzter Vermögensbildung zur Geltung zu bringen. Die durch die bisherige freie Getreideausfuhr riesig gestiegenen attischen Getreidepreise wurden durch das (nur auf Öl nicht bezügliche) allgemeine Verbot der Nahrungsmittelausfuhr herabgedrückt, und durch den Anschluß an das euboiische Münz-, Maß- und Gewichtssystem (100 solonische Drachmen sind gleich $73^1/_2$ alte Drachmen) wurde eine Annäherung an die großen Handelsmächte Chalkis und Eretria geschaffen, freilich auch der Gegensatz gegen Aigina und die Peloponnesos verstärkt. So recht als Ergänzung wird dann die Oktaëteris (vgl. S. 502) eingeführt. Nach vier, wohl nicht erst von Solon geschaffenen Steuerklassen (Fünfhundertscheffler, Ritter, Kleinbauern, Lohnarbeiter), die nach dem Bodenertrage (von 500, 300, 150 Maß und weniger) eingeteilt wurden, waren die politischen Rechte abgestuft. Die erste Steuerklasse berechtigte zu den höchsten Staatsämtern (Archonten, Schatzmeister), die vierte Klasse war von allen Ämtern ausgeschlossen, nahm aber an der Volksversammlung und dem Volksgerichte teil; die drei oberen Klassen stellten die Schwerbewaffneten, die vierte Klasse die Leichtbewaffneten und die Seemannschaft. Die Behörde auf dem Areiopagos wird als oberste Aufsichtsbehörde nun auch Verfassungshüterin — ihr zur Seite stellt nur schlechte Überlieferung einen Rat aus den obersten drei Klassen von 400, wie ihn ähnlich erst Kleisthenes geschaffen hat. Die Berufung von der Entscheidung einer Behörde an das Volksgericht gab der Gesamtheit erweiterte Rechte. Beamtenstellen wurden angeblich schon damals auf Grund einer Vorschlagsliste der Bewerber erlost, kaum aber die der Archonten.

Die Solonische Gesetzgebung befriedigte trotz bester Absicht die verschiedenen Schichten der Bevölkerung nicht: die Küstenbewohner (Paralier), die die Masse des Mittelstandes darstellten, mit ihren industriellen Beziehungen am ehesten, weniger die Grundbesitzer des platten Landes (Pediaker), denen die volksfreundlichen Absichten zu weit gingen, am wenigsten die radikal gesinnten Männer aus den Bergen (Diakrier), denen sich alle zweifelhaften Existenzen angeschlossen hatten. Von ihnen mag die erste weitestgehende Bezeichnung des Zieles ausgegangen sein: gleiche Beteiligung aller am Boden des Vaterlandes. — Wenn auch manches in das Bild der Solonischen Gesetzgebung später eingesetzt ist, im allgemeinen ordnet sich die Überlieferung zu einem durchaus wohlgefügten Ganzen, zu einem einheitlichen und kraftvollen politischen Programm. Jeder soll sich als nützliches Glied in das Ganze der Staats- und Wirtschaftsordnung einfügen: niemand soll untätig und ohne Erwerb sein — ist er nicht dafür erzogen, so entfällt die Pflicht der Erhaltung des Vaters; jeder soll einer politischen Partei angehören. Jeder soll die Freiheit der Vereinsbildung genießen, wenn sie nicht dem Staatsgrundgesetze widerspricht, und das Recht haben, für einen anderen, ohne beteiligt zu sein, aus bloßem Gerechtigkeitsgefühl heraus bei Gericht Klage zu erheben.

In Bodenpolitik und Ansiedelungspolitik ordnet sich gut ein der Schutz der Ölbäume und das Verbot, sie zu verkaufen, wie die Belohnung für die Tötung wilder Tiere, die Regelung der Brunnenbenutzung und der Abstände bei Bauten. — Die Abhängigkeit vom ägyptischen Recht in der Aufhebung der Schuldknechtschaft und dem Verbote der Erwerbslosigkeit ist, so wichtig sie wäre, nicht genügend bezeugt.

Die Größe des Grundbesitzes für die Klassen läßt sich daraus erschließen, daß man für das Hektar 12 Hektoliter = 18 äginetische Medimnen als Ertrag rechnen kann. Angesichts der Dreifelderwirtschaft oder der Egartenwirtschaft müssen 2 Jahre für ein Jahr angesetzt und somit für 500 bzw. 495 Medimnen 55 Hektar Grundbesitz für die 1. Klasse, 33 Hektar für die 2. und 17 Hektar für die 3. Klasse angenommen werden. Verlockend ist es, angesichts der auf ältere Einteilung hinweisenden Namen der Ritter, Bauern und Handarbeiter die Klasse, die schon nach dem Ertrag genannt ist, als später eingeführt zu betrachten, noch verlockender, Solon diese Einteilung zuzuschreiben; aber ob die Naturalwirtschaft damals noch so überwiegend war, daß man nach ihr die neue Klasse benannte, ob selbst für diesen Fall nicht damals auch der Ölbau ein Metretes-Maß gefordert hätte, ist wohl zu bedenken.

Wesentlich durch seinen Anhang unter den Diakriern konnte Peisistratos (560—557 und 550—528/7) seine Tyrannis begründen, die, einmal (nicht zweimal, wie man früher annahm) unterbrochen, bis zu seinem Tode ungestört blieb. Als „Leben unter dem guten

Griechische Schale. Nach P. Hartwich, Die griechischen Meisterschalen der Blütezeit des strengen rotfigurigen Stiles (Stuttgart und Berlin 1893). — Die glatte Oberfläche der aus gebranntem Ton hergestellten Gefäße wurde seit frühester Zeit als geeigneter Untergrund für Verzierung in Malerei erkannt und verwendet. Töpfer und Maler vereinten sich da zu gemeinsamer Arbeit, und schon frühzeitig ist das Künstlerbewußtsein so weit erwacht, daß die Künstler ihre Namen auf ihre Kunstwerke setzen. So sind uns eine ganze Reihe von Künstlerindividualitäten, manche sogar in den einzelnen Phasen ihrer Entwickelung bekannt. Insbesondere ist es die graziöse Form der flachen, auf hohem Fuße stehenden Schale (Kylix), die von den Malern bevorzugt wird. Die Abbildung gibt die Hälfte des Außenbildes einer solchen Schale wieder. Dieselbe ist zwar nicht signiert, doch ist der Stil der Malerei so ausgeprägt, daß wir sie mit Sicherheit einem Künstler namens Brygos zuweisen können, der etwa um 500 die Blüte seines Schaffens erreicht haben mag. Der Vorwurf, Dionysos inmitten des schwärmenden Zuges der Silene und Mänaden, ist natürlich durch die Bestimmung des Gefäßes als Trinkschale nahegelegt und kehrt auf solchen oft wieder.

Kronos" hat sich in die Erinnerung der Athener die Herrschaft des Peisistratos gesenkt: auf dieser großen Zeit ruht der Glanz höchster Schaffensfreude und innerer Sammlung, allmählicher Versöhnung ständischer Gegensätze und religiöser Vertiefung. Das Gefühl sicherer Rechtspflege und persönlicher Fürsorge des Herrschers wurde in zahlreichen Zügen verbreitet, innere Kolonisation durch Hebung des Ackerbaues gefördert. Weit schweifte der Blick über das Meer, so daß Fäden auswärtiger Beziehungen bis nach Thessalien und Naxos sich spannen und sich bis zur Schaffung auswärtiger Besitzungen in Sigeion am Hellespontos, wohl auch in Lemnos und Imbros wie in Thrakien verdichteten. Der athenische Handel blühte wie nie zuvor, vor allem mit den unübertrefflichen, von Meistern geschaffenen Erzeugnissen des rotfigurigen Vasenstils (s. die obenstehende Abbildung), wie nun in unserer Zeit die Funde im Gebiete des Mittelmeeres und des Schwarzen Meeres künden: Athen bildete sich zum Seereich um und erhielt durch die Naukrarien (vgl. S. 506) eine Flotte. Tempelbauten in Athen und Eleusis stiegen empor, Wasserleitungen entstanden. Damals zum erstenmal stieg der Festzug mit Abgesandten der auswärts weilenden Athener, später aller Kleruchenstädte

(Bürgerkolonien) zur Feier der Athene zur Burg empor und wurde das großartige Fest der Panathenaien gefeiert: aus der Staatsreligion erhob sich fast ein Religionsstaat. So recht entsprechend dem volkstümlichen Bestreben des Peisistratos wurden mit dem ländlichen Kulte des Dionysos auch die damit verbundenen dramatischen Aufführungen, die Tragödien, gefördert; bei diesen Dionysien zog nun auch die weihevolle Musik der Dithyramben des Simonides, später des Lasos, die Hörer in ihren Bann. Und neben den äußeren Glanz stellte sich die Verinnerlichung der Menschen. Nicht ohne Zutun der Peisistratiden wurde der orphische Glaube gepflegt, nach dem die Seelenwanderung die Seele des Menschen reinigt und sie zu den Göttern zurückführt, heilige Weihen im Diesseits die Gewähr geben, dies Ziel zu erreichen. Unmittelbar unter Förderung der Peisistratiden blühte der eleusinische Kult, der in vorgriechische Zeiten zurückreichend (vgl. S. 492) uns in wundervollem, neuem Säulensaale die Geschichte der Demeter zur Darstellung bringt; zu einem Ziele religionsbegeisterter Seelen emporgehoben, verheißt er Eingeweihten ein besseres Los.

Von den Söhnen des Peisistratos wurde der eine ermordet; der andere mußte schließlich dem mit Sparta verbündeten vornehmen Geschlechte der Alkmaioniden weichen, das sich der Gunst des delphischen Orakels erfreute. Die darauf ausbrechenden Wirren endete Kleisthenes (509/8), der Athen den größten Schritt auf dem Wege zum vollkommenen Volksstaate tun ließ. Der athenische Geschlechterstaat verwandelte sich in einen attischen Gemeindestaat. Die ganze Landschaft wurde in Gemeinden (Demen) geteilt, die sehr verschiedene Bevölkerungsmassen aufwiesen und eigene Verwaltung, eigene Gottesdienste unter einem Demarchen besaßen; ihr Name (das Demotikon) ward allmählich von jedem Gemeindeangehörigen seinem Namen beigefügt. Der Demarchos hatte die Stellungspflicht durch Führung der Listen in seinem Demos zu überwachen, das Grundbuch für die Steuern zu führen und die Versammlung der Demoten einzuberufen. Jeder Demos wählte für die Ratsstellen Bewerber, deren Zahl seiner Bevölkerungsgröße entsprach, so daß hier ein ganz moderner Gedanke auftauchte, den kein antiker Schriftsteller in seiner Bedeutung voll verstanden hat; unter den Bewerbern entschied das Los. Alle Demen des Küstenlandes wurden in zehn Bezirken (Trittyes) vereinigt, ebenso die Demen des Binnenlandes, ebenso die der Stadt Athen und Umgebung. Nun ward je ein solcher Bezirk des Küstenlandes mit einem des Binnenlandes und einem der Stadt vereinigt zu einer Phyle, so daß die so entstehenden zehn neuen Phylen nicht wie die bisherigen Phylen die Vereinigung adeliger Geschlechter und die Grundlage ihres Einflusses, sondern — jeder in sich die größten wirtschaftlichen Gegensätze bergend — rein örtliche Stimmkörper darstellten und nunmehr noch zur Grundlage der militärischen Territorialordnung wurden, da jede der zehn Phylen ein Regiment mit erwähltem Obersten (Strategen) und eine Reiterschwadron zu stellen hatte. An der Spitze des athenischen Staates stand der Rat der aus den Phylen gewählten beziehungsweise erlosten Fünfhundert, der die Vorberatung aller an die Volksversammlung kommenden Geschäfte besorgte und die Archonten mehr und mehr in ihren Befugnissen herabdrückte, wie der römische Senat zur Zeit seines stärksten Einflusses die Konsuln; denn die ganze Geldgebarung und Flottenverwaltung unterstand ihm unmittelbar. Ein stets tagender Fünfzigerausschuß, die Prytanie, der zehnte Teil des Rates, hatte die laufenden Geschäfte zu besorgen; seines Wechsels halber wurde das attische Amtsjahr zu 360 Tagen, eingeteilt in zehn Prytanien zu je 36 Tagen (Schaltjahr von 390 Tagen) im Gegensatz zur Oktaëteris, zu dem bis auf Meton (S. 522) allgemein gültigen Kalender. Der für jeden Tag erloste Vorstand gab dem Tag den Namen und war wirklich „Präsident der athenischen Republik". Hier ist eine kühne Staatsarithmetik

geschaffen, die, künstlich ersonnen, doch als „des Lebens goldner Baum" gedeiht. Auf Grund von Nachrichten, denen auch Aristoteles gefolgt ist, hat man gemeint, daß schon den Schutz der Verfassung alle Bürger übernahmen, indem sie durch die Einrichtung des Scherbengerichts, des Ostrakismos, in den Stand gesetzt wurden, gefährlich erscheinende Männer aus Athen auf zehn Jahre zu verbannen, ohne daß Ehre oder Vermögen des Betreffenden darunter litten. In der Tat ist diese Einrichtung erst gegen Hipparchos 488 geschaffen und angewendet worden.

In rasch erfochtenen Siegen über Theben und Chalkis bewährte Athen seine neu geschaffene Festigung. Ein ehernes Viergespann, dessen Basisbruchstücke wir noch kennen, und die Fesseln der Chalkidier, die noch Herodotos auf der Burg sah, erzählen von jenem glücklichen Kriege, bei dem Athen, der peloponnesischen Gegner infolge der Weigerung der Korinther ledig, die Boioter schlug und nach einem weiteren Sieg über die Chalkidier chalkidisches Gebiet als Staatsdomäne gewann, die, in Losen aufgeteilt, zur Versorgung ärmerer Bürger (Kleruchen) diente.

Diese wirtschaftliche und militärpolitische Einrichtung der Kleruchie ließ den betreffenden Athenern das Bürgerrecht, gab ihnen aber über ihre Landlose nicht das freie Verfügungsrecht, indem sie dieselben nicht verpachten durften, sondern selbst bewirtschaften mußten. Münzrecht besaßen sie nicht; diese Tatsache, ebenso wie die zu den athenischen Festen gesandten Opfertiere erweisen die Zugehörigkeit zum athenischen Staate. Damals wurde wohl auch ein noch in Bruchstücken erhaltener Volksbeschluß über die Rechtsstellung der einheimischen Bevölkerung und die Aussendung von Kleruchen nach Salamis gefaßt: ihre Rechtsstellung ward für die Folge zum Kleruchenkanon.

Idealbüste des Aisopos von Lysippos, in der Villa Albani zu Rom. Nach Photographie.

So hat Athen im 6. Jahrh. in ganz anderer Weise als Sparta die Kräfte aller seiner Schichten gesammelt und durch die breite Grundlage seines Gemeinwesens politischer und militärischer Tätigkeit lebendigste Schwungkraft verbürgt.

D. Allgemeine Zustände des 6. Jahrhunderts.

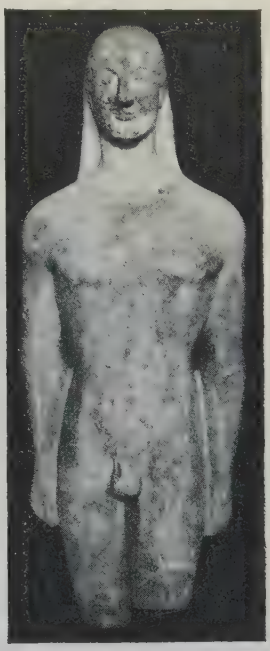
Was das 7. Jahrh. in bahnbrechender Arbeit begonnen hat, setzte das 6. Jahrh. erfolgreicher fort. Das Ringen nach sittlichen Begriffen wurde volkstümlich und lebenstätig durch die leichtverständlichen Kernsprüche hervorragender Männer, an die die Sage, wie einst an große Helden ob ihres Kampfruhmes, nun wegen ihres sittlich-weisheitsvollen Lebens anknüpfte (Sagenkreis der sieben Weisen). Die Tierfabel gibt lehrhaft verzerrte Bilder menschlichen Lebens (Aisopos; s. die obenstehende Abbildung).

Der Gedanke, daß sittliche Verschuldung den Grund des Unglücks bilde, setzte sich fest. Nirgends erscheint die Forderung nach Reinheit des Lebens tiefer begründet als bei dem Samier Pythagoras, der in Kroton einen Orden stiftete. Da hörte die adelige Jugend die Lehre von der Seelenwanderung wie tiefdringende mathematische Sätze (so von den Quadraten des rechtwinkeligen Dreiecks); die scheinbar unfaßbaren Töne konnten durch Zahlenverhältnisse erklärt und gemessen werden, so daß die Zahl schließlich als letzter Grund aller Erscheinungswelt angesehen wurde. Schon ward klar, daß die Erde wie die übrigen Weltkörper eine Kugel ist, die sich um einen Mittelpunkt (bei Pythagoras freilich das unsichtbare Zentralfeuer) dreht.

Gegenüber der mathematischen Bestimmtheit des Pythagoreismus erscheint fast als vollständiger Zweifler (Skeptiker) Xenophanes (572—480), wenn er auch versucht, frühere

Epochen unserer Erdgeschichte aus Versteinerungen zu erschließen, der nur Wahrscheinlichkeit für alle menschliche Erkenntnis zuläßt und mit besonderem Nachdruck gegenüber dem Pantheon der Dichter eine Gottheit, die mit Geisteskraft mühelos das All bewegt, als Urgrund der Welt annimmt.

Eine Fülle neuer Anschauungen strömte in dieses die Erde mit seinen Plänen, die Welt mit ahnendem Raten und Tasten umspannende Volk ein, vor allem nach Jonien; unter ihrem befruchtenden Wirken erstanden dort nicht bloß die Grundlagen der Weltweisheit, sondern auch die der Länder- und Völkerkunde wie der Naturforschung; die Sprache erhielt lebendigen Fluß, um diesen neuen Anforderungen wie alten Opfervorschriften zu dienen. Auf Grund babylonischer Praxis („des Vielfachen des Saros") vermochte Thales, der im Wasser den Urstoff sieht, die Sonnenfinsternis vom 19. Mai 557 vorherzusagen. Die Angaben der Schiffer, Händler, Pflanzer hat Anaximandros (547) in Linien gebracht und aus ihnen die erste Karte zu gestalten versucht; der Vielgestaltigkeit der Welt stellte er die Einheit der allem zugrunde liegenden, ewigen, unbegrenzten Materie gegenüber. Die zylinderförmige Erde wird von Luft umhüllt, diese von Feuer. Aus fischartigen Tieren haben sich die Menschen entwickelt. Anaximenes nimmt die Luft als Urstoff an, aus dem durch Verdichtung und Verdünnung Feuer und Wasser entsteht. Die Entdeckung des menschlichen Inneren wurde in Philosophie und Dichtung weiter ausgenutzt. „Ich erforschte mich selbst", stellt Herakleitos von Ephesos in den Vordergrund seiner Lehre, freilich auch mit dem Bekenntnis, daß „alles fließt" in Außen- und Innenwelt, und der daraus folgenden Demut: „Der Seele Grenzen kannst du nicht ausfinden, und ob du alle Wege abschrittest; so tiefen Grund hat sie." Sie geht auf die göttliche Vernunft zurück, und dort erschließt sich die Welt, deren unsichtbarer Einklang über dem sichtbaren steht. Aus diesem Born hat später Platon geschöpft, als er der Sinnenwelt die reale Welt der Ideen entgegenstellte. Trotzige Leidenschaft, glühende Sehnsucht klangen in ergreifenden Tönen aus Sapphos Liedern, bei der jede Abtönung des Gefühles zu wundervoller Melodie wird, während Alkaios Politik und Weingelage in frohgemute Verse brachte. In fortschreitender Individualisierung wagte sich nun auch der einzelne Dichter an die alte Sage, so daß sie, losgelöst vom alten epischen Rahmen, seiner Gestaltungskraft diente, wie bei Stesichoros von Himera. Unermüdlich war der künstlerische Genius bemüht, sich die menschliche Natur zu erobern und dabei sich von den Überlieferungen des Orients und der Holzschnitztechnik loszulösen. Kräftige Versuche in dieser Hinsicht, wie in Gesichtsindividualisierung und Muskeldarstellung, weisen die Figuren vom Artemision in Ephesos wie die nackten Jünglingsfiguren (sogenannte Apollons; s. die obenstehende Abbildung) von Thera, Tenea und Andros auf. Und wie in der Lyrik und Epik, wie in der bildenden Kunst die Einzelpersönlichkeit stark mit ihren eigensten Ansprüchen hervortritt, so hat auch in der Politik der einzelne, auch wenn er nicht altem Geschlechte entstammt, auf Grund seiner Begabung großen Einfluß gewonnen, und alte Geschlechter erhalten hervorragende Bedeutung, wenn sie einen genialen Führer hervorbringen: die Tyrannis kommt



„Apollon" von Thera. Im Museum zu Athen. Nach Photographie von Rhomaïdes.

auf. Tyrannen mögen zum Teil der emporstrebenden Großkapitalistenklasse angehört haben, zum Teil aber gehören sie dem alten Adel an und erwerben ihre Macht durch eigene Tatkraft und Zielbewußtheit. In vielen griechischen Städten sehen wir sie am Werke, im Bruche mit dem alten Stadtbilde und mit der alten Stadtpolitik, im unablässigen Ringen um eine Reichsgründung.

Gleichzeitig mit der Betonung des Einzelnen, Gegenwärtigen und mit der Loslösung von den Fesseln der Überlieferung und naiven Betrachtung machte sich aber auch der Zug der Zusammenfassung aller griechischen Stämme bemerkbar. In Kult, Sitte, Sprache, Schrift, Dichtung, plastischer Kunst verzweigten sich die Einwirkungen eines Stammes, einer Landschaft auf die anderen; tiefer lebte sich und prägte sich das Gefühl der Zusammengehörigkeit ein. Es bedurfte nur noch einer größeren äußeren Katastrophe, um kulturell ein mannigfach abgestuftes, aber doch innerlich einheitliches Griechenvolk zu schaffen; ja sogar politisch ward es durch den Zusammenschluß gegen den äußeren Feind möglich, daß der innerlich gereifteste Staat zur Großmacht heranwuchs: die Perserkriege haben das attische Reich geschaffen.

11. Das Zeitalter des großen Kampfes. (Die Perserkriege.)

Das assyrische Reich hatte die Widerstandskraft der asiatischen Nationen außerordentlich geschwächt, ja diese fast zerrieben. Am stärksten war dies bei der Völkerwanderung der Kimmerier (erhalten im Namen der „Krim") und Treren klar geworden, die bis mitten in die blühendsten Kulturgebiete dringen konnten: das verkündeten die Flammen des Artemistempels von Ephesos! Noch konnte ein kleinasiatisches, immer stärker griechischem Einfluß sich hingebendes Volk unter seinen klugen Königen die Herrschaft über Kleinasien gewinnen und das lydische Großreich schaffen, das auch die ionischen Städte umfaßte. Dann fiel mit dem Untergange des Lyderreiches die Frucht dieser Entwickelung dem Perserreiche zu, das in jähem Aufschwung zur Großmacht wurde. Diese durch Kyros begründete, durch Dareios namentlich finanziell organisierte Großmacht war durch den Zarathustraglauben auch moralisch gehoben; sie hat sich der Überlegenheit griechischer Kultur durch die Verwendung griechischer Baumeister bei dem Bau von Susa gebeugt und den hervorragenden Wert der kleinasiatisch-griechischen Untertanen, denen ihre Verwaltung vollständig belassen ward, ihrer mächtigen Kaufmannschaft und ihrer hohen Intelligenz schätzen gelernt (vgl. S. 541 und Bd. II, S. 147). Aber die finanzielle Anspannung und der Heeresdienst drängte ionische Auswanderer übers Meer nach dem Westen, wo diese neue, starke Welle Kampf mit Phoinikern und Etruskern herbeiführte. Vielleicht hat auch die Parteinahme der Perser für die Tyrannen der ionischen Städte die Unzufriedenheit vermehrt. So brach ein Aufstand der ionischen Griechen aus (500). Er zog die Athener in die perserfeindliche Bewegung, die durch die Einnahme und Verbrennung von Sardes ihren Höhepunkt erreichte: Karien, Lykien, Kypros schlossen sich ihr an. Aber die Seeschlacht bei Lade (494) brachte den Persern durch das Seegeschick der Phoiniker den Sieg; Miletos und bald auch die übrigen Städte wurden zurückgewonnen und in ihrer Entwickelung stark gehemmt: Miletos hat dort eine große Ausdehnung nicht mehr erreicht. Athens lebendige Teilnahme an dem Geschicke der Jonier wird durch die Wirkung einer, später verbotenen, Tragödie des Phrynichos erwiesen, die die Athener zu Tränen rührte. Die Pläne des Perserkönigs richteten sich nun gegen Athen, eine große Flotte unterwarf die Kykladen; Eretria wurde erobert, bei Marathon erfolgte die Landung.

Die Schlacht bei Marathon (September 490; s. die untenstehende Abbildung) hat den Anspruch der Perser auf Ausdehnung der Herrschaft über Griechenland und den Schrecken des persischen Namens gründlichst erschüttert: die Athener, bei denen jede Einzelpersönlichkeit kraftvollst durchgebildet war und für ihre Heimat kämpfte, haben über die unorganischen Massen einen glänzenden Sieg davongetragen, geführt von einem Manne, der in der tatenfrohen, unternehmungslustigen Umwelt der Thrakischen Chersonesos aufgewachsen war — von Miltiades, den die Sage mit Unrecht schon im Skythenlande eine Rolle spielen läßt. Sein Verdienst war die vorzügliche Aufstellung der Athener, die durch Hügelschutz die persische Reiterei lahmlegte. Mag auch antike Überlieferung und moderne Kritik wegen der geringen Verlustzahl hier einen „unbedeutenden Zusammenstoß" annehmen, in Wahrheit liegt hier das Zusammentreffen zweier Welten vor und die Entscheidung zugunsten des Westens.

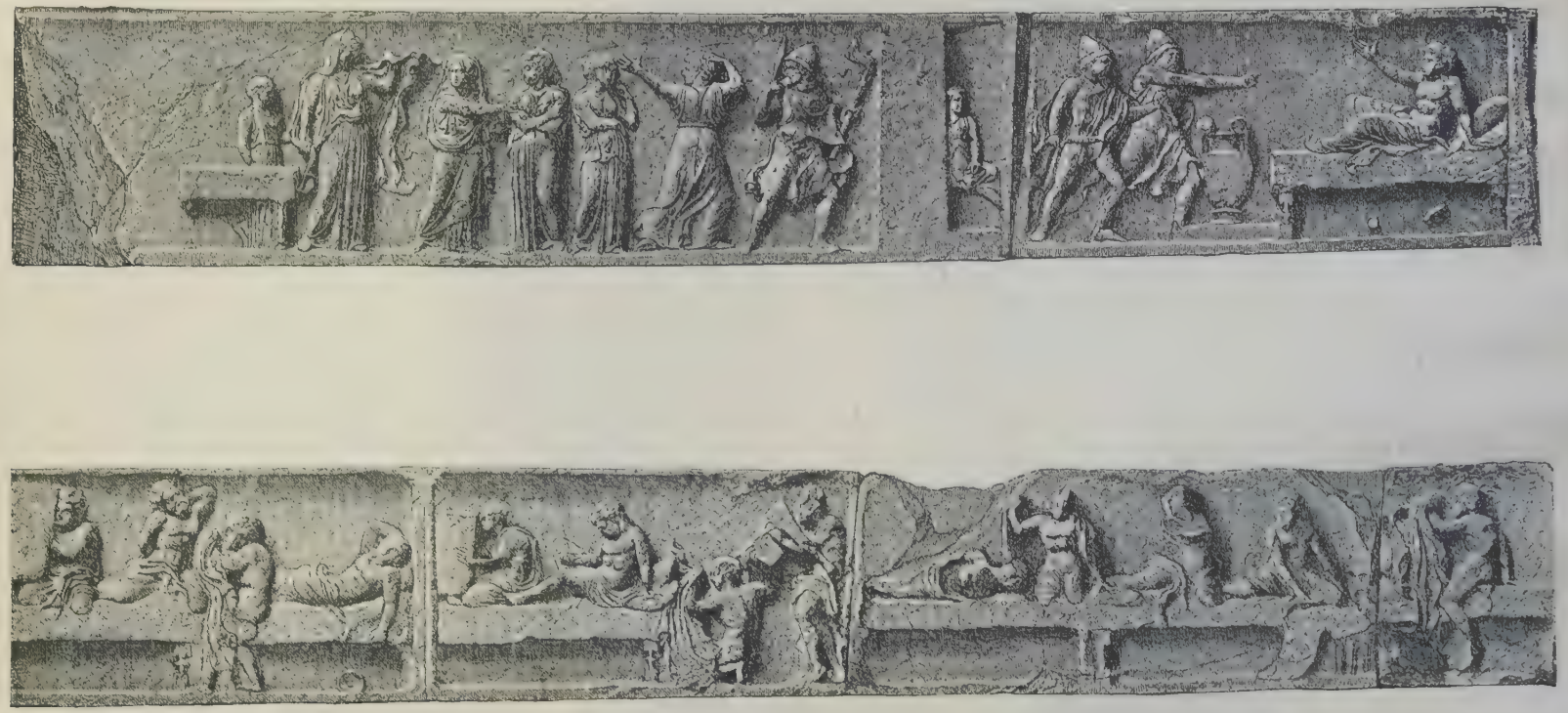
Marathon Nach einem Stahlstich aus dem Jahre 1856.

In der Entwickelung Athens jener Zeit verspüren wir starkes, zielbewußtes Wollen, straffe Zusammenfassung aller Kräfte. Den erlosten Archonten gegenüber soll der vorsitzende Stratege, der aus der Gesamtheit der Athener gewählt wird und sich auf das Vertrauen derselben stützen darf, während seine Berufsgenossen von den Phylen gewählt werden, den Oberbefehl im Kriege führen. Schon zeigt sich, daß die fortschreitende Demokratie ihren Herrn und Gebieter haben muß, und wahrscheinlich hat auch er, Themistokles, hinter dieser Entwicklung gestanden, wie er vielleicht das Werkzeug der Beseitigung der politischen Gegner, den Ostrakismos, schuf. Deutlich aber können wir unter der überdeckenden Schicht der Überlieferung, die den großen Staatsmann nur als schlauen Intriganten zu fassen vermag, in ihm den unablässig tätigen Werber und Prediger erkennen, der das athenische Volk zur Einsicht seiner Seemachtsrolle führt, Kriegshafen und Kriegsflotte mit Hilfe der Einkünfte der Laurionbergwerke unter unsäglichen Schwierigkeiten zu schaffen sich bemüht. Und diese Politik, die in der Beseitigung aller Gegner (486 Megalles, 484 Xanthippos, 482 Aristeides) innere Erfolge erringt, auch äußere Mißerfolge, wie den gegen Aigina, tatkräftig für sich

ausnutzt, vermag ganz anders alle Kräfte für den großen Kampf vorzubereiten, als die Könige Spartas, die gerade damals in vergeblichem Streite sich abmühen, ihre durch die Ephoren eingeengte Stellung zur Tyrannis zu erheben!

Beim zweiten, gefährlicheren Angriff unter Dareios' Nachfolger Xerxes (480) waren die Spartaner durch den schlicht-großen Heldentod des Königs Leonidas und seiner Getreuen bei Thermophylai in den Vordergrund der Kämpfer getreten, obwohl diese unnütze Aufopferung vom militärischen Standpunkt aus nicht gerade glücklich zu nennen war, zum mindesten den Rückenschutz vollständig vermissen ließ, für Sparta aber mit möglichst geringen Opfern den Anschein erweckte, daß Sparta auch für Mittelgriechenland kämpfen wollte. Aber schon bei Salamis bedurfte es wieder der höchsten diplomatischen Kunst eines Atheners, des Themistokles, um die dem Rückzug an den Isthmos zuneigenden Verbündeten zur Seeschlacht und zur Tat zu zwingen. Neben Themistokles gebührt das höchste Verdienst der Opferwilligkeit der gesamten Athener, die ihre Stadt aufgaben, und der klugen Leitung der Athener durch den Areiopagos. Für Jahrhunderte kein Feind mehr auf griechischem Boden, Jonien frei — das sind die Ergebnisse der Schlachten bei Plataiai, in der Pausanias seine Feldherrnkunst erwiesen, und bei Mykale (unweit Miletos, 479), wo Landheer und Flotte der Perser vernichtet wurden. Wohl sind auf der ehernen Schlangensäule von Konstantinopel, dem Weihgeschenke für Delphoi, das die einunddreißig Teilnehmer am heiligen Kampf aufzählt, die Lakedaimonier an erster Stelle genannt. Aber in den Herzen der Griechen lebte die hervorragende Anteilnahme Athens an den Befreiungskämpfen, und ein neuer Bund, der delisch-attische Bund, wurde geschlossen, der Athen an die Spitze der Inselgriechen stellte und damit zur Großmacht erhob. Die Zahlung von Geld und Stellung von Schiffen im einzelnen bestimmte Aristeides: 460 Talente ($2^1/_2$ Millionen Mark Metallwert) gingen dabei im ersten Jahr in Delos ein, dem Sitze des Bundesschatzes, der von zehn Männern (Hellenotamien, Schatzmeistern der Hellenen) verwaltet wurde, und der Bundesbehörde. Die Vertreibung der Perser aus den thrakischen Städten war die nächste Folge dieses Zusammenschlusses. Der Sieg am Eurymedon (in Pamphylien), von Kimon (etwa 470) errungen, entschied den Kampf auch in Asien zugunsten der Griechen. Das Emporblühen Athens in dieser Zeit ist mit dem Namen des Themistokles und des Kimon unzertrennlich verknüpft. Die Verbindung Athens mit den Häfen durch zwei Schenkelmauern, die südlichen Mauerbauten auf der Burg, der Staatsfriedhof, die Grundsteinlegung eines gewaltigen Athenetempels führen auf diese Namen zurück.

Die Aufführungen zu Ehren des Gottes Dionysos, die Tragödien, hatten sich erweitert, indem ein Mitglied des Chors eine selbständige Rolle spielte, mit dem Chore sich im Dialog unterredete, die Bürger in der Ausrüstung des Chores wetteiferten, die Gegenstände der Aufführung reicher wurden. In genialer Erfassung der religiös-mythischen Bedürfnisse des athenischen Volkes hat Aischylos (525—456) die gewaltige Zeit des Kampfes in seinen „Persern" dargestellt, demselben Drama, mit dem 472 das neuerbaute Dionysostheater eröffnet wurde; für die Ausstattung des Stückes sorgte Themistokles. Durch die Beiziehung eines zweiten Schauspielers war bei Aischylos größere Freiheit geschaffen; in seinen Dramen ist der alte Mythos in neuen Formen lebendig geworden. Unabänderlich waltet eine Weltordnung über den Göttern und Menschen, aber sie ist gerecht. Wie eine unmittelbare Fortsetzung der tiefreligiösen Peisistratidenzeit erscheint uns das unerschütterliche Gottvertrauen, das uns aus den Werken des Aischylos entgegenweht. Nie ist ein Dichter so sehr Erzieher seines Volkes gewesen wie er.



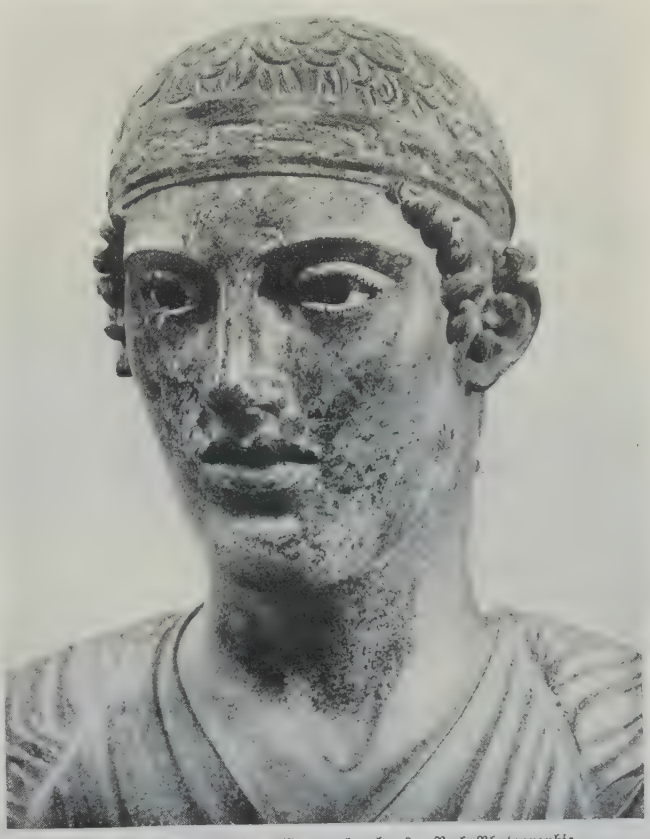
Die Darstellung des Freiermordes in dem Heroon zu Gjölbaschi.
Nach Otto Benndorf, Das Heroon von Gjölbaschi-Trysa (Wien 1889).

Erklärung zu umstehender Tafel.

Unweit östlich von Gjölbaschi, dem Trysa des Altertums, heute einem Dorf im asiatisch-türkischen Wilajet Konia, fand 1842 Julius August Schönborn (1801—57) ein großartiges, reich mit Skulpturen in Nummulitenkalk geschmücktes Grabmonument, das sogen. Heroon von Gjölbaschi, dessen Skulpturen 1882 nach Wien gebracht wurden. Das Heroon ist ein nicht ganz rechtwinkliges Mauerviereck von 19,6 m kleinster und 24,54 m größter Seitenlänge; die Mauern sind annähernd 1 m dick, durchschnittlich 3 m hoch. Die Pforte ist 1,213 m breit, 2,15 m hoch. Die ringsherum laufenden Skulpturen stellen in zwei übereinander liegenden Friesen dar: rechts des Eingangs (Südosten): Quadriga, Bellerophon, Gelage (innen); Kampf der Sieben gegen Theben, Landungsschlacht (außen); an der anstoßenden Nordostwand: Gelage, Kentaurenkampf, Theseustaten; an der Nordwestwand: Kentaurenkampf, Jagd, Leukipidenraub; an der Südwestwand: Amazonenkampf, Bestürmung Trojas, Feldschlacht zwischen Schiffslager und Troja; endlich an der Südostwand, links des Eingangs: Meleagerschlacht und Freiermord (innen), Amazonenkampf und Kentaurenkampf (außen).

Die Tafel zeigt die aus sechs Stücken bestehenden Skulpturen, die den Freiermord darstellen. Davon fanden sich die ersten 4 am Ort, 5 geborsten am Boden liegend, 6 im Erdreich nahe der Wand. Lediglich aus praktischen Gründen ist das ein Stück bildende Relief hier in zwei Teilen wiedergegeben. Links des breiten, zwischen dem 1. und 2. Stück stehengebliebenen Blockes erblicken wir Penelope, an Größe ihre Mägde weit überragend, wie sie sich von der Schaffnerin eine zum Zeichen der Begrüßung mit gekreuzten Armen dastehende neue Magd vorstellen läßt, während aufgeregt die entlassene alte Magd der Türe zueilt, von einer zurückbleibenden mit höhnischem Blick verfolgt. Rechts des Blockes sehen wir Odysseus und Telemachos den Kampf mit den Freiern aufnehmen; Odysseus spannt den Bogen und zielt, während Telemachos mit der vorgehaltenen Scheide den Vater deckt (eine an die „Tyrannenmörder" erinnernde Stellung!). Eine große, mit Volutenhenkeln versehene Vase, die, auf einem Podium stehend, wohl als Mischgefäß beim Gelage gedient hat, trennt die beiden von den überraschten Freiern — allein der dienende Mundschenk ist eben noch durch die Türe entronnen. Auf acht Betten ruhen 14 Freier, auf dem ersten und letzten je einer, auf den übrigen je zwei, in abwechselungsreicher, stark bewegter Haltung; nur einer ist bärtig, die übrigen sind jugendlich, barhäuptig, kurzhaarig und unbeschuht dargestellt. Auf dem ersten Bette richtet sich der jugendliche Eurymachos halb auf, auf dem zweiten hat der eine Freier einen Tisch als Schutz gegen die Pfeile des Odysseus aufgerichtet, während der andere, bereits im Rücken getroffen, versucht, sich den Pfeil herauszuziehen. Der nächste ist vom Bett aufgestanden und hält schützend sein Gewand vor, während hinter ihm Antinoos tot auf dem Lager liegt; eine Trinkschale liegt umgestürzt am Boden. Im vierten Felde hält der eine den Tisch vor, der zweite liegt halbaufgerichtet verwundet da, der dritte kniet mit vorgehaltenem Gewand hinter dem ersten Bett, während der letzte das Lager als schützende Brustwehr aufgerichtet hat. Im fünften Fries liegt der erste Freier verwundet auf dem Bette, zwei und drei knien auf dem Lager, vier hält das herabfallende Gewand fest. Endlich sehen wir im letzten Felde den 14. Freier in reitender Stellung sitzen, das Gewand abwehrend vorgehalten.

Neben Aischylos findet diese große Zeit ihren Ausdruck in Polygnotos. In diesem Meister der Malerei, der dem Kunstleben seiner Zeit den Stempel seines Geistes lieh, verkörpert sich in ähnlicher Weise die innige Verbindung mit der Volksreligion, die stolze Verherrlichung der Athenestadt als der Vorkämpferin gegen Barbarei, und die Darstellung menschlicher Leidenschaft. Im freien, rotfigurigen Vasenstil (Orpheuskrater des Berliner Museums, Krater von Orvieto) vermögen wir die Einflüsse Polygnotos' zu studieren: wir erkennen sie schon innerlich in der Darstellung der Frauenschönheit, in den zarten Gewändern, die die Linien des Körpers durchschimmern lassen, aber auch an der Darstellung des Schmerzes und der Leidenschaft. In den Bildern seiner Schule in der „Bunten Halle" pocht das Siegesbewußtsein seines Athen; der Untergang Trojas, der Kampf des Theseus gegen die Amazonen bilden die Seitenstücke zum Kampfe gegen die Perser bei Marathon. Die lebensvolle Darstellung des Freiermordes auf einem Grabbau in Lykien (Heroon von Gjölbaschi; s. die beigeheftete Tafel) geht auf das Bild des Athenetempels (Vorhalle) in Plataiai zurück und gibt so einen Begriff von der Kunst des Polygnotos, die ihren Figurenreichtum in den Raum hineinstellt und ihren Farbenreichtum durch Aufnahme des Ockergelb erhöht. Aber Polygnotos und seine Schule eroberten sich auch das tägliche Leben, das nun die Vasenmaler in tausend lebensprühenden Szenen darstellten. Nie ist der Zauber der Schönheit im Hausrat in so weite Kreise gedrungen wie damals; nie hat sich große Kunst so volkstümlich gegeben wie damals in der Vasenmalerei, der die Größten ihre Zeichnungen und Muster leihen.



Kopf des delphischen Wagenlenkers. Nach Photographie.

Die Abbildung gibt den Kopf einer in Delphoi gefundenen lebensgroßen Statue eines Wagenlenkers wieder. In ein langes, in geraden Falten herabfallendes, in der Mitte gegürtetes Gewand gehüllt steht der Mann mit beiden Füßen fest auf dem Boden, die vorgestreckten Arme hielten die Zügel. Der Kopf ist von prächtiger Lebenswahrheit, welche die polychrome Behandlung einzelner Teile verstärkt. Die Statue ist neben einigen Bruchstücken von bronzenen Pferden der einzige Rest eines großen Viergespannes, das man mit einem Weihgeschenk Hierons von Syrakus identifizieren möchte, und das demnach etwa der Zeit um 470 angehören würde. Nach anderer Auffassung wäre König Arkesilaos von Kyrene der Stifter gewesen, und dann würde die Statue etwa um ein Jahrzehnt jünger sein. Sie reiht sich stilistisch in einen größeren Zusammenhang von Kunstwerken ein, die einem westgriechischen, dorischen Kunstkreise angehören.

Vgl. Text S. 516.

Die tatkräftige Abwehr aller Fremdherrschaft durch Ostgriechen und das Mutterland fand ihr Seitenstück in der Sammlung aller Kräfte der Westgriechen durch die Tyrannis.

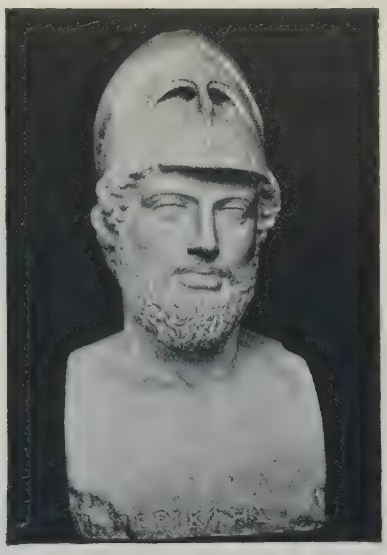
Gelon von Gela hatte in dem eroberten und zu seiner Hauptstadt gewählten Syrakus seine Herrschaft auf breite Grundlage gestellt, die vertriebenen Grundbesitzer (Gamoren) zurückgeführt, aber auch die Emanzipation der Bauernschaft (Kyllyrier) durchgesetzt, die gerade damals, wie es jetzt klar wird, in weiten Gebieten Italiens zur Befreiung sich durchrang. In Verbindung mit Theron von Akragas, seinem Schwiegervater, wies Gelon in der Schlacht bei Himera (480) die Unterwerfungsabsichten der Karthager zurück, so daß die von Xerxes geplante Riesenumklammerung des griechischen Volkes gesprengt wurde. Die Ergebnisse Gelons erweiterte sein Bruder Hieron, der in seiner Weltstadt Syrakus, damals der größten Stadt des Griechentums, die glänzendsten Geister des Hellenentums versammelte (die Dichter Simonides, Pindaros, Aischylos, Bakchylides, Epicharmos, den Weltweisen Xenophanes). In der Seeschlacht bei Kyme (474) trat Hieron für die unteritalischen Griechen gegen die Etrusker ein, so daß diese große antietruskische, italische Bewegung, in die auch die Vertreibung der Tarquinier aus Rom gehört, mit der sizilischen Militärmonarchie siegreich abschließt. So recht als Sinnbild dieser überragenden Stellung erscheint die bildende Kunst, die in der Kraft des delphischen Wagenlenkers (s. die Abbildung S. 515; doch aus westgriechischem Kunstkreis) das siegende Dorertum verkörpert!

12. Das Zeitalter der Höhe (Perikleisches Zeitalter; etwa 466–431).

Nicht sentimentale Verklärung schafft den Zauber des perikleischen Athen: er strömt aus der allseitigen, reichen Durchbildung der Persönlichkeiten, die wir als Bildung zu bezeichnen pflegen. Hier gilt das Wort, das Thukydides in seinem Geschichtswerke Perikles in den Mund legt: „Berühmten Männern dient jedes Land zu ihrem Grabmal, und ihr Ruhm beschränkt sich nicht auf Inschriften und Ehrensäulen in ihrem Vaterlande, sondern das Andenken derselben erhält sich auch ohne Schrift in fernen Landen bei jedermann, nicht sowohl in Stein und Erz als in den Herzen der Menschen." Einseitige Schöngeisterei dem Zeitalter vorwerfen, das Thukydides mit dem Satze kennzeichnen will: „Wir lieben das Schöne ohne Verschwendung und die Wissenschaften ohne Übertreibung", ist ebenso unzutreffend, wie den Klatsch, ja die Witze der Komödie unverändert als geschichtliche Zeugnisse zu verwerten, wie dies seltsamerweise nach dem Muster des Geschichtsschreibers Ephoros von Modernen geschehen ist. Der von Kresilas geschaffene Porträtkopf (s. die Abbildung S. 517) führt uns Perikles von Cholargos, Sohn des Xanthippos und der Agariste, lebendig vor: in tiefem Sinnen faltet sich die kraftvoll vorgewölbte Denkerstirne, leise neigt sich das Haupt in verständnisvollem Eingehen auf das Streben anderer, fast unmerklich öffnet sich der Mund, der so überwältigend zu reden weiß; edel schwingen sich die feinen Linien des Gesichts, die den Stempel des vornehmen Geschlechtes tragen.

Das Verlangen tritt auf, daß jeder mit gesundem Menschenverstand zu allen staatlichen Angelegenheiten seinen Senf geben sollte — unbekümmert darum, wie groß sein Senfnapf! Eine starke Bewegung ging damals durch die ganzen griechischen Lande. Die Reste des alten Geschlechterstaates und die Bevorrechtung einzelner oder ganzer Schichten sollten zerstört werden. In Sizilien wurden die Tyrannen, in Unteritalien die aristokratischen Sekten der Pythagoreer verjagt oder getötet, in Kyrene der letzte Battiade (vgl. S. 186) ermordet. Boiotien, fast die ganze Peloponnesos war Schauplatz dieser Massenerscheinung, und die Demokratie siegte überall außerhalb Spartas, das wiederum der Aufstand der unterworfenen Heiloten Messeniens schwer erschütterte.

Perikles hat den Ausbau der Volksherrschaft in Athen vollendet. Der Areiopagos mit seinem konservativen Wesen war schon am Beginne der Laufbahn des Perikles von Ephialtes seiner ausschlaggebenden Stellung als oberste Aufsichtsbehörde beraubt und das Wirkungsgebiet der Volksversammlung und des Volksgerichtes dadurch außerordentlich erweitert worden. Aber auch die Möglichkeit der Teilnahme an den Sitzungen dieser Verfassungsfaktoren erhielten durch die Einführung des Richtersoldes die weitesten, unbemittelten Kreise. Denselben Zweck der Erleichterung der ärmeren Klassen bei Ausübung ihrer staatlichen Rechte und Pflichten verfolgte die Einführung des Truppensoldes und des Speisegeldes für die ersten Beamten, die Archonten, deren Amt, wie kurz vorher den Rittern, nunmehr auch der dritten Steuerklasse, den Zeugiten, zugänglich gemacht wurde; die Verteilung von Getreide und Geld, die Unterstützung von Arbeitsunfähigen und Waisen gefallener Krieger. Angesichts einer so weitgehenden Anteilnahme der Athener an der Herrschaft erschien es aber anderseits nötig, zu prüfen, ob die einzelnen wirklich Vollblutathener seien, und gerade auf Perikles' Antrag ward das Bürgerrecht auf die Kinder echt bürgerlicher Eltern beschränkt. Noch behielt der Rat die Vorberatung aller Gegenstände für die Tagesordnung der Volksversammlung; aber gegen seine Prüfung der Amtswerber wurde Berufung an das Volksgericht zulässig, und die Oberaufsicht über die Amtsführung, die vom Areiopagos auf den Rat übergegangen war, ging nun in folgerichtiger Weiterentwickelung an das Volksgericht verloren.



Perikles. Hermenbüste im Britischen Museum zu London, Nachbildung des Erzbildes von Kresilas aus Kydonia. Nach Photographie.

Auch in der äußeren Politik Athens vollzog sich eine Änderung. Der delisch-attische Bund, dem die Mitglieder als Bundesgenossen einst beigetreten waren, ward allmählich durch die unkriegerische Gesinnung der Mitglieder, die ihre Leistungen immer mehr durch Geld ablösten, zu einem Reiche, dessen Mittelpunkt, Athen, die Steuern von Untertanen empfing. Auch den letzten sinnbildlichen Rest dieses alten Bundes zerstörte die Überführung des Bundesschatzes von Delos nach Athen (454), wodurch Athen zur unbedingten Verfügung über den Schatz gelangte, bis schließlich (442) sogar Verwaltungsbezirke oder Steuerprovinzen entstanden. Der hellespontische, thrakische, ionische, karische und der Inselbezirk vereinigten alle steuerpflichtigen Städte: Tributlisten selbst sind uns zwar nicht erhalten, wohl aber Listen des Sechzigstels (der altbabylonischen Sossosteilung, wie sie auch bei unserer Stunde und Minute noch weiterreicht), das der Athene abgeliefert wurde. Silbermünzen zu schlagen war den Bundesgenossen untersagt, nur die Bagatellgerichtsbarkeit belassen; da war auch die Bundesversammlung für dieses attische „Reich" überflüssig geworden.

Eine nähere Angliederung der Teile dieses weiten Reiches an den Mittelpunkt bewirkte die Kleruchenpolitik (vgl. S. 508) des Perikles, der durch die Aussendung von Bürgerkolonien die Ärmeren versorgen und die Hauptstadt von unruhigen, arbeitslosen Schichten entlasten wollte; der noch erhaltene Volksbeschluß über Aussendung von Bürgern nach Brea in Thrakien erweist, daß diese bloß der dritten und vierten Klasse entnommen wurden. In

Thrakien, auf den Inseln, aber sogar an den Küsten des Schwarzen Meeres und Italiens (Neapolis) siedelte man so Kleruchen an. Dieser sozialpolitischen Regierung gelang es, wenigstens in der Lehre, wenn auch nicht im Leben, das Vorurteil gegen die Arbeit zu verringern: „Nicht die Armut wird hier für schimpflich erachtet, sondern allein die Trägheit, die ihr nicht wehren will", sagt Perikles bei Thukydides.

Die gewaltige territoriale Ausbreitung Athens schärfte den Gegensatz zu Sparta, die Ausbreitung des athenischen Handels und die Gewinnung von Megara (461) und Achaia den Gegensatz zu den peloponnesischen Handelsmächten, vor allem zu Korinthos und Aigina. Als dieses ebenso wie Boiotien, Phokis und Lokris (457, nach dem athenischen Siege bei Oinophyta) in den Machtbereich Athens kam, stand Athen auf dem Höhepunkte seiner Macht. Besser als durch viele Worte wird die Großmachtpolitik Athens durch die Verlustliste des einen Stammes Erechtheis für ein einziges Jahr (459/458) erläutert, in dem 177 seiner Angehörigen auf den Schlachtfeldern von Kypros, Ägypten, Phoinikien, Halieis und Aigina ihr Leben ließen: am verlustreichsten war die Unternehmung nach Ägypten, die als eine furchtbare Katastrophe, wohl auch als schwere Niederlage in den Kämpfen gegen die Perser empfunden wurde. Der glänzende See- und Landsieg bei Salamis auf Kypros (449) war die letzte Schlacht im großen Perserkriege, noch von Kimon in den Hilfsmitteln vorbereitet, und die Veranlassung zu einem mit Unrecht bestrittenen (und fälschlich kimonisch genannten) Friedensschlusse des Kallias zwischen Persien und Athen, der eine Abgrenzung der beiderseitigen Machtbereiche herbeigeführt haben wird. Der Abfall von Boiotien, Lokris und Phokis vom Bunde ward zwar dadurch einigermaßen ausgeglichen, daß man Euboia als athenischen Kolonialbesitz erwarb; aber schon im dreißigjährigen Frieden von 445 trat Athen seine peloponnesischen Besitzungen ab. Der samische Aufstand blieb erfolglos, und für den Verlust der karischen und lykischen Städte entschädigte die nach der Flottendemonstration des Perikles in das Schwarze Meer vorgenommene Aufnahme pontischer Städte in das Reich.

Vollständig erfolgreich ist Perikles in seiner inneren Politik auch in seiner glücklichen Zeit nicht gewesen. Sein großer Versuch, auf einem Nationalkongreß aller griechischen Staaten die Sicherung der Seeschiffahrt zustande zu bringen und die gemeinsamen Erinnerungen des Perserkrieges durch Beratung über die zerstörten Tempel wieder zu beleben, mißglückte vollständig. Ebenso ist der Plan der Ausgestaltung des eleusinischen Heiligtums nicht gereift.

Man versuchte mit Hilfe des delphischen Orakels das eleusinische Heiligtum, das im 5. Jahrh. gegen die Peloponnesos hin freilich langsam seinen Ruf verbreitete, zu einem panhellenischen Heiligtum zu erheben. Dahin zielte der Volksbeschluß, nicht bloß die Athener und Bundesgenossen zu der Abgabe ($^1/_{600}$ der Gerstenernte, $^1/_{1200}$ der Weizenernte — noch altbabylonische „Neros"-Teile) zu verpflichten, sondern auch die übrigen Griechen einzuladen, eine Abgabe zu leisten. Angesichts der Tatsache, daß die Einnahmen von Eleusis überhaupt stiegen (reiche Gaben an Geld- und Goldspenden werden verzeichnet; der Schatz steigt 431—421 auf 100 Talente), auch für die Akropolis verwendet wurden, die Schatzverwalter — die Hieropen — den athenischen Epistaten unterstanden, wäre eine Durchführung dieses Planes von Wert gewesen. Deshalb macht kein Geringerer als Iktinos den Bauplan, der freilich trotz reichster Ausstattung des Bauhofes (mit Architraven, Kapitellen, Säulentrommeln) fast 100 Jahre später erst zur Vollendung gelangt.

Vieles mag auch in der inneren Ausgestaltung auf ihn, der vermöge seines Strategenamtes und seiner Bauaufsicht die hervorragendste rechtliche Stellung im Staate besaß, zurückgeführt worden sein, was bloß im Fortschreiten der Volksherrschaft lag. Trotzdem erscheint uns Perikles als die leuchtendste Verkörperung seines großen Zeitalters. Themistokles

1. Aus dem Zuge der Jünglinge, die Opferrinder geleiten. Nordseite.

2. Aus dem Zuge der Jünglinge, die Opferkrüge tragen. Nordseite.

Relieftafeln vom Fries des Parthenon (Panathenäischer Festzug).

Nach Photographien der Stereoscopic Company in London.

3. Aus dem Reiteraufbruch. Westseite.

4. Aus dem Reiteraufbruch. Westseite

hat fern in der Fremde in seinem Magnesia am Maiandros das Standbild des „Demos", des verkörperten Volkes, wie in der Heimat aufstellen lassen: uns ist, als ob für uns dieser „Demos" von Athen trotz seiner Unverantwortlichkeit und seiner Selbstherrlichkeit die Züge des Perikles trüge. Und wenn der nahe und innige Verkehr zwischen Perikles und den großen Künstlern und Gelehrten seiner Zeit, wie Pheidias, Sophokles, Anaxagoras, auch zum Teil erst sagenhaft ist, die gewaltigen Leistungen dieser Zeit bedürfen der Luft des perikleischen Athen, nicht allein der finanziellen Beiträge der nun aus Bundesgenossen zu Untertanen gewordenen Griechen des Bundesstaates, nicht allein der lebendigen Förderung des Wohlstandes Athens durch den blühenden Handel, den Perikles durch seine pontische Unternehmung begünstigte, auch des ebenmäßigen geistigen Bewußtseins, das die alte Staatsreligion mit neuem Inhalt erfüllte, die Größe der Errungenschaften des Kampfes in sittliche Selbstansprüche umsetzte.

Marmor-Athena, im Albertinum zu Dresden. Nach Photographie.

In dieser Luft reiften die Werke des Pheidias.

Seine Athena Lemnia ist das verklärteste Bild der Stadtgöttin, die in dem Kopfe von Bologna (dazugehöriges Standbild in Dresden; s. die nebenstehende Abbildung) eine unbeschreiblich anmutige Herbheit und fürsorgende Güte vereint zeigt. So zart die Linien des länglichen Gesichts, so vornehm die Nase, so reizvoll das lockig gewellte Haar, so kraftvoll der Mund, daß wir in diesem Meisterbilde vollkommener Züge höchstens die Lippen ein wenig zu tatkräftig aufgeworfen finden können, davon abgesehen aber ein berückendes Idealbild vor uns haben. Ist hier mehr die Innerlichkeit der atheniſchen Auffassung verkörpert, so leuchtet das ganze sieghafte Selbstvertrauen Athens in der Athena Parthenos (s. die obere Abbildung auf S. 520) auf, einem 12 m hohen Holzstandbilde, das mit Gold und Elfenbein bekleidet war. Die eingesetzten Augen aus Edelstein müssen weit in die Ferne gerichtet gewesen sein; tatenfreudigst blähen sich die Nasenflügel auf, geistig verklärt schwebt das archaische Lächeln auf ihren Lippen, und in frischer Bewegung quellen die goldenen Locken hervor. Auf den Errungenschaften glorreicher Vergangenheit ruht dies Selbstbewußtsein: mit der linken Hand stützt sich Athena auf den Schild; die Gegenwart erntet diese Früchte: auf der Rechten glänzt eine goldene Siegesgöttin. In den Reliefdarstellungen des Schildes aber ist Perikles zu erblicken als Vorkämpfer gegen die Amazonen. Können wir Athena Lemnia doch wohl fast unverändert, Athena Parthenos im verkleinerten Abbilde bewundern, so ist uns der Zeus von Olympia nur aus Beschreibungen und Münzabbildungen (s. die untere Abbildung auf S. 520) zugänglich; aber auch hier wie von der in der Nachbildung der Demeter von Cherchall erhaltenen Gottheit läßt sich sagen, daß nur eine geläuterte Auffassung der Gottheit diese so groß und einfach darzustellen vermochte: wie die Erkenntnis der Menschen in gewaltigem Ringen der Gottheit sich zu nähern sucht, so auch die künstlerische Darstellung, die bei Pheidias tatsächlich zu übermenschlichen Formen gelangt.

Wie eine Versinnbildlichung des attischen Reichsgedankens erscheint uns der Fries des Parthenon, der die Panathenäen in bezaubernder Vielseitigkeit und herrlicher technischer Vollendung (namentlich in Licht- und Schattengebung, im Flusse der Gewänder) uns vorführt (s. die beigeheftete Tafel). Die vornehme ritterliche Jugend Athens, die Beamten, die Priester und Priesterinnen, die Opfertiere aus dem weiten Reiche, die Festjungfrauen — all das wird uns so liebevoll eingehend gezeigt, wie es nur der Stolz auf ein gewaltiges Gemeinwesen

zustande bringen kann. Ist dieser Fries, wie der Giebel des Parthenon, sicher nicht auf Pheidias' eigene Ausführung, sondern nur auf seinen Entwurf zurückzuführen, so pocht doch auch in letzterem lebendigst der Herzschlag dieser großen Zeit. Die Geburt der Athena, die in ihrer Auffassung an Klingers Werk „Christus im Olymp" erinnert, und die Fürsorge der Stadtgötter Athena und Poseidon für die Stadt ziemen dieser Zeit, die Athens Erfolge auf den Meeren gesehen. So ist Pheidias die künstlerische Verkörperung der Perikleischen Zeit. Und in gewissem Sinn ist Kresilas, der den „Seelenführer" Perikles so herrlich darstellte und die Vertiefung der Grundform der verwundeten Amazone durch ergreifende Schmerzdarstellung erreichte, als Meister in der Wiedergabe des Persönlichsten eine Ergänzung zu Pheidias.

Die Athena Parthenos des Pheidias (1 m hohe römische Nachbildung im Athenasaale des Nationalmuseums zu Athen). Nach Photographie. Vgl. Text S. 519

Das war die Zeit, da Iktinos seinen Plan zum Tempel der nie mehr als damals verehrten Stadtgöttin Athena entwarf, da die Schwierigkeit, die Höhenunterschiede des Burgaufganges organisch-architektonisch zu bewältigen, so spielend durch die Propyläen gelöst wurde: auf einem Unterbau von vier Stufen begrenzten sechs dorische Säulen einen Raum, der durch zweimal drei ionische Säulen in drei Schiffe geteilt wurde. Durch die fünf Türen gelangte man in eine höher gelegene Abteilung, mit der die Burghöhe gewonnen war. Der Höhepunkt aber der Akropolisbauten (s. die beigeheftete Tafel) ist der von Iktinos entworfene Parthenostempel (s. die Abbildung S. 521), der auf einem alten, Themistokles zugeschriebenen Unterbau aufsteigt und in seiner harmonischen Vereinigung dorischer und ionischer Bauteile und Anregungen Athen so recht zum geistigen und künstlerischen Herd des gesamten Griechenlands macht. Geheimnisvolles Leben durchdringt diesen herrlichen Bau. Seltsame Maßverhältnisse bringen einen unbeschreiblichen Zauber hervor: leise krümmen sich die Stufen in der Mitte empor; leise neigen sich Zellawand und Gebälk nach einwärts, Kranzgesimse und Stirnziegel nach außen; auf Lebendigkeit ist die Verstärkung der Eckſäulen und die gleichmäßige Furchung der sich doch nach oben verjüngenden Säulen berechnet.

Elische Münze mit des Pheidias Zeus von Olympia. Kopf der Pariser Münze. Nach Overbeck, Geschichte der griechischen Plastik (Leipzig 1893). Vgl. Text S. 519.

Und wie leuchten die Farben auf dieser Marmordichtung, wie hebt sich der rote Metopengrund von der tiefen Bläue der Triglyphen ab: ein Triumphgesang des großen Athen, wie er aus den Eumeniden uns entgegenklingt: „Aber ich im leuchtenden / Wettkampfe der Schlacht, will eifersüchtig dieser Stadt / Vor jeder Stadt auf Erden Siegesehren leihen." Der Dichter dieser Verse, Sophokles (496—406; s. die Abbildung S. 522), gibt die dichterische Verklärung seines Athen, für das er betet: „Mit allen segn' es, was zum schönen Siege führt." Die Vermehrung der Schauspieler auf drei (vgl. S. 514), ferner gemalte Dekorationen beförderten bei ihm die äußere Entwickelung der Tragödie; und die glückliche Stoffwahl aus dem attischen Sagenreichtume, die reiche Menschenerfahrung, der lebensvolle Naturſinn, die glänzende Durchführung der Fabel und die

Athen und seine Akropolis, von Südosten, dem Ilissostal aus, gesehen. *Nach Photographie.*

Auf der Höhe der Tempel der Athena Parthenos. Unten ganz links das Odeion des Herodes; daran sich schließend die Stoa des Eumenes. Vorn links die 16 korinthischen Säulen des Olympieions, des Tempels des olympischen Zeus; weiter rechts der Hadriansbogen, die Grenze zwischen den alten Stadtteilen und der „Hadrianopolis". Am Abhange, rechts hinter dem Olympieion, nur schwach erkennbar, die Sitzreihen des Dionysostheaters; oberhalb davon eine Grotte, jetzt die Kapelle der Panagia Speliotissa.

tiefsittlichen Grundbegriffe, die wandelbarer Menschensatzung entgegengestellt wurden, gaben den Dramen des Sophokles unvergänglichen Wert.

Herodotos (etwa 484 bis um 430), der adelige Halikarnassier, persische Untertan und Nationalgrieche, gefördert durch weite Reisen, gehoben durch die Begeisterung der großen Zeit, hat in unvergänglich anmutiger Weise die Kämpfe der Griechen gegen die Barbaren geschildert. Dies leidenschaftliche Pathos des Befreiungskampfes erfüllt sein Geschichtswerk, das mit leuchtenden Farben die bunte Welt der orientalischen Völker malt, mit weitem Blick und liebevollem Eingehen die Verschiedenheit der Völkerveranlagung darstellt und dabei doch auch der Größe des einzelnen in tiefstem Verständnisse gerecht wird. Noch ist die Schärfe der Kritik bei Herodotos nicht so ausgebildet, daß er überall die Überlieferung in

Die Ruinen des Parthenon zu Athen. Nach Photographie.

Wahres, Wahrscheinliches und Falsches scheidet; noch ist der Glaube an die Gottheit vielfach ein Fatalismus; noch entspricht die mitgebrachte Kenntnis, vor allem die Sprachenkenntnis, nicht den Anforderungen einer gereifteren Zeit. Trotzdem wird diese Schilderung des Kampfes zwischen dem greisen Orient, der seine tausendjährigen Errungenschaften dem Okzident schon mitteilen mußte, und dem jugendkräftigen Okzident, der arm an Bodengaben und stark an Willenskraft seine Söhne gestählt hat, uns ebenso ergreifen wie das Athen des Perikles, das seinen Vorlesungen (etwa 445) so begeistert zujauchzte. Als Bürger von Thurioi in Süditalien, der altgriechischen Gründung, beschloß er sein Leben, als ob er den weiten Raum, den griechisches Wesen sich eroberte, sich ganz zu eigen machen wollte.

In dem Freunde des Perikles, in Anaxagoras aus Klazomenai, dämmerte die Ahnung auf, daß eine Vielheit von Urstoffen die Welt zusammensetze; im dualistischen Sinne dachte er sich die Urstoffe vom Geiste (Nus) wenigstens am Anfange bewegt. Diese Bewegung hat sich dann nach den mechanischen Gesetzen weiter fortgesetzt: Sonne, Mond, Gestirne sind durch Abschleuderungen voneinander getrennt worden; noch heute hält die Gewalt

des Umschwunges die Gestirne von der Erde fern, auf die doch zeitweilig Sendboten fremder Gestirne, die Meteoriten, fallen. Die meteorologischen Erklärungen der Nilschwelle aus der Schneeschmelze, der Winde aus den Temperatur- und Dichtigkeitsunterschieden haben erst in neuester Zeit ihre gebührende Würdigung gefunden. Der Erbauer des Peiraieus: der Astronom, Meteorolog und Techniker Meton, der auf Bergeshöhen Untersuchungen anstellte, eine Sonnenuhr auf der Pnyx schuf, hat einen Ausgleich zwischen Sonnen- und Mondjahr (den „metonischen Zyklus" von 19 Jahren) versucht, der 433/432 ins Leben trat; in Miletos wurde ein Steckkalender (Parapegmenkalender) gefunden, aus dem das Datum des 13. Skirophorion als das von Meton berechnete Datum der Sommersonnenwende klar wird.

Sophokles. Idealstandbild aus dem 4. Jahrh., im Lateran. Nach Photographie. Vgl. Text S. 520.

So entwickelt diese Perikleische Zeit auf allen Gebieten eine Schaffenskraft, die Athens Bedeutung für alle Zeiten unvergänglich festgestellt hat. Nie hat das Beharrungsvermögen eines Volkes so großartig sich zu vergleichen gewußt mit den Errungenschaften kühn vorwärtsstrebender Geister: recht als Sinnbild erscheint dafür, daß das alte winkelige Athen mit seinen krummen, engen Gassen Kolonisten nach Italien aussendet, denen der größte Städtebaumeister, Hippodamos von Miletos, ein glanzvolles panhellenisches Stadtheim in Thurioi baut. Großes Neues verschwistert sich dem starken Alten. So gelingt die dichterische und plastische Verklärung der Volksreligion, die dichterische Hebung des Sagenschatzes, die Darstellung des großen Kampfes, endlich die Heranziehung der breitesten Schichten zur Herrschaft. Das ergreift uns aufs tiefste. Wie ein großer Resonanzboden alles Großen und Schönen tönt diese Stadt des 5. Jahrh., mag sie auch dem Kühnsten ihrer Zeit schließlich nicht mehr folgen können und Anaxagoras das Los Galileis vielfach geteilt haben. Das Entstehen als bloße Zusammensetzung, das Vergehen als bloße Trennung aufzufassen, das sind Gedanken, die um Jahrtausende vorgriffen und in ihrer damaligen kindlichen Begründung auch Hochstehenden unfaßlich scheinen konnten.

13. Der Entscheidungskampf zwischen dem dorischen und dem ionischen Stamme (der Peloponnesische Krieg 431—404).

Ausgereift war der ionische Geist, abgeschlossen die Entwickelung der dorischen Veranlagung. Der Rechtsstaat Athen in künstlerisch freier Betätigung des einzelnen, mit starker Betonung der Gleichberechtigung — der Militärstaat Sparta in seiner Zucht des ständigen Lagers, mit engherziger Beschränkung des Rechtes auf den herrschenden Stand. Hier die Rauheit schließlich zur Roheit verkehrt, die Kleinheit der Ziele und Interessen zur Kleinlichkeit der Menschen führend, für die nichts bezeichnender ist als der platte Rat Spartas an die asiatischen Jonier, ihr Land zu verlassen. Dort das weite Schaffensgebiet, das Meere umspannt, kantonale Beschränktheit gründlichst zerstört hat; der Sinn für das Allgriechentum,

der überall helfend eingriff, nicht bloß im Kampfe gegen Persien, auch sogar bei inneren Fehden Spartas. Joniertum und Dorertum standen nun einander gegenüber, wie die Allbildung des Odysseus der Kraft des Herakles, die längst nicht mehr im Dienste der Allgemeinheit arbeitete (S. 506), wie die Fülle geistiger Bewegung und Leidenschaft bei Polygnotos, Pheidias und Kresilas den Standbildern des Polykleitos, in dessen Jünglingen und Athleten sich die Lebensrichtung des dorischen Stammes scharf ausprägt: glänzende Muskeldurchbildung bei gänzlichem Fehlen des Innenlebens.

Freilich hatte auch Athen eine Wandlung durchzumachen, die den in sich gefestigten perikleischen Staat erschütterte, indem sie die Einheit des Bewußtseins im einzelnen Menschen zerstörte. Bei einer lebendigen Anteilnahme der gesamten Bürgerschaft an der Herrschaft erschien es für jeden notwendig, Mittel des Einflusses und der Macht zu erwerben, die Gabe der Rede und des scharfen Denkens. War der Staatsunterricht noch nicht so weit gelangt, dann bedurfte es noch einer kunstmäßigeren Vervollständigung der Geisteserziehung: die Sophisten haben es übernommen, dieses Bedürfnis zu erfüllen. Sie gaben ihren Zöglingen (zum Teil mit Recht nicht bloß durch die logische Schulung, sondern auch durch das Streben nach sittlichem Leben) das Bewußtsein einer höheren Vollkommenheit, des Wertes der Einzelperson; hat doch Protagoras schließlich den Satz aufgestellt: aller Dinge Maß ist der Mensch. Wurde diese individualistische Auffassung weitergeführt, dann war auch der Mensch der Rücksichten auf die überlieferten Rechtsanschauungen ledig, die nur als eine Erfindung der Schwächeren gegen die Stärkeren erschienen, und denen das Naturrecht entgegengestellt ward, das gerade dem „Übermenschen" gestattet, sich auszuleben. Keiner hat in rücksichtsloserer, keiner in folgenschwererer Art diese Lehre von der Schrankenlosigkeit des Einzelwillens ins Leben übertragen als Alkibiades. Die Zerstörung des Gleichgewichtes und der Ebenmäßigkeit alter Bildung und neuer Fortschritte unterwühlte die Widerstandskraft im alten Athen. Zu sehr war das attische Reich auf bloße Geldbeziehungen gebaut, als daß es rücksichtslose Behandlung der Reichsteile hätte ertragen können; dies individualistische Naturrecht ward nun auch in der Behandlung der Bundesgenossen sichtbar: das Recht war einfach das Recht des Stärkeren.

Noch zeigte sich Athen dem spartanischen Gegner gewachsen: die erste Periode des Peloponnesischen Krieges (der Archidamische Krieg) ließ die Wagschale schwanken. Die beiderseitigen Hilfskräfte waren einander gewachsen.

Athen war verbündet mit Chios, Lesbos, Samos, Lokris, Akarnanien, Ainianern, Thessalien, Zakynthos, Kerkyra, Epidamnos. Tributzahlende Bundesangehörige saßen von Byzantion bis zur Chalkidike, an der asiatischen Küste von Lampsakos bis Rhodos; alle Inseln gehörten zum Bunde mit Ausnahme der neutralen dorischen Inseln (Melos, Thera und andere). Neutral blieben außerdem nur Argos, Achaia, Aitolien, Doris. Athen verfügte über einen Sollstand von 13000 Hopliten von 20—50 Jahren, 1000 Reitern und 200 berittenen Bogenschützen, 1600 Bogenschützen zu Fuß, über eine Besatzung von 6000 Mann (3000 schwerbewaffnete Metoiken und 3000 unter 20 und über 50 Jahre alten Hopliten; dazu kamen noch die Wachmannschaften des Arsenals und der Akropolis: 500 und 50 Mann), 300 Schiffe standen ihnen zur See zur Verfügung. Der Schatz enthielt 6000 Talente, und die jährlichen Tribut- (Phoros-) Einkünfte ergaben 600 Talente (von 425 ab ward der Tribut verdoppelt). — Von allem eingeführten Getreide wurden zwei Teile zurückbehalten; nur ein Drittel durfte wieder ausgeführt werden. Dies fällt schon in die Wagschale bei dem Kriege, der „weniger eine Sache des Kampfes als der Geldmittel" war: auf peloponnesischer Seite viel Grundbesitz, aber höchstens Korinthos ein finanziell leistungsfähiger Staat. Dafür verfügte der peloponnesische Bund (Sparta, Korinthos, die Akte, Sikyon, Megara, Phlius, Elis, Arkadien und Pellene) zwar nicht über Reiterei und Leichtbewaffnete, jedoch über 22000 Hopliten (beim Zweidrittel-Aufgebot des Königs Archidamos, bei einem Gesamtaufgebot über 33000 Hopliten), wozu noch 5000 Hopliten aus Boiotien kamen; auf Spartas Seite standen dann noch Lokris, Phokis und ein Teil der Chalkidike.

Wie die tiefsten wirtschaftlichen Kräfte in Anspruch genommen wurden, beweist ein Überschlag, wieviel etwa Athen der Peloponnesische Krieg gekostet hat. Schon die Vorereignisse des Krieges haben 1000 Talente verschlungen. Der Archidamische Krieg (431—421) kostete 4764 Talente, der zweite Teil, mit der sizilischen Katastrophe, der wie jeder überseeische Krieg riesige Summen verschlungen hat, kostete gegen 17000 Talente, der Dekeleische Krieg etwa 12800 Talente, zusammen 34564 Talente, mit den einleitenden Kriegsunternehmungen sogar 35564 Talente. Es waren fast 186 Millionen Mark Metallwert, die der dreißigjährige Krieg verschlang.

Die Gegensätze zwischen dem Kolonialreich Korinthos und dem attischen Reiche erwiesen sich am tiefsten, so daß sich hier der Ausbruch vorbereitete. Von erschütternden Ereignissen waren die ersten Kriegsjahre des „Archidamischen" Krieges erfüllt. Vulkanisch bricht der Haß jahrzehntelanger Gegnerschaft hervor, und Orakelsprüche werden verbreitet, nach welchen der ausbrechende Krieg dreimal neun Jahre dauern müsse. Hier werden 180 Thebaner, die Plataiai überrumpeln wollen, aber gefangen werden, niedergemetzelt, dort wird von den Peloponnesiern alles, was an Kauffahrern aus Athen und aus unbeteiligten Häfen gefangen wird, in glühendem Rachedurst getötet. Dann der Einfall der Peloponnesier in Attika, kläglich gering in seinen unmittelbaren Erfolgen, furchtbar in seiner Wirkung auf Athen; dorthin flüchten alle vom Lande, kampieren in Tempeln und auf Plätzen, zwischen den langen Mauern, tief erregt, wenn Flammenschein aus der Gegend ihrer Dorfschaften, ihrer Gehöfte den Horizont rötet. Die Lauten im Lande sind am Werke, zu hetzen und zu sticheln vor allem gegen den Führer, der dem Kriege ausweiche. Aber zu Reden in Volksversammlungen kommt es nicht, denn das Kriegsrecht des Perikles duldet keine. Dann nach Abzug des Feindes folgt Verwüstung als Vergeltung, nun gehen peloponnesische Orte in Flammen auf, die Bewohner von Aigina werden verjagt und Megara von neuem gewohnheitsmäßig verwüstet. Die Lauten werden still, und Perikles wird noch einmal trotz aller Gassenbubenkritik der Großstadt Oberstratege, verwüstet die Argolische und Lakonische Küste. Aber nun bricht wie eine Geißel des athenischen Staates eine Pest aus — vielleicht Kornbrand, rafft ein Drittel des Heeres, noch mehr der Bevölkerung hinweg, bricht allen Widerstand; dumpfer Druck, Angst, Not löst sich in einer Friedensgesandtschaft nach Sparta und in einer Anklage gegen Perikles aus, der wegen Unterschlagung verurteilt wird. Als aber die Spartaner Unmögliches begehren, da werden die Friedensfreunde Gesandtenmörder, die spartanische und korinthische, für den Perserhof bestimmte Gesandte hinrichten lassen, und Perikles wird wieder zum Strategen gewählt. Schwester und Söhne sind ihm gestorben; er selbst, von der Krankheit erfaßt, wird den Kämpfen gar bald entrückt (429).

Mehr als zwei Menschenalter mußten verstreichen, ehe einer wiederkam, der auch nur im entferntesten Nachfolger sein konnte. Industrielle, Kaufleute, die enge mit dem Kleinbürgertum zusammenhängen, ihnen angenehm zu Gefallen schelten, aber doch nicht ihr volles Vertrauen genießen, tauchen jetzt an die Oberfläche des politischen Lebens, während Feldherren, wie Phormion, draußen ihren Weg allein gehen, aber von den Versammlungshelden stets bekrittelt und wohl auch oft angeklagt werden. Der einzige war Nikias, der vorsichtige Politik mit dem Schwerte zu vereinen wußte. Ruhm brachte beiden Staaten der Krieg kaum ein: den Spartanern nicht, eine kleine Stadt (Plataiai) fast endlos zu belagern; den Athenern nicht, Barbarenkönige (Sitalkes) zur Hilfe aufzurufen, noch weniger bei der Niederwerfung des lesbischen Aufstandes alle erwachsenen Männer zum Tode zu verurteilen und dann trotz besserer Einsicht doch 1000 Aristokraten zu töten! Die kleinen Staaten ahmen alles getreulich nach: in den Straßen Kerkyras fließt eine Woche lang das Blut der reichen Kaufleute. Bloß Demosthenes hatte nach einem mißglückten Unternehmen im

aitolischen Berglande in Amphilochien die Peloponnesier geschlagen und dem spartanischen Befehlshaber freien, aber doch recht ruhmlosen Abzug gewährt. Thukydides hat wohl dabei mitgekämpft. Dagegen konnte dem Hilferuf Leontinois nur mit viel zu kleinen Mitteln entsprochen werden: die überseeischen Unternehmungen waren zu teuer — trotz Vermögenssteuer und rücksichtsloser Steuerpolitik Kleons. Kleon, das Urbild des aus derb-tüchtigem Stoffe geschaffenen Kleinbürgers mit wirksamster Beredsamkeit, der, emporgekommen, den größeren Verhältnissen nicht gewachsen war, dem platonischen Euthydemos gleich von niemand etwas lernen wollte und nun mit hohlem Prahlen alles wagte, hat mit äußerster Anspannung der Kräfte des Reiches die Tribute fast verdoppelt. Wie ein Aufschrei aus tiefgequältem Herzen mutet uns die Schrift vom Staate der Athener an, die damals verfaßt wurde: folgerichtig und unabwendbar ist die Herrschaft der Masse — ihr kann nur auswärtige Einmischung ein Ende bereiten, so klingt sie aus, auf künftige Entwickelung deutend.

Aber sogar im Felde leistete der Demos etwas: Kleon nahm — freilich mit Demosthenes' Hilfe — die Spartaner auf der Insel Sphakteria gefangen, und die erhöhte Stimmung wird zur Erhöhung des Tributes auf das Doppelte ausgenutzt, die Gerichtsdiäten werden verdreifacht. Der mißglückte Einfall in Boiotien, der die furchtbare Niederlage zu Delion den Athenern bringt, die großen Erfolge des spartanischen Feldherrn Brasidas in Thrakien dämpfen die Kriegslust, und als Brasidas und Kleon vor Amphipolis fallen, ist die Bahn frei für die Friedensfreunde: der nach Nikias genannte Friede wird geschlossen, der den Stand vor dem Kriege herstellt.

Recht in der Freude über den Frieden ist damals Niketempel und Nikebalustrade geschaffen worden. Doch der Friede konnte nicht lange erhalten werden, da noch keine eigentliche Entscheidung gefallen war. Man sah sich nach neuen Hilfsmitteln und Bundesgenossen um, vor allem gewann man, wofür Euripides in seinen Dramen und Alkibiades im politischen Leben eintrat, Argos: die Schlacht von Mantineia sprengte diesen Bund. Da tauchte ein gewaltiger Plan auf: im Besitze des waldreichen Italien, vielleicht sogar in Beherrschung Karthagos, die Peloponnesos angreifen zu können. Er wirkte zündend. Alkibiades war der Vater dieses Gedankens, der Athen hauptsächlich ins Verderben stürzte. Noch nie gesehene Pracht bot die Ausfahrt der athenischen Flotte nach Sizilien; dort errangen die Athener zuerst Erfolge über die undisziplinierten, von widerstreitenden Befehlshabern befehligten Syrakusaner, gegen die sich zudem die eingeborenen Sikuler im Inneren wendeten, die Elymer feindlich gesinnt waren und sogar etruskische Städte mit den Athenern gemeinsame Sache zu machen sich erboten. Das war der Augenblick, da Alkibiades, der sein Vaterland aufgegeben und auf die Seite Spartas getreten war, als böser Dämon Athens wirkte; der Rat für Sparta: in Sizilien einzugreifen, Dekeleia zu besetzen und Persiens Geldmittel zur Kriegführung zu benutzen, hat zuletzt Lysandros die Wege geebnet, den Peloponnesischen Krieg zu beenden.

Und nun verblutet sich Athen durch ständigen Nachschub nach Sizilien, während alle zurückgebliebenen Bürger Athens allnächtlich ihre Mauern bewachen und in schwerer, stets sich steigernder Geldnot den Untertanen den 20. Teil aller Ein- und Ausfuhr als Abgabe auferlegen müssen; nordische Barbaren werden als Söldner herangezogen, aber wegen zu hoher Kosten wieder heimgesendet, wobei auch für diesen Krieg unerhört Grauenhaftes sich ereignet und die heimgesendeten Thraker nun auch unschuldiges Kinderblut vergießen: die Knabenschule von Mykalessos sieht die Niedermetzelung aller Schüler!

Unermüdlich verbesserten die Syrakusaner ihre Schiffe für den Angriff und errangen

unverhoffte Siege zur See, der Durchbruch der Athener durch die Schlachtreihe der hafensperrenden Schiffe mißlang, und der Landmarsch endete mit der entsetzlichen Katastrophe am Assinaros, an dem die Athener kaum mehr gegen die Peloponnesier, vielmehr gegen den Tod des Verdurstens kämpften und um das Wasser, das mit dem Blute ihrer Genossen gemischt war, sich schlugen ...

Der letzte Verzweiflungskampf, noch einmal durch Alkibiades' Reue und Rückkehr unterstützt, bringt kurzwährende Erfolge und schließlich das Verderben.

Wie tragische Ironie wirkt es, daß Athen das einzige Mittel, seine Entwickelung auf breite Grundlage zu stellen und mit dem unglücklichen Grundsatz des Stadtstaates zu brechen, erst im letzten Jahre des Krieges ergriff, indem es Samos in den athenischen Staat aufnahm.

Lysandros war eine brutale Tyrannennatur, dessen maßlose Eitelkeit göttliche Ehren, Standbilder, Lieder nötig hatte: eine Gestalt wie die Renaissance-Gewaltmenschen, aber ohne deren sympathische Nebenzüge. Einem Manne, der die Verfassung seines Staates zu seinen Gunsten zu brechen hoffte und Moral als Torheit betrachtete, war auch jegliche geschichtliche sentimentale Rücksichtnahme auf Verdienst und Größe Athens fremd: sein Werk sind zweifelsohne die Bedingungen des Friedens von 404, wenn sie auch ein Ephorenerlaß formell aussprach. In Flammen gingen die Kriegsschiffe, die Stärke Athens, auf; unter Flötenmusik wurden die großen Mauern niedergerissen — des athenischen Reiches Untergang! Nur Lemnos, Imbros, Skyros durfte Athen behalten. Damit war freie Bahn für die Gründung eines nordischen Großreiches geschaffen, das sich damals bereits in stiller Entwickelung befand: Sparta und Theben waren nicht fähig, sein Entstehen aufzuhalten.

* * *

Der Peloponnesische Krieg fand einen zeitgenössischen Geschichtsschreiber, wie ihn kein anderer Entscheidungskampf der Welt gefunden hat: Thukydides (um 460—400 v. Chr.). In Thukydides ringt der griechische Geist nach Klarheit über sich selbst.

Hier hat sich die kecke großstädtische Kritik Athens zu einer wissenschaftlichen Kritik des Tatbestandes erhoben, dessen vorurteilslose Ermittelung fortan das höchste Ziel der Geschichtsschreibung wurde. Im Gegensatze zur sonnigen Anmut des Joniers Herodotos, der den Sieg und die Höhe des griechischen Volkes, begeistert auch durch den Glanz im perikleischen Athen, darzustellen in der glücklichen Lage war, liegt die ganze Schwermut eines um sein Vaterland trauernden Genius in der Darstellung des Thukydides, der in der berühmten Leichenrede des Perikles so ergreifende Worte dem großen Einst, in der Schilderung der sizilischen Katastrophe so düstere Farben dem trüben Jetzt leiht. Kein Schriftsteller des Altertums hat den Gesamtcharakter seiner eigenen Zeit so voll zum Ausdrucke gebracht, die Einzelgestalten so sehr als bloße Verkörperung der allgemein vorhandenen Gedanken und Bestrebungen gezeichnet wie Thukydides. Deshalb spricht freilich in den Reden nicht die Einzelpersönlichkeit; sie ist nur Chor, gibt nur Illustration zu den Begebenheiten. Aber tiefe politische Weisheit tönt aus diesen Kunstreden, in denen leidenschaftliche politische Überzeugung scharfe logische Form gefunden hat.

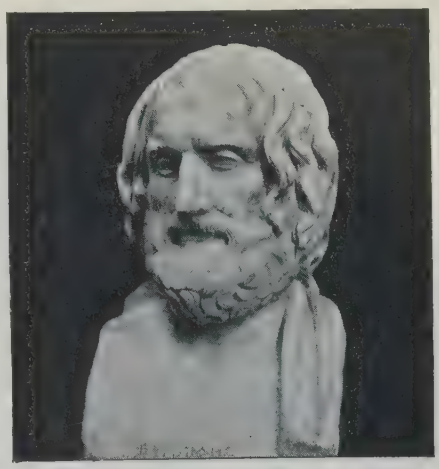
Zu derselben Zeit hat ein Weltweiser gewirkt, der selbst, obwohl er kein philosophisches System geschaffen und kein Buch geschrieben hat, dennoch reichste Saat ausstreute und Jünglinge wie Alkibiades, aber auch Platon tief beeinflußte.

Aus dem Volk emportauchend, für das Volk lebend und denkend, so hat Sokrates (gest. 399) gewirkt, der die Weltweisheit von den Sternen auf die Erde herabführte: nicht dem geheimnisvollen Urgrund alles Seins soll sie nachspüren, sondern in die Menschenbrust einkehren und das menschliche Leben richtig gestalten. Festes Wissen in den Grundbegriffen des sittlichen Lebens, in rastlosem Denken erworben, wird auch schon das Wollen zur Tugend liefern; Erkennen und Wollen ist eins. Dem Einzelgeist und seiner Ausbildung gilt das Sinnen und Trachten des Sokrates; so mag seine Tätigkeit den Zeitgenossen individualistisch-revolutionär geschienen haben. Aber die Besinnung auf die gemeinsamen sittlichen Begriffe, die er von jedem fordert, bindet die Menschen mehr als der soziale Herdentrieb. Von apollinischer Mystik bei Platon

umwoben, zum Lehrer volkstümlicher Frömmigkeit und zum Feind aller theoretischen Wissenschaft bei Xenophon gestempelt, ist Sokrates in Wirklichkeit der Begründer völlig unabhängigen Denkens, der Schöpfer wahrer Wissenschaft und zugleich „erster Blutzeuge freier Forschung".

Euripides (480—406; s. die untenstehende Abbildung) verkörpert in der Dichtung den Unfrieden jener Zeit, die den alten Väterglauben durch die Sophistik verloren und sich keinen Ersatz dafür errungen hatte. Aus ihm bricht der tiefe Haß gegen die Menschen und die Verachtung gegen der Menschen Werk: die Götter. Durch Euripides ist so die Bühne zum Kampfplatz gegen die alten Mythen geworden und „verständiges Nichtglauben" zum Losungswort.

Wohl ist bei ihm die Selbständigkeit in der Umformung der Stoffe groß geworden, wohl hat er einen weiteren Gesichtskreis gewonnen und feinere Psychologie erworben, vor allem das Frauenherz mit seinen Tiefen der Dichtung erschlossen; aber den reinen Eindruck seiner Dichtungen stört die maßlose Verbitterung, die innere Kämpfe und Mangel an äußerem Erfolge hervorgebracht haben, zu starke äußerliche Mittel, die er, ein Meister aller Bühnenwirkung, angewandt. Wie ein Kainszeichen trägt er seine dichterische Begabung. Auch die Vaterstadt hat ihn betrogen; und für ihn ist auch das glänzendste Gestirn an ihrem Himmel: Alkibiades, dem Euripides das Festlied auf seinen olympischen Sieg gedichtet hat, ein trugvolles Meteor gewesen.



Euripides. Marmorbüste aus der Schule des Demetrios, im Museum zu Neapel. Nach Photographie.

Der Versuch, durch Spott sich und andere aus der Qual der Zeit zu erheben, liegt bei Aristophanes (ungefähr 450—385) vor.

Seine riesenhafte Einbildungskraft umspannt Menschen- wie Tierwelt; aus allen Teilen der belebten Welt kommen ihm die Gestalten herbei. Anhänger des alten, unverfälscht athenischen Wesens, haßt er den Krieg und die durch den Krieg emporgekommenen Personen ebenso wie die ihm so töricht dünkenden Zukunftsstaatspläne. Tiefer Natursinn, in zarte Form gegossen, später allmählich zurücktretend, und Liebe zum friedlichen Leben sind in ihm mit einer genialen Satire vereint. Lustspiele wie seine „Vögel", seine „Frösche" sind in dem Schrifttum aller Zeiten ebenso einzig wie seine Karikaturen, z. B. die von Kleon. „Greift nur hinein ins volle Menschenleben" scheint in seinen Dichtungen als Grundsatz aufgestellt, und wundersam vermischen sich höchstes Wahrheitssehnen mit der innigsten Poesie der Märchenwelt. Nach Wolkenkuckucksheim flüchtet sich der Sinn des größten Dichters aus seiner Zeit, in der alles verderbt ist.

14. Das Zeitalter der Militärherrschaft (404—379).

Sparta war zum Sieg über Griechenland gelangt; konnte es seinen Sieg auch zu einer Reichsgründung ausnutzen? Die herrschende Bevölkerung der Spartiaten, nicht ein Hundertstel der übrigen Bevölkerung, drückte auf alle anderen Schichten schwer, so daß auch in jener Zeit Verschwörungen (z. B. die des Kinadon) aufzuckten. Die Aufsicht der Ephoren über die Spartaner, die vor allem kein Geld ins Land bringen sollten, war um so seltsamer, als Habsucht alle Schichten leitete. Der Polizeistaat machte sich dann in törichten Dingen bemerkbar, so daß man einem Musiker von elf Saiten der Leier vier wegschnitt!

Gewaltnaturen, wie Lysandros, boten das Muster für das Benehmen von spartanischen Statthaltern (Harmosten) in den verschiedenen Städten; bald bildete sich eine Überlieferung, die so recht als das Sündenregister Spartas aufgefaßt werden muß. Es begann mit einem

vollständigen Vergessen des (freilich schon 411 verleugneten) altspartanischen Perserhasses: mit dem sogenannten Königsfrieden. Nachdem König Agesilaos von Sparta, ein Mann von hohem Scharfsinn und eisernem Willen, aber doch auch ein Kondottiere, nicht unbedeutende Eroberungen in Kleinasien gemacht hatte, mußte er wegen eines von Persien in Griechenland entzündeten Krieges (des boiotisch-korinthischen) nach Hellas zurückkehren. Gar bald fand man in Sparta eine Verbindung mit Persien einträglicher, und ein Erlaß des Großkönigs Artaxerxes löste alle Hegemonien auf und stellte die Ausführung des Friedens unter die Überwachung Persiens und Spartas. Der Königsfriede von 386, den man dann zur Verdeckung des Tatbestandes harmloser „Antalkidasfriede" nannte, lieferte die kleinasiatischen Griechen den Persern aus. Sparta aber hatte freie Bahn bekommen, seine inneren Pläne auszuführen. Zunächst schien die Zusammensiedelung der Arkader in Mantineia gefährlich; deswegen wurden sie gezwungen, sich wieder in ihren ehemaligen Dörfern anzusiedeln. Auf dem Wege nach Olynthos besetzten spartanische Truppen unter Phoibidas ohne weiteres die Burg von Theben, die Kadmeia. Alle diese Taten kennzeichneten in den Augen der übrigen Griechen die Herrschaft Spartas als eine Gewaltherrschaft.

Maussollos von Karien. Kolossalstatue von Pythios. Nach Photographie der Stereoscopic Company in London.

Wie sehr aber dies in der Zeit lag, beweist, daß auch Sizilien zu derselben Zeit eine Militärherrschaft aufzuweisen hatte: die Monarchie des Dionysios von Syrakus (405—367), die freilich das hervorragende Verdienst hatte, Sizilien von der karthagischen Fremdherrschaft zu befreien, wie sie ja auch im Kampfe gegen diese emporgewachsen war. Gewaltige Festungsbauten schützten den Mittelpunkt dieser neuen Tyrannis, Syrakus, dessen Fort Euryalos noch heute vielbewunderte Befestigungen zeigt. Eine Aufteilung von Grund und Boden unter Bürger und Söldner gab der Militärdespotie den inneren Halt. Damals breitete sich das syrakusische Machtgebiet über das ganze Adriatische Meer aus, wo auf den Inseln und dem Festlande Dalmatiens (Lissos an der Mündung des Drin) wie auf dem Festland Italiens (bei Adria) syrakusische Faktoreien entstanden.

Eine Gegenbewegung gegen die Alleinherrschaft der Großgrundbesitzer hat in Thessalien Jason von Pherai zur Tyrannis verholfen, der eine Zeitlang in panhellenischen Kreisen als der berufene Mann galt, die griechische Einheit herzustellen, aber nach gewaltiger Ausbreitung seiner Macht bald einem Meuchelmörder zum Opfer fiel.

Bis zu einem gewissen Grade kann man auch die Tyrannis der Spartokiden im Osten griechischer Kultur, im bosporanischen Reiche, zu den Militärherrschaften zählen. Seltsame Mischung griechischer und skythischer Kultur bildete sich dort: von den Lippen der Griechen floß das Griechische mit barbarischen Wörtern vermischt; ihr Geschmack hatte sich den ungeheuerlichen Kolossalgrabbauten und der Goldüberladung des Orients zugewendet (vgl. S. 544). Die Herrscher dieses Reiches vergeben Zollfreiheit, die Proxenie und andere Privilegien und schließen Freundschaftsbünde, schenken Land, führen kriegerische Unternehmungen und heißen Könige der unterworfenen Skythenstämme.

Die griechische Gesellschaft rang verzweifelt nach innerer Ordnung und äußerer Stärke.

Am sichersten schien ihr in dieser Zeit an vielen Punkten beides durch die Herrschaft eines Mannes erreicht zu werden. So wuchs der Cäsarismus damals empor, wie dies Platon so unvergänglich im achten Buche seines Staates entwickelt hat. Aber auch er vermochte nur vorübergehend, durch Verlegung des staatlichen Schwergewichts in das größtenteils aus Söldnern bestehende Heer, in den gesellschaftlichen Verhältnissen Ordnung, in den staatlichen Beziehungen Stärke aufrecht zu erhalten. Wo beides nicht möglich war, strebte man wenigstens nach der ersteren. Man scheute sich auch nicht, einem Tyrannen fremder Nation sich unterzuordnen, wenn dieser die innere Ordnung gewährleistete, wie Mausollos von Karien (s. die Abbildung S. 528). Noch einmal versuchten zwei Mächte im Mutterlande Großmachtspolitik zu treiben: Theben und Athen.

15. Glück und Ende thebanischer Größe (379—362); Athens letzte Erhebung (378—355).

A. Theben.

In Boiotien hatte sich seit 447 ein Staatensystem herausgebildet, das die Keime eines wirklichen Bundesstaates in sich trug. Die einzelnen Bundesstädte hatten Ratsversammlungen der durch ihren Zensus und durch Altersgrenze vollberechtigten Bürger, von denen ein Viertel jeweilig die Geschäftsführung übernahm. Wahrscheinlich fand in diesen städtischen Ratsversammlungen die Auslosung des gesamten boiotischen Bundesrates statt, an dessen Spitze die elf Boiotarchen, entsprechend den elf Kreisen des Landes, standen. Dieser zentralisierte Bundesstaat mit Bundesgericht, Münzrechtreservat für Theben und den Rechten der Auflegung direkter Steuern, wohl nach dem Verhältnisse der Abstufung politischer Rechte, stellt uns eine gemäßigte Oligarchie dar, die wir erst nach der Auffindung des neuen, doch noch nicht mit Sicherheit Theopompos zuzuschreibenden Geschichtswerkes in den Papyrusschätzen von Oxyrhynchos richtig beurteilen können.

Kulturell stand Theben nicht in hohem Ansehen. Wohl war Pindaros aus dieser Stadt hervorgegangen, derjenige, der dorisches Wesen in leuchtendsten Farben zu schildern wußte; aber seither hatte Theben fast nur den Komikern Stoff geliefert. Die spartanische Besetzung der Burg von Theben weckte alle Kräfte des Widerstandes; der tatkräftig eingreifende Pelopidas und der vorsichtig sich zurückhaltende Epameinondas haben Theben zur Freiheit verholfen. Militärische Organisation und kluge Benutzung vorhandener Gegensätze errangen im Norden, in Thessalien, wie im Süden, in der Peloponnesos, bedeutende Erfolge. Waren jene, die Pelopidas gewann, vorübergehend, so wurden diese dauernd: nicht die Schlacht bei Leuktra (371) hat so sehr Sparta für alle Zeiten ohnmächtig gemacht, als vielmehr die durch Epameinondas vollbrachte Wiedererweckung Messeniens und Festigung Arkadiens; diese Landschaften erhielten die in dem trefflichst befestigten Messene und in dem ausgezeichnet gelegenen Megalopolis Hauptstädte.

Mag auch der Tod des Epameinondas in der Schlacht bei Mantineia (362) die Früchte dieser Tätigkeit Theben entzogen haben, so wurde doch der Zweck, Sparta an jeglicher Ausbreitung und künftiger Erstarkung zu hindern, endgültig erreicht. Epameinondas' Wirken als ein gesamthellenisches aufzufassen, ist durchaus unrichtig; aber außerordentlich anziehend erscheint nichtsdestoweniger seine Persönlichkeit, deren schlichte Größe uns freilich aus dem einseitig spartanisch gefärbten, peloponnesischen Geschichtswerke Xenophons (sehr

unpassend „Hellenika" genannt) nicht klar wird, in ihrer makellosen Selbstlosigkeit, in ihrer rasch zugreifenden Kühnheit, die die Stadt Sparta selbst in Gefahr brachte, in ihren umfassenden Plänen, die ein thebanisches Seereich anstrebten und Grundlagen hierfür schufen. Ein großer Teil Mittelgriechenlands (Phokis, Euboia, die beiden Lokris, die Gebiete der Ainianer, Herakleoten und Malier) war schon frühzeitig (370) unter die Einflußsphäre Thebens gekommen; der neu gegründete arkadische Bund und König Alexandros von Makedonien schlossen Verträge; Sikyon, Pellene, Eretria, ja Byzantion und einzelne Gemeinden von Keos werden für den thebanischen Bund gewonnen. Freilich fühlte Theben sich sicherer, wenn es bei Persien eine Rückendeckung suchte: das Beispiel Spartas ward nachgeahmt und Persien als Ordner der griechischen Verhältnisse anerkannt. An die Tätigkeit und den Namen von Epameinondas und Pelopidas gebunden, erlosch mit ihnen der Glanz Thebens und dessen Versuch, zur Vorherrschaft zu gelangen.

Die sinkende Zeit hat den Geschichtsschreiber erhalten, der ihr aus ihren engen Verhältnissen erwächst: Xenophon (430—455), der sein Vaterland unbedenklich verläßt und von dessen Erhebung im ersten Attischen Bunde ebensowenig zu melden weiß wie — bis zuletzt — von Epameinondas, dafür geschwätzig von Dingen berichtet, die ihm nahe gehen. Spießig in der Auffassung, verdrehend in der Darstellung, platt in der psychologischen Zeichnung, so ist der Subalternoffizier mit dem Regimentsgesichtskreis durch den Untergang so vieler gleichzeitiger Quellen zu unverdientem Nachleben gelangt.

B. Athens letzte Erhebung.

Inzwischen hatte auch Athen vorsichtig neue Grundlagen seiner Macht gesucht. Schon unmittelbar nach dem Königsfrieden hatte Athen mit Chios ein Bündnis geschlossen, das sich ganz ausdrücklich auf die Bestimmungen des Königsfriedens: „Freiheit und Selbstverwaltung", als auf die staatsrechtliche Grundlage aller hellenischen Verhältnisse berief. Byzantion, Rhodos, Mytilene, Methymna, Theben waren durch ähnliche Verträge zu Athen in Einzelbündnisse getreten. Aus diesen Einzelbündnissen wieder einen allgemeinen Bund zu gestalten, lag nahe, und ein 377 erlassener Aufruf lud weitere Staaten zum Beitritt ein. Nur aus dem freien Hellas und aus freiem Barbarenlande wurden Bundesmitglieder aufgenommen, also nicht aus des Großkönigs Landen. Ausdrücklich betonte Athen, daß Kleruchen (Pflanzer) nicht ausgesendet werden dürften. So war dieser zweite attische Seebund trotz der Einhebung von Bundesbeiträgen wesentlich lockerer gefügt als der erste und konnte nicht mehr in ähnlicher Weise ein Machtmittel werden, obwohl sich zahlreiche Staaten anschlossen und der Westen der Balkanhalbinsel (durch Kerkyra, Akarnanien, den Molosserfürsten Alketas) ebenso vertreten war wie Thrakien (Dion, die Chalkidier) und die Inselwelt. Nach langem Liebeswerben schloß sogar Dionysios von Syrakus mit Athen ein Bündnis (368—367); Thessalien und König Philippos von Makedonien erkannten in gleicher Weise die Bedeutung des verjüngten Staates an, und die Thrakerfürsten setzten sich mit ihm über die griechischen Städte Thrakiens friedlich auseinander.

Doch wo die Grundlagen des Bundes gelegt worden waren, dort wurden sie auch untergraben: Chios schloß mit Byzantion, Rhodos, Kos und dem karischen Fürsten Mausollos ein Bündnis gegen Athen. Diplomatische Erfolge bei den Fürsten (von Thrakien, Paionien, Illyrien) und Städten des Nordens (Neapolis in Thrakien) glichen die sonstigen Mißerfolge nicht aus, die 354 zum Frieden, zur Auflösung des Bundes, der nur offiziell bis 338 weiterlebte, und damit auch zum Ende des Aufschwunges von Athen führten.

Freilich, wenn es sich nur um die Stellung Athens als Handelsstaat und Kapitalistenstadt handelte, so war diese mit der Großmachtstellung durchaus noch nicht verloren; im Gegenteil war ja der Friede um jeden Preis im Sinne der Kapitalisten, wie dies die Xenophon mit Unrecht zugeschriebene, von einem Geldmanne des 4. Jahrh. verfaßte Schrift über die Einkünfte erweist: als Mittelpunkt einer gesunden und durch den Frieden gesicherten Verkehrspolitik, nicht einer Reihe von widerwilligen Untertanenstaaten war Athen groß geworden. So war den Bürgern der Staat „eine lästige Fessel", die den Gewinntrieb höchstens beengte, die Heimat überall dort, wo sie ihren Besitz vermehren konnten. Die Lehre vom Weltbürgertum war idealeren Beweggründen entsprungen; sie ist aber der individualistisch-kapitalistischen Allerweltsmeierei gleichlaufend. War die Heimat eine idealistische Vorspiegelung, der eigene Staat ein notwendiges Übel, dann versuchte man natürlich auch, sich seinen Anforderungen zu entziehen: das Bürgerheer ward Söldnerheer, und an Stelle der begeisterten Strategen traten Landsknechtführer, deren Leiber denen gehörten, die am besten zahlten. So löste sich alles in Atome auf, die nur notdürftig zusammenhielten. Und der Staat büßte den Kampf der gesellschaftlichen Schichten gegeneinander. Wie aber waren diese in solchen Gegensatz zueinander gekommen?

Die Staatsversorgung unter Perikles hatte einen großen Teil der Athener zu Staatspfründnern gemacht: das war der „Kleister der Demokratie", der die Leute zusammenhielt. Die Abstufung der Pflichten war geblieben, die Abstufung der Rechte verschwunden. Die politische Gleichheit war errungen; aber schon strebte man nach Besitzgleichheit: die Hast nach mühelosem Erwerbe trat überall hervor. So pflanzten sich, um so mehr, als Einrichtungen fehlten, die über dem Kampfe der sozialen Parteien standen, die sozialen Erschütterungen in die politische Sphäre fort; die politischen Parteien waren nur die Organe verschiedener gesellschaftlicher Schichten und ihrer nackten Selbstsucht. „Die Reichen wollen ihren Besitz lieber ins Meer werfen als den Armen geben", sagt Isokrates, und die besitzlosen Richter verurteilten reiche Angeklagte wesentlich, um Geld für ihre Diäten herauszupressen. Wie eine absolutistische Monarchie schlimmster Art ging diese Volksherrschaft über Recht und Billigkeit zur Tagesordnung über; die Rolle der Höflinge spielten die schmeichelnden Demagogen, und die Üppigkeit eines schwelgerischen Hofes war hier längst erreicht.

Bei dem wüsten Kampfe der Selbstsucht der einzelnen und ganzer Schichten, den der niedrige und pöbelhafte Ton der Beredsamkeit kennzeichnet, steigerte sich die Abneigung vornehmer Geister gegen das öffentliche Leben, die sich auch in der Plastik geltend machte: mild und träumerisch scheinen die Figuren eines Praxiteles dem Kunstgeschmack weltabgewandter feiner Naturen zu dienen, die in zartester Farbenwirkung und rhythmischer Gestaltung menschlicher Schönheit ihre Freude finden. Diese Flucht aus dem Lauten war gefährlich; diese Geister ernteten, was sie durch ihren Rückzug gesät hatten: die unumschränkte Herrschaft der untersten Klassen, den Kampf aller gegen alle. In der Einsamkeit und Weltabgeschiedenheit flatterten dann Traumbilder künftiger Gesellschaftsordnungen empor.

Schon einer der größten griechischen Baumeister, Hippodamos, der Thurioi, Rhodos und den Hafen von Athen, den Peiraieus, erbaut hatte, war mit einem Plan aufgetreten, den besten Staat zu schaffen. Er überträgt seine geometrischen Grundsätze auch auf den Staat: alles zerfällt in drei Teile, die Gesellschaft in drei Stände, das Land in Tempelgut, das die Priester, in Staatsgut, das die Krieger ernährt, in Privatgut, das die Bauern besitzen. Eine politische Arithmetik, die, die Malthussche vorbildend, in der Übervölkerung den Grund aller sozialen Mißstände sieht, arbeitet Pheidon aus, der die Zahl der Hausstände und der Bürger auf gleichem Stand erhalten will. Phaleas von Chalkedon, der erste wirkliche Kommunist, ist damit nicht zufrieden: alle Güter und die Erziehung der Eigentümer müssen gleich

sein. Daß die Beschränkung auf Grund und Boden unlogisch, das ganze System unpsychologisch ist, da die Menschennatur auch dieser Gleichheit der Ackerlose spottet und ihre verschiedene Veranlagung wie ihre elementare Leidenschaft alle künstliche Besitzgeometrie und Bevölkerungsarithmetik zerbricht, das hat schon Aristoteles hervorgehoben. Bemerkenswert erscheint der Vorschlag, die Gesamtindustrie zu verstaatlichen und alle Angehörigen der gewerblichen Klassen zu dienenden Organen einer Staatsgemeinwirtschaft zu machen. Alkidamas sieht in der Sklaverei die Hauptursache der unhaltbaren Zustände und fordert ihre Abschaffung, bis zuletzt die Kultur als solche für alle Schäden verantwortlich gemacht wird und von den Kynikern „Los von der Kultur" als höchstes Heilmittel ganz wie von Rousseau gepredigt wird: Platon hat durch seine Verhöhnung des „Schweinestaates" deutlich die Richtung dieser Leute treffen wollen.

Am tiefsten hat Platon (s. die untenstehende Abbildung) die Forderungen der sozialen Besserung gefaßt. In unvergänglichen Worten hat er die Herrschaft der Geldgier gegeißelt und ihr einen Staat entgegengestellt, der die Herrschaft der Besten ins Leben übersetzen will. Die Ständegliederung, wie sie uns im Mittelalter entgegentritt, hatte schon Platon gefordert; die kommunistischen Ideen seines Staates lebten in der französischen Revolution wieder auf, als aus einem Anhänger der absoluten Monarchie durch Lektüre Platons einer der vornehmsten Berater der Jakobiner wurde: Abbé Mablé sieht im Sondereigentum die Quelle aller Fehler der Menschen.

Platon. Porträtbüste im Vatikan, vielleicht nach Silanion. Nach Overbeck, Geschichte der griechischen Plastik (Leipzig 1893).

Nährstand, Wehrstand, Lehrstand: so steigt die gesellschaftliche Pyramide auf. Die allgemeine Schulpflicht schafft die Auslese, die zuerst die Durchgebildeteren dem Heeres- und Verwaltungsdienste zuführt, während die hier besonders Erprobten vom 50. Jahre ab den höchsten Beruf ergreifen: lehren und herrschen zugleich. Der sittliche Zweck des Staates ist in schärfster Weise betont, die Notwendigkeit der wissenschaftlichen Durchbildung seiner Diener auseinandergesetzt. So weit das Mögliche, das die Weltentwickelung verwirklicht hat; die Phantasie beginnt bei der Verachtung aller Geschichte, aller Überlieferung. Die Erziehung der Kinder soll den völlig neuen Staatsaufbau ermöglichen; keine Familie, keine Ehe, kein Sondereigentum, sondern Güter-, Frauen-, Kindergemeinschaft sind die Grundlagen dieses Staates. In ihm herrscht vollkommene Gleichberechtigung der Frauen, die an allen körperlichen Übungen, an den gemeinschaftlichen Staatsmahlzeiten teilnehmen, Feldzüge mitmachen und obrigkeitliche Ämter bekleiden sollen.

In seinen „Gesetzen" hat Platon diese schroffe Entgegenstellung des Wirklichen und Erträumten aufgegeben und läßt seinen neuen Staat an vorhandene Verhältnisse, aber auf neuem Boden anknüpfen. Der gesamte Landbesitz, Gemeingut des Staates, soll in ertragsgleiche, sonst ungleiche Lose (5040) verteilt werden, die unteilbar und unveränderlich bleiben; ebenso wird das bewegliche Vermögen verteilt und für jeden einzelnen ein zulässiger Höchstbetrag hierfür festgesetzt. Verbot der Ausfuhr von Landeserzeugnissen, Beschränkung von Handel und Gewerbe, amtliche Statistik regeln die wirtschaftliche Entwickelung, die so von den Bedingungen der Moral geleitet wird. Die große Amtsgewalt, die im „Staate" verlangt wird, ist in den „Gesetzen" zwar für manche Beamte beibehalten, im ganzen aber doch herabgemindert und hat einer starken Gewalt der Volksgemeinde Platz gemacht. Freilich tritt uns in Lehre und Leben Platons auch der Gedanke entgegen, daß in erster Linie die

Alleinherrschaft berufen wäre, alle Besserungen der Gesellschaft durchzuführen. Ein „königlicher Mann, in dem das vernunftgemäße Denken Herrschaft gewonnen hat", wird mit Einsicht in die wandelbaren menschlichen Verhältnisse seine persönlichen Entscheidungen treffen; das unpersönliche Gesetz dagegen ist unwandelbar. So hat der „Staat" bereits auf die Herrschaft eines einzigen hingedeutet, die „Gesetze" zeichnen den Fürsten der Zukunft, der dem Staate die gute Verfassung und damit dauerndes Glück bringen, von dem die sittliche Erneuerung des Volkes ausgehen kann; freilich auch die Gefahr der höchsten Gewalt für den Herrscher selbst.

In Lehre und Leben fand das Griechentum keinen anderen Ausweg aus unerträglichen Zuständen als den Geist eines Starken, dem es gelingen könnte, zu ordnen und zu helfen: die Zeit war reif für diesen Einen.

16. Das Zeitalter des Königs Philippos II. von Makedonien.

Das von langen Hochgebirgstälern gebildete Makedonien hatte seinen natürlichen Mittelpunkt in der Ebene gegen das Ägäische Meer hin; dort erhob sich die alte Königsstadt Aigai auf herrlichem Punkte, dort, wo vom senkrechten Klippenrande Wasserfälle herabstürzen. Die neue Königsstadt Pella liegt näher dem Meer und ist mit diesem durch den Fluß Lydias gut verbunden (einst eine illyrische Siedelung Bunomos, heute das Bulgarendorf Alaklisse mit Tumuli, Grabkammern, Schachten, Wasserleitungsresten), in einer von den Flüssen angeschwemmten Ebene auf einem Hügel, ringsum von tiefen Sümpfen umgeben. Aus diesem kleinen Kernlande nördlich des Olympos war durch kluge Benutzung der jeweiligen Lage, treffliche Ausbildung der Untertanen in kriegerischer Beziehung und rastloser, aber stiller Arbeit der Könige ein Reich geworden, das, in sich gefestigt, den Anspruch erheben konnte, über die zerfahrenen Staatswesen der Griechen eine Oberleitung viel schärferer Art zu gewinnen, als die der Spartaner und Athener jemals gewesen war. Die Erfolge seiner Vorgänger festhaltend, war Philippos, vielleicht der größte Staatsorganisator griechischen Stammes — trotz der Beimischung thrako-illyrischen Blutes in Makedonien war Sprache, Königshaus und Adel griechisch —, auf der Bahn maßvoller und kluger Erwerbungen fortgeschritten, des Reiches Grenzen stets erweiternd, ohne dabei dessen innere Grenzen zu gefährden.

Fast ohne Kampf hätte er dies Ziel erreicht, fast ohne Widerstand wäre vom Baume Griechenland ein Staat nach dem anderen als reife Frucht ihm in den Schoß gefallen, wenn nicht ein Mann es verstanden hätte, die schlummernden und ersterbenden Kräfte der Kleinstaaten zu beleben und die mangelnde Begeisterung für die Selbstverwaltung und Freiheit durch die Bezeichnung des Philippos als Barbaren, also durch die Begeisterung für einen Nationalkrieg zu ersetzen: Demosthenes. Kein unpraktischer Träumer, aber auch kein weitsehender Politiker, hat Demosthenes durch die tiefste Glut seiner eng-athenischen Vaterlandsliebe und die eherne Kraft seiner Beredsamkeit der Entwickelung der Dinge mächtig entgegengewirkt. Die Vergangenheit hat ihn wenig berührt. Ihm erschien freilich die Zeit der Höhe, die Zeit des Perikles, glänzend durch ihre Bauten, durch ihren öffentlichen Reichtum, durch die Einfachheit im einzelnen. Der große Zauber des Perserruhms aber ließ ihn kühl, obwohl er bemerkte, daß niemand diese Taten rühmlich geschildert habe; ja ein Bund mit Persien dünkte ihn Rettung aus schwerer Not und ihn oder doch seine Schule die Abneigung gegen Persien einfältige Beschränktheit. Aus dem Söldnerstaat Athen ward durch ihn noch einmal ein Volksheerstaat. Sicher und unablässig wies er auf die Gefahren der nordischen Macht hin (vgl. Bd. IV, S. 52); und seinen Gründen gelang es, einen Bund zusammenzuschweißen,

der gar auseinanderstrebende Elemente vereinte. Auch wer seine Politik als rückläufig ansieht, wird ergriffen von dieser glühenden Begeisterung, der das Ich nur ein demütiges Werkzeug im großen Kampf ist. Einem echten Parteimanne wie Demosthenes, der die Welt mit seinem Auge betrachtet, verschiebt sich auch das Bild von ihr, zuerst bewußt, dann unbewußt. Makedonien, aus dem man seinerzeit nicht einmal gute Sklaven beziehen konnte, war ihm ein Land, das unter der Drangsal des Krieges seufzte, seinen König haßte, seine Bevölkerung schlechter als Nichthellenen guter Abstammung, Philippos ein Mann, der keine Größe neben sich duldete, nur in Gesellschaft verkommener Literaten, Schauspieler und Speichellecker sich wohl fühlte. So verkehrt spiegelt sich bei Demosthenes das nationale Königtum Makedoniens mit seinem kriegerischen Adel und Grundbesitzertum, die starke Oberleitung, die einheitlich, von keiner Volksversammlung abhängig war (was Demosthenes freilich hervorhebt), das Heer Winter und Sommer zusammenhielt, die reiche Begabung des Königs Philippos. Und auch über die Angriffe auf den Herrscher hinaus gewann hier zum erstenmal in der griechischen Beredsamkeit die persönliche Invektive Boden, maßlos, subjektiv, färbend und verdrehend.

In bewundernswert folgerichtigem Vorgehen (vgl. Bd. IV, S. 46) gewann Philippos Stadt um Stadt der thrakisch-griechischen Küste: Amphipolis bezeichnete den Anfang, Olynthos die Krönung dieser Erfolge. Daß gerade hier, in der Chalkidike, die Klagen des Demosthenes über Zerstörung zahlreicher Städte nicht auf Wahrheit beruhen, wissen wir. Im Gebiete der Chalkidike hat Philippos schon das System der Militärkolonien begonnen, das unter Alexander ausgebildet wurde. Der Heilige Krieg führte Thessalien unter die Herrschaft des Philippos, und im Philokrateischen Frieden vermochte Athen nur für sich die Anerkennung seines Besitzstandes, nicht aber desjenigen seiner Bundesgenossen zu erreichen, während alle makedonischen Eroberungen anerkannt wurden. Noch während der Friedensverhandlungen, die zweifellos von athenischer Seite (nach der Meinung des Demosthenes durch makedonisches Gold beeinflußt) nicht geschickt geführt wurden, konnte sich Philippos trotz des Widerstandes persischer Satrapen und griechischer Söldner der ganzen thrakischen Küste bemächtigen. Er hat aber auch Anknüpfungspunkte in Menge gefunden, vor allem mit der Partei, die nur in der Monarchie Rettung vom Jammer der Kleinstaaterei sah.

Vor allem hatte der Redner Isokrates ein durchaus klares politisches Programm aufgestellt, nach dem sich um den makedonischen König Abgesandte aus ganz Hellas zur Beratung panhellenischer Angelegenheiten scharen sollten. In Philippos sah er den Führer des Zuges, dem keiner, er sei jung oder alt, fernbleiben wollte, den zu besingen und zu verherrlichen, wer dichten konnte und zu reden wußte, sich bemühen würde, zum Wallfahrtszug gegen die Perser, zu dem selbst die stummen Steine der zerstörten Denkmäler in hinreißender Weise aufforderten. Wie lebhaft fühlt man sich erinnert an einen anderen großen Einheitsprediger, Macchiavelli, der sich an den Mediceer Lorenzo wendet, daß er den großen Befreiungskrieg beginne, wie es gerechter, heiliger keinen gebe! Nur des Feuerbrandes der Freiheit als Losung bedürfe es, und ganz Kleinasien von Sinope bis Kilikien werde sich erheben, neues Land für das heimatlose griechische Proletariat und durch die Wohltaten der echten Monarchie auch die Menge der orientalischen Untertanen für die Gesamtheit gewonnen werden.

Steht auch der größte Einheitsprediger, den die Weltgeschichte kennt, Johann Gottlieb Fichte, durch seine tiefsittliche Persönlichkeit, die auf den Willen der Menschen wirkte und einen Kampf der Grundsätze, der Sitte, des Charakters nach der tiefen Niederlage von Jena forderte, unendlich höher, so läßt sich doch nicht leugnen, daß Isokrates trotz Eigensucht und nie vergessener rednerischer Zwecke große Ziele vor sich gesehen und für sie mit Weltklugheit

durch seine politischen Streitschriften gekämpft hat; „die Taten, zu denen Philippos berufen war, hat Isokrates zuerst in Worte gefaßt". Schüler des Isokrates standen denn auch in lebhafter Verbindung mit König Philippos.

Nüchterne Beurteilung der Aussichtslosigkeit eines Kampfes gegen Philippos hat Phokion, persönlicher Vorteil Aischines auf die Seite des Königs gebracht. Unablässig aber war Demosthenes bestrebt, der drohenden „Sklaverei" mit allen Mitteln entgegenzutreten. Seine Beredsamkeit brachte einen Bund mit Messenien zustande, während Makedonien durch die Gewinnung von Epeiros für Philippos' Schwager und den Bund mit Aitolien immer gefährlicher erschien. Nicht ohne Bewegung wird man die gewaltigste Demosthenische Rede, die dritte Philippische, lesen, die Byzantion vor Philippos rettete. Aber die Übertragung des Oberbefehls im heiligen Kriege gegen Amphissa erhöhte des Königs Ansehen und brachte ihm Elateia, den Schlüssel zu Mittelgriechenland.

Einen reizvollen Einblick in die delphische Tempelverwaltung liefern uns die Rechnungen von 369 bis 339. Da arbeitete das Naopeionkollegium der verschiedenen Amphiktionenmitglieder als Schatzmeister: sie haben gewöhnliche Einnahmen, die Einkünfte aus Phokis, Opferbeiträge 8000—10000 Drachmen, und ihre ausgeschriebenen Beiträge zu verwalten, mit Fracht für Steinzufuhr (die sogar übers Meer stattfindet), mit Malern und Architekten sich zu beschäftigen, Gehaltsaufbesserungen zuzubilligen, so dem Schreiber, der von 40 auf 90, dann auf 104 Drachmen jährlich steigt, dem Architekten, der von 25 auf 35 Drachmen monatlich erhöht wird und sich mit der Umrechnung der verschiedenen Währungen (attischer und aiginetischer Silberfuß, Goldwährung) weidlich plagt. Aber die Naopen weilen nicht immer in Delphoi, kehren in ihre Heimat zurück und müssen dann für den Monat einen Vertreter zurücklassen, der mit dem Archonten von Delphoi Entscheidungen trifft, so daß es schließlich nötig erscheint, aus den Amphiktionenstaaten 13 Schatzmeister, offenbar fachmännisch gebildet und bezahlt, als ein periodisches Berufsbeamtentum (339) zu wählen, wohl nicht ohne Einwirkung des Philippos, die eine Steigerung der Einnahmen von 154 Talenten 54 Minen auf 270 Talente zustande bringen. Da kann dann das Hauptziel der 900—1000 Bürger von Delphoi energischer verfolgt werden: der Tempelbau.

Auch die Überwindung des alten Hasses zwischen Athen und Theben, die sogar zu einem Bündnisse zwischen beiden Mächten führte, war dann ein vergebliches Opfer: die Schlacht bei Chaironeia (3 km östlich von Chaironeia ist der Grabhügel der Makedonier aufgefunden worden) zerschmetterte den letzten Widerstand der Griechen und sicherte Philippos die Vorherrschaft in Hellas. Der Friedens- und Freundschaftsvertrag Athens mit Philippos beließ dem ersteren zwar Lemnos, Imbros, Delos, Samos, Salamis, überlieferte aber Philippos die thrakische Chersonnesos — ein schwerer Schaden für den athenischen Handel — und vernichtete, was noch an Erinnerungen des Seebundes von 378—377 übriggeblieben war. Trotzdem müssen die Athener die Milde der Bedingungen anerkennen: dem athenischen Bürger Philippos wird ein Standbild errichtet. Isokrates aber sieht den Traum seiner Jugend in Erfüllung gehen — die vertragsmäßige Feststellung der griechischen Einigung steht bevor, ihr Vorkämpfer kann nun zur Ruhe gehen.

Der Landfriedensbund von Korinthos einte die Griechen unter der Feldherrnschaft des Philippos, der bei dieser Gelegenheit ganz und gar in panhellenischem Sinn, im Geiste des Perikles, die Schaffung eines großen gesicherten Mittelmeer-Handelsgebietes anstrebte und Sicherung der Seeschiffahrt verlangte. Die Möglichkeit, große gesamtgriechische Unternehmungen zu beginnen, lag hier zum ersten Male vor. Beim Landfrieden von Korinthos entstand im korinthischen Bundesrat eine Einrichtung, die das Schiedsrichteramt bei allen bündnerischen Streitigkeiten darstellte und die Ausgestaltung des Bundes übernahm, der auch eine ruhige Entwickelung der inneren Politik der Bündner verbürgen sollte. Die vollziehende Gewalt des Bundes war der König von Makedonien. Abgabenfreiheit und wohl

auch Freiheit von Besatzungen war den Bündnern gewährt. Erst bei Alexander verschwand diese Vergünstigung, ebenso die schiedsrichterliche Stellung des Bundesrates, die Alexander für sich selbst in Anspruch nahm. Trotz dieser Veränderung war der korinthische Bund maßgebend in seinen Einrichtungen für die späteren Bünde des 3. Jahrh. Es scheint, daß der korinthische Bund die Einrichtung des zweiten attischen Seebundes, eine Art Verfassungsurkunde, mit Sonderverträgen vereint hat, wie sie Athen im ersten delisch-attischen Seebunde geschlossen hatte. Der Vertrag Athens mit Philippos wenigstens ist uns bruchstückweise erhalten: Athen hat sich zur Gewährleistung des makedonischen Königtums des Philippos und seiner Nachkommen herbeilassen müssen.

17. Das Zeitalter Alexanders des Großen.

Sein erstes Ziel hatte Philippos erreicht. Auch seine weiteren Pläne wären wohl mit gleicher Stetigkeit und Besonnenheit ausgeführt worden, wenn ihn nicht zu früh der Dolch eines Meuchelmörders getroffen hätte: die Gattin Olympias trägt dabei wahrscheinlich den Makel der geistigen Urheberschaft. Geistig feingebildet, doch ungezügelt in seinem Privatleben, ein Schätzer der Frauenschönheit und eines guten Trunkes, zielbewußt und ausdauernd, unermüdlich tätig, zweifellos nicht ohne politisches, von seiner Persönlichkeit abgelöstes Ideal, so tritt uns Philippos entgegen, dessen Eigenschaften zum Teil als väterliches Erbteil auf Alexander (s. die obenstehende Abbildung) übergingen, freilich vermischt mit dem glühenden Empfinden und der leidenschaftlichen Natur der Olympias.

Kopf des Herakles. Zeus.
Tetradrachmon von Alexander dem Großen.

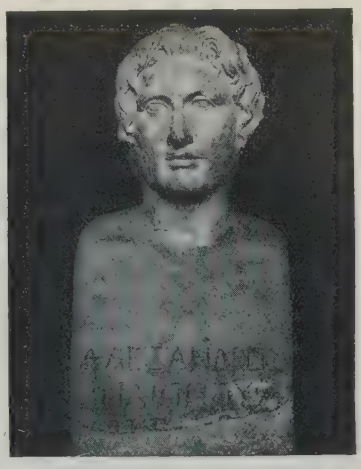
Dem jungen Königssohn Alexander hatte sein Vater den größten Hofmeister aller Zeiten zur Seite gestellt, dadurch seinen echthellenischen Zukunftsplan bekundend: Aristoteles.

Noch im 2. Jahrh. n. Chr. bewunderten Reisende die steinernen Sitze und Gänge des Nymphaion zu Mieza, wo der künftige Welteroberer der Weltweisheit gelauscht hat. Damals drangen in die glühende Seele des Knaben die aristotelischen Lehren vom Königtume, das durch Tüchtigkeit und Wohltaten die Herzen der Menschen bezwingt, da füllte sich seine Seele mit den Bildern der großen hellenischen Vorzeit und prägte sich seiner Einbildungskraft unauslöschlich des herrlichen Peliden Achilleus Gestalt ein: der Kampf des Westens mit dem Osten ergreift ihn, und wunderbar stimmen dann die Lehren des Aristoteles, die von der Herrschersendung des Griechentums gegenüber dem Barbarentume sprechen.

Der Zug der Zehntausend durch das persische Reich (400), die Eroberungen des Agesilaos (396) gaben über die Schwäche des Kolosses auf tönernen Füßen Auskunft. Durch die tatsächliche Entscheidung der Schlacht bei Chaironeia infolge seines Reiterangriffes hatte Alexander seine Anlagen praktisch erprobt und seinen genialen Feldherrnblick erwiesen. Dann übernahm er, nach dem Tode des Philippos, 20 Jahre alt, die Herrschaft über königstreue und kriegsgeübte Makedonen, über unzufriedene und mißmutige Griechen, über aufrührerische Illyrer und Dardaner. Noch war kein Jahr seit seiner Thronbesteigung verflossen, als er schon über ein durch Furcht und Bewunderung geeintes Reich herrschte und so die athenischen Herren unsagbar lächerlich machte, die ihn mit dem Tolpatsch der griechischen Volkssage verglichen. Ehe er an das Ziel seines Lebens ging, vollführte er noch eine große weitschauende Tat wirtschaftlicher Natur dadurch, daß er den durch politische Voraussetzungen,

Familieninteresse und eigene Persönlichkeit dargebotenen Krieg mit dem Osten begann, zu dem ihn nun auch dringende Boten aufforderten. Alexander erklärte zunächst dem persischen Reiche den wirtschaftlichen Krieg, indem er das Gold außer Beziehung zum Silber setzte, zur bloßen Ware machte. (Vgl. Bd. IV, S. 59ff.)

Das Heer, mit dem er auszog, war nur um weniges größer als etwa das Napoleons im ägyptischen Feldzug, stellte aber die Blüte makedonisch-griechischer Wehrkraft dar, im Vollbesitz aller Errungenschaften in Kriegskunst und Kriegserfahrung. An Stelle des Einzelkampfes der Hellenenzeit war die geschlossene Phalanx in Aufnahme gekommen. Aber schon Xenophon hatte die Auflösung dieser starren Masse und bessere Verbindung mit den anderen Truppengattungen verlangt; Epameinondas hatte die starre Gerade der Phalanx in zwei Einheiten, einen Angriffs- und einen Verteidigungsflügel, aufgelöst und engere Verbindung mit der Reiterei herbeigeführt. Philippos mag schon das Gefecht der organischen Waffen geschaffen haben; Alexander ging dann mit Beibehaltung der schiefen Schlachtordnung des Epameinondas auf die alte Zeit zurück, indem er den rechten Flügel zum Angriffsflügel machte. Beim Alexanderheere löste sich die Schlacht wieder in Einzelkämpfe auf wie in der heroischen Zeit, wurde aber nicht mehr durch Einzelwesen ausgefochten, sondern durch Abteilungen, die durch einheitlichen Geist einheitliche Körper geworden waren.



Alexander der Große. Marmorbüste des Lysippos, im Louvre zu Paris. Nach Photographie. Vgl. Text S. 538.

Noch bei der Eroberung Ägyptens, die das ganze Mittelmeergebiet in griechischen Besitz brachte und einen Mittelpunkt des griechischen Welthandels und Weltverkehrs, Alexandreia, erstehen ließ, war Alexander der Erfüller griechischer Zukunftsträume, der Führer des Rachekrieges gewesen, der Held isokrateischer, panhellenischer Pläne. In seiner zweiten Entwickelungszeit wollte er, sich loslösend vom Boden seiner Väter, der ihm seine Kraft gegeben, von den Ideen seiner Nation, die ihm die hohe Weihe verliehen, das persische Reich erobern, Orient und Okzident verschmelzen, und da er sich seines Okzidentes sicher glaubte, mußte dieser in Sitte und Gebräuchen hinter dem Orient zurückstehen. In tiefer Erkenntnis des orientalischen Geistes bildete darum den ersten Schritt auf seiner neuen Bahn die Proklamation zum Sohne des Zeus Amon. Und den ersten Ring in der Kette, die West und Ost zusammenschmieden sollte, bildete eine Stadt, die der Mittelpunkt des von ihm begründeten Welthandels und Weltverkehrs werden sollte, Alexandreia. Durch diesen Plan, eine Friedensliga aus der Menschheit zu schaffen, erwachten die halb verschollenen, tiefheiligen Völkerrechtssatzungen von Hellas in ihm zu neuem Leben; diese Seite seines Wesens begeisterte vor allem die Zeit, die die Menschheit über die eigene Nation setzte: deshalb schwärmten Montaigne, Voltaire, Montesquieu für Alexander. Schließlich war nicht mehr die Unterwerfung des persischen Reiches, sondern die Eroberung der Welt das Ziel Alexanders in seinem letzten Entwickelungsabschnitte, der die Göttlichkeit zur klar ausgesprochenen Grundlage hatte.

So war aus der gesamtgriechischen Einigung durch Philippos eine theodynastische Weltherrschaft geworden, die zwar mit Alexander zerfiel, aber in den Diadochenkönigreichen weiterlebte und namentlich in Ägypten die Grundlage der Göttlichkeit stark hervortreten

ließ. Dem ungeheuren Kranze städtischer Kolonisation fügte Alexander die großartigsten Eroberungskolonien hinzu, Alexandreia, Alexandreia ad Issum (Alexandrette), Herat, Alexandreia an der Pandschab-Indusvereinigung: sie haben die griechische „Landnahme" vollendet und das Griechische zur Weltsprache gemacht. Zu den Skythen, Iberern, Kelten, Römern waren nun die Syrer, Inder, Perser, Baktrer getreten: indische Kunst und Dichtung wurden von Griechenland beeinflußt, wissenschaftliche Anregungen auf dem Gebiete der Astronomie, Medizin, Philosophie reichten bis in das Indus- und Gangesgebiet.

Aber auch für die Kultur Griechenlands hatten die Alexanderzüge tiefgreifende Folgen. Die griechische Wissenschaft, Aristoteles und Theophrastos an der Spitze, war jahrhundertelang mit der Verarbeitung des ungeheueren neuen Stoffes beschäftigt. Die Kunst war provinzialer Versumpfung entrissen, und der Plastiker Lysippos (vgl. die beigeheftete Tafel) hat mit Verwertung der Errungenschaften von Athen und Argos wie der Malerei seiner Heimat große, das Wesen erfassende Bildnisse, vor allem das Alexanders (s. die Abbildung S. 537), geschaffen. Kunst und Wissenschaft haben sich vereint in der Geschichtsschreibung, wo der große Horizont der Zeit, die Vergleichung von Grundformen der menschlichen Eigenart, zum literarischen Porträt führt. Die Vorbereitung dazu hatte der sokratische Kreis, der psychologische und ethische Begriffe scharf untersuchte, ebensowohl geliefert, wie die isokrateische Richtung, die in dem Enkomion, dem rednerischen Lobaufsatz, doch dem innersten Menschen nähertrat.

Der persönliche Plan Alexanders des Großen, der das Griechentum in ungemessene Bahnen gerissen hatte, war mißglückt: bei der politischen Verschmelzung von Ost und West hat selbst der größte Kosmopolit der geschichtlichen Welt Schiffbruch erlitten.

---

18. Die Weltstellung des Griechentums.

A. Das Griechentum vor Alexander dem Großen.

Die lange Nachbarschaft mit Illyrern, Kleinasiaten, Thrako-Phrygern hat die sprachlichen Verhältnisse der griechischen Stämme beeinflußt. Außerdem erhielt das Griechentum, das sich bei seiner Ausbreitung vielfach auf bereits besiedeltem Boden niederließ, notwendigerweise in seiner Eigenart kulturell tiefgehende Anregungen.

Der geradlinige, weite Entwickelungsgang der griechischen Religion vom Fetischismus zu einer Religion mit ethischem Gehalte, wie sie die eleusinischen Mysterien mit ihrem Kern der Mutterliebe darstellen, war echt griechisch-national. Aber nicht bloß die nachbarlichen Spuren lassen sich in den verschiedenen Landschaften deutlich erkennen — auch der Untergrund fremder Bevölkerungsbestandteile schimmert durch, wie sehr auch die nichtgriechischen Volksteile überdeckt werden; gerade die tiefe Einwirkung der Mischung mit der minoischen Bevölkerung läßt sich nun gut erkennen (vgl. oben, S. 482).

Wie die katholische Kirche altheidnische Kulte aufgenommen und christianisiert hat, so haben die Griechen die Gottheiten der älteren Bevölkerungsschichten mit den Örtlichkeiten ihrer Verehrung übernommen: die Erdgottheiten (vgl. oben, S. 491) und Naturgottheiten der kleinasiatischen Bevölkerung, die orgiastischen Kulte der Thraker, wie später semitische und ägyptische Gottheiten. Fremdartig, ungriechisch mutet uns mit dem abgeschlossenen Priestertum, den beschnittenen Tempeldienern der Dienst der ephesischen Göttin an, die wie die Rhea auf Kreta der kleinasiatischen Urbevölkerung angehört. Die große Naturgöttin Ma, die Mutter alles Lebens, der die Tiere des Waldes zu Füßen liegen, die mit Löwen fährt, verehrt man auch dort, wo man der Sonne am nächsten ist: auf hohen Bergesgipfeln, die zuerst ihr Flammenkuß berührt.

Wenn der Meisterpinsel des Herbstes Busch und Strauch noch im Tode verschönt, dann trauern die

Poseidon.

Nach Kekule von Stradonitz und Dörpfeld, Bronzen aus Dodona in den Königlichen Museen zu Berlin (Berlin 1909).

Erklärung zu umstehender Tafel.

Die eine Höhe von 26 cm aufweisende Statuette stammt aus der 2. Hälfte des 4. Jahrh. Sie stellt eines der reizvollsten Denkmäler der lysippischen Art dar. Einheitlich in ihrer ganzen Formengebung wirkt sie wie ein lebensgroßes Standbild. Man kann vielleicht auf malerischem Gebiete die Gemälde Thomas zum Vergleiche heranziehen, wo die kleine Leinwand Wege von Stunden zu enthalten scheint: so wirkt die herrliche Poseidondarstellung.

Die Statuette ist Vollguß; die Basis fehlt; die linke Hand ist in schräger Richtung durchbohrt: der stabartige Gegenstand, den sie hielt, ist nicht erhalten. Im übrigen ist die Erhaltung der Figur von größter Schönheit, abgesehen von zwei Stellen, an denen die Bronze durch Oxydierung gelitten hat.

Phryger in heißem Schmerz um ihren großen Gott; regt sich aber im Frühjahre der so lange erstorbenen Natur geheimnisvolles Weben und Werden, dann zieht im Tanz und mit wilder Musik des Volkes Jugend hinaus, im Frühlingserwachen die Auferstehung des Gottes Sabazios zu feiern — die Griechen haben in dem thrakischen Dionysos eine verwandte Gottheit übernommen (vgl. Bd. IV, S. 36). Vielleicht mit diesen so musikalisch geübten Kulten mag die damit in Verbindung stehende Musik bei den Griechen Eingang gefunden haben: während die griechische Musik nur eine Mollskala kennt, die beim Auf- und Absteigen dieselben Klänge enthält, also des Leittons entbehrt, ist die nunmehr eindringende phrygisch-lykische Musik Dur-Musik, etwa mit den Dur-Tonarten der schottischen (gälischen) Volkslieder übereinstimmend. Als Verkörperung dieser Beeinflussung wird der phrygische Musiker Olympos aufgefaßt, wie sich überhaupt das Bewußtsein dieser Kulturübertragung in den Namen und in der Geschichtsauffassung überraschend lange erhalten hat.

Der durchaus griechisch gewordene Apollonkult wieder beruht vielfach auf der Verehrung des lykischen Sonnengottes; Apollon, Artemis und Leto sind noch in hellenistischer Zeit für Lykien heimische Götter; lykische Sänger auf Delos, wie Olenos, leben im Gedächtnisse der Griechen fort. Hohe Anziehung hat der Kabirenkult auf Samothrake, semitisch dem Namen, kleinasiatisch dem Wesen nach, auf die Griechen geübt. Die phoinikische Astarte von Paphos auf Kypros wurde ähnlich der wohl vorphoinikischen im sizilischen Eryx übernommen, hier, wie zumeist, mit den Kultbildern, die sich ja beispielsweise bei der bewaffneten Aphrodite in den Tempeln von Kythera und Sparta, bei dem Athenekultus in Lindos mit hinüberretteten. Auch die semitischen Menschenopfer sind mit dem Kultbild in Akragas (Stier des Phalaris) aufgenommen worden. Und selbst wo die alte Verehrungsstätte nicht unmittelbar im neuen Gebiete der Griechen lag, haben sich die Griechen für alte Kulte begeistert, wie die Kyrenaier für den Kult des widderhörnigen Amon.

So wird durch anderssprachigen Untergrund, durch die leichte Aufnahmefähigkeit in religiöser Beziehung die kulturelle Abschließung des Griechentums erschwert. Religiöse Gemeinsamkeit befördert gegenseitige Beeinflussung. Höher stehende Kultur überträgt ihre Formen, indem von dem Urtypus phonetischer Schrift, wie er in Syrien oder Arabien geschaffen und in noch wenig veränderter Form in der Inschrift des Moabiterkönigs Mesa (Bd. II, S. 116) erhalten ist, nicht bloß das sidonisch-phoinikische und altaramäische, sondern auch das altgriechische Alphabet abgeleitet wurde und die semitischen Formen des Handels und Verkehrs, wie sie von den Babyloniern geprägt worden waren: Maß und Gewicht (auch das Gewicht der Münzen: s. oben, S. 500), den Griechen übermittelt wurden. Der ägyptische Hohlguß hat Rhoikos, dessen Name sich in Naukratis gefunden hat, und der weiteren griechischen Plastik Anregung gegeben; der Buntheit der assyrischen Reliefs ist zum mindesten die Polychromie der griechischen kyprischen Erzeugnisse nachgebildet. Die assyrische Metalltechnik und die lydische Teppichweberei halfen mit, die griechischen Vasen zu verzieren. Die ausgebildete Flächenvermessung des ägyptischen Ackerbaustaates in Verbindung mit der sorgenlosen Muße der ägyptischen Priester brachte die Geometrie auf einen Standpunkt, der Thales und Pythagoras neue Bahnen erschloß.

Tiefgehende Übertragungen fremder Kultur auf die Grundform griechischer Bildung haben so stattgefunden. Wie ist diese Übertragung überhaupt möglich gewesen? Durch politische Zugehörigkeit zu orientalischen Reichen, durch enge Nachbarschaft, die bald im Kampfe, bald in friedlichen Beziehungen in Handel und Wandel sich auslebte, durch langjähriges friedliches Nebeneinanderleben in denselben Gemeinwesen: die Griechen lebten in großen Prozentsätzen unter fremder Herrschaft, neben Fremden, mit Fremden.

Die griechischen Städte auf Kypros gehorchten assyrischer Herrschaft, griechische Fürsten erschienen am Hofe der Könige Assurachiddin (Assarhaddon) und Assurbanipal, die Städte Kleinasiens und Kyrene standen unter persischen Königen, griechische Städte auf Sizilien unter karthagischer Oberhoheit. So war schon politische Einflußnahme ermöglicht. Und mit Kleinasiaten, Ägyptern, Assyrern, Libyern, Karthagern, Iberern, Kelten, Ligurern,

Etruskern, mit italischen Stämmen und Illyrern, mit Thrakern, Skythen und Persern haben sich griechische Truppen gemessen. Griechische Söldner kämpften im 7. und 6. Jahrh. in Babylonien, wie ein Lied des Dichters Alkaios zeigt, auch auf der Euphratflotte Sinacheribs (Sanheribs) und in Ägypten, wie die berühmten Söldnerinschriften von Abu Simbel beweisen. Mit den Königen von Lydien und König Amasis (Ahmose) von Ägypten, den Karthagern, mit den Perserkönigen und Thrakerfürsten, mit italischen Stämmen haben griechische Staaten Verträge geschlossen.

Und im friedlichen Handel und Wandel dehnte sich der Horizont der Griechen bis an die Nordküsten Europas und die mittelasiatischen Hochebenen. Die phoinikischen Märkte wurden durch die ionischen Städte mit Sklaven und Erz versorgt, die Erzeugnisse von Miletos gingen über Sybaris nach Etrurien, illyrische Stämme erhielten bis nach Istrien griechische Waren, und die Stadt Epidamnos hatte einen eigenen Beamten für die Geschäfte mit den Illyrern. Griechische Kunst übte in „rückläufiger Bewegung" starken Einfluß auf die phoinikische, deren Terrakottafiguren namentlich griechisches Wesen aufweisen: ionische Locken, das archaische Lächeln, griechische Falten. Typen wie der Silentypus werden von den Phoinikern einfach übernommen.

Für die Säulen des Tempels zu Ephesos zahlte Kroisos die Kosten; Griechen fertigten die großartigen Geschenke, die die Lyderkönige Alyattes und Kroisos in den Branchidentempel von Didymoi stifteten, so den silbernen Mischkrug auf einem Untersatze von Eisen, den der Jonier Glaukos für Alyattes schuf. Das 600 Amphoren fassende Mischgefäß des Königs Kroisos ist freilich ebenso zweifelhaft wie die angebliche Stiftung nach Delphoi, die vermutlich eher aus einer Beraubung des Branchidentempels und Hinterlegung in Delphoi entstanden ist. Jonische Künstler weilten in Sardes. Mischheiraten zwischen Lydern und Griechen waren an der Tagesordnung: König Alyattes hatte eine Jonierin zur Frau, und eine Tochter des Alyattes war mit dem Ephesier Melas vermählt. Der Dichter Alkman, der die lydische Musik verwertete, stammte aus der lydischen Hauptstadt. So erklärt sich der mächtige lydische Einfluß auf die Jonier; schon Xenophanes von Kolophon tadelte seine Landsleute, daß sie in lydischer Üppigkeit mit purpurfarbigem Oberkleid und Goldschmuck im wohlgeordneten Haar einherschritten; deshalb wanderte der lydische Name des bis auf die Füße reichenden Gewandes (*βασσάρα*, vielleicht ursprünglich den zweiten Teil des Kultgewandes zu Ehren des Gottes Bassareus — den Fuchspelz — bezeichnend) in griechisches Sprachgebiet (ebenso das lydische *κύπασσις*, vielleicht auch Kothurn). Ein lydischer Geschichtsschreiber, Xanthos, schrieb sein Werk griechisch.

In dem unteritalischen Kyme müssen Etrusker, Latiner, Umbrer, Osker, Sabeller geweilt haben, die das griechische Alphabet in ihre Heimatgaue brachten; der Ruhm des kymeischen Apollon als eines Heilgottes hat Rom bewogen, den Gott bei einer schweren Seuche aufzunehmen und den Sibyllinischen Büchern eine stets beachtete Stellung einzuräumen. Aus Anlaß einer schweren Mißernte zogen die griechischen Götter Demeter, Dionysos, Kore in Rom ein und erhielten einen Tempel, den die griechischen Künstler Damophilos und Gorgasos ausschmückten; aus Kampanien kamen Priesterinnen für die Geheimfeier der Demeter, und an die Getreideeinfuhr aus Unteritalien und Sizilien knüpfte sich die Einführung des Gottes Hermes und die Gründung seines Tempels (der im Zusammenhang mit einer Getreidebörse stand), an den überseeischen Handel mit Griechenland die Verehrung des Beherrschers der Wogen, Neptunus. Die Philosophie des Pythagoras zog Angehörige unteritalischer Stämme in ihren Bannkreis. Griechische Gesetzgebung beeinflußte die langsame

Entwickelung der italischen Verfassungen, vor allem aber die Kriminalgesetzgebung von Rom. Der Kampf ums geschriebene Recht verpflanzte sich von Griechenland nach Italien, und politische Losungsworte mögen denselben Weg gegangen sein. Griechische Kunst beeinflußte italische Stämme und Städte: etruskische Künstler müssen etwa so wie lykische Künstler in Griechenland ihre Studien gemacht haben, griechische Dichtungen wurden ins Etruskische übersetzt.

Frühzeitig spannen sich Kulturbeziehungen zwischen Persern und Griechen. Nicht bloß mit griechischer Siegesbeute prunkten die persischen Königsschlösser, wie mit dem 1901 in Susa gefundenen ehernen Hammelknochen, den die Griechen aus erbeuteten Rüstungen zusammenschmieden ließen und dem Apollon von Didymoi darbrachten, mit dem Standbilde des Gottes, das Kanachos von Sikyon geschaffen hatte. Auch die Paläste von Susa selbst müssen griechische Künstler gebaut und ausgeschmückt haben. Nur einer von ihnen, Telephanes von Phokaia, am Hofe des Dareios tätig, wird uns genannt; aber ihre Spuren zeigen sich in der ganzen Architektur, in der harmonischen Übereinstimmung zwischen Innenräumen und Fassade, in den großen Audienz- und Säulenhallen (apadâna), in den kannelierten Säulen und ihren Basen. Die freie, vom assyrischen Stil sich trotz aller Ähnlichkeit scharf abhebende Behandlung des Gewandes, der Haare, die Zeichnung des Auges, die Darstellung des Schreitens ist durchaus griechisch. Neben griechischen Künstlern, die wohl den Aigineten am nächsten standen, sind noch zahlreiche griechische Kunstwerke (Harmodios und Aristogeiton, Apollon) nach Persien gekommen, die dann mustergebend gewirkt haben.

Ebenso war die persische Kleinkunst griechisch. Die prachtvolle Amphora, deren zwei Henkel im Louvre und im Berliner Antiquarium eine Ruhestätte gefunden haben, mit ihren ionischen Akanthusblättern und ihren persischen geflügelten Steinböcken ist so gut griechisch wie der goldene Mischkrug des Theodoros von Samos, wie der goldene Weinstock mit smaragdenen Trauben, der den Thron der Achaimeniden beschattete, und die goldene Platane, Meisterwerke, die Antigonos Monophthalmos einschmelzen ließ. Zahlreiche Gemmen sind von Griechen für Perser in orientalischer Auffassung, aber mit griechischen Motiven geschaffen worden.

Da wird auf einem Chalkedonzylinder aus Kertsch Dareios, den Rebellen Gaumata züchtigend, dargestellt, der letztere im griechischen Knielauf; eine andere Gemme enthält eine Kultusszene, wie eine persische Königin vor eine Gottheit tritt: nach griechischer Art ist der Mantel als Schleier über ihren Hinterkopf gezogen. Jagdszenen weisen in der Naturwahrheit der Hirsche und Bäume griechische Arbeit mit persischer Keilschrift auf. Ja, sogar die politische Zerfahrenheit der Griechen wird auf einer solchen persischen Gemme in einer uns ergreifenden Weise zum Ausdrucke gebracht: ein vornehmer Perser hält zwei gefangene nackte Griechen an einem Stricke gefesselt, und als Wächter der Gefangenen erscheint — ein Grieche in voller Rüstung.

Auch sonst benutzten die Perser griechische Bildung: der griechische Arzt Demokedes von Kroton wirkte am Hofe des Darijawusch (Dareios), der erste einer Reihe von Leibärzten am persischen Hofe, und mußte eine Forschungsreise unternehmen; ein karischer Entdeckungsreisender, Skylax von Karyanda, beschrieb seine gleichfalls im Auftrage des Darijawusch unternommene Reise, die den Kabulfluß und den Indus hinab in den Ozean geht, in griechischer Sprache. Aus dem innigen Verkehr erwuchs schließlich auch die Ehrfurcht, die die persischen Könige vor den griechischen Göttern hegten: hierfür spricht laut der bekannte Erlaß des Darijawusch an den Statthalter Gadatas, der diesem die königliche Unzufriedenheit ausdrückte, da er den Angestellten des Branchidenheiligtums Steuern auferlegt hatte. Dem delischen Apollon wurden dreihundert Talente Weihrauch geopfert und all seinen Untertanen vollste Sicherheit zugesichert. So ergibt sich ein ganz anderes Bild aus dem Kulturverkehr zwischen Griechen und Persern als aus den Perserkriegen der herkömmlichen Geschichte.

Die phrygische Kunst hat ebenfalls Anregungen aus Griechenland bezogen: an die Stelle der einheimisch phrygischen Grabfassaden (s. die Abbildung Bd. IV, S. 8) mit ägyptischen Pylonen, karisch-mykenischen Löwen trat die griechische Tempelfassade: die Gräber von Ajazinu zeigen uns die steigende griechische Einflußnahme, bis endlich eine Grabfassade von Gherdek-Kaïasi alle Merkmale eines dorischen Tempels trägt.

Aber die Griechen lebten nicht bloß unter Fremden und neben Fremden — dasselbe Gemeinwesen umschloß mitunter auch fremdsprachige Bestandteile: die Griechen lebten auch mit Fremden in innigster Beziehung.

Verstreut über den weiten Raum des Mittelmeeres, am Wüstensaum der Hochebene von Barka, an den fruchtbaren Ufern der Rhone, an den Abhängen des Ätna, in den Berglandschaften von Epeiros, an den Küsten des Schwarzen Meeres, im Niltal haben sich die seltsamsten Städtetypen entwickelt, dem Lande angepaßt und doch der gemeinsamen Heimat nicht untreu.

Auf später ganz griechischem Boden, wie auf Lemnos und Kreta, haben sich vorgeschichtliche Schichten bis in die Zeiten der Schrift erhalten (sog. tyrrhenische Inschrift von Lemnos und vorgriechische [eteokretische] Inschriften von Praisos). Die Umgangssprache von Ephesos war lydisch durchsetzt, die von Tarentum wies italische Bestandteile auf; die Stadt Perinthos hatte eine thrakische Stammesabteilung (Phyle), den Byzantern dienten thrakische Bithyner als hörige Sklaven, den syrakusanischen Grundherren Sikuler als Zinsbauern. Die Kleinstädte der Athoshalbinsel bewohnte eine thrakische Bevölkerung, die doch schon so weit gräzisiert war, daß sie Griechisch als Umgangssprache gebrauchte, während in Städten des heutigen Südfrankreichs iberische und griechische Viertel vorhanden waren und namentlich von hier aus jene Beeinflussung nördlicher, besonders keltischer Kultur durch die griechische ausströmte, die wir als La-Tène-Kultur zu bezeichnen gewöhnt sind (Bd. I, S. 97). Griechische Sprache, Schrift und Erzeugnisse verbreiteten sich in rein keltische Gegenden; aus diesem Miteinanderleben gingen jene Nachahmungen griechischer Götter und Buchstaben auf keltischen Münzen hervor, die von der Seinemündung bis nach Böhmen, auf der Handelsstraße bis zum Niederrhein und bis nach Norditalien verbreitet sind.

In Ägypten standen die griechischen Enklaven, die griechische Söldnerschaft von Daphne (Tell Defennet) und die griechische Industrie- und Handelsstadt Naukratis in lebhaftem Verkehre mit den Ägyptern, nach deren Sitte man Skarabäen fertigte und ausführte, und mit denen man in guter Nachbarschaft einen ganzen griechisch-ägyptischen Sagenkreis schuf. Damals ist das hübsche Märchen vom Schatzhaus des Rhampsinit entstanden, das durchaus nicht ursprünglich ägyptisch, sondern eine Nachbildung der Sage von Trophonios und Agamedes ist, die das Schatzhaus des Königs Augeias von Elis erbauten. Damals ägyptisierten die Priester die Sage von Proteus und dem ägyptischen Könige, der Helena dem Alexandros entriß, um sie ihrem Gemahl zu übergeben. Freilich sieht diese Verhaftung des Paris in Ägypten fast danach aus, als wäre sie eine frivole Travestie der griechischen Sage. In Nachahmung griechischer Spiele wurde die Festfeier des Perseus mit gymnischen Kämpfen in Chemmis begangen; ja der ganze delische Mythenkreis ward in Ägypten festgelegt und auch dort ein schwimmendes Eiland entdeckt. Bei diesem reichen geistigen Wechselverkehre zwischen Griechen und Ägyptern mögen auch die die Pflanzenkapitelle der Ägypter umschnürenden Bänder, die annuli der dorischen Säulen, übernommen worden sein. König Nekou weihte nach dem Siege über König Josia von Juda bei Megiddo sein Kriegskleid dem Apollon der Branchiden, und die erwähnten ältesten datierten griechischen Inschriften 590/589 stammen von einem Zuge des Königs Psammetik II. gegen Äthiopien, an dem

sich griechische Söldner beteiligten; sie sind hoch oben in Nubien bei dem herrlichen Felsentempel von Abu Simbel (s. oben, S. 299), an dem Bein eines Rameſſekoloſſes eingegraben.

Ahmoſe, der Philhellene, ſpendete einen Beitrag zum Wiederaufbau des Tempels von Delphoi, ſtiftete in dem Tempel von Lindos einen Linnenpanzer, bei dem jeder Faden aus 360 Fäden, entſprechend den Tagen des älteſten Jahres, zuſammengedreht war, und ſandte nach Sparta Geſchenke. Unter ihm wurden die Wohnſitze der Griechen vom peluſiniſchen Nilarme nach Menſe verlegt; außerdem wurde ihnen ein Ort im Delta, das ſpätere Naukratis (ſ. oben, S. 315), angewieſen, der ganz aus dem ägyptiſchen Staatsverbande gelöſt wurde und vollkommen freie Verwaltung erhielt. Treu ihrer Sprache, ihren Sitten und Bräuchen, errichteten hier die Griechen ein gemeinſames Heiligtum, das Hellenion, für alle griechiſchen Kolonien in Ägypten, die ſich von da ab immer raſcher vermehrten und bis tief in die Wüſte erſtreckten; in der großen Oaſe Uah el-Khargeh (ſieben Tagereiſen von Theben entfernt) hatten die Samier ein Handelsemporium angelegt. In Naukratis begegnet uns der Bruder der Dichterin Sappho als Weinhändler; der Dichter Alkaios hielt ſich in Ägypten auf, während ſein Bruder ſich im Dienſte Nabukudurriuſurs auszeichnete. Die bedeutendſten Männer Griechenlands kamen teils wirklich nach Ägypten, teils ſchöpften ſie der Sage nach von dieſen neu erſchloſſenen Quellen Weisheit: Solon und Pythagoras weilten ſicher in Ägypten. Damals drangen die Bezeichnungen für ſtarke (*φώσσων* und *ἡμιτόβιον*) und feine Linnen (*σινδών*), für franſenverzierte Leinenröcke (*καλάσιρις*) aus dem Ägyptiſchen ins Griechiſche ein.

In Epeiros, Akarnanien, Aitolien liegen drei Bevölkerungsſchichten, eine gemeingriechiſche (aioliſche oder theſſaliſche), eine illyriſche und eine korinthiſche (oder nordweſtgriechiſche) Schicht übereinander, und als Miſchvölker wurden dieſe Stämme von den Griechen gewöhnlich angeſehen. Ja angeſichts des ſtarken illyriſch-thrakiſchen Einſchlags bei den Makedonen konnte es einer partikulariſtiſchen Bewegung gelingen, die Makedonen zu Barbaren zu ſtempeln (S. 533).

Die zahlreichen kariſchen Perſonennamen von Halikarnaſſos erweiſen die kräftige Vertretung der Urbevölkerung, ebenſowohl wie die Nennung von Mileſiern nach der Göttin Hekate die Kraft des kariſchen Kultes; daß die Väter des Thales (Hexamyes), des Bias (Teutamos), der Oheim des Herodotos (Panyaſſis) ſicher, der Vater (Lyxas) wahrſcheinlich kariſche Namen trugen, wie ſolche auch ebenſo auf Samos vorkamen (Cheramyes), wie auf Kos, ſpricht für eine ſtarke Blutmiſchung. Eine ſolche kam auch in griechiſch-libyſchen und in griechiſch-thrakiſchen Bezirken vor: Hegeſypyle, die Gattin des Miltiades, war eine thrakiſche Prinzeſſin, Thukydides ſtammte von deren Vater Oloros, die beiden Dion und der Geſchichtsſchreiber Arrianos hatten thrakiſches Blut in ſich.

Im Adels- und Bauernſtaate Lykien vertrat das Griechentum das Bürgertum und verbreitete griechiſche Kunſtfertigkeit allenthalben. Lykiſche Dynaſten ſchlugen Münzen, die ſie mit der perſiſchen Tiara zeigen, aber auf der anderen Seite das Bild der Göttin Athene. Denkmäler wurden den Fürſten geſetzt, die ſie in lykiſcher und griechiſcher Sprache rühmten, und ein attiſches Epigramm auf der Columna Xanthia preiſt den Harpagiden, daß er mit der Städtevernichterin Athenaia viele Hochburgen zerſtört und dem Zeus mehr Tropaien geweiht habe als irgendein Sterblicher. In doppelſprachigen Übereinkommen wurden die Ordnungen von Feſtfeiern beſtimmt, wie die Inſchrift von Iſinda beweiſt. Die Münzen der Städte Mallos, Iſſos und anderer Plätze an der kilikiſchen Küſte haben griechiſche Aufſchrift neben der aramäiſchen.

Die Griechenstädte des bosporanischen Reiches, wie das von den Milesiern gegründete Pantikapaion (beim heutigen Kertsch), terrassenförmig die Hügel hinanklimmend, haben nicht bloß die phrygische Mutter aufgenommen, sondern, da auch Skythen in demselben politischen Verbande lebten, die äußeren Lebensgewohnheiten vielfach denen der Skythen angepaßt. So steckten ihre Füße in ganz und gar ungriechischen Beinkleidern und hohen Stiefeln. Griechische Kunst lockt skythische Nachahmung: auf Goldbändern werden Greife, wilde Tiere, die Renntiere beschleichen, in griechischer Ausführung dargestellt; seltsamer spitzer Kopfschmuck aus Gold und Pferdegeschirr, mit griechischen Mustern verziert. Es beginnt aber auch schon in dieser älteren Zeit die griechische Kunst die Bedürfnisse und den Geschmack der skythischen Nachbarn zu berücksichtigen, mit nordischen Motiven zu arbeiten, und schafft z. B. silbernen Brustschmuck für den Harnisch: ein fein Junges säugendes Renntier, darunter einen Adler mit ausgebreiteten Schwingen. So zeigt sich hier schon der Aufstieg zu jenen wundervollen, aus dem hellenistischen Realismus geschaffenen Meisterwerke, der silbernen Chertomlyk-Vase, auf der skythisches Steppenleben in freudigem Schaffen wiedergegeben wird, echtrassige Skythen wilde Pferde einfangen und zähmen, der Hauptteil der Vase aber mit jener zierlich lebendigen und anmutigen Blumen- und Vogelverzierung übersponnen ist, die alexandrinischer Metallarbeit eignet. Hier begegnet sich griechische und iranisch-assyrische Kunstfertigkeit: der Schmuck, der dem Grabe der Achaimenidenprinzessin in Susa entnommen wurde, findet sein Seitenstück in den Motiven des Schmuckes von Kul Ola (bei Kertsch). Iranischer Einfluß, der alte assyrische Motive wieder zur Geltung bringt, zeigte sich trotzdem immer stärker in der Anlage von ungeheuern Grabgewölben, Besetzung der Gewänder mit Goldblättchen, in der Annahme der persischen Mitra und des goldenen Diadems als königlichen Kopfschmucks (vgl. Bd. IV, S. 31). Auch Olbia hat in lebhaftem Verkehre mit den Skythen und unter skythischem Einfluß gestanden (vgl. S. 502).

Milesische Vasen wanderten bis in das heutige Gouvernement von Jekaterinburg, in die Bezirke von Chigirin und Zvenigorodka, attische Vasen ebendahin und in die Gegenden von Poltawa und Kiew (Gorobinets, Shpola, Bobritsa, Galushchino [ein prachtvoller Krater mit Europa und dem Stier], Zurovka, Kuban).

Auf der Wasserstraße Dnjestr–Bug–Narew wurde lebhafter Handel bis zu den Weichselmündungen unterhalten, und an der Karawanenstraße nach Mittelasien, die noch heute Wichtigkeit besitzt und die Linie der künftigen Querbahn (Bd. I, S. 348) angibt, lag mitten im Waldland eine Stadt, aus Holz gebaut, von Palisaden umgeben; dort siedelten hellenische Ackerbauer und Pelzhändler, die aus der Sprache der Nachbarvölker viel herübergenommen hatten und heimatfern mitten im nordischen Waldland ihre Götter, vornehmlich Dionysos, ehrten: daß hier griechischer Handel blühte, zeigt auch eine an der Obwa gefundene griechische Tasse, die den Streit zwischen Odysseus und Ajax darstellt, und eine in Perm gefundene Hygieia.

So stand das griechische Volk in beständigem Wechselverkehr mit allen Völkern der Oikumene, des damaligen Kulturerdkreises, zu seiner Reife emporgewachsen. Die alten Einigungsmittel, die Nationalspiele, die die Griechen der verschiedensten Gegenden vereinten, die gemeinsamen religiösen Mittelpunkte haben an einem Teile des äußeren Randes aufgenommene Förderungen rasch zum Gemeingute des ganzen Volkes gemacht. Erst als alle geistige Einfuhr unnötig geworden war, da ward der nationale Schutzstaat, durch festesten Abschluß der einzelnen Stadtstaaten, errichtet, und erst das perikleische Athen sah Mischehen mit Nichtathenerinnen als ungültig an.

Und trotz aller Zentralisation im Herzen hatte dies kraftvolle Land so viel Blut in all seinen Gliedern, daß vom Westgriechentum aus, das unter der Herrschaft der beiden Dionyse die östlichen Sikuler in sich aufnahm, mächtige Beeinflussung ausging, die herrlichen Münzen des Euainetos von Syrakus ebensowohl von den Semiten in Segesta, Motye und Panormos, wie von den Satrapen des Perserreiches, Pharnabazos und Tarkamos, nachgeahmt wurden, griechische Götter und griechische Kunst in das Westsemitentum übergingen. Griechen halfen in der Folge die Befreiungsschlachten Ägyptens schlagen und haben anderseits auch den Persern Söldner und Feldherren in diesem Kampfe gestellt; Griechen dienten am persischen Hof als Leibärzte und schrieben persische Geschichte, sich der Kenntnis einheimischer Quellen mit sehr fraglichem Rechte rühmend; Griechen wie der Rhodier Memnon wären die beste Stütze des persischen Reiches gewesen, wenn nicht Neid und Mißtrauen der persischen Großen sie gelähmt hätte, und griechische Söldner sind von dem Zuge des Kyros bis auf den Verzweiflungskampf des Dareios Kodomannos hervorragende Truppen des Perserreiches gewesen. So hat das griechische Volk selbst im Entscheidungskampf unter Alexandros die besten Kämpfer und die besten Köpfe auf beiden Seiten gestellt und zur selben Zeit noch in verschwenderischem Reichtum die Oikumene mit seiner Kultur durchtränkt.

B. Die Weltstellung des griechischen Volkes unter Alexander dem Großen.

Mit Alexanders Reichsgründung war für den Osten eine Ausbreitung griechischer Kultur, ein Austausch östlicher und westlicher Erzeugnisse, eine Vermischung barbarischer und griechischer Stammesart verbunden, wie sie die antike Welt in diesem Maße vorher doch noch nicht gekannt hatte. Iberische Stämme Spaniens, keltische Klans in Südfrankreich, etruskische Städte, italische Kunstübung, ägyptisches Heerwesen und ägyptische Sage, lykische Gräberarchitektur und karische Denkmäler, skythische Goldarbeiten, persische Palastbauten haben zwar früher schon unter griechischem Einfluß gestanden, so daß die Griechen weit mehr als durch ihre inneren Kämpfe in ihrer Rolle als Zivilisatoren des Mittelmeerkreises ihre weltgeschichtliche Bedeutung erstritten. Aber nun ward die alte griechische Kolonisationstätigkeit, die zwei volle Jahrhunderte aufgegeben war, wieder aufgenommen in einem weiten Reichsgebiete, dessen politisches Leben griechisch, dessen Verwaltung persisch, dessen Herrscher griechisch, dessen Heer griechisch war. Die Gründung von Alexandreia und Neubelebung von Babylon hat Weltstädte im Orient geschaffen, deren geistige und materielle Hochkultur sie zu Mittelpunkten des neuen Alexanderreiches machen mußte. Der ganze Strom des Reichtums ergoß sich in den Westen; die lange aufgestapelten Schätze der Achaimeniden wurden dem Kreislaufe der Güter zurückgegeben, und die chaldäischen Beobachtungen und Berechnungen, die auf Jahrtausende zurückgingen, wurden der griechischen Astronomie nutzbar gemacht. Schon Pytheas, später Hipparchos, benutzen für die Entfernungen von Sternen babylonische Maße. Ja auch die politisch-religiösen Überlieferungen Babylons, die schon den assyrischen Herrschern die Krönung in Babylon als abschließende Weihe erscheinen ließen, spielten in dem Weltkönigtum Alexanders eine große Rolle und paßten wunderbar in die theodynastischen Pläne: neben der Anlage von Häfen und Werften bildete der Aufbau des Marduktempels Esaggil (vgl. Bd. II, S. 34f.) einen wichtigen Zukunftsplan Alexanders.

Das Griechentum hatte nun diese eroberten Länder zu wirklichem geistigen Besitz erworben. Im Reichsarchive zu Babylon wurden jene Generalstabsberichte hinterlegt, die eine genaue Vermessung des eroberten Landes enthielten: eigene Beamte, Bematisten (Schrittzähler), hatten für die Abschreitung der Entfernungen zu sorgen. Statt der aus dem

Karawanenverkehr mit den östlichen Gegenden stammenden Angaben, deren Unsicherheit Aristoteles so lebhaft beklagte, traten sichere Zahlen auf. Der Lauf des Indus und Ganges, die Insel Taprobane (Ceylon) wurden bekannt. Vor allem haben die Berichte des Nearchos von Kreta eine wissenschaftliche Eroberung der Küste zwischen Indus und Euphrat geliefert. Im Dezember 323 war dieser Bedeutendste aus dem wissenschaftlichen Stab Alexanders mit seiner Flotte, für die der Himalaja das Holz geliefert hatte, in den Persischen Golf eingelaufen; seiner Feder entstammt zweifelsohne jener wundervolle Bericht über die Flutpflanzen (die am Strande wachsenden und weit ins Meer hinaus sich vorschiebenden Mangroven mit ihren Stützwurzeln), der uns noch bei Theophrastos erhalten ist. Wie Alexander die Erforschung des Kaspischen Meeres und seines Zusammenhanges mit dem Weltmeere Herakleides übertrug — seine Anordnung ist durch seinen Tod überholt worden —, so hat er dreimal die Umschiffung Arabiens versuchen lassen; allein das Kap Musandam, das wilde Brandung umtost, hat weder Archias von Pella, noch Androsthenes von Thasos, noch Hieron von Soloi zu umfahren vermocht. Aber dem zweiten aus dieser Seefahrerreihe verdanken wir die meisterhafte Schilderung der Bahreininsel Tylos mit ihren blühenden Gärten und frischen Quellen, auf der Androsthenes Dezember 324 bis Januar 323 weilte. Hier wurde die Erscheinung des Pflanzenschlafs entdeckt und schön beschrieben, wie sich die Ficus-Blättchen der indischen Tamarinde für die Nacht zusammenfalten; die Baumwollpflanzungen, die so sehr an die heimische Rebe erinnerten, wurden studiert, so daß wir auch an dieser, gleichfalls bei Theophrastos erhaltenen Schilderung eine glänzende Erläuterung besitzen, wie ganz anders dieser Alexanderzug die eroberten Gebiete erschloß als etwa die arabische Eroberung, die wenig genug auf dieser merkwürdigen Insel sah. Wir wissen nicht, wer aus dem Stab Alexanders die Beobachtungen überliefert hat, die wohl 326 bei der Rast am Zusammenflusse des Hydaspes und Akesines an den Banianen gemacht wurden, wer im nordwestlichen Himalaja die Baumarten so genau schied, wer die geschlechtliche Fortpflanzung der Pflanzenwelt am Zitronatbaum erkannte. Wie nahe auch Übertreibung gerade bei der Beschreibung der riesigen indischen Feigenbäume lag, bei denen die Bematisten den Umfang der Laubkrone auf 1300 m feststellten (also weit hinter den heute noch vorhandenen Baumriesen von Nerbuda zurückbleibend), wie schwierig auch die Erklärung der Luftwurzeln war, die aus den älteren Ästen kommen und zu Stützwurzeln werden, überall bewundern wir, wie mit offenen Augen und sicherem Verständnis diese Erscheinungen erfaßt wurden. Nichts ist uns von den Berichten des Bergbautechnikers Gorgos erhalten, der wohl im Auftrag Alexanders die Gold- und Silbergruben wie die Salzlager im indischen Königreiche des Sopeithes erforschte, und verschollen ist die Abhandlung des Kleon von Syrakus über Häfen; aber die Weite der Gesichtspunkte, nach denen die neue Welt aufgeschlossen wurde, wird uns aus solchen abgebrochenen Trümmern lebendigster Geistestätigkeit klar.

Die geistige Eroberung des Orients gelang auf diese Weise durch die lebendige Beobachtungsgabe des Westens. Aber die Vermählung des Morgen- und Abendlandes, die auf dem Hochzeitsfeste zu Susa gefeiert ward (Bd. IV, S. 74), ist eine Sklavenehe geblieben, in der das Morgenland der Tyrann war. Zwar die Aufnahme der Perser in das makedonische Heer bedeutete noch den Sieg des Westens; aber die geplante Aufnahme persischer Truppen in die makedonische Phalanx hätte diese zersprengt.

Und doch schien Alexander die politische Organisation der Weltstellung des Griechentums, die Weltherrschaft, nur durch eine Verschmelzung der Völker möglich. Völkerversetzungen aus Asien nach Europa und aus Europa nach Asien sollten dem mit religiöser

Weihe umgebenen Weltkönigtume die aufgelösten Massen schaffen, die nur mit der Dynastie Verbindung, aber keine unter sich besaßen. In der Ferne schien die hellenische Polis, der Stadt-Staat, die erwünschte Trägerin einer neuen Kultur; in der Heimat jedoch konnte das alte Verfassungsleben gefährlich werden, so daß mit Zurückdrängung aller Erinnerungen an den Korinthischen Bund (S. 535) Erlässe von Alexander ausgingen, die die Heimkehr der Verbannten anbefahlen sowie achaiischen und arkadischen Städten gemeinsame Versammlungen untersagten. Besatzungen wurden in Städte gelegt, Tyrannen begünstigt oder verurteilt; das orientalische Großkönigtum hatte über alle westliche Entwickelung gesiegt.

Im Osten läßt sich die Anknüpfung der Alexanderherrschaft an die unter der persischen Reichsorganisation ruhenden Unterschichten nirgends verkennen. Wir sehen, wie Alexander das religiöse Bewußtsein aller Ägypter und Babylonier, vielleicht auch die politischen Überlieferungen der letzteren für seine Zwecke ausnutzte, wie er der Stadt Sardes und den Lydern das alte lydische Recht wieder zurückgab.

Hof- und Beamteneinrichtungen dagegen übernahm Alexander zum großen Teil aus dem persischen Reich. Hier hatte schon sein Vater Philippos den Beginn gemacht, indem er eine persische Sitte, die militärische Erziehung vornehmer Jünglinge am Hofe, nachahmte: nicht das Studium von Herodotos' Geschichtswerk und Xenophons „Anabasis", sondern der Verkehr persischer Flüchtlinge am makedonischen Hofe wird zu dieser Einflußnahme geführt haben. Nun galt die persische Hofsitte: das Küssen der Erde, die Vielweiberei, das persische Staatskleid, das persische Strafgesetz (so bei Bessos), und mit den persischen Hofbeamten wurden auch die Eunuchen übernommen. Der Wesir (bei Ktesias ἀζαβαρίτης, bei Hesychios ἀζαραπατεῖς = armenisch hazarapet, von hazar, tausend, als Befehlshaber der 1000 äpfeltragenden Leibwächter; vgl. die Erklärung der Tafel bei S. 139 des II. Bandes) heißt schon seit den „Persern" des Aischylos griechisch Chiliarchos, ein Name, den nun amtlich Hephaistion trug; zum Oberkammerherrn (εἰσαγγελεύς) ward Chares von Mytilene ernannt, und der oberste Schreiber nahm eine hervorragende Stellung ein. Nach alter persischer Sitte wurden im neuen makedonischen Weltreiche die amtlichen Protokolle und königlichen Tagebücher weitergeführt: gerade diese königlichen Tagebücher Alexanders bilden den Kern der Überlieferung, auf dem unsere Kenntnis der Alexanderzeit ruhen soll, der aber freilich dank der späteren Romanliteratur nicht immer erkennbar und ganz überdeckt ist. Ein größeres Stück, das die letzten Tage Alexanders umfaßt, ist uns ziemlich vollständig erhalten. Das persische Straßennetz ist ebenso wie die persische Reichspost als Grundlage des Verkehrs festgehalten worden, als Grundlage der Reichsverwaltung die alte Satrapien-Einteilung, freilich in straffer Zusammenfassung und Anschmiedung an den Reichsmittelpunkt, indem der Heeresbefehl und die Finanzverwaltung von dem Satrapenamte getrennt wurden, zudem das Recht der Münzprägung und des Söldnerhaltens verschwand.

Wie ein Sinnbild der Weltstellung des griechisch-makedonischen Königtums erscheint das letzte Lebensjahr Alexanders. Da trafen Gesandtschaften aus den Quellgebieten des Blauen Nils und aus den südrussischen Steppenländern, aus Äthiopien und dem Skythenlande, von Iberern, Kelten, Brettiern (Bruttiern), Lukanern und Etruskern, vor allem aber aus Rom und Karthago bei Alexander ein; da sollte Arabien umschifft und eine Bewässerungsregelung des Euphratlandes durch Niederlegung der Wehre, Reinigung der Kanäle, Deichbauten begonnen, die Küste und die Inseln des Persischen Meerbusens besiedelt werden (vgl. Bd. IV, S. 74); Tempelbauten sollten sich an uralt heiligen hellenischen Stätten (auf Delos, zu Dodona und Delphoi) wie in der Heimat zu Dion, Amphipolis und Kyrrhos

erheben. Das alte Kulturerbe des Ostens und die Tatkraft des Westens schienen sich zu verbinden, und Griechisch war die Sprache des vorderasiatischen Kulturkreises geworden, wie es einst vor einem Jahrtausend das Babylonische gewesen war. Und dieses Alexandererbe blieb. Mochten mit dem Sommerabende des Jahres 323 (13. Juni), da in die leidenschaftlich erregte Menge zu Babylon die Kunde schlug, daß er tot sei und die Welt ohne Herrn, die sonstigen Pläne ersterben und die Zertrümmerung des Riesenreichs ausgesprochen sein — die Schaffung eines neuen, den alten Orient zum Teil umspannenden Kulturkreises geht von Alexander aus. Kein römisches Weltreich, kein weltumfassendes Christentum, kein byzantinisches Reich mit Kleinasien, Syrien, Ägypten als Provinzen wäre ohne diese Alexandermonarchie möglich gewesen.

Zur Zeit, da die Kenntnis der Erde durch die Alexandersiege sich nach dem Osten unendlich erweitert hatte, zog ein kühner Seefahrer von Massilia aus, von dem Hauptstapelplatze der Erzeugnisse des Nordens, von Bernstein und Zinn, dem Mittelpunkte griechischen Einflusses auf Kelten und Iberer, einer der erfolgreichsten Entdecker, zugleich der erste Grieche, der zu den Germanen kam, Pytheas. Wenn Alexander v. Humboldt den großen gemeinsamen Zug, der die Geister des schließenden Quatrocento und der nächstfolgenden Jahrzehnte auf allen Gebieten erfaßt hat, damit kennzeichnet, daß er sagt, „das Zeitalter des Columbus war auch die Zeit des Copernicus, Ariosto, Dürer, Raffael", so können wir darauf hinweisen, daß das Zeitalter des Pytheas auch das Zeitalter des Platon, Aristoteles und Lysippos, das des Philippos und Alexanders von Makedonien war.

Columbus war in seinem Köhlerglauben hinausgezogen: das beweist sein libro das profecias. Pytheas aber stand nicht allein auf der Höhe der Wissenschaft seiner Zeit, sondern vermehrte sie mit neuen, für alle Jahrhunderte feststehenden Entdeckungen.

Er hat mit verhältnismäßig geringen Beobachtungsmitteln gearbeitet, mit dem Gnomon (Schattenzeiger), einem Stabe, dessen Schattenlänge, zur Mittagszeit der Tag- und Nachtgleiche in ein Verhältnis zur wirklichen Länge des Stabes gestellt, die geographische Breite des Beobachtungsortes ergab. Und trotz dieser unzulänglichen Mittel ist die von ihm bestimmte Höhe von Massilia bis auf 5 Minuten genau. Die alte Meinung, daß der Polarstern am Himmelspole stehe, hat er endgültig zerstört. Und wissenschaftliche Fragen, die Frage nach der Größe des Erdballes, wie weit die bewohnte Erde reiche, trieben ihn in unerforschte Gegenden hinaus: der Polarkreis sollte erreicht werden. Sowie die Grenze des Mittelländischen Meeres durchfahren war, zogen die mannigfachsten Erscheinungen den kühnen Forscher an; die Erscheinung der Ebbe und Flut, die noch von Platon sehr merkwürdig erklärt wurde, ist damals zum erstenmal von Pytheas richtig auf den Mond zurückgeführt worden. Zuerst von Südwestwinden getrieben, dann ohne Unterstützung langsamer vorwärts dringend, gelangte er in 13 Tagen an die Nordwestecke Spaniens, und nun ging es ins offene Meer hinaus mit nördlichem Kurs 3 Tage. Der Polos zeigte diese nördliche Richtung, und schließlich ward aus der Polhöhe die geographische Breite bestimmt. West- und Südwestwinde wie die Golfströmung drängten Pytheas ab, und so erreichte er, im Glauben, stets nördlich gefahren zu sein, die Westspitze der Bretagne und die Insel Ouessant (Uxisame). Dann umschiffte er England, indem er zuerst 13 Tage nach Norden zog, die nördlichste Spitze Englands und in zwei weiteren Tagen die Shetlandinseln erreichte, die er Aibuden nennt: der längste Tag von 19 Stunden, den er angibt, läßt die genaue Berechnung auf die Shetlandinseln zu. Nachrichten von Thule (Island) drangen zu ihm. Geheimnisvolle Erzählungen brachte er mit von einem Gemisch aus Wasser, Luft und Erde, das am ehesten noch dem Leuchten einer Meerlunge oder Qualle vergleichbar ist: die lange unverstandene Schilderung nicht etwa bloß des dichten grauen Nebels, der Erde und Wasser und Luft nicht unterscheiden läßt, sondern des Nordlichts. Dann fuhr er zu den Rheinmündungen, drang bis zur Elbe vor, zu den Teutonen, und zu den Inseln, die zur Zeit der Ebbe landfest werden, zur Insel Abalos (Helgoland?), wohin im Frühjahre die Fluten den Bernstein tragen; endlich gelangte er zur Küste Jütlands.

Hat Pytheas, der Entdecker der Deutschen, aus wissenschaftlichem Interesse seine kühne Entdeckungsreise unternommen und der Wissenschaft riesige neue Gebiete dargeboten,

die sie freilich lange aus törichtem, aber erklärlichem Zweifel in das Gebiet der Fabel verweisen wollte, so mag sich vielleicht auch praktische Erweiterung des massaliotischen Handelsgebietes, ja die Gründung einer Ansiedelung an der Loiremündung an diese großartige Fahrt angeschlossen haben. Die Überschätzung der zurückgelegten Seestrecken und die dadurch hervorgebrachte Annahme von der ungeheuern Ausdehnung Britanniens haben ja Fehler in das Kartenbild des Pytheas gebracht; aber unsere Zeit vermag die hohe Bedeutung des Pytheas als eines der frühesten und erfolgreichsten Entdecker aller Zeiten ganz zu erfassen.

So umspannte griechischer Wagemut und griechischer Geist die damalige Welt von den Shetlandinseln bis zum heutigen Turkistan, von der Westküste Libyens bis zum Ganges. Die Vermessung Britanniens und Persiens, Nordlicht, Ebbe und Flut im Atlantischen Ozean, wie das Wachstum der Banianen und Mangroven, der Bernstein an der deutschen Küste, wie die Gold- und Silbergruben Indiens, die Frage nach dem äußeren Meer und nach den Grenzen der Erde waren Gegenstände griechischer Forschung, wie die Gesetze sozialer Entwickelung und wie die Gesetze des Denkens selbst. Wie ein Triumphgesang dieses weltumspannenden Denkens erscheint uns so die Philosophie des Aristoteles (384—322): das Denken selbst ist die immaterielle Gottheit, die Ursache aller Bewegung, das absolute Selbstbewußtsein.

Die Einsicht in die Gesetze des menschlichen Denkens ist der sicherste Ausgangspunkt aller Erkenntnis. Wie wir das weiße Licht sich im Prisma in seine bunten Farben zerteilen sehen, so folgen wir im Denken der allgemeinen Ursache in ihre besonderen Wirkungen. Das Ding, das durch alle Veränderungsläufte sein begriffliches Wesen aufrecht hält, ist der Gegenstand wahrer Erkenntnis. Im Verhältnis der Möglichkeit zur Verwirklichung, des Stoffs zur Form, liegt der Inhalt der ganzen Entwickelung. Entfaltet sich der Stoff zu der Form, die ihm der Anlage nach innewohnt, so steigt nach den Gesetzen der Zweckbestimmung und Notwendigkeit in anfang- und endloser Entwickelung — in steter Bewegung — von dem formlosen Stoffe, der reinen Materie, eine ungeheuere Stufenleiter empor zur stofflosen Form: zur Gottheit. Und in dieser Stufenleiter, der schon die Veränderung im Unorganischen (Ortswechsel: mechanische Veränderung, Eigenschaftswandel: chemische Veränderung, Größenveränderung: organische Veränderung) eine Entfaltung innewohnender Möglichkeiten bedeutet, steigt die Entwickelung empor über die niederen Lebewesen mit vegetativer Seele zum Menschen, dessen Seele Vernunft ist. Glückseligkeit ist Zweck des menschlichen Lebens, und seiner Erreichung dienen neben der Erkenntnis die ethischen Tugenden, die im Willen wurzeln. Allein kann aber der Mensch nimmer seinem Ziele zustreben; er bedarf der Mitmenschen, der Gemeinschaft: er ist ein *ζῶον πολιτικόν* = ein soziales Wesen. Eine aus den gewaltigen Errungenschaften der Alexanderzeit hervorbrechende Erkenntnis kündigt sich hier in der Lehre an, daß der Mensch nur im Staate die in ihm ruhenden Möglichkeiten zu Wirklichkeiten ausreifen lassen kann — eine urkräftige Verwahrung gegen jene feigselbstsüchtigen Anarchistentorheiten der Kyniker und Megariker, die in der Rückkehr zu unmöglichen Unkulturzuständen und im Genuß des Augenblicks den Inhalt des allein möglichen Einzelglücks sahen. Laut genug predigte allen Einsichtigen die Größe des Erreichten, daß nur ein soziales Zusammenwirken, daß nur gemeinsame Kräfte dem Griechentum die überragende Weltstellung geschaffen hatten.

So verkörpert sich in der zwei Jahrtausende wirksamen Gestalt des Aristoteles jene Zeit am besten, die aus dem Erreichten heraus ihre lebenstätige Philosophie schafft, die nicht mehr an politischen Phrasen klebt, sondern aus der Untersuchung des reichen Stoffes heraus die Umrisse des Staats und seinen Hauptzweck erkennen läßt: die Erziehung der Bürger.

Bibliographie.

I. Afrika.

1. Afrika als Teil der bewohnten Erde.
(S. 1—21.)

Paulitschke, Ph.: Die Afrika-Literatur in der Zeit von 1500—1750 n. Chr. (Wien 1882). — Journal of the African Society (London 1902 ff.). — Dapper, O.: Naukeurige Beschryvinge der Afrikaensche Gewesten (Amsterdam 1671). — Hahn, F.: Afrika (W. Sievers, Allgemeine Länderkunde, 2. Aufl., Bd. I; Leipzig und Wien 1901). — Hartig, O.: Ältere Entdeckungsgeschichte und Kartographie Afrikas mit Bourguignon d'Anville als Schlußpunkt (1749) (Münchener Diss., Wien 1905). — Jones, C. H.: Africa. History of exploration from Herodotus to Livingstone (New York 1875). — Keane, A. H.: Africa. 2 Bde. (London 1895). — Kunstmann, F.: Afrika vor der Ankunft der Portugiesen (München 1853). — Leyden, J.: Histoire complète des Voyages et découvertes en Afrique, depuis les siècles les plus reculés jusqu'à nos jours; accompagnée d'un précis géographique et d'un tableau d'histoire naturelle. 4 Bde. (Paris 1821). — Paulitschke, Ph.: Die geographische Erforschung des afrikanischen Kontinents (2. Aufl., Wien 1880). — Ratzel, F.: Völkerkunde (1. Aufl., Bd. I, Leipzig und Wien 1885; 2. Aufl., 2 Bde., ebenda 1894—95). — Umlauft, F.: Afrika in kartographischer Darstellung von Herodot bis heute (Wien 1887). — White, A. S.: The development of Africa (2. Aufl., London 1892). — Sanderson, Th.: Africa in the nineteenth century (London 1898). — Buchner, M.: Zur Geschichte der Neger (Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 17. Mai 1907). — Ratzel, F.: Zur Beurteilung der Neger (Die Grenzboten, 51. Jahrg., Leipzig 1892). — Schneider, W.: Die Kulturfähigkeit des Negers (Frankfurter zeitgemäße Broschüren, neue Folge, VI, 5; Frankfurt a. M. 1885). — Ratzel, F.: Die afrikanischen Bögen (Abhandlungen der Philologisch-historischen Klasse der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig, Bd. XIII, 1891). — Ankermann, B.: Die afrikanischen Musikinstrumente (Berlin, Ethnolog. Notizblatt, Bd. III, Heft 1); Über afrikanische Kulturkreise (Zeitschr. f. Ethnologie, 1905, S. 78). — Schachtzabel, A.: Die Siedelungsverhältnisse der Bantu-Neger (Internat. Archiv f. Ethnographie, Suppl. zu Bd. XX, 1912). — Schurtz, H.: Das Wurfmesser der Neger (Leipziger Diss., 1889). — Weule, K.: Der afrikanische Pfeil (Leipzig 1899).

2. Die Hottentotten und Zwergvölker.
(S. 21—32.)

Barthel, K.: Völkerbewegungen auf der Südhälfte des afrikanischen Kontinents (Leipziger Diss., 1894). — Fritsch, G.: Die Eingebornen Südafrikas (Breslau 1872). — Haarhoff, B. J.: Die Bantustämme Südafrikas (Leipziger Diss., 1890). — Hahn, Th.: Die Buschmänner in Südafrika (Globus, Bd. XVIII; Braunschweig 1870). — Passarge, S.: Die Buschmänner der Kalahari (Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten, Berlin 1905). — Bruhns, B.: Die afrikanischen Zwergvölker (Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 4. und 5. März 1902); Die südafrikanischen Buschmänner (Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 21. Mai 1902). — [Behm, E.:] Über Zwergvölker in Afrika (Petermanns Mitteilungen 1871). — Quatrefages, A. de: Les Pygmées (Paris 1887). — Panckow, H.: Über Zwergvölker in Afrika und Südasien (Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde, Berlin 1892). — Lenz, O.: Über die sogenannten Zwergvölker Afrikas (Schriften des Vereins zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse, Wien 1894). — Hardinge, C.: In remotest Barotseland (London 1905).

3. Ostafrika. (S. 32—55.)

Guillain, Burton, Krapf, Kersten, s. unter Bd. I, Abschnitt VI. — Sergi, G.: Africa; Antropologia della stirpe camitica (Turin 1897). — Baumann, O.: Durch Massailand zur Nilquelle (Berlin 1894). — Merker, M.: Die Massai (Berlin 1904).

— Meyer, H.: Der Kilimandjaro (Berlin 1900). — Baron Karl Claus von der Deckens Reisen in Ostafrika in den Jahren 1859—1865. 6 Bde. (Leipzig und Heidelberg 1869—79). — Bent, Th.: Ruined cities of Mashonaland (London 1892). — Glaser, E.: Zwei Publikationen über Ophir (Beilage zur Allgemeinen Zeitung, 1902, S. 258ff. und 359ff.). — Hall, R. N.: Great Zimbabwe, Mashonaland, Rhodesia; an account of two years' examination work in 1902—1904 on behalf of the government of Rhodesia (London 1905). — Keane, J.: The Gold of Ophir; whence brought and by whom? (London 1901). — Maciver, R.: Mediaeval Rhodesia (London 1906). — Peters, K.: Im Goldland des Altertums (München 1902). — Wason, C.: East Africa and Uganda (London 1905). — Jenkinson, T. B.: Amazulu; The Zulus, their past history, manners, customs and language (2. Aufl., London 1884). — Deléage, P.: Trois mois chez les Zoulous et les derniers jours du prince impérial (Paris 1879). — Ashe, R. P.: Story of the Zulu campaign (London 1880). — Colenso, F. E., und Durnford, E.: History of the Zulu war (2. Aufl., London 1881). — Colenso, F. E.: The ruin of Zululand. 2 Bde. (London 1885). — Gibson, J. Y.: The story of the Zulus (Pietermaritzburg 1903). — Deutsches Kolonialblatt, 1894, S. 106: Die Bevölkerung von Deutsch-Ostafrika. — Fülleborn, Fr.: Das deutsche Nyassa- und Ruvumagebiet (Berlin 1906). — Stuhlmann, F.: Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika (Berlin 1894). — Meyer, H.: Ostafrikanische Gletscherfahrten (Leipzig 1890). — Weule, K.: Negerleben in Ostafrika (Leipzig 1909). — Paulitschke, Ph.: Die geographische Erforschung der Adâlländer und Harârs in Ostafrika (Leipzig 1884); Harâr (Leipzig 1888); Die Wanderungen der Oromó oder Galla Ostafrikas (Wien 1888); Ethnographie Nordostafrikas. 2 Bde. (Berlin 1893—96).

4. Westafrika. (S. 55—66.)

Bastian, A.: Die deutsche Expedition an der Loangoküste Afrikas. 2 Bde. (Jena 1874—75). — Barret, P.: L'Afrique occidentale. 2 Bde. (Paris 1887). — Braun, E.: Natur, Geschichte und wirtschaftliche Bedeutung Senegambiens. Mit Karte (Bonner Diss., 1907). — Halbing, A.: Genealogie des Duala, Sohnes des Mbêdi. S. 259—277 von: Mitteilungen des Seminars für Orientalische Sprachen zu Berlin, 3. Abteilung des IX. Jahrgangs (Berlin 1906). — Henning, G.: Samuel Braun, der erste deutsche wissenschaftliche Afrikareisende (Leipziger Diss., 1900). — Lenz, O.: Skizzen aus Westafrika (Berlin 1878). — Passarge, S.: Adamáua (Berlin 1895). — Santarem, E. F.: Recherches sur la priorité de la découverte des pays situés sur la côte occidentale d'Afrique (Paris 1842). — Spieth, J., und Herold, B.: Geschichte des westlichen Togogebietes, 1820—88 (Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den Deutschen Schutzgebieten IV, 3; Berlin 1891). — Wappäus, J. E.: Untersuchungen über die geographischen Entdeckungen der Portugiesen unter Heinrich dem Seefahrer. Teil I (Göttingen 1842). — Germann, P.: Das plastisch-figürliche Kunstgewerbe im Grasland von Kamerun (Jahrb. des Museums f. Völkerk. Leipzig, Bd. IV, 1910). — Frobenius, L.: Und Afrika sprach... 2 Bde. (Berlin 1912).

5. Innerafrika. (S. 66—80.)

Junker, W.: Reisen in Afrika 1875—1886. 3 Bde. (Wien 1889—91). — Müller, K.: Die Staatenbildungen des oberen Uëlle- und Zwischenseen-Gebietes (Mitteilungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig 1897). — Vierkandt, A.: Die Volksdichte im westlichen Zentralafrika (Wissenschaftliche Veröffentlichungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig 1895). — Brode, H.: Autobiographie des Arabers Schech Hamed bin Muh-el Murjebi, gen. Tippu Tip (Mitteilungen des Orientalischen Seminars VI; Berlin 1902); Tippu Tip, Lebensbild eines zentralafrikanischen Despoten (Berlin 1905; englisch, New York 1907).

6. Die kolonialen Beeinflussungen. (S. 80—120.)

Supan, A.: Die territoriale Entwickelung der europäischen Kolonien (Gotha 1906). — Zimmermann, A.: Die europäischen Kolonien. 5 Bde. (Berlin 1896 bis 1903). — Meyer, H.: Das deutsche Kolonialreich. 2 Bde. (Leipzig 1909). — Deville, B.: Partage de l'Afrique (Paris 1897). — Johnston, H. H.: A history of the colonization of Africa by alien races (Cambridge 1899; 3. Aufl. 1906). — Keltie, J. S.: The partition of Africa (London 1894). — Lebon, La politique de la France en Afrique 1896—1898 (Paris 1901). — Meyer, H.: Die Eisenbahnen im tropischen Afrika (Leipzig 1902). — Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den Deutschen Schutzgebieten. Jahrgang Iff. (Berlin 1888ff.). — Ortroy, F. van: Conventions internationales définissant les limites actuelles des possessions etc. en Afrique (Brüssel 1898); Aktenstücke über die Grenzregulierungen seit 1841. — Schück, R.: Brandenburg-Preußens Kolonialpolitik unter dem Großen Kurfürsten und seinen Nachfolgern 1647—1721. 2 Bde. (Leipzig 1889). — Brandenburg-Preußen an der Westküste von Afrika 1681—1721 (Kriegsgeschichtliche Einzelschriften des

Großen Generalstabs 6; Berlin 1885). — Hierſemann, H.: „S. K. H. Prinz" Ludwig Paul Heinrich M'Pundo Njaſam Akwa. Ein Beitrag zur Raſſenfrage (Berlin 1907). — Rohrbach, P.: Deutſche Kolonialwirtſchaft. Bd. I: Südweſt-Afrika (Berlin 1907). — Arcin, A.: La Guinée française. Races, religions, coutumes, production, commerce (Paris 1907). — Boulgre, A.: Le Congo Français (Paris 1897). — Eliot, C.: The East Africa Protectorate (1905). — Schmidt, R.: Geſchichte des Araberaufſtandes in Oſtafrika (Frankfurt a. O. 1892). — Ham Mukaſa: Uganda's Katikiro (Premierminiſter 1902) in England; translated by E. Millar (London 1904). — Johnſton, H. H.: The Uganda Protectorate (London 1902). — Strandes, J.: Die Portugieſenzeit von Deutſch- und Engliſch-Oſtafrika (Berlin 1899). — Bryden, H. A.: A history of South Africa (London 1904). — Hilty, K.: Der Boerenkrieg. Politiſche und kriegsrechtliche Betrachtungen (Berlin 1900). — Hofmeyr, N. J.: Die Buren und Jameſons Einfall in Transvaal (Bremen 1897). — Leyds, W. J.: The first annexation of the Transvaal (London 1906; deutſch, Berlin 1907). (Mit gutem Quellenverzeichnis!) — Seidel, A.: Transvaal, die Südafrikaniſche Republik (3. Aufl., Berlin 1900).

7. Der Sudan und Abeſſinien.

A. Der weſtliche Sudan. (S. 120—134.)

Barth, H.: Beiträge zur Geſchichte und Geographie des Sudân (Zeitſchrift der Deutſchen Morgenländiſchen Geſellſchaft IX, 1855); Reiſen und Entdeckungen in Nord- und Zentralafrika in den Jahren 1849—1855. 5 Bde. (Gotha 1857—59). — Foureau, F.: D'Alger au Congo par le Tchad. Mission Saharienne Foureau-Lamy. Mit Karte (Paris 1902). — Gatelet: Histoire de la conquête du Soudan français, 1878—1899 (Nancy 1901). — Hübner, M.: Eine Pforte zum ſchwarzen Erdteil (Leipzig 1904); Die franzöſiſche Sahara (Leipzig 1907). — Meyer, P. C.: Erforſchungsgeſchichte und Staatenbildung des Weſtſudân (Leipziger Diſſ., 1897). — Nachtigal, G.: Sahara und Sudân. 3 Teile (Berlin 1879—81; Leipzig 1889). — Paulitſchke, Ph.: Die Sudânländer nach dem gegenwärtigen Stande der Kenntnis (Freiburg 1885). — Krauſe, G. A.: Samori (Voſſiſche Zeitung vom 15. Oktober 1898). — Seehauſen, O.: Siedelungen in der Sahara (Leipziger Diſſ., 1890).

B. Der mittlere Sudan. (S. 134—149.)

Duveyrier, H.: La Confrérie musulmane de Sûdi Mohammed Ben 'Ali Es-Senoûsi (Paris 1884). — Rinn, L.: Marabouts et Khouan (Algier 1885). — Gentil, E.: La chute de l'empire de Rabah. Mit Karte (Paris 1902).

C. Der öſtliche Sudan. (S. 149—168.)

Hilmi, Prinz J.: The literature of Egypt and the Soudan. 2 Bde. (London 1888). — Aſiatiſche Kunſt, mit Einſchluß von Ägypten und Nubien: Katalog 322 von Karl W. Hierſemann (Leipzig 1906). — Rerum aethiopicarum scriptores occidentales inediti a saeculo XVI. ad XIX. Curante C. Beccari S. J. Bd. I—III (Rom 1903). — Beccari, C.: Notizia e saggi di opere e documenti inediti riguardanti Castoria di Etiopia (Rom 1906). — Paez, P.: Historia Aethiopiae. I und II (Rom 1906). — Bruce, J.: Voyage en Nubie et en Abyssinie, entrepris pour découvrir les Sources du Nil pendant les Années 1768 à 1773. 6 Bde. (Paris 1790). — Müller, W. M.: Äthiopien (Der Alte Orient VI, 2; Leipzig 1904). — Schweinfurth, G., und Ratzel, F.: Emin Paſcha (Leipzig 1888). — Slatin, R.: Feuer und Schwert im Sudân (Leipzig 1896). — White, A. S.: The expansion of Egypt under the anglo-egyptien condominium (London 1899).

D. Abeſſinien. (S. 168—176.)

Guidi, J.: Gli archivi in Abissinia (Atti del congresso internazionale di scienze storiche, Roma 1903; Bd. III, Rom 1906, S. 651—698). — Littmann, E., und Krencker, D.: Vorbericht der deutſchen Aksumexpedition (Anhang zu den Abhandlungen der k. preuß. Akademie der Wiſſenſchaften vom Jahre 1906, Berlin). — Bezold, C.: Kebra Nagaſt, die Herrlichkeit der Könige. Nach den Handſchriften in Berlin, London, Oxford und Paris zum erſtenmal im äthiopiſchen Urtext herausgegeben und mit deutſcher Überſetzung verſehen (München 1905). — Heldentaten des Dom Chriſtoph da Gama in Abeſſinien. Ein Verzweiflungskampf zwiſchen Chriſtentum und Islam im 16. Jahrhundert in Abeſſinien. Aus dem Portugieſiſchen überſetzt und mit Einleitung und Anmerkungen verſehen von E. Littmann (Berlin 1907). — Chihab Ed-Din Ahmed ben 'Abd El-Qâder, surnommé Arab Faqih: Histoire de la conquête de l'Abyssinie (XVIe siècle). Traduction française et notes par R. Basset (Paris 1899). — Rerum aethiopicarum scriptores occidentales inediti a saec. XVI. ad XIX. Curante C. Beccari S. J. Bd. IV: Emmanuelis Barradas S. J. (1572—1646): Tractatus tres historico-geographici (Rom 1906). — Vollbrecht, H.: Im Reiche des Negus Negeſti Menelik II. Eine Geſandtſchaftsreiſe nach Abeſſinien (Stuttgart 1906). — Wickenburg, Graf E.: Abeſſinien (Deutſche Revue, März und April 1906). — Hentze, W.: Am Hofe des Kaiſers Menelik von

Abeſſynien (Leipzig 1906). — Keller, C.: Die politiſche und wirtſchaftliche Entwicklung Abeſſiniens (Halle 1906). — Hentze, Abeſſinien, Land und Leute (Metz. Jahresber. d. Ver. f. Erdk., 26, 1907—09, S. 117—118). — Weißenburg, S.: Die Falaſchas (Globus, 1909, S. 257). — Worrell, W. H.: Studien zum abeſſiniſchen Zauberweſen (Ztſchr. f. Aſſyr., Straßburg, 23, 1909, S. 149). — Duchesne-Fournet, J.: Mission en Ethiopie (1901—03). 2 Bde. (Paris 1909).

II. Nordafrika. (S. 177—220.)

Barclay, Sir Th.: The Turco-Italian war and its problems (London 1912). — Boiſſier, G.: L'Afrique romaine (Paris 1895). — Caſtries, H. de: Les sources inédites de l'histoire du Maroc de 1530 à 1848 (Paris 1905). — Chénier, L. S. de: Recherches historiques sur les Maures et histoire de l'empire de Maroc. 3 Bde. (Paris 1787). — Cous, A.: L'établissement des dynasties des Chérifs au Maroc et leur rivalité avec les Turcs de la régence d'Alger 1509 à 1830 (Algier 1904). — Diercks, G.: Nordafrika im Lichte der Kulturgeſchichte (München 1886); Die Marokkofrage und die Konferenz von Algeciras (Berlin 1907). — Dombay, F. L. v.: Geſchichte der Scherife (Wien 1801). — Duprat: Essai historique sur les races anciennes et modernes de l'Afrique septentrionale (Paris 1845). — Gilbert, O.: Rom und Karthago (Leipzig 1876). — v. Grävenitz: Geſchichte des italieniſch-türkiſchen Krieges (Berlin 1912). — Grothe, H.: Tripolitanien und der Karawanenhandel nach dem Sudan (Leipzig 1899); Tripolitanien, Landſchaftsbilder und Völkertypen (Leipzig 1899). — Gſell, St.: Histoire ancienne de l'Afrique du Nord. Teil I: Les conditions du développement historique. Les temps primitifs. La colonisation phénicienne et l'empire de Carthage (Paris 1913). — Hamet, J.: Les musulmans français du nord de l'Afrique (Paris 1906). — Mas-Latrie, L. de: Traités de paix et de commerce concernant les relations des Chrétiens avec les Arabes de l'Afrique septentrionale au Moyen-âge (Paris 1866—73). — Meltzer, O.: Geſchichte der Karthager. 2 Bde. (Berlin 1879—96). — Mercier, E.: Histoire de l'Afrique septentrionale. 3 Bde. (Paris 1888—1890). — Playfair, R. L., und Brown, R.: Bibliography of Morocco (London 1891). — Rudolf: Italiens Mittelmeerpolitik und die Dreibundkriſe. 2. Aufl. (Brixen 1912). — Schmidt, L.: Geſchichte der Wandalen (Leipzig 1901). — Schulten, A.: Das römiſche Afrika (Leipzig 1899). — Speck, G.: Handelsgeſchichte des Altertums. Bd. III, 1 (Leipzig 1905). — Trietſch: Deutſchland und der Islam (Berlin 1912). — Toutain, J.: Les cités romaines de la Tunisie (Paris 1896). — Weiz, T. H.: The shaikhs of Morocco in the XVIth century (Edinburg 1904). — Wieland, F.: Ein Ausflug ins altchriſtliche Afrika (Stuttgart 1900).

III. Ägypten.

1. Das Ägypten der Pharaonen.

(S. 221—318.)

a) Umfaſſendere Darſtellungen.

Meyer, E.: Geſchichte des alten Ägyptens (Oncken, Allgem. Geſchichte, I, 1; Berlin 1887; reicht bis auf Alexander d. Gr.); Geſchichte des Altertums. 2. Aufl. (Stuttgart 1907 ff.; Bd. 1, 2 [1909] die Geſchichte bis zum Ende der Hykſoszeit umfaſſend). — Wiedemann, A.: Ägyptiſche Geſchichte. 2 Teile mit Suppl. (Hdb. der alten Geſch. I, 1; Gotha 1884—88). — Maſpero, G.: Histoire ancienne des peuples de l'orient classique. 3 Bde. (Paris 1895—99; reicht bis auf Alexander d. Gr.); Histoire ancienne des peuples de l'orient. 6e édit. (Paris 1904). — Petrie, W. M. Fl.: A history of Egypt. 3 Bde. (Bd. 1, 6. Ausg. London 1902; Bd. 2, 4. Ausg. daſ. 1904; Bd. 3 daſ. 1905). — Breaſted, J. H.: Geſchichte Ägyptens. Deutſch v. H. Ranke. 2. Aufl. (Berlin 1911; reicht bis 525 v. Chr.); Ancient records of Egypt. 5 Bde. (Chicago 1906; enthält die meiſten hiſtor. Texte in Überſ.). — Biſſing, F. W. v.: Geſchichte Ägyptens im Umriß von den älteſten Zeiten bis auf die Eroberung durch die Araber (Berlin 1904).

b) Einzelnes.

Zu S. 224: Description de l'Égypte ou recueil des observations et des recherches, qui ont été faites en Égypte pendant l'expédition de l'armée française. 10 Bde. Text u. 14 Bde. Tafeln (Paris 1809—28).

Zu S. 227 f. (Älteſte Zeit): Petrie, W. M. Fl.: The royal tombs of the earliest dynasties. 2 parts (London 1900—01); Abydos. 3 Bde. (London 1902—1904). — Amélineau, E.: Le tombeau d'Osiris (Paris 1899); Les nouvelles fouilles d'Abydos. 4 Bde. (Paris 1898—1905). — de Morgan, J.: Recherches sur les origines de l'Égypte. Ethnographie préhistorique et tombeau royal de Négadah (Paris 1897). —

Quibell, J. E.: Hierakonpolis. 2 parts (London 1900—02). — Garstang, J.: Tombs of the third Egyptian dynasty at Reqâqnah and Bêt Khallâf (London 1904).

Zu S. 272 ff. (18. Dynastie): Steindorff, G.: Die Blütezeit des Pharaonenreichs (Monographien zur Weltgesch., Bd. 10; Bielefeld u. Leipzig 1900).

Zu S. 312 ff.: Wiedemann, A.: Geschichte Ägyptens von Psammetich I. bis auf Alexander den Großen (Leipzig 1880). — Vgl. die Literatur zur persischen Geschichte, Bd. II, S. 561 (z. B. J. V. Prášek).

Zu S. 316: Meyer, E.: Der Papyrusfund von Elephantine (Leipzig 1912).

Zu Kulturgeschichte und Kunst: Erman, A.: Ägypten und ägyptisches Leben im Altertum (Tübingen [1885]); Derſ., mit Krebs, F.: Aus den Papyrus der königlichen Museen [zu Berlin] (Berlin 1899; auch für die folgenden Abschnitte, bis zur arab. Zeit). — Müller, W. M.: Die alten Ägypter als Krieger und Eroberer in Asien (Der alte Orient, V, 1; Leipzig 1903). — Schneider, H.: Entwickelungsgeschichte der Menschheit. Bd. 1: Kultur und Denken der alten Ägypter (Leipzig 1907).

Spiegelberg, W.: Geschichte der ägyptischen Kunst im Abriß dargestellt (Leipzig 1903). — Bissing, F. W. v.: Die Kunst der alten Ägypter. 2. Ausg. (Leipzig 1911). — Maspero, G.: Geschichte der Kunst in Ägypten. Deutsch v. A. Rusch (Stuttgart 1913). — Memnon. Zeitschrift für die Kunst- und Kulturgeschichte des alten Orients. 5 Bde. (Leipzig 1907—11).

Bibliographie: Ibrahim Hilmy: The literature of Egypt and the Soudan (London 1886—88). — Neueres in: „Orientalische Bibliographie" (Jahresbände, hrsg. v. L. Scherman). — Das Wichtigste aus der rein ägyptologischen Literatur verzeichnet: Erman, A.: Ägyptische Grammatik. 3. Aufl. (Berlin 1911).

2. Ägypten unter den Ptolemaiern.

(S. 319—324.)

Scharpe, S.: Geschichte Egyptens. Deutsch bearb. v. Dr. H. Jolowicz. 2. Ausg. 2 Bde. (Leipzig 1862). — Lumbroso, G.: Recherches sur l'économie politique de l'Égypte sous les Lagides (Turin 1870); L'Egitto dei Greci e dei Romani. 2. Aufl. (Rom 1895). — Bouché-Leclerq, A.: Histoire des Lagides. 2 Bde. (Paris 1903—04). — Mahaffy, J. P.: The empire of the Ptolemies (London 1895); A history of Egypt under the Ptolemaic dynasty (London 1899). — Strack, M. L.: Die Dynastie der Ptolemäer (Berlin 1897). — Wilcken, U.: Griechische Ostraka aus Ägypten und Nubien. 2 Bde. (Leipzig 1899). — Mitteis, L., und Wilcken, U.: Grundzüge und Chrestomathie der Papyruskunde. 2 Bde. in 4 Teilen (Leipzig und Berlin 1912). — Biedermann, E.: Studien zur ägyptischen Verwaltungsgeschichte in ptolemäisch-römischer Zeit (Berlin 1913). — Mallet, D.: Les premiers établissements des Grecs en Égypte (= Mémoires publiés par les membres de la Mission archéol. française au Caire, Bd. 12, 1er fascic.; Paris 1893). — Vgl. ferner die Darstellungen der griechischen Geschichte von B. Niese, A. Holm und K. J. Beloch.

3. Ägypten unter den römischen Kaisern.

(S. 324—330.)

Milne, J. G.: A history of Egypt under Roman rule (London 1898). — Sharpe, Lumbroso, Mitteis und Wilcken: s. unter 2. — Gelzer, M.: Studien zur byzantinischen Verwaltung Ägyptens (Leipz. Histor. Abh., Heft 13; Leipzig 1909). — Maspero, J.: Organisation militaire de l'Égypte byzantine (Paris 1912). — Vgl. die römischen Geschichten von Th. Mommsen [Bd. 5] und H. Schiller und die Darstellungen der byzantinischen Geschichte, z. B. von E. Gibbon (in der neuen Ausg. v. J. B. Bury).

4. Ägypten unter dem Islam bis zur türkischen Eroberung. (S. 330—342.)

Lane-Poole, St.: A history of Egypt in the middle ages (London 1901). — Wüstenfeld, F.: Die Statthalter von Ägypten zur Zeit der Chalifen (Abh. der Kgl. Ges. d. Wiss. zu Göttingen, Bd. 20 [1875] u. 21 [1876]); Geschichte der Fatimiden Chalifen (ebenda, Bd. 26 [1880] u. 27 [1881]). — Lane-Poole, St.: Saladin and the fall of the kingdom of Jerusalem (New York u. London 1898). — Weil, G.: Geschichte des Abbasidenchalifats in Egypten. 2 Bde. (Stuttgart 1860—62). — Quatremère, E. M.: Histoire des Sultans Mamlouks. 2 Bde. in 4 Teilen (Paris 1837—45; reicht von Eibek bis auf Mohammed, Sohn Kalauns; nach einem Werk des arabischen Geschichtsschreibers Makrisi). — Lane, E. W.: Arabian society in the middle ages (London 1883). — Becker, C. H.: Beiträge zur Geschichte Ägyptens unter dem Islam. 2 Hefte (Straßburg 1902 f.; für die Zeit der Tuluniden und Fatemiden). — Mitteis u. Wilcken: s. unter 2. — Becker, C. H.: Grundlinien der wirtschaftlichen Entwicklung Ägyptens in den ersten Jahrhunderten des Islam (Klio, Bd. 9; Leipzig 1909). — Heyd, W.: Geschichte des Levantehandels im Mittelalter. 2 Bde. (Stuttgart 1879; für die Beziehungen zu Venedig). — Lane-Poole, St.: The art of the Saracens in Egypt (London 1886).

5. Ägypten seit 1517. (S. 342—353.)

A. Die türkische Eroberung und Verwaltung. (S. 342—344.)

Diese Periode hat noch keine ausführlichere Bearbeitung gefunden. — Artikel „Egypt" in: The Encyclopaedia Britannica, 11. Ausg., Bd. 9 (Cambridge 1910). — Vgl. die Geschichten des osmanischen Reiches von J. v. Hammer-Purgstall und J. W. Zinkeisen.

B. Die französische Besetzung. (S. 344—347.)

Zu a: De la Jonquière, C.: L'expédition d'Égypte. 5 Bde. (Paris 1899—1908). — Paton, A. A.: A history of Egyptian revolution, from the period of the Mamelukes to the death of Mohammed Ali. 2. Aufl. 2 Bde. (London 1870). — Bréhier, L.: L'Égypte de 1798 à 1900 (Paris 1901). — Kausler, F. v., und Woerl, J. E.: Die Kriege von 1792 bis 1815 in Europa und Ägypten (Karlsruhe u. Freiburg 1842). — Vgl. die Darstellungen von Napoleons Leben, z. B. von A. Fournier; s. auch J. W. Zinkeisen (s. unter A) in Bd. 6 u. 7. Vgl. ferner die Bibliographien über Napoleon.

Zu b: Hartleben, H.: Champollion, sein Leben und sein Werk. 2 Bde. (Berlin 1906).

C. Mehemed Ali und seine Nachfolger. (S. 347—351.)

Mouriez, P.: Histoire de Méhémet-Ali. 4 Bde. (Paris 1855—58). — Cameron, D. A.: Egypt in the nineteenth century (London 1898). — Prokesch-Osten, A. v.: Mehmed-Ali (Wien 1877). — Dicey, E.: The story of the Khedivate (London 1902). — Kremer, A. v.: Ägypten. Forschungen über Land und Volk während eines zehnjährigen Aufenthalts. 2 Bde. (Leipzig 1863). — Vgl. ferner Paton, Bréhier (s. unter B).

D. Die englische Besetzung (1882) und die neueste Zeit Ägyptens. (S. 351—353.)

Earl of Cromer: Modern Egypt. 2 Bde. (London 1908; zur Geschichte der Jahre 1876—92). — Royle, Ch.: The Egyptian campaigns, 1882 to 1885. 2 Bde. (London 1886). — Vgl. Bréhier, Cameron, Dicey (s. unter B u. C).

IV. Der innere geschichtliche Zusammenhang der Mittelmeervölker. (S. 354—386.)

Hentzschel, O.: Die Hauptküstentypen des Mittelmeers (Leipz. Diss. 1901). — Philippson, A.: Das Mittelmeergebiet (Leipzig 1904). — Schuselka, F.: Mittelmeer, Ost- und Nordsee (Leipzig 1845). — Ratzel, F.: Historische Notiz zu dem Begriff „Mittelmeer" (Petermanns Mitt., Bd. XXVI, Gotha 1880; Kl. Schriften, Bd. II, München 1906); Der Ursprung der Arier in geographischem Licht (Die Umschau, 3. Jahrg., Okt. 1899; Kl. Schriften, Bd. II, München 1906). — Sergi, G.: Origine e diffusione della stirpe mediterranea (Rom 1895); Arii e Italici (Turin 1898). — Fischer, Th.: Die Mittelmeervölker und ihre weltpolitische Bedeutung (Internat. Wochenschrift 7., 14., 21. u. 28. Sept. 1907). — Heyd, W.: Geschichte des Levantehandels (s. unter Bd. I, Abschnitt VI). — Schaube, A.: Handelsgeschichte der romanischen Völker des Mittelmeergebiets bis zum Ende der Kreuzzüge (Hdb. der mittelalterl. u. neueren Gesch., hrsg. v. G. v. Below und F. Meinecke; München 1906). — Höfler, K. A. K.: Die romanische Welt und ihr Verhältnis zu den Reformideen des Mittelalters (Wien 1878). — Wachs, O.: Schlaglichter auf das Mittelmeer (Marine-Rundschau 1898); Malta (ebenda 1901). — Woltmann, L.: Die Germanen und die Renaissance in Italien (Leipzig 1905).

V. Die Pyrenäische Halbinsel. (S. 387—472.)

Altamira: Historia de España y de la civilizacion Española. 2 Bde. (Barcelona 1900—02). — Aschbach: Geschichte Spaniens und Portugals zur Zeit der Herrschaft der Almorawiden und Almohaden. 2 Bde. (Frankfurt 1833—37); Geschichte der Omaijaden in Spanien. 2. Ausg. 2 Bde. (Wien 1860). — Baumgarten: Geschichte Spaniens zur Zeit der französischen Revolution (Berlin 1861); Geschichte Spaniens von Ausbruch der französischen Revolution bis auf unsre Tage. 3 Bde. (Leipzig 1865—71). — Beer, R.: Spanische Literaturgeschichte. 2 Bde. (Sammlung Göschen; Leipzig 1903). — Bibliografia de España Periodico de la imprenta y de la libreria Año Iff. (Madrid 1845 ff.). — Bibliografia Española. Periodico mensual de la imprenta y libreria. Año Iff. (Madrid 1855 ff.). — Clarke, H. B.: Modern Spain. 1815—1898 (Cambridge 1899). — Conde, J. A.: Geschichte der Herrschaft der Mauren in Spanien.

Deutsch v. K. Rutschmann. 3 Bde. (Karlsruhe 1824 bis 1825). — Dahn, F.: Die Könige der Germanen. Bd. 6: Die Verfassung der Westgoten (Würzburg 1871). — Diercks, G.: Die Araber im Mittelalter und ihr Einfluß auf die Kultur Europas. 2. Aufl. (Leipzig 1881); Geschichte Spaniens. 2 Bde. (Berlin 1895); Das moderne Spanien (Berlin 1908). — Dozy, R.: Histoire de Musulmans d'Espagne 711—1110. 4 Bde. (Leiden 1861; deutsch, Leipzig 1874). — Finke, H.: Acta Aragonensia. 2 Bde. (Berlin 1907—1908). — Galindoy de Vera, L.: Historia vicisitudes y politica tradicion de España en las costas de Africa (Madrid 1884). — Gams: Kirchengeschichte Spaniens (Regensburg 1862). — Giedroyć: Résumé de l'histoire du Portugal au XIX. siècle (Paris 1876). — Hanncke, R.: Das Bourbonentum in Spanien (Hamburg 1900). — Haupt: Die Baukunst der Renaissance in Portugal. 2 Bde. (Frankfurt a. M. 1890—95). — Havemann: Darstellungen aus der inneren Geschichte Spaniens im 15. bis 17. Jahrhundert (Göttingen 1850). — Helfferich: Entstehung und Geschichte des Westgotenrechts (Berlin 1858). — Hidalgo, D., und Bailly-Bailliere, E.: El bibliógrafo español y estranjero. Año Iff. (Madrid 1857ff.). — Hoffmann, F.: Geschichte der Inquisition. 2 Bde. (Bonn 1877—78). — Hübner, E.: Römische Herrschaft in Westeuropa (Berlin 1890). — Humboldt, W. v.: Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens mittels der baskischen Sprache (Berlin 1821). — Hume, M. A. S.: Modern Spain, 1788—1898 (London 1899); Spain; its greatness and decay 1479—1788. 2. Aufl. (Cambridge 1901). — Immich, M.: Geschichte des europäischen Staatensystems von 1660 bis 1789 (v. Below-Meineckes Handbuch, Abt. II; München u. Berlin 1905). — Jung, J.: Die romanischen Landschaften des römischen Reichs (Innsbruck 1881). — Kayserling: Geschichte der Juden in Spanien und Portugal. 2 Bde. (Berlin 1861—67). — Klüpfel, L.: Die äußere Politik Alfonsos III. von Aragonien 1285 bis 1291 (Berlin u. Leipzig o. J.). — Lembke-Schäfer-Schirrmacher-Haebler: Geschichte von Spanien. Bd. 1 (Hamburg 1831): Lembke (bis 850); Bd. 2—3 (Gotha 1844—61): Schäfer (bis 1500); Bd. 4—7 (Gotha 1881—1902): Schirrmacher (1108—1516); Geschichte Spaniens unter den Habsburgern. Bd. 1 (Gotha 1907): Haebler (1516—1556). — Lemcke: Handbuch der spanischen Literatur 3 Bde. (Frankfurt a. M. 1855—56). — Maurenbrecher, W.: Don Carlos. 2. Aufl. (Berlin 1876). — v. Noorden: Der Spanische Erbfolgekrieg. 3 Bde. (Düsseldorf u. Leipzig 1870—82). — Philippson, M.: Heinrich IV. und Philipp III., die Begründung des französischen Übergewichts in Europa. 3 Bde. (Berlin 1871—76). — Prescott, W.: History of the reign of Philip II. of Spain. 3 Bde. (Boston 1855—58; deutsch v. Scherr, 5 Bde., Leipzig 1856 bis 1859). — Ortega y Rubio: Historia de España. 8 Bde. (Madrid 1910). — Schäfer, E.: Beiträge zur Geschichte des spanischen Protestantismus und der Inquisition im 16. Jahrhundert. 3 Bde. (Gütersloh 1902). — Schäfer, H.: Geschichte von Portugal. 5 Bde. (Hamburg u. Gotha 1836—54; reicht bis 1820). — Schirrmacher: Geschichte Kastiliens im 12. und 13. Jahrhundert (Gotha 1881). — Schmidt, E. A.: Geschichte Aragoniens im Mittelalter (Leipzig 1828). — Stern, A.: Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871. 4 Bde. (Berlin 1894—1905). — Uhde: Baudenkmäler in Spanien und Portugal (Berlin 1889—1892). — Vinson: Les Basques et le pays basque (Paris 1882). — Wolf, F.: Studien zur Geschichte der spanischen und portugiesischen Literatur (Berlin 1859).

VI. Griechenland. (S. 474—549.)

Zu I: Philippson, A.: Das Mittelmeergebiet (Leipzig 1904).

Allgemeine Werke zu den folgenden Abschnitten: Meyer, E.: Geschichte des Altertums. 5 Bde. (Stuttgart 1884—1902; Bd. I in 3. Aufl., 1913). — Busolt, G.: Griechische Geschichte. 3 Bde. (Bd. I u. II in 2. Aufl.; Handb. d. alt. Gesch. II, 1; Gotha 1893—1904). — Beloch, J.: Griechische Geschichte. 3 Bde. (Bd. I u. II, 1 in 2. Aufl.; Straßburg 1893—1904); Bevölkerung der griechisch-römischen Welt (Leipzig 1886). — Pöhlmann, R. v.: Griechische Geschichte. 4. Aufl. (München 1914). — Kromayer, J.: Antike Schlachtfelder. I. u. II. (Berlin 1903 u. 1907).

Zu II: Dörpfeld, W.: Troja und Ilion (Athen 1902). — Head: Historia Numorum. 2. Aufl. (Oxford 1911). — Wace-Thompson: Prehistoric Thessaly (Cambridge 1912). — Fick, A.: Vorgriechische Ortsnamen (Göttingen 1905).

Zu III: Schrader, O.: Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde (Straßburg 1901). — Hirth, H.: Die Indogermanen. 2 Bde. (Leipzig 1905 u. 1907). — Feist, S.: Kultur, Ausbreitung und Herkunft der Indogermanen (Berlin 1913).

Zu IV: Noack, F.: Ovalhaus und Palast in Kreta (Leipzig 1908). — Dussaud, R.: Les civilisations prehelleniques (Paris 1910). — Seager: Explorations

in the island of Mochlos (Boston u. New York 1912). — Evans, A.: Scripta Minoa. Bd. I (Oxford 1909). — Fimmen, D.: Zeit und Dauer der kretisch-mykenischen Kultur (Leipzig 1909). — Hall: Annual of the British School of Athen, Bd. X, S. 159ff., Bd. XVI, S. 254ff. — Kretschmer, P.: Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache (Göttingen 1896).

Zu V: Scala, R. v.: Umrisse der älteren Geschichte Europas (Innsbruck 1908).

Zu VI: Thumb, A.: Handbuch der griechischen Dialekte (Heidelberg 1909). — Müller: Asien und Europa nach altägyptischen Denkmälern (Leipzig 1893).

Zu VII: Cauer, P.: Grundfragen der Homerkritik (Berlin 1905). — Belzner, E.: Homerische Probleme. 2 Bde. (Leipzig 1913).

Zu VIII: Prinz, H.: Die Funde von Naukratis (Beilage zur Klio VII; Leipzig 1908). — Stern, E. v.: Klio, Bd. IX (1909), S. 139ff. — Pais, E.: Storia della Sicilia e della Magna Grecia. Bd. I (Paris 1894).

Zu IX: Waldstein, Chr.: The Argive Heraeum. 2 Bde. (Neuyork 1902 u. 1905). — Wiegand, Th.: 1.—6. Bericht über die Ausgrabungen in Milet (Abh. der Berliner Akad. d. Wiss., Bd. 19). — Kirchhoff, A.: Studien zur Geschichte des griechischen Alphabets (Gütersloh 1887). — Ginzel: Spezieller Kanon der Sonnen- und Mondfinsternisse, 900 v. bis 600 n. Chr. (Berlin 1899).

Zu X: Die Ausgrabungen zu Olympia. 5 Bde. (Berlin 1875—81). — Weege: Einzelfunde in Olympia (Athen. Mitteil. 36, S. 163ff.). — Fouilles de Delphes. 5 Bde. (Paris 1902ff.). — Koldewey-Puchstein: Die griechischen Tempel in Unteritalien (Berlin 1899). — Wilamowitz, U. v.: Aristoteles und Athen (Berlin 1892). — Gomperz, Th.: Griechische Denker. 3 Bde. (Leipzig 1911ff.). — Berger, H.: Geschichte der Erdkunde der Griechen. 2. Aufl. (Leipzig 1903).

Zu XI: Grundy: The Persian War (London 1901). — Delbrück: Perserkriege und Burgunderkriege (Berlin 1887). — Winter, F.: Einleitung in die Altertumswissenschaft. Bd. II, S. 153ff. (über Polygnotos). — Benndorf: Das Heroon von Gjölbaschi (Wien 1889). — Jacoby, in: Pauly-Wissowas Realenzyklopädie. Heft 2, S. 205—519 (Herodotos).

Zu XII: Koehler, A.: Urkunden und Untersuchungen zur Geschichte des delisch-attischen Bundes (Abh. der Berl. Akad. d. Wiss., 1869). — Furtwängler: Masterpieces of Greek sculpture (London 1895). — Cavaignac: Études sur l'histoire d'Athènes au V. siècle (Paris 1908). — Wilhelm, A.: Urkunden dramatischer Aufführungen in Athen (Sonderdruck des österr. archäol. Instituts VI; Wien 1906). — Grundy: Thucydides and the history of his age (London 1911).

Zu XIII: Meyer, E.: Thukydides (Mitt. d. Ver. der Freunde des human. Gymn.; Wien 1913). — Kalinka, E.: Die pseudoxenophontische Schrift *Ἀθηναίων πολιτεία* (Leipzig 1913). — Wilamowitz, U. v.: Euripides, Herakles. 3. Aufl. (Berlin 1909).

Zu XIV: Beloch, J.: L'imperio siciliano di Dionysio.

Zu XV: Pöhlmann, R. v.: Isokrates und das Problem der Demokratie (München 1913). — Scala, R. v.: Isokrates und die Geschichtschreibung (Leipzig 1892).

Zu XVI: Hoffmann: Die Makedonen (Göttingen 1906). — Kärst, J.: Geschichte des hellenistischen Zeitalters. 2 Bde. (Leipzig 1901—09).

Zu XVII: Ujfalvy, L.: Le type physique d'Alexandre de grand (Paris 1902). — Janke: Auf Alexanders des Großen Pfaden (Berlin 1904). — v. Schwarz: Alexanders des Großen Feldzüge in Turkestan (München 1893). — Winter, F., in: Einleitung in die Altertumswissenschaft, Bd. II, S. 131ff. (über Lysippos).

Zu XVIII: Furtwängler: Antike Gemmen (Leipzig u. Berlin 1900). — Minns, E. H.: Scythians and greeks (Cambridge 1913). — Bretzel, H.: Botanische Forschungen des Alexanderzuges (Leipzig 1903).

Register.

Hauptstellen in längeren Zahlenreihen sind fett gedruckt.

Aachen 403.
Aba Brahim, Scheich v. Bornu (1885—86) 140.
— bu Bekr (Bokar), Scheich v. Bornu (1882—85) 140.
— Haschim, Scheich v. Bornu (1886—93) 140f.
Abaka, afrikan. Volk 77.
Abalos (Helgoland?) 548.
Abbaß II. Hilmi, Khedive (seit 1892) 352.
— Pascha, Khedive (1849—54) 349.
Abbaßiden, Khalifen v. Bagdad (750—1258) 208f. **331.** 338. 409.
Abbeokuta, Fürstentum 61f.
Abd Allah, Bagirmi (um 1568) 142.
— — span. Khalif (888—912) 411. 424.
— — ben Achmed, Statth. v. Mombas (1814—23) 89.
— — Ibn Saad, ägyptischer Statthalter (644) 331.
— el-Asis, Wadaï (1829—35) 145.
— — — Osmanensultan 148.
— el-Kader, Bagirmi (1846—58) 142.
— — —, Maskara 213.
— el-Kerim, Wadaï (1635—55) 143.
— — — Sabun, Wadaï (1803—1813) 144.
— el-Medschid, Osmanensultan 148.
— el-Melik, span. Statthalter 408.
— el-Mumin, Almochade (1094 bis 1163) 210. 425f.
— er-Rachman (Abdurraman) I., span. Khalif († 788) 208. 409.
— — — II., span. Khalif 410.
— — — III., span. Khalif (912 bis 961) 411. 418. 422.
— — — Bagirmi 142.
— — — Dar Fur (1785—99) 147.
— — — machdistischer Unterführer 164.
— — — Gaurang(a), Bagirmi (seit 1885) 142f.
Abd ul-Asis, Marokko (1894—1907) 214ff.
Abendländische Kultur **401ff.** 412.
Abescher, Wadaïstadt 145f.
Abessinien 6. 38. 51f. 62. 73. 85. 149. 155f. 160. 162f. **168ff.** 181. 350. 552.
Abidschean-Adschami (Bingerville), Elfenbeinküste 86.
Abod (Abydos), Ägypten 231. 234. 239f. 252ff. 260f. 266. 275. 296f. 486.
Abomeh 59ff. 86.
Abraham 261. 357.
Abruzzen, Herzog der, ital. Admiral 219.
Absolutismus 434. 459. 465f.
Abu Abd Allah, Berberfürst (um 1034) 124.
— Angia, machdist. Heerführer († 1888) 163.
— Bekr, arab. Häuptling, Gründer der Almorawiden (bis 1069) 209.
Abu Jasird, Empörer († 947) 414.
Abukir 345.
— Schlacht (1798) 344.
Abu 'l-Abbaß, Gründer der Abbaßiden 331.
— — — Granada (bis 1482) 440.
— — — mauricher Geschichtsschreiber 210.
— 'l-Kasim, Dar Fur (1739—52) 147.
— — — el-Mustanßir, Khalif 338.
Abuna Selama, Abessinier 173.
Abu Naßir, Granada 440.
— Rakwa, Aufstand des (1005—1007) 334.
— Roasch, Pyramide 241.
— Saïdi, maskatische Familie 89.
— Scheich Kurra, Dar Fur 148.
— Simbel, Ägypten 299. 314. 540. 543.
Abusir 245.
— Ausgrabungen 242. 244.
— Schlacht (750) 331.
Abydos, s. Abod.
Achaia, Achaier 383f. 481f. 492. 498. 518.
Achaiischer Bund 369.
Achaimenes 317.
Achaimeniden 545.
Achdam, afrikan. Zwergvolk 25.
Achilleus 495.
Achmadu (Machmadu), Sultan v. Segu 103f.
— Emir el-Mumeni, Fulbefürst 132f.
Achmed, Bornu (1793—1810) 139f.
— Barba 124.
— ben Saïd, Maskat 89.
— Bokkor, Dar Fur (1682 bis 1722) 144. 147.
— el-Makur, Tundscherherrscher 146.
— Ghasali 146.
— Ibn Tulun († 884) 331f.
Ackerbau 6. 9f. 12f. 23f. 26. 34. 44. 54f. 70f. 112. 122. 126. 131. 144. 150. 152. 157. 165. 169. 177f. 182. 184. 190f. 196. 198. 238. 369. 390. 395. 402. 412. 447. 450. 452. 460. 501. 508.
Ackerbausiedelungen 498.
Ackerblad, Archäolog 347.
Ackergesetze 371.
Ackerstaat 272.
Adabuli, Nilvolk 78.
Adama, Fulbeherrscher 130.
Adamaua 63. 74. 76. 98. 105. **128ff.** 133. 138. 141.
Adana, Schlacht (1488) 341.
Adel 186. 429. 432. 434f. 447. 455. 461. 483. 490. 496. 503. 512.
Adelsherrschaft 496.
Aden 52. 151.
Adherbal, Adoptivbruder Jugurthas 196f.
Adigrat, Abessinien 175.
Adis-Abeba 101.
— — Friede (1896) 176.
Adolf Friedrich, Herzog v. Mecklenburg 49. 98.
Adone, Volk 53.
Adrianopolis, Kyrenaïka 187.
Adriatisches Meer 219. 528.
Adua, Abessinien 169. 175.
— Schlacht (1896) 176.
Adulis a. Roten Meer 170.
Aëtius, röm. Feldherr 202. 375.
Afrika **1ff.** 226. 358. 364. 368f. 372. 375. 378. 387. 399. 406.

409. 412. 414. 417. 436. 438. 454f. 493. **550ff.**
Afrika, Aufteilung 145. 174.
— Geschichte **2ff.**
— Getreideexport 200.
— Kolonien **80ff. 551f.**
— persische Eroberung 316.
— römische Provinz **195ff.**
— Umschiffung 14. 35. 80. 171. 313.
Afrikaander 108. 110. 116.
Afrikaner, Christian, Namakwahäuptling 29.
— Jan Jonker (1836—62) 29.
Afrikanische Frage 1.
— Kolonie, Königlich englische 84.
Agades, Oase Air 126.
Agadir, Marokko 98. 218.
Ägäisches Meer 219. 385.
Agathokles, Tyrann v. Syrakus 193.
Agesilaos, König v. Sparta 318. 528.
Agila, Westgotenkönig (549—555) 400.
Aglabiten 208.
Agordat, Schlacht (1893) 164.
Agrigentum, Sizilien 193.
Ägypten, Ägypter 1. 3f. 15. 36. 77. 101. 103. 105f. 121f. 136. 138. 140f. 143ff. 148f. **150ff.** 156. 158f. 169f. 171. 174. 179ff. 183. 185ff. 209. 213. 215. **221ff.** 226. **356f. 362f.** 365. 369. 372f. 412. 483. 485f. 492. 500. 518. 539f. 542.
— unter Alexander d. Gr. (332) 318. 537.
— Altertümer 227.
— Altes Reich (3300—2400) **233ff.**
— assyrisch (671—663) 311.
— äthiopisch (715—671) **309ff.**
— byzantinisch (285—619; 629—641) 325f. 329.
— Christianisierung 325f.
— Dynastien: I. u. II. (Thiniten; 3300—2900) **233ff. 237ff.**; III. (2900—2840) **239ff.** 246; IV. (seit 2840) 227. 241; V. (2680—2540) **243ff.**; VI. (2540—2390) 238. 251; VII.—X. 254; XI. (Diospoliten; 2160—2000) 255. 257; XII. (2000—1788) 255. 257ff.; XIII. (seit 1788) 265; XIV. 266; XV. 268; XVI. 268; XVII. 269; XVIII. 294; XIX.—XX. (1315—1090) **295ff.**; XXI.—XXIII. (Neues Reich) 305ff.; XXI. (1090—960) 306; XXII. (Bubastiten; 960—740) 306. 308; XXIII. 309; XXIV. 310; XXV. (703 bis 663) 310; XXVI. (Saiten; 663—525) **312ff.**; XXVII.—XXVIII. 315f.; XXIX. 317; XXX. (340—332) 318.
Ägypten, englisch (1882) **351ff.**
— Flotte 151.
— französisch (1798—1801) **344ff.**
— Geographie 221.
— Götter 327.
— Götterdynastien 228.
— islamisch (641) 205.
— Khalifatsprovinz (641—969) **330ff.**
— Königtum 357.
— Kultur 151. 182. 226. 238. 263. 281. 291. 339.
— makedonisch 362.
— Mittleres Reich **254. 257ff.**
— Name 222.
— Neues Reich (1600—800) 153. **272ff.**
— Niedergang 305.
— Norden 306.
— persisch (619—629) 315ff. 329f. 362.
— Präfektur 324.
— Ptolemaier (332—30) **319ff.**
— Quellen 226.
— Religion **248.** 287.
— römisch (30 v. Chr. bis 641 n. Chr.) **324ff.**
— Saiten (26. Dynastie; 663—525) **312ff.**
— Schiffer 37.
— Schrift 37. 154; s. auch Schrift, Hieroglyphen.
— selbständig (1873) **350.**
— Sprache 225.
— Süden 322.
— türkisch (1517—1798) **342ff.**
— Verfall 308.
— Verfassung (1913) 353.
— Verhältnis zum Ausland 264, zu Babylon 224. 248.
— Verwaltung 325f.; s. auch Verwaltung.
— Vorzeit 226.
Ägyptertum 321.
Ägyptologie 225ff. 253. **346f.**
Ahmes, Schwester Amenhoteps I., Gemahlin Thutmoses I. 274f.
Ahmose, Pharao (1580—57) 268ff. 274. 289.
— — (Amasis; 569—525) 314f. 540. 543.
— Kapitän von Nekheb 274.
— Pennekhbit aus Nekheb 274.
Ahnenkult 480. 491.
Aigai, makedon. Königsstadt 533.
Aigaiisches Meer, s. Ägäisches Meer.
Aigina 315. 367. 487. 507. 513. 518. 524.
Ailianos, griech. Schriftsteller 235.
Ailu Malakot, Kronprinz v. Abessinien 175.
Ain Dschalud, Schlacht (1260) 337.
Ainianen, Balkanvolk 480.
Ain Sala, Oase Tuat 103.
Aioler 481. 493ff.
Air (Asben) 127.
Aischal, Schlacht (1853) 173.
Aischylos (525—456) 514. 516.
Aitolien, Aitolier 481f. 503. 535.
Aitolischer Bund 369.
Ajubiden (1171—1250) **335ff.**
Akarnanien, Akarnanen 481f. 503.
Akaßa, Südnigeria 134.
Akhaton, Ägypten 291. 294f.
Akhtoës, Herakleopolit 254f.
Akka, Belagerung (1799) 345.
— Erstürmung (1291) 338.
— (Tikki-Tikki), Zwergvolk 25. 77.
Akragas 499. 539.
Aksum 155f. 169ff.
Alanen 201. 375. 399.
Alarcos, Schlacht (1195) 426. 429.
Alarich 375. 401.
Alarodier 181. 389.
Alava, span. Provinz 418.
Alba, Herzog 450f.
Albanien 381.
Albert-Edward-See 51. 93. 164.
Albertsee 76. 79. 159. 166f.
Alboin, Langobarde 377.
Alcántara, span. Ritterorden 441.
Aleppo 280.
Alexanderroman 320.
Alexandreia (-ia, -ien) 187. 195. 200. 223. 283. **320f.** 324f. 340ff. 351. 365. 369. 537. 545.
— Patriarchat 171. 328.
— Schlacht (1801) 346.
Alexandros d. Gr. 186. 318. 320. 365. 368. 386. 530. **536ff.**
— II. 323.
Alfons (Alfonso) I., Aragon († 1134) 426f.
— V., Aragon (1416—58) 435.
— I., Asturien (751—764) 418.
— III. d. Gr., Asturien (866—912) 418.
— VI., Kastilien († 1109) 209. 417. 422. 426.
— VII., Kastilien (1126—57), Kaiser von Spanien 425ff. 429.
— VIII. (IX. oder III.) der Edle, Kastilien († 1214) 429.
— X., Kastilien (1252—84) 430f.
— XI., Kastilien (1325—50) 432.
— XII., Spanien (1875—85) 468.
— XIII., Spanien 468ff.
— Herzog v. Kalabrien († 1495) 410.
— Infant († 1468) 433.
— I., Portugal († 1185; seit 1139 König) 422. 425. 427.
— V., Portugal († 1481) 171.
Algarwe, span. Reich 430.
Algeciras 215. 218. 432. 439. 471.
Algier, Algerien 103. 135. 141. 167. 183. 196. 211ff. 443. 447.
Algoabai 40. 108.
Ali, Almorawide (1106—43) 425.
— Bornu (1465—92) 139f.
— Wadai (1858—76) 142. 145. 148.
— Khalif (651—661) 208. 333.
— ben Osman, Mombas 89.
— Kilnu, Sourhai 125.

Alima, Nebenfluß des Kongo 63.
Aljubarrotha, Schlacht (1385) 437. 453.
Alkaios 511. 543.
Alkibiades 523. 525f.
Alkmeoniden 509.
Alkuin († 804) 397.
Allada, Dahomehstadt 61. 86.
Allgemeines Stimmrecht 470.
Allyattes, Lyderkönig 540.
al-Mansur, Reichsverweser (Ali Amir; 977—1002) 415. 420. 422.
— (1184—98) 426.
Almeida, Francesco d' 27f. 81. 342.
Almeria 417. 424.
— Eroberung (1147) 425.
Almochaden, Dynastie in Marokko (seit 1149) 210.
— (al-Muwachidin; Einheitsbekenner) **423ff.** 429. 438. 440.
Almorawiden (Molathemiden, Murabiden), arab. Dynastie 124. 209ff. **422ff.** 429.
Almugawaren, Grenztruppen 420.
Alphabet 232. 540.
Altaku, Schlacht (701 v. Chr.) 311.
Altäthiopen 176.
Alten, Rat der (Gerusia) 505.
Altertumskunde 313.
Amadeus, Ferdinand, spanischer König (1870—73) 468.
Amalafrida, Gemahlin Thrasamunds 204.
Amalrich 335.
Amam, Negerland 150.
Ama-mfingu, Volk 41.
Amasis, s. Ahmose.
Amaswasi, Volk 113.
Amazonen 60.
Amba Aladschi, Schlacht (1895) 175.
Amboland 29. 94.
Ambuella, Bantuvolk 23.
Ameglio, d', ital. General 219.
Amélineau, E., Ägyptolog 227. 236.
Amenemhet I., Pharao (2000—1970) 150. 257. 259.
— II., Pharao (1938—03) 260.
— III., Pharao (König Moiris; 1849—01) 262. 265.
— IV., Pharao (1801—1792) 263.
Amenhotep I., Pharao (1557—1547?) 274. 278.
— II., Pharao (1447 bis ca. 1429) 282.
— III., Pharao (ca. 1411—1375) 273. 282. 284. 289. 486.
— IV., Pharao (Ekhinaton; ca. 1775—58) 286ff. 291ff. 296.
— Sohn des Hapu, Architekt 284.
Amenmesse, Pharao (19. Dyn.) 301.
American Colon. Society etc. 106.
Amerika 1. 14. 16. 32. 84. 107. 356. 444. 449f.
— Entdeckung 212.
Amerika, Flora 66. 73.
— Rasse 17.
— spanische Kolonien 460. 464.
Amhara, abessin. Landsch. 169. 173.
Amnertas II., Sait 317.
— ägypt. Rebell (450 v. Chr.) 317.
Amon, ägypt. Gott 244. 250. 258. 276f. 279. 281. 284. 286. 306. 309f. 312.
Amonre, ägypt. Gott 265. 276. 280. 295.
Amonsoase 316. 320.
Amonspriester 286. 305f.
Amorgos, Insel 482. 484.
Amphiktionenbund 365f. 504.
Amphipolis 534.
Amphissa 535.
Ampurias 395.
Amr, Statthalter v. Ägypten († 664) 330f.
Amtsliturgie 326.
Amulett 74. 133.
Amyklai (Vaphio) 484f. 487. 490.
Anarchie 266.
Anaxagoras 519. 521f.
Anaximandros, Kartograph 511.
Anaximenes 511.
Andalusien 331. 388. 399f. 404f. 407. 412. 418. 424f. 429. 455. 467.
Andersson, K. J., Reisender 29.
Andréoffy, A. F., Graf 344.
Andros, Apollons von 511.
Androsthenes 546.
Angola (Dongo, Ambonde) 43f. 63ff. 71. 82. 106.
Angouillême, Herzog v., franz. General 465.
Angra Pekwena, s. Lüderitzbucht.
Anjou, Haus 384.
Anker 64.
Ankhes-en-pa-Aton, Tocht. Amenhoteps IV. 294.
Ankober, Schoa 175.
Annalistik 226. 247. 278. 280f.
Anomabo, Goldküste 59. 83.
Ansässigkeit 8. 122. 145. 205.
Ansiedelungspolitik 507.
Antalkidasfriede (386 v. Chr.) 528.
Anthropogeographie 9.
Anthropologie 17.
Antigonos († 301 v. Chr.) 368.
Antiocheia 338. 369. 383.
Antipatros 482.
Antoninus Pius 324.
Antonio I., Kongo 65.
Antwerpener Polyglotte 449.
Anupe (Anûbis), ägypt. Gott 250.
Anzig (Ancico) 65.
Apang, Goldküste 59. 83.
Apis-Stier 320.
Apollon 313. 539.
Apollonia 367.
Äquatoria 105.
Äquatorialprovinz **162ff.**
Aquileja 375.
Aquitanien 357ff. 375. 381. 399.
Arabertum 18. 82. 88ff. 100. 145.
Arabien, Araber 3f. 15. 35f. 44ff. 51f. 73. 75. **88ff.** 121. 123. 125. 135f. 137. 143. 146. 148f. 155. 164. 168ff. 178. 182ff. **205ff.** 225. 242. 348. 356f. 360. 363f. 370. 377. 382f. 404. 406f. 547.
— Aufstand 105.
— Geschichtsschreibung 37. 330.
— Horden 157.
— Kaufleute 36. 49f. 55. 133.
— Kultur 49. 52.
— Kunst 339.
— Seemacht 35.
— Siedelungen 55.
— Spanien 401.
— Sprache 389.
— Quellen 39.
— Umschiffung 546.
— Züge 128.
Arabi Pascha, ägypt. Rebell († 1911) 161. 351f.
Arabisierung 206.
Aragon, Aragonien 384. 406. 419f. **433ff.** 455. 458.
Aralsee 378.
Aramäer 539.
Aranda, Graf v., span. Minister 460.
Aranjuez 449.
Arbeitsteilung 33.
Archidamischer Krieg (431—421) 523.
Archidamos 523.
Archilochos von Paros 501.
Architektur 454. 456.
Archiv 291.
Archonten 517.
Areiopagos 506. 514. 517.
Arendroop, Oberst 174.
Argamon (Ergamenes) von Meroë (270 v. Chr.) 155.
Argolis 487. 493f.
Argonautensage 502.
Argos 367. 500. 502. 525.
Arguin-Inseln 81. 87.
Arianische Lehre 203. 376. 379. 398. 400.
Arier 74.
Arimaspen 502.
Aristeias 502.
Aristeides 514.
Aristokratie 186. 192. 366.
Aristophanes (450—385) 527.
Aristoteles (384—322) 498. 510. 532. 536f. 549.
Arkadien 481. 487. 528f.
Arkadischer Bund 530.
Arkesilaos III., Kyrene (bis 530 v. Chr.) 186. 499. 515.
Arko, Insel 151.
Armenien, Armenier 180f. 359. 369.
Armenoiden 180. 389.
Armoriker 357. 359.
Arsinoë 320.
Arsinoïtes (= Faijum) 321. 324.
Artabrer 391.

Artachſtaſa I. Langhand 317.
— III. Ochos 226. 318.
Artatama von Mitani 285.
Artaxerxes 528.
Arte Manuelina 453.
Artillerie 116.
Arus von Wadaï 147.
Aruwimi 8. 25. 76. 166.
Arwad 280.
Aryandes, ägypt. Statthalter 316.
Arzt 317. 541.
Aſſarlyk (Hiſſarlyk, Troja) **477ff.** 493.
Aſchanti **57ff.** 84f. 132f.
Asdod, philiſtäiſche Stadt 313.
Aſhmun, Gründer Liberias 106.
Aſien 17. 181f. 226. 266. 270. 278. 294f. 299. 301f. 307. 368. 377.
Aſil von Wadaï 146.
Askalon 298.
Aſoſe, Pharao (5. Dyn.) 245. 253.
Aſowſches Meer 355.
Aſſab, Bai 174.
Aſſaſif, Ägypten 258.
Aſſaſſinen 338.
Aſſinaros, Schlacht 526.
Association afric. internat. 91.
Aſſuan 157. 221. 223. 231. 252. 255. 324. 344. 352.
Aſſur 280. 285f.
Aſſurachiddin 154. 311. 539.
Aſſurbanipal 309. 311. 539.
Aſſyrien, Aſſyrer 153. 267. 271. 311. 313. 359. 512.
Aſtarte 539.
Äſthetik 368.
Aſtrologie 305. 327.
Aſtronomie 366. 457. 545.
Aſturien 391. 418ff.
Atbara, Nebenfluß des Nil 147. 149. 154. 164.
Athanaſianismus 400.
Athaulf 375f. 399.
Athen(ai) 193. 367. 383f. 487. 500. 502. **505ff.** 530ff. 534.
Äthiopien 121. 135. 143. 149. 152. 169. 179. 181f. 222. 294. 306. 318. 532. 547.
— Nomaden 281.
— Perſiſcher Feldzug (524) 316.
— Sprachforſchung 52.
Äthiopiſierung Afrikas 182.
Athotis, Pharao (1. Dynaſtie) 233.
Atlantiſche Raſſe 181.
Atlantiſcher Ozean 19. 32. 55f. 98. 124. 127. 355. 364. 378. 387.
Atlas 4. 6.
Atmoſphäre 354.
Aton (Sonnenſcheibenkult) 287ff.
Attaliden, Dyn. in Pergamon 369.
Attika 487.
Attila 375.
Attiſcher Seebund, Zweiter 530.
Attoë, Pharao (6. Dynaſtie) 251f.
— — (8. Dynaſtie) 254.
Atum (-Re) 249. 266. 289.
Aufforſtung 437.
Auguſtinus (354—430) 200ff. 370. 402.
Auguſtus 195. 199.
Aulad Soliman, Sudanvolk 136f.
Ausfuhr 102. 107. 128. 132. 447.
Ausgrabungen 227.
Ausländiſches Kapital 97.
Auſſa (Aſauad), Weſtſudan 132.
Auſtralien 3. 16.
Auswanderung 110. 447. 496f.
— nach Amerika 444.
Auswanderungskolonien 94.
Authari, Langobardenkönig 377.
Averſa, ital. Stadt 383.
Awaren 375. 377. 380.
Azim (Eſſim), Goldküſte 58f. 83.

Baal 292. 298.
Bab el-Mandeb, Straße von 37. 51. 122. 151. 168. 170 172. 174.
Babylon(ien) 221f. 280. 285f. 359. 365. 500. 511. 517.
— Kalender 502.
— Verh. zu Ägypten 224. 248.
Bachr el-Ghaſal 78f. 159. 161f. 165f.
Bachriten, ägyptiſche Sultane (1250—1382) **337ff.**
Bachr Jußuf, Nilkanal 223. 262. 336.
Badagri, Lagos 60.
Badajoz, ſpan. Provinz 391. 417. 424. 429.
Badis, Herrſcher v. Granada (1038—73) 416f.
Bagamojo, Oſtafrika 100. 166.
Bagatellgerichtsbarkeit 517.
Bagdad 268. 409. 412.
Baggara-Araber 161.
Bagirmi 51. 123. 129. 134. 138. 140ff. 147.
Bagoës, afrikan. Stamm 57.
Bahadung, König v. Dahomeh 61.
Baihrije, ägyptiſche Oaſe 222.
Bailén, Kapitulation (1808) 462.
Bajeſid II., Osmanenſultan 341.
Bajuwaren 379.
Baka, ſüdafrikan. Stamm 31.
Bakchylides, Dichter 516.
Baker Paſcha, Samuel, Reiſender 159. 165.
Bakke-Bakke (Mimos) 25.
Baktrer 359.
Baldeza, G., port. Entdecker 81.
Baldſch, arab. Feldh. († 742) 408.
Balduin, Graf v. Flandern, latein. Kaiſer (1204—05) 383.
Balearen 189. 204. 369. 378. 399. 410. 427. 431. 486.
Balkanhalbinſel, Geographie **474f.**
Ballahſee, Ägypten 224.
Baluba, Negerſtamm 25. 74.
Balunda, Bantuvolk 69ff.
Bambara, afrikan. Volk 126. 132.
Bambuk, Negerreich 132.
Bammoko, am Niger 103f.
Bana Heri, Uſeguhahäuptling 100.
Banane 14.
Banda (Uganda) 50.
Bangara-Araber 163.
Bangwe-Inſel 46.
Bangweoloſee 71. 101.
Banjo, Adamaua 131.
Bantuvölker 22. 27. 45. 50. 53. 76.
— Sprachen 19f. 38. 63. 69. 72.
Banu, Haußafürſt 127.
Bara, Oſtſudan 161.
Baratieri, O., ital. General 175f.
Barawa (Brava), Eritrea 37. 81. 90.
Barbaren 366.
Barbareskenſtaaten 183. 211f.
Barcelona 395. 410. 420. 425. 427. 434f.
— Aufſtand (1909) 472.
— Einnahme (985) 415.
Bari, Negervolk 52. 78ff. 165f.
Baring, E., Lord Cromer 352.
Baringoſee 54.
Barka, Nordafrika 178f. 185f.
Bar Kochbar, Aufſtand (133 n. Chr.) 363.
Barkuk (Berkuk), ägypt. Sultan (1382—89, 1390—99) 340.
Barolong, Volk 115.
Barotſe, Landſchaft 67.
Barros, J. de, portugieſ. Geſchichtsſchr. (1496—1570) 38.
Barth, Heinrich, Reiſender (1821 bis 1865) 135. 137ff.
Baſchilange, Negerſtamm 74ff.
Baſeler Friede (1795) 461.
Baſilika 402.
Basken (Vascones) 388f. **418f.** 468.
Baſtards 18. 31f. 95.
Baſuto, Bantuvolk 42. 67. 109.
Batalha, Kloſter 453.
Batanga, Küſte 63. 98.
Batavisch-afrik.Maatschappij 111.
Bateke, Negerſtamm 63. 74.
Bätika 394. 399.
Bätis 391.
Battel, engl. Reiſender 65.
Batti(a)den, Dynaſtie v. Kyrene 186. 498. 516.
Battos, König v. Kyrene 185f.
Bauern 349. 447. 501; ſ. auch Ackerbau.
Bauernemanzipation 516.
Bauernſtand, freier 411f.
Baukunſt 247. 264. 335. 402. 414. 454.
Baumann, O. (1864—99) 24. 45.
Baumrindenſtoffe (Mbugu) 47. 74.
Baumwolle 33. 39. 44. 69. 103. 353. 546.
Bautſchi, Sudanlandſchaft 134.
Beamtenweſen 165. 182. 203. 246. 304. 323. 467. 506.
Beduinen 229. 254. 294. 303.
Befeſtigungen 199. 238.
Begig, Faijum 260.
Begräbnisweſen 479.

Behandschin, Dahomehkönig 61.
Behistuninschrift 317.
Beibarß, ägypt. Sultan (1260—1277) 337f.
Beide Länder (Nord- und Südägypten) 231. 234. 257.
Bei Mohammed el-Mukni, Usurpator in Fessan (1811) 136.
Beirut 297. 340.
Beis (Mamelukenadel) 343.
Bekenkhonsu, Amonspriester 300.
Bekenranef, Sohn des Tefnakht (709—703) 310.
Belanda, afrikan. Volk 79.
Belem, Kloster 453.
Belgien 69. 91ff. 101. 164.
Belgisch-Kongo 93.
Belisar, byzant. Feldh. 204. 377.
Belloni du Chaillu, Paul (1835—1903) 25.
Belmont, Gefecht (1899) 117.
Benediktiner 428.
Benghasi, Tripolitanien 145. 219.
— Schlacht (1912) 219.
Benguëlla, Angola 8. 23. 65. 71. 82.
Beni Biufrur, Marokko 471.
— Enfar, Schlacht (1909) 217.
— Haßan, Ägypten 257. 261. 263f.
— Hud, Familie 417. 430.
Benin 61f. 134.
Beni Serradsch (Abenceragen), arab. Adelsfamilie 440.
— Suëf, ägypt. Provinz 223.
Benson, Stephan A., Präsident v. Liberia 106.
Bent, Th. (1852—97) 36. 38.
Benuë 85. 99. 126f. 130. 133f. 138.
Berber 3. **121ff.** 135. 153. 162. 167. 179. **181f.** 184. 191. 205f. 208. 213. 225. **356ff.** 404ff. 409f. 415ff. 426.
Berdera am Dschuba 175.
Berenike, Gem. Ptolemaios' III. 321.
— Kleopatra (58—55) 319.
Beresford, Lord, engl. General 464.
Bergbau 92. 97. 366. 391. 393. 395. 546.
Bergdamara 30.
Bergenärs, Hottentottenvolk 31.
Beringstraße 17.
Berlin 138.
— Kongokonferenz (1884—85) 91f.
— Museen 227. 246. 293.
Bermudo III., König v. León 422.
Bernhard, Erzb. v. Toledo 428.
Bernstein 188. 364f. 391.
Berri, Dinkastamm 80.
Berruguete, A., span. Künstler 456.
Bersabahottentotten 32.
Berschе, Ägypten 265.
Berthollet, C. L., Chemiker 346.
Bertolini, P., ital. Minister 220.
Beschneidung 251.
Besitzverteilung 371.
Bestattungswesen 24.
„Bester Staat" 531.
Bet-Khallaf, Königsgrab 240.
Betschuanen 23. 39. 42. 67. 113f.
Bettelmönche 133.
Beulen, Gottfried v. 383.
Beurmann, K. M. v., Reisender 140.
Bewaffnung 44.
Bewässerung 412.
Bewets (Boëthos), Pharao (2. Dynastie) 237.
Beyer, Burengeneral 118.
Biafra, Bai 7. 63.
Biban el-Moluk (Palast der Königsgrüfte), Ägypten 222. 258. 282. 296. 304.
Bibel 154. 169. 259. 299. 302. 308.
Bibliothek 321. 335. 413.
Bicheris, Pharao (4. Dynastie) 243.
Biclara, Kloster (gegr. 586) 404.
Bida (Nupe) 130. 134.
Biëneches, Pharao (1. Dyn.) 233.
Bienenzucht 71.
Bilderschrift 232. 483ff. 501.
Bildhauerkunst 36. 247. 504. 519f.
Bilma-Salz 136.
Binothris (Binotschre), Pharao (2. Dynastie) 233. 237.
Biram, Haussastaat 127.
Birket el-Karun, Ägypten 161. 262.
Biru (Whalata), Westsudan 124.
Bisagos-Inseln 56.
Biscaya 419.
Bismarck 94. 97. 105.
Bismarckburg 101.
Bithynien 369. 372.
Bitis, ägypt. Gott 228.
Bitterseen 224. 260. 299.
Blanka von Bourbon, Gemahlin Pedros 433.
— von Kastilien (1441—62) 436.
Blattern 170.
Blauer Nil 74. 149. 152. 158. 169. 547.
Bleck, W. H. J. (1827—75) 23.
Blemmjer (Blemyer), Volk 155. 326.
Bloemfontein 109. 118. 120.
Blutrache 238. 248.
Bobbio, Kloster 396. 403.
Bocchus, König v. Mauretanien 197f.
Bochara 412.
Bodenbesitz 505.
Bodenpolitik 507.
Boëthos, Pharao (2. Dynastie) 233.
Bogenleuthe, ägypt. Söldner 273.
Bogos, Abessinien 174.
Bohemund von Tarent 383.
Boiotien 476. 480f. 487. 510. 516. 518. 525. 529.
Bokenranf (Bokchoris; 770—729) v. Sais 153.
Bolama, Guinea 82.
Bomba, Golf 185.
Bomilkar 193.
Bondei, Deutsch-Ostafrika 47.
Bondelzwarts 32.
Bongo (Dor), Negerstamm 77f. 79f.
Bonifatius, röm. Feldherr († 432) 202.
— von Montferrat († 1207) 383.
Boomplaats 109.
Bor, Dinkastamm 80. 165.
Borgu (Borku) 134.
Bornu 23. 51. 74. 123. 127ff. **134ff.** 145. 147.
Bórroro, Fulbe 130.
Bosnien 478.
Bosporos, Reich 528. 544.
Botanik 457.
Botha, Louis 118ff.
Bourbonen, in Spanien 458ff.
Bracara, Kloster 403.
Braga, Th., provis. Präsident v. Portugal 473.
Brandenburg **87f.**
— Flotte 87.
Brandenburgisch-Afrikanische Handelskompanie 87f.
— -indische Kompanie 87.
Brasidas, spartan. Feldherr 525.
Brasilien 82. 464.
— Entdeckung (1500) 438.
— Kaiserreich (1822) 466.
Brazza, P. S. de, Reisender 104.
Brazzaville, Franz.-Kongo 91.
Brea in Thrakien 517.
Breda, Friede (1667) 83.
Bremen 97.
Brémond, franz. Offizier 217.
Breviarium Alarici (Gesetzgebung Alarichs) 401.
Britannien 364.
— Legionen 398.
— Zinnlager 391.
Britisch-Betschuanenland 115.
— -Kaffraria 110.
— -Ostafrika-Gesellsch. 105. 167.
— -Somali-Protektorat 85.
— -Südafrika 69.
— — -Gesellschaft 115.
— -Zentralafrika 105. 115.
Bronkhorst Spruit, Tal des 114.
Bronze 364. 478. 481.
Bronzezeit 490.
Brotbereitung 180.
Brotstudium 412.
Bruce, J., Reisender (1730—94) 52.
Brué, A. 85.
Brüssel 91.
Bu Amena, algerischer Empörer (1881) 213.
Bubandschidda, Adamáua 131.
Bubastiden (22. ägypt. Dyn.) 308.
Bubastis 318.
Buchanez, Gefecht (1912) 219.
Buchdruck 353.
Buchner, M., Reisender 71.
Buchstaben 232.
Buddhismus 328.

Bug 544.
Buiko am Pangani 102.
Bulala, Volk 139.
Bulawajo, Matabeleſtadt 43. 115.
Bulgaren 375f. 380. 384.
Buller, R., engl. General 117f.
Bu Mehana, Brunnen, Tripolitanien 219.
Bundesſtaat 529.
Burdſchiten (Turmleute), ägypt. Sultane (1382—1517) 338ff.
Buren 12. 28. 32. 40ff. 68. 107. **109ff.**
Bürgerkriege 126. 142. 146. 172f.
Bürgerliche Geſellſchaft 428.
Burgers, T. T., Transvaalpräſident 113f.
Burgunden 375.
Burnaburiaſch v. Babylon 286.
Burs Bei, ägypt. Sultan (1422—1438) 340.
Buſchmänner 3. 9. 18f. **21ff.** 28. 37. 46. 52. 54. 108. 135.
Buſchwerk 10.
Buſiris, Ägypten 238.
Butmir, Bosnien 478.
Buto (Utſoë), ägypt. Göttin 238.
Buys, Grikwa 31.
Byrſa (Karthago) 188.
Byzanten, libyſcher Stamm 190.
Byzantion 204. **375ff.** 383. 400.

Cabral, P. A., portug. Admiral 81.
Cabrera, Karliſtenführer 465.
Cádiz 405. 439. 462f. 465.
Calatrava, ſpan. Ritterorden 441.
Calderon de la Barca, Don Pedro (1600—81) 458.
Calpurnius Beſtia, Konſul 197.
Cambon, franz. Diplomat 218.
Camego, Reichstag (1143) 422.
Camões, Luiz Vaz de, portug. Dichter 453.
Campbell-Bannerman, engl. Miniſter 120.
Campomanes, Graf P. R., ſpan. Miniſter 460.
Canalejas, ſpan. Miniſter 472f.
Caneva, ſpan. General 219.
Cannä, Schlacht (216) 194.
Cano, A., ſpan. Künſtler 457.
Capa, ſpan. Kleidungsſtück 397.
Cape Coaſt Caſtle 83.
Caprivizipfel 102.
Caracalla 325. 395. 399. 468.
Carbalho, Topete y, ſpan. Admiral 468.
Carlos, ſ. Karl.
Carvalho, port. Geſchichtsſchr. 70.
Caſablanca 215.
Cäſar 195. 198. 320. 323. 370. 372. 375.
Cäſarismus 529.
Caſtaños, andaluſ. Freiheitskämpfer 462.
Caſtelar, Präſident der Republik Spanien 468.
Caſtinus, röm. Statthalter 399.
Caſtro, v., ſpan. Adelsfamilie 429.
— G. de (1569—1631) 458.
Cathcart, G., Kapgouverneur 110.
Cavite, Seeſchlacht (1898) 470.
Cervantes, Miguel 458.
Ceuta 214. 404. 408. 438.
Ceylon 16.
C. Gracchus 195.
Chabiri (Hebräer) 286.
Chaires, Pharao (2. Dynaſtie) 233.
Chaironaia, Schlacht 535f.
Chaldäa 492. 545.
Chalkidike 534.
Chalkis, Euboia 500. 507. 510.
Chamberlain, J., engl. Miniſter (geb. 1836) 117.
Champollion, J. F., Ägyptolog (geb. 1790) 233. 347.
Chanoine, C. P. J. 141.
Chartered Company, Royal (Brit. South African Comp.) 115ff.
Chateau Cambréſis, Friede (1550) 450.
Chattuſchil, Hettiterkönig 298f.
Cheir ed-Din Barbaroſſa, nordafrikan. Herrſcher 212.
Chemie 247. 300. 457.
Cheneres, Pharao (2. Dyn.) 233.
China, Chineſen 103. 199. 356.
— Armee 241.
— Schiffe 37.
Chindaswinth, Weſtgotenkönig (642—653) 401.
Chios 367. 500. 530.
Chlodwig 43.
Chorvaten (Kroaten, Chrowoten) 381.
Chriſten, Chriſtentum 62f. 65. 74 107. **155ff.** 170ff. 200. 203. 325. 328. 363. 370. **372ff.** 384. 386. **397f.**
— Aufſtand 410.
— Gnoſis 327.
— Helleniſierung 328.
— Literatur 328.
— Miſſion 50. 158.
— Propaganda 29.
— Verfolgungen 50. 157. 170f. 328. 424.
Chriſtian II. (Afrikaner) 29.
Chriſtianiſierung 155. 170.
Chriſtiansborg 86.
Chriſtlicher Staat 374.
Chroniken 2. 37. 142. 402. 457.
Cintra, numid. Hauptſtadt 196ff.
— Kapitulation (1808) 462.
Cluniacenſer 428.
Cn. Pompeius Strabo 389.
Coimbra 410. 421.
Colenſo, Natal 117.
Columella, L. J. M., Ackerbauſchriftſteller 396.
Comité d'Études du Haut-Congo 91.
Comuneros (kaſtil. Städte) 446.
Congo Reform Association 93.
Córdoba 394. 407. 409ff. 414. 416f. 424f. 430.
Coriſco, Inſel 86.
Cornelius, Herero 96.
— Gallius, röm. Statthalter v. Ägypten 324.
Cortes 428f. 445. **447.** 463.
Corteſia (Urbanitas) 397.
Criſtinos (Anhänger der Marie Chriſtine) 465.
Cro-Magnon-Raſſe 180. 389.
Cronje, P. A., Burengeneral 117 f.
Croßfluß 63. 134.
Cumä (Kyme) 540.
Cunha, T. de, Admiral 81.
Cuſt, R. N., Sprachforſcher 24.

Dabik, Schlacht (1516) 342.
Dadſcho, Volk in Dar Fur 146.
Dahomeh **57ff.** 86. 98. 104. 132.
Dakhel, ägypt. Oaſe 222.
Dakien, Daker 375. 377.
Dalbiez, franz. General 217.
Dali (Delil Bahal), Verakönig 147.
Dalmatien 528.
d'Amade, franz. General 216.
Damaraland 29f. 39. 94f. 109.
Damaskos 329. 334f. 340. 342f.
Damia (Kahina), Araberin 205.
Damiette 337.
Dämonen 249f. 305.
Dampferflotte 134.
Danakil (Sing.: Dankali; Afar), oſtafrikan. Stämme 51f.
Dandalo, H., Doge 383.
Dänemark, Dänen 86f.
Dapper, Olfert († 1690) 25.
Dapur, Paläſtina 298.
Dardanellen 219.
Dar es-Salam 99ff.
Dar Fertit, afrikan. Landſchaft 159.
Dar Fur 74. 134. 136. 144ff. 156. 158f. 161. 163. 350.
Darijawuſch (Dareios) 316f. 342. 512. 541.
Daſchur, Ägypten 241. 252f. 262.
Dattelpalmen 14.
Daud, Bornukönig 139.
— Tundſcherſultan 144.
Daura, Haussaſtaat 127.
David von Nubien 157.
Debba 146.
Decius (249—251) 325.
Decoeur, Franzoſe 97.
Dedwen, nubiſcher Gott 231.
Degberra, Mangbettukönig 77.
Dei (Herrſchertitel) 212.
Deimling, deutſcher Offizier 96.
Dekeleia, Attika 525.
Dekeleiſcher Krieg 524.
Delagoabai 114.
Delarey, Burenführer 118.
Delcaſſé 215.
Delion, Schlacht 525.
Deliſch-attiſcher Bund 514. 517.
Delnaod von Abeſſinien 171.
Delos 479. 504. 547.

Delph(o)i 186. 366. 487. 504. 514. 535. 547.
Demokratie 186. 366. 513. 516.
Demonax von Mantineia, Gesetzgeber 186.
Demosthenes 524. 533ff.
Demotische Schrift 309. 313.
Dend(e)ra, Ägypten 322.
Denia, Spanien 417.
Denkschera, Westafrika 58.
Denon, D. F., franz. Künstler 346.
Der el-Bachri 256. 258. 264. 274f. 296f. 306f.
— el-Gebrawi 253.
— el-Medîm 323.
Derna, Gefecht (1912) 219.
Desaix, L. Ch. A., franz. General († 1800) 344f.
Desiderius, Langobardenkönig 380.
Despotie 67.
Despotismus 380. 461. 496.
Deutschland, Deutsche, Deutsches Reich 29f. 47. 55. 63. **93ff.** 104ff. 114f. 131. 133. 136. 141. 166f. 180. 216ff. 351. 379. **381.** 445. 460. 470.
— Auswanderung 95.
— Beamtentum 94.
— Dampferlinien 101.
— Flotte 97ff.
— Handel 107.
— Mission 29. 95.
— Schutztruppen 46. 96.
Deutsche Kolonialeisenbahnbau- u. Betriebsgesellschaft 102.
— Kolonialgesellschaft 95.
— Legion 110.
Deutsch-engl. Vertrag (1890) 101.
— -englisch. Abkommen (1886) 99.
Deutsche Orientgesellschaft 242.
Deutsches Institut f. Ägyptologie 347.
— Kapital 94.
Deutsch-französischer Krieg (1870 bis 1871) 213. 468.
— -französisches Marokkoabkommen (1909) 216; (1911) 218.
— -Kamerun **97ff.** 134.
— -Ostafrika 12. 48. **99ff.** 164.
— -Ritter 383.
— -Südwestafrika 15. 30. **94ff.** 101f. 107. 114.
— -Togo 97f.
Dewey, amerikan. Admiral 469.
Dezentralisation 253.
Dhlambe, Kosahäuptling 40.
Diadochenkämpfe 368. 537.
Dia-Dynastie, Sonrhai 124.
Diakria, Attika 507.
Dialektbildung 19.
Diamanten 32. 97. 112f. 120.
Diaz, Rodrigo (Cid; um 1050—1099) 423f.
Dichtkunst 20. 247. 251. 335. 339. 413. 527.
Dido (Elissa), Königin von Karthago 188.
Didymos 540.
Digna, Osman, Sklavenhändler 161.
Diluvium 17. 42.
Dingaan, Sulufürst 41. 68. 111.
Dingiswaio, Tetwahäuptling 40.
Dinisulu, S. Ketschwajos 111.
Diniz (Dionysius) von Portugal (1279—1325) 437.
Dinka 5. 26. 78ff. 130. 164.
Diokletianus 324ff.
Dion, Stadt 547.
Dionysius von Syrakus (405—367) 193. 509. 528. 530.
Dionysoskult 539.
Diplomatie 91. 95.
Diphylonvasenstil 497.
Diu, Schlacht (1909) 342.
Divisionen 273.
Diwan (Staatsrat) 212. 343. 345.
Djerba, Insel 190.
Dnjestr 544.
Dodds, A. A., franz. Oberst 61.
Dodekaschoinos 324.
Dodona 366. 547.
Dogali, Schlacht (1887) 174.
Dolichokephalie 16.
Dom Alvaro I., Kongokönig 65.
Domänen 263.
Donau 201. 479.
Dongola 151. **155ff.** 162ff. 331.
Don Juan d'Austria 452.
Dor, s. Bongo.
Dorer 185. 481f. 492f.
Dorf 20. 72.
Dorfstaat 72.
Dragut, arab. Feldherr 212.
Drah Abun Negga, ägypt. Nekropole 256. 258.
Drakenberge, Südafrika 31.
Drakon 506.
Drawida 16.
Dreibund 174.
Dreifelderwirtschaft 508.
Dreispitzenkap, Goldküste 87.
Drusensekte 334.
Dschagga (Jagga) **43f.** 47. 65. 70.
Dschalo, Sudan 145.
Dscharebit Naßir ben Murdschit von Oman († 1649) 88.
Dschebba, Nigeria 134.
Dschebel Marra, Dar Fur 146.
Dscherabub, Oase 167f.
Dschibuti-Harar, Eisenbahn 101. 176.
Dschimi, Kanem 139.
Dschoda von Wadaï (1747—95) 144.
Dscholof (Wolof), Volk 129.
Dschongol, Massabatsultan 147.
Dschur, Schillukstamm 79.
Duala 63. 103.
Duala-Edea, Eisenbahn 103.
Dudmurra v. Waddaï 146.
Dunama (II.) von Kanem 138.
— (III.) Dibbalami 138.
— (X.) von Bornu 140.
Düne 7.
Dunganen 134.

East Africa Protectorate 105.
— London 40.
Ebro 393.
Edfu 223. 249. 322.
Edris Ibn Edris, Alide 208.
Edrisiten 208.
Efik, Volksstamm 63.
Egartenwirtschaft (Wechselwirtschaft) 508.
Egiza, Westgotenkönig (687—700) 401.
Egmont 450.
Ehe 371.
Eibek, Mamelukensultan (1250—1257) 337.
Eiche 364.
Einbalsamierung 489.
Einwanderung 18. 32. 39.
Einzelwirkung 9.
Eisen, Bearbeitung 15. 36. 38. 44. 62. 66. 72f. 78. 390. 492. 497. 500.
Eisenbahnbau 92. 96f. 101f. 104. 114.
Ejassisee 24. 54. 294.
Eje, Priester, „Gottesvater" 291. 294.
el-Amarna **284f.** 290. 296.
Elamiter 181.
el-Arisch, Vertrag von (1800) 343.
el-Aschraf Musa, ägypt. Sultan (1250—52) 337.
el-Asis, ägypt. Sultan (975—996) 333f.
— — Otman, ägypt. Sultan (1193—98) 336.
Elatea 535.
Elefant 12. 45. 178. 194. 275. 280.
Elephantine, Ägypten 157. 316.
Eleusis 366. 487. 492. 508f. 518. 538.
el-Fascher, Dar Fur 148.
Elfenbein 12. 32f. 38. 85. 90. 133. 145. 150. 170. 483.
Elfenbeinküste 104.
el-Ghuri (Kanßuwe Alguri; 1506 bis 1516), ägypt. Sultan 341f.
el-Gißr, Ägypten 224.
el-Hadsch v. Sonrhai († 1587) 126.
el-Hakam I., span. Khalif (796—822) 410. 413.
— — II., span. Khalif († 976) 414f.
el-Hakim, ägypt. Sultan (996—1021) 334.
el-Hiba, marokkan. Führer 218.
Elis 482. 487. 503.
Elisabeth von England 451.
el-Kantara, Ägypten 224.
el-Khasa, am Pers. Meerbusen 37.
el-Ksar, Marokko 217.
el-Mina (San George Elmina), Oberguinea 59. 81ff.
el-Mustanßir, Fatemide (1036—1094) 334.
el-Obeïd, Kordofan 161.

Emanuel I. von Portugal (1495 bis 1521) 453.
— II. v. Portugal (1908—10) 473.
Emden 87.
Emin Pascha (E. Schnitzer) 51. 100. 105.
Emir el-Haddsch, Amt 343.
Emporiä 391.
Ena v. Battenberg, Königin von Spanien 471.
England 28. 31f. 41f. 55. 59. 61f. 69. **82ff.** 91. 94f. 97ff. 101. **104ff. 107ff.** 116. 133. 164. 166f. 173f. 176. 213ff. **345ff.** 382. 436. 450ff. 458. 460ff. 463. 466. 469. 471ff.
— Mission 115.
Englisch-Afrikan. Gesellschaft 84.
— -Amerik. Eisenbahnbauges. 114.
— -französ. Kolonialabkommen (1904) 353.
— -guin. Handelsgesellschaft 83.
— -marokkan. Handelsges. 83.
— -portugies. Vertrag (1891) 115.
Enrique, s. Heinrich.
Enwer Bei, türk. Minister 220.
Epameinondas 529. 537.
Epeiros (Epirus) 193. 368. 384. 481f. 498.
Ephesos 367. 500. 510. 542.
— Diana 538.
Ephialtes, athen. Demokrat 517.
Ephoros, Geschichtsschreiber 516.
Epicharmos, griech. Dichter 516.
Epidamnos 367.
Epidemien 11. 162.
Epik 453.
Epila, Schlacht (1348) 435.
Epistrategos (Chef der Zivilverwaltung) 324.
Erbbegräbnis 70.
Erbse 70.
Erdgeister 491.
Erdgötter 538.
Erdgeschichte 17.
Erdnuß 14.
Erdoberfläche **354.**
Eretria, Euboia 220. 507. 512.
Erythrai, Kleinasien 492.
Erythraia (Eritrea) 175.
Erzählung 264.
Erziehung 505.
Escorial 449. 451.
Ese, ägypt. Gottheit 230. 248f. 312. 391.
Esel 12.
Esne, Gem. Thutmoses I. 275. 322.
Espartero, Herzog de la Vitoria, Don B. 467.
Estorff, v., deutscher Offizier 96.
Etappenstraße 99.
Eteokarpather 479.
Eteokreter 479.
Ethnographie 56. 72. 120.
Ethnologie 66. 73.
Etrusker 189. 498. 512. 516. 525. 547.
Euagoras von Kypros 318.
Euboia 479. 518.
Eunuchen 140.
Euphrat 222. 280.
Eurich, Westgotenkönig (466—484) 399.
Euripides (480—406) 527.
Europa 1. 11. 18. 21. 177. 181. **355ff.** 386.
— Kultur 50. 182.
Eurymedon, Schlacht (470) 514.
Evans, A., Ägyptolog 486.
Ewhe (Asighe), afrikan. Völker 59f.
Exodos 271.

Fabriken 416.
Faidherbe, L. C., franz. General 85. 103. 180.
Faijum (Arsinoïtes; „Seeland"), ägypt. Oase 223. 259. 262. 266. 321.
Faki Mohammed el-Bulalawi, Freibeuter 148.
Faktoreien 80. 83ff. 133.
Faku, Amapondohäuptling 31.
Falascha, abessin. Juden 169f.
Familie 20. 41.
Fanatismus 73. 132. 140. 161. 290. 445.
Fan(g) (Pahuni, Mpangwe), Volksstamm 63. 76.
Fanti, Negervolk 57ff. 84.
Farafra, ägypt. Oase 222.
Färberei 122. 127.
Farbige Schutztruppe 100.
Fasa, Ostafrika 89.
Faschoda, Ägypten 161. 167.
Fasilides v. Abessin. (seit 1632) 173.
Fatalismus 521.
Fatemidendynastie (969—1171) 208f. **332ff.** 414. 424.
Fatima, T. Mohammeds 333.
Fauna 359.
Fellachen 258.
Fellhandel 364.
Felsengräber 264.
Felsenzeichnungen 37.
Ferdinand I. von Aragon (1412—1416) 435. **440ff.**
— d. Kathol. († 1516) 436. 444.
— II. v. Kastilien u. Leon 422. 429.
— III. der Heilige von Kastilien u. Leon (1217—52) 430.
— IV. von Kastilien († 1312) 432.
— VI. von Spanien (1746—59) 458. 463.
— VII. v. Spanien († 1833) 465.
— I. der Schöne von Portugal (1367—83) 437.
Fernando Po 86.
Ferrer, F., span. Freidenker 472.
Fes 208. 216ff. 410.
Fessan 122. 135f. 138f. 207.
Festspiele 366.
Fetischdialekte 59.
Fetischismus 538.
Fettsteiß 22.
Feudalismus 138ff. 405f. 411. 416. 418. 428f. 434. 439.
Feuersteinwaffen 71. 139.
Fidmin im Faijum, Ägypten 223.
Finanzwesen 27. 41. 110. 117. 343. 458. 461. 470.
Firdußi 413.
Fischfang 13. 56. 75. 437.
Fischfluß 26. 28.
Fitrisee, Gefecht (1908) 143. 146.
Flavius Josephus 266f. 271.
— Julius Triph. Sabinus 396.
Flora 359.
Florenz 340.
Florida Blanca, Graf v., span. Minister 460.
Flotte 49. 51. 81. 192. 202f. 377. 385. 410. 425. 506. 508.
— Unüberwindliche (1588) 452.
Fluchtburgen 482.
Flüsse 4.
Flußpferd 178.
Föderalismus 468.
Föderativrepublik 468.
Fon, Dahomeh 60.
Fondachi (Magazin) 340. 342.
Fontes Pereira de Mello, portugiesischer Minister 466.
Forschungsreisen 80. 159.
Fort Armstrong 110.
— Beaufort 28.
— Cox 110.
— Dorothea 87.
— Florence 102.
— George 84.
— Jarbutenda 84.
Forts 36. 83. 85f.
Fostat (Kairo) 330ff.
Foureau, F., Reisender 141.
Franco, J., portug. Minister 472.
François, K. v., Hauptmann 96.
Franken 201. 375f. **379ff.** 419f.
Frankreich, Franzosen 61. 64. 82. 85f. 91f. 97ff. 101. **103f.** 107. 119. 132f. 141. 143. 146. 166ff. 173f. 176. 185. 213f. 348. 353. 360. 379. 381ff. 389. 409. 419. 428f. 435. 447. 450f. 456. 458. 460f. 465f. 542.
— Ausgrabungen 254.
— Interessensphären 77.
— Julirevolution 466.
— Kriegsschiffe 84.
— Nordafrikan. Kolonien **213ff.**
— Protestanten 107.
— Revolution 464.
Franz I. von Frankreich 448.
— d'Assisi, Gemahl (1846) Isabellas v. Spanien († 1902) 467.
Franzmannhottentotten 32. 96.
Französisch-Dahomeh 134.
— -engl. Abkommen (1899) 146.
— -Guinea 85.
— -Kongo 104.
— -spanischer Marokkovertrag (1903) 215; (1912) 217.
— -Westafrika 104.

Französisch-Zentralafrika 104.
Frau, Stellung der 41. 371. 414.
Freetown, Westafrika 84.
Freie Bauern 202.
Freier Wettbewerb 369.
French, J. D. P., engl. General 117.
Frere, H. E. B. 90.
Freundschaftsbund 75.
Friedrich II., Kaiser 336.
— III., Preußen 88.
— von Aragon 434.
— Wilhelm, Großer Kurfürst 87ff.
Friesen 379.
Fritsch, G. Th. (geb. 1838) 22. 39.
Frobenius, Leo 21. 35.
Froila I. von Asturien (764—768) 418.
Frömmigkeit 154.
Fronarbeit 352.
Fruchtbarkeit, Göttin der 484. 491.
Fructuosus, Bischof von Tarragona 398.
Frumentius, Apostel 170.
Fulbe (Fula, Fellani, Fellana, Fullan) 5. 57. 62. 121. 126. **128ff.** 132. 139. 147.
Fumbina, Reich 128. 130.
Fundschi, afrikan. Volk 147. 158.
Fura, Ruinenstätte 37.
Fußvolk 424.
Futa Dschallon 7. 56f. 85. 130.

Gabun, Franz.-Kongo 10. 21. 25. 56. 63. 74. 85f. 93. 104.
Gades (Cádiz; gegr. 1100) 161. 357. 391.
Gaëta, Italien 340.
Galatien 372.
Galenasgebiet (Liberia) 107.
Galicien, Spanien 399. 410. 415. **418ff.** 421. 426.
Galischwe, Betschuane 115.
Galla (Oromo), Volksstamm 6. 24. 48f. 51ff. 76. 79. 172f. 225.
Galliano, italien. Offizier 175.
Gallien, Gallier 201f. 323. 357. 359. 372. 375. 379. 389f. 399.
Gama, Cristoforo da 53. 172.
— Vasco da 81. 436. 438. 453.
Gambia, Westafrika 6f. 57. 82. 84. 103. 106. 438.
Gando, Sudanstaat 130. 132ff. 138.
Ganges 546.
Garamanten, Volk 135. 181f.
Garcias von Portugal (1065) 421.
Garde, schwarze 207.
Gardiner, Präsident von Liberia 107. 111.
Garnisonen, türkische 212.
Gasa 44. 278. 342.
Gatacre, W. F., engl. General 117.
Gätuler 182.
Gaueinteilung 238. 246. 257. 272. 281. 324.
Gaumata 316.
Gaurang, König von Bagirmi 141.
Gazellenstrom 17.
Geb, ägypt. Gott 228. 284.
Gebal (Byblos) 284. 307.
Gebelen, Ägypten 223. 255. 268. 306.
Gebel es-Silsile, Ägypten 223.
Gebete 247.
Gebtoë (Kuft), Ägypten 250. 253. 260. 269.
Geesprache 169.
Gefäße 39.
Geheimbünde 21.
Geiserich, Wandalenkönig († 477) 202ff. 376.
Geistesgeschichte 455.
Geistlichkeit 376.
Gelbe Rasse 3.
Geld 246.
Geldwirtschaft 501. 503. 506.
Gelehrsamkeit 265. 321. 413.
Gelele, König von Dahomeh 61.
Gelimer, byzant. Feldherr 204.
Gelon, König von Syrakus 193. 516.
Gemeinde 144. 509.
Generalstaaten 82.
Genua 184. 211. 337. 340. 384f. 425. 434f.
Geographische Lage 3ff. 36. 67. 135. 148. **355.** 367. 369. 421.
Geologie 15. 178.
Georgios Synkellos, Verf. der „Chronographia" 226.
Georg Wilhelm, Kurfürst 87.
Gepiden 377.
Geräte 15.
Germanen 180. 182. 201. 359. 372. **374ff. 398ff.**
Germanias (Bruderschaften) 447.
Germanicus 324.
Gerona, Grafschaft 420.
Gerontius, röm. Statthalter Spaniens 399.
Gerusia, Senatsausschuß 192.
Geschichte 354. 367. 369.
Geschichtsschreibung 521. 526.
Geschlechterstaat 506. 516.
Geschlechterverbände 502. 506.
Geschwisterehe 251. 321.
Geschworenengerichte 470.
Geselligkeit 366.
Gesellschaft 99. 356. 361. 373. 490.
Geser, Kanaan 268. 307.
Gesetze 371.
Gespinstpflanzen 9.
Gessi, Romolo († 1881) 141. 160f.
Getreide 14. 390.
Gewaltherrschaft 528.
Gewebefabrikation 500.
Gewehre 75. 126.
Gewerbe 33. 122f. 126f. 169. 395. 499. 503.
Gewerbfleiß 129. 131. 142f.
Gewicht 246. 485. 500.
Gewohnheitsrecht 502.
Gewürzhandel 341.
Gewürznelken 90.
Ghana (Ghanata), Sudanreich 123ff. 128.
Gheso (Gezo) von Dahomeh 61.
Gibeon, Palästina 96.
Gibraltar (Gibr al-Tarik) 180. 182. 188. 202. 213. 375. 378. 382. 405. 437f.
Giebeldach 72.
Giebelhaus 21.
Gijon, Spanien 418.
Giluchepa 283.
Ginga Bandi, Königin v. Angola 66.
Girge, Ägypten 223.
Gise 241. 269. 332.
Gjölbaschi, Heroon 515.
Gla, Insel 487.
Gladstone, H. 120.
— W. E. 114.
Glas 73. 364.
Glossina palpalis 11.
Gobir, Haussastaat 127. 129f.
Gogo (Gao), am Niger 126. 132.
Gold 15. 32. 36ff. 43f. 81. 83f. 106. 112. 114. 116f. 120. 150ff.
Goldblech 489.
Goldküste 7. 15. 57f. 81ff. 106.
Gonakwa (Hottentotten) 28.
Gondar, Abessinien 163. 173.
Gordon, Ch. G. 83. 164f.
Gorée, Senegal 83. 85.
Goschen (Goosen), Burenrep. 115.
Goten 375f.
Götterkönige 228.
Götzen, Graf, Gouverneur von Deutsch-Ostafrika 100.
Gouraud, Kapitän 104.
Graaf-Reinet, Stadt 108.
Gräber 200. 227. 236. 239ff. 251. 265. 313. 328. 544.
Grahamstown, Kapland 40.
Granada 125. 207. 210f. 406. 408. 410. 416f. 425. 430. 436. 439f. 447. 451f.
Grand Bassam, Elfenbeinküste 86.
Grant, J. A., Reisender 48. 50.
Graspan, Gefecht (1899) 117.
Grasstoffe 72.
Gravelingen, Schlacht (1558) 450.
Gravenreuth, K. Frhr. v. († 1891) 100.
Greenfell, F. W., engl. General 164.
Grenzfestung 151.
Grenzsäume 67.
Griechenland, Griechen 36. 170. 182. **185ff.** 285. 340. 356f. 360. **365ff.** 372. 379. 381. **391.** 427. **474ff.** 482. 498.
— Alphabet 501.
— Archipel 364.
— Einwanderung **479ff.**
— geograph. Entdeckungen 548.
— — Lage **474ff.**
— Handel 500.
— Kolonisation 193. **497ff.**
— Kultur 15. 155f. 170. 327.
— Literatur 226.

Griechenland, Malerei 328.
— Mittelalter **493ff.**
— Mythologie 170.
— Orthodoxe Kirche 173.
— Provinzen 375.
— Seemacht 35.
— Sprache 155. 538. 548.
— Wanderungen 492ff.
— Weltstellung **538ff.**
Grikwa 28. 30ff. 41. 68. 112f.
Gröben, O. F. v. d., Major 87.
Grootfontein 102.
Großer Fischfluß 27. 40f.
Große Syrte 136. 190. 502.
Großgrundbesitz 202f. 326. 343 411. 447. 496. 503.
Großkapital 200.
Großleptis 190.
Großnamaland 32.
Groß-Popo, Hafen 86.
Großstädte 416. 500.
Grothe, Hugo **177.**
Grundbesitz 144. 247. 371. 506.
Grundherrschaft 490.
Gruner, Hans, Reisender 97.
Grünes Vorgebirge 83. 85.
Grundstücksbelastung 501.
Guadiana, Fluß 391.
Guadscha, Truda, König von Dahomeh 60f.
Guanchen, Volk auf Tenerifa 179f.
Gudda-Guddi, Schlacht (1875) 174.
Guerrazar, Schatz von 402.
Guinea 6f. 10. 19. 82. 86. 104. 121.
Gummisammler 71.
Günstlingswirtschaft 277f.
Gunthamund, Wandalenkönig (487—496) 204.
Gura, Schlacht (1876) 174.
Gurob, Ägypten 486.
Guruglugebirge, Marokko 217. 472.
Gwari (Gbari), Haussa 127.
Gyges 312.

Haar 18.
Habana 469.
Habaschat, arab. Küstenreich 169.
Habe-Dynastie, Katsena 128.
Habsburgische Dynastie 444.
Hackbau 13f. 21. 122. 180. 182. 390.
Hadendoa, Ostsudan 161.
Hadrianus 324. 396.
Hadrumetum 190.
Hadschi Omar, Fulbefürst (Marabut) 103. 132.
Hadsch Mohammed, Askia von Sonrhai 128f.
Hafidendynastie, Tunis 211.
Hahn, Hugo, Missionar 29.
Hahnenkämpfe 397.
Haila Malakot von Schoa 173.
Hakime, falsche 334.
Halbbildung 107.
Halbgötter 228.
Haleb 340.
Halikarnassos 543.
Ham 169.
Hamburg 97f. 138.
Hamilkar Barkas 193. 221. 392.
Hamington, Bischof 50.
Hamiten 4. 6. 18. 26. 45ff. 51ff. 76f. 80. 123. 127. 149. 169. 181. 191. 225.
Hamito-Niloten 53. 78.
Hammamat, Tunesien 254. 256.
Hammed ben Mohammed (Tibbu-Tibb) 75.
Handel 14f. 71. 80. 90. 107f. 115. 126f. 135. 143. 145. 151. 182. 192. 323. 358. 369. 395. 437. 450. 459. 485. 499. 503. 508. 519.
Handelsbeschränkungen 82.
Handelsflotten 149.
Handelsfreiheit 92. 134.
Handelsgesellschaften 81. 98. 134.
Handelsmittelpunkt 124.
Handelsmonopol 37. 82.
Handelsplätze 37. 83. 174.
Handelspolitik 323. 340. 434.
Handelsschiffe 437.
Handelssperre 90.
Handelssprache 19. 75.
Handelsstatistik 120.
Handelsstraßen 4. 45. 51.
Handelstrieb 150.
Handelsverkehr 37. 39. 63. 124f. 136. 144.
Handelsverträge 463.
Handelsvölker 122.
Handwerk 123. 129. 152. 247. 447. 483.
Hanf 66. 73ff.
Hannibal 194. 221. 392f.
Hanno 193. 310.
Hape (Apis), heil. Stier 248. 316.
Harar 53. 85. 175.
Hardedef, ägypt. Prinz 244.
Harem 207.
Haremheb, Pharao (um 1350—15) 294f. 306.
Haremsverschwörung 303.
Haro, span. Adelsfamilie 432.
Hartmann, Robert 52.
Harun ar-Raschid, Khalif 208.
Harze, wohlriechende 37.
Hasan, ägypt. Prinz 174.
Hasdrubal († 392) 194. 392.
Haßan Ibn Noman, Araber 205.
Hathor, Göttin 250.
Hatnub bei Tell el-Amarna 256f.
Hatschepsut, Königin von Ägypten (1501—1480?) 152. 274f. **276ff.** 289.
Hatwaret, ägypt. Stadt 268. 270.
Hauasch, Ägypter 165.
Häuptlinge 21. 70.
Hausbau 21. 478. 480. 489. 498.
Hausindustrie 416.
Hausmeiertum 416.
Hausrat 227. 515.
Haussa 19. 105. 122f. **126ff.** 129. 131. 141. 143.
Haustiere 9. 12f. 73.
Hautfarbe 18. 22. 48. 128. 135.
Hawara, Ägypten 262f.
Heape, Nilgott 250.
Hebräer 271.
Heerstraßen 395.
Heerwesen 41ff. 70. 125. 151. 263. 272f. 395. 409. 415. 458. 461.
Hegemonie 366.
Heidentum 133. 374.
Heiliger Krieg 168.
Heilotenaufstand, Messenien 516.
Heinrich (Henrique) von Burgund, Graf von Portugal 422f.
— Trastamare v. Kastilien (Enrique II.; 1369—79) 433.
— III. v. Kastilien (1390—1406) 433.
— IV. d. Ohnmächtige v. Kastilien (1454—74) 433. 441.
— Kardinal, Infant von Portugal († 1580) 454.
— der Seefahrer, portug. Prinz (1394—1460) 81. 437.
Heiratspolitik 321.
Hekataios von Miletos 316.
Heldengeschichte 497.
Helgoland 101. 548.
Heliopolis 310. 318.
Hellenismus 312. 319. 321. 357. 362. 365. 369. 386. 498.
Hellenotamien, hellenische Schatzmeister 514.
Hellfarbige Rasse 21.
Heostämme 63.
Herakleides 546.
Herakleiopolis (Khenense; Achnas) 254. 309.
Herakleiopoliten 257.
Heraklitos von Ephesos 511.
Herdentiere 122.
Herero 29f. 39. 68. 96.
— -Aufstand (1904) 101.
Herkulessäulen 388. 391.
Hermandad 430. 441.
Hermández, G., span. Künstler 456.
Hermenegild, S. Leovigilds 400.
Herodotos (um 484 bis um 430) 78. 121. 135. 182. 191. 226. 228f. 254f. 261f. 311. 313f. 316. 510. 521. 547.
Heroen 228.
Heroonpolis, Ägypten 224.
Herrnhutische Mission 110.
Herrscherkaste 131.
Hertzog, Burenführer 118f.
Hesiodos 501.
Hettiter 120. 286. 296ff. 301. 480.
Heuglin, Th. v. 78.
Heuschrecke 12.
Hiempsal, Numider 196.
Hierakonpolis 228. 231.
Hieroglyphen **232f. 347.**
Hieronymus, Heiliger 402.
Hilderich, Wandalenkönig 204.

Himalaja 546.
Himera, Schlacht (480 v. Chr.) 193. 516.
Himjaren 137.
Himmel 248f.
Hims, Schlacht (1281) 338.
Hiotojozfluß 42.
Hipparchos 510. 545.
Hippo, numidischer Stamm 370.
— Regius 190. 195. 202.
Hippodamos von Miletos, Baumeister 522. 531.
Hirse 14.
Hirtenvölker 8f. 13. 21. 23. 27. 34. 47f. 67.
Hischam I. (788—796), Khalif 408. 410.
— II. (976) 415f.
— III., letzter Omaijade 416.
Hischams, falsche 416.
Hiskia von Juda 154.
Historikerzunft 2.
Hochasien 5.
Hochfinanz 112.
Hockergräber 227. 231. 251.
Hodgson, F., Gouverneur 85.
Hof 70. 131. 238. 246. 295.
Hohenzollern, Prinz, span. Thronkandidat 468.
Holland **27ff.** 58f. 66. 86ff. 107. 116.
Holländisch-ostind. Kompanie 107f.
— -westindische Kompanie 82f. 88. 109.
Holub, E., Reisender 67.
Holzgefäße 26.
Homeros 26. **493ff.**
Hommel 181.
Homs, Tripolitanien 219.
Honorianer (Söldner) 399.
Honorius 398.
Hörigkeit 23f. 202f.
Hornkranz, Feste 29. 96.
Horuk Barbarossa, Begr. der türk. Herrschaft in Nordafrika 212.
Hor(us), ägypt. Gott 230f. 243. 248. 254. 291. 295. 305. 312.
Hottentotten (Stotterer; Korikoin, Urmenschen) 3. 9. 13. 18f. **21ff.** 38f. 63f. 66. 108. 110. **550.**
Hrabanus Maurus 397.
Hrihor, Amonspriester, um 1090 Pharao 305.
Huesca (erobert 1118) 394. 420. 424.
Hugenotten 451.
Huhn 13.
Hui, Grab des, bei Theben 294.
Hulagu, Mongolenkhan 337.
Humanismus 445.
Humanität 281.
Hume (Ume), König von Kanem (etwa 1130) 138.
Humor 305.
Hund 12.
Hunerich 204.
Hungersnot 110. 145. 162. 164. 399.
Hunnen 375.
Hüttenbau 366.
Hüttenwesen 366.
Hydrographie 457.
Hyginus, röm. Grammatiker 396.
Hyksos (in Ägypten: 1700—1600) 151f. 182. 264. **266ff.** 272. 274. 305. 357. 359.
Hymnen 247. 264. 288f. 291. 305.

Ibadan, Joruba 62.
Iberer 183. 359. 389f. 502. 547.
Ibo, am Niger 63.
Ibrahim von Bornu 140.
— von Wadaï († 1900) 146.
— Gurguru 166.
— Ibn el-Aglab, Statthalter von Nordafrika 208.
— Koiko von Dar Fur (1873—74) 148.
— Madschi von Katsena 128.
Ichschiten, s. Ikhschiden.
Icki Tamal, machdist. Führer 163.
Idacius, Geschichtsschreiber 402.
Idris III. von Bornu 139.
— IV. Amasam von Bornu (1563 bis 1614) 139.
Ihangiro 48.
Ikhschiten, ägypt. Sultane (939—969) 156. **332.**
Iktinos, Architekt 518. 520.
Ikwon Amlag von Schoa 171.
Ilias 495.
Iliberis (Elvira), Synode (306) 398.
Ilion 500.
Illipa, Spanien 393.
Illyrier 356. 371. 381. 393. 481.
Ilorin (Elorin), Nordnigeria 130. 134.
Imam von Maskat 88.
Imbros, Insel 508.
Imhotep (Imuthos), ägypt. Baumeister 240.
— Pharao (8. Dynastie) 254.
Imoschagh (Amasigh, Masigh; Tuareg) 123.
Imperialismus 112. 117. 167.
Indianer 74.
Indien, Inder 11. 32. 36. 73f. 82. 88. 90. 105. 117. 149. 171. 356f. 378. 454.
— Handel 81. 83. 323. 325. 339. 364f.
— Kultur 35.
— Kunst 538.
— Schiffe 37.
— Seeweg 85.
— Stil 453.
Indischer Ozean 32. 34. 51. 89. 151. 341.
Individualismus 502. 511.
Indogermanen 226. **356ff.**
Indonesien 34f. 72f.
Indus 546.
Industrie 47. 364. 395. 447. 450. 460. 483.
Ingogofluß, Gefecht (1881) 114.
Ingunde, Gemahlin Hermenegilds 400.
Innerafrika **66ff.**
Innocentius III. 429. 432.
— X. 65.
Inquisition 438. 442. 447. 449. 454. 460. 464.
Inschriften 389. 391. 395.
Insekten 11.
Institut d'Égypte (gegr. 1798) 346.
— français d'archéol. orient. (gegr. 1880) 347.
Inta (Assienta), Stadt 58.
Interessensphäre 71. 133. 146.
Iol, Stadt, Mauretanien 370.
Ionier, Ionien 312. 481. 493f. 506. 511f.
— Schrift 501.
Ionische Inseln 367.
Ionisches Meer 219.
Iphikrates 318.
Ipsodorä, Volk 78.
Irak 337. 343. 412.
Iran, Iranier 288. 544.
Irkata (Arka), Stadt 280.
Irland 213.
Isabella die Katholische 433. 441ff.
— von Spanien (1833—68) 465. 467f.
Isandhlwana, Gefecht (1879) 42.
Ischtar 286.
Isidorus von Sevilla († 636) 396f. **401ff.** 449.
Islam 6. 36f. 50. 59. 62. 88ff. 107. 123f. 128. 132f. 136ff. 144. 147. 153. 156ff. 163. 167f. 170ff. 182. 205ff. **377f.** 380. **382f.** 384. **404f.** 442.
— Fanatismus **129f.**
— Haremswirtschaft 183.
— Kultur **411ff. 439.**
— Propaganda 124. 157.
— Rechtsprechung 330.
— Unduldsamkeit 208.
— Weltanschauung 330.
Island 213.
Isle de France 85.
Isliman von Melle, Mansa 125.
Isokrates 531ff. **534.**
Israel 224. 259. 271. 299. 301. 308. 356. **363.**
Issak I., Askia von Sonrhai (1539 bis 1553) 126.
— II., Askia von Sonrhai 126.
Ismaëliten 333.
Ismaïl, Sohn Mehemed Alis 158.
— Pascha, Khedive (1863—78) 148. 159. 350f.
Issos, Schlacht 318.
Italien 101. 138. 163f. **174ff.** 184f. 193. 204. **218ff.** 351. 359f. 375. 379ff. 385. 389. 431. 498. 516. 518. 522. 525. 528.
Italienisch-Somaliland 220.
Italiker 358. 360. 481.

Jacobs, William, Bur 109.
Jaén, Spanien 408.
Jafa 278.
Jagd, Jäger 1. 9. 12f. 22f. 25ff. 49. 54ff. 71. 122. 178.
Jahrtäfelchen 239.
Jahwe 292. 363.
Jaime I. von Aragon (1213—76) 432. 434.
— II. von Aragon 434.
Jakob I. Lusignan v. Kypern 340.
Jakobiten 155. 329.
Jakobus, Heiliger 397. 421.
Jam, Land 253.
Jameson, D. 115ff.
— L. S. 115.
Jamestown, St. Helena 119.
Janina 498.
Jarbas, König von Numidien 357.
Jason von Pherai, Tyrann von Thessalien 528.
Jazygen 375.
Jean d'Albert, Graf von Perigord, König von Navarra 436.
Jemen 168. 171.
Jemeniten (Kelbiten) 406. 408.
Jenjetef I.—V., Pharaonen (11. Dynastie) 255. 258.
Jenseitsglaube 287f. 316.
Jenuam (östl. Tyros) 296.
Jerobeam 308.
Jerothorerou (Jnaros), ägypt. Rebell 317.
Jerusalem 154. 271. 308. 329. 335. 383f.
Jesuiten 460f.
Jetsch-taui, ägypt. Residenz 259.
João, König von Portugal († 1826) 466.
— II., König von Portugal (1481 bis 1495) 438.
— III., König von Portugal (1521—57) 454.
— V., König von Portugal 460.
— VI., König von Portugal 464.
Job (Elephantine) 241. 253. 316f.
Johann von Braganza 456.
Johanna, Gemahlin Philipps des Schönen von Österreich 444.
Johannes, Bischof von Gerona 402.
— Erzpriester 80. 171.
— Negus v. Abessin. († 1889) 163.
— Christian, Bondelzwaartsführer 96.
Johannesburg 114ff. 119.
Johanniter 383.
Johnston, H. H. 20.
Jola 105. 131. 134.
Joppe 305.
Jorissen, H., Burenführer 113.
Joruba 59ff. 130f. 85.
José Emanuel von Portugal (1750 bis 1777) 460f.
Joseph Bonaparte, König von Spanien 461ff.
Josia, Judenkönig 313. 542.
Joubert, P. J. (1831—1900) 117ff.
Juan I. v. Kastilien (1379—90) 433.
— II. v. Kastilien (1406—54) 433.
— II. v. Aragon (1458—79) 435.
Juana Enriquez, Gemahlin Juans II. von Aragon 198f.
Juba, Mauretanierkönig 320.
Juda 308. 313.
Judäa 271.
Judas 314.
Juden 36. **170f.** 183f. 187. 202. 324f. 356. 363. 373. 401. 407. 424. 441.
Judith von Abessinien 171.
Jugurtha, Numiderfürst (117—104) 191. 194. **196ff.**
Julia Balbilla, Dichterin 324.
Julianus, Bischof von Toledo 402.
Junker, Wilhelm, Reisender 166.
Juntas 434.
Jupet, Amonspriester 308.
Jußef, Almorawide (1069—1109) 209f.
— Khorefin von Wadaï (1813—1829) 145.
— Pascha Schellali 161.
Jußuf (Jusof), S. Abd el-Mumins (1163—84) 426.
— (Jußof), kaisitischer Statthalter Spaniens 408.
— I. von Granada (1333—54) 440.
— Pascha, Großwesir 345.
— ibn Taschfin, Almorawide (1061—1106) 423f.
Justinianus 204f. 326. 376. 400.
Justinus II., byzantin. Kaiser (565—578) 326.
Jütland 548.
Jyrken 502.

Kaarta, Negerreich 132.
Kaau, Negerland 150.
Kabrega, König von Unjoro 105.
Kabylen 217.
Kadaschmancharbe v. Babylon 285.
Kadesch 278. 280. 296ff.
Kadi 330.
Kadmeira 487.
Kaffee 107.
Kaffeeverbot 168.
Kaffern 9. 14. 26ff. **31. 36. 38ff.** 67. 74. 108ff.
Kaffraria 31.
Kahun, Ägypten 264. 486.
Kaïekou (Kaïechos), Pharao (2. Dynastie) 233. 237.
Kairo 100. 141. 159f. 171. 209. 222. 227. 293. 331ff. 336. 343. 345. 350.
Kairuan 205.
Kaïsiten 406. 408f.
Kaït Bei, Sultan von Ägypten (1468—96) 341.
Kakao 14.
Kakongo (Malimba) 63f.
Kalahariſteppe 9. 23.
Kalamba (Mukenge), Häuptling der Hanfraucher 75.
Kalangi, Nebenfluß des Lulua 70.
Kalaun (Kilawun), ägypt. Sultan (1279—90) 338.
Kalender **230f.** 502.
Kalikut 438.
Kallandschi, Fluß 70.
Kallias, (kimonischer) Friede des 518.
Kamaherero, Herero 29. 96.
Kamanja, König von Uganda 49.
Kamaresoasen 483. 487.
Kambyses 186.
Kamel 10. 12. 122. 136. 178. 182.
Kamerun 10. 21. 25. 35. 52. 55f. 63. 72. 86. 103. 123. 134. 136.
Kameruner Entenschnabel 99.
Kamerunfluß 103.
Kamerungebirge 5. 7. 19. 98.
Kämmerer a. d. Mohrenlande 156.
Kanaan, Kanaanäer 222. 252. 268. 286. 296. 301. 305.
Kanarische Inseln 86. 180. 438.
Kanbudschia 315f.
Kandake, Königin von Äthiopien 155.
Kanem und Kanembu 135ff. 140. 144.
Kannibalismus 65. 72. 76f.
Kano, Nordwestafrika 127f. 134.
Kantabrer, iber. Volk 391. 418.
Kantadynastie, Kebbi 129.
Kanuri, Bornu 137.
Kap Blanco 86f.
— Bojador 80f. 438.
— Delgado 89.
— der Guten Hoffnung 82. 438.
— Finistere (Coruña) 390.
— Guardafui 51. 53.
Kapitalismus 500. 512. 531.
Kap-Kairo-Bahn 101. 167. 352.
Kapkolonie 31. 94. 110. 116.
Kapland 23. 27. 41. 82f. 107. 120.
Kap Lopez 86.
— Mesurado 106.
— Musandam 546.
Kappadokien 369.
Kap Palmas 106.
Kapstadt 117. 119.
Kap Verde 57.
Kapverdische Inseln 81.
Karagwe, Reich 48.
Karak in Moab 338.
Karawanen 45. 62. 71. 75. 90. 121. 145. 151. 546.
Kare, nubisches Land 283.
Karema, Ugandafürst 50.
Karer, Karien 312. 479f. 512. 543.
Karkemisch, Schlacht (605) 280. 313.
Karl (Carlos) II. von Navarra (der Böse; 1349—87) 436.
— der Edle von Navarra (1387 bis 1441) 436.
— von Portugal (1889—1908) 466. 472f.
— V. (I. von Spanien) 212. 443ff. 451.
— II., Spanien (1665—1700) 458.

Karl III., Spanien (1759—88) 459.
— IV., Spanien (1788—1808) 461.
— VI., Kaiser 458.
— der Einfältige von Frankreich 382.
— der Große 380. 382. 409.
— von Anjou 431. 434.
— Infant († 1461) 435.
— Don (Carlos), Infant 454f.
— Don (Gründer des Karlismus) 465ff.
— jüngere Don, (Karlist) 468.
— Martell 380. 409.
Karlismus 419. 468.
Karmaten 333.
Karmel 299.
Karnak 258ff. 275. 279f. 284. 289. 294ff. 298. 301. 306. 308.
Karolinen 470.
Karruberge, Kapland 31.
Karthago 56. 121. 124. 177f. **186ff.** 193. 195. 202ff. 208. 357. 359. 365. **369ff.** 376. 379. **392f.** 424. 516. 525. 539.
Kartographie 511.
Kasamanze (Cazamanze), Fluß 57.
Kasba Sidania, Marokko, Gefecht (1910) 217.
Kaschgil, Schlacht (1883) 161.
Kasembes u. Kasongos Reich 71f.
Kaspisches Meer 546.
Kaspisee 378.
Kassai, Nebenfluß des Kongo 8. 69. 74.
Kassala, Sudan 162. 164. 175.
Kassan(d)sche, Angola 43f. 65. 70.
Kaste 35. 129. 357. 361f. 373.
Kastilien 388f. 391. 410. 417ff. **422ff.** 428f. **430ff.** 441.
Katalonien 340. 388. 399. 410. 419. 425. 427. 434. 456. 458. 470.
Katana, Sizilien 367.
Katanga, Kongostaat 71. 101.
Katharina, Königin v. Portug. 454.
Katholizismus 50. 105. 171f. 203f. 380. 441. 472.
Katsena, Sudan 127f.
Kaufmann 1. 3f. 82. 90. 182. 192f.
Kautschuk 14. 33. 93. 107.
Kawar (Kauar), Oase 135f. 207f.
Kebbi, Fulbe 127ff.
Keetmanshoop 97. 102.
Kehak, Libyer 273.
Kekoš, Pharao (5. Dynastie) 244.
Kelten 180. 194. 356f. 359. 371. 379ff. 542. 547.
Keltiberer 357. 359. 379. 391. 393. 409.
Keltiker 391.
Kemet (Ägypten, Schwarzland) 222.
Kenia, Ostafrika 52. 54.
Kenkenes, ägypt. König (1. Dynastie 233.
Keos, Insel 479.
Kera-Dynastie, Dar Fur 147.
Keramik 391. 457. 486. 498.
Ketschwajo (Cetewayo), Sulu-häuptling († 1884) 42. 111.
Ketzerei 450.
Keulen 239.
Khabbasch, Pharao (um 340) 318.
Khalifa Abd Ullahi el-Teischi ed-Saijid 163.
Khalifat 207f. 377. 416.
Khalil, ägypt. Sultan (1290—93) 338.
Khama, Betschuane 115.
Khammuditen, islam. Herrscher in Malaga 416.
Khaneferre, Pharao (5. Dynastie) 245.
Kharge, ägypt. Oase 222. 317.
Kharidschiten 331.
Khartum 136. 148. 158f. 161f. 165f.
Kharut von Wadaï (1655—78) 144.
— — — (d. Jüngere; 1707—47) 144.
Khasaren 363.
Khasekhemui (Netscheruiwonef-hotep? Necherophes), Pharao (3. Dynastie) 239f.
Khedive (= Herr, Fürst) 349.
Khefre(n), Pharao (4. Dynastie) 241f.
Khemwese, Oberpriester der Ptah, S. Ramesses II. 299f.
Khenense (Herakleopolis) 308. 310.
Khent, Pharao 236.
Kheriaha (Alt-Kairo) 249.
Khnum, Gott von Jeb 241.
Khonsu, ägypt. Mondgott 250. 258. 306.
Khosrau II. Aparwaz 329.
Khsou (Xois), ägypt. Stadt (Sakha) 266.
Khufu (Cheops), Pharao (4. Dynastie) 241. 244. 356.
Khumaraweih, Tulunid (884—895) 332.
Kiderlen-Wächter, A. v., deutscher Diplomat († 1912) 218.
Kilikier, Kilikien 372. 479. 543.
Kilimandscharo 5. 46f. 52. 100ff.
Kilossa, Deutsch-Ostafrika 101f.
Kilwa, Deutsch-Ostafrika 37. 43. 81. 89. 100f.
Kilwa-Wiedhafen, Eisenbahn 102.
Kimberley 32. 113. 117f.
Kimbern 375.
Kimera, König von Uganda 49.
Kimmerier 180. 512.
Kimon 518.
Kinadon, Verschwörung des 527.
Kinguri, Sundahäuptling (um 1622) 70.
Kioko, afrik. Volksstamm 70f. 75.
Kirche 374. 386. 455. 461.
Kirchenbau 64. 402.
Kirchengut 466.
Kirchensprache 379.
Kirchenversammlung 401.
Kirki (Kyriakos), König von Nubien 156.
Kissakka (Jung-Ruanda) 49.
Kisuaheli 45.
Kita, Senegal 104.
Kitara (Kitwara), Reich 48f.
Kitchener v. Khartum, H. H., Lord 118f. 167. 352f.
Kiwena, Ugandahäuptling 50.
Kjascharscha 317.
Klaudius von Abessinien (1588—1632) 172.
Kléber, J. B., franz. General († 1800) 344ff.
Kleinasien 180. 311. 367. 369. 375. 384. 477ff. 481. 493. 495. 502.
— Rasse 478f.
— Seeräuber 301.
Kleine Kabylie (Algerien) 179.
— Syrte 177. 190.
Kleinkrieg 118.
Kleinkunst 339. 391. 395. 402. 541.
Kleinleptis 190.
Kleinstaaterei 56. 123. 365. 368.
Kleisthenes, Tyrann von Athen (509/508) 507. 509.
Kleomenes III. von Sparta 322.
— ägyptischer Steuereinnehmer Alexanders d. Gr. 320.
Kleon, athen. Demagog 525.
Kleopatra I., Mutter des Ptolemaios IX., Gattin u. Schw. des Euergetes 319.
— II., Mutter des Ptolemaios X. u. XI. († 101) 319.
— VII. (47—30) 320.
— Berenike (81) 319.
— Nadeln der 282.
— Tryphaina 319.
Kleruchie (Bürgerkolonien) 508ff. 517f. 530.
Klima 3. 6. 18. 120. 169. 178. 355. 359. 475f.
Kling, E., Reisender († 1892) 97.
Kloster 326. 328. 403f.
Kmeri (Kimuri), König von Usambara 47.
Knochenwerkzeuge 478.
Knossos 484. 492.
Koch, Robert (1843—1910) 11.
Kofi Karikari (Kalkalli), Aschantikönig 59.
Kok, A., Grikwahäuptling 31.
Kokospalme 14.
Kolanuß 132.
Kolonisation 22. 34. 79f. 94. 99. 122. 168. 182. 358. 364. 459. 496. 508.
Kolthum, arab. Feldherr 408.
Kolumbus, Christoph 443.
Kommunismus 29. 468. 531.
Komnenen, Fürstenhaus 384.
Kong, Elfenbeinküste 104. 133.

Kongoakte 134.
Kongobecken 10. 21. 25. **35.** 69. **72ff.** 121.
Kongofluß 72. 75. 90ff. 98. 101. 105f.
Kongogreuel 93.
Kongokompensationen 218.
Kongoschiffahrtsakte 92.
Kongostaat (Etat Indépendant du Congo) 4. 7f. 43. 63ff. 69ff. 75. 77. 80ff. 86. **91ff.** 105. 134. 141. 164. 166f.
Königsfrieden 528.
Königsgräber 239. 282. 304.
Königsherrschaft 186.
Königshof 263.
Königslisten 234.
Königsliteratur 305.
Königswahl 401.
Königtum 70. 238. **246. 431.** 463ff.
Konkubine 41.
Konosso, Ägypten 255.
Konstantin, Negus von Abessinien (1421—68) 171.
Konstantinopel 282. 337. 383.
Kontestaner, iberischer Volksstamm 392.
Konversationslexikon 396.
Konzilien, spanische 428.
Koodesrand, Gefecht (1900) 118.
Koornspruit, Gefecht (Sannas Post; 1900) 118.
Kopfbildung 18. 22.
Kopfjägerei 73.
Kopfsteuer 107. 326. 330.
Kopten 232. 327. 330. 333.
Koran 50.
Koranahottentotten 29f. 32. 42.
Kordofan 136. 147. 158. 160f. 163. 348.
Korduan 207.
Korinthischer Bund 535. 547.
Korinthos 367. 482. 498f. 500. 502. 504. 518. 524.
Korkyra 499.
Kororofa, westsudan. Negerreich 127f. 130.
Körperbau 17.
Korsika 204. 359. 369. 371. 378. 434.
Kos, Insel 492.
Kosber, Dadschokönig 146.
Kosmopolitismus 369.
Kosseir am Roten Meer 151. 345f.
Kotus, ägyptischer Sultan (1259 bis 1260) 337.
Krämerpolitik 189.
Kraniche 26. 78.
Krapf, J. L. (1810—81) 25. 52.
Kreislauf der Gesittung 122.
Kreolen 469.
Kresilas, Bildhauer 516. 520.
Kreta 185. 187. 268. 285. 302. 348. 367. 369. 372. 410. 479f. **482ff.** 486. 491ff. 542.
Kreuz 62. 74.
Kreuzzüge 334. **382ff.** 414. 428.
— erster 423.
— spanische 429.
— Ludwigs IX. (1270) 211. 337.
Kriegeradel 337.
Kriegerkaste 154.
Kriegerstaat 40.
Kriegsflotte 513.
Kriegshäuptlinge (Induna) 41.
Kriegskunst 133.
Kriegsmarine 367.
Kriegswagen 272.
Kriminalgesetzgebung 541.
Krimkrieg 110.
Kroisos von Lydien 315. 506. 540.
Krokodilopolis 321.
Kronrat 21.
Kroton, Unteritalien 499.
Kru (Grebo), Negervolk 57.
Krüger, St. G. Paulus (Oom Paul; 1825—1904) **113ff.** 119.
Krügersdorp, Gefecht (1896) 115.
Kruitzinger, Burenführer 118f.
Ksosa (Xosa) **39ff.** 110.
Ku.., s. auch Kw...
Kuba 469f.
Kubas, Marmorlager 96.
Küchenabfallhaufen 21.
Kufra, Oase 135. 168.
Kuka, Bornu 104. 138. 140f.
Kult 247. 251.
Kultgemeinschaft 503.
Kultur 149.
— negritische **18ff.**
Kulturfeindlichkeit 210.
Kulturgeschichte 9. 20.
Kulturmischung 6.
Kulturmittelpunkt 124. 126.
Kulturreste 36.
Kulturströmung 122.
Kulturverbreitung 122.
Kulturwanderung 123.
Kumassi, Aschantistadt 58f. 85.
Kumba (Manez), Kannibalen 57.
Kund, R., Reisender 25.
Kunene, Fluß 29. 63. 66. 94. 106.
Kungwa, Suluhäuptling († 1811) 40.
Kunni, Jean, Negerfürst 88.
Kuno, Schlacht (1899) 141.
Kunst 20. 33. 186. 200. 247. 313. 369. 386. 402. 455.
Kupfer 15. 62. 71. 96. 303. 364. 478.
Kuppelgräber 481. 490.
Kürbis 14.
Kurna, Ägypten 258f. 299.
Kurzköpfe 180.
Kusch 150ff. 169. 222. 295f. 316.
Kusseri, Sudan 140f. 145.
Küste 4. 10. 34. 47. 51. 55. 57. 82. 100. 111. 360. 475.
Kutahia, Friede (1833) 348.
Kwaku Dua (Quadu Duah; 1830 bis 1867), Aschantikönig 59.
Kwango, Nebenfl. des Kassai 65. 69.
Kykladen 512.
Kyme (Cumä) 498. 516. 540.
Kyniker 532.
Kynuria, Peloponnes 481.
Kypros (Kypern, Zypern) 285f. 315. 319. 323. 340. 367. 372. 384. 478f. 481. 493. 512. 518.
Kyprianos 370.
Kyre, Quelle 185.
Kyrenaika, Kyrene 124. 177f. **184ff.** 190. 193. 196. 204. 206. 219f. 314ff. 319. 323. 358. 367. 372. 493. 498ff. 516.
Kyros 512.
— Patriarch von Alexandrien 329.

Labyrinth 263f.
Lade, Seeschlacht (494) 512.
Ladysmith 117.
Lagos, Westafrika 60. 85. 133f.
Lagunenküste 7.
Laientum 385.
Laings Nek, Schlacht (1881) 114.
Laird, Macgregor, engl. Reeder (1808—61) 133.
Lakonien 481. 487.
Landadel 416.
Länderkunde 511.
Landesvermessung 96.
Landesverwaltung 238.
Landin, Sulu 44.
Landwehr 272.
Landwirtschaft 416. 437.
Langheld, Leutnant 164.
Langobarden 360. 377. 379f.
Lanusse, F., franz. General 345.
Lara, v., span. Adelsfamilie 429. 432.
Larasch 217.
Lasursteine 489.
Lateinisches Kaisertum (1204—61) **363f.**
Lateinische Sprache 389. 404.
La Tène-Kultur 542.
Latifundienwirtschaft 200.
Laurionbergwerke 513.
Lausanne, ital.-türk. Friede (1912) 219.
Lautlehre 491.
Lavater, J. K. 18.
Leboische, Makololoherrscher (gest. 1880) 69. 115.
Leder 122. 207. 412.
Lehensadel 441.
Lehenswesen 64. 131.
Leibwache 184. 334. 336.
Leikipia, Landschaft 54.
Leiturgie (öffentl. Zwangsarbeit) 326.
Lemnos 508. 542.
Lenz, O., Reisender 25.
Leo, Kaiser (um 468) 204.
— Africanus 126.
León (Castrum legionis VII) 394. 398. 410. 415. **418ff.** 422. 428. 430.
Leonidas 514.

Leontinoi, Sizilien 367. 525.
Leopold II., König der Belgier 91ff.
Leopoldsee 10. 93.
Leopoldville, Kongo 91.
Leovigild, Westgotenkönig (568—586) 400.
Lepanto, Schlacht (1571) 449. 452.
Lepsius, Richard 347.
Leptis magna 178.
Lérida, Spanien 416.
Lerma, Herzog v., span. Minister (bis 1618) 455f.
Lesbos 481. 493. 498.
Lesotsilebe, Makololoherrscher 69.
Lesseps, Ferdinand de 349.
Letschulatebe, Makololoherrscher 69.
Leuktra Schlacht (371) 529.
Leutwein 96.
Lex Visigothorum (forum iudicum, fuero juzgo) 401.
Lewanika, Marutsekönig 69.
Lewis, englischer Abenteurer 96.
Libanon 241. 245. 281. 307. 364.
Liberalismus 462ff.
Liberia, Negerrepublik 57. 104. **106ff.**
Libreville, Franz.-Kongo 86.
Libyen 4. 121. 149. **179ff.** 187ff. 222ff. 229. 252f. 273. 292. 296. 301f. 306. 308. 311. 314. 493.
Libyphöniker 190.
Lidsch Jeassu von Abessinien 176.
Liebert, v., Gouverneur 100.
Ligurer 356.
Limpopo, Fluß 12. 42. 109.
Lindi, Deutsch-Ostafrika 100.
Linearschrift 483f.
Linjanti, Makololoresidenz 68.
Lischt bei Menfe 259.
Lissabon 65. 422. 425. 427. 437. 456.
Literatur 227. 248. 264. 304f. 321. 379. 402. 455. 458.
Literaturgeschichte 304f.
Lithaku (Lithakao), Südafrika 68.
Liturgie 484.
— gotische 428.
— gregorianische 428.
Livingstone, David (1813—73) **68.**
Loanda, Staat 65. 82.
Loango, Westafrika 25. 63ff. 71.
Lobengula, Matabelefürst 42f. 101. 115.
Logone, Fluß u. Reich 99. 142.
Lohnarbeiterbewegung 416.
Lokodscha, Nigeria 134.
Lokris 482. 518.
Lokroi 367.
Lombardei 385.
Lome 103.
— -Anecho, Bahn 98. 103.
— -Palime, Bahn 103.
— -Atakpame, Bahn 98. 103.
London 23. 227. 278. 282. 284.
Londoner Konvention (1884) 114.
Lotophagen 190f.
Lualaba, Quellfluß des Kongo 71.
Luapala, Quellfluß des Kongo 8.
Lucanus 396.
Lucius Cornelius Scipio 393.
Lucullus, Gesandter Sullas 323.
Lüderitz, F. A. E. († 1886) 94f.
Lüderitzbucht 97. 102.
Ludolf, H., Orientalist (1624—1704) 52.
Ludwig IX., s. Kreuzzüge.
— XIV. von Frankreich 458.
Lufira, Fluß 71.
Lugard, F., Reisender 105. 167.
Lukokescha (Nebenkönig der Lunda) 70. 75.
Lukfor 223. 258f. 284. 297.
Lulongo, Fluß 8.
Lulua, Fluß 70. 74.
Lundareich 8. 67. **69ff.** 74f.
Lungasi, Fluß 63.
Lur, Negerstamm 79.
Lusignan 384.
Lusitanien 391. 394. 399.
Luxus 365.
Lydenburg 109. 112. 119.
— Republik (1849) 109.
Lydien 315. 479f. 500. 512. 540.
Lykien 301. 492. 512. 543.
Lykurgos 505.
Lyrik 264. 453.
Lysandros 525f.
Lysippos 538.

Maat, ägypt. Rechtsgöttin 250.
Maba, Sudanstamm 143f.
Mac Carthy, Charles 59.
Machadodorp, Gefecht (1900) 119.
Machdi Mohammed Achmed 168.
Machdismus (Mahdismus) 105f. 140. 148. **160ff.** 174f. 352.
Mac Intosh, Generalagent 134.
— Mahon 114.
Madagaskar 16. 34f. 72. 104.
Madeira 213.
Madeiro 438.
Madi, Negervolk 78. 80. 273.
Madrid 402. 458ff. 465.
Madschid, Seijid, Sultan von Sansibar 89f.
Ma el-Ainin, islam. Fanatiker 216.
Mafeking, Südafrika 115. 117. 119.
Mafia, Insel 89.
Mafiti (Maviti, Wambunga, Mahenge), Sulustamm 44. 100.
Magdala, Gefecht (1868) 173.
Magerkeit 18.
Magersfontein, Gefecht (1899) 117.
Magnesia am Maiandros 519.
Mago von Karthago 189.
Magyaren 380.
Mahabiten 406.
Main 201.
Mais 14. 66. 73.
Majorianus, röm. Kaiser 204.
Majubahügel, Gefecht (1881) 114.
Makalanga, s. Maschona.
Makalla, arabisches Sultanat 175.
Makanna, Prophet 40.
Makaraka, s. Niam Niam.
Makdischu 37. 81.
Makedonien 318f. 368f. 372. **533ff.** 543.
Makilindi 47.
Makololo 42. 68.
Makua am Rovuma 43.
Malaga 391. 408. 416. 425. 439f.
Malaien 16. **34ff.** 72f.
Malaria 11. 69.
Malchur, karthag. Heerführer 189.
Malerei 264. 457.
Malindi (Melinde) 37f. 52. 81. 89.
Malinke, Sudanvolk 123.
Mallam Hadschato von Dschanare, Fulbehäuptling 141.
— Hadschato, Bandenführer 131.
Malo, König von Bagirmi 142.
Malta 364.
Malteserorden 211f.
Mambambe (Mambe), Wahehehäuptling 44.
Mambode, Negerstamm 77.
Mambunda, s. Marutse.
Mameluken-Sultane Ägyptens (1250—1517) 157f. **337ff.**
Mamotschisane, Makololoherrscherin 69.
Mancini, P. St., ital. Staatsmann 174.
Mandingo, Negervolk 57. 122f. 124. 130. 133.
Manetho, griech. Geschichtsschreiber 226. 233. 240f. 243f. 251. 254f. 261. 263. 265f. 268. 271. 309f. 356.
Mangbettu (Monbuttu, Mombuttu) 77. 121. 162. 165f.
Mani-Kongo 43. 64.
Maniok, Würzegewächs 14. 66. 73.
Manjanga, Kongostaat 91f.
Mankoroane, Batlapuhäuptling 115.
Männerbünde 505.
Mantañez, M., span. Künstler 457.
Mantati, Volk 41.
Mantineia 525. 528f.
Manuel d. Gr. v. Portugal (der Glückliche; 1495—1521) 438; vgl. Emanuel.
Mapungo, Angolahauptstadt 65.
Marathon, Schlacht (490) 317. 512.
Marchand, J. B., Kapitän 167.
Märchen 254.
Marcus Antonius 320.
Marduk 545.
Maria de Molina, Gemahlin Sanchos IV. († 1321) 432.
— II. da Gloria von Portugal (1834—53) 466.
— Königin von England 450.
Marianen, Inseln 470.
Maria Stuart († 1587) 452f.
Marie Christina, span. Königinregentin 465. 468.

Mariette, Auguste, Ägyptolog 350.
Marina, span. General 217. 471.
Mariß, Geert, Bur 111.
Marka (Merka), Ostafrika 89.
Markomannenkriege 201.
Märkte 124.
Marmarameer 355.
Marno, Ernst, Reisender 78.
Marokko 86. 98. 103. 122. 128. 131f. 135. 182f. 188. 197. 206f. 209ff. **213ff.** 218. 353. 406. 414f. **423ff.** 430. 438f. 454. 467. 471.
Marragebirge 148.
Marrakesch 216. 218.
Marseille 340. 358.
Martialis, röm. Dichter 396.
Martin, König von Barcelona 435.
Martinus V., Papst 81.
Märtyrer, Ära der (seit 284) 326.
Marutse (Barotse, Luino-) Reich **67ff.**
Maryland 106.
Maschawasch, lib. Volk 273. 308.
Maschonaland 36ff. 42. 115.
Maschukulumbe, südafrikan. Mischvolk 39. 69.
Masimba **43f.**
Masimissa († 149 v. Chr.) 194ff. 198. 370.
Masitu, afrikan. Volk 46.
Maskara, Emirat 213.
Maskat 88.
Maske 21. 489.
Massaï (Oigob, Orloigob) 12. 24. **53ff.** 80.
Massalit, Volksstamm 147.
Massaua, Eritrea 51. 168. 170. 173.
Massenja, Bagirmi 141ff.
Massenwirkung 9.
Massilia 189. 391. 548.
Massina, Reich 130.
— Stadt 132.
Massiva, Vetter Jugurthas 197.
Maß-System 500.
Mastaba („Bänke") 234. 239. 240. 242. 246. 254.
Masudi, Araber († 956) 38.
Matabele 42ff. 68. 83. 115.
Materie 511.
Mathematik 264. 366. 369.
Matriarchat 60. 70.
Matteucci, Pellegrino, Reisender 140.
Mauch, Karl (1837—75) 36. 112.
Maura, span. Minister 217. 472.
Mauren 183. 199. 204. 207. 209. 211. **404ff.** 412. 441. 451.
Mauretanien 182. 188. 191. 193. 195ff. 199. 202. 206. 208. **369ff.** 372. 423.
Maurischer Stil 453.
Mauritius, Insel 85.
Mausollos v. Karien 529.
Mazyer, libyscher Volksstamm 182. 190.
Mbomu, Quellfluß des Ubangi 76.
Mbugu, Kleidungsstück 50.
Meder 359.
Mediatisierte Fürsten 140.
Medina 103. 171. 342.
— -Bammako, Bahnlinie 103.
Medinet el-Faijum, Ägypten 223.
— Habu, Ägypten 258f. 302f.
Medizin 247. 264.
Medum, Ägypten 241. 246.
Meer 55f. **354f.** 436. 493.
Megaberri (Adiaberi, Simberri, Tonoberi), Volk 78.
Megalithische Denkmale 180.
Megalopolis, Arkadien 529.
Megara, Griechenland 498. 500. 518. 524.
Megaris, griech. Landschaft 484.
Megaron 487. 491.
Megiddo (Migdol), Schlacht 279. 313. 542.
Mehemed Ali, ägypt. Statthalter (1805—49) 157f. **348f.**
Mekka 125. 138. 142. 167. 170. 214. 338. 341ff.
Melanesien 16.
Melilla, Marokko 471.
Melle, Sudanreich 124f. 128.
Melone 14.
Melos 480. 482. 492.
Memmius, Führer der römischen Volkspartei 197.
Memnonskolosse 283f. 299. 324.
Memphis, s. Menfe.
Mena, Heiliger 324.
Menat-Khufu, Ägypten 263.
Menawatschi, Schlacht (1874) 148.
Mene (Menes; Aha), Pharao (1. Dynastie) 226f. 231. 233f. 248. 256f.
Menelik I. Ibn Hakim David, Negus v. Abessinien 169. 173f.
— II. von Abessinien 175f.
Menfe (Memphis) 153f. 228f. 234. **238ff.** 250. 270. 296. 299. 303. 308f. 310. 312. 315. 318f. 321. 324. 356.
Mengo, Ugandahauptstadt 50.
Menkauhor, Pharao (5. Dynastie) 245. 251.
Menkaure (Mykerinos, Menchéres), Pharao (4. Dynastie) 241f.
Menou (Abd Ullah), J. F. B., franz. General 345f.
Mensa, Abessinien 174.
Mensale, See 224.
Menschenopfer 539.
Menschheit 1. 17.
— Geschichte 354f.
Mentuhotep I.—V., Pharaonen (11. Dynastie) 255ff.
Mercedes, Königin v. Span. 468.
Merenre I. u. II. (Methusuphis, Mehtemsauf), Pharaonen (6. Dynastie) 251ff.
Mérida, Spanien 395. 398.
Merikere (Süd- und Nordkönig Ägyptens) 255.
Meriniden, Dynastie in Schaus (seit 1213) 211.
Merjej, Libyerfürst 301.
Mermese, Vizekönig v. Nub. 284.
Merneptah, Pharao (1237—27) 297. 299ff.
Meroë, äthiopisches Reich 154f. 157. 169. 324.
Merowinger 380.
Mesa, Moabiterkönig 539.
Mesopotamien 156. 332. 356.
Messana (Messina) 367.
Messenai 529.
Messenien 487. 516.
Messenische Kriege 505.
Messina, Meerenge 188.
Messing 62.
Meta, Schwester Kalambas 75.
Metall 62. 251. 364. 391f. 485. 500. 539.
Metamna, Ostsudan 162f.
Meyer, Hans 47. 179f.
— P. K. 128.
Micipsa, Nachfolger Masinissas († 118 v. Chr.) 196.
Miëbis (Mjebipe, Merbapa, Hor Amtsjeb), Pharao (1. Dynastie) 233f. 236f.
Mikindani, Ostafrika 100.
Miletos 315. 367. 492. 498. 512.
Militärgrenze 199.
Militärherrschaft 394f. 527ff.
Militär. Territorialordnung 509.
Militärkolonie 534.
Miltiades 513.
Min (Koplos, Kuft, Pan Euodos), ägypt. Gott 250. 253.
Mineninduſtrie 120.
Mineralschätze 15. 96.
Minoer 357. 359. **482ff. 487ff.**
Minos, Gott 484.
Miquel v. Portugal (1826—34) 466.
Mirambo v. Unjamwesi (geb. um 1830) 46.
Mischvölker 30. 37. 67. 122. 543.
Mission 1. 65. 82. 93. 110f.
Mitani, Reich 275. 280. 285. 296.
Mitra, pers. Kleidungsstück 544.
Mittelasien, Karawanenstraße 502. 544.
Mittelländischer Geist 372. **374ff.** 382. **385f.**
Mittelmeer 4. 15. 135. 153. 177. **354ff.** 427. 498.
Mittelmeerhandel 103.
Mittelmeerkultur 121. 138. 143. 145. 149. 177. 181. 184. 354ff. 358. 545.
Mittelmeerküste 181.
Mittelmeerländer 128. 138. 180. **356ff.**
Mittelmeerrasse **354ff. 360.**
Mittelmeervölker **354ff.**
Mittu-Moru, Negerstamm 77.
Modderfluß 117f.
Moëroſee 71.

Mohammed Abd Allah Ibn Tomrut (Tumart), Almochade 210. 425.
— I., Naßride, Granada (1232—1272) 440.
— span. Khalif (bis 886) 410.
— Kadi von Sevilla 417.
— Mombas (1746) 89.
— V., Bornu (1515—39) 139.
— Achmed Granj, Harar 172.
— Bello, Fulbe 130f.
— ben Abu Bakr, Sonrhai 125.
— ben Alachmar, Maure 430.
— ben Ali el-Senussi († 1858) 167.
— ben Naßir, Sansibar 89.
— Daura, Dar Fur (1722—32) 147.
— el-Amin, Bagirmi (1751—85) 142.
— el-Amin el-Kanemi, Kanembuführer († 1835) 140.
— el-Fadl, Dar Fur (1799—1839) 145. 147f.
— el-Hasim, Dar Fur (1839—73) 148.
— Granj, Galla (um 1530) 52.
— Lebbo, Massina (1816) 132.
— Said Pascha, General 161.
— Scherif, Wadaï (1838—58) 145.
Mohammedaner 13. 105.
Mohammedu, Bagirmi 142.
Moinier, franz. General 216f.
Mokattamberge, Schlacht (1517) 342.
Mokra, christl. Reich 158.
Molina, Tirso de, span. Dichter (1572—1648) 458.
Mombas 37. 43. 47. 55. 81. 88ff. 105.
Momemphis, Schlacht 314.
Momfu, Negerstamm 77.
Mönchtum 328. 404.
Monda, Bucht 98.
Mondhir, span. Khalif (886—888) 411.
Mondmythus 495.
Monge, G., Physiker 346.
Mongolen 16. 338. 340. 375. 380.
Monomotapa, Kaffernreich 36. **38f.** 42f. 67. 81. 83.
Monophysiten 173. 329f.
Monopol 62. 83. 133f. 150. 323.
Monotheismus 171. 290.
Mont, ägypt. Kriegsgott 258.
Monteil, L., Reisender 114.
Montsiwe, Barolong 115.
Moodie, Transvaal 114.
Moral 281.
Morea, griech. Aufstand (1825—1828) 348.
Morenga, J., Herero 96.
Moret, span. Kabinett 217. 472.
Morgan, J. de, Ägyptolog 227. 234.
Moriskos 406. 415f. 447f. 455.
Morogoro, Ostafrika 101f.
Mosaffar Abd al-Melik (Modhaffer), spanischer Statthalter († 1008) 416.
Mosambik 31. 35ff. 81. 115.
Moscheenbau 168.
Moschesch, Basuto-Häuptling (um 1820—68) 42. 109f.
Moschi, Ostafrika 102.
Moschikatse (Umselekazi), Matabelehäuptling 42. 68.
Mosiga, Barotsestadt 42.
Mossamedes, Angola 102.
Mossi, Reich 125. 133.
Motamid, Kadi von Sevilla († 1069) 417.
— — — — (1069—95) 417. 424.
Motawakkel, Maurenführer 430.
Mozaraber (andalus. Christen) 424f.
Mpapua, Ostafrika 100. 102.
Msara, Familie in Mombas 89.
Msiris Reich 71.
Mtesa, König von Uganda (1860 bis 1884) 49f.
Muata Jamwo (Lundakönig) 69ff.
Mulei (Mulai) (Abd ul-) Hafid, marokkan. Sultan (1907—12) 215ff.
— Hammed, marokkan. Sultan († 1603) 126. 131.
— Jußuf, marokkan. Sultan (seit 1912) 218.
Mumien 227. 251. 328.
München 300.
Mundekwete, Volk 43. 64. 70.
Munizipalverwaltung 401.
Munsa, Mangbetu († 1873) 77.
Munzinger Bei, W., Gouverneur von Massaua 174.
Münzwesen 329. 391. 395. 402. 430. 500. 503. 517.
Murad IV., Sultan 343.
Murat, J., franz. General 461ff.
Murcia, Spanien 408. 417. 424. 426f. 430. 447.
Murillo, B. E. (1617—82) 457.
Murschil, Hettiterkönig 298f.
Mursuk, Tripolitanien 136.
Musa, Dar Fur (1637—82) 147.
— ben (Ibn) Noseir, arab. Feldherr 206. 404ff.
Musik 26. 539f.
Mussa von Sonrhai 126.
—, Mansa von Melle (1311—31) 125.
Mussumba, Lundahauptstadt 70.
Mut, Göttin, Gem. Amons 258.
Mutawakkil III., letzter abbaßid. Khalif († 1538) 338.
Mutnofret, Gem. Thutmoses I. 275.
Mutnotmet, Gem. Haremhebs 295.
Mutterrecht 143. 155. 157.
Muwukeje, Urundistadt 46.
Mwanga (Muanga), König von Uganda (1884) 50. 105.
Mwer (Moeris, Moiris), See, Ägypten 262.
Mykale, Schlacht (479) 514.
Mykenai 487ff. 492f.
Mysterien 492.
Mystizismus 305.
Mythologie 20. 27. 265. 283. 289.

Nabukudurriusur (Nebukadnezar) 313f. 543.
Nabunaïd 313.
Nachtigal, G. (1834—85) 97f. 135ff. 143. 145.
Nad Arbab, Machdist 163.
Naharain (Mitani), Reich 280. 283. 298.
Nährpflanzen 9.
Nakheila am Atbara (1898) 167.
Nakiwingi, König von Uganda 49.
Namakwaland 29. 31. 94.
Napata, Nubien 151ff. 169. 282. 309.
Napier, G., Kapgouvern. 109. 111.
— R. C., engl. General 173.
Napoleon I. Bonaparte 213. 224. **344ff.** 461ff.
— Prinz († 1879) 42.
Nar (Mer; Moiris?), ägypt. Gott 231. 234f.
Narbonne 340. 419.
Narew, Fluß 544.
Narkotikum 73f.
Narses 377.
Narvaez, Dom R. M., span. Politiker 467.
Nasamoden, Nomadenvolk 121. 182. 190.
Naßiridendynastie, Grandela 440.
Naßir Mohammed, ägypt. Sultan (1293—94; 1299—1309; 1310 bis 1341) 338.
Natal 26f. 39. 41f. **111.** 114. 117. 120.
National African Company 134.
Nationalheiligtümer 366.
Nationalkultur 385.
Nationalstolz 363. 366.
Naturalabgaben 144.
Naturalismus 457.
Naturalwirtschaft 246. 501. 503. 506. 508.
Naturbeobachtung 289.
Naturforschung 354. 511.
Naturgeschichte 367.
Naturgottheit 538.
Natursinn 365.
Naturvölker 33.
Naukluft, Südwestafrika 96.
Naukratis 223. 315. 320. 498. 542f.
Naukrerien (Flottensteuern) 506. 508.
Nauwaschasee 54.
Navarra 419. 427. 455f.
Navas de Tolosa, Schlacht (1212) 426. 429f. 437.
Naxos 508.
Neapel 340. 367. 383. 435. 443. 459.
Nearchos von Kreta 546.
Nebthat, ägypt. Gott 230. 249.

Nebulagalla, Uganda 50.
Nechbit (Eileithyia), ägypt. Göttin 258.
Necho 542.
Neferkauhor, Pharao (8. Dynastie) 254.
Neferkera (Nephercheres), Pharao (2. Dynastie) 237.
Neferkere Pjope II., Pharao (6. Dynastie) 251.
Neferkheprure 289; s. auch Amenhotep IV.
Nefernefruaton Nefretite, Gem. Amenhoteps IV. 291.
Nefretere, Gem. Ramesses II. 297.
Negada, Ägypten 227. 231. 239.
Neger 6. **15ff.** 122. 133. 138. 150. 184. 187. 207f. 252.
Negergarde 334. 424. 426.
Negiumu, Machdist 164.
Negritos 16.
Neit, ägypt. Göttin 250. 312. 316.
Nekheb (Eilerthyiaspolis, Elkab), Ägypten 239.
Nekhen (Hierakonpolis, Kum el-Achmar), Ägypten 238f. 249. 251. 260.
Nekhnebef II., Pharao (Nektanebos; 359—340) 318.
Nekhtarheb, Pharao (30. Dynastie; seit 378) 317f.
Nekhtseteh, Pharao (20. Dynastie) 282. 302.
Nekou II., Pharao (609—593) 311. 313.
Nelson 344.
Nemaathape, ägypt. Königin, Gem. des Necherophes 240.
Nemea, Argolis 504.
Nemir, Melik von Schendi 158.
Nepherchères, Pharao (2. Dynastie) 233.
Nero 78. 155.
Nesbenebded (Tenhanion, Smendes), Pharao 306.
Neues Reich, Ägypten 151.
Neugriechen 381.
Neuguinea 26.
Neukarthago (Cartagena) 392.
Neweserre Jene, Pharao (5. Dynastie) 244f.
New York 282.
Ngalla, Ostafrika 46.
Ngamisee 23. 115.
Ngika, Kosahäuptling 40.
Ngojo (Kabinda) 63f.
Ngoko, Kamerun 98.
Ngornu, Bornu 140.
Nguru, Ostafrika 47. 99.
Nhaja, Pero de, Portugiese 81.
Ni am Euphrat 275. 280. 282.
Niam-Niam („Fresser"; Makaraka, Sandeh) 74. **76 f.** 79. 121. 166.
Niassaland 102. 104. 115.
Niassasee 24. 44. 46. 101. 104. 115.
Niebla, span. Kleinstaat 430.
Niederlande 213. 436. 450ff. 456.
Nieuwe Republik 111.
Nigerfluß 4. 7. 23. 59f. 62. 85. 92. 103f. 121. 124. 126f. 130. 132ff. 139. 207.
Nigeria 85.
Niger-Küsten-Protektorat 134.
Nigritiertum 123. 169.
Nikaia 384.
Nikias 524.
— Friede des 525.
Nikodemus Maherero 96.
Nikomedes 369.
Nil 1. 4f. 51. 53. 66. 74. 76. 80. 93. 122. 134. 143. 147. 149f. 158f. 165. 169. 179. **221ff.** 226. 241. 266. 296. 299. 306. 352.
Nilbahn 101.
Nildelta 223.
Nil-Kap-Politik 104.
Nilkatarakte 3.
Nilquellseen 20. 25. 46. 52. 76.
Nilstauwerke 222.
Nilsümpfe 26.
Ninive 311.
Nisib, Schlacht (1839) 348.
Nitokret (Nitokris), ägypt. Königin (6. Dynastie) 254.
Nobaten (Nubier) 325.
Nofret, Gem. Senwosrets II. 261.
Nofretere, Gem. Ahmoses I. 274.
Nomadismus 4. 23. 27. 51. 53ff. 67. 121f. 126ff. 136. 142f. 145. 147. 157. 171. 182. 184. 190f. 196. 198f. 205f. 272. 364. 370. 424.
Nomansland (Kaffraria) 31.
Nomarchen 263f. 281.
Nono, Wanjambokönig 48.
Nordafrika **177ff. 184ff.** 225. 335. 355. 389. 442.
— arabisch **205ff.**
— Geographie **177f.**
— römisch **195ff.**
— türkisch **212f.**
— wandalisch **201ff.**
Nordafrikanische Frage 454.
Nordamerika 106.
— Befreiungskrieg 464.
Nordeuropäer 183. 381.
Nordkamerun 15.
Nordnigeria, Protektorat 134. 137.
Nordsee 87. 213. 365. 381.
Nordsomaliland 220.
Normandie 382.
Normannen 210. 335. 360. **382f.**
Novelle 259. 264. 300. 305. 309.
Nsai (Ensai), Lunda 70.
Nubien 4. 77. 143. **149ff.** 169. 171. 222f. 231. 241. 255. 259ff. 270. 272. 274. 280. 282. 284. 292. 299. 310. 316. 331. 338. 543.
Nuër, Dinka 78. 80.
Numantia, keltiberische Stadt (Untergang: 133 v. Chr.) 394.
Numidien 182. 189. 191. 193f. 196. 198. 202. 357. **369f.** 372.
Nupereich 60. 127. 130. 134.
Nut, ägypt. Gottheit 231. 249.
Nutzpflanzen 13f.
Nwana-Wena, Makololo 69.

Oa (Tripolis) 4. 178. 200.
Oasen 135. 149.
Obeid Allah, Fatemid (908—934) 208.
— — schiitischer Machdi 332.
Oberguinea 55. 72.
Oberitalien 456.
Oberschatzmeister 263. 281.
Oberster der Leibwache 330.
— Gerichtshof 120.
Obok, Ostafrika 104.
Obongo (Akkoa), Zwergvolk 25.
Obra, Fluß 528.
Obsidian 482.
Ochsenkarrenverkehr 102.
Odoaker 375.
O'Donell, span. Progressist 467.
Odyssee 495.
Odysseus 495.
Ogmor, Tuaregfürst 132.
Ogowe, Fluß 63. 74. 86.
Oinophyta, Schlacht (457) 518.
Okahandja 29.
Okba, arab. Feldherr 205.
Olbau 391.
Olbia 502.
Ölflüsse 7.
„Olga", Kriegsschiff 98.
Oligarchie 366. 529.
Olivares, Conde-Duque de, span. Minister 456.
Ölpalme 14. 33.
Olympia 366. 503f.
Olympiaden (seit 776 v. Chr.) 504.
Olympias, Gem. Philipps von Makedonien 536.
Olympische Spiele 365f.
Olympos 539.
Olynthos 528. 534.
Omaijaden, Khalifen (661—750) 208. **331.** 377. **408ff. 411ff.**
Oman, arab. Sultanat 88f.
Omar, Khalif 330.
— Scheich von Bornu († 1882) 140. 145.
— Ibn Khassun, Renegatenführer († 917) 411.
— Lele, Sultan von Dar Fur (1732—39; † 1750) 144. 147.
Omaruru, Südwestafrika 96.
Om Debrikat, Gefecht (1899) 167.
Omdurman 164. 167. 352.
On 229. 238. 240. 243ff. 248. 258. 281f. 289. 303.
Ondonga-Owambo 29.
O'Neills, Henry 36.
Opfer 248.
Ophir 37.
Oporto (Porto Calle) 421. 464.
Oppar, Erzbischof v. Sevilla 405.
Orakel 306.
Oran 211. 443.

Orange River Sovereignty 110.
Oranjefluß 9. 23. 27ff. 39. 42. 94. 108f. 112. 117. 120.
Oranjeflußkolonie (Oranjefreistaat) 31. 42. 67. 110. 113. 116.
Orchomenos 481. 483. 487.
Ordoño II. von Asturien 418.
Orgiasmen 538.
Orientalische Frage 385.
Orientgesellschaft, Deutsche 291.
Origenes 328.
Orion, Stern 230.
Ornamentik 26.
Orontes 282. 296ff.
Orphische Mysterien 316. 509.
Osai Kwamena, Aschantikönig (1800—24) 59.
— Opoku, Aschantikönig 58.
— Tutu, Aschantikönig 58.
Osca, s. Huesca.
Osiris, Grab des, Negada 227.
Osman Digna, Machdist 164. 167.
Osmanen 340.
Osorkon I., Pharao 308.
— II., Pharao 308.
— III., Pharao 309.
— Sohn Scheschonks 308.
Ostafrika 6. 15. 21. 24f. **32ff.** 67. 72f. 89. 166. 168.
Ostasien 356.
— Handel 339.
Ostbetschuanen 68.
Ostdeutsche Kolonisation 407.
Österreich 219.
Ostgoten 204. 377.
Ostgrikwaland 31.
Osthorn **51ff.** 88.
Ostindien 81. 450.
— Fahrten 107.
— Seeweg 169. 436.
Ostrakismos (Scherbengericht) 510. 513.
Ostsee 365. 375.
Ostwestliche Wanderungen 378.
Otawi 96f. 102.
Otawibahn 102.
Otawiminen 102.
Ot(h)man dan Fodio, Fulbe 129. 139.
— von Bagirmi 142.
Otto I. 411.
Ovalhaus 483. 487.
Overweg, Adolf, Reisender 138. 140.
Oviedo, Stadt 418.
Owa-Herero 66.
Owambo 66. 96.
Owen, Engländer 89.

Paardeberg, Gefecht (1900) 118.
Padilla, Juan de, Aufrührer 446.
Palaoinseln 470.
Palastbau 125.
Palästina (Palusati) 150. 153. 252. 259f. 262. 268. 270. 275. 282. 299. 301f. 307f. 313. 332. 335. 382. 492.
Palastrevolution 261.
Palermo, Stein von 228. 231. 238. 240f. 243.
Palmfaserstoffe 35. 69. 72.
Palmöl 14. 85. 107.
Pamphylien 493.
Pangani, Ostafrika 37. 99f.
Panhellenismus 537.
Pannonien 201. 377.
Pantikapeion (b. Kertsch) 544.
Papier 335.
Päpste 171.
Papyrus 319. **326f.** 335.
— Ebers 264.
— Harris 278. 301ff.
— Prisse 241. 246.
— Rhind 264.
— Westcarp (1650 v. Chr.) 244.
Paraguay, Jesuitenstaat 461.
Paralier, Küstenbewohner 507.
Parallelismus der Halbverse 251.
Paregebirge 54. 102.
Paria 22. 52. 54.
Paris, Friede (1898) 470.
— Louvre 227. 236. 402.
Parlament 110.
Parodie 499.
Paros 367. 479. 482. 502.
Parthenon 519f.
Parther 375.
Partikularismus 311.
Patmos 479.
Patriarchat 49.
Patta, Insel 89.
Pau 468.
Paulitschke, Ph. 25. 52.
Paulus, Apostel 373. 397.
— IV., Papst 450.
— Orosius, Geschichtsschr. 402.
Pausanias 514.
Pavai, Schlacht (1525) 448.
Pe-Dep (Per-Utsoë, Buto), Ägypten 238.
Pediaker (Landgrundbesitzer) 507.
Pedro II. v. Aragon (1196—1213) 432. 434.
— III. v. Aragon (1276—85) 431. 434.
— IV. v. Aragon 435.
— I. v. Brasilien (1822—31) 464. 466.
— I. (der Grausame) v. Kastilien (1350—69) 432f.
— V. von Portugal (1853—61) 466.
Peisistratos, Tyrann von Athen (560—557; 550—528/527) 508.
Pelagianismus 402.
Pelasger 480.
Pelayo (Pelagius), Gote 400. 418.
Pella, Makedonien 533.
Peloper 481.
Pelopidas 529.
Peloponnesischer Bund 505. 523.
— Krieg (431—404) 368. **522ff.**
Peloponnesos 185. 481f. 492. 507.
Pelusion 223. 311. 315. 318. 324.
Pemba, Insel 37. 89f. 105.
Pemu, Pharao 309.
Pentapolis (Städtebund von Kyrene) 186f.
Pepi I., Pharao 150.
Perbaste (Bubastis), Ägypt. 308f.
Perbastet (Bubastis), Hyksos 268.
Perenmaat (Hor Sekhemjeb), Pharao 237.
Perer, Stadt im Nildelta 301.
Pergament 335.
Pergamon 369. 372.
Perikles **516ff.** 524.
Perinthos 542.
Periplus des Erythr. Meeres 37.
Perm 528.
Perpenna, Marcus, Römer 394.
Perser, Persien 36. 88. 154. 156. 186. 359. 365. 376. 412f. 512. 525. 530. 533.
— Beziehungen zu Griechenland 541.
— in Ägypten **329f.**
— Handel 364.
— Verwaltung 317.
Perserkriege 367. 506. **512ff.** 518.
Persischer Golf 37. 546.
Personifikationen 250.
Persönliche Rechte 361.
Pest 119. 139.
Peter, s. Pedro.
Peters, Karl, Kolonialpolitiker 36f. 99. 166.
Petrie, W. M. Fl., Ägyptolog 227.
Petronella v. Portugal, Tochter Ramiros I. 427.
Petronius 155.
Pfefferküste 7.
Pfeffermonopol 340.
Pferd 12f. 122. 182. 191. 267. 412. 496.
Pflanzen **9f.** 178.
Pflanzenkost 15. 27.
Pflanzenornament 485.
Pflanzer 1.
Pflanzstädte 498.
Pflanzungen 168.
Pflug 122. 180. 182.
Phaiaka 495.
Phaistos, Kreta 492.
Phalanx 537. 546.
Phaleas von Chalkedon 531.
Phallus 36. 239.
Pharnabazos 318.
Phazania 135; s. auch Fezzan.
Pheidias, Bildhauer 519.
Pheidon, König v. Argos 505. 531.
Philai (Philä), Ägypten 318. 322.
Philibert, franz. Admiral 216.
Philippinen, Aufstand (1896) 469.
Philippolis, Buschmannstadt 31.
Philipp(os) II. von Makedonien **530ff.**
— II. von Spanien 126. **448ff.** 454.
— III. von Spanien (1598—1621) 455f.

Philipp IV. von Spanien (1621—1665) 455f.
— V. von Spanien 458.
— der Schöne 444.
Philister 302. 486.
Philokrateischer Friede 534.
Philon, jüd. Philosoph 327.
Philosophie 186. 265. 288. 369. 414. 521f.
Phoibidas, spart. Heerführer 528.
Phoinikien, Phoiniker 182f. 187. 307. 313f. 356f. **364f. 391.** 487. 496. 512. 518.
— Industrie 391.
— Kunst 391.
— Schrift 389. 391. 501.
Phokia 367. 535.
Phokis 480. 482. 518.
Phormio, Feldherr 524.
Phrygien 478. 539.
— Kunst 542.
Phrygisch-thrakische Rasse 477.
Phyle 506. 509.
Phyrnichos, Dichter 512.
Physik 369.
Piauchi, König von Äthiopien 153.
Pietermaritzburg 111. 117.
Pilgerkarawane 142.
Pilgerreise 123.
Pindaros, griech. Dichter 516. 529.
Pinothem I., Pharao 306.
Pionthe, S. Hrihors, Pharao 306.
— (Piankhi) äthiop. Pharao 309f.
Pippiniden 380.
Pippinsche Schenkung 380.
Pisa 184. 385. 425.
Pisider 479.
Pi y Margall, Präs. v. Span. 468.
Pjope I. (Pepi), Pharao 242. 251f.
— II., Pharao 253. 262. 296.
Plantagenbau 1. 14. 90. 92. 94. 98ff. 102.
Plastik 265. 531. 539f.
Plataiai 514. 524.
Platon 316. 511. 529. **532.**
Plettenberg, v., Gouverneur der Kapkolonie 40.
Plinius der Ältere 74. 394.
Pocken 11.
Pogge, Paul, Reisender 25. 75.
Poitier, Schlacht (732) 409.
Polarländer 1.
Polizeistaat 527.
Polizeitruppen 98.
Polygnotos 515. 523.
Polykleitos 523.
Polykrates von Samos 315. 506.
Polynesien 11.
Pombal, Don S. J. C. Marquez von, portug. Minister 460f.
Pompeius 187. 198. 323. 394.
Pomponius Mela, röm. Geograph 396.
Pontos 369. 372. 518f.
Popo 61.
Port Clarence 86.
Porto Santo, Insel 438.
Porträt 328.
ports of entry 107.
Portugal, Portugiesen 14. 35ff. 39. 43f. 53. 55f. 62ff. 69f. **80ff.** 86. 88f. 91f. 94. 101. 104. **106.** 114. 171f. 341. 388. **420ff.** 427. **436ff. 452ff. 456.** 458. **460ff.** 464. **472f.**
— Literatur 453.
— Republik (1910) 473.
Postanstalten 96.
Poste de l'Allima 91.
Potgieter, Hendrik, Bur 109.
Potschefstroom, Freistaat 109.
Pownet (Pwnt, Opone, Punt) 151f. 245. 253. 256. 276. 303.
Präfektur Ägypten 324.
Prähistorie 78. 179.
Praisos, Kreta 479.
Prasum, Vorgebirge 37.
Prätorianerwirtschaft 131.
Praxiteles 531.
Presidios 86.
Pretoria 114. 116. 119.
— Friede (1902) 119.
— Konvention (1881) 114.
Pretorius, Andries († 1853) 41. 109.
— Martinus Wessels, Transvaalpräsident (1858—71) 109. 113.
Preußen **87f.** 136.
Prevesa, Albanien 219.
Priene 492.
Priestertum 133. 147. 153f. 192. 247f. 286f. 297.
Prim, Don Juan, span. Minister 467f.
Priscillianisten, Sekte 398.
Privatleben 327.
Prognathismus (Vorstehen der unteren Gesichtshälfte) 16.
Progressive Assoziation 120.
Propyläen 520.
Protagoras 523.
Protestantismus 105. 173. 447ff. 451f.
— Mission 50.
Provence 385. 420. 427.
Psammetik (Psammetichos) I., Pharao (663—609) 311. 313.
— II. (593—588) 313f. 542.
— III., letzter Saït 315.
Psebkhanne I. (Psusennes), Pharao 306.
— II., letzter Bubastit 308.
Ptah, ägypt. Gott 228. 250. 291. 301. 310. 312.
Ptahhotep 246.
Ptolemaier, ägypt. Könige (332 bis 330 v. Chr.) 37. 170. 183. 187. 284. **319ff.** 362. 369.
Ptolemaios I. Soter (323—284) 319.
— II. Philadelphos (284—246) 226. 319. 321.
— III. Euergetes (246—221) 319. 321.
Ptolemaios IV. Philopator (221 bis 205) 319. 322.
— V. Epiphanes († 181) 319.
— VI. Philometor († 145) 319.
— VII. Eupator († 145) 319.
— VIII. Euergetes II. (Physkon; 170—116) 319. 323.
— IX., König von Kypros († 119) 319.
— X. Lathyros (88—81) 319. 323.
— XI. Alexandros I. († 88) 319.
— XII. Alexandros II. (81) 319.
— XIII. Auletes (80—58, 58—51) 319.
— XIV. (51—47) 319f.
— XV. (47—44) 320.
— XVI. Cäsarion (44—30) 320.
Ptolemais b. Abydos 321.
Puerto Rico 469.
Pufferstaat 157.
Pulver 75.
Punische Kriege **193ff.** 370ff. **392f.**
Punt, s. Pownet.
Purpur 364.
Pygmäen 78. 181.
Pyramiden **241ff.** 356.
— Schlacht (1798) 344.
— Städte 242.
— Texte 247f. 287.
Pyrenäenhalbinsel 177. 202. **387ff.** 419.
Pyrenäischer Friede (1659) 456.
Pyrrhos von Epeiros 193.
Pyrtanie (Fünfzigerausschuß) 509.
Pythagoras 510.
Pythagoreer 516.
Pytheas von Massilia 545. 548.

Quibell, J. E., Ägyptolog 228.
Quintilianus, M. F., Rhetor 396.

Raba (Rabe[h], Rabba; † 1899) 4. 104. 141f.
Rabat 218.
Rabiten, Truppen 420.
Ragni, italien. General 219.
Rahamma, Marokko, Gefecht (1907) 216.
Raimund v. Toulouse 383.
Rakib, Sultan von Wadaï 145.
Ramesse I. (Ramses, Rameses), Pharao (1315—14) 295.
— II., Pharao (1303—1237) 152. 234. 268. 273. **296ff.**
— III., Pharao (1200—1169) 297. 301ff. 308.
— IV., Pharao 282. 304.
— V.—VIII., Pharaonen 282. 304.
— IX., Pharao (1140—21) 304.
— X., Pharao (1121—16) 304.
— XI., Pharao 304ff.
— Siptah, Pharao 301.
Rameseum (Memnoneum) 258. 298f.
Ramessiden 151. 295ff.

Ramiro I. v. Aragon (1035—67) 420.
— II. v. Aragon (bis 1137) 427.
Ramon y Cajal, span. Gelehrter 470.
Randwaldung 10.
Raphia, Schlacht (720 v. Chr.) 154.
Ras Adal v. Amhara 163.
— — v. Godscham 174.
— Ali v. Amhara 173.
— Alula 174.
— Bitoddede Tessama († 1911) 176.
— Mangascha v. Tigre 175f.
— Mario 173.
— Michael 173.
Rassam, engl. Gesandter 173.
Rassen 3. **18.**
Rassenkampf 125.
Rassenmischung 125. 207.
Rat, kleiner und großer 67.
Rationelle Landwirtschaft 193.
Ratsversammlung (Nokena) 140.
Ratwises, Pharao (4. Dynastie) 243; s. auch Rawoser.
Ratzel 9. 11. 52.
Raubbau 12. 14f. 28. 46. 90. 348.
Raubfahrten 45. 49. 54. 56. 75. 77. 90. 127. 146. 202. 212.
Raubstaaten, nordafrikanische 212.
Raubtiere 11.
Rauchverbot 168.
Rawoser (Ratoises), Stammvater der 5. Dynastie 244.
Raymund, Graf von Burgund 426.
— Berengar IV., Graf von Katalonien 427.
Re (Atum), ägypt. Gott 228. 244ff. 249f. 279. 289. 298. 310. 350.
Reaktion 463. 465.
Reau (Troia), Steinbrüche 242.
Reccared, s. Rekkared.
Rechenberg, v., Gouverneur 100.
Recht, geschriebenes 502. 506. 541.
Rechtswesen 394f. 453.
Reddersburg, Gefecht (1910) 119.
Redschaf, Station Emins 166.
Reformation 445.
Regenerados, portug. gemäßigte Partei 466.
Regenzeit 6.
Regulus 194.
Re-Harakte von On, ägypt. Gott 258.
Rehent (Illahun), Pyramide 261.
Rehoboth, Südwestafrika 32. 95.
Reichard, Paul, Reisender 71.
Reis 14. 103.
Reiterei 13. 138. 201.
Rekhmire, ägypt. Wesir 281f.
Rekkared (Reccared), Westgotenkönig (586—601) 376. 400f.
Religion 74. 153. 367. 491. 497.
— griechische 538.
Religionskämpfe 209.
Religionsstaat 509.
Religiöse Dichtung 265.
— Ideen 265.
— Literatur 229. 239. 305.
— Toleranz 470.
— Zeremonien 238.
Renaissance 313. 385f. 435. 445. 453.
Rendile, Volk 52.
Republik 366.
Republikanismus 468.
Reschad Bei, türk. Oberst 219.
Reschef, syrischer Gott 292.
Restauration 313.
Retief, Pieter 41. 110f.
Revasco, Ruy Lourenço 81.
Revolution 176.
— französische 461.
Rhampsinit, Schatzhaus 542.
Rhein 201.
Rhode, Spanien 391.
Rhodes, Cecil 95. 112. 114ff.
Rhodesia 69. 106. 114f.
Rhodos 219. 340. 367. 369. 492. 498. 500.
Ribera, J., span. Maler (1588—1656) 457.
Riebeek, Jan van 27. 107.
Riego, span. Liberaler 464.
Riesenbauten 483.
Rietfluß 31.
Rietfontein, Südafrika 32.
Riffkabylen 179. 217. 471f.
Rind 13. 23. 54. 78. 122. 128f. 182.
Rinderpest 12. 55. 96. 101. 131.
Rio Cacheo 82.
— de Oro 86.
— Gebar 82.
— Grande 57. 81f. 103.
— Muni 86.
Ritter, Karl 52.
Ritterorden 429. 441.
Rittertum 309. 423. 428f. 441. 496. 503. 517.
Ritual 247.
Robert, Präsident v. Liberia 106.
— Giscard 383.
Robert-Hafen (Lüderitzbucht) 102.
Roberts, F. S., Lord v. Kandahar u. Waterford 118f.
Roderich, westgotischer Usurpator (710—711) 405.
Rodriguez, Insel 85.
Roger, Br. Robert Guiscards 383.
— de Lauria, Seeheld 434.
Rohl, ägypt. Provinz 165f.
Rohlfs, Gerhard 140. 168.
Rokn ed-Din Beibarß, ägypt. Sultan (1309—10) 338.
Rolands Untergang 419.
Rom, Verwüstung (455 n. Chr.) 203.
Romanisierung 198.
Römisches Reich, Römer 121. 135. 155. 172. 178. 182. 187. **193ff.** 282. 319. 323. 360. 369ff. 378f. 386. **393ff.** 410. 516. 540f.
Römisches Reich, Römer, Herrschaft in Nordafrika **195ff.**
— Imperialismus 386.
— Kultur **401ff.**
— Literatur 396.
— Staatsreligion 398.
— Wasserleitungen 395.
Römisches Reich Deutscher Nation **380f.**
Roncesvalles, Paß, Schlacht (824) 419.
Rosette, Stein von (gefunden 1799) 321. 346.
Rote Nation 32.
Rotes Meer 3. 101. 149. 151f. 156. 161. 163. 222. 225. 256. 276. 299. 313. 341f. 355.
— — -Nil-Kanal 317. 342.
Roussillon, Grafschaft 436. 456.
Rovuma, Fluß 43.
Royal Niger Company 134.
Ruanda, innerafrik. Landschaft 49.
Rubaga, Uganda 50.
Rubi, Fluß 8.
Rückläufige Völkerwanderung 359. 383.
Rudolfsee 25. 52.
Rufu, Fluß 37.
Rumanika, Karagwe 48.
Rumat (Scharfschützen) 126. 131f.
Rundhütte 21. 482f. 487.
Russisch-türkischer Krieg (1768) 343.
Rußland 173f. 176. 352.
— Feldzug Napoleons (1812) 463.
Ruyter, Hottentottenhäuptling 28.

Saba 36f. 114. 254. 363.
Sabagades von Tigre 173.
Sabaki, Fluß 52.
Säbel 73.
Säbelherrschaft 189. 416.
Sabi, Fluß 36.
Sabun, Sultan von Wadaï 142.
Sachsen 379.
Sachsenkriege 381.
Sacy, du, Orientalist 347.
Sagalasser 302.
Sage 2. 20. 26f. 139. 248.
Saglu Denghel von Gondar 173.
Sagunt(um) 358. 367. 392f. 395.
Sahagun, Kloster 428.
Sahara 3f. 6ff. 51. 80. 54. 74. 120ff. 135ff. 141. 146. 173. 177ff. 181. 184. 207. 222.
Sahela Selassië von Schoa 173.
Sahure, Pharao (5. Dynastie) 244.
Sai am Niger 97. 104.
Said ben Achmed, Imam 164.
— Pascha, Khedive (1854—63) 154. 349.
Saïdu, Prinz 131.
Saint Quentin, Schlacht (1558) 450.
Saïs, s. Sawe.

Saïten 312ff.
Sakare (Tut-ankh-Aton, Tut-ankh-Amon), Pharao 294.
Sakkara, Ägypten 234. 240. 242. 246f. 251. 253. 266. 294.
Salaca, Schlacht (1086) 424. 426.
Salado, Schlacht am (1340) 432.
Salah ed-Din (Jußuf; 1171—93) 335f. 383.
Salamanca 429.
Salamis, Schlacht (480) 193. 487. 510. 514.
Salatis, Hyksoskönig 267.
Saldanha, Antonio de 81.
Saldanhanbai 28.
Salich Ajub, ägypt. Sultan (1240 bis 1249) 336.
Salinen 391. 395.
Salische Franken 376.
Sallustus (86—34 v. Chr.) 122f.
Salomo 307f.
— König von Abessinien 169.
Salts, H. (1771—1827) 52.
Salueron, Präsident der Republik Spanien 468.
Salz 15. 56.
Salzhunger 56.
Salztribut 71.
Samarkand 412.
Samas, Gott 292.
Sambesi 4. 8. 36. 39. 42ff. 66ff. 83. 94. 101. 106. 115.
Sammlerkultur 22.
Samoa 94.
Samoavertrag (1899) 97.
Samori, Almani, Bandenführer 104. 133.
Samos 315. 367. 500. 526.
— Aufstand 518.
Samuel Ha-Nagid, Wesir von Malaga 416.
— Isaak, S. Witbois 96.
— Maherero 96.
San (Tanis) 299.
Sanaga, Fluß 62f.
Sancho d. Gr. von Navarra († 1035) 420. 422.
— III. v. Kastilien († 1170) 429.
— IV. (1284—95) 432.
— II. v. Portugal (1228—45) 437.
— Sohn Alfonsos VI. 425.
San Domingo 82.
Sandford Lord Methuen, P., engl. General 117.
Sand River Convention (1852) 109.
Sanfara (Zanfara) 127. 130.
Sanga, Fluß 98.
Sängerkaste 494.
Sankt Helena 119.
— Louis (Afrika) 85.
Sankurru, Fluß 10. 74.
Sansane Mangu, Togo 98.
Sansibar 6. 16. 37. 81. 83. **89ff.** 99ff. 105. 149. 166.
Santa Isabel 86.
Santiago, A. de, Kommandant von Sena 43.
Santiago de Chile, Seeschlacht (1898) 470.
— de Compostela 415. 421.
— — — Ritterorden 441.
São Paolo de Loanda 65.
— Salvador (Kongohauptstadt) 65.
— Thomé 82. 106.
Sappho 511.
Saraphis (Serapis, Usire Hape), ägypt. Gottheit 320.
Sarden 273.
Sardes 512. 540.
Sarg 265.
Saria, Fulbestaat 130. 134.
Sarmaten 359. 375.
Sasaniden **329f.**
Satrapienverteilung 319.
Säule, ägyptische 247.
Savanne 8. 10. 24. 71.
Savorgnan de Brazza, Graf P. 91.
Sawe (Saïs) 223. 250. 309f. 312. 314. 316f.
Say am Niger 138.
Schabak (Sabakon), Pharao (um 703) 310.
Schabaka (Sabakon), Napaka († ca. 716 v. Chr.) 153.
Schabataka (Sebicho), Pharao 310f.
Schädelkult 73.
Schädelmessungen 18. 225.
Schaf 13. 23. 122. 180. 412. 447.
Schaikia-Araber 157f.
Schakarusch (= Tyrsener?) 301.
Schari 76. 99. 134. 137. 141. 143.
Scharuhen, Palästina 270.
Scharukin 154.
Schasu 275. 280. 296.
Schatt el-Rigal 256.
Schatzmeister 330.
Schau, Tundscherfürst 147.
Schauja 215f.
Schaus, Provinz 211.
Schawaschat, Tripolitanien 219.
Scheba, s. Saba.
Schedet (Krokodeilopolis, Medinet el-Faijum) 262.
Schedscher ed-Durr, ägypt. Sultanin (1250—57) 337.
Scheepers, Burenführer 118.
Scheinkonstitutionalismus 467.
Schekenda, nubischer König 157.
Schekh Abd el-Kurna bei Der el-Bachri 281.
— el-Beled, ägypt. Amt 343.
Schell, v., Gouverneur von Ostafrika 100.
Schendi am Nil 158.
Schepseskaf, Pharao (4. Dyn.) 243.
Schepseskere, Pharao (5. Dynastie) 245.
Scherarda, marokkan. Stamm 217.
Scherboro, Insel 57. 84.
Scherden 273. 301f. 308.
Scheschonk (Sisak) I., Pharao (960 bis 939) 308.
— III., Pharao (840—788) 309.
Scheschonk IV., Pharao (780—740) 309.
Schia 336.
Schießgewehr 33. 47.
Schiffahrt 35. 92. 366. 369. 377. 518.
Schiffbau 56. 63. 150. 364. 366.
Schiffer 66.
Schiiten 331.
Schild 21.
Schilluk, Negervolk 78f. 150. 158.
Schirwasee 46.
Schlafkrankheit 11. 99.
Schlange 11.
Schlesien 201.
Schmiedekunst 23. 27. 33. 70f. 73. 78. 122. 169.
Schminktafeln 239.
Schmuckſachen 33. 36.
Schnalzlaute 22. 24.
Schnitzer, E. (1840—92) 160. **164ff.**
Schoa, Königreich 171.
Schönheitsgefühl 366.
Schöpfungsmythus 289.
Schreiner, W. P. 116.
Schrift 2. 36. 124. 239. 313. 379. 402. 413. 428. 479. 485. 491. 495. 501. 503.
Schu, ägypt. Gott 228. 249.
Schua, Araber 17.
Schubbiluliuma, Hettiter 286. 299.
Schuldknechtschaft 507f.
Schuli, Negerstamm 79. 164.
Schulwesen 96. 147. 168. 265. 353. 461.
Schurtz, Heinrich **177.**
Schuschan 315.
Schutarna, Sohn d. Artatama 285.
Schutz- und Trutzbündnis 148.
Schwaben, Herzogtum 430.
Schwarze Rasse 5.
— Sklaven 150.
Schwarzes Meer 355. 375. 385. 498. 500. 502. 518.
Schweden 86f.
Schwein 13. 86.
Schweinfurth, G. (geb. 1836) 25. 77f.
Schweizer Bundesregierung 114.
Sebastian, König von Portugal († 1578) 454.
Sebekhotep III. von Ägypten 151.
Seberches, Pharao (4. Dyn.) 243.
Sebituane, Maololoführer († 1851) 42. 68.
Sebkenefrure, ägypt. Königin (1792 bis 1788) 263.
Secunda, Schlacht (741) 406.
Sedschelmesa, nordafr. Stadt 209.
Seefahrt 381.
Seehandel 188. 366f. 385. 435. 438. 500.
Seelenkult 491.
Seelenwanderung 509f.
Seemächte 385.
Seeraub 63. 83. 212. 245. 358. 367. 371. 425. 483. 500.

Seetüchtigkeit 34f. 63.
Sef ben Sultan von Oman 89.
Sefu ben Mohammed (Sappu-Sapp) 75.
Segovia 395. 446.
Segu, Sudanreich 103f. 130. 132f.
Sehel, Kanal bei 280.
Seijid Ali, Sultan v. Sansibar 101.
— Bargasch, Sultan von Sansibar († 1888) 90. 99.
— Bedr el-Mokadem, Aufstand (1798) 345.
— Said von Maskat 89.
— Sweni (Thoweni), Maskat 89.
Seïr, Beduinen 303.
Seiriten, mauretan. Dyn. 209. 424.
Seisachtheia („Lastenabschüttelung") 507.
Sekeletu, Makololo (1851 bis ca. 1856) 69.
Sekhem (Letopolis) 309.
Sekman (Sichem) 262.
Sekoati, Bapedihäuptling 113.
Sekomi, Betschuane 115.
Sekukuni, Bapedihäuptling 113.
Sekundi, Aschanti 59. 83.
Selbstbestimmung 362.
Selbstverwaltung 96. 110. 119f. 315. 466.
Seldschuken 335. 383.
Selene, Tochter Kleopatras VII., Gem. Jubas 320.
Seleukiden 369.
Selim I., türkischer Sultan 342.
Seliman ben Ali von Mombas 89.
Selinus 193.
Selous, Reisender 67.
Seluan, Schlacht (1909) 217.
Semempses, Pharao (1. Dynastie) 233.
Semiten 4. 18. 32. 36. 51. 169f. 182. 225f. 261. 267. **356ff.**
Semne(h), Ägypten 261. 266.
Semte (Khaste, Kenkener, Hesepti, De-ni), Pharao 236.
Sena(a)r, Land in Innerafrika 158. 160ff.
Senafe, Abessinien 175.
Senat 192.
Seneca 396.
Senegal 6. 82. 85. 88. 103f. 121. 126. 128. 130. 132f.
Senegambien 6f. 15. 55ff. 83ff. 103f. 132.
Senempses (Hor Semerkhet), Pharao (1. Dynastie) 237.
Senetse (Sethener), Pharao (2. Dynastie) 237.
Senhagia, Reich 124.
S(e)nussi-Orden 146. **167ff.** 214.
Senwosret I., Pharao (1980—35) 259f.
— II., Pharao (1906—1887) 261.
— III., Pharao (1887—49) 261.
Sepoys 346.
Septimanien 407. 420.
Serapeen 321.
Serben 380.
Serer (Senegambien) 57.
Sertorius († 720 v. Chr.) 394.
Sesche, Makololo-Residenz 68.
Sesklo 480f.
Sesochris, Pharao (2. Dyn.) 233.
Sesostris (Ramesse II.?) 255. 296.
Seßhaftigkeit 177. 296. 356.
Seteh, Pharao 231.
— ägypt. Gott 228. 248f.
Sethenes, Pharao (2. Dyn.) 233.
Sethoë I. (Sethos), Pharao (1313 bis 1303) 234. 295f.
— II. 282. 301.
Setschele, Bakwenahäuptling 68.
Sevilla 210. 391. 399. 408. 412f. 416f. 430. 451. 462. 465.
— Konzil (619) 401.
Seymour, F. B., Lord Alcester 351.
Shepstone, Th. „native secretary" 111.
Siber (Sobehr, Zubair), Mudir von Bachr el-Ghasal 148. 159.
— Sklavenjäger 140
Sidi el-Machdi ben Ali el-Senussi 168.
— Meßri, Tripolitanien 219.
— Mohammed, Sultan von Marokko (1859—73) 214.
Sidon 284. 314. 364f.
Siegelzylinder 239. 268.
Sierra Leone 7. 56f. 59. 84. 106.
— Nevada 439.
Sigeion am Hellespontos 508.
Sikaner 389.
Sikes (Sikkis), Häuptling der Unjamjembe 46.
Sikuler 389. 525. 545.
Sikyon, Peloponnes 500.
Silius Italicus, Dichter († 101 n. Chr.) 387.
Silkon, Basiliskos, nub. Fürst 155.
Silphium (Umbellifere) 78. 185f. 498.
Silvester, span. Oberst 217.
Simanca, span. Archiv 449.
Simbabwe (= Zimbaoë) 37f.
Simbo, Giacashäuptling 43.
Simbodscha v. Usambara 47.
Simon Copper, Franzmannhottentotte 32. 96.
Simonides, Dichter 516.
Sinacherib 154. 311. 540.
Sinai 150. 224. 241. 245. 252f. 259. 264.
Sinope, Paphlagonien 367.
Siphnos, Insel 482. 484.
Sippe 20f. 41.
Sir Darja 378.
Sirene 316.
Sirius, Stern 230. 268.
Sisebut, Westgotenkönig (612—621) 401.
Sitalkes 524.
Sithathor, ägypt. Prinzessin 262.
Siut, Ägypten 222f.
Siwa, Oase 214. 306.
Sizilianische Vesper (1282) 434.
Sizilien 188f. 193f. 204. 208. 210. 335. 354. 357. 359. 364. 369ff. 378. 382f. 389. 392. 427. 431. 434. 443. 484. 486. 502. 516. 525. 528.
Sjout 254f.
Skandinavien 86. 382.
Skarabäen 239. 249. 268. 285. 486.
Sklavenbefreiung 84. 86ff. 90ff. 106. 110.
Sklavenküste 57. 59. 61. 86. 97. 123.
Sklaverei 12. **14f.** 22. 32. 38. 44. **58f.** 60ff. 67. 71. 75. 77. 81. 83. 90ff. 100. 121. 127. 131. 140f. 145f. 152. 158f. 165. 183f. 202f. 207. 349. 373. 398. 469. 490. 505.
Skorpion (Dinis), Pharao 231. 235.
Skythen 231. 235. 313. 359. 375. 544. 547.
Slatin Pascha, Rudolf 148. 161.
Slawen 201. 359. 375. **380f.** 409. 411. 416.
Smith, Donaldson 25.
— Harry, Kapgouverneur 109f.
— Sidney, General 345.
Snofru (Soris), Pharao (4. Dynastie) 241f.
So, Einwohner v. Bornu 139.
Sobke, Krokodilgott 262. 266.
Sobrawe (Sobrabe), Pyrenäenstaat 420. 422.
Soden, v., Gouverneur 98. 100.
Sofala, Mosambik 36ff. 81f. 98.
Sohar, Omam 88f.
Sokoto, Fulbereich 51. 130. 134. 138.
Sokot(o)ra, Insel 35. 341.
Soldatenstand 182. 212. 272.
Söldnerwesen 189. 273. 297. 301. 308. 392. 397. 426. 573.
Soleillet, Paul († 1886) 103.
Solon 506ff.
Somali, Kaïsit 408.
Somal (Sing.: Somali) 6. 10. 25. 35. 51ff. 99. 151.
Somaliküste 37. 74. 81. 85. 101. 175. 245.
Soninke (Serakolet, Sarakole), Westsudan 123.
Sonnenkult 249. 289. 495.
Sonni Ali von Sonrhai 125. 129.
Sonrhai 124f. 132.
Sopeithes, ind. Königr. des 546.
Sophisten 520f. 523. 527.
Sophokles 519.
Sosneos, Negus v. Abess. 172.
Sofo (Saria), Staat 127. 130.
Sothisperiode 324.
Soziale Frage 20f. 371. 373. 412.
— Umwälzung 467.
Sozialismus 447.
Spanien 82. 86. 101. 124. 180. 183. 185. 187ff. 194. 202. 206ff.

214. 217. 357f. 360. 364. 369. 375ff. 379. 381ff. 385. 387. 406. **448ff.** 486. 500. 529.
Spanien, Altertum **389f.**
— Erbfolgekrieg 458.
— Finanzen 449.
— Freiheitskrieg **461ff.**
— Inquisition 183.
— Khalifat **405ff.**
— Kolonialmacht 469f.
— Konkordat 472.
— Mark 419f.
— maurisch **404ff.**
— Mittelalter **398ff.**
— Mittelmeermacht 471.
— Republik 468.
— Romanisierung **394ff.**
— Schriftsprache 431.
— Schulwesen 457.
— Verfassung 463f.
— Westgotenherrschaft **400f.**
— wirtschaftliches Leben 466f.
Spanisch-amerikanischer Krieg (1898) 469f.
Spanische Ära 428.
Spanisch-englisches Abkommen (1907) 471.
— -Guinea 98.
— -marokkan. Vertrag (1909) 217.
Sparta 502. **505.** 514. 516. 518. 527ff.
Spartakiden, Tyrannen im Bosporos 528.
Speiseverbot 13.
Speke, J. H., Reisender 48. 50f.
Spekulation 117. 288.
Spezereihandel 342.
Sphakteria, Insel 525.
Sphinx 243. 283. 316.
Spionskop, Berg, Natal 118.
Spopo, Makololo († 1876) 69.
Sprachforschung 16. **18f.**
Spriggs, Gordon, südafr. Staatsmann 116.
Staatenbildung 63. 124.
Staatsbankerott 351. 456.
Staatsbegriff 372.
Staatsfürstentum 309.
Staatsgedanke **370ff.**
Staatsgewalt 502.
Staatsleben 70.
Staatsordnung 361.
Staatsrat, s. Areiopagos.
Staatsreligion 472. 509. 519.
Staatsverfassung 356.
Staatsvertrag 298f.
Städte 122. 126. 133. 238. 246. 264. 394. 428f. 434. 441. 445. 503.
Städtebau 370.
Städtebewohner 182. 184. 198.
Städtebünde (Hermandad, 1263) 432.
Stadtkommandanten 263.
Stadtrecht 395.
Stadtrepubliken 186. 416.
Stadtstaat 526.
Stämme 58. 415.
Stammesverband 28.
Stände 373.
Stanley, H. M. (James Rowland, 1841—1904) 8. 25. 46. 48. 72. 75. 80. **91ff.** 100. 105. 166f.
Stanleyfälle 8.
Stanleypool 74f. 91. 101.
Staufer 383.
Steatopygie (Fettsteiß) 18. 37.
Steinbauten 35ff. 180.
Steinbeile 480.
Steingeräte 21. 179. 231. 478.
Steinschneidekunst 485.
Steinwaffen 21. 231.
Steinzeit 180. 231. **480f.** 483.
Stejn, M. Th., Bur 116. 119.
Stele 151.
Stellaland 115.
Stephaniensee 25.
Steppe 8. 10. 21. 24. 26. 45. 66.
Steppenvölker 18. 51. 54f. 121. 128. 139.
Sternkunde 247.
Stesichoros von Himera 511.
Steuern 84. 108. 205. 238. 263. 326. 340. 343. 349. 371. 506f.
Stickerei 457.
Stiergefecht 397.
Stilicho 201.
Stormberg, Kapkolonie 117.
Strabon 258. 315. 323.
Strafexpedition 146.
Strandrecht 437.
Straßenbau 98. 415. 460.
Straßendorf 72.
Strauch, Oberst 92.
Straußenfedern 145.
Streitwagen 267. 270. 274. 496.
Strickerei 412.
Stufenpyramiden 239.
Stuhlmann, Franz 46. 48. 53.
Stuurman, Hottentotten 28.
Suaheli 45.
Suakin am Roten Meer 161f. 164.
Suara, Schlacht (1913) 220.
Südafrika 9. 13. 15. 18. 21. 42. 112.
— Volkstum 107.
Südamerika 3f. 11. 86.
Sudan 3ff. 7f. 12ff. 15f. 18. 55ff. 62. 72ff. 76f. 85. 88. 93. 103f. 106. **120ff.** 186. 207. 211. 348. **552.**
— Kultur 146.
— Handel 178. 207.
— Sprachen 80.
— Staaten 63.
— Verkehr 191.
— Volksleben 121.
Südeuropa 181.
Süditalien 264. 357.
Südnigeria 134.
Suës 156. 224. 226.
Suëskanal 156. 169. **349f.** 351.
Suewen (Sueben) 201. 375. 399f. 418.
Suffeten, karthagische Beamte 192.
Sulaiman (Suleiman), Sohn Sibers 141. 159.
— I., Sultan 342.
Sulla 323. 394.
Sulman Solon von Dar Fur (1596—1637) 147.
Sultan ben Sef von Oman (1649 bis 1668) 89.
Sulu 31. 38ff. 53. 100. 106. 113.
Suluaffen 43f.
Suluwanderungen 38.
Sumatra 16.
Sumpfvölker 5. 78f.
Sumur 280.
Sundainseln 16.
Sunna, Lehre 336.
— II. von Uganda (1836—60) 49.
Susa (Schuschan) 541. 546.
Swakopmund 95. 97. 102.
Swasi 39. 41. 111.
Swetu I., Wanjamwesi 45.
Syenit 483.
Synkretismus 305.
Syphax, Numiderfürst 194.
Syphilis 11.
Syrakus 208. 367. 499. 516. 525. 528.
Syrien 153f. 156. 224. 260. 264. 271. 273. 275. 278. 280f. 283. 292. 294f. 297. 299. 303. 305. 307. 318f. 332ff. 337f. 340ff. 348. 364f. 368f. 372. 385. 408.
— Feldzug Napoleons (1799) 345.
Syringen 282.
Syros 479. 482.
Syrten 135. 189.

Taanak 279.
Tabak 66. 73f. 103.
Tabarka, Insel 211.
Tabo Bossigo, Felsenfeste 42.
Tabora, Ostafrika 45f. 90f. 100ff. 164.
Tadla, marokkan. Provinz 216.
Tadschurabai 53.
Taduchepa, Gem. Amenhoteps 285f.
Tafelbai 27. 107.
Tagalen 469.
Tagallaberge 161.
Tahrak (Taharka, Tirhaka; 688—663) 154. 311.
Taiping-Aufstand 160.
Taitu, Kaiserin v. Abess. 176.
Takelot, Pharao 308.
— II., Pharao (860—840) 308f.
Takoodonu (Takudua), König von Dahomeh 60.
Taktik 267. 273.
Talent (Gewicht) 500.
Talmis, Ägypten 324.
Tamagebirge 145. 147.
Tanasluß 19. 46. 52. 54. 101.

Tane, Deltastaat 306.
Tanga, Ostafrika 100f.
Tanganjika 25. 45f. 48. 71. 74. 90. 93. 101f. 104. 115.
Tanger 208. 215. 404. 454.
Tankred von Hauteville 383.
Tanoë, Fluß 57.
Tanuatamon von Äthiopien 154.
Taprobane (Ceylon) 546.
Tarentum 367. 378.
Tarifa, Spanien 439.
Tarik, arab. Unterfeldherr 404ff.
Tarikh es-Soudan, sudan. Geschichtswerk (1640) 124.
Tarquinier, Vertreibung der 516.
Tarragona 389. 395. 398.
Tarrakonien (Tarraconensis) 394. 399.
Tartisebuh, Hettiter 298.
Taschfin, Almorawide 425.
Tataren 150. 375. 377.
Tati im Maschonaland 112.
Tauros 332.
Tauschhandel 14. 392. 500.
Tausendundeine Nacht 335. 339.
Tauwfontein, Südafrika 109.
Technik 35. 62. 247. 402.
Teda, Tibbustamm 74. 137f.
Tefene, ägypt. Gott 249.
Tefnakht (Tefnacht), König von Sawe 153. 309f.
Teje, Gem. Amenhoteps 285f.
— Mutter Amenhoteps IV. 291.
Tekhsi, Land 282.
Tekla Haimanot, Erzb. 171. 173.
Telegraph 96. 104.
Tell el-Amarna 271. 291. 294.
— el-Kebir, Schlacht (1882) 351.
Tempelbau 502. 508.
Tempelgaben 291.
Tempelherren 428.
Tempeltürme (Zikurrat) 239.
Temperenzler 106.
Templer 383.
Tenea, Apollons von 511.
Tenerifa, kanar. Insel 179.
Tenos 479.
Tertiärzeit 17.
Tertullianus 398.
Tete, Ostafrika 43.
Tetuan 467.
— Friede 214.
Tetwa, Negerstamm 40.
Teutonen 375.
Tewfik, Mohammed, Khediwe (1879—92) 351f.
Textilarbeiter 395.
Thales 511.
Thamphthis, Pharao (4. Dyn.) 243.
Theater 395.
Thebaïs 326.
Theben 150ff. 222. 244. 255. 258. 269. 273f. 280. 282. 286. 294f. 301. 305f. 308. 310ff. 318. 322f. 502. 510. **528ff.**
Themistokles 513f.
Theodelinde, Gem. Autharis 377.
Theoderich 376.
— II., Westgotenkönig 399.
Theokratie 307.
Theophrastos 538. 546.
Theopompos 529.
Thera, Insel 185. 367. 487. 498.
Thermen 395.
Thermophylen, Schlacht (480) 514.
Theron von Syrakus 516.
Thessalien 480f. 487. 498. 508. 528. 530. 534.
Thessalischer Bund 504.
Thessalonich, Königreich 383f.
Theudes, Ostgote 400.
Thiniten, ägypt. Dynastie (3300—2900) **233ff.** 244.
This (Abydos, Abod) 228. 233.
Thomar, Schlacht (1834) 466.
Thoute (Thôt), Mondgott 250.
Thraker 356. 375. 481. 508. 517f. 525. 530. 542.
Thrasamund, Wandalenkönig (496 bis 523) 204.
Thukydides (460—400) 499. 516. 518. 526.
Thutmose (Thutmosis) I., Pharao 152. 274ff. 280. 282.
— II. (seit 1501) 275f.
— III. († 1447 v. Chr.) 152. 271. 273. 275. 277. 291. 295. 486.
— IV. (um 1420—11) 282ff.
Tibati, Adamaua 131.
Tibbu (Tubu, Tebu, Tibbo, Teda) 4. 135f.
Tibesti 135f. 138f.
Tibet 16.
Tierkult 305. 316. 491.
Tierwelt **9ff.** 178.
Tigre, Abessinien 173. 176.
— Sprache 169.
Tilutan, Berber 124.
Timbron, alexand. Heerführer 187.
Timbuktu 62. 84. 103. 123ff. 130. 132f. 138. 211.
Timgad, Algerien 225.
Timsahsee, Ägypten 224.
Timur († 1405) 340.
Tingis, mauretan. Stadt 370.
Tinsam von Dar Fur 147.
Tir, Volk 52.
Tirab v. Dar Fur (1752—85) 147.
Tiryns 487f. 491ff.
Titelwesen 246.
Tlas, Pharao (2. Dynastie) 233.
Tlemsen in Algier 167. 211. 214.
Toga 397.
Togo 56. 59. 61. 103. 136.
Togogebirge 103.
Toledo 403. 408. 410. 412. 417. 425f. 428. 430f. 446.
— Eroberung (1085) 422f.
— Konzile 401.
Toller Mulla 85.
Tolosa, Schlacht (1212) 210.
Tomas de Torquemara, Großinquisitor 442.
Tombos am Nil 275.
Tongaland 111.
Tonike, Ostafrika 37.
Tontöpfe 78.
Tonwaren 231.
Töpferei 480f. 498. 500.
Töpferscheibe 483.
Topographie 178.
Torelli, italien. General († 1913) 220.
Torres Vedras, Gefechte (1810—1811) 463.
Tortosa 425.
Toski, Schlacht 164.
Tote Hand 455.
Totemismus 21. 58.
Totenbestattung 58. 496.
Totenbuch 287. 303. 305.
Totenfeier 58.
Totengericht 281f.
Totenkult 251. 291. 294. 480. 489f.
Totenopfer 60f.
Totentempel 242. 245.
Totenverbrennung 496.
Toto, Betschuanenhäuptling 496.
Tracht 21. 26. 44. 238f. 485. 496.
Tragödie 509. 514. 520.
Traianus 187. 396.
Transithandel 365.
Transvaal 15. 32. 42. 106. 109. 111. 113ff. 119.
Trapezunt 367.
„Trekken" (Ziehen, Wandern) 108. 110.
Treren, Volk 512.
Tres Forcas, marokkan. Halbinsel 217.
Tribut 58. 60. 67. 70f. 126ff. 143. 150. 152. 154. 156. 158. 211.
Tripolis, Tripolitanien 104. 122. 135f. 138. 144. 146. 183. 196. 204f. 211ff. **218ff.** 340. 383.
— Krieg (1911—12) 168.
Tritonsee 179. 190.
Trog(l)odyten 135. 181f. 296.
Troja **477ff.**
Trojanischer Krieg 493.
Trotha, v., deutscher General 96.
Tsane (Tanis), Ägypten 260. 268.
Tschabagu, König von Uganda 49.
Tschadsee 98. 103f. 134ff. 141. 146. 207.
Tschad-Territorium 104.
Tschakka, Sulukürst 40ff. 44. 111.
Tschama, Westafrika 59. 83.
Tscharu, Festung 296.
Tschechen 380.
Tschehenew, Volk 235. 260.
Tscherkessische Mameluken 338. 340.
Tschingenge, Hanfraucher 75.
Tschwa, König von Uganda 49.
Tsedefre, Pharao (4. Dyn.) 241.
Tsediu (Per-Usire, Pusire, Abu Sir), Ägypten 238.
Tset, Pharao 236.
Tsetsefliege 11ff. 109.
Tsoser (Tsorthos), Pharao (3. Dynastie) 240f.

Tuareg (Sing.: Targi) 4. 123f. 130. 132. 136f.
Tugela, Fluß 41f. 117f.
Tuluniden **331f.**
Tuman Bei, ägypt. Sultan (1516 bis 1517) 342.
Tumilat, Wadi, Ägypten 224.
Tundscher, Volk 143f. 146.
Tunip bei Damaskos 280.
Tunis, Tunesien 93. 138. 178. 183. 188. 190. 208. 210ff. 443.
Tunri, ägypt. Beamter 234.
Turdetaner, span. Volk 391f.
Turiner Papyrus 228. 234. 241. 251. 254f. 257. 259. 265f. 268. 297.
Türkei 136. 145f. 158. 164. 168. 172. 182. 211ff. 331. 380. 383f.
Turkstämme 502.
Turktataren 5. 385.
Tuschratta von Mitani 286.
Tylos, Bahreïninsel 546.
Tyrannis 366.
Tyros 188f. 296. 365. 480.
Tyrtaios, griech. Feldherr 501. 505.

Uah el-Khargeh, Oase 543.
Ubangi 8. 10. 20. 74. 92. 99. 104. 167.
Überseepolitik 434.
Ubië von Tigre 173.
Ucles, Schlacht (1108) 425f.
Udschda, marokkan. Stadt 215.
Udschidschi, Ostafrika 46. 90. 101f.
Uëlle, Fluß 25. 165.
Uënephes, ägypt. König (1. Dynastie) 233.
Uganda 19. 48f. 51. 101. 105. 164. 166f.
Ugandabahn 102. 105.
Ugogo, Ostafrika 102.
Ugogos, Steppengebiet 45.
Ugomba, Ostafrika 46.
Uha, Ostafrika 46.
Uhehe, Gefecht (1891) 100.
Uisanas von Abessinien 170.
„Uitlanders" 115ff.
Ukami, Ostafrika 46. 102.
Ukanga, Ostafrika 48f.
Ukereweseе 46.
Ullaz bei Tunip 280.
Ulundi, Kral 42.
Umgande (Panda, Mpande), Lulufürst 41. 111.
Umlakaja, Zauberer 110.
Umlangani, Zauberdoktor 110.
Umslato, Südafrika (1838) 111.
Unfreie 490. 500. 506.
Unionisten 120.
Union of South Africa (Südafrikan. Bund) 120.
United African Company 134.
Universalmonarchie Karls V. 447f.
Unjamwesi **44ff.** 48. 71. 90. 102.
Unjanjembe, Ostafrika 45.
Unjoro, Ostafrika 49ff. 105. 159. 164. 166.
Unterägypten 226. 229. 235. 239. 245.
Unteritalien 486.
Unternehmertum 500.
Unterrichtswesen 470.
Unterwelt 248.
Upingtonia, Republik (1884) 109.
Uräusschlange 250.
Urbanus VIII., Papst 65.
Urgel, Grafschaft 420.
Urgeschichte 17. 20.
Urheimat 16f. 20. 26.
Urraca, Tochter Alfonsos v. Kastilien († 1126) 426f.
Urschalli, Vertrag (1889) 164.
Ursemiten 225.
Urua, Innerafrika 71.
Urundi, Ostafrika 46.
Urwald 7. 10. 22. 25f.
Usakos, Deutsch-Südwestafrika 15.
Usambara, Deutsch-Ostafrika 46ff. 54. 101f.
Usaphaïs, Pharao (1. Dyn.) 233.
Useguha, Ostafrika 46f. 100.
Userkere, Pharao (6. Dyn.) 251.
Usertesen I.—III., Pharaonen 150f.
Usindscha, Ostafrika 46.
Usire, ägypt. Gott 228. 230. 241. 244. 248. 266. 291. 312.
Usoga, Äquatorialafrika 49. 150.
Us(s)agara, Ostafrika 44f. 99. 102.
Utika 188. 190. 195. 357.
Utrecht, Republik 109.
Utsoë, ägypt. Göttin 238.
Uvinsa, Ostafrika 46.

Vaalfluß 31f. 42. 109. 112f.
Valencia 338f. 395. 417. 423. 426f. 430. 447. 455.
Valladolid 435. 446. 451.
Vasallen 61. 99.
Vasen 497. 508. 515. 539.
Vaskonen 391.
Vaterlandsliebe 361.
Vega, Lope de (1562—1635) 458.
Velazquez, Diego 457.
Venedig 340f. 383ff.
Vereinigte Staaten 84. 107. **469f.**
Vereinsrecht 507.
Verfall 208. 455f.
Verfassung 120.
Vergleichende Sprachforschung 477.
Verkehr 55. 69. 123. 133. 143. 358.
Verkehrspolitik 531.
Verkehrssprache 130.
Vermischung 24.
Verteidigung 36.
Verwaltung 263. 281. 324. 330. 394f. 459. 470. 517.
Verwilderung 295.
Vesalius, A., Chirurg 455.
Vespasianus 324.
Victor Emanuel v. Italien 220.
Viehraub 54.
Viehzucht 9. 13. 21. 23. 26f. 66. 70. 78. 107. 112. 122. 144. 395. 402. 447.
Vigarni, F., span. Künstler 456.
Viktoria, Schlacht (1813) 463.
Viktoriafälle 68.
Viktoriasee (Viktoria Nianza) 8. 11. 19. 45. 49. 53. 79. 93. 100ff.
Villalar, Schlacht (1521) 446.
Villa Viciosa, Schlacht (1665) 456.
Viriathus, Lusitanier 394.
Vogel, Ed. († 1856) 136. 140. 145.
Volk, Begriff 373.
Völkerkunde 1ff. 15. 17. 511.
Völkermischung 4. 6. 21. 26. 44. 55. 126. 129. 135.
Völkerpsychologie 361.
Völkerwanderungen 56.
Völkerwiege 54.
Volksaufgebot 125.
Volksgericht 517.
Volksmärchen 226. 233.
Volksschule 413.
Volksversammlung 517.
Volta, Fluß 60.
Vorderindien 16. 438.
Vorgeschichte 2. 9. 12. 21. 46.
Vryburg, Stellaland 115.
Vryheid, Südafrika 111.
Vulkanismus 4. 6.

Wachhabiten 348.
Wachtturm 200.
Wadaï 104. 134. 137. 140. 142f. 147. 156.
Wadelaï, Äquatorialafrika 166f.
Wadi Alaki, Kusch 296.
Wadigoland, Ostafrika 47.
Wadi Halfa 151. 164. 167. 260.
— Maghara 241.
— Sebua 297.
— Tumilat 299.
Wadschagga, ostafr. Volk 46f.
Waffenschmiedekunst 15. 27. 33. 395. 412.
Waga-Juna, Marutse 69.
Wagogo, Bantuvolk 45.
Wahehe, Negervolk 44.
Wahimafamilien 123.
Wahjebre (Apriër), Pharao (588 bis 569) 314.
Wahuma, hamit. Volk 45. **47ff.** 51. 55. 67. 77.
Waitz, Theodor 35.
Wakambaland 54.
Wakidi, hamit. Volk 49.
Wakimbu, Wanjamwesi 45.
Wakuafi (Mbarawui), Massaïstamm 53f.
Wakufgüter 349.
Waldenserkrieg 434.
Waldgebiet 24.
Waldstämme 71.
Waldström, K. B. (1764—99) 86.
Walfischbai 94f.
Wallia, Westgote 399.
Wandalen 179. **201ff.** 370. 375. 399f.

Wanderobbo, Zwergvolk 24. 54.
Wanderungen 22. 38. 52. 358.
Wanege (Watindiga), Zwergvolk 24.
Wanena, Zwergvolk 24.
Wangoni (Magwangwara, Mahuhu), Suluvolk 44.
Wanjamwesi, s. Unjamwesi.
Wanjoro, s. Unjoro.
Wapokomo, Bantuvolk 46.
Wara, Wadaï 144f.
Warren, Ch. 115.
Wasania, Helotenvolk 24.
Wasimba (Zimba), s. Masimba.
Was(s)agara, s. Ussagara.
Wasserleitungen 499. 508.
Wassersperren 200.
Wassulu, Nordwestafrika 104.
Wataturu, Hirtenstamm 53.
Waterberg, Gefechte 96.
Waterboer, A. 68.
Waterbur, N. 31f. 41.
Watussi, Hamiten 45. 48.
Watuta (Wangoni), Sulu 44. 46.
Wawat, nubisches Land 259.
Weberei 122. 365. 402. 412. 457. 539.
Weden 356.
Wehrpflicht, allgemeine 470.
Weichsel 544.
Weida (Whidah, Fidah) 60f. 86.
Weihrauch 151.
Weinbau 238. 391. 402. 452.
Weinkrüge 239.
Weiße Rasse 3.
Weißer Nil 52. 77f. 152. 158.
Wellesley, Herzog von Wellington 462f.
Weltanschauungskampf 327.
Weltbürgertum 531.
Weltgeschichte 40. **354f.**
Welthandel 169. 365. 369. 377.
Weltherrschaft 192. 372. 547.
Weltmachtspolitik 427. 444ff.
Weltmarkt 102.
Weltreich, römisches 372.
Wenamon, ägypt. Geschichte 307.
Wenden 201. 380.
Wenis (Onnos), Pharao (5. Dynastie) 245. 247.
Wepuawet, ägypt. Totengott 250.
Wertjemater, ägypt. Königin 252.
Wese (Theben) 255. 259. 303.
Weserkaf, Pharao (5. Dyn.) 244.
Wesirat 246. 263. 547.
Westafrika 13. 21. **55ff. 557.**
Westasien 284.
Westeuropa, Kultur **380f.** 386.
— Vorgeschichte 180.
Westgoten 202. 204f. 375ff. 399. **400f.**
— Schrift 428.
Westgrikwaland 113.
Westsudan 4.
Wet, Christian de, Bur 118.
Wetsnas (Tlas), Pharao (2. Dynastie) 237.
White, G. St., engl. General 117.
Wilhelm v. Champlitte, Fürst von Achaia 383.
— II., Kaiser 115. 215.
Wilhelmsfeste bei Tsaobis 96.
Wilson, C. T. 48.
Windhuk 29. 96f. 102.
Wingate, F. R., Oberst 167.
Wirtschaftlicher Krieg 537.
Wissenschaft 200. 247. 335. 339. 367. 377. 386. 402. 457.
Wissensdrang 365.
Wissmann, H. v. 25. 74f. 365.
Witbooi, Hendrik († 1905) 29f. 32. 95f.
— Moses 29.
— Samuel Isaak 30.
Witiza, Westgotenkönig (701—710) 404f.
Wituland 101.
Witwatersrand, Transvaal 114.
Wolab, Stammvater d. Galla 52.
Wolf, L., Reisender († 1889) 97.
Wolga 375.
Wolle 364.
Wolseley, G., engl. General 59. 351.
Wuga, Usambara 47.
Wurfeisen 73f. 76f.
Wurno, Westsudan 134.
Wurzelsammler 27. 191.
Wüste 3. 9. 21.
Wüstenvölker 5. 18. 122. 124. **135ff.**

Xanthippos, Athener 513.
Xanthos, lyd. Geschichtsschr. 540.
Xenophanes, Skeptiker (572—480) 497. 510. 516. 540.
Xenophon 530f. 537. 547.
Xeres de la Fronteira, Schlacht (711) 405.
Xerxes 514. 516.
Ximenes, Kardinal 211. 444.
Xoiten 268.

Zahnküste 57.
Zalaka, Schlacht (1086) 209.
Zama 194. 370.
Zanora, Einnahme (981) 415.
Zaragoza 398. 403. 406. 408. 417. 420. 422. 424f. 427. 430. 434. 462.
Zarathustra 316. 512.
Zauberei 27. 71. 288. 327.
Zaunken, libyscher Stamm 190.
Zeder 241. 364.
Zeitrechnung, fränkische 428.
Zenobia, Eroberungen der 325.
Zenon, Kaiser 376.
Zentralafrikan. Graben 101. 168.
Zeremonialwesen 248. 310.
Zeugiten (3. Steuerklasse) 517.
Ziege 13. 23. 122. 180.
Zigeuner 26.
Zingi (Sendsch), Kaffernvolk 38.
Zinn 15. 188. 364.
Zioniten, Dyn. in Tlemsen 211.
Zirkus 395. 470.
Zollwesen 92. 99f. 106f. 115. 145.
Zoutpansberg, Republik 109.
Zuid, Afrikaansche Republik De 109.
Zumula-Carregui, Karlist 465.
Zurbarán, Francisco, Maler 457.
Zwangsarbeit 150.
Zwartbooi-Hottentotten 96
Zwergvölker 3. 7f. 10. 18. **21ff.** 72. **74ff.**
Zwergwirtschaften 501.
Zwischenhandel 58. 141. 151. 185.
Zwischenseengebiet 164.
Zwölfmeilenland (Dodekaschoinos), Ägypten 241.
Zwölftafelgesetze (451—450) 371.

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.